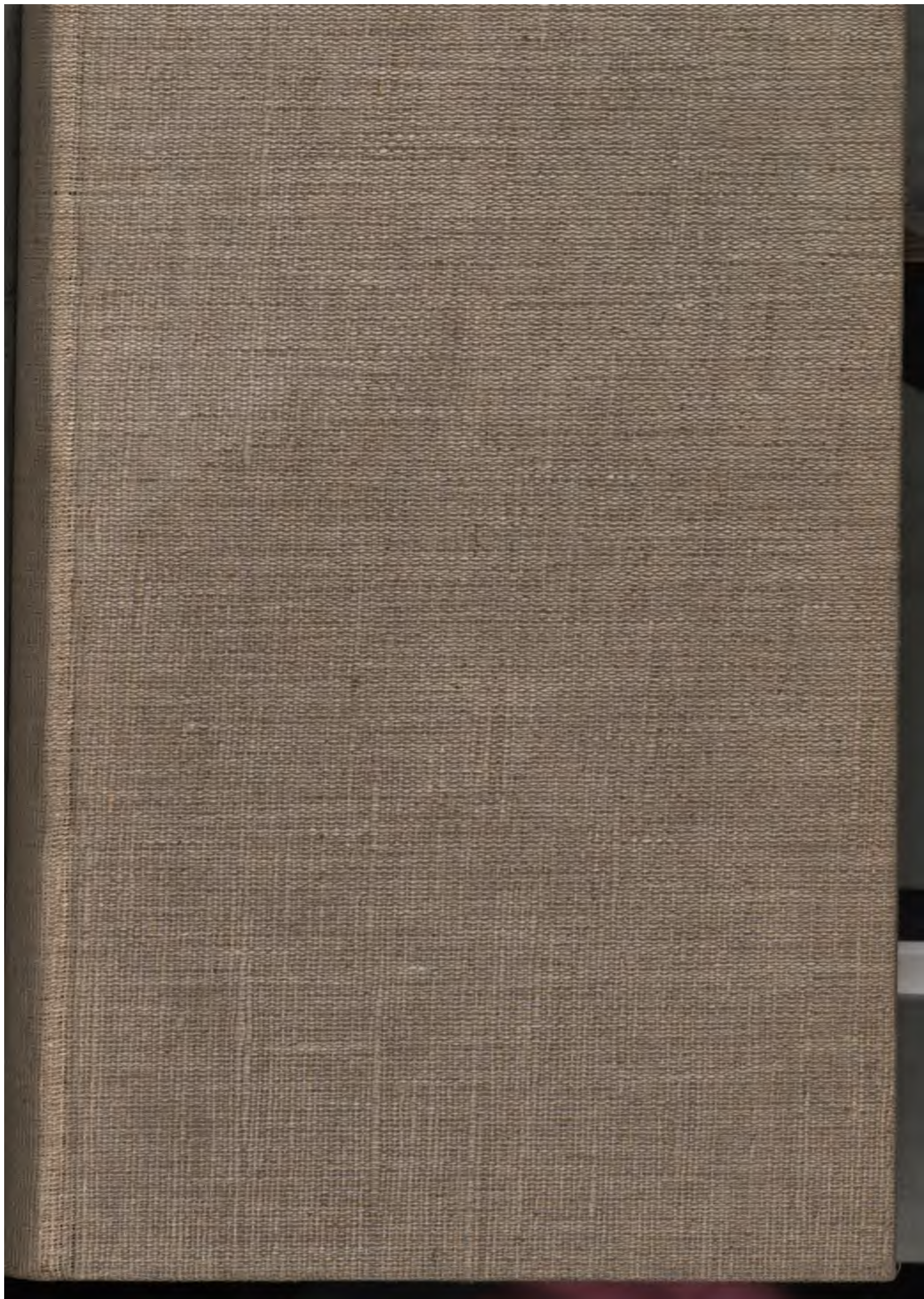


ČECHISCHE REVUE

REDAKTEUR:

PROF. DR. ERNST KRAUS.

ERSTER JAHRGANG.

1907
VERLAGSBUCHHANDLUNG GROSMAN & SVOBODA
PRAG
II., FERDINANDOVA 40

Druck von Ed. Leschinger.

Inhalt.

Aus der čechischen Literatur.

Proben.

Notizen über die Verfasser.

Rundschau.

Besprechungen.

Notizen.

Zur Aussprache der Namen.

á, é, í, ó, ú, ů, ý = langes a usw; — y = i; — ě = je; — dy, ny, ty = di, ni, ti; — di, ni, ti = ďi, ňi, ťi; — dě, ně, tě = ďe, ňe, ťe (mouilliert); — c = z, tz; — č = tsch; — ď, ť = dj, tj (mouilliert); — ň = franz. gn; r = kräftig mit der Zungenspitze vibriertes r; ř = ein eigentümliches r (die Zunge am weichen Gaumen, die Zungenspitze an den Oberzähnen); — š = sch; — ť siehe ď; — v = w; — z = frz. z; — ž = frz. j. Der Akzent ruht auf der ersten Silbe des Wortes.

Was unsere Zeitschrift will und verspricht, sagt ihr Titel; sie soll, nicht in zusammenhängender Darstellung, sondern anknüpfend an aktuelle Erscheinungen aus allen Gebieten, über Sein, Wollen und Können des čechischen Volkes belehren, falschen Ansichten entgegentreten und durch Beseitigung von Vorurteilen eine Verständigung mit den anderen, zumal den benachbarten Kulturvölkern anbahnen und ermöglichen.

Dabei verhehlen wir uns nicht, dass wir keineswegs im vorhinein auf eine so günstige Aufnahme rechnen dürfen, wie sie andern Völkern zuteil geworden ist, die eine Weltsprache zur Darstellung ihrer Verhältnisse benutzten. Welches Interesse darf ein Volk von verhältnismässig so geringer Kopfzahl in Anspruch nehmen? Und lebt es nicht mitten unter Deutschen, welche vor allem berufen sein müssen, ihre Landsleute und das Publikum ihrer Sprache über seine Eigenschaften und Tendenzen richtig zu informieren?

Auf diese Fragen antworten wir: Die böhmische Frage ist die Frage Österreichs und eine Verständigung zwischen den Nationen der Sudetenländer würde eine entscheidende Wendung in den Schicksalen dieser Grossmacht bedeuten. Und diese Verständigung scheitert immer wieder gerade daran, dass eben die Deutschen der böhmischen Kronländer die geringste Fähigkeit und Neigung besitzen, sich mit Sprache und Geistesleben ihrer Nachbarn vertraut zu machen. So bleibt uns denn nichts übrig, als den Versuch zu wagen, mit eigenen verlässlichen Informationen an das deutschlesende Publikum heranzutreten.

Wir wollen nichts anderes, als dass man uns kennen lerne, dass man das, was bei uns geschieht, im wahren Lichte sehe. Wenn wir demnach tendenziösen oder auf Unwissenheit beruhenden Äusserungen entgegentreten werden, falls sie einer Widerlegung überhaupt wert sind, so werden wir uns hüten, in den entgegengesetzten Fehler zu verfallen: durch Beschönigen, Verschweigen und Ableugnen begangene Fehler gut machen zu wollen, und alles Heimische für trefflich und tadellos auszugeben.

Wir werden unser Volk so zeigen, wie es ist, seine angeborenen Eigenschaften und die Verhältnisse, in die es gestellt ist. Die Anthropologie und Ethnographie, die Volkswirtschaft und Soziologie, die Statistik und Geschichte werden uns helfen, die Fragen zu beantworten, die man uns stellen kann.

Wenn jemand es unternimmt, ein das Volk in seiner Gesamtheit repräsentierendes Organ herauszugeben, so beruht das freilich immer auf einer gewissen Fiktion, auf der Annahme eines einheitlichen Volksganzen, einer einheitlichen, alle seine Angehörigen beseelenden Anschauung oder doch eines Beurteilers, der von keiner Parteianschauung und keinem Parteiinteresse berührt, nur das dem ganzen Volk Gemeinsame vertritt und sich von jeder Subjektivität freizuhalten vermag.

Wir werden zum mindesten den Versuch machen, den Fehler aufs engste zu begrenzen, indem wir gewissenhaft über alle Meinungen und Ereignisse referieren wollen, sie mögen von welcher Seite immer ausgehen, und indem wir den Vertretern der abweichenden Anschauungen nach Möglichkeit selber das Wort erteilen und es so dem fremden Beurteiler ermöglichen, mit eigenen Augen zu sehen. Wenn es uns auf diese Weise gelingen sollte, ein Feld zu schaffen, auf dem die Vertreter aller Anschauungen sich in friedlicher Erörterung begegnen würden, so wäre das die Erfüllung eines lange gehegten Wunsches der Besten und ein gutes Omen für künftige Versuche auf heimischem Boden. Ein Blick auf das Verzeichnis unserer Mitarbeiter genügt zur Erkenntnis, dass wir in keinem Wissensgebiet eine blosse Klique vertreten.

So laden wir denn ein zu einer Betrachtung der Leistungen unseres Volkes in Landbau und Gewerbe, Industrie und Handel, in Wissenschaft und Kunst. Wir wollen sie nicht anpreisen, sondern sie an dem strengsten Masstabe messen, den die Vergleichung mit anderen Völkern gewährt, unbekümmert um die etwaigen übereilten Schlussfolgerungen Übelwollender.

Durch diese steten Bezüge ergibt sich eine Fülle der interessantesten Vergleichungspunkte, einerseits mit Völkern, denen wir durch Zahl oder politische Stellung nahestehen, andererseits mit unsern nächsten Nachbarn, mit denen zu wetteifern unser Schicksal ist. Alle europäischen Bewegungen in der materiellen und Geisteswelt werfen hierher ihre Wellen und jeder Leser wird auf seine Rechnung kommen, ob er nun für Erscheinungen

der Kunst und Literatur oder für jene des praktischen Fortschrittes in Technik und Wirtschaft, für Fragen des Rechts und der Gesellschaft oder der Religion und Philosophie besonderes Interesse hat. Wir sind uns dessen bewusst, dass unser Volk vorläufig fast nur als wirksamer oder möglicher politischer Faktor die Aufmerksamkeit Europas in gewissem Grade auf sich ziehen kann, aber gerade der Politiker, der über das Nächstliegende hinaussieht, wird gerne den Wurzeln der politischen Erscheinungen im Volks-, Gesellschafts- und Geistesleben nachgehen wollen.

Und wir dürfen endlich, unbekümmert um die augenblickliche politische, wirtschaftliche, kulturelle Geltung unseres Volkes, ein allgemeines höheres Interesse beanspruchen. Durch die Allseitigkeit, mit welcher wir zum Kerne der Erscheinungen unseres Volkslebens zu gelangen suchen, wird — wie nirgends bisher! — ein Problem von welthistorischer Bedeutung beleuchtet und der Versuch seiner Lösung gemacht: das Problem eines kleinen Volkes, das Problem jener Völker, welche gewaltige Summen von Energie der blossen Erhaltung ihres Volkstums widmen müssen, die die grossen Völker für den allgemeinen Fortschritt nutzen können, welche, ohnmächtig, wo es auf brutale Gewalt ankommt, nur in der Bildung das Mittel zu ihrer Selbsterhaltung sehen, aber gerade für ihr Bildungsstreben in ihrer geringen Zahl die grössten Hindernisse finden.

Wir legen soviel Gewicht auf dieses Problem und die Lösung desselben, dass wir eine scheinbare Ausnahme von unserem Programm machen und den unter ähnlichen Verhältnissen lebenden oder nur durch ihre geringe Kopfzahl uns nahestehenden Völkern unsere Aufmerksamkeit widmen. Unsere zeitweiligen Übersichten der auswärtigen Politik werden dadurch eine eigentümliche Färbung erhalten, sie werden die zeitgenössische Geschichte gerade vom Standpunkte der meist unbeachtet bleibenden Interessen der kleinen Völker sehen. Wir hoffen durch diese Übersichten und einzelnen Nachrichten über die Stellung der kleineren Staaten und Völker, ihre Verhältnisse zu einander und zu dem übermächtigen grossen Nachbarn, oft auf einem Seitenwege uns unserem Ziele schneller zu nähern, als auf der geraden Bahn.

Mit diesen Zielen vor Augen gedenken wir den Leser über alles Wissenswerte zu orientieren, was das čechische Volk berührt oder an dem seine Angehörigen irgendwie beteiligt sind.

Unsere grösste Aufmerksamkeit werden wir jedoch natürlich den für das Zusammenleben der Völker und die Geltung des eigenen Volkstums wichtigsten Zweigen widmen, als: Volkswirtschaft, Politik, Schulwesen, wissenschaftliche und populäre Literatur, sittliche und religiöse Verhältnisse usw.

Wenn wir hoffen, in dieser Beschränkung auf ein einziges, freilich in seiner vollen Breite und Tiefe erfasstes Volksganze Interesse bei einem Teile des deutschen Publikums und der der deutschen Sprache mächtigen Leser anderer, besonders der in ähnlichen Verhältnissen lebenden kleineren Völker zu finden, so steht uns ein Vorgänger vor Augen, dem diese Beschränkung zwar nicht auf ein Volk, aber auf ein einziges Land durchaus nicht zum Nachteil gereichte: wir meinen die erste „böhmische Revue" in deutscher Sprache, die nur leider allzuwenig tatkräftige Unterstützung bei den berufenen Kreisen fand: die von Palacký herausgegebene „Monatschrift der Gesellschaft des vaterländischen Museums in Böhmen". Ihr rühmt kein Geringerer als *Goethe* nach:

„Diese Zeitschrift . . . gibt . . . nichts Fremdes; alles, was sie mitteilt, ist einheimisch und zu einheimischen Zwecken. Dadurch gewinnen wir den wichtigen Vorteil, in ein höchst bedeutendes Land und dessen Zustände als in ein mannigfaltiges Eines unzerstreut hineinzusehen."

Seit kurzer Zeit erst kennen wir diesen denkwürdigen Aufsatz Goethes nach seiner Entstehung und wissen seine eigenen Worte von fremden Zusätzen zu unterscheiden, jenen Aufsatz, dessen Wirkung der gründlichste Kenner, Prof. August Sauer, durch die Worte ausdrückt: „Wurde auch der nächste Zweck, die Museumszeitschrift über Wasser zu halten, nicht erreicht, Grösseres und Wichtigeres war erzielt: Böhmen war für Deutschland von neuem entdeckt. Ein neuer Kulturkreis war für Europa gewonnen. Veraltete Vorurteile waren widerlegt; weit verbreiteten falschen Ansichten wurde der Boden entzogen."

Wenn wir nach achtzig Jahren den Versuch Palackýs wiederholen, so schreckt uns das drohende Schicksal seiner Zeitschrift nicht so sehr als uns die Aussicht lockt, etwas von dem zu erzielen, was seiner Zeitschrift hier nachgesagt wird.

An veralteten Vorurteilen und falschen Ansichten herrscht auch heute kein Mangel; möge es uns beschieden sein dazu beizutragen, dass unser Volk von neuem für Deutschland entdeckt werde.

Aus Šlejhars „Hölle“.

— — — — — — — — — — — — — —

Inzwischen stieg er die Treppe empor, die wie von weissem Reif bedeckt war. Es war der allerfeinste Stronzianstaub, der stets mit Vorsicht weggefegt wird und sich doch immer wieder hartnäckig ansetzt. Denn diese Treppe führte zu einem weitläufigen Raume oberhalb der Stronzianöfen, in welchem die Manipulationen mit der Verarbeitung der Stronzianmassa vor sich gingen, das Mahlen, das Kneten, das Formen von Ziegeln, das Fortführen derselben, um sie zu trocknen, bis sie schliesslich in die Öfen gelegt werden konnten, welche sich emporwölbten wie die Rücken von Ungeheuern.

Alles starrte hier von hartem Weiss, war wie in ein Leichentuch gehüllt. Weisser ätzender Staub ballte sich wie flüchtiger Dunst zu einer in dieser Atmosphäre beständig schwebenden Wolke, drang überall hin, alles belegend, vernichtend, ätzend, zersetzend. Er zersetzte allmählich jeden leblosen Stoff, Holz wie Eisen, das hier mit der Zeit unbrauchbar wird. Er zersetzt auch jede lebende Masse, nämlich alle die hier versammelten Menschenleiber und verzehrt die Gewebe ihrer Eingeweide, gleich einem Krebsgeschwür sich einschleichend und das Blut vergiftend; er schwelgt hier bei seinem schauerlichen Mahle, indem er die zarten Knochen und Fasern mit unfehlbarer Ausdauer benagt, Körper und Seelen verdirbt.

Ja, wie in ein Leichentuch war hier alles gehüllt, in ein Leichentuch für lebende Körper und gerade nur für Kinderkörper, denn nur solche waren hieher verurteilt und im Grunde also längst dem Tode geweiht.

In diesem Trakte arbeiteten nämlich lauter Kinder, etwa bis zu vierzehn, höchstens sechszehn, siebzehn Jahren, denn dann starben sie schon bestimmt, oder sie mussten, den Tod im Leibe, von hinnen;

länger hätten sie es nicht ausgehalten. Es arbeiteten Kinder hier, weil sie diese Arbeit gut versehen konnten, weil es fast nur eine spielende Arbeit war, diese Maschinen zu bedienen, welche die Masse selbst kneteten, sie zu einer überaus grossen Anzahl von Ziegeln formten, somit eigentlich selbständig zu Werke gingen, sich wie mit Bewusstsein alles einzuteilen und zu besorgen wussten; denn sie waren ein Meisterwerk der Technik, und diese Kinder, eigentlich nur wenige von ihnen, hatten bloss zu gewissen Zeiten mit einem Hebel zu rühren, oder in anderer Weise zu rechter Zeit einzugreifen, wenn diese sinnreiche Maschine nicht mehr ausreichte. Und die übrigen, beiläufig zwanzig Kinder wurden dazu verwendet, die Ziegel, welche die Maschine massenhaft lieferte, nach allen Räumlichkeiten oberhalb der Öfen zu verführen; es geschah mittelst eigener kleinen Wagen auf Geleisen, die zu besonderen Holzstellagen führten, welche wie eine Menge von vergitterten Käfigen den ganzen Raum füllten. Es war diese Beschäftigung eigentlich heiter, kurzweilig, spielend für die Kinder, sie unterhielten sich dabei, wenn die Wagen so hübsch über das Geleise glitten, ohne viel Anwendung von kindlicher Kraft zu benötigen und wenn sie dann bei der Rückfahrt des leeren Wagens mitfahren konnten, indem sie sich rückwärts aufstellten, obgleich es verboten war. Und dieses Mitfahren war das Unterhaltendste dabei, wenigstens im Anfang. Diese Arbeit wurde also von den Kindern ganz gut bewältigt, denn sie waren dazu geeigneter, geschickter und leichtfüssiger als die schwerfälligen Erwachsenen und deshalb wurden hieher nur Kinder aufgenommen. Und auch deshalb, weil sie für die Hälfte des gewöhnlichen Lohnes arbeiteten, in der Tat lächerlich billig. Und wie wussten sie überdies diese Arbeit zu schätzen, wie rissen sie sich darum; scharenweise wurden sie von ihren Eltern aus den Gesindestuben der Meierhöfe, mochten diese der Herrschaft, den Juden oder der Geistlichkeit gehören, hergeschickt, nur damit sie zu Hause nicht umsonst mitässen, besonders wenn es Not gab, und lieber selbst etwas zum Lebensunterhalt beitrügen. Und das fühlten die Kinder auch offenbar gut, sie begriffen ihre Bedeutung und dieses Bewusstsein erhob sie.

Haufenweise eilten sie hieher und erbaten sich die Gnade zum eigenen Verderben aufgenommen zu werden. Denn diese Gnade bedeutete Verderben für immer, jenes Spiel mit den Wägelchen und das gelegentliche Mitfahren war eigentlich ein

Vorspiel des Siechtums, eine Art Liebäugeln mit dem Tode. Und doch, wenn die Kampagne beginnen sollte und die Leute sich vormerken liessen, weinten diese Knaben und rauften wie im Kampfe auf Leben und Tod, sodass es gar oft des Stockes des Aufsehers bedurfte, um die jammernde Schar zu beruhigen, welche um den Vorrang kämpfte, aufgenommen zu werden. So mangelte es denn nie an diesen Arbeitskräften, mochte sie auch die Pestseuche der Fabrik um die Wette in den Tod treiben. So zahlreich und passend waren diese Arbeitskräfte, und zu einem so lächerlich billigen Preise, wie sonst ein Menschenleben nie zu haben ist.

Es war für den Beamten nicht notwendig oft herzukommen, einmal von Zeit zu Zeit genügte vollkommen, hier gab's nichts zu verderben, nichts zu versäumen, hier konnte nichts vernachlässigt werden; denn die von unten mittelst Transmissionsriemen getriebene Maschine trieb eigentlich selbst alles ohne Unterlass zur Eile an, indem ihr Schlund in einemfort die weisse Masse in Form eines vierkantigen Streifens von sich gab, wovon sich ein Ziegel nach dem anderen ablöste, sodass die ganze Kinderbereitschaft je nach der Art ihrer Arbeit angemessen sich beschäftigen musste. Wenn sie es unterliessen, würde sie die Maschine sogleich mit der weissen Masse überfluten, jede Nachlässigkeit käme sofort ans Licht — und dann würde es den Rücken der Kinder unter dem Ochsenziemer des Aufsehers schlecht ergehen, der von Zeit zu Zeit herkam, um nachzusehen, bald brüllte und schimpfte, bald ein Kopfstück, bald einen Fusstritt, bald einen tüchtigen Steckenhieb versetzte, um sich dann wieder zu entfernen, nachdem er ein bisschen Schrecken eingejagt, ein bisschen Schmerzen verursacht hatte, wie es sein musste, damit die Kinder den gebührenden Respekt vor ihrer Pflicht nicht verlören. Ausnahmsweise war es auch notwendig, dass der Aufseher plötzlich zwischen sie trat, wenn nämlich die Kinder in Streit gerieten, einander in die Haare fuhren, sich balgten und das geschah gewöhnlich wegen der sogenannten „Alten", das heisst, wenn Einem von ihnen zum Schluss einer Partie die Fahrt mit dem Reste zufiel, wessen sich ein jedes Kind schämte. Die anderen aber lachten und riefen ihm spottend nach, es fahre mit der „Alten", mit der „Alten", mit der „Alten", welchem Lose freilich ein Jedes durch allerlei Manöver und Listen nach Möglichkeit zu entgehen trachtete. Daraus entstanden oft Reibungen und Zwistigkeiten, die durch

ganz ehrlich gemeinte Zänkereien und Prügeleien ausgeglichen wurden . . . waren sie ja doch noch zu sehr Kinder. Freilich genügte dann nur das blosse Erscheinen des mit dem Ochsenziemer bedeutungsvoll spielenden Aufsehers, um im Nu Ruhe zu erzielen und das betreffende erhitzte Kinderköpfchen von dem Odium der „Alten" zu befreien.

Es genügte also höchstens einmal in der Nacht herzukommen, im Vorbeigehen von den Stronzianöfen; denn ohnedies verstand schon der Aufseher hier alles besser und nachhaltiger zu ordnen als er selbst, den ja doch etwas von einem derartigen Eingreifen abhielt, welches diesen Kindern in Hinblick auf den Ochsenziemer so viel Respekt einflösste — und es half nichts, mitunter musste radikal eingeschritten werden, zumal es schon einmal so der Brauch war.

Heute aber zog ihn etwas ganz Besonderes hieher; ohne recht zu wissen wie, gelangte er über die Stiegen vor die weisse, vom Stronzianstaub wie filzige Türe, die zu den Kammern oberhalb der Öfen führte. Während es in seiner Seele wiederhallte wie ein Chor aus mystischen Regionen, die sein nahendes, hohes Glück bestimmten, während sein Herz sich der Seligkeit erschloss, seiner Himmel und Erde umfassenden Liebe, führte ihn eine andere Stimme einen anderen Weg dahin, zu den Kindern, als riefe ihn noch zuletzt diese geknechtete, unsäglich herabgekommene Kindergesellschaft in ihre Mitte, als müsse er in seine alles umfassende Liebe auch noch diese Kleinen aufnehmen.

Und wie er nun so unversehens eingetreten war, blieb er sofort im Banne der weissen Atmosphäre stehen, die hier alles erfüllte, ihm scharf in die Augen und nach innen drang, als wollte sie geradezu seine Seele verzehren. Ja, dieser ätzende Staub trug das Verderben bis in das Blut durch alles Geäder, drohte selbst die Knochen zu benagen — gerade so, wie er es mit den zarten Knochen aller dieser Kinder tat.

Das fortwährende, klagende Gerassel der kleinen Wagen, die über das Geleise schoben, klang wie ein steter Wiederhall der Beklemmung. Der weite Raum lag vor ihm, voll heisser Glut, schwer wie Blei. Spärlich beleuchtet schien er sich nach allen Seiten in dunkle Abgründe zu verlieren. Matte Höfe umschlossen einzelne Lichtpunkte mit verräterischen Regenbogenfarben — das waren Glühlampen, welche hier brannten in der trüben heissen Luft. Diese trockene, harte Schwüle trieb ihm den Schweiss auf

die Stirn, dessen Tropfen in dieser Atmosphäre geradezu ätzend wirkten. Es war Einem hier so wohl zu Mute wie etwa dem Verdammten bei dem Eintritt in die Hölle, in ihren vernichtenden Feuerschlund. War es doch ein wirklicher Ort der Verdammnis für die, welche verurteilt waren, bei Tag wie bei Nacht, je zwölf und noch mehr Stunden hindurch, ihre Jugend, und die war ihr ganzes Leben, hier zu verbringen — und gegen dreissig Kinder waren dazu verurteilt. Heute bleiben sie ganze achtzehn Stunden ohne Unterlass hier.

Diese dreissig Kinder in solchem Broterwerb! Diese dreissig Kinder durch unerbittliche, grausame Disziplin zur Erfüllung ihres Schicksals angetrieben — das heisst zu beschleunigtem, sicherem Hinsterben! Diese dreissig Kinder der Freude des Lebens entrissen und seiner Verzweiflung preisgegeben! Auf mütterliche Zärtlichkeit und Freuden der Kindheit hatten sie noch Anspruch und hier wurden sie statt dessen mit Stockschlägen zur Sklavenarbeit angehalten, welche sie ausbeutete und verdarb. Sie durften sich nicht rühren, nicht umherschauen, nicht spielen — und sie hätten sicherlich so gerne gespielt — sie durften nicht für einen Augenblick weglaufen, um frische Luft zu schöpfen, bei Tage sich zu sonnen. Hier gab's nichts dergleichen, weder frische Luft noch Sonne, weder Wiesengründe noch geackerte Felder mit dem Ausblick in weite Himmelsfernen, hier gab's keinen Vogelgesang, keinen flatternden Schmetterling, keinen kriechenden Käfer, kein hüpfendes Fröschlein . . . nichts, was ein Kinderherz zu fesseln und zu beglücken vermag.

Mit blutendem Herzen bedauerte er diese Kinder und erbebte wie von dem Entsetzen einer unheildrohenden Nacht erfasst. Warum musste gerade jetzt, da er ja doch sonst unzähligemal dasselbe Elend, dieselbe Verdammnis, dieselben Verbrechen, dasselbe Hinopfern im Vorübergehen teilnahmslos, in kühler Gleichgültigkeit mitangesehen hatte, ohne etwas von diesem vergewaltigten Menschentum zu beachten, als wenn alles dies der Weltordnung gemäss, natürlich, wie von selbst, unter dem Rechtstitel der Entwicklung und mit der Notwendigkeit eines souveränen Gesetzes vorginge, und ohne sein schweres Herz in blutige Tränen teilnehmenden Mitleids ausbrechen zu lassen — warum musste gerade heute dieses selbe Herz von dem Sonnenglanze und dem befreienden Fernblick seiner Höhen sich mit blutigen Tränen zum irdischen Jammer herablassen?

Still, wie verloren blieb er gleich beim Eintritt in diese Höllenpforte stehen.

Ein Labyrinth von Stellagen stand hier überall herum und aus den Abgründen seitwärts stieg unablässig der Pesthauch glühender Hitze und des giftigen, weissen Dunstes empor. Der Reihe nach kamen sie näher, die klagend-kreischenden kleinen Wagen, wie ein im Traume vernommenes trauriges Lied ertönend — sie kamen näher, ein jeder von einem kleinen Knaben geschoben, so hoffnungslos und entsetzlich, wie Karren mit Gerichteten.

Kinder, die noch der Pflege mütterlicher Liebe bedürftig und um den poetischen Reiz der Jugend betrogen, hieher gebracht waren, infolge des Elends in den Hütten ihrer Eltern, welche nicht imstande waren, ihren Kindern das nötige Stück Brot zu verschaffen, inmitten gesegneter, fruchtbarer Fluren, da sie unersättlicher Egoismus kraft seines höheren Rechtes für sich in Beschlag genommen hat. Gestern spielten diese Kinder noch auf dem Gemeindeanger, jagten Schmetterlingen nach, versteckten sich im Dunkeln unter dem strohgedeckten Vordache, der Atem der Natur und der Gottheit hauchte auf ihre Wangen den frischen Samt anmutiger Röte. Heute sind sie hier an diesen Orten, die den früheren so wenig gleichen, wie der Himmel der Hölle. Heute sind ihre Wangen gebleicht, bis auf die Knochen eingefallen, die Lippen zusammengeschrumpft und verblasst, als wäre alles Blut aus ihnen gewichen. Wahre Totengesichter, der Verwesung entgegensehend. Gestern noch frisch und stark wie Feldblumen, heute verräterisch niedergemäht in ihrer Blüte, in der üppigsten Entfaltung ihres quellenden Lebens. Gestern noch das Glück der freien Bewegung bei munteren Sprüngen, heute der unsichere, schwerfällige Gang von Paralytikern, ihre greisenhaft müden Glieder den kleinen Karren nachschleppend. Statt der einst sprudelnd lebhaften Gebärden ihrer Arme legen sich nun die matten Hände abgespannt auf den Rand der Wagen und schauern entkräftet zusammen bei jeder Erschütterung der metallenen Handhaben, die sich mit unbarmherziger Härte in die zarten Handflächen einschneiden. Wie farblos und erloschen ist der Ausdruck dieser Äuglein, die noch gestern von kindlichem Übermut und von Lebensfreude sprühten — heute blinzelt aus ihnen der schwermütige, erschöpfte, versengte Blick eines Erdmolches . . . Und die Haare aller dieser Kinder, gestern noch weich wie Seide, glänzend und elastisch, eine Wonne für zärtliche

Mutterhände, sind heute mit dichtem, weissem, giftigem Filz überzogen, der Tag und Nacht an ihren Wurzeln zehrt, sie grob und rauh macht. Sie gleichen nun den grauen Haaren von abgestorbenen Greisenschädeln, abstossend bei jeder Berührung . . .

Es zogen die Wägelchen vorüber, sie zogen dahin, aber ihr dröhnendes Gerassel schien sich nicht von ihm entfernen zu wollen. Es blieb bei ihm stehen und drang mittelst einer undefinierbaren Sprache überzeugend in seine Seele ein. Und er musste sich ganz und gar in diese Sprache vertiefen, ihr horchen und lauschen.

Das war ein unheimlicher Chor wie aus einer anderen Welt, keine Kinder im reizvollen Spiel, was an dem seitwärts Stehenden vorüberzog und in dessen Ekstase zu einer übernatürlichen Erscheinung wurde.

Und er, an dem dieser Zug sich vorüberbewegte, fühlte seine schwere Verantwortlichkeit, als unumschränkter Herr und Gebieter, als bevollmächtigter Vollstrecker aller dieser zermalmenden Verwüstung, welche das menschliche Leben, seine Jugend, seinen Anteil am Paradiese der Natur in Sklavenfesseln geschlagen, als Mitausbeuter, Mitverbrecher, Mitlästerer und Mitbedrücker, in dessen Machtsphäre dies alles vor sich ging, — er stand hier stumm vor sich blickend, doch von der Qual dieser Selbstvorwürfe gepeinigt. Seine eigenen Sünden und Verbrechen zogen an ihm vorüber. Aus allen den leblosen Kindergesichtern, die den Stempel des Todes trugen, blickte ihm ein grässlicher Vorwurf entgegen.

Da wankte er zurück vor diesem mystischen Bild, vor dem Ansturm jener schauervollen Lebensabgründe. Er meinte herabzustürzen in bodenlose Tiefen, die plötzlich alles Irdische verschlangen. Nirgends schien es einen Gott zu geben, mit seiner Hilfe, Macht und Barmherzigkeit, nirgends gab es einen Hoffnungsstern in dieser grenzenlosen Öde.

„Oh, Maria," hallte es unendlich klagend durch seine Seele, deren ganzes menschliches Fühlen plötzlich hervorbrach wie der letzte Hilferuf eines Versinkenden.

Und sie kam, reichte ihm die Hand. So zart war diese Hand wie eine Lilie, ihre Berührung wie ein Hauch — und doch so fest, so allgewaltig wie Gottes Arm. Sie blickte auf ihn wie der Stern aus Himmelshöhen, welcher zuerst die dunklen Gewitterwolken durchbricht — welche Erhabenheit, welcher Friede

welche Zaubermacht ergoss sich auf ihn aus diesem Blick. Sein ganzes in Reue aufgelöstes Wesen, von bodenlosem Leid ergriffen, von herzverzehrenden Qualen gepeinigt, versenkte sich in diesem Blick seiner Liebe. Er erfasste jene lilienzarte und allgewaltig feste Hand, und Kraft, Hoffnung und Zuversicht erfüllte wieder seine Seele. —

Und alles ringsum heiterte sich plötzlich auf, das verheerende Dunkel zerstob. Als käme der freudige Morgen nach einer entsetzlichen Nacht. Strahlendes Licht brach sich Bahn, das Leben meldete sich, es wehte der Odem der Wirklichkeit. Als fände er sich selbst wieder, kehrte er zu jenen Gedanken und Beziehungen zurück, in denen er allein seine Sühne suchen musste . . .

Ja, das Leben meldete sich. Eine Fülle des Lebens. Dort rückwärts ober den Öfen, inmitten jenes Gewirres von Stellagen, um welche sich all' das Treiben hier drehte, liess sich plötzlich Geschrei hören. Das verhaltene, unnatürliche Geschrei einer ermatteten, hocherhobenen Kinderstimme, die verzweiflungsvoll abzuwehren scheint. Jene Unnatürlichkeit hatte aber wohl einen anderen Grund, als etwa das Entsetzen vor einer das Leben bedrohenden Gefahr.

Sich aufraffend wendete er nun seine ganze Aufmerksamkeit diesem Lebenszeichen zu, die eindringliche Aufmerksamkeit seines teilnahmsvoll erregten Herzens, das jeder Kundgebung des Lebens zugänglich war.

Es war unbedingt kein Notschrei, kein solcher plötzlicher, durch die ganze Fabrik gellender Aufschrei, bei dem das menschliche Herz von den Schrecknissen mystischer Ahnungen befallen und von der eisigen, grauenhaften Leere umfangen wird als Zeichen des raschen Nahens eines gewaltsamen Todes, der ja hier allenthalben lauert, um mit grausamer Raffiniertheit seine Opfer zu überfallen.

Also kein Notschrei war es, und doch wieder wie sonderbar, wie unheilvoll klagte er in seiner unseligen Wirkung, so ganz und gar ungewohnt. So viel Leid und Jammer lag darin, die unerwartete Offenbarung eines hart bedrängten Herzens. Schliesslich glich es dem kläglichsten Meckern eines erschreckten Zickleins, welches die vermisste Mutter ruft. Und da seine Seele, erfüllt von der Unendlichkeit seiner Liebe zum Quell allmenschlicher Barmherzigkeit geworden war, gewährte er allem Zutritt, schloss

alles in seine liebenden Arme und tief ergriffen konnte er auch dies klägliche Kinderstimmchen nicht überhören.

Und zugleich neben den abgebrochenen Lauten einer unerklärlichen kindlichen Verzweiflung ertönte das Halloh von übermütigen Kinderstimmen, neckend, spottend, brüllend in ausgelassener Heiterkeit. Und beides wetteiferte schliesslich miteinander, je mehr des Weinens, umso mehr auch der Neckerei.

Da wusste er schon, was hier vorging — oh, dieser unerschöpfliche Trieb der unschuldvollen, übermütigen Kindheit, welcher sie noch am Grabesrande spielen. lässt, solange nicht auch die letzten Knochen zerstört sind. Ah, es handelt sich um die „Alte", das Kind mit der jammernden Stimme soll die letzten Ziegel führen und wehrt sich dagegen, als wäre es die wichtigste Lebensangelegenheit -- es werden eben den Kindern grosse Dinge zum Spiel und Spiele zu Lebensereignissen. Es wehrt sich dort, da es dem Spott entgehen will, der Beschämung, gewissermassen der Entwertung seiner Stellung, aber es kann sich des Spottes und der Schadenfreude der anderen nicht erwehren. Wenn das Fahren mit der „Alten" einen stärkeren und gewaltsameren Knaben traf, entstanden förmliche Raufereien; die Zwistigkeiten hier unter den Kindern waren ja eben so wichtig, wie anderwärts die Zerwürfnisse der Erwachsenen. Es war daher gar oft ein Eingreifen jenes Aufsehers nötig — diesmal hatte er sich nicht sofort eingestellt, da er wohl anderwärts weilte, oder irgendwo im Verborgenen schlief, oder keine Lust hatte, sich heraufzubemühen. Das Geschrei wurde also immer lauter, immer dreister und nun ertönte dazwischen auch noch Hundegebell, und zwar ein sozusagen kindliches, offenbar das eines ganz jungen Hundes.

Ein Hund an diesem Ort! Das ist doch etwas Niedagewesenes und Ungehöriges, dachte er nicht ohne Staunen, welches unter anderen Umständen eine strenge Rüge nach sich gezogen hätte — was mag das nur sein . . . und er trat noch näher heran, aber nicht um sich in einer Gebieterpose zu zeigen, sondern von einer anderen, eigentümlichen Gemütsstimmung ergriffen.

Inmitten der Gruppe von lachenden und attackierenden Jungen wehrte sich keuchend in ängstlicher Erregung der kleinste von den Knaben, schwach und gebrechlich, dessen Fahrt mit der „Alten" wahrscheinlich von seinen Genossen abgekartet war,

weshalb er sich nun schämte und sich weigerte zu fahren. Die spindeldürren Arme mit den geballten Fäustchen hielt er krampfhaft abwehrend vor sich hin, der schreiende Mund stand weit offen und seine Augen mit brennendem Glanz, ebenfalls weit offen stehend, hatten den verblüfften Ausdruck eines ganz ungewöhnlichen Entsetzens angenommen — jenen krankhaften Ausdruck reizbarer Wesen, welche schliesslich in allem das grausamste Schicksal gegen sich gerichtet sehen, dessen sie sich bis zur Erschöpfung, aber vergebens zu erwehren trachten. Sein magerer, abgezehrter kleiner Körper, ebenso weiss bestaubt wie das zerfetzte Baumwolltrikot, mit dem er bedeckt war, zuckte konvulsivisch und schmerzvoll mit den halbzerstörten Gliedern. Es war in der Tat der hysterische Anfall eines aussergewöhnlich reizbaren Kindes, welches zu seinem Verderben über alles aus dem Gleichgewicht gerät. Und umsomehr fielen die übrigen Kameraden mit dem Übermut, welcher in einer derartigen Reizbarkeit nur eine willkommene Beute erblickt, über ihn her. Dem Knaben wurde auf alle mögliche Weise zugerufen: „Du Alte, unser Grossmütterchen, Alterchen, alt, alt, alt“, einige zogen sich, vermummt wie alte Weiber, die Röcke über den Kopf, andere gaben wieder durch Grimassen, Geberden und Gejohle ihre Freude kund über die „Schicksalsfügung“ betreffs der Alten, oder vielmehr darüber, dass es ihnen gelungen war, den kleinsten daranzukriegen.

Sie hatten ihm das schon öfter angetan, sie schienen es gerade auf ihn abgesehen zu haben, das Extreme in seinem Wesen reizte sie offenbar; dies kindliche Geschöpf war ja geradezu die Verkörperung von Armseligkeit, Schwäche und Nachgiebigkeit, ohne alle Widerstandskraft, indem es jeder Ausgelassenheit und jeder List erlag, wenn sie mit ihm ihr Spiel trieb, und sich nicht anders zu wehren vermochte, als dass es wie im Kampfe auf Leben und Tod seine Proteste mit jenem krankhaften, unwillkürlichen Auflodern der Gefühle kundgab, welches solchen Wesen Ersatz für alle ihnen mangelnde Tatkraft bietet.

Und diese ganze, das sich wehrende Kind umgebendet Gruppe von Knaben bellte ein junger Hund an, scheckig, kugelrund und ungestaltet mit noch ungestalteteren Ohren; mit gespreizten Beinen dastehend bellte er sozusagen mit dem ganzen Leibe, ereiferte, erboste sich, als gälte es jemand zu verteidigen — und gar wohl passte sein durchdringendes Stimmchen zu den Klagelauten des Kindes, wie Verwandtes zu Verwandtem.

Ein Hündchen an diesem Orte, das in den gewaltigen Redestrom der Fabrik hineinbellte, als wollte es ihn übertönen, ohne alle Furcht keck sich meldend, dieses komische, unbedeutende Geschöpf, das zu den Dimensionen der ganzen Fabrik in keinem Verhältnis war, und doch rücksichtslos sich Geltung zu verschaffen wusste -- sonderbar —; er konnte anfangs nicht gleichgültig bleiben gegen diesen Eindringling, gegen das kleine Geschöpf, das so wenig hergehörte und doch so selbstbewusst auftrat. Es wedelte, scherwenzelte gar schlimm und wichtigtuend mit dem Schwänzchen, das kaum dicker war als ein etwas stärkeres Haferkorn.

Siehe da!

Sonst hätte er hier kurzen Prozess machen — entweder dem Aufseher einen Wink geben oder selbst eingreifen müssen, um dann unbekümmert um diese kleinliche Kinderwelt weiter zu gehen. Aber als er diesmal eintrat, verstummte die lärmende Menge sofort, sie traten scheu auseinander und senkten, bei ihrer Sündhaftigkeit ertappt, stumpfsinnig und bekümmert die Häupter. Und wieder war es die spielende Jugend nicht mehr, die für einen Augenblick zu sich gekommen war, sondern eine gewisse, namenlos schwere, frühreife Resignation hatte sich ihrer bemächtigt.

Und der Knabe, der geschrien und sich so wild geberdet hatte, verstummte mit einem Male, als wäre alles Leben von ihm genommen. Seine dünnen Arme mit den geballten Fäusten fielen matt, schlotternd längs des Körpers herab; im Gesichte verfärbte er sich mit jener fahlen Blässe, die zuweilen solche Wangen bedeckt, auf welche schon der Tod seinen Stempel gedrückt hat — und das Weiss des ätzenden Staubes auf ihm stach von dieser Totenblässe grell ab. Die Lippen seines Mundes, welcher mitten im Geschrei offen geblieben war, erbebten stumm, ohne Atem, ohne Seufzer, ohne jede Äusserung, wie im Beginn der Totenstarre.

So sehr war der Knabe über sein Kommen erschrocken, wie ihn ja das Leben überhaupt stets nur zu schrecken und ausser Fassung zu bringen schien. Alles in dieser masslos geängstigten Physiognomie war auf ihn geheftet wie auf die Vorsehung, die ihn zu richten kam, wie auf eine furchtbare Erscheinung, die über sein Schicksal entscheiden soll. Das Kind zitterte am ganzen Leibe und die Schichte weissen Staubes auf seiner Stirn war von

perlenden Schweisstropfen durchfurcht, die alle diese Furcht und Bangigkeit hervortrieb.

Da fühlte der Beamte sich in seinem Innern von einem stechenden Vorwurf getroffen, ein düsteres, undeutliches Bild zeigte ihm das Unheilvolle seines Berufes, in dem seine Person, sein blosses Erscheinen einer Kinderseele so viel Kummer bereiten kann. Hatte er sonst das Gefühl einer gewissen Selbstgefälligkeit, einer vermeintlichen Geltendmachung der Autorität, sobald er bemerkte, wie sein gebieterisches Auftreten all dieses geknechtete Volk beeinflusste, so hatte er nun das Bewusstsein von verbrecherischer Anmassung und vernichtender Gewalttätigkeit. Aber er hatte gar nicht Zeit sich mit seinem, von schwerem Vorwurf belasteten Gewissen zu befassen, denn das Hündchen, das dumme kecke Geschöpf, hatte sich mit ostentativer Kühnheit gehen ihn gewendet, da es offenbar nichts wusste von den Würden und Satzungen der Menschen, weder vom Herrschen, noch vom Gehorchen, und nur seinem überquellenden Triebe folgte. Da es schliesslich meinte, die Situation habe sich zu seinen Gunsten geändert, schritt es zum direkten Angriff mit möglichster Heftigkeit — er aber musste ihm schliesslich für einen Augenblick Aufmerksamkeit schenken, denn sein Beinkleid war in Gefahr.

Unterdessen begann sich in den Blicken der übrigen Knaben ein merklicher Anflug von Schalkhaftigkeit zu zeigen; sie hatten sich eben von dem Eindruck seines unerwarteten Erscheinens erholt und da die bestimmt gefürchtete Rüge für die Ausgelassenheit und den Übermut, zu geschweigen von Strafgeldern, Kopfstücken oder gar Stockschlägen merkwürdigerweise nicht eingetroffen war, sich also wieder beruhigt. Verstohlen wechselten sie miteinander verständnisvolle Blicke, dann wandten sie sich wieder dem Kleinsten zu, der wie festgebannt dastand, als sollte sich nun sein schlimmes Lebensgeschick erfüllen; dann wieder zu dem galligen Hündchen, das gleichfalls seinen Anteil an ihrer Aufmerksamkeit beanspruchte. Und schliesslich erhoben sich ihre harrenden Blicke zu dem Gebieter, gleichsam fragend, wie er wohl die Sachen schlichten werde, denn einen Hund herzubringen, und wäre er auch noch so klein, war unerhört und strafbar; ja, es barg sich in ihnen sogar eine ergötzliche Neugierde betreffs des Bevorstehenden, das übrigens nicht so sehr sie selbst anging, wie vielmehr jemand anderen.

(Schluss folgt.)

— —

Jaroslav Goll.

1846—1906.

Von Dr. Josef Šusta.

In den sechziger Jahren des eben verflossenen Jahrhunderts war das geistige Leben in Böhmen durch ein für kleinere Völker überaus gefährliches Leiden, nämlich die kulturelle Isolation, ernstlich bedroht. Das seit 1848 sich steigernde Ringen um politische Rechte verleidete auch die literarischen Beziehungen zu Deutschland, welche bis dahin, trotz der vielfachen direkten Einflüsse französischen und englischen Schrifttums, für die Angliederung Böhmens an die westeuropäische Geisteswelt entscheidend waren, und dies war umso bedeutsamer, als gleichzeitig auch die während der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ins Leben gerufenen gemeinslavischen Kulturbildungen durch den bitteren, polnisch-russischen Streit fast gänzlich gelähmt wurden. Hingegen musste der Rückblick auf die eigenen Leistungen der letzten Jahrzehnte das Selbstbewusstsein des böhmischen Volkes bedeutend steigern; ein Vergleich zwischen der Gegenwart und dem, noch in frischer Erinnerung haftenden Tiefstande der vormärzlichen Zeit war imstande, den Gedanken eines übernatürlichen Lazaruswunders nahezulegen und begründete die Überzeugung, dass man im Begriffe sei, wie ein nach langem Drucke aufschnellender Wipfel, rasch über die nachbarlichen Kronen hinaufzuwachsen.

Mit diesem liebevollen Betrachten des bereits zurückgelegten Weges und dem hoffnungsvollen Vertrauen auf die eigene Schaffenskraft paarte sich sodann die, gleichzeitig auch bei den russischen Slavophilen zum Ausdruck gelangende Geringschätzung der „alternden“ westlichen Völker, und alle diese Stimmungen kamen in Böhmen eben in jenen Jahren zur Herrschaft, als in Europa die neuen evolutionistischen Lehren und die grossen

Siege des Kapitalismus die drohende Blutlosigkeit des Romantismus überwunden und eine neue, realistische Weltanschauung begründet hatten. Der böhmischen Literatur drohte somit die Gefahr, in eine stromentfernte und nur die eigenen Ufer wiederspiegelnde, tote Bucht verwandelt zu werden, und in Wirklichkeit bemerkte man bald, dass in dem national abgeschlossenen Raume der Sauerstoff abzunehmen und die Atmosphäre schwül zu werden begann.

Von dieser Gefahr war die böhmische Geschichtswissenschaft in erster Linie bedroht, denn leichter als bei anderen Wissenszweigen liess sich bei ihr die Beschränkung auf heimisches Material durchführen, insbesondere da die zur Herrschaft gelangten Geschichtskonstruktionen teilweise auf einer Überschätzung der nationalen Kräfte begründet waren. In der ganzen Vergangenheit sah man nur einen Kampf der autochthonen, demokratisch-friedlichen Kultur mit den westlichen, germanisch-feudalen Einflüssen, und sympathisierte mit der ersteren umsomehr, als man selbst von liberalen Prinzipien ganz beherrscht war. Die genialen Begründer dieser an sich grossartig angelegten Anschauung, Palacký und Šafařík, mochten sich noch dessen bewusst sein, dass ihre Ideen aus der allgemeinen romantisch-volkstümlichen Stimmung erwachsen waren, welche nach dem Falle Napoleons Europa überflutet hatte; sie selbst fühlten sich in der grossen Republik der europäischen Wissenschaft noch ganz heimisch. Die an sie angeschlossene, jüngere Historikergeneration war jedoch bereits in einem engeren Kreise und im Banne des nationalen Selbstgefühls erzogen; sie bekundete gegen neue, vom Westen in das Land dringende Strömungen ein instinktives Misstrauen und war geneigt, sich womöglich auf heimische Fragen zu beschränken.

An ihrer Spitze stand ein Mann, welcher zwar noch als ein Arbeitsgenosse der zuvor Genannten gelten konnte, dessen persönliche Eigenart jedoch erst nach ihrem Tode zur vollen Geltung gelangte. W. W. Tomek war der Bildung und dem Gemüte nach ein nüchterner Jurist, welcher in dem Existenzkampfe seines Volkes vornehmlich einen Rechtsstreit sah, für den reichliches und zuverlässiges Aktenmaterial aufgebracht werden musste. Ein Interesse für die ausserösterreichische, auch slavische, Geschichte sowie für die methodischen Fortschritte der Wissenschaft lag ihm ebenso ferne, wie künstlerische Regungen; eine übermässige Schätzung aller auf alter Grundlage bestehenden Gewalten ent-

fremdete ihn der lebendigen Gegenwart, als mit der Zeit diese Gewalten vielfache Verschiebungen erfahren mussten.

Seit dem Tode Palackýs galt Tomek jedoch als das offizielle Haupt der böhmischen Historiographie und es ist bezeichnend, dass sein, von der Geschichte der Landeshauptstadt ausgehendes Lebenswerk, welches trotz der überaus sicheren und kritischen Faktenermittlung doch vielfach auf einer Verkennung des eigentlich Wissenswerten beruht, mit der grossen Architektur Palackýs in eine Linie gestellt werden durfte. Um ihn und um das vaterländische Museum gruppierte sich eine Anzahl von Forschern, welche im Einzelnen die Kenntnis der heimischen Geschichtsereignisse zwar vielfach bereicherte, aber über die von Palacký gezogenen grossen Linien selten hinausging und mit der ausserböhmischen Forschung fast allen Kontakt verlor. Man verlernte, sich an den europäischen Masstäben zu messen und öffnete einem gutgemeinten, aber die methodische Schulung durch patriotische Begeisterung ersetzenden Dilettantismus die Tore. Sollten unter diesen Umständen wiederum Werke grösseren Stiles entstehen, musste zuvor der beengende Kreis der nationalen Absonderung durchbrochen werden und ein Luftstrom ernster Kritik die im politischen Kampfe stauberfüllte Atmosphäre reinigen; vor allem musste man an die Fortschritte der ausländischen Forschung anknüpfen. Dies war jedoch durch den Umstand erschwert, dass mittlerweile eben jene Deutschen, mit denen man um konkrete Geschichtsfragen und nicht ohne Erfolg stritt, in der methodischen Ausbildung der Wissenschaft die Führung übernommen hatten, und dass man sich also vielfach an die eigenen Feinde wenden sollte. Dass es trotzdem geschah, ist ein unvergängliches Verdienst einiger Forscher, deren Namen zumeist mit der eben selbständig gewordenen böhmischen Universität eng verbunden sind.

*

In den Jahren, als das neue deutsche Reich begründet wurde, war Göttingen wohl die vornehmste Bildungsstätte für junge Historiker in Deutschland; der Löwenanteil daran fiel Georg Waitz zu. Der starke, trotz seiner Kurzsichtigkeit mit durchdringendem Examinatorenblick begabte Holsteiner war ein prächtiger Repräsentant jener grossdeutschen Professorenwelt, welche, nachdem sie in der Frankfurter Paulskirche den revolutionären Optimismus zu Grabe getragen hatte, den deutschen Geist für die nüchterne, wert-

schaffende Arbeit zu gewinnen wusste, welche Deutschland die Vormachtsstellung auf dem Festlande verschaffen sollte. Ohne eigentlich genial zu sein, hatte Waitz für den Entwicklungsgang der deutschen Geschichtsforschung fast ebenso grosse Bedeutung wie sein grosser Meister Leopold von Ranke, welcher, der ganzen gebildeten Welt gehörend, weit eher ein feiner Renaissancemensch als ein dem deutschen Milieu entsprechender Lehrer war. Bei warmer national-liberaler Gesinnung besass Waitz die besonders für einen Mediaevalisten unschätzbare Fähigkeit nüchterner Analyse und zurückhaltender Formulation; als Leiter des grossen Monumentenwerkes wurde er zu einer hohen Instanz in quellenkritischen und editorischen Fragen, während er als ehemaliger Jurist gegenüber dem romantischen Subjektivismus und der unter dem Deckmantel der Kulturgeschichte aufkommenden Überschätzung der Privataltertümer die Wichtigkeit der staats- und gesellschaftsbildenden Momente zu betonen verstand. Dabei ging er mit Vorliebe allem unfachmässigen Dilettantismus zu Leibe und sein wissenschaftliches Ansehen in Göttingen war so gross, dass man die Georgia Augusta scherzweise Georgia Waitzia zu nennen pflegte. Seine Vorlesungen waren die besuchtesten, aber nur einem beschränkten Kreise war es gegönnt, des Meisters persönliche Führung zu geniessen. Selten mehr als zehn Teilnehmer wurden zu den historischen Übungen, welche Waitz gewöhnlich am Freitag in seinem Studierzimmer abzuhalten pflegte, zugezogen, sie bildeten aber eine zweite Familie des Professors, welcher für diese Zusammenkünfte keine offizielle Bezeichnung oder Preiserteilungen eingeführt hatte. Auch Nichtdeutsche — es sei nur des berühmten Franzosen Gabriel Monod gedacht — fanden sich zeitweise in diesem Kreise und im Herbste des Jahres 1871 sass dort ein Böhme, Jaroslav Goll.

Der sechsundzwanzigjährige, schmächtige Doktor der Philosophie aus Prag konnte zwar noch auf keine gedruckte historische Spezialarbeit zurückblicken, hatte sich aber bereits auf anderem Gebiete seine literarischen Sporen verdient. Poetische Originalarbeiten sowie Übersetzungen aus romanischen und slavischen Sprachen bezeugten sein Streben, den heimischen Gesichtskreis nach aussen zu erweitern, und ihr Erfolg unterstützte wohl auch den Entschluss, das Jungbunzlauer Gymnasium, an welchem Goll gleich nach Absolvierung der Studien zu wirken anfing, mit Göttingen zu vertauschen.

Golls Eintritt bei Waitz wurde für die böhmische Geschichtsforschung von fundamentaler Bedeutung; ohne Übertreibung können wir darin den Anfang ihrer Wiederanknüpfung an das Ausland sehen. Doch handelte es sich dabei keineswegs um eine haltlose Anschmiegung an die deutsche Wissenschaft und Ideenwelt, sondern um eine paritätische Annäherung, welche nicht mehr durch die nachbarliche Lage motiviert wurde, sondern durch den Umstand, dass Deutschland im Augenblick über die vorgeschrittensten Methoden verfügte. Goll handelte es sich überhaupt nicht ausschliesslich um Deutschland, sondern er benützte Göttingen eher als eine Brücke zu dem westlichen Europa. Dies zeigte schon das Thema, welches er bei Waitz in Angriff nahm, eine kritische Studie über gewisse Briefschaften des französischen Staatsmannes Mazarin. Ranke selbst hatte sich vorher mit ihnen beschäftigt und sein universaler Geist scheint schon damals auf Goll zumindest ebenso mächtig eingewirkt zu haben, wie Waitz selbst, obzwar er diesem mit bewunderungswürdiger Sicherheit alle feinen Handgriffe der quellenkritischen Forschung abzugucken wusste. Ausserdem wirkte in Göttingen auch der erst seit Jahresfrist dahin verschlagene Historiker Englands, Reinhold Pauli, dessen temperamentvoller Vortrag imstande war, das Interesse seiner Hörer auf das grosse, germanische Reich jenseits des Kanals zu lenken.

Deutschland, Frankreich und England in ihren grossen gegenseitigen Beziehungen zogen also gleichzeitig das einer raschen Akkomodation fähige Auge des jungen Böhmen auf sich, welcher die Beschränktheit der engen, heimatlichen Verhältnisse umso eindringlicher zu fühlen begann, als er nach Jahresfrist in die siegesbewusste und fieberhaft wachsende Grosstadt des neuen Deutschland verweht wurde.

Aber wiederum waren es keineswegs rein deutsche Einflüsse, welchen Goll in Berlin ausgesetzt wurde; seine sprachlichen Kenntnisse und seine rasche Orientierungskraft bewirkten, dass er von seinen Göttinger Lehrern dem amerikanischen Gesandten beim preussischen Hofe, George Bancroft, als Privatsekretär empfohlen wurde. Der mehr als siebzigjährige und durch den Abschluss wichtiger Auswanderungsverträge bekannt gewordene Diplomat war ein Historiker von Fach, welcher damals seine seither weltberühmt gewordene „History of the United States", deren erster Band bereits 1834 erschienen war, neu zu gestalten und abzu-

schliessen im Begriffe war. Als sein wissenschaftlicher Hilfsarbeiter atmete Goll wirkliche Weltluft und gleich darauf folgende Forschungsreisen nach England und Holland taten das Übrige, um seinen Gesichtskreis zu erweitern. Im Haag und in London sammelte er reiches Material aus den diplomatischen Korrespondenzen des 17. Jahrhunderts und es lag ihm nahe, in der Fremde verbleibend, sich ganz den universalhistorischen Fragen zu widmen, mit welchen sich seine Neigung zu künstlerischer Darstellung gut vereinbaren liess.

Und doch kam es ganz anders. Am Schlusse des Jahres 1873 sehen wir Goll wiederum in Böhmen, mit den heimischen Fragen eifrig beschäftigt. Selbst sprach er zwar nie davon, aber wer die Opfer kennt, welche die Tätigkeit in einem kleinen Volke grösser angelegten Naturen abzwingt, wird ihm wohl das Gefühl nachzuempfinden wissen, mit dem er die weite Welt für die Supplentur an der Prager Handelsakademie eingetauscht haben mag. Nur ein guter Kampf konnte diesen Wechsel ausgleichen und an diesem sollte es gottlob nicht fehlen. Zuerst in der schönen Literatur.

Unter der Aegide der Zeitschrift „Lumír“ sammelte sich eine kampfesfrohe Schar von Poeten, welche in den Bahnen Nerudas weiterschreitend, ein nach grösseren Perspektiven sich sehnendes Jung-Böhmen darstellten und mit Waffen der ernsten Begeisterung sowie des beissendsten Spottes gegen die spiessbürgerliche Engbrüstigkeit und den selbstgenügsamen Dünkel zu Felde zogen. Mit seinem leicht ironischen Wesen eines an die Formen der grossen Welt gewöhnten und vom hohlen Klange der abgebrauchten Phrasen angeekelten Literaturmenschen passte Goll vortrefflich in diese Gruppe, aus der sich bald die Namen Vrchlický, Čech, Sládek V., Zeyer hervorzuheben begannen. Im Jahre 1874 gab er ein Bändchen stimmungsvoller Gedichte heraus und wurde für einige Monate sogar Redaktionsmitglied der oben erwähnten Zeitschrift. Doch schon in der nächsten Zeit verschwindet er aus dem weiter tosenden Getümmel des schöngeistigen Kampfes und strebt anderen Zielen zu.

Der Dichter Goll wurde durch den Forscher, wenn auch nicht für immer, zurückgedrängt, und die Einsicht, dass eben auf dem wissenschaftlichen Felde die eigentliche Schlacht gegen die patriotisch tuende Beschränktheit geführt werden müsse, nahm bei ihm umso eher überhand, als er im Jahre 1875 an der damals

noch utraquistischen Universität in Prag Privatdozent für allgemeine Geschichte wurde.

Fast gleichzeitig habilitierte sich neben ihm ein deutscher Altersgenosse A. Bachmann unter den schützenden Fittichen des alternden Ordinarius Konstantin Höfler. Für jeden, der wissenschaftliche Individualitäten mit Interesse betrachtet, ist diese durch Zufall entstandene Gruppe sehr lehrreich. Höfler, ein romantisch veranlagter Geist, welcher sich mit bewunderungswürdiger Leichtigkeit auf den verschiedensten Gebieten der Geschichte zu bewegen und seine oft etwas auf das Theatralisch-interessante ausgehende Universalität mit unbestreitbarem Talente zu vergolden wusste, hatte in seinen wissenschaftlichen Kämpfen mit Palacký manche Niederlage erlitten, war aber dabei zu bedeutend, um auf die Dauer die Plattform blosser nationaler Polemik zu beziehen. In dieser Hinsicht sollte die Tätigkeit Bachmanns für die deutsche Wissenschaft in Böhmen einen gewaltigen Rückschritt bedeuten; als Höflers Nachfolger im Kampfe gegen die vermeintlichen Übergriffe böhmischer Historiker wusste er von der Höhe seines Vorgängers stufenweise in das eigentlich politische Fahrwasser herunterzusteigen und verwandelte den wissenschaftlichen Streit allzuoft in ein kleinliches Gezänke um Detailfragen. Die deutsche Geschichtswissenschaft in Böhmen erhielt vornehmlich durch ihn eine unangenehme Lokalfärbung und verlor den grossen Zug. In dieser Hinsicht sollte auf der böhmischen Seite Goll eben das Entgegengesetzte erreichen, indem er vom Anfang darauf ausging, die böhmischen Geschichtsvorgänge an den Masstäben der europäischen Entwicklung zu messen und sub specie universalitatis zu betrachten.

Unsere Betrachtung soll keineswegs zu einer detaillierten Bibliographie der wissenschaftlichen Arbeiten Golls werden; nur das Wichtigste möge hier Erwähnung finden. In dem ersten Jahrzehnte lässt sich das historische Schaffen Golls in zwei Richtungen scheiden; seine Arbeiten beschäftigten sich teilweise mit Fragen von allgemein-europäischer Bedeutung, teilweise sind sie speziell böhmischen Verhältnissen gewidmet. Die ersteren, deutsch oder französisch verfasst, beruhten zumeist auf neuem archivalischen Material und zeigten, wie gewandt er die bei Waitz erlangte kritische Schulung auf dieses anzuwenden wusste. Sie bewegen sich zumeist in dem Bereiche, welcher von Goll bereits in Göttingen gestreift wurde, indem sie wichtige Momente aus der Geschichte des 17. und 18. Jahrhunderts behandeln; so den

Konvent von Segeberg 1621, die französisch-englischen Beziehungen in den ersten Jahren der Staatsverwaltung von Richelieu, den für Schlesien so wichtigen Vertrag von Alt-Ranstädt oder die Verunächtung der Depeschen des Grafen von Estrades.

Ein Historiker, welcher diese schwierigen und eine genaue Kenntnis des neuzeitlichen Europas voraussetzenden Fragen mit Sicherheit und seltener Formvollendung zu behandeln wusste, schien, falls er der heimischen Geschichte treu blieb, förmlich prädestiniert, zum Fortsetzer des grossen Werkes von Palacký zu werden; denn für die Zeit, als Böhmen im Zentrum der habsburgischen Grossmachtpolitik stand, erheischte die richtige Erfassung seiner Geschichte vornehmlich weiten Blick und eifriges Interesse für die allgemeinen europäischen Fragen. Vielleicht schwebte Goll wirklich dieses Ziel vor, und seine in den Jahren 1874—75 erschienenen Aufsätze über den Majestätsbrief Rudolfs II. oder über Comenius könnten wohl als erste Vorarbeiten in dieser Richtung aufgefasst werden; das strenge Forschergewissen überzeugte ihn aber bald, dass ein unentwegtes Zugreifen nicht ratsam wäre, und dass zuvor eine gründliche Revision jener Partien des grossen Werkes, an welche die Fortsetzung anknüpfen sollte, vorgenommen werden müsse.

Diese Revision erschien umso notwendiger, als manche Grundanschauungen Palackýs in den Arbeiten Tomeks ein nicht immer übereinstimmendes Gegenstück erhalten hatten. Dieses entging wohl der grossen Menge der Leser, da Tomek seine leitenden Gesichtspunkte selten plastisch und zusammenfassend hervorhob und sich regelmässig hinter das ruhig vorgetragene Material zu stellen wusste; dem Fachmann war es indes klar, dass Tomeks Wertschätzung der böhmischen Geschichte von der seines grossen Vorgängers gewaltig abwich. Ein überzeugter Aufklärungsfreund, sah Palacký in der hussitischen Erhebung gegen die universale Autorität Roms eine Grosstat der böhmischen Nation und stellte auch bei der Betrachtung der darauf folgenden Entwicklung seine Sympathien offen auf die Seite der Reformation. Besonders ihre autochthone Form, die Unität der böhmischen Brüder, erschien ihm als eine edle Offenbarung des nationalen Genius, da ihre humanen Tendenzen aus der angenommenen friedlich-weichen Grundstimmung der slavischen Seele erklärt werden konnten. Von dieser Schätzung war Tomek weit entfernt, trotzdem er es bezeichnenderweise vermied, gegen Palacký offen zu polemisieren.

Sein konservativer Sinn brachte ihn auf die Seite Roms, sein Nationalismus sah in den Katastrophen, welche Böhmen die Stellung im Vordertreffen des Kirchenkampfes eingebracht hatte, nur unnütze Opfer und in der Zurückführung des Landes in die Ruhe der Universalkirche ein Glück. Es waren dies Stimmungen, welche die nationalliberale Politik Palackýs und Havlíčeks von jener der darauf folgenden altčechischen Partei unterschieden, trotzdem eine offene Betonung dieser Wandlung vermieden wurde und viele Mitglieder der Partei von ihr unberührt blieben.

Für einen jungen Historiker, welcher die Geschichte Böhmens in der Reformationsepoche behandeln sollte, war es demnach eine Notwendigkeit, zwischen den zwei Anschauungen zu wählen, und für Goll ist es bezeichnend, mit welcher Gründlichkeit er es tat. Die im Zentrum der Frage stehende Brüderunität wurde fortan der wichtigste Gegenstand seiner Studien. Wohl hatte kurz vordem ein älterer Fachgenosse, Anton Gindely, der Unität umfassende Arbeiten gewidmet, diese entsprachen aber den erhöhten kritischen Forderungen der Zeit nicht mehr in allem. Ganz systematisch nahm Goll die ganze Frage vor, indem er zuerst sowohl in Herrenhut als in anderen Städten den archivalischen Nachlass der Unität einer Sichtung unterwarf, um sodann an die kritische Betrachtung der wichtigsten Quellen zu gehen. Eine stattliche Reihe seiner, zumeist in der Prager Musealzeitschrift in den Jahren 1876—86 veröffentlichten Aufsätze bildet, zusammen mit dem selbständig erschienenen Werke „Quellen und Untersuchungen zur Geschichte der böhmischen Brüder“ die, bis heute nur in Einzelheiten verschobene, Grundlage einer Geschichte der Brüderunität in dem ersten Jahrhundert ihres Bestehens, und schon dieses Werk würde, als ein Ganzes erfasst, dem Namen Golls in der böhmischen Historiographie eine ehrenvolle Stellung verbürgt haben. Denn nur wenige religionsgeschichtliche Monographien können in Bezug auf analytische Feinheit und systematische Verfolgung der Transformationen einzelner Glaubensgedanken diesen Studien gleichgestellt werden. Den schwierigsten quellenkritischen Fragen, wie dem Verhältnis der Brüder zu den Valdensern, wird darin nicht aus dem Wege gegangen, sondern sie werden geradezu mit Vorliebe vorgenommen, wie denn Goll auch der Geschichte der ausserböhmischen Valdenser stets ein eifriges Interesse entgegenbrachte und die neuere Literatur über dieselben in einem bemerkenswerten Aufsatze gründlicher Prüfung unterwarf. Dabei verstand er der ganzen

religiösen Entwicklung Böhmens Rechnung zu tragen, bereicherte die Geschichte des eigentlichen Hussitentums durch mehrere, auf neuen Quellen beruhende Beiträge und brachte ihren Zusammenhang mit dem späteren Luthertum in gediegenster Weise zur Darstellung.

Im Vergleiche mit den wie eine Schicksalsmacht sich einstellenden und keinen Einblick in die Werkstätte des Autors gestattenden Bänden Tomeks, welche offiziell die Periode der 70er Jahre beherrschten, boten die in rascher Folge erscheinenden und die kritische Urteilsbildung nicht verhüllenden Studien Golls ein Novum in der böhmischen Literatur; sie wirkten geradezu als ein erfrischendes Gegengewicht gegen die schwerfällige Monumentalität, welche in Böhmen zum Typus aller historischen Arbeiten zu werden drohte. Bereits damals pflegte aber Goll auch andere Felder aufzusuchen. Neben der eigentlichen Forschung erschien ihm die Popularisierung des erworbenen Wissens als eine unabweisbare Pflicht. Im Jahre 1878 begründete er im Verein mit Professor Hostinský eine Sammlung gedruckter volkstümlicher Vorträge und eröffnete sie mit einer lichtvollen Darstellung der englischen Parlamentsentwicklung. In der Folgezeit sollte ihm sodann die zu Forscherzwecken bestimmte Zeit noch durch anderes nicht unbeträchtlich gekürzt werden. Im Jahre 1880 wurde Goll ausserordentlicher Professor und bald darauf erfolgte die für Böhmen so bedeutsame Teilung der Prager Universität.

Der Übergang von der Privatdozentur zu der eigentlichen Lehrverpflichtung bedeutet für alle, welche das akademische Wirken nicht als blosse Sinekure betrachten, eine gewaltige Störung der literarischen Tätigkeit, besonders wo es sich um eine Universität handelt, welche als junge Errungenschaft die Augen der ganzen Nation auf sich gerichtet hat, und von der Grosses erwartet wird. Wir kommen noch darauf zurück, wie ernst es Goll mit seinem akademischen Lehramte nahm, so ernst, dass er seit seiner Annahme das eigentliche Hauptgewicht seiner Arbeit dahin verlegte. Hier berühren wir zuvor einen anderen Vorfall, welcher mit der Geschichte der neuen böhmischen Universität unlösbar verbunden ist.

Bis zur Mitte der 80er Jahre hatte es Goll verstanden, bei aller kritischen Tätigkeit, jeden offenen Konflikt mit der älteren Schule zu vermeiden. Anders wurde es, als mit der Zeit sich neben ihm andere Forscher geltend machten, die sich zu ähnlichen kritischen Anschauungen bekannten. Aus der alten utraquistischen Hochschule traten an die neue Universität viele der älteren Richtung

angehörenden Kräfte herüber, neben ihnen erschien aber gleichzeitig eine nachdrängende jüngere Gruppe, welche neue wissenschaftliche Ideale und Forderungen geltend zu machen hatte. Diese junge Generation war fast durchwegs von dem Gefühle durchdrungen, dass die nationale Isolation überwunden werden und ausländischen Einflüssen wiederum Einlass gewährt werden müsse.

Hatten die älteren Forscher ihre Blicke mit besonders liebevoller Sorgfalt auf alle Erscheinungen gerichtet, welche die Wesensverschiedenheit und kulturelle Sonderstellung des böhmischen Volkes gegenüber seinen Nachbarn kennzeichnen konnten, so entstand dagegen bei den Jüngeren eine erklärliche Reaktion; es meldet sich das Streben, das böhmische Volk soviel als möglich an der gemeinsamen Tafel Europas teilnemen zu lassen und es als ein gleichberechtigtes Mitglied in den grossen Chorus der westlichen Völker einzuführen. Dieses war natürlich nur mit einer Preisgebung aller solistischen Willkür und vieler abgebrauchten Illusionen zu erreichen, aber der neuen Generation schien das Ziel des Opfers wert. Vertreter verschiedenster Fächer, sowohl Historiker und Philologen, als Nationalökonomen und Philosophen waren darin einig; sie fanden in der neuen Universität einen Sammelpunkt und in der kritischen Zeitschrift »Athenaeum« ein gemeinsames Organ, von wo aus der Kampf gegen den arg eingerissenen Dilettantismus kraftvoll eingeleitet wurde. Zu hartem Stahl konnte die Gruppe aber erst durch eine gemeinsame Feuerprobe geschmiedet werden, und dies geschah in dem Kampfe um die Echtheit der vermeintlichen ältesten Denkmäler der altböhmischen Poesie.

Es war keineswegs ein Zufall, dass eben diese Frage zum Anlass des grossen Zusammenstosses zwischen den Anhängern der älteren und jüngeren Richtung wurde. Schon an und für sich bildeten die strittigen Denkmäler, vor allem die sogenannte Grüneberger und Königinhofer Handschrift, die eigentlichen Beweismittel jener Theorien, welche die kulturelle Entwicklung des Slaventums in einen offenen Gegensatz zu dem europäischen Westen stellten; sie waren darum für alle Patrioten, welche nur in der nationalen Isolation und Urwüchsigkeit die richtige Grundlage zur weiteren Entwicklung sahen, ein heiliges Palladium. Die Verteidigung des vermeintlichen ältesten Kulturbesitzes der Nation galt a priori als die vornehmste Pflicht der böhmischen Wissenschaft, was umso erklärlicher war, als lange Zeit hindurch die meisten Bekämpfer ihrer Echtheit deutsche Gelehrte und Publizisten waren, welche

die Schadenfreude bei einem aburteilenden Verdikt nicht zu verdecken vermochten.

Das galt jedoch nicht mehr für den Schluss der 70er Jahre, als in A. V. Šembera und A. Vašek Zweifler erstanden, welche früher eifrige Anhänger der böhmischen Auffassung gewesen waren und an deren nationaler Gesinnung nicht zu zweifeln war. Sie wurden in der Frage sozusagen Vorposten der neuen wissenschaftlichen Strömung, welche sich durch die hochaufgetürmten Dämme der älteren Voraussetzungen nicht mehr einengen liess. Der Empfang, welcher diesen Vortruppen zuteil wurde, zeigte jedoch, dass die herrschende Anschauung keineswegs ohne Kampf kapitulieren werde. Nicht nur polemische Entgegnungen, sondern Insulte und Verdächtigungen ertönten als Antwort auf sachlich vorgetragene Einwürfe der Zweifler, deren Stimme im allgemeinen Sturme der Entrüstung ganz zu verhallen schien. Trotzdem war ihr Auftreten eine befreiende Tat und der Weg der Wahrheit konnte auf die Dauer nicht mehr gesperrt werden, unsomehr, als für sie wenige Jahre später die ganze jüngere Universitätsgruppe eintrat, von dem Bewusstsein beseelt, dass eine endgültige Lösung der Frage, auf welcher die bisherige Anschauung der ganzen nationalen Vergangenheit beruhte, eine unabweisbare Pflicht der ersten wissenschaftlichen Instanz des Landes sei.

Das Jahr 1886 ist jenes merkwürdige Datum unserer jüngsten Kulturgeschichte, welches zwei Perioden nationalen Geisteslebens scheidet. Durch die philologische Forschung Gebauers wurde der entscheidende Sturm gegen die Handschriften eingeleitet, und ihm folgten auf dem Fusse die historischen Darlegungen Golls, die soziologischen Argumente Masaryks, die literarisch-ästhetischen Ausführungen von Vlček und Hostinský, sowie Beiträge anderer Forscher, welche sich der Überzeugung nicht verschlossen, dass die Geltendmachung einer wichtigen Wahrheit auch auf Kosten einer schmerzlichen Amputation nicht verzögert werden dürfe.

Gegenüber dieser herzhaften und sorgfältig ausgerüsteten Truppe wagten sich die offiziellen Verteidiger, welche schon vordem in Bezug auf andere verdächtige Denkmäler ein System von Vertuschungen ausgebildet hatten, zumeist nicht in das freie, wissenschaftliche Feld, sondern stellten sich hinter die Mauern der patriotischen Publizistik, von deren Höhe auf die Angreifer nun reichlich der Schmutz der ärgsten Verdächtigungen und anderes wenig ritterliches Verteidigungsmaterial herunterzuströmen

begann. Der wissenschaftliche Streit wurde zu einer nationalen Frage ersten Ranges, bei welcher neben den letzten literarischen Invaliden auch das Volksaufgebot der öffentlichen Meinung mobilisiert wurde; das Häuflein der Angreifer, dem öffentlichen Spotte und der Verachtung preisgegeben, schien in dieser Flut nutzlos unterzugehen. Und doch endete der Kampf mit ihrem Siege, nicht ohne bedeutsame politische Folgen nach sich zu ziehen. Besonders für die eben damals zur Macht sich emporringende jungčechische Partei.

Von dieser hätte man erwarten können, dass sie ihrer Jugend gemäss die Forderung der Revision unterstützen werde. Da dies jedoch nicht eintraf und das führende Organ der Partei die Verteidigung der strittigen Handschriften eben mit der gröbsten Missachtung des wissenschaftlichen Anstandes betrieb, wurde es den fortschrittlichen Elementen klar, dass die emporkommende Partei nur einen radikalen Flügel des Altčechentums darstelle und dass eine geistige Wiedergeburt von ihr nicht erwartet werden könne; in dieser Erkenntnis lag eine der Ursachen des ursprünglichen politischen Realismus.

Hier haben wir es aber mit dieser Seite des Kampfes nicht zu tun, sondern nur mit den literarischen Ergebnissen derselben. Am Anfang der neunziger Jahre war die Scheidung der Geister bereits so weit fortgeschritten, dass im Lager der Verteidiger nur mehr eine spärliche und zumeist dilettantisch geschulte Mannschaft zurückblieb, ihr Hauptquartier, das böhmische Museum, aus der leitenden Stellung in der böhmischen Geschichtsforschung verdrängt wurde und die reichen Hilfsmittel, über welche die Musealmänner auch fernerhin verfügen durften, zumeist steril verblieben. Ohne jene Entwürdigung des wissenschaftlichen Kampfes, zu welcher die Verteidiger der Echtheit ihre Zuflucht genommen hatten, wäre dieser Prozess gewiss langsamer verlaufen, und die grossen historischen Ideen der alten Schule wären mit mehr Würde zu Grabe gegangen. So siechten sie aber, wenigstens für die wirklich voraussetzungslos Forschenden, hilflos dahin, während sich an ihre Stelle neue Grundanschauungen drängten, deren Vaterschaft zum grossen Teile Jaroslav Goll zuerkannt werden muss.

Seine 1886 erschienene historische Analyse der epischen Gedichte der Königinhofer Handschrift, welche in der Literatur des Streites durch ernste Anwendung der kritischen Methode sowie durch knappe und auf das Wesentliche sich beschränkende

Fassung einen hervorragenden Platz einnimmt, zeigte die Richtung, in welcher sich sein Schaffen in den nächsten Jahren bewegen sollte. Goll wurde von der Überzeugung durchdrungen, dass der Fall jener Denkmäler, auf welchen Palackýs Anschauung von der ältesten böhmischen Geschichte begründet war, einen Neubau des ganzen Gebäudes fordere. Weit entfernt davon, die Grösse Palackýs anzutasten, welcher er im Jubiläumsjahre 1898 durch umfangreiche Aufsätze in geistvoller Weise gerecht zu werden vermochte, trug er doch das Meiste dazu bei, die Konstruktionen, auf welchen Palackýs Darstellung der älteren Zustände Böhmens beruhte, zu erschüttern.

Zwar stellte er ihnen keine zusammenfassende Gesamtdarstellung entgegen, wie sich denn seine, eher zur Analyse als zur Synthese neigende Veranlagung im Laufe der Jahre immer schärfer herausgebildet hatte, aber einzelne kleinere Beiträge und bei Behandlung konkreter Fragen vorgebrachte Bemerkungen liessen seine Ansichten über die geschichtliche Entwicklung Böhmens ebenso klar hervortreten, wie sein auf die Jugend noch mächtiger wirkender mündlicher Vortrag.

Hatte Palacký, von der Herderschen Überschätzung des schaffenden Geistes der einzelnen Völker beeinflusst, die böhmische Geschichte besonders auf dem Gegensatze der slavischen und germanischen Institutionen aufgebaut, so steht Goll als ein echtes Kind des evolutionistischen Zeitalters auf dem entgegengesetzten Standpunkte, welcher die Eigenart der europäischen Nationen nicht als etwas an sich bestehendes, sondern als verschiedene Stadien einer, von bestimmten Zentren sich weiter verpflanzenden Kulturbewegung auffasst. Er sucht den Zusammenhang der rechtlichen und gesellschaftlichen Zustände des mittelalterlichen Böhmens mit den Institutionen der westlichen Völker darzulegen, und ist geneigt, die ganze Entwicklung des Landes als einen, mit dem Baume der lateinischen Bildung organisch zusammenhängenden Zweig anzusehen, welcher die autochthonen Kulturansätze überschattet. Böhmen erscheint ihm auch in politischer Hinsicht als ein echtes Glied des heiligen römischen Reiches und dadurch mit der lateinischen Welt weit inniger verbunden als mit dem griechischen Osten.

Trafen somit diese Behauptungen die Träume der böhmischen Slavophilen ins Herz, so war ihr Autor keineswegs der Mann, welcher einer systematischen Entfremdung Böhmens von der slavischen Völkergruppe das Wort gesprochen hätte. Im

Gegenteil. Seine Sehnsucht, die Zugänge des nationalen Gebäudes Europa gegenüber offen zu erhalten, galt ebensowohl der westlichen wie der östlichen Front und seine Tätigkeit in der letzteren Hinsicht übertrifft bei weitem die Leistungen der Musealpartei, welche kaum imstande war, die von ihren Vorgängern eingeleiteten Beziehungen zu der slavischen Welt weiterzuführen, und sich gegenüber neueren Regungen in den slavischen Literaturen zumeist ablehnend verhielt.

Bereits als Student hatte Goll aus dem Russischen übersetzt und war einer der ersten, welcher bei uns auf Tolstoj und andere russische Grössen hinwies; er behielt auch für die weiteren Fortschritte der grössten slavischen Nation ein umso offeneres Auge, als seine literarischen Sympathien sich stets mit einem fast heliotropischen Zwange allen modernen Erscheinungen zuwandten. Nur suchte er auf dem geschichtlichen Gebiete und in der politischen Orientation zumeist eher an das näherliegende und kulturell verwandtere Polen anzuknüpfen.

Die grossen polnischen Romantiker hatten in seiner Seele die privilegierte Stellung einer Jugendliebe und auf seinen mittelbaren Einfluss ist es zurückzuführen, wenn wir aus der Feder seines früh dahingegangenen Lieblingsschülers L. Hofman eine feinsinnige Würdigung Mickiewiczs besitzen. Durch Stanislaus Smolka, seinen Studiengenossen aus Göttingen, kam Goll in enge Beziehungen zu dem Krakauer Gelehrtenkreise und auch für sein historisches Schaffen blieb die Annäherung an Polen nicht ohne Wirkung.

Die eigentlich hussitische Zeit, deren Kenntnis Goll auch in den 90er Jahren besonders durch eine mustergültige Ausgabe des Laurentius von Březová gefördert hatte, war besonders reich an wechselseitigen Beziehungen zwischen Böhmen und der polnischen Krone, welche wiederum zumeist durch den Kampf Polens mit dem deutschen Ritterorden bestimmt wurden. Diese interessanten Vorgänge wurden durch einige Aufsätze Golls erst eigentlich aufgeklärt und demselben Kreise entstammt auch sein, 1897 erschienenes, umfangreiches Werk „Böhmen und Preussen im Mittelalter", welches den verschlungenen Faden der Berührungen Böhmens mit dem Ordenslande in einer formvollendeten Weise entwirrt.

Bei der Bearbeitung dieses komplizierten und zum grossen Teile aus Formelbüchern geschöpften Materials bediente sich Goll

der vorzüglichen Methode, einzelne Fragen, die ihn eben beschäftigten, mit seinen Schülern durchzuarbeiten, wie ihm denn seine Seminarübungen auch sonst zu monographischer Behandlung einzelner, ausserhalb des eigentlichen Arbeitsprogrammes liegenden Fragen Anlass gegeben haben.

Wir gelangen damit endlich zu seiner oben nur flüchtig gestreiften Tätigkeit als Lehrer. Trat Goll in seinen literarischen Publikationen vornehmlich als ein, grössere Perspektiven nur in der Form von Seitenblicken eröffnender Analytiker auf, so lernten ihn seine Hörer auch von einer anderen Seite kennen. Im mündlichen Vortrag bot er ihnen eine glänzende, von dem antiken Rom bis zur Gegenreformation reichende Zusammenfassung der europäischen Geschichte, in der zwar ebenfalls die strittigen Einzelfragen und wichtige Kontroversen zur Sprache kamen, aber nur als Detailzüge eines grossen, einheitlich komponierten Bildes. Dem Zuge der Zeit folgend, zeigte sich Goll besonders in den Charakteristiken als wirksamer Impressionist, welcher er schon durch seine angeborene Abneigung gegen allen Verbalismus war. Seine Vorlesungen stellen als Ganzes ein Werk dar, welchem er vieles, was Andere in gedruckten Auslassungen zu fruktifizieren pflegen, gewidmet hat und welches auf keinen Fall die Vergänglichkeit des gesprochenen Wortes teilen sollte.

Als passiver Zuhörer der im leicht nervösen Konversationstone gehaltenen und von jeder akademischen Steifheit freien, fein ziselierten Vorträge gelangte man aber keineswegs zu voller Erkenntnis der Lehrerqualitäten Golls. Man besass ihn erst in dem kleineren Kreise seines Seminars, wo er den ganzen Zauber seines Scharfsinns über den jungen Hörern walten liess und in dieser Kunst von seinen, in Berlin eingekehrten Schülern oft mit Scheffer-Boichorst verglichen wurde. Dieses historische Seminar musste er im Verein mit seinem älteren Kollegen Emler überhaupt erst in die Welt rufen, denn weder Tomek noch Gindely hatten um die fachmässige Ausbildung ihrer Schüler Sorge getragen. Dafür widmete er dieser Schöpfung seine besten Kräfte und wie für Waitz wurde auch für ihn die Schar der jungen Seminarmitglieder zu einer erweiterten Familie, vor welcher sein etwas skeptisch verschlossenes Wesen schmolz und deren einzelne Glieder er auch nach dem Verlassen der Universität mit liebevoller Sorge begleitete. Unter der Führung Golls wurde das historische Seminar eine Hochburg des Kampfes für neue Forschungs-

methoden; der Schüler wurde angeleitet, mit richtigem Takt und Zurückhaltung an die wissenschaftlichen Fragen heranzutreten, eine allzurasche Formulation und einseitiges Entscheiden von Geschichtsproblemen zu vermeiden und im richtigen Momente das bittere non liquet zu sagen. Ausser den konkreten kamen auch methodische Fragen, mit denen sich Goll bereits im Jahre 1888 in einem gehaltvollen Aufsatze „Geschichte und Geschichtsforschung“ auseinandergesetzt hatte, zur Sprache und neue, insbesondere soziologische und wirtschaftsgeschichtliche Richtungen fanden hier die wärmste Förderung, im Gegensatze zu der an Äusserlichkeiten haftenden sogenannten Kulturgeschichte, für welche Goll niemals viel übrig hatte.

In seiner Allseitigkeit wurde das historische Seminar zu einer, für die speziellen böhmischen Verhältnisse ganz ausgezeichneten Bildungsanstalt, welche von der persönlichen Eigenart ihres Begründers unablösbar erschien. Dabei muss jedoch hervorgehoben werden, dass Goll nichts entfernter lag, als eine in den Gelehrtenkreisen so häufige Eifersucht auf die Beeinflussung seiner Schüler von auswärts; er zwang sie im Gegenteil, sich derselben systematisch zu unterwerfen, da ihm ein Studium ausserhalb des heimischen Kreises für die vollkommene Ausbildung des Historikers fast unerlässlich erschien. Zu berühmten, sowohl deutschen, als französischen und slavischen Berufsgenossen sandte er seine Schüler ihrer individuellen Veranlagung dabei stets Rechnung tragend, aus, und legte besonders auf jene Gebiete Wert, auf welchen er sich selbst nicht für ganz massgebend betrachtete.

Ein solches waren die mit urkundlichen Quellen sich beschäftigenden Hilfswissenschaften. Als Schüler Waitzs war Goll vornehmlich Meister der auf erzählende Quellen bezüglichen, inneren Kritik und stand der von Sickel und Ficker begründeten, paläographisch diplomatischen Forschung etwas ferne, obzwar er auch ihr reges Interesse entgegenbrachte und sie bei eigenen Arbeiten gut zu benützen verstand.

An der Prager Universität war dieses Fach seit 1872 durch einen Schüler Sickels, Prof. J. Emler, vertreten, aber eben bei Vergleichung seiner, gewiss sehr verdienstlichen Tätigkeit mit dem Schaffen Golls sind grosse Unterschiede nicht zu verkennen. Emler war ein überaus tätiger Mann, welcher fast eine grössere Arbeitslast, als er zu tragen vermochte, auf sich nahm; doch ging er, wie es auch seine übermässige Zurückhaltung in dem handschriftlichen

Streite bezeugt hat, in dem ihn umgebenden heimatlichen Milieu gar zu rasch auf, und wurde bloss zum Teile ein Übermittler der in Wien erlangten methodischen Fortschritte. Er lehrte die Hilfswissenschaften eigentlich nur so weit, als es ihm der Betrieb der böhmischen historischen Fragen erforderlich erscheinen liess, und legte keinen besonderen Wert darauf, ihre weitere Entwicklung in der Fremde zu verfolgen. Diese durchaus auf naheliegende praktische Aufgaben gerichtete und in solcher Beschränkung wirklich sehr erfolgreiche Schulung suchte Goll insbesondere dadurch zu ergänzen, dass er aus Böhmen zahlreiche junge Historiker an die Zentralstätte der diplomatischen Forschung, das Wiener Institut für österreichische Geschichtsforschung, empfahl, von denen es den meisten gegönnt war, durch Anteilnahme an den Forschungen im vatikanischen Archiv eine weitere Vervollkommnung zu erlangen. Man erreichte dadurch, dass die wichtigsten böhmischen Archive fachmässig gebildete und mit den Fortschritten der urkundlichen Arbeiten im Auslande vertraute Kräfte erhielten, während die andere Gruppe der Schüler Golls an der Universität und den böhmischen Mittelschulen zu wirken begann und zwar in dem Geiste ihres Lehrers, sodass die bei reichsdeutschen Fachgenossen noch heute eingewurzelte Meinung, als ob die ganze böhmische Wissenschaft nur vom Geiste nationaler Unduldsamkeit beherrscht wäre, der Wirklichkeit sehr wenig entspricht.

Das rasche Heranwachsen dieses Schülerkreises stellte aber ausser der mit einzelnen Individualitäten rechnenden Erziehungstätigkeit eine andere Sorge in den Vordergrund, nämlich das Bedürfnis, die junge Schule durch ein gemeinschaftliches Band in dauernden Beziehungen zu erhalten. Die Form eines Vereines empfahl sich umso weniger, als hier bereits ältere Bildungen dieser Art vorhanden waren, die einen ernsten Oberbau kaum zu tragen vermochten, aber trotzdem die erforderliche Baufläche beengten; man griff daher zu der Form einer Zeitschrift und Goll erhielt in seinem jüngeren Kollegen Anton Rezek einen tüchtigen Mitarbeiter. Dieser war überhaupt eine Individualität, welche imstande war, Goll ergänzend an die Seite zu treten. Als Leiter der dritten Abteilung des historischen Seminars, für dessen Ausgestaltung er Grosses geleistet hatte, wusste Rezek seine temperamentvolle Behandlung neuzeitlicher Geschichtsfragen und ein mutiges Sichversenken in das allzureiche Material den jungen Historikern

mitzuteilen; wie glücklich die Verbindung seiner Anregungen mit der kritischen Schulung Golls zu wirken vermochte, bezeugt z. B. die über Albrechts von Waldstein Katastrophe handelnde Jugendarbeit ihres bedeutendsten gemeinsamen Schülers, Josef Pekař, welche leider bei der deutschen Gelehrtenwelt die gebührende Beachtung noch nicht gefunden hat.

Bereits in den 80er Jahren hatte Rezek selbständig ein historisches Jahrbuch ins Leben gerufen, die Zeitschrift wurde jedoch nach wenigen Jahren von den hochgehenden Wellen des Handschriftenstreites verschlungen. Erst als sich sein organisatorisches Talent mit den von Goll geschaffenen Voraussetzungen vereinigte, kam ein neues, lebenskräftiges Unternehmen zustande, und im Jahre 1895 erschien der erste Jahrgang des »Český časopis historický«, welcher seither die Standarte bildet, um die sich die junge historische Generation sammelt.

Um das Wirken Golls in dem letzten Jahrzehnt beurteilen zu können, gibt es wohl kein besseres Mittel als eine Durchsicht der stattlichen elf Bände dieser Zeitschrift. In jedem Hefte begegnen wir seiner Arbeit in der Form von längeren Artikeln, Referaten oder kurzen Notizen, die sich mit wichtigeren Erscheinungen sowohl der heimischen als der fremden Historiographie beschäftigen.

Weit ausholende Universalität und eifriges Interesse für alle Fortschritte der ausländischen Forschung kennzeichnen diese redaktionelle Tätigkeit Golls, welcher in der Zeitschrift nicht nur ein Magazin für die Arbeiten seiner Schüler geschaffen, sondern auch zwischen der böhmischen und der europäischen Geschichtswissenschaft eine ständige Brücke geschlagen hat. Durch systematisches Referieren über französische, englische, italienische und slavische Arbeiten wurde die bei der älteren Generation sich breitmachende Abhängigkeit von der deutschen Vermittlung überwunden, und das Verständnis für Analogien aus fremden Gebieten so gehoben, dass nunmehr selbst Arbeiten von Historikern, welche ursprünglich dem Wirken Golls nichts weniger als entgegenkommend sich gezeigt hatten, einen auffälligen Reichtum an Zitaten aus anderssprachigen Werken aufweisen.

Bei kleineren Völkern hat jedoch der Verkehr mit der Fremde immer zwei Seiten; man lässt sich von ihr beeinflussen, muss aber gleichzeitig bestrebt sein, das eigene Schaffen bei den mächtigeren und zu einer Geringschätzung des Schwächeren nun allzuoft neigenden Nachbarn zur Geltung zu bringen. Bei uns in

Böhmen ist das Letztere durch den Umstand erschwert, dass der politische Kampf für unsere geistige Produktion in Deutschland die ungünstigsten Aufnahmsbedingungen geschaffen hat und die uns am nächsten stehende grosse Publizistik wenig gestimmt ist, sie voraussetzungslos zu beurteilen. Darum galt es seit jeher als eine Notwendigkeit, in dieser Hinsicht vornehmlich mit Frankreich direkte Anknüpfungen zu suchen, und auch auf diesem Gebiete tritt uns das Verdienst Golls entgegen.

In periodisch sich wiederholenden, die Ergebnisse einiger Jahre zusammenfassenden Artikeln pflegt er in der ersten historischen Zeitschrift Frankreichs, der „Revue historique", das Ausland mit der böhmischen, geschichtlichen Literatur bekannt zu machen, und immer geschah es in einer so gewissenhaften Weise, dass diese Übersichten selbst dem heimischen Forscher zugute kommen, da sich hier zu Lande zwar die Bibliographie grosser Förderung erfreut, aber selten über mechanische Zusammenfassungen von Weizen und Spreu hinausgeht.

So steht Goll wirklich im Zentrum der historischen Produktion des heutigen Böhmens, obwohl in einer ganz anderen Weise, als es bei Palacký und Tomek der Fall war. Er stützt sich nicht auf vielbändige Monumentalwerke, welche eine egoistisch angehauchte Einschränkung auf ganz bestimmte Ziele voraussetzen, obzwar seine zerstreuten Arbeiten in Eins gesammelt einen stattlichen Umfang erreichen würden, sein methodisches Wirken, das von der lebendigen Persönlichkeit schwer zu scheiden wäre, berechtigt uns jedoch, von einer Periode Golls in der böhmischen Historiographie zu sprechen. Sein Name dürfte wohl keineswegs jene Popularität erreichen, welcher sich die Vorgänger erfreut haben, aber eben jene fachmässig-aristokratische Absonderung der Wissenschaft von den Schlagworten des nationalen Kampfes war es ja, was Goll mit ganzer Kraft angestrebt hat. Vieles wäre hier wohl noch über seine Bedeutung für das österreichische Hochschulwesen und das politische Leben in Böhmen, über seine künstlerische und auf die Erhaltung der altertümlichen Schönheit Prags gerichteten Bestrebungen, über die Nachklänge seines poetischen Schaffens zu sagen, aber der Verfasser glaubt seine Kräfte richtig geschätzt zu haben, wenn er nur als Historiker gesprochen hat.

Unsere Wasserwirtschaft.

Von Prof. J. Vlad. Hráský.

Wie ein Meteor durchschwirrte die beklemmende Atmosphäre des wirtschaftlichen Lebens das Milliardengesetz vom 11. Juni 1901, die Schiffbarmachung und Regulierung unserer Gewässer gebietend, neue Impulse zur Hebung der wirtschaftlichen Produktivität und eine geraume Periode von intensiver, technischer Arbeit mit Lösung vieler faszinierenden Probleme verheissend.

Jedoch gerade so plötzlich, wie dieses Gesetz entstanden, gingen auch die an seine Verwirklichung sich knüpfenden Hoffnungen zu Grabe und heute ist es eine offenkundige Tatsache, dass kaum ein Torso von dem geplanten Wasserstrassensysteme und noch dazu in recht langsamer Folge zur Ausführung gelangen dürfte. Gerade die Grande-Idee des ganzen Vorhabens, die Verbindung der Weltmeere quer über die Sudeten liegt in Trümmern — und zwar die beiden, im Gesetze gedachten Alternativen, um welche ein so heisser, akademischer Kampf geführt worden ist!

Es konnte auch nicht anders kommen — die Regierung übernahm hier eigentlich keine Initiative, sondern sie fügte sich anscheinend bloss den äusseren Einflüssen beziehungsweise den gegebenen Verhältnissen.

Noch am 25. Dezember 1900 hat die Regierung eine den fraglichen Gegenstand betreffende Resolution des Ingenieur- und Architekten-Tages, sowie jene der österreichischen Industriellen mit der Erklärung beantwortet, dass sie an eine grössere Aktion im Baue der Wasserstrassen nicht denkt, und siehe da, kaum einige Wochen später hat dieselbe Regierung einen Gesetzentwurf auf den Tisch der Abgeordneten gelegt, welcher alle bisherigen Wünsche überflügelte.

Dieser Gesetzentwurf wurde im Abgeordnetenhause mit Beschleunigung durchberaten, um einige Hundert Kilometer Wasser-

strassen bereichert, wie auch wegen Besänftigung der opponierenden Agrarier durch die wichtige Bestimmung ergänzt, dass alle jene Wasserläufe, welche mit den Wasserstrassen ein einheitliches Gewässernetz bilden, reguliert werden sollen; darnach wurde der Gesetzentwurf angenommen — fraglich jedoch blieb, ob zum Wohle oder zum Wehe unserer Wasserwirtschaft.

Schon in der obgedachten »wichtigen Bestimmung« ist der Zweck aller Gewässerregulierungen: »Die Hebung der Produktivität von Grund und Boden« verkannt geblieben und im Wortlaute des Gesetzes durch den Passus »wegen Zurückhaltung des Geschiebes und der Wasserbeschaffung« ersetzt worden, obwohl für die Kanalisierung unserer Flüsse genügend Wasser vorhanden und dieselben in geringem Masse geschiebeführend sind.

Da jedoch die Gewässerregulierungen für unsere gegenwärtig gegebenen Verhältnisse viel wichtiger erscheinen als alle geplanten Wasserstrassen überhaupt, namentlich da dieselben bereits in Angriff genommen wurden und vielleicht auch weiter fortgesetzt werden, ist es sehr zu bedauern, dass bei der Ausführung der Regulierungswerke nicht etwa der Hauptzweck solcher Arbeiten zur Richtschnur dient, sondern ein in ferne Zukunft gerückter Nebenzweck, welcher bei einer systematischen Behandlung ohnedies auch eine vollkommene Berücksichtigung finden würde, zum Nachteile der Landwirtschaft in den Vordergrund gestellt worden ist.

Wenn wir von den gesetzlich geplanten Schiffahrtswegen in der Tat soviel erreichen, dass die kleine Elbe von Mělník bis Jaroměř und die Moldau von Karolinental bis Štěchovic wie auch ferner, noch ungeplant, der Beraunfluss von seiner Mündung bis Beraun kanalisiert werden, dann hat sich über uns die Fülle von Konzessionen, die uns noch eine lange Reihe von kommenden Regierungen gewähren kann, ergossen. Einen Beweis für diese Ansicht bietet bereits der Umstand, dass der gewesene Handelsminister v. Call, der an der Schaffung des Wasserstrassengesetzes beteiligt war, in der Eröffnungsrede, die er in der ersten Sitzung des Wasserstrassen-Beirates hielt, darüber keine Zweifel aufkommen liess, dass das Wasserstrassen-Gesetz im grossen und ganzen eigentlich nur eine Studie sein dürfe, welche vor allem die Ausführung eines Versuchsobjektes, »des Donau-Oderkanales« verlangt; die beim Baue und Betriebe desselben gewonnenen Erfahrungen sollen nachher als Richtschnur für die anderen Wasserwege dienen. Den zweiten Beweis bietet die Tatsache, dass der Wasserstrassen-

Beirat seit drei Jahren nicht einberufen worden ist, sonach entweder der Beirat oder die Wasserstrassen illusorisch geworden sind. Den dritten Beweis liefert der Umstand, dass selbst mit solchen Vorarbeiten, die eine mehrjährige Dauer erheischen, für manche der nominierten Wasserstrassen noch nicht begonnen wurde Einen ferneren Beweis für die obangeführte Behauptung wird vielleicht schon die nächste Zukunft bieten, je nach dem, welchen Modus die Regierung beim Expropriationsverfahren an der kleinen Elbe beachten wird.

Die übertriebene Favorisierung des Donau-Oderkanales ist eine der Hauptursachen, die zur Lahmlegung des Wasserstrassengesetzes führten und die verspätete Inangriffnahme und ungenügende Dotierung anderer wichtigeren Wasserstrassen (der kleinen Elbe) verschuldeten.

Der Donau-Oderkanal bietet für die Kohlenversorgung Wiens keinen besonderen Vorteil und nur in Verbindung mit der kanalisierten Elbe kann derselbe eine gewisse Wichtigkeit für den Fernverkehr erlangen; dass der lokalen Bedeutung dieses Kommunikationsmittels für das mährische Flachland kein besonderer Wert beigemessen wird, erhellt schon daraus, dass dessen Traçenführung unter Anwendung von hohen Hebwerken projektiert wurde, wodurch diese Wasserstrasse an Berglehnen, hoch über den, in der Niederung gelegenen Städten geführt werden soll, wie auch ferner aus der Nichtbeachtung vielfacher Vorteile, welche auch Schiffahrtskanäle für die Bodenkultur bieten können. Dass ein Schiffahrtskanal auch für die Bodenkultur dienstbar gemacht werden kann, davon liefert ein lehrreiches Beispiel der von der italienischen Regierung geplante Umbau eines grossen Teiles des bisher nur zur Bewässerung dienenden Cavour-Kanales auch zu einem Schiffahrtswege.

Die internationale Konkurrenz, die zur Erlangung von Hebwerksprojekten für den Donau-Oderkanal zustande kam, war an und für sich eine lobenswerte Veranlassung und das Erfreulichste dabei bleibt der Erfolg der böhmischen Maschinenfabriken, die den ersten Preis errungen haben — jedoch vollwertig war das Resultat keinesfalls, da eben für den Donau-Oderkanal sich mechanische Hebwerke in Folge der Terrain- und Untergrundbeschaffenheit überhaupt nicht eignen und für die übrigen im Gesetze angeführten Kanäle andere Vorbedingungen — namentlich noch viel grössere Hubhöhen — gegeben sind, wodurch

auch die Hebwerkskonstruktionen prinzipielle Änderungen erfahren. Es ist unleugbar, dass die bisherige Behandlung des Donau-Oderkanales einen äusserst nachteiligen Einfluss auf die Entwickelung des Wasserstrassenbaues in Böhmen ausgeübt hat — derselbe hätte sich in dem obzitierten Rahmen auch ohne das Wasserstrassengesetz in natürlicher Fortsetzung der bereits mit vielem Erfolge begonnenen Moldau- und Elbekanalisierung entrollt und wäre um eine unnötige administrative Komplikation ärmer gewesen.

Unsere Wasserwirtschaft litt seit jeher nicht nur an ungenügenden Geldmitteln, sondern auch an einer gar umständlichen Administrative und Kompetenzzersplitterung; die auf Abhilfe abzielenden Bestrebungen und Anträge vieler berufenen technischen Körperschaften blieben unberücksichtigt — auch die Erwartungen, die man aus Anlass des Wasserstrassengesetzes hegte, sind nicht in Erfüllung gegangen, im Gegenteil: statt Vereinfachung sind neue Komplikationen zur Geltung gelangt, deren ungünstiger Einfluss namentlich auf den Fortschritt der Regulierungsarbeiten sich bereits fühlbar macht.

Die Kanalisierung und zugleich die Regulierung der kleinen Elbe gehört in die Kompetenz einer anderen Institution als die Regulierung der Seitenzuflüsse — die erstere wird durch die Direktion für den Bau der Wasserstrassen in Wien, welche dem Handelsministerium unterordnet ist, geleitet, wogegen die andere in die Verwaltung einer Kommission gehört, deren Zusamensetzung auf die Art erfolgt, dass die Regierung durch Fachorgane, dagegen der Landesausschuss durch seine eigenen Beisitzer und die beiden Sektionen des Landeskulturrates durch ihre Präsidenten, somit die autonomen Körperschaften durch repräsentative Persönlichkeiten, aber trotzdem durch Laien, an den Beratungen der Kommission teilnehmen — die Entscheidung über die Kommissionsbeschlüsse gebührt dem Ministerium des Innern.

Der Fortschritt der Regulierungsarbeiten an den Seitenzuflüssen nimmt einen rascheren Gang an als jener am Rezipienten, an der kleinen Elbe, ohne Rücksicht darauf, ob und welche Änderungen im Regime der kleinen Elbe durch ein solches Vorgehen hervorgerufen werden.

In der ersten Bauperiode das ist bis zum Jahre 1912 wurde für die Regulierung der Seitenflüsse an 63,000.000 K Bauerfordernisses präliminiert und zwar hauptsächlich für solche Arbeiten,

durch welche eine beschleunigte Abfuhr der Hochwässer in die Rezipienten herbeigeführt werden soll, namentlich für Geradelegung und Profilerweiterung der Flussbetten, dagegen ist die Regulierung der kleinen Elbe an den Fortschritt der Kanalisierung gebunden und auf beide Bauperioden das ist bis 1920 verteilt.

Hiedurch ergibt sich ein Zeitraum von 8 bis 14 Jahren, in welchem die Elbeniederung den erhöhten Schadewässern preisgegeben werden soll; der Umfang und die Konsequenz dieser Benachteiligungen wurde an kompetenten Stellen vielleicht noch gar nicht erwogen, mindestens ist bis nun nichts verlautbart, was zur Beruhigung der Interessenten beitragen könnte. Eine der wichtigsten Aufgaben, die bei der Regulierung eines jeden Wasserlaufes vorkommen, ist die Ermittelung des Querprofiles und dessen Konsumtionsvermögens, und dieselbe soll natürlicherweise auf die Art gelöst werden, dass der durch die Regulierung angestrebte Zweck wirklich erreicht wird. Bei der Regulierung der kleinen Elbe handelt es sich vor allem um landwirtschaftliche Interessen, sonach um Verhütung von Überschwemmungen und um Ermöglichung von Meliorationen des anliegenden Geländes, aus welchem Grunde das Querprofil auch die grössten Hochwässer fassen und deren schadlose Ableitung gewähren soll; jede andere Lösung, welche aus Ersparungsrücksichten sich mit einem unzureichenden Profile begnügt, muss den Zweck verfehlen — da weder die Überschwemmungen beseitigt noch die Meliorationen ermöglicht werden.

Allerdings stösst bei der kleinen Elbe die Frage der Profilbemessung auf manche Schwierigkeiten, vor allem auf den schwer zu beschaffenden Ersatz der natürlichen, ausserordentlich grossen Retention, welche die Elbeniederung bei Hochwässern bietet und die bei 200 km² inundierter Fläche und bei ca 0·5 m mittlerer Tiefe auf 100,000.000 m³ geschätzt werden kann. Die inundierenden Hochwässer werden schon gegenwärtig durch den rascheren Zufluss aus den regulierten Nebenflüssen vermehrt und beschleunigt, welche Verschlimmerung der schon an und für sich unhaltbaren Verhältnisse noch weiter andauern wird, da im Sinne des bisher geltenden Bauprogrammes der Bau der Retentions-Sperren an den Seitenflüssen der eigentlichen Regulierung, der Geradelegung der Flussbetten, nicht vorangehen, sondern nachfolgen soll.

Wie gegenwärtig der Verlauf der Hochwasserwelle an der Elbe und deren Zuflüssen gestaltet ist, kann aus den Aufzeich-

ungen des hydrographischen Bureaus entnommen werden, es handelt sich jedoch darum, dass für eine systematische Regulierung der Zuflüsse und des Rezipienten vor allem ein zukünftiges Gesamtbild des Hochwasserverlaufes unter Berücksichtigung der projektierten Retentionswerke festgestellt werden muss, auf Grund dessen auch die Reihenfolge der einzelnen Regulierungsarbeiten derart bestimmt werden kann, dass keine unnötigen Wasserschäden im Rezipienten verursacht werden.

Entschieden ist es unzulässig, ohne eine eingehende systematische Studie nur ungefähre Profilbestimmungen für die kleine Elbe gelten zu lassen, wie auch die Reihenfolge, in welcher einzelne Nebenflüsse zur Regulierung gelangen, beliebig zu wählen, da dürfen nicht lokale Interessen, sondern das Regulierungs-System allein ausschlaggebend sein.

Vor allen anderen Wasserläufen sollte die Regulierung der mittleren Elbe mit möglichster Beschleunigung in Angriff genommen werden, zu welchem Behufe die Regulierung der Schiffbarmachung vorangehen sollte, welcher Modus auch für die Letztere wegen Stabilisierung des Flussbettes von Vorteil wäre.

Eine weitere Schwierigkeit, die sich der Wahl eines Hochwasserprofiles für die kleine Elbe entgegenstellt, ist die Schadloshaltung der unteren Elbe von Mělník abwärts vor dem vermehrten Hochwasserzuflusse. Es ist leicht begreiflich, dass sich die Interessenten an der unteren Elbe gegen die Verschlimmerung ihrer Hochwässerverhältnisse in Folge der Regulierung der kleinen Elbe wehren — allein eine systematische Regulierung darf doch nicht ein solches Resultat ergeben, dass in Folge von Regulierungen neue Schäden im Unterlaufe entstehen, sondern sie muss Mittel finden, welche die geänderten Abflussverhältnisse regeln — und solche Mittel sind vorhanden, allerdings nicht im Gebiete der kleinen Elbe, sondern in jenem der Moldau und zwar die Zurückhaltung und Verflachung der Hochwasserwelle des Moldauflusses. Die Moldau ist erwiesenermassen der entscheidende Zufluss für den Verlauf der Hochwässer an der unteren Elbe — ihre Hochwasserwelle kommt viel rascher und mit höherer Intensität an, als jene der kleinen Elbe. Die katastrophalen Hochwässer, welche im Jahre 1897 das Niederschlagsgebiet der kleinen Elbe so fürchterlich heimgesucht hatten, verliefen an der unteren Elbe schadlos, wogegen ähnlich verheerende Hochwässer, denen im Monate September hauptsächlich das Moldaugebiet zum Opfer fiel, auch an der un-

teren Elbe grosse Schäden verursachten, obwohl die gesamte Niederschlagshöhe viel geringer war, als jene des erstgenannten Hochwassers.

Ueber den Bau von wirksamen, grossen Talsperren im oberen Moldaugebiete sind vor einigen Jahren die Vorverhandlungen ziemlich weit gediehen — leider sind dieselben aus geringfügigen Ursachen aufgelassen worden.

Das Niederschlagsgebiet der Moldau und ihrer Zuflüsse ist viel geeigneter für die Anlage von Talsperren als das Gebiet der kleinen Elbe, die Wirkung derselben auf die Vorflut-Verhältnisse wird sich sehr günstig gestalten, weil hier eine Beschleunigung der Hochwasserwelle infolge von Regulierungen nicht zu erwarten ist, dieselben haben meistenteils nur eine lokale Bedeutung.

Wenn die Vorbedingungen einer systematischen Regulierung für die kleine Elbe objektiv erwogen werden, gelangt man zu dem Resultate, dass kein Grund vorliegt, weshalb an diesem so wichtigen Wasserlaufe ein halbes, unvollständiges Verfahren zur Anwendung gelangen sollte. Geradezu als verhängnisvoll müsste jene Lösung bezeichnet werden, bei der etwa mittlere Hochwässer schon über die Borde treten und Ueberschwemmungen verursachen sollten — der Hinweis, dass eine solche Regulierung im Interesse der Landwirtschaft gelegen wäre, da Wiesengründe einer zeitweiligen Inundation bedürftig sind, dass die landwirtschaftlichen Interessenten eine solche Lösung wünschen, ist entschieden unrichtig.

Die interessierten Grundbesitzer wünschen nur, dass auch nach erfolgter Regulierung die Wiesengründe als solche weiter verbleiben — da dies jedoch mit der wilden Bewässerung nimmer möglich sein kann, der wirtschaftliche Effekt einer solchen Wiesenbehandlung ein minimaler ist, muss mit einer Regulierung Hand in Hand die Umgestaltung der natürlichen Wiesen zu Kunstwiesen erfolgen. Kunstwiesen schliessen jedoch jede wilde Bewässerung aus, dieselbe richtet am Kunstbaue nur Schaden an.

Verhängnisvoll für den Schlusseffekt der Regulierungsaktion erscheint auch die erlassene und bereits gehandhabte Parole »zuerst regulieren, nachher sollen sich die Interessenten um die Bodenmelioration bekümmern.« Es gibt viele lehrreiche Beispiele, wo ein solcher Vorgang sehr schlimme Folgen hatte, den Grund und Boden entwertete und die Umgestaltung der kaum errichteten Regulierungswerke verursachte — dagegen gibt es wieder Beispiele, wo ausserordentliche Erfolge für die Bodenkultur erreicht wurden, wenn die

Regulierung unter voller Rücksichtnahme auf die beabsichtigte Bodenmelioration entworfen und durchgeführt wurde, wo gleichzeitig mit der Regulierung des Rezipienten das Meliorationsgerippe zur Ausführung gelangte. Ein besonders nennenswertes Beispiel bietet die vom Landeskulturrate f. d. Königr. Böhmen in Ausführung gebrachte partielle Regulierung des Elbe-, Aupa- und Mettauflusses bei Jaroměř, wo die früheren Sumpfwiesen oder Weiden in ertragsreiche Kunstbauten umgewandelt worden sind, für deren Herstellung gleich die bei Durchstichen oder Profilerweiterungen gewonnenen Erdmassen (Humus und Ackerkrume) verwendet wurden.

Lässt man bei Niederungsflüssen die Bodenmelioration ausser acht, dann verliert man auch den Leitfaden für die ganze Arbeit, der Zweck und Erfolg derselben wird fraglich.

Wenn von der geplanten Wasserstrassen-Aktion vorläufig nichts anderes, als die Gewässerregulierung allein zur Ausführung gelangt, so wird, falls es systematisch geschieht, ein erfolgreiches Werk zustande gebracht, durch welches die wirtschaftliche Potenz unseres Heimatslandes eine bedeutende Kräftigung erfahren wird.

Das Havlíčekjubiläum.

Von Dr. Arne Novák.

In den letzten Jahren feierte das čechische Volk eine ganze Reihe von bedeutungsvollen Jubiläen, die, dem Andenken der hervorragendsten Mitschöpfer der nationalen Wiedergeburt geweiht, eine feierliche und ernste Veranlassung waren, über die Grundgedanken jener grossen Bewegung nachzudenken, welche, in dem unsicheren Boden des Aufklärung-Zeitalters wurzelnd, in der ersten Hälfte des XIX Jahrhunderts dem čechischen Volksleben einen neuen Inhalt und eine neue Bedeutung schenkte.

So stand vor 13 Jahren die Centennarfeier Jan Kollárs, des poetischen Urhebers der slavischen Wechselseitigkeit, im Zeichen des literarischen und politischen Panslavismus und mit ähnlichen Gedanken befasste sich die čechische Oeffentlichkeit, als es im Jahre 1895 galt, den hudertsten Geburtstag des grossen Slavisten Pavel Josef Šafařík zu feiern, welcher Kollárs Ideen in der slavischen Kultur- und Literaturgeschichte trefflich anzuwenden wusste. Zu einem herrlichen Nationalfeste des gesamten Volkes wurde dann, drei Jahre später, die Palacký-Feier; man erinnerte sich dankbar an das grossartige Hauptthema von Palackýs Lebenswerk, die Bedingungen und Ideen des politischen Lebens aus der nationalen Geistesgeschichte grosszügig abzuleiten. Als sich dagegen ein Jahr später der Geburtstag Čelakovskýs zum hundertsten Male jährte, blieb die ganze Feier auf die literarischen Kreise beschränkt; diese wussten allerdings die tiefe Bedeutung der dichterischen Tat Čelakovskýs zu schätzen, welcher als ein treuer Schüler Goethes und ein selbständiger Nachfolger der deutschen Romantik die ganze Fülle des nationalen Wesens in der ursprünglichen Schönheit der volkstümlichen Traditionen gefunden hatte.

Das diesjährige Havlíček-Fest — der grosse čechische Publizist Karel Havlíček Borovský ist nämlich vor 50 Jahren am

28. Juli 1856 in Prag gestorben —, das sich auf mehr als ein Vierteljahr erstreckte, bildete wiederum wie die Palacký-Feier eine ganze Reihe von festlichen Jubeltagen der gesamten begeisterten Nation. Das stets rege politische Interesse des für seine Rechte streitenden Volkes sammelte sich da um die volkstümlich gewordene Gestalt des ersten čechischen Journalisten grossen Stils; die verschiedensten politischen Parteien und Fraktionen fanden da eine höchst willkommene Gelegenheit, das politische Programm, welches auf den vor 50 Jahren durch Palacký und seinen Freund Havlíček gelegten Grundlagen aufgebaut ist, zu revidieren. Doch trotz der allgemeinen Begeisterung für diese Feier wäre es kaum der Mühe wert, das Ausland über das Havlíček-Jubiläum zu informieren, wenn dieses nicht geradezu der Ausdruck von einer neuen Auffassung Havlíčeks wäre, die sich auf eine beträchtliche Summe von neuen wertvollen Publikationen stützt. Eine knappe Uebersicht dieser literarischen Vorarbeiten zum Havlíček-Jubiläum möge unsere Jubiläumschronik einleiten.

Bis in die neunziger Jahre war es um die Ausgaben von Havlíčeks Werken ebenso schlecht bestellt wie um biographische und historische Studien über ihn. Man fühlte in Böhmen nicht einmal das Bedürfnis kritischer Ausgaben der Dichter aus der Periode der nationalen Wiedergeburt, umsomehr begnügte sich die Oeffentlichkeit mit zwei unvollständigen Ausgaben von Havlíčeks Schriften, die von zwei politischen Widersachern, dem altčechischen Literarhistoriker V. Zelený und dem jungčechischen Journalisten K. Tůma stammten. In diesen beiden Ausgaben, von denen die von Tůma besorgte die Ziele einer parteiischen Propaganda verfolgte, traten besonders die arg unterschätzten unpolitischen Schriften Havlíčeks in den Hintergrund. Zelený und Tůma schenkten der Literatur noch weitere Werke über Havlíček, die lange ohne Konkurrenz blieben. Während Zelený Havlíčeks Briefe, die er aus seiner Verbannung in Brixen an seine Familie gerichtet hatte, redigierte und edierte, versuchte es Tůma Havlíčeks Tätigkeit und Bedeutung in einem umfangreichen biographischen Buche zu schildern. Aus diesem Werke Tůmas schöpfte eine ganze Generation ihre Kenntnisse über Havlíček, obgleich Tůma seine Farben oft allzustark aufgetragen hat, ohne sich darum zu kümmern, dass sich sein aufrichtig und begeistert gefeierter Held keineswegs auf das Prokrustesbett des Jungčechentums aus den achtziger Jahren spannen lasse.

Das Jahrzehnt 1890—1900 stand im Zeichen einer eingehenden Revision der nationalen Wiedergeburt; man sieht im Dienste dieses

wissenschaftlichen Bestrebens nicht nur die Schule der jüngeren Literarhistoriker, die seinerzeit gemeinsam mit Professor Gebauer den Wahnglauben an die gefälschten Handschriften zu Boden geworfen hatte, sondern auch den Führer der modernen wissenschaftlichen Generation in Böhmen, Professor T. G. Masaryk; ja es fehlte auch nicht an fremden Gelehrten, die das schwierige und verwickelte Problem der Erklärung der Wiedergeburt zu lösen suchten. Bei dieser Revision betonte man besonders auch das Bedürfnis, die Werke der Hauptführer der nationalen Wiedergeburt kritisch herauszugeben, und da Havlíček dabei wiederholt genannt wurde, forderte man eine ähnliche Ausgabe seiner Schriften immer dringender.

Zuerst (1897) erschien eine Ausgabe von Havlíčeks Dichtungen, die ein feiner Kenner der Volkspoesie, Ladislav Quis, besorgt hatte: man war überrascht von dem unerwarteten Reichtum der satirischen Muse Havlíčeks, über die bisher die hausbackene Pedanterei und Prüderie die Achseln zu zucken pflegte. Eine noch reichere Gabe war dann in den Jahren 1900—1903 die fünfbändige Gesamtausgabe von Havlíčeks politischen Schriften aus dem rührigen Verlag von J. Laichter. Ihr Herausgeber, ein junger Historiker, Zdeněk Tobolka, benutzte da nicht nur das gesamte Material, sondern auch seine gründliche Kenntnis der Periode der Julirevolution. Derselbe Forscher fügte zu seiner sorgfältigen Arbeit noch eine Sammlung von Havlíčeks scharf und charakteristisch skizzierten »Bildern aus Russland« (1904) sowie einen Neudruck von Havlíčeks »Uebersetzungen aus Voltaire« (1904), während L. Quis eine reichhaltige Ausgabe von Havlíčeks Korrespondenz besorgte (1903).

Auf Grund eines solchen Materials lässt sich allerdings schon zuverlässig arbeiten; umso höher ist das Verdienst von Professor T. G. Masaryk einzuschätzen, der sein bahnbrechendes Buch früher herausgegeben hat, bevor die genannten Editionen erschienen waren. Sein »Karel Havlíček« (1. Ausg. 1897, 2. Ausg. 1904) ist ein Standartwerk der čechischen politischen Literatur, wenn man auch noch immer auf ein streng historisches Werk über denselben Gegenstand warten muss. Masaryk, ein philosophischer Politiker, ist stets bestrebt, bis zum innersten Kerne der Ideen der böhmischen nationalen Wiedergeburt, deren Gipfelpunkt er eben in Havlíček sieht, zu dringen; es handelt sich ihm keineswegs um eine ängstliche Richtigkeit in der Darstellung des Nebensächlichen, sondern vielmehr um eine grosszügige Auffassung; sein Werk will übrigens nicht einfach Havlíček schildern, sondern durch sein Beispiel das Volk po-

litisch erziehen. Masaryk zeichnet Havlíček nur als Politiker und Menschen; in dieser Hinsicht darf man die eingehenden fleissigen Arbeiten des Professors J. Jakubec, eines Literarhistorikers aus der Schule Erich Schmidts, welche hauptsächlich Havlíčeks Dichtungen gewidmet sind, als eine Ergänzung des Werkes Masaryks betrachten. Ein sehr treues und anschauliches Bild von Havlíčeks Wesen und Tätigkeit hat der schon erwähnte Forscher Zd. Tobolka ruhig und einfach im III. Bande des breit angelegten Sammelwerkes »Die čechische Literatur des XIX. Jahrhunderts« (1905) geliefert.

Zu diesen Werken mussten alle, die heuer Havlíček feierten, greifen; das Jubiläum selbst brachte sehr wenig Arbeiten dieser Art. Ich nenne nur eine neue revidierte Ausgabe von Havlíčeks Dichtungen, die wieder L. Quis, diesmal für die vorzügliche Sammlung »Čechische Schriftsteller des XIX. Jahrh.« besorgte; durch ihren unglaublich niedrigen Preis und ihre volkstümliche Austattung sucht eine Konkurrenzausgabe, die der bekannte Kritiker F. V. Krejčí im Verlage von B. Kočí veranstaltete, Verbreitung zu finden; als Supplementband erschien in demselben Verlage eine ganz instruktive Auswahl von Havlíčeks politischen Aufsätzen.

Die moderne Auffassung Havlíčeks, die auf dieser neuen Literatur beruht, steht geradezu im Gegensatze zu den älteren Ansichten über Havlíček; vor allem bemerkt man eine Umwandlung der öffentlichen Meinung über Havlíčeks Verhältnis zur gesamten nationalen Wiedergeburt, über das Wesen seiner Politik, über seine literarische Bedeutung und über fremde Einflüsse auf seine Geistesentwicklung.

Während man früher Havlíček für eine durchaus vereinsamte Persönlichkeit, die eine Ausnahme in ihrer Zeit und Umgebung bildete, gehalten hat, ist man jetzt geneigt zu glauben, dass eben in ihm und durch ihn die nationale Wiedergeburt vollendet wurde. Diese grosse Bewegung weist drei Hauptphasen auf. Ihr unsicheres Vorspiel im XVIII. Jahrhunderte steht im Zeichen der wissenschaftlichen Renaissance, die den Charakter der Aufklärung trägt; der führende Geist war damals Josef Dobrovský. Dann folgt die sprachliche und poetische Wiedergeburt, welche durch den Gelehrten Josef Jungmann und durch die beiden Dichter Jan Kollár und F. L. Čelakovský verkörpert wird; sie alle werden durch romantische Ideen beeinflusst. Zuletzt eröffnet František Palacký die politische Wiedergeburt auf historischer Grundlage und bald gesellt sich zu ihm Havlíček, die Tat von seinen Gedanken.

Alles, was die romantischen Dichter und Schriftsteller sehnend ahnten, wandelte er in eine politische Tat um: er bedeutet eine neue, lebensfähigere Etappe von Kollars slavischer Wechselseitigkeit; er führt konsequent die Sprachpolitik durch, für die Jungmann mit seinen Freunden schwärmte; er lenkt die allgemeine Aufmerksamkeit auf das durch Čelakovský poetisch glorifizierte Landvolk; er beschäftigt sich eifrig mit den kirchenpolitischen Fragen, die geradezu ein Vermächtnis der durch Palacký so eingehend studierten böhmischen Reformation waren, und ist er ein Realpolitiker vom Scheitel bis zur Sohle, so verliert er dabei keineswegs den Zusammenhang mit der Vergangenheit, die einen zielbewussten Politiker verpflichtet, die staatsrechtliche Selbständigkeit seines Volkes nie aus dem Auge zu verlieren. So verkündet er tapfer alle Postulate, die in der Zeit der nationalen Romantik in Diskussion standen und ist dabei nichts weniger als ein Romantiker.

Seine Antipathie gegen die Romantik äusserte sich nicht nur als eingefleischte Feindschaft gegen die nationale Empfindsamkeit, den naiven, sentimentalen Panslavismus, den überspannten Kultus der Vergangenheit, sondern auch als Abneigung vor dem romantischen Radikalismus, der, ohne seine Kräfte und die politischen Verhältnisse klar zu kennen und richtig abzumessen, im Jahre 1848 um jeden Preis Revolution spielen wollte. Erst durch die neuen Studien über Havlíček wurde sein konsequent feindliches Verhältnis zu den Radikalen klargelegt. Er war kein konservativer Politiker, doch verwarf er stets jede gewaltsame Revolution, da er allzugut wusste, eine solche müsse jedenfalls ein erbärmliches und erfolgloses Ende nehmen; auch in dieser Frage war er mit seinem älteren Freunde Palacký einig. Er wollte seine Zeitgenossen im Geiste des konstitutionellen Lebens, des freien Bürgertums, des föderativen Oesterreichs erziehen. Zur Zeit der Julirevolution verargten es ihm die seichten und grossmäuligen Radikalen, zur Zeit der Bachschen Reaktion musste er dafür von Seiten der Wiener Regierung leiden — und erst da bewunderten ihn die Radikalen, als den einzigen Kämpfer, der von seinem Posten nie gewichen war. Noch heute pflegen ihn die Radikalen als einen der Ihrigen zu preisen, während die gesamte Forschung schlagend bewiesen hat, er sei vielmehr stets ihr Gegner gewesen.

Auf diese Weise hat sich im Jubiläumsjahre die öffentliche Meinung über Havlíčeks Politik gehoben; in einem noch höheren Masse

lässt sich dasselbe von den Ansichten über seine literarischen Leistungen behaupten. Noch vor kurzem wollte die Literaturgeschichte von Havlíček nichts wissen, die Schule und das Katheder ignorierten seinen Namen, seine beiden bedeutenden satirischen Schöpfungen »Die Taufe des heiligen Vladimir« und die »Tiroler Elegien« wurden für leichte Spielereien seiner Mussestunden gehalten, seine belletristische Prosa betrachtete man als ein nebensächliches Anhängsel seiner politischen Aufsätze. Jetzt überschätzt man dagegen eher seine literarische Tätigkeit. Neben dem allzufrüh verstorbenen Dichter Karel Hynek Mácha und der ersten čechischen Schriftstellerin Božena Němcová ist Havlíček einer der ersten modernen Schriftsteller in Böhmen gewesen, der mit der Romantik gebrochen hat; er liebte das wirkliche Leben und schilderte es in frischen Farben; er brachte Witz, Ironie und Satire in der Dichtung zur Geltung; in Čelakovskýs Fusstapfen wählte er die knappe, bündige, scharf und blank geschliffene Form des Volksliedes und als ein begabter Schüler Logaus und Lessings pflegte er eine bissige und überaus witzige Epigrammatik. Auch ein Fremder kann sich nun davon aus einer gelungenen deutschen Uibersetzung seiner »Taufe des heiligen Vladimir« von Dr. V. Wohryzek (Prag 1906, Grosman und Svoboda) überzeugen.

Endlich wurde auch neues Licht auf fremde Einflüsse auf Havlíček geworfen, die jetzt nur eine naive Kurzsichtigkeit leugnen mag. Als Politiker gehört Havlíček in das Lager des bürgerlichen Liberalismus, dessen Blüte in Deutschland in die 30er und 40er Jahre fällt, dabei war er kein Doktrinär und kein Ideologe. Diesen bürgerlichen Liberalismus wendete er auf die politischen Verhältnisse des vormärzlichen und reaktionären Oesterreichs an, in dessen Rahmen er die böhmische Frage löste. Als Denker neigte er zur Aufklärung und zum Rationalismus; er war darin gleichmässig ein Schüler Voltaires und Lessings wie des Jungen Deutschland; im Sinne der jungdeutschen Bewegung forderte er praktische und demokratische Reformen im Kirchenwesen, wobei er aber satirisch jede positive Religion angriff. In der Poesie war für ihn wie für die jüngere Romantik die Volksdichtung der eigentliche Ausgangspunkt, aber in ihre schlichte Form kleidete er, Heine nicht unähnlich, beissende soziale und politische Satire. Erwähnen muss man endlich auch, dass er starke Impulse vom neurussischen Realismus, vorzugsweise von Gogol, den er übersetzte und in der čechischen Literatur verkündete, erfahren hatte.

Es war freilich kaum zu erwarten, dass bei den öffentlichen Havlíček-Feiern, die sich an alle Volksschichten wendeten — und diesmal waren wirklich alle Klassen der Bevölkerung, seien es die städtischen oder die ländlichen, die Gebildeten oder die Arbeiter, die Frauen oder die Studenten, dabei vertreten — die ganze Bedeutung von Havlíčeks Persönlichkeit zur Geltung käme; man kann jedoch damit zufrieden sein, dass die Mehrzahl der Havlíček-Feste im Zeichen einer wirklichen Kenntnis von Havlíčeks Werk und Wesen stand. Das Hauptverdienst daran gehört dem Umstande, dass der Löwenanteil an den Festlichkeiten neben den der Kulturarbeit dienenden Korporationen, wie der Universitätsextension und dem Kulturverbande des čechischen Volksrates (Osvětový Svaz Národní Rady) den beiden Parteien zugefallen ist, die sich der höchsten politischen Bildung rühmen können, nämlich der fortschrittlichen und der sozialdemokratischen Partei. Der Führer der ersteren Partei allein, Professor T. G. Masaryk, dem auch mit vollem Rechte die ehrenvolle Aufgabe zuteil wurde in Havlíčeks Geburtsort Borová, einem kleinen Städtchen bei Deutschbrod, zu sprechen, widmete seinen ganzen Sommer Vorträgen über Havlíček, die besonders häufig in dem böhmisch-mährischen Hügelland stattfanden. Seine Parteigänger veranstalteten auch eine ganze Reihe von Vortragsserien, von denen man wenigstens eine anführen mag; nämlich den Dreiabendcyklus des Verbandes der čechoslavischen Studentenschaft (»Svaz československého studentstva«), in welchem Professor Masaryk über Havlíček als Politiker, Professor Jakubec über Havlíček als Dichter und Dr. Arne Novák über Havlíčeks Zeit und Leben sprachen.

Alle diese Vorträge bemühten sich ehrlich, trotz ihrer populären Darstellung Havlíčeks Wesen treu und vollständig zu erfassen. Das lässt sich aber kaum von einer anderen Gruppe der Havlíčekfeiern behaupten, die die Radikalen verschiedener Observanz abhielten. Die Nationalsozialisten, die fortschrittlichen Staatsrechtler und einige Mohikaner der jungčechischen Linken schilderten in recht bombastischen Reden Havlíček als ihren Ahnherrn. Dabei ist besonders zu bedauern, dass auch bei der grossen Nationalfeier in dem ehrwürdigen Altstädter Rathause zu Prag diese schiefe und längst überwundene Auffassung laut wurde.

Alle Tages- und Wochenblätter widmeten Havlíček Leitartikel, Feuilletons und Notizen; einige der Volkserziehung dienende Zeitschriften gaben gute, knappe Broschüren von berufenen Journa-

listen heraus. Nur zwei Revuen brachten auch feierliche Spezialnummern; es war das politisch-wissenschaftliche Organ der fortschrittlichen Staatsrechtler »Pokroková Revue« in Prag und ein neues Blatt der jüngeren Lehrerschaft »Učitelský Přehled« in Kuttenberg.

Ausser einem tief empfundenen Gedicht des bekannten Lyrikers A. Sova, das in der »Pokroková Revue« zu lesen war, erfreuen zahlreiche, intim gehaltene Erinnerungen an Havlíček, die ein beredtes Zeugnis abgeben, dass seine Erscheinung nicht nur eine allgemeine Verehrung, sondern auch innige Liebe, die die Jüngsten mit den Ältesten teilen, geniesse. Auch an anderen festlichen Manifestationen fehlte es nicht; in Jičín wurde ein Havlíček-Denkmal enthüllt, dessen allegorisches Beiwerk einen glücklichen Gedanken verrät; in einem Prager Vorort, Dejvic, und in dem gesellschaftlichen Klub der jüngeren Intelligenz »Slavia« in Prag konnte man in zwei gelungenen Ausstellungen zahlreiche Havlíček-Reliquien sowie Sammlungen seiner Werke in verschiedenen Ausgaben sehen.

So sind die Havlíček-Festlichkeiten wirklich das geworden, was auch Havlíček immer im Sinne hatte: ein erfolgreiches Mittel zur Beförderung der Volksbildung. Skeptischer muss man allerdings darüber denken, ob nicht auch nach diesem Jubiläum Havlíčeks Name für das Ausland bloss ein leerer, lebloser Begriff bleiben wird. Havlíček hat vom Ausland, namentlich von Deutschland und Russland, tiefe Einwirkungen empfangen, er hat die fremden Elemente ehrlich und sorgfältig verarbeitet — aber in seinem Werke wandte er sich ausschliesslich an sein eigenes Volk. Seine Aufsätze mögen für das Ausland kaum ein historisches Interesse haben; seine Abhandlungen aus dem Bereich der internationalen Politik sind ziemlich unbedeutend. Seine dichterischen Schöpfungen wirken allerdings durch ihren beissenden Witz und ihre urwüchsige Satire auch in Uebersetzungen, die ja sehr erforderlich wären; seine Epigramme vermehren beträchtlich den Schatz der Epigrammatik der europäischen Weltliteratur. Aber ein jeder, der sich in das Studium einer so spannenden Erscheinung, wie es die čechische nationale Wiedergeburt ist, vertiefen wird, gehöre er dieser oder jener Nation an, wird gewiss tief erschüttert vor der kräftigen Erscheinung Havlíčeks innehalten und Havlíček die Anerkennung nicht versagen, dass er ein guter Streiter in einem guten Streite gewesen ist.

Zur Frage der Einteilung der Handelskammerbezirke in Böhmen.

Von Dr. Josef Gruber.

Seit Jahren schon bildet der rein deutsche Charakter und das deutschnationale Gebaren der Handels- und Gewerbekammer in Reichenberg den Gegenstand lebhafter oppositioneller Bewegung in den Kreisen čechischer Handel- und Gewerbetreibenden. Es werden Manifestationskongresse veranstaltet, Broschüren herausgegeben, Beschwerden und Proteste bei den Aufsichtsbehörden eingereicht, journalistische und private Agitation entwickelt, auf dass die „stolze", „übermütige" Reichenberger Handelskammer zur Wahrung der sprachlichen Gleichberechtigung und zu einer derart gerechten Berücksichtigung der čechischen Fortbildungsschulen, Gewerbemuseen u. ähnl. bei Gewährung von Subventionen und Stipendien, wie sie die čechischen Handelskammern Prag, Pilsen, Budweis gegenüber ihren deutschen Minoritäten beobachten, veranlasst oder durch die Regierung angehalten werde.

Nun, wir halten diese Agitation, sie mag an sich noch so begründet sein, soferne sie nur von jenem Gesichtspunkte ausgeht und nur das erwähnte Ziel verfolgt, für verfehlt und aussichtslos; das Ziel muss höher gestellt werden und ist von der Geschäftssprache der Reichenberger Handelskammer und von ihrer grösseren oder geringeren Freigebigkeit gegenüber den Bedürfnissen unserer Gewerbeschulen und Schüler unabhängig: es ist die Neueinteilung der Handelskammerbezirke in Böhmen und die Kreierung einer sechsten Handelskammer im Interesse der gegenwärtig zu den Kammerbezirken Prag und Reichenberg gehörigen Gegenden des böhmischen Ostens und Nordostens.

Man wird vielleicht fragen: warum denn so viel Lärm und Zeitungsgeplänkel wegen einer Handelskammer? Es sind ja nur fachliche Beratungsorgane, deren Gutachten und Anregungen von den Behörden je nach Belieben berücksichtigt oder ad acta gelegt werden, noch vor 16 Jahren hat das damalige Wochenblatt „Čas", wie wir annehmen dürfen ,nach Kaizl's Informationen, die Kreierung einer neuen Kammer für eine „Kleinigkeit" erklärt.

Die Zeiten und die Kammern haben sich eben geändert. Der Umschwung datiert ungefähr seit Mitte der 80er Jahre. Wohl ist der Wirkungskreis der Kammern, wenn nicht gesetzlich, so doch tat-

sächlich, als fachkundiger Berater der Regierung in grossen Fragen der Industrie, des Handels und des Verkehrs durch Kreierung spezieller Fachbeiräte (Industrierat, Zollbeirat, Staatseisenbahnrat, Wasserstrassenbeirat u. a.), sowie durch industrielle Fachvereine geschmälert worden, allerdings bei weitem nicht in dem Masse, wie man seinerzeit annahm — Beweis die hervorragende Betätigung der Kammern bei der Aufstellung des autonomen Zolltarifes, den Handelsverträgen, der sozialen Versicherung u. a. m. Dafür ist jedoch ihre Inanspruchnahme in tausenden von sogenannten „kleineren" Angelegenheiten einzelner Industriellen, Handwerker und Geschäftsleute, in Fragen nicht nur der Handhabung der Gewerbeordnung, sondern auch der Errichtung von Fach- und Fortbildungsschulen, Post- und Telegraphenstationen, Telephonnetzen, Eisenbahnfahrpläne, Bekanntgabe von Zoll- und Frachttarifen, Einkaufs- und Absatzquellen usw. usw. ungemein gestiegen. Die Kammern selbst haben sich in jüngster Zeit auch die positive, schaffende Tätigkeit zum Zwecke gesetzt und Gewerbeförderungsinstitute, Kunst- und technologische Gewerbemuseen, Handelsakademien, Fach- und Fortbildungsschulen, Kreditfonde für Kleingewerbetreibende, permanente Ausstellungen u. dgl. errichtet, Fachvorträge und Unterrichtskurse veranstaltet, die Herausgabe von fachlichen Publikationen gefördert, Schul- und Reisestipendien gegründet u. a. m. Hunderttausende Kronen werden durch Vermittlung der Kammern der Förderung von Industrie, Handel und Gewerbe jährlich zugeführt und der Gesamtbetrag, über den nur die Kammern in Böhmen mit ihren Annexinstituten jährlich verfügen, wird mit 1·5 Millionen Kronen nicht allzuhoch angesetzt sein. Im Jahre 1883 betrugen z. B. die Gesamtausgaben der Prager Kammer bloss 48.139 Kronen — nach 20 Jahren betrug bloss die zu Subventionen und Stipendien verwendete Summe über 140.000 Kronen jährlich. Es sind also bedeutende, nicht nur moralische, sondern auch materielle Kräfte, über welche die Kammern verfügen, und mag die Stimme der „kleineren" Kammern bei Lösung der „grossen" Fragen weniger denn früher in die Wagschale fallen (tatsächlich hängt dies auch jetzt von der Tüchtigkeit des Referenten ab), für ihren Bezirk, für das Interesse ihrer Angehörigen kann auch die kleinste Kammer, wenn sie nur rührig ist, Vieles und Grosses leisten.

*

Wie bekannt, wurde bei der Kreierung der Handels- und Gewerbe-Kammern in Österreich durch das unter dem Ministerium Bruck erlassene provisorische Gesetz vom 18. März 1850 RGBl. Nro. 122 das ganze Staatsgebiet in 60 Handelskammerbezirke (26 in den österr. Erblanden, 14 in den Ländern der ungarischen Krone, 17 in den lombardisch-venet. Ländern und 3 in Dalmatien) eingeteilt Für das Königreich Böhmen wurden fünf Handels- und Gewerbe-Kammern, und zwar in Prag für den damaligen Prager und Pardubicer Kreis, in Reichenberg für den Böhmisch-Leipaer und Jičiner Kreis, endlich in Eger, Pilsen und Budweis für die gleichnamigen drei Kreise bestimmt. Gleich bei dieser ersten Einteilung wurde Reichenberg bevorzugt: der Reichenberger

Kammerbezirk hatte im Jahre 1850 1,365.432 Einwohner, während der Prager Bezirk bloss 1,269.894 Einwohner und die übrigen Kammerbezirke nicht einmal die Hälfte der Einwohnerschaft des Prager Kammerbezirkes (zum Beispiel die Budweiser Kammer 569.673 Einwohner) zählten.

Nach der neuen politischen Einteilung vom Jahre 1854 gehörten von den nunmehr 13 Kreisen in Böhmen der Kammer in Prag der Prager, Čáslauer und Chrudimer Kreis, der Kammer in Reichenberg der Leitmeritzer, Bunzlauer, Jičiner und Königgrätzer Kreis, der Kammer in Eger der Egerer und Saazer Kreis, der Kammer zu Pilsen der Pilsener und Piseker Kreis, jener in Budweis endlich der Budweiser und Táborer Kreis an. Im Laufe der Jahre verlor der Kammerbezirk Reichenberg die Gerichtsbezirke Königstadtl und Nimburg an die Handelskammer Prag, welche ihrerseits den Bezirk Zbirov an die Kammer in Pilsen abgab, und gewann von der Handelskammer in Eger die Gerichtsbezirke Teplitz, Libochovic und Roudnic und später Dux und Bilin.

Sonst blieb die territoriale Abgrenzung der Handelskammern in Böhmen trotz der gewaltigen Umwälzung der wirtschaftlichen wie der nationalpolitischen Verhältnisse in Böhmen während der vollen fünfzig Jahre unverändert.

Ohne jede Rücksicht auf die weiter zu besprechenden nationalen Verhältnisse genügt diese territoriale Abgrenzung heute nicht mehr, entspricht weder den Kommunikationsverhältnissen, noch den fachlichen Bedürfnissen des Handels und des Gewerbes.

Ein blosser Blick auf die Karte genügt, um die fernere Unhaltbarkeit der gegenwärtigen Einteilung zu beweisen. Ein kompaktes Ganzes bilden die Kammerbezirke Pilsen, Eger und nur zum Teile Budweis. Der Bezirk der Handelskammer in Prag bildet einen langen Streifen von Přibram und Rakonitz im Westen über Mělník, Nimburg, Pardubic, Wildenschwert bis Landskron, Polička, Humpolec und Unter-Kralovic, ebenso zieht sich der Handelskammerbezirk Reichenberg von Dux, Bilin und Roudnic im Westen über Jungbunzlau und Königgrätz bis Senftenberg und Grulich im Osten, alle Bezirke nördlich von dieser Grenzlinie umfassend. Die der Hauptstadt nahen Bezirke Beneschau, Neveklau und Vlašim gehören zu Budweis, Schlan gehört zwar noch zu Prag, jedoch der sprachlich čechische Nachbarbezirk Loun bereits zum entfernten und deutschen Eger, die čechischen Bezirke Roudnic und Libochovic zum entfernten und deutschen Reichenberg, die ostböhmischen Bezirke, ob čechisch oder deutsch, sind von ihren Handelskammersitzen Prag und Reichenberg so weit entfernt, dass die Hin- und Rückreise in der Regel eine mehr als eintägige Eisenbahnfahrt erheischt.

Wie rege kann nun die Verbindung dieser entlegenen Bezirke mit ihren Handelskammern sein, mit was für Beschwerlichkeiten ist der persönliche Kontakt, die Informierung über die dort herrschenden Verhältnisse und Bedürfnisse, die Förderung der Initiative, die Einflussnahme auf das wirtschaftliche Leben von diesen weiten Zentren

verbunden! Sogar die Prager Handelskammer, für welche ja die sprachlichen Gegensätze nicht in Betracht kommen, hat jahrzehntelang kein Mitglied aus ihren östlichen Bezirken gehabt — in der Reichenberger Kammer ist der čechische Osten Böhmens überhaupt nicht vertreten — und dass es selbst bei dem gegenwärtigen Vorherrschen des Beamtenelementes in der Amtierung der Kammern doch keineswegs gleichgiltig ist, aus welchen Bezirken und Interessentenkreisen sich die Mitglieder der Kammern rekrutieren, hievon liefern die besten Beweise die Geschäftsberichte wie die Subventionsausweise der Kammern.

Nun bestehen jedoch ausserdem — wie gesagt, schon seit Gründung der Kammerinstitution — ganz gewaltige Unterschiede in der territorialen Ausdehnung und der Bevölkerungszahl der einzelnen Handelskammerbezirke in Böhmen, Unterschiede, die sich mit der ungleichen Intensität des industriellen und kommerziellen Fortschrittes in Böhmen immer mehr vergrössern.

So betrug die Zahl der ortsanwesenden Bevölkerung nach der Volkszählung vom 31. Dezember:*)

Im Bezirke der Handels- und Gew.-Kammer	Flächeninhalt in km^2	1880	1890	1900
Prag	13.237	1,683.671	1,813.645	1,968.376
Pilsen	9.847	769.163	775.645	835.341
Budweis	9.145	659.679	658.195	669.478
in allen drei Kammern mit čechischer Majorität	32.229	3,112.513	3,247.485	3,473.195
Reichenberg	12.600	1,752.753	1,850.460	1,996 303
Eger	7.119	695.885	745.149	849.199
In den zwei Kammern mit deutscher Majorität	19 719	2,448.638	2,595.609	2,845.502
Im Königreiche Böhmen zusammen	51.948	5,561.151	5,843.094	6,318.697

Aus dieser Tabelle resultiert folgendes: In den letzten zwei Dezennien (1880—1900) stieg die ortsanwesende Bevölkerung im Königreiche Böhmen um 757.546 Einwohner, von diesem Zuwachse entfallen jedoch auf die Kammerbezirke Reichenberg und Eger 243.550 und 153.314, somit zusammen 396.864 Einwohner, über 52% des Gesamtzuwachses, während die Handelskammerbezirke Prag, Pilsen und Budweis lediglich um 284.705, resp. 66.178 und 9.799, somit zusammen um 360.682 Einwohner gestiegen sind. Es braucht nicht hervorgehoben zu werden, dass an dem Bevölkerungszuwachse des Prager Kammerbezirkes die Hauptstadt Prag samt Vorortegemeinden (Karolinental, Žižkov, Kgl. Weinberge, Nusle, Vršovic und Smíchov) den Löwenanteil hat, deren ortsanwesende Bevölkerung in den genannten Jahren um 160.793 (von 276.260 auf 437.053) Einwohner gestiegen

*) Wir entnehmen diese und die nachfolgenden Ziffern teils unserer Broschüre „O komorách obchodních a živnostenských", Prag 1904, teils der Wochenschrift „Finanční Listy" vom 30. Juli 1905 und 19. August 1906 und den Jubiläumswerken sowie den Geschäftsberichten der Handelskammern Prag, Reichenberg und Budweis.

ist; ziehen wir die ganzen Prag umschliessenden vier Bezirkshauptmannschaften in Betracht, so beträgt die Bevölkerungszunahme in diesem Prager Zentrum während des erwähnten Zeitraumes weit über 200.000 Seelen. In den letzten fünfzig Jahren (1850 1900) stieg die Einwohnerzahl der Handelskammerbezirke Prag um 698.483, Reichenberg um 630.871, Budweis um 99.805 Seelen.

Das perzentuelle Verhältnis der einzelnen Kammerbezirke zur Gesamtbevölkerung Böhmens verschiebt sich somit allmählich zu Gunsten Prags und der deutschen Kammern, es machte z. B. die Einwohnerschaft

des Kammerbezirkes	% der Gesamtbevölkerung Böhmens 1880		1900	
Prag	30·3	56·0	31·15	54·96
Pilsen	13·8		13·22	
Budweis	11·9		10·59	
Reichenberg	31·5	44·0	31·60	45·04
Eger	12·5		13·44	

Das numerische Übergewicht des Reichenberger gegenüber dem Prager Handelskammerbezirke hat sich infolge des Wachstumes der Hauptstadt und ihrer Nachbarbezirke während des Bestandes der Kammerinstitution allerdings vermindert, die absteigende Bewegung veranschaulicht die nachstehende Tabelle:

1850	95.538
1880	69.082
1890	36.815
1900	27.933

Doch zählt die Handelskammer in Reichenberg noch immer mehr Einwohner als jene in Prag. Diese beiden Kammern sind im Verhältnis zu den übrigen in Böhmen sichtlich übermässig gross: weisen jede für sich eine dreimal höhere Einwohnerzahl als die Handelskammer von Budweis und eine zweimal höhere als jene von Pilsen oder Eger auf, beide zusammen zählen nahezu vier Mill. (3·964 Mill.) Einwohner, d. i. ungefähr 63% der Gesamteinwohnerschaft Böhmens, während für die übrigen drei Kammern bloss 2·354 Mill. Einwohner übrig bleiben. Mit Ausnahme Galiziens, Niederösterreichs und Mährens zählt keines der österreichischen Kronländer so viel Einwohner wie die Handelskammerbezirke von Prag oder Reichenberg. Andererseits stehen alle anderen Handelskammern Böhmens, insbesondere jene in Budweis, tief unter dem Landesdurchschnitt (1·264 Millionen), obzwar selbst der Budweiser Kammerbezirk noch immer mehr Einwohner hat als ganze Kronländer (Salzburg, Kärnten, Krain, Dalmatien) mit je einer oder mehreren (Dalmatien) Handelskammern.

Noch ungünstiger stellt sich der Vergleich der Zahl der gewerblichen und Handelsbetriebe in den einzelnen Handels-

kammerbezirken Böhmens. Nach der Betriebszählung vom 3. Juni 1902 zählten (mit Ausnahme der Eisenbahnen und ihrer Hilfsanstalten)

die Handelskammerbezirke	gewerbl. u. kommerz. Betriebe	darin beschäftigte Personen	hausindustrielle Betriebe	Hausindustrielle
Prag	108.743	353.173	29.451	38.012
Pilsen	35.638	103.902	11.795	15.164
Budweis	29.398	69.557	9.415	11.875
drei čechische Kammern	173.779	526.632	50.661	65.051
Reichenberg	123 080	474.312	72.136	105.639
Eger	48.702	166.659	26.841	32.513
zwei deutsche Kam.	171.782	640.971	98.977	138.152
das Königr. Böhmen	345.561	1,167.603	149.638	203.203

Die beiden Handelskammerbezirke mit deutscher Bevölkerungs-Majorität zählen somit — die keineswegs unzweifelhafte Richtigkeit der Zählung, namentlich der hausindustriellen Betriebe vorausgesetzt — ungefähr die gleiche Anzahl von gewerblichen und kommerziellen Betrieben und nahezu die doppelte Anzahl von hausindustriellen Betrieben wie die drei čechischen Handelskammern. Die Reichenberger Handelskammer zählt an gewerblichen und kommerziellen Betrieben im Vergleich mit jener in Budweis das Vierfache, an hausindustriellen Arbeitern nahezu das Zehnfache und absolut mehr als alle übrigen Kammerbezirke Böhmens zusammen, an den in gewerblichen Betrieben beschäftigten Personen mehr als die Kammern von Prag und Pilsen zusammen oder mehr als die Kammern von Eger, Pilsen und Budweis zusammen.

Stellen wir die industrielle Entwicklung und Bedeutung der einzelnen Kammerbezirke in Vergleich mit der Volksdichtigkeit und dem Flächeninhalt, finden wir, dass

auf den Handelskammerbezirk	von der Gesamtzahl sämtlicher Einwohner entfallen %	von der Gesamtzahl sämtlicher Betriebe entfallen %	auf 1 km² entfallen Einwohner	auf 1 km² entfallen Gewerbe- und Handeltreibende	1 Betrieb entfällt auf Einwohner
Prag	31·15	31·47	149	8·22	18·10
Pilsen	13·22	10·31	85	3·62	23·44
Budweis	10·59	8·51	73	3·21	22·77
Reichenberg	31·60	35·62	159	9·77	16·22
Eger	13·44	14·09	119	6·84	17·44
Böhmen	100·—	100·—	122	6·65	18·28

Ebenso auffallend sind auch die Unterschiede inbetreff der G r ö s s e n k a t e g o r i e n der gewerblichen Betriebe: die Kammerbezirke Prag und Reichenberg sind die Hauptsitze der böhmischen Grossindustrie.

Folgende Tabelle soll hier — mit dem gleichen Vorbehalte, dass die Betriebszählung vom J. 1902 kein ganz richtiges Bild der industriellen Entwicklung gebar (die grossen Saisonbetriebe des Prager

Kammerbezirkes, insb. die Zuckerfabriken, waren zur Zeit der Zählung halb leer) — zur Illustration dienen:

im Bezirke der Handels- und Gewerbe-Kammer	bestanden im Jahre 1902 Betriebe mit 21—50	51—100	101—300	301—1000	über 1000
	tätigen Personen				
Prag	869	351	200	65	14
Pilsen	225	96	70	28	3
Budweis	146	61	35	7	2
zusammen	1240	508	305	100	19
Reichenberg	1170	477	479	171	9
Eger	370	157	129	51	5
zusammen	1540	634	608	222	14
im ganzen Königr. Böhmen	2780	1142	913	322	33

Dieses Missverhältnis zieht eben auch Ungleichheiten in der Finanzwirtschaft der Kammern nach sich. Wo es viele und grosse gewerbliche Betriebe gibt, da ist auch die Steuerleistung eine höhere, selbst ein kleineres Umlageperzent liefert hier ein namhafteres Erträgnis und gestattet ausgiebigere Förderung und namentlich auch materielle Unterstützung der gewerblichen und kommerziellen Interessen.

Die Prager Handelskammer findet für ihren Jahresbedarf von $^1/_2$ Mill. Kronen das Auskommen mit $4^1/_2$% Kammerumlage, da die Erwerbsteuersumme ihres Bezirkes über 10 Mill. Kronen ausmacht, die Reichenberger für ihr Erfordernis von 415.191 K bei 6·73 Mill. Kronen Erwerbsteuer mit 5%, während die Budweiser Kammer für eine 9mal kleinere Ausgabe (nach dem Voranschlage für das Jahr 1906 per 48.720 K) eine Umlage von 8% und die Pilsner für ihren Jahresbedarf von 45.704 bei 1·6 Mill. K Erwerbsteuer 10% Umlage erheben muss.

In noch krasserem Lichte erscheint die Einteilung der Handelskammerbezirke in Böhmen, wenn man die nationale Gliederung der Bevölkerung in Betracht zieht. Es betrug nämlich die Zahl der heimatszuständigen Bevölkerung nach der Volkszählung v. Jahre 1890

im Bezirke der Handelskammer	mit čechischer Umgangssprache	deutscher Umgangssprache	sonstiger Umgangssprache	zusammen
Prag	1,694.754	111.583	466	1,806.803
Pilsen	578.524	194.716	128	773.368
Budweis	517.359	139.757	104	657.220
zusammen	2,790.637	446.056	698	3,237.391
Reichenberg	801.955	1,030.585	148	1,832.688
Eger	51.596	682.370	20	733.986
zusammen	853.551	1,712.955	168	2,566.674
das ganze Königr. Böhmen	3,644.188	2,159.011	866	5,804.065

im Bezirke der Handelskammer	vom Jahre 1900 mit čechischer Umgangssprache	deutscher Umgangssprache	sonstiger Umgangssprache	zusammen
Prag*)	1,856.317	103.392	1.532	1,961.241
Pilsen	637.381	194·982	446	832.809
Budweis	524.130	143.923	349	668.402
zusammen	3,017.828	442.297	2.327	3,462.452
Reichenberg	844.126	1,129.075	1.328	1,974.529
Eger	68.139	765.641	251	834.031
zusammen	912.265	1,894.716	1.579	2,808.560
das ganze Königr. Böhmen	3,930.093	2,337.013	3.906	6,271.012

Es gab somit in den Bezirken der drei čechischen Handelskammern im J. 1900 zusammen 442.297 deutsche Einwohner (insofern man allerdings die Umgangssprache der Volkszählungen als Kriterion der nationalen Zugehörigkeit gelten lassen will), d. h. ungefähr 12·7% der Gesamtbevölkerung, dagegen in den Bezirken der zwei deutschen Kammern 912.265 čechische Einwohner, d. h. nahezu 32·5% der gesamten einheimischen Bevölkerung. Die deutsche Einwohnerschaft in den čechischen Bezirken hat sich in der Periode 1890—1900 — allerdings nur geringfügig — vermindert, die čechische in den deutschen Handelskammerbezirken dagegen um beinahe 60.000 Seelen vermehrt. Lassen wir den national (absolut)**) reinsten Handelskammerbezirk Eger ausser Betracht, macht die čechische Bevölkerung in dem zweiten deutschen Kammerbezirke Reichenberg fast 43% der gesamten einheimischen Einwohnerschaft aus, oder mit anderen Worten die čechische Einwohnerschaft des Reichenberger Handelskammerbezirkes ist grösser als die gesamte einheimische Bevölkerung der Handelskammerbezirke Pilsen, Budweis und Eger oder das ganze Land Oberösterreich oder nahezu so gross wie Tirol, sie repräsentiert für sich selbst einen Kammerbezirk, der der Bevölkerungszahl nach direkt hinter Prag und Reichenberg zu stehen käme.

Ein ähnliches Bild erhalten wir, wenn wir die Zahl der Gewerbetreibenden in den einzelnen Handelskammerbezirken Böhmens nach der Berufszählung vom Jahre 1900 in Betracht ziehen. Es gab nämlich

im Bezirke der Handels- und Gewerbe-Kammer	Selbständige mit böhm. Umgangssprache			mit deutscher Umgangssprache		
	in der Industrie	im Handel	zusammen	in der Industrie	im Handel	zusammen
Prag	50.450	32.884	83.334	2.180	1.694	3.874
Pilsen	14.167	7.290	21.457	4.801	2.202	7.003
Budweis	11.796	5.662	17.458	3.432	1.494	4.926
zusammen	76.413	45.836	122.249	10.413	5.390	15.803
Reichenberg	25.390	11.111	36.501	40.891	18.052	58.943
Eger	1.506	773	2.279	24.884	14.115	38.999
zusammen	26.896	11.884	38.780	65.775	32.167	97.942
das ganze König. Böhmen	103.309	57.720	161.029	76.188	37.557	113.745

*) Im Jahre 1900 ohne den Gerichtsbezirk Zbirov, der inzwischen an Pilsen abgetreten wurde.

**) Relativ steht hier Prag an der Spitze mit nur 5·27% deutscher Bevölkerung (Pilsen 23·4%, Budweis 22·3%), während die čechische Minorität im Egerer Kammerbezirke 8·2% ausmacht.

In den drei čechischen Handelskammerbezirken gab es somit im Jahre 1900 bloss 15.803 selbständige Unternehmer mit deutscher Umgangssprache, wogegen die Zahl der čechischen Unternehmer in den zwei deutschen Kammerbezirken 38.780 ausmachte, d. h. nur etwas weniger als die Gesamtzahl der Unternehmer im Kammerbezirke Eger (41.278) und bedeutend mehr als in den ganzen Kammerbezirken Pilsen und Budweis.

Greifen wir nun aus dem Reichenberger Handelskammerbezirke die ganz oder überwiegend čechischen politischen und Gerichtsbezirke heraus, so gab es in denselben nach der Betriebszählung vom Juni 1902 37.825 Hauptbetriebe (= 36% sämtlicher Betriebe des Reichenberger Kammerbezirkes) mit 134.101 beschäftigten Personen (= über 28% des gesamten Personals im Kammerbezirke), die von denselben gezahlten Erwerbsteuerkontingente betrugen nach der Vorschreibung für das Jahr 1905 in der III. Klasse der allgemeinen Erwerbsteuer 144.363 K, in der IV. Klasse 304.389 K; in der I. und II. Klasse fliesst der Veranlagungsbezirk mit dem Handelskammerbezirke zusammen, sodass hier keine Daten zur Verfügung stehen, schätzungsweise kann man hier die Erwerbsteuer der čechischen Unternehmungen im Minimum mit 400.000 K — vom Gesamtkontingente dieser Klassen per 2·23 Mill. K — annehmen, sodass sich die ganze čechische Erwerbsteuerleistung — die namhafte Beträge liefernde Erwerbsteuer von zur öffentlichen Rechnungslegung verpflichteten Unternehmungen ungerechnet — auf mindestens 850.000 K bis 1 Mill. K beziffern dürfte.

Diese gewiss bedeutende čechische Minorität findet bei dem gegenwärtigen Prinzipe der Majoritätswahlen in der Mitgliederzahl der Reichenberger Handelskammer keine Vertretung, während in den Kammerbezirken Prag und Pilsen die deutschen Bevölkerungsminoritäten in den Wahlkörpern des Grosshandels und der Grossindustrie die Majorität besitzen und somit in der Kammer vertreten sind. In den ersten fünfzig Jahren des Bestandes der Reichenberger Kammer waren unter zusammen 207 wirklichen Mitgliedern der Kammer in Reichenberg bloss 7 Čechen, unter 85 korrespondierenden Mitgliedern während 30 Jahre kein einziger, in den Jahren 1884—1904 gelangte überhaupt kein Čeche als wirkliches Mitglied in die Kammer. So erklärt es sich, dass die nationale Zusammensetzung der böhmischen Kammern im Vergleich mit der Zahl der Gewerbetreibenden čechischer und deutscher Nationalität folgendes Bild liefert:

Handelskammer	Zahl der čechischen Handel- und Gewerbetreibenden	Zahl der čechischen Kammermandate	Zahl der deutschen Handel- und Gewerbetreibenden	Zahl der deutschen Kammermandate
Prag	83.334	32	3.874	16
Pilsen	21.457	27	7.003	15
Budweis	17.458	24	4.926	—
Reichenberg . . .	36.501	—	58.943	48
Eger	2.279	—	38.999	34
	161.029	83	113.745	113

Vorausgesetzt also, dass alle Handel- und Gewerbetreibenden und alle Kammermandate im Königreiche Böhmen gleichwertig seien,

vertritt im grossen Landesdurchschnitt 1 deutsches Kammermitglied bloss ungefähr 1000 deutsche Unternehmer im Handel oder Gewerbe, 1 čechisches Kammermitglied jedoch 1940 čechische Gewerbe- oder Handeltreibende.

Bei den zwei letzten Wahlen in die Reichenberger Handelskammer betrug die Zahl der abgegebenen Stimmen:

in den Wahlkategorien	čechisch		deutsch	
	1902	1905	1902	1905
des Grosshandels	55	50	248	257
des mittleren Handels .	226	243	910	893
des Kleinhandels	3734	4115	7888	8325
der Grossindustrie . . .	112	139	436	458
der mittleren Industrie .	44	78	430	379
der kleinen Industrie . .	269	320	1180	1303
des Kleingewerbes . . .	6683	7596	15093	16473

Bedenkt man nun, dass auch die Kammern in Prag, Pilsen und Budweis ihre gegenwärtige čechische Majorität erst in den Jahren 1882 (Budweis) resp. 1884 erlangt haben, kann man sich der Erwägung nicht verschliessen, dass auf die Erlangung einer Vertretung in der Reichenberger Handelskammer — ausgenommen provisorische Berufungen einzelner Ersatzmänner auf während der Mandatsperiode erledigte Mitgliedsstellen — ohne prinzipielle Änderung der Wahlordnungen für die Kammern keine Hoffnung vorhanden ist. Überhaupt erscheint eine Kräfteverschiebung in der nationalen Zusammensetzung der Handels- und Gewerbekammern in Böhmen ohne prinzipielle Änderung der Wahlordnungen oder aber ohne neue territoriale Einteilung der Kammerbezirke so gut wie ausgeschlossen.

*

Diese Ungleichmässigkeiten in der territorialen Einteilung der Handels- und Gewerbe-Kammern Böhmens hatten zur Folge, dass gleich, nachdem durch die neuen Wahlordnungen vom Jahre 1884 in den Kammern Prag, Pilsen und Budweis čechische Majoritäten für absehbare Zeiten sichergestellt waren, die Notwendigkeit einer Revision der territorialen Einteilung der Kammerbezirke in unserem Volke betont und speziell die Kreierung einer sechsten Handels- und Gewerbe-Kammer für Ostböhmen mit dem Sitze in Chrudim oder Königgrätz befürwortet wurde.*)

Unter den Stipulationen des čechisch-deutschen Ausgleiches vom Jahre 1890 befand sich als vierter Punkt (nach den Vereinbarungen über die Zusammensetzung und Einrichtung des Landesschulrates und des Landeskulturrates) dieser »Wiener Punktationen« die Bestimmung, dass mit Rücksicht auf den allzugrossen Umfang der Handelskammerbezirke Prag und Reichenberg und nachdem die Notwendigkeit der

*) Josef Jodl, Zur Einteilung der Handels- und Gewerbe-Kammern in Böhmen, topographisch-statistisches Bild, Prag 1885.

Vermehrung der Handelskammerbezirke in Böhmen anerkannt sei, durch Ausschluss einer nötigen Anzahl der Steuerbezirke aus den bisherigen Bezirken der Prager und der Reichenberger Kammer ein neuer Handelskammerbezirk in Ostböhmen zu errichten und gleichzeitig auch zu erwägen sei, ob nicht zugleich dem wirklichen Bedürfnisse gemäss auch aus den übrigen Handelskammern in Böhmen einzelne Steuerbezirke auszuscheiden beziehungsweise zuzuweisen wären. Anlässlich dieser territorialen Verschiebung (Artikel V der Ausgleichspunktationen) sollten auch die Wahlordnungen der durch jene Verschiebungen berührten Kammern einer Revision unterzogen werden.

Bekanntlich wurde die Durchführung des Wiener Ausgleiches von unserer Seite vereitelt, es kam zwar zur nationalen Teilung des Landesschulrates und des Landeskulturrates, nicht aber auch zu einer Teilung der Kammerbezirke, und diese Forderung bildete bloss den Gegenstand von Resolutionen der ostböhmischen Handels- und Gewerbekongresse.

In jüngster Zeit hat die Bewegung der čechischen Handel- und Gewerbetreibenden im Bezirke der Reichenberger Handelskammer gegen diese Körperschaft einerseits an Umfang und Heftigkeit stark zugenommen, anderseits ihr Ziel geändert. Diese Bewegung stützt sich darauf, dass die Reichenberger Handelskammer, da das čechische Element in derselben überhaupt nicht vertreten ist, sich in sprachlicher und überhaupt in nationaler Hinsicht zu keinen Kompromissen für gezwungen erachtet. Laut den auf dem jüngsten Kongresse der čechischen Gewerbetreibenden aus dem Reichenberger Kammerbezirke am 15. August d. J. in Jungbunzlau vorgebrachten Beschwerden werden seitens dieser Kammer Zuschriften in čechischer Sprache zwar angenommen, jedoch entweder überhaupt nicht oder nur in deutscher Sprache beantwortet, während die čechischen Kammern in Prag, Pilsen und Budweis in ihrem Parteienverkehre, in Verhandlungen und Publikationen die sprachliche Gleichberechtigung geradezu überängstlich zu wahren trachten, ferner dass die Reichenberger Kammer bei Gewährung von Subventionen und Stipendien, bei Veranstaltung von Fortbildungskursen für Gewerbetreibende, Förderung von Fachschulen u. dgl. höchst parteiisch vorgehe, die wirtschaftliche Entwickelung des čechischen Elementes zurückdränge, ihre finanziellen und moralischen Kräfte lediglich zur Hebung der deutschen Industrie verwende und durch dies alles nur die Heftigkeit des nationalen Kampfes in Böhmen entfache. Während die čechischen Kammerwähler an Kammerzuschlägen angeblich ungefähr 100.000 K jährlich entrichten, werden sie für ihren Bedarf mit ungefähr 16.000 K abgefertigt, während für deutsche Zwecke jährlich 80.000 K ausgeworfen werden; im Jahre 1903 wurden angeblich von der Reichenberger Handelskammer für 49 čechische gewerbliche Fortbildungsschulen 8900 K, für 72 deutsche 18.150 K, für 5 čechische kaufmännische Fortbildungsschulen 600 K, für 13 deutsche 3100 K bewilligt, für čechische Schüler 21, für deutsche 67 Stipendien gegründet, im J. 1904 an Unterstützungen 1400 K an Deutsche und bloss 100 K an Čechen verteilt. Von jenen 21 Stipendien für čechische Fachschüler betragen nahezu zwei Drittel

(13) bloss 60 K jährlich (mehr Almosen als Stipendien), nur 8 sind zu 120 K jährlich, während von 67 Stipendien für deutsche Fachschüler bloss 3 zu 60 K, dagegen 55 zu je 120 K u. 9 Stipendien zu je 200 K ausgesetzt sind, als ob ein Gewerbeschüler čechischer Nationalität weniger brauchen und beanspruchen dürfte als ein deutscher. Dasselbe mit den Subventionen: Beiträge zu je 100 K jährlich erhielten im Jahre 1903 17 čechische und bloss 4 deutsche Fortbildungsschulen, zu je 150 K 3 čechische und 7 deutsche, zu je 200 K 19 čechische und 30 deutsche, zu 250 und 300 K zusam. 4 čechische und 16 deutsche u. s. w., so dass auf eine čechische gewerbliche Fortbildungsschule im Durchschnitt eine Subvention von 180 K, auf eine deutsche eine solche von 250 K entfällt und das Verhältnis bei den kaufmännischen Fortbildungsschulen sich sogar auf 120 zu 240 K stellt. Bemerkt sei noch, dass dieses Verhältnis keineswegs der Frequenz der betreffenden Schulen, der Klassenzahl oder den Kostenvoranschlägen derselben entspricht.

Auch stehen gewiss die den čechischen Schulen, Museen u. dgl. gewährten Subventionen und Schülerstipendien in keinem Verhältnis zu dem Erträgnisse der Kammerumlagen der čechischen Gewerbetreibenden, wenn wir auch die auf unseren Kongressen häufig angeführte Ziffer von 100.000 K (gleich 2 Mill. K Erwerbsteuer) entschieden für zu hoch gegriffen ansehen müssen.

Wir haben weder Raum noch Möglichkeit die Richtigkeit aller dieser Daten, welche wir den Referaten der čechischen Gewerbekongresse entnehmen, hier im Detail zu überprüfen, wir konstatieren bloss, dass im Bezirke der Reichenberger Handelskammer unter den čechischen Handel- und Gewerbetreibenden gegen diese ihre gesetzliche Interessenvertretung eine kaum zu steigernde Erbitterung herrscht, so dass z. B. auf der jüngsten Manifestationsversammlung in Jungbunzlau sogar Stimmen laut werden konnten, die da verlangten, die čechischen Gewerbetreibenden des Reichenberger Kammerbezirkes sollten die Zahlung der 5%igen Kammerumlage verweigern, bei Exekutionen das Einschreiten der Abgeordneten anrufen oder gar ihre Gewerbescheine zurücklegen, wegen Nichtbeachtung der sprachlichen Gleichberechtigung den Rechtsweg bis zu den obersten Instanzen betreten, die čechischen Handelskammern in Prag, Pilsen und Budweis sollten aufgefordert werden gegen ihre deutschen Minoritäten in der gleichen Weise zu verfahren, wie die Reichenberger Kammer gegenüber dem čechischen Elemente auftritt u. ähnl., und dass die Regierung, der Reichsrat und Landtag angegangen werden, dahin zu wirken, dass die ungeheure Zahl der čechischen Gewerbetreibenden nicht gezwungen werde, eine durch und durch deutschen wirtschaftlichen und nationalen Interessen dienende Institution mit ihren Beiträgen mitzuerhalten.

Wir halten alle diese Anregungen und Vorschläge für verfehlt oder gar unreif und unüberlegt. Wie soll z. B. die Regierung oder die gesetzgebenden Körperschaften einschreiten? Die Geschäftssprache der Handels- und Gewerbekammern ist ein Teil ihrer Geschäftsordnung, »welche sich jede Kammer auf Grundlage des (Kammer-)

Gesetzes entwirft, durch Kammerbeschluss endgiltig festsetzt und dem Handelsminister mitteilt« (§ 19. des Kammergesetzes). Glaubt man denn, dass sich z. B. die Reichenberger Handelskammer eine Oktroyierung der sprachlichen Gleichberechtigung in ihre Geschäftsordnung ohne vorherige rechtsverbindliche Entscheidung des Reichsgerichtes über ihre Verpflichtung zur Wahrung der sprachlichen Gleichberechtigung gefallen liesse, ohne dieser Beschränkung der den Kammern gesetzlich zustehenden Autonomie ihren und der übrigen Kammern sowie aller Deutschen in Österreich entschiedensten Widerstand entgegenzusetzen? Wir halten auch nicht viel von einer Anrufung des Reichsgerichtes oder des Verwaltungsgerichtshofes, wenigstens für ein übergrosses Gebiet der Agenda der Kammern im Verkehre mit Gewerbegenossenschaften u. dgl.*)

Die Agitation der jüngsten čechischen Gewerbekongresse richtet sich gegen die nationale Parteilichkeit der Reichenberger Kammer, soferne sich dieselbe hauptsächlich in der Verleihung von Stipendien und Subventionen und in der Sprachenfrage äussert. Ja, wird denn hiedurch die Bedeutung der čechischen oder der deutschen Handelskammer für die čechischen oder die deutschen Handel- und Gewerbetreibenden schon erschöpft, wenn eine Kammer čechische Anfragen čechisch erledigt oder bei Gewährung von Subventionen und Stipendien halbwegs unparteiisch ist (selbst wenn da eine genaue Kontrolle möglich wäre)? Würden durch die sprachliche Gleichberechtigung und nationale Unparteilichkeit der Reichenberger Kammer in Geldunterstützungen schon alle die Nachteiie aufgehoben, welche mit der übergrossen Ausdehnung des Reichenberger wie auch des Prager Handelskammerbezirkes für die ostböhmischen Gebiete notwendigerweise verbunden sind? Wird denn die mehr oder minder intensive Wahrung der sonstigen Interessen der ganzen Kreise zum Beispiel in Betreff der Vervollkommnung der Eisenbahnverbindung, der Ausbreitung des Telephonnetzes, der Errichtung von Fach- und Fortbildungsschulen, der Förderung des Kleingewerbes, die ganze innere, stille, doch umso intensivere Arbeit der Kammer zur Ausgestaltung und Förderung der Industrie, des Handwerks, des Handels- und des Verkehrswesens so niedrig eingeschätzt, wird denn die Vermehrung des čechischen Elementes in den wirtschaftlichen Beratungskörpern, in welche die neue ostböhmische Kammer ebenfalls ihre Delegierten zu entsenden hätte, in dem Staats- und dem Landeseisenbahnrat, im Industrierat, im Zoll- und Verzehrungssteuerbeirat und dergleichen, in Erwerbsteuerkommissionen, bei der Durchführung der Wasserstrassenbauten, für so gleichgültig erachtet, dass

*) Eben diese Tage hat das k. k. Handelsministerium (Erlass vom 13 August 1906 Z. 66.987) über eine Beschwerde der Jičiner Gewerbetreibenden gegen die Auflegung von bloss deutschen Wählerlisten seitens der Reichenberger Handelskammer bei den letzten Kammerwahlen die Entscheidung getroffen, dass sich dasselbe nicht veranlasst finde, in dieser Beziehung eine Verfügung zu treffen. Der Entscheidung des Reichsgerichtes oder Verwaltungsgerichtshofes, welche jedenfalls wird angerufen werden müssen, sehen auch wir mit Interesse entgegen.

man das Verlangen nach einer neuen čechischen Kammer in Böhmen aufgibt, um dafür den aussichtslosen Kampf gegen die Autonomie der Kammern überhaupt aufzunehmen? Wie könnte man auch seitens einer deutschen Kammer die nationale Unparteilichkeit und wenigstens proportionelle Gleichberechtigung, wie dieselbe die Kammern in Prag und Pilsen beobachten, in den eben erwähnten Angelegenheiten verlangen und kontrollieren, solange es nicht in der Kammer selbst eine möglichst zahlreiche und qualitativ hervorragende čechische Minorität gibt, welche sich diese Respektierung ihrer nationalen und sachlichen Interessen erzwingen würde? Und wie glaubt man eine solche Vertretung des čechischen Elementes in der Reichenberger Handelskammer erzielen zu können? Vielleicht durch eine oktroyierte Wahlordnung — welche allerdings nach den bekannten Erkenntnissen des Verwaltungsgerichtshofes vom J. 1884 so ziemlich in das Belieben des Handelsministeriums gestellt ist — eine Wahlordnung mit Proportionalvertretung. Kann jedoch eine solche Proportionalvertretung nur der Reichenberger Kammer und bloss zu Gunsten ihrer čechischen Minorität diktiert werden, ohne zugleich zum Grundprinzip der Kammer- oder auch der sonstigen autonomen Wahlordnungen erhoben zu werden? Und wie soll endlich die Regierung, das Parlament und der Landtag (nach den Kongressresolutionen) dafür sorgen, dass die čechischen Gewerbetreibenden nicht gezwungen werden eine čechenfeindliche Institution mit ihrem Geld mitzuerhalten, als entweder direkt durch Ausscheiden der čechischen Steuerbezirke oder indirekt durch eine solche Änderung der Wahlordnung, welche dem čechischen Elemente eine so starke proportionelle Vertretung gewährleisten würde, dass sich dasselbe dann die angemessene Berücksichtigung erzwingen könnte?

Nur Eins wird von unseren — nicht Gewerbetreibenden, sondern Politikern gegen die Kreierung einer ostböhmischen Handelskammer ins Treffen geführt: die „Zerreissung des Königreiches". Jetzt, wo wir seit mehr denn 10 Jahren eine čechische und eine deutsche Sektion des Landesschulrates und auch des Landeskulturrates in Böhmen haben, jetzt, in der Zeit der Wahlreform mit čechischen und deutschen Wahlbezirken und Abgeordnetenkontingenten, ist es ein gar verspäteter Einwand, ein schädliches und mutwilliges Sträuben gegen eine Massregel, welche zugunsten einer Million unserer čechischen Einwohnerschaft, unserer Industrie und unseres Handels sowie unserer Vertretung in gesetzgebenden und Beratungskörperschaften lediglich eine Gegenkonzession für jene Vorteile darstellen würde, die unseren Landsleuten deutscher Zunge durch die Rekonstruierung des Landesschul- und des Landeskulturrates infolge der Wiener Punktationen vom Jahre 1890 bis jetzt ohne Kompensation zugeflossen sind!

Auf die Frage des territorialen Gebietes oder gar des Sitzes der zukünftigen ostböhmischen Handelskammer wollen wir des näheren hier nicht eingehen. Für selbstverständlich halten wir, dass auch die Prager Handelskammer ihre sämtlichen ostböhmischen Steuerbezirke,

vielleicht östlich von Časlau, an die neue und die Budweiser Kammer abzugeben und dafür die politischen Bezirke Beneschau von Budweis, Loun von Eger und Roudnic, Jungbunzlau und event. auch Münchengrätz, Turnau und Jičín einzutauschen hätte, während die Reichenberger Kammer bloss ihre deutschen Bezirke behalten würde.

Was wir anstreben und befürworten, ist, dass durch die Kreierung einer sechsten Handelskammer in Böhmen die bisherigen Ungleichmässigkeiten in der Ausdehnung und der wirtschaftlichen Potenz der Kammerbezirke tunlichst beseitigt, die Handelskammerbezirke Böhmens zweckmässig arrondiert, einer Million čechischer Einwohnerschaft erst die eigentliche Interessenvertretung für Handel und Gewerbe und dem Osten Böhmens ein neues Verkehrs- und Industriezentrum geschaffen werde.

Vielleicht naht schon wieder die Zeit, wo man den Faden der čechisch-deutschen Ausgleichsverhandlungen wieder aufnehmen wird; möge dann die dringende Frage einer Neuregelung der Handelskammerbezirke in Böhmen nicht wieder auf unabsehbare Zeiten ausser acht gelassen werden!

RUNDSCHAU.

Die Wahlreform.

Es ist natürlich, dass wenn von der augenblicklichen čechischen Politik die Rede sein soll, der Komplex der Fragen in Betracht gezogen werden muss, die heute die ganze öffentliche Meinung Oesterreichs beherrschen und von der Wahlreformaktion aufgeworfen wurden. Für uns Čechen bedeutet denn auch die Einführung des allgemeinen gleichen Wahlrechtes für den Reichsrat tatsächlich gleich eine Reihe von Fragen, weil die Änderung der bestehenden Reichsratswahlordnung seit jeher den ersten Programmpunkt einer jeden čechischen Partei bildet, und weil die durch eine Verbesserung der Wahlordnung geänderte Vertretung des čechischen Volkes auf unsere heimischen sozialen und politischen Verhältnisse einen bedeutenden, nachdrücklichen Einfluss ausüben muss. Tatsächlich hat auch die Wahlreformaktion fast automatisch drei andere Fragen in Böhmen zur öffentlichen Diskussion gestellt, welche an Wichtigkeit für die zukünftige Gestaltung der čechischen Politik überhaupt der Wahlreform selbst nicht sehr nachstehen. Während die čechischen Vertreter in Wien am Kampfe um die Wahlreform beteiligt sind, werden bei uns zu Hause die drei anderen Fragen lebhaft erörtert: das Verhältnis zu den Deutschen, zu dem Adel und die Konzentration der čechischen politischen Parteien.

Jedem Kenner der politischen Verhältnisse und Zustände in Oesterreich und in Böhmen muss dieser Konnex einleuchten. Die Schmerlingsche Wahlordnung ist als ein wissentliches Unrecht am čechischen Volke eingeführt worden, um bewusst jenen Zwecken zu dienen, welche die Politik der siebziger Jahre in Oesterreich verfolgte. Diesen Zwecken entsprach es eben den Čechen im Wiener Reichsrat nicht jene Stellung einzuräumen, die ihnen zugesprochen werden musste, und dadurch wurde natürlich ipso facto das Verhältnis zu den Deutschen, denen unbegründete Vorteile zufielen, fixiert. Diesen Zwecken entsprach es ferner, dem adeligen Grossgrundbesitz eine ebenso unbegründet vorteilhafte, privilegierte Stellung einzuräumen, und auch dieser Umstand konnte auf das Verhältnis des Adels zu den bürgerlichen, demokratischen čechischen Parteien nicht ohne Einfluss bleiben. Und am Anfang war die Demokratie — bei allen čechischen Parteien, ohne Ausnahme, mögen sie sich dann

wie immer entwickelt haben. Es ist bekannt, dass der Führer der letzten grossen konservativ-klerikalen Partei bei den Čechen, der Verbündete der Grafen und Fürsten Clam-Martinic, Lobkowicz und Schwarzenberg, Dr. Rieger, seine Karriere mit dem Satz begann: »Alle Macht geht aus vom Volke!«

Gewiss hat die Zeit die Dinge anders gestaltet, als die Autoren der Schmerlingschen Wahlordnung es dachten und wünschten. Es hat recht lange gedauert, sehr lange sogar — aber es kam ganz anders. Es wäre rascher gekommen, wenn die Čechen der Einladung gefolgt wären, und die wenigen Plätze eingenommen hätten, die man ihnen in Wien einräumen wollte. Die unglückselige Abstinenzpolitik, als angeblich logische Folge der sachlich und zeitlich falsch angebrachten Staatsrechtspolitik, hat es den damals allmächtigen Zentralisten ermöglicht, die gesunde Entwicklung der Dinge in Böhmen aufzuhalten, um Jahrzehnte aufzuhalten. Aber doch nur aufzuhalten. Die Staatrechtspolitik war ein feiner Schachzug des Grafen Heinrich Clam, dem es sich ja in erster Reihe um die Position seiner Standesgenossen und um das Verhältnis dieser Gruppe zu der čechischen Nation handelte. Es ist hier nicht der Ort, die Sünden jener Politik und das fortgezeugte Böse derselben zu erörtern: aber das Verhältnis, und sagen wir es rund heraus, das ungesunde Verhältnis, auf das damals Palacký und Rieger mit dem Adel eingingen — es kommt durch die Wahlordnungsreform jetzt zur Lösung. Und darin liegt für die innerčechische Politik die grosse Bedeutung der Wahlreform; das Verhältnis zu den Deutschen und zum Adel, das seit 1867 wie ein Alp auf der Entwicklung des čechischen Volkes lag, wird geändert werden, geändert werden müssen.

In seiner ersten Rede über die Wahlreform sagte der damalige Ministerpräsident Freiherr von Gautsch, die geänderte Wahlordnung solle eine Photographie des Reiches werden, die Reichsvertretung ein wahres Bild der Kräfte der einzelnen Nationen und Bevölkerungsschichten werden. Als er aber nach Beendigung seiner schönen Ansprache die Vorlage selbst auf den Tisch des hohen Hauses legte, sah man auf den ersten Blick, dass gleich das Probebild seiner photographischen Kunst stark retouchiert war. Und wieder nach alter Schule zu Gunsten der Deutschen. Nun wäre es ja eine verhängnisvolle widersinnige Verkennung der Tatsachen, wollte man übersehen, dass ein Kabinetschef, der eine Wahlreform in Oesterreich parlamentarisch, d. h. mit einer Zweidrittelmajorität des gegenwärtigen Abgeordnetenhauses, durchbringen will, keine Vorlage einbringen kann, die die bisher mächtigsten Parteien des Hauses rücksichtslos ins Fleisch schneidet. Gewiss dürfte man erwarten, dass eine Vorlage, welche das gerechteste Wahlprinzip, das des allgemeinen gleichen und direkten Wahlrechtes, einführen will, in allen Teilen gerecht sein werde. Deshalb haben ja z. B. die Čechen, wenigstens ihre demokratischen und fortschrittlichen Parteien, dieses Wahlrecht in ihren Programmen. Aber — darüber kommt man eben nicht hinweg — sollte eine Wahlreform nicht einfach »eingeführt« d. h. oktroyiert, sondern beschlossen werden, dann war es klar, dass die Regierung auf spezielle innerösterrei-

chische Verhältnisse, Zustände und Entwicklungen werde Rücksicht nehmen müssen. Für uns Čechen galt eben das, was einer der ersten Antragsteller des allgemeinen gleichen Wahlrechtes, Dr. Pacák, vor kurzem als Minister in Kuttenberg sagte: »Wir müssen bedenken, dass wir nicht allein in Oesterreich sind.« Man hat Dr. Pacák dieses Wort von radikaler Seite recht übel genommen — aber von seiner Richtigkeit ist dem Worte selbst nichts genommen worden. Man konnte nicht erwarten, dass das Parlament eine Wahlreform annehmen werde, welche das grosse, an den Čechen durch Schmerling verübte Unrecht auf einmal gutmachen wollte, und zwar schon aus dem Grunde nicht, weil diese Gutmachung auf Kosten jener hätte geschehen müssen, zu deren Gunsten eben jenes Unrecht verübt worden war: auf Kosten der Deutschen. Jener Deutschen ferner, die durch Hof, Armee, Bureaukratie, Finanzmacht und Industrie jahrzehntelang unumschränkt zu herrschen gewohnt waren, und die man durch den schon erwähnten Fehler einer Abstinenzpolitik zwanzig Jahre in ihrem Herrscherwahn unterstützt hatte. Man musste also für jeden Fall auf čechischer Seite fordern, dass sowohl in politischnationaler als auch in sozialer Hinsicht eine durchgreifende Besserung des geltenden Wahlgesetzes Platz greife, aber man musste, wie es Dr. Kramář in seiner Rede auch tat, auf die politischen und parlamentarischen Vorausetzungen einer konstitutionell möglichen Wahlreform Rücksicht nehmen. Man musste also einfach einsehen lernen, dass für die Wahlreform, welche das allgemeine gleiche Wahlrecht bringen soll, auch die Deutschen stimmen müssen.

Nach den 27 Jahren aktiver čechischer Politik, mit allen ihren altčechischen und jungčechischen Fehlern und Unaufrichtigkeiten, war eine derartige gemässigte, ja staatsmännische Auffassung in den breiten Schichten der čechischen Bevölkerung, ohne Frage, schwer zu erreichen. Gerade die jungčechische Partei war es, die vor ihrem Einzuge in den Wiener Reichsrat und dann auch geraume Zeit nach demselben das čechische Volk über die Wichtigkeit der Beobachtung der Dynamik im Parlamente im Unklaren liess und durch ihre mehr agitatorische, als politische Tätigkeit bei den Massen in Böhmen den Anschein erwecken zu sollen glaubte, es genüge einfach das sic volo, sic jubeo in Böhmen, um dann in Wien Alles zu erreichen. Es sind — leider auf Kosten des ganzen Volkes — gerade wieder der jungčechischen Partei in dieser Hinsicht Lehren erteilt worden, die ihre Position in Wien und zu Hause stark erschütterten. Nun kam die notwendige Ernüchterung und nach dieser die Wahlreform. Man sah ein, dass die Wahlreform, die Einführung des allgemeinen, gleichen Wahlrechtes, das einzige Mittel geworden ist, um die nicht mehr haltbaren Zustände nicht nur in Oesterreich, sondern auch zu Hause, in Böhmen, gründlich bessern zu können. Die jungčechische Partei musste, wollte sie nicht vernichtet werden, sich ihres alten Programmes, an dessen erster Stelle dieses Wahlprinzip steht, erinnern und für diese Wahlreform eintreten. Und sie musste es tun, trotzdem dass sie wusste, dass die von ihr bisher radikalisierten Massen, soweit sie nicht sozialdemokratisch organisiert sind, schwer für eine Wahlreform zu gewinnen sein werden, die eben diesen radikalen Anschau-

ungen nicht entsprechen würde. Hiezu kommt natürlich, dass diese gegen die Jungčechen in den letzten Jahren mit grossem Erfolge bei den Wahlen anstürmenden Radikalen die Wahlreform als willkommenes Agitationsmittel zu benützen entschlossen sind, um die Herrschaft im čechischen Volke ganz an sich zu reissen. Dieses Agitationsmittels sich zu bedienen scheuen diese Parteien nicht, trotzdem sie behaupten, Anhänger des allgemeinen gleichen Wahlrechts zu sein. Sie übersehen dabei absichtlich, cui bono sie hier arbeiten: man weiss, dass es im čechischen Volke nur eine Partei geben kann, die sich diesem modernen, politisch und sozial gleich gerechten Wahlmodus widersetzt: die Konservativen aller Kategorien, also die Altčechen und Feudalen. Den ersteren verleidet die Unmöglichkeit, unter der Geltung des allgemeinen Wahlrechtes je wieder mächtig zu werden, die Sympathien für dasselbe und den Feudalen handelt es sich, wie überall, weder um politische noch soziale Bedenken, sondern bloss um ihre Privilegien. Und so sehen wir denn dermalen in Böhmen die extremradikalen Nationalsozialen und demokratischen Staatsrechtler im Bunde mit den klerikalen Feudalen vereint gegen das allgemeine gleiche Wahlrecht marschieren. Um Schlagworte ist ihnen gar nicht bange, sie sind aller Art, nur aufrichtig kann keines sein, weil keine Partei, nicht einmal eine konservative sich direkt gegen das allgemeine Wahlrecht aussprechen darf, das doch einzig und allein das schreiende Unrecht beseitigen kann, das uns Čechen ohne Unterschied — mit Ausnahme des »čechischen« Adels — Herr v. Schmerling angetan hat. Den Nationalsozialen ist die Wahlreform zu wenig allgemein, zu wenig gleich, den übrigen Gegnern ist sie — zentralistisch.

Indes — die Hoffnung darf mit Beruhigung ausgesprochen werden — wird es sich am Ende doch zeigen, dass die besonnenen Menschen unter den Čechen weitaus in der Majorität sind, dass die letzten Jahre post tot discrimina rerum doch eine Wandlung gebracht haben, dass es in Böhmen noch genug Leute gibt, die sich ganz ruhig, mit kühler Berechnung die Bilanz nackter Ziffern der Wahlreformaktion werden aufstellen können und die sich die Frage vorlegen werden, ob man das Bessere dem Schlechten nicht vorziehen soll, einzig und allein aus dem Grunde, weil es nicht das Beste und Ganze gebracht hat.

Wir stehen einfach vor der Frage, ob die Gautsch-Hohenlohe-Beck-sche Vorlage nicht besser ist als die geltende Wahlordnung unseres vielbewährten Freundes Anton von Schmerling? Ob es nicht besser ist, dass das čechische Volk in Wien statt durch 68, durch 108 Abgeordnete vertreten wird? Auf diese Fragen ist klipp und klar Antwort zu geben. Wie sie ausfallen wird, kann nicht zweifelhaft sein. Noch weniger, wenn man jene Wirkungen auf das innerčechische Leben erwägt, die hier bereits erwähnt worden sind. Die 108 čechischen Abgeordneten, die im neuen Hause unser Volk vertreten werden, werden und müssen Čechen ohne irgend welche Verwahrungsklausel sein, mögen sie welcher Partei immer angehören. Heute massen sich noch immer Leute an, das čechische Volk zu vertreten, die mit diesem Volke nichts Gemeinsames mehr haben, als den Wohnort. Über diese Gemeinsamkeit hinaus wird ihre politische Haltung von allen möglichen Einflüssen beherrscht und bestimmt, über

ihre Nationalität herrscht fast nie ein ernster Zweifel. Die ist deutsch. Wenn die sogenannten historischen Uiberlieferungen noch so mächtig nachwirken sollten, so ist es doch im 20. Jahrhundert selbst in Böhmen, in Oesterreich nicht mehr zeitgemäss, dass man Leuten eine Ausnahmsstellung auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens bloss deshalb einräumt, weil sie adelig sind. Es kann gewiss nichts dagegen eingewendet werden, wenn sich ein čechischer Wahlkreis selbst unter Geltung des allgemeinen gleichen Wahlrechts einen gräflichen oder fürstlichen Abgeordneten wählt. Aber dieser Abgeordnete wird sich dann in keiner Weise von seinen 107 bürgerlichen Kollegen unterscheiden dürfen, er wird, will er gewählt werden, ebenso wie seine Kollegen zu seinen Wählern gehen, sein politisches, soziales, wirtschaftliches Kredo ablegen müssen. Er wird dann vielleicht gewählt werden, trotzdem oder weil er konservativ und klerikal ist, aber wir werden dessen sicher sein können, dass seine nationale Gesinnung, seine politischen Ziele sich nirgends mit denen des čechischen Volkes kreuzen werden. Wie oft haben wir es mitmachen müssen, dass unsere adeligen Abgeordneten in den heissesten Kämpfen der nichtadeligen Čechen im Wiener Reichsrate abseits standen, untätig, wenn nicht gerade im gegnerischen Lager! Sie haben neben ihrem Wahlprivilegium noch ein politisches für sich in Anspruch genommen und oft in kritischen Fällen, wo bürgerliche Abgeordnete im gesamtnationalen Interesse alle Parteiunterschiede verschwinden liessen, Erklärungen abgegeben, nach welchen sie aus Partei- und Standesrücksichten den anderen čechischen Abgeordneten entgegenarbeiten zu müssen glaubten. Wie oft, am verhängnisvollsten im J. 1890, müssten wir hören, dass bei diesen Herren das Čechentum nur ein geographischer Begriff ist, und keine Partei hat so oft das Vexierspiel mit den Worten »Böhmen« und »böhmisch« getrieben, wie der Feudaladel. Die höchste Konzession, die man uns von dieser Seite machte, war eine Reverenz vor dem Staatsrechte pro praeterito und der Königskrönung pro futuro. Aber für die Gegenwart gingen die Herren allemal ihre eigenen Wege, in jeder Hinsicht. Sie haben kein Interesse, kein Gefühl für unsere politischen, für unsere kulturellen und wirtschaftlichen Interessen und Forderungen, sowie unsere Sprache ihnen fremd blieb. Gerade bei uns Čechen ist es unverständlich, dass man so lange dieses Verhältnis geduldet hat, da doch der Sprachenkampf den grössten Teil unseres nationalen Kampfes absorbiert. Alle Klassen, alle Schichten, alle Stände der Bevölkerung haben sich der Entwicklung der čechischen Nation angepasst, ja selbst der Staat beginnt dieser Entwicklung Rechnung zu tragen, nur »unser« Adel bleibt auch in dieser Hinsicht konservativ. Und da soll man noch weiter die Privilegien erhalten helfen, die es diesen Herren ermöglichen eine politische Rolle zu spielen und unsere Geschicke mit zu bestimmen? Dafür kann sich in Böhmen keine Hand rühren. Und zugleich mit diesem Korrektiv der Vertretung in Wien muss logischerweise auch zu Hause eine gesunde Remedur eintreten. Sowie die Feudalen im J. 1867 sich uns nicht aus nationalen, sondern aus politisch-taktischen Gründen anschlossen, weil sie einsahen, dass ihr Weizen eher auf unserer Seite blühen kann und weil sie doch den Kampf gegen den Wiener Liberalismus auskämpfen

wollten, so werden sie sich von uns in dem Momente ganz zurückziehen, wo ihnen kein Piedestal für politische Positionen mehr errichtet wird.

Diese reinliche Scheidung muss durchgeführt werden. Unsere Zeit verlangt ein intensives Leben der Völker, die zu verrichtende Arbeit erfordert die Anspannung aller Kräfte der Nationen und es ist unmöglich und unerträglich, dass wir fremde Elemente an unserem Körper dulden. Bis auch in den Reihen des Feudaladels diese Erkenntnis platzgreift, wird auch der Adel eine gesunde und würdige Position in unserer Gesellschaft erhalten, sowie in Ungarn. Und nur einen solchen Adel können wir in Zukunft als den unseren betrachten, der stolz und tätig an unserer politischen, kulturellen und wirtschaftlichen Entwicklung mitarbeitet. Fürsten und Grafen, die aus Gnade, aus Laune oder egoistischem Interesse Čechen sein wollen, lehnen wir mit Dank höflich ab. Die Betätigung des Čechentums darf sich auf die herablassende Ausübung des Reichsratsmandats nicht beschränken.

Die Demokratisierung der Abgeordneten im Reichsrate und deren Folgen in der politischen Gesellschaft der Čechen wird sich vollziehen und die Vorteile dieses Prozesses müssen schliesslich jedem fortschrittlich gesinnten Čechen einleuchten. Die Zahl der Mandate der Čechen und Deutschen hat getreu den Traditionen dieses Reiches natürlich zu den bittersten Kämpfen Gelegenheit und Anlass gegeben und dieser Kampf wurde nach heissem Ringen zur Unzufriedenheit beider Parteien beendet. Wohl dürfte noch im Plenum der Versuch gemacht werden, den Kampf zu erneuern, aber immerhin ist anzunehmen, dass die Anzahl der čechischen Mandate mit 108 fixiert werden wird. Mit dieser Ziffer ist also vorläufig zu rechnen. Es soll zugegeben werden, dass sie den tatsächlichen Verhältnissen im Reiche ganz und gar nicht entspricht, dass sie den bescheidensten Anspruch der Gerechtigkeit nicht erfüllt, aber ebenso offen und rückhaltlos soll zugestanden werden, dass sie in Anbetracht der schon geschilderten Zustände im Parlament faut de mieux akzeptiert werden kann. Nicht den müssigen Streit um den slavischen und deutschromanischen Block wollen wir hier in Berechnung ziehen: dies ist mit den Blockziffern 257 und 259 nicht abgetan, ja gar nicht ernsthaft zu nehmen, zumal die Ziffer der sozialdemokratischen Stimmen, die sofort nach erfolgter Wahl aus den Blocks herausspringen werden, nicht bekannt ist. Ausserdem sind die Erfahrungen mit dem slavischen Parteien zu wenig einladend für Zukunftkombinationen. Aber die Zahl 108 an und für sich soll abgeschätzt werden. Es kann sich hiebei nur um politische oder nationale Angelegenheiten handeln, die alle Čechen ohne Unterschied der Partei- oder Standesinteressen gleich berühren, sie werden also als eine kompakte Masse dastehen. Auch dann — das sei hier gleich betont — wird das Wort des Dr. Pacák, dass wir nicht allein sind in Oesterreich, in Geltung bleiben, auch dann ist das sic volo, sic jubeo kein Kriegsplan, nach dem man seine Taktik einrichten kann, auch dann werden wir nicht alles und nicht alles auf einmal durchsetzen, was wir anstreben müssen. Aber diese Zahl sichert uns gegen jede Überrumpelung, gegen diese Mauer ist nicht vorzudringen, gegen, ohne uns ist nichts durchzuführen. Keine Regierung

ist imstande im Parlament ohne fixes Verhältnis mit den Čechen auszukommen, mit diesen 108 Abgeordneten muss jede Regierung, muss jede Partei rechnen. Darin liegt eine Macht, eine grosse Macht und für immer ist die Zeit vorbei, wo sich ein Ministerpräsident (»böhmischen« Ursprungs noch dazu) in Oesterreich dem Parlamente mit den Worten vorstellen durfte, er kenne keine böhmische Frage! Diese böhmische Frage wird in Zukunft jede Regierung, jede Partei gleich beim Eintritt ins Parlament nicht nur vorfinden, sondern gleich beantworten müssen. Die Macht dieser 108 ist eine so intensive, dass sie auf alle Verhältnisse im Hause wirken wird und muss. Auf die Regierungsbank und auf die Parteien. Die Konzession eines Landsmannministers, das Glück eines Ressortministers wird ein Anachronismus sein. Die Stärke der čechischen Abgeordneten wird sich bei der Zusammensetzung jeder künftigen Regierung fühlbar machen, ein Kabinett ohne gebührende čechische Anteilnahme ist fürderhin undenkbar.

Und die Parteien? Auf diese Frage ist einfach mit dem Hinweis auf das deutschčechische Verhältnis zu antworten. Die Zahl der čechischen Abgeordneten im künftigen Parlament wird den Deutschen zum Bewusstsein bringen, dass gegen die čechische Nation in Oesterreich nicht zu regieren ist, ebenso wie wir gut wissen, dass es keine deutschfeindliche Regierung geben kann. Wenn man nicht gegen einander regieren kann, muss man miteinander regieren. Der heutige Versuch des Baron Beck wird zu einer dauernden Institution werden, wenn Oesterreich konstitutionell regiert werden soll. Nicht dazu soll und wird die grössere Anzahl der Čechen im Reichsrat benützt werden, um die Deutschen »unterzukriegen«, sondern die numerische und geistige Kraft der čechischen Vertreter, die den Deutschen gegenüberstehen wird, muss zur Anbahnung eines modus vivendi zwischen beiden Nationen führen. Nicht mehr; keine Versöhnung, kein Ausgleich. Diese Worte sind auf Jahre hinaus in Misskredit geraten. Zwei Nationen, die durch ernste, fortschrittliche Männer vertreten sind, die beide ein gleich grosses Interesse haben kulturell und wirtschaftlich vorwärts zu kommen, müssen sich, da eine erfolgreiche Bekriegung oder definitive Besiegung ausgeschlossen erscheint, auch politisch zu finden wissen, wenigstens so weit, dass eine ungestörte nationale (politische, kulturelle, wirtschaftliche) Arbeit jeder einzelnen ermöglicht wird. Auch hier wird das Fehlen privilegierter Abgeordneten von Nutzen sein. Abgeordnete, die von wirtschaftlich arbeitenden Schichten, mit allen ihren Wünschen, Ansprüchen und Forderungen, gewählt sind, haben auch bei Erledigung politischer und nationaler Angelegenheiten ein höheres Verantwortungsgefühl als Delegierte wirtschaftlich saturierter Stände. Auch hiefür können wir auf traurige Erfahrungen aus der Vergangenheit hinweisen. Gerade aus der undefinierbaren und absichtlich undefinierten nationalen Zugehörigkeit der Grossgrundbesitzer aus Böhmen leiteten sie ihre providenzielle Mission als Vermittler zwischen beiden kämpfenden Nationen ab. Und wie ist es mit der Vermittlung, mit der Versöhnung geworden? Wenn nicht ärger, gewiss nicht besser. Und so ist denn doch anzunehmen, dass es bei der neuen Kräfteverteilung im zukünftigen Parlamente zu einer, vielleicht nur partiellen

Einigung kommt, weil kein anderer Ausweg übrig bleiben wird, und weil die Notwendigkeit einer parlamentarischen konstitutionellen Regierung im neuen Hause ungleich stärkere Wurzeln haben wird, als bisher, wo die § 14 Wirtschaft der Regierungen wenn nicht offene Anhänger, so doch eine ganz stattliche Anzahl von heimlichen Freunden hatte und hat, die allezeit bereit sind, die ausserparlamentarische Verwaltung und Regierung anzuerkennen. Schon die Überzeugung, dass jedes künftige Kabinett national und politisch nach einem bestehenden, parlamentarischen Verhältnissen Rechnung tragenden, Modell zugeschnitten sein muss, kann nicht ohne Einwirkung auf die Parteien des Hauses überhaupt, auf Čechen und Deutsche speziell, bleiben. Bisher erblickte man das höchste Glück, die höchste Errungenschaft darin, dass kein Čeche im Kabinett sitze, und die Čechen glaubten unter Badeni und Franz Thun den Gipfel ihrer politischen Erfolge erreicht zu haben. Badeni und Thun fielen, aber auch Dr. Körber konnte sich nur künstlich, mit dem § 14 halten. Das ewige Hinarbeiten auf Ausschluss der einen oder anderen Partei von dem Machtbesitz wird aufhören in dem Momente, wo die Parteien von vornherein wissen werden, dass die Bildung eines Kabinetts an gewisse, bestimmte Voraussetzungen geknüpft wird. Die Kraft, die für diese Arbeit bisher entfaltet und vergeudet worden, wird in Zukunft nützlichen, fruchtbringenden Zwecken zugewendet werden können.

Nicht das Bild einer politischen und nationalen Idylle sollte hier ausgemalt werden: bei Nationen mit so frisch pulsierendem Leben auf allen Gebieten der menschlichen Arbeit, mit solcher Leistungsfähigkeit wie es die beiden Böhmen und Mähren bewohnenden Volksstämme sind, mit all ihren täglich neuauftauchenden Bedürfnissen und Forderungen ist ein dauernder Frieden fast unmöglich. Aber die von Entgegenkommen erfüllte auf Entgegenkommen rechnende Erwägung, Erörterung und endliche Erledigung aller strittigen Angelegenheiten ist zu erreichen und wird erreicht werden.

Welche Errungenschaft schon ein solcher Zustand wäre, welche Hebung und Kräftigung er beiden Nationen bringen müsste, braucht wohl nicht erst erörtert zu werden. Beide Nationen kämpfen seit Jahrzehnten um die Macht bei der Verwaltung, der Kampf war bisher ungleich, weil den Deutschen alle Kampfmittel fast ausschliesslich zu Gebote standen, während die Čechen auf sich allein angewiesen waren, auf »die Macht aus dem Volke«. Sie hat sich bewährt, wie immer und überall. Man ist endlich zu der Überzeugung gelangt, dass diese Kraft nicht zu besiegen ist, und die Wahlreform ist nichts, als eine kleine Besserung der Kräfteverhältnisse. Von diesem Gesichtspunkte ist auch die teilweise Parlamentarisierung, welche Baron Beck mit seinem Kabinett durchgeführt hat, aufzufassen und zu beurteilen. Auch in dieser Beziehung gab es unter den Parteien bei uns eine scharfe Kontroverse. Man hat den Eintritt zweier erprobter Parlamentarier, des Dr. Pacák und Dr. Fořt, mit geteilten Gefühlen aufgenommen, statt die verschiedenen Momente hinter die Bedeutung für die Macht der Nation zurücktreten zu lassen. Von radikaler Seite wurde den beiden Ministern der Vorwurf gemacht, sie seien ins Kabinett eingetreten, ohne dass die bekannten zwei Forderungen,

die bisher die čechische Politik im Reichsrate ganz und gar beherrscht haben, erfüllt worden wären. Selbst wenn man schon den Parteien zuzugestehen bereit wäre, dass sie kein Agitationsmittel gegen die zu bekriegende Partei unbenutzt lassen dürfen, muss man von ihnen dennoch verlangen können, dass sie das Interesse des ganzen Volkes, ohne Parteiunterschied ebenfalls berücksichtigen. Und dieser Fall war zweifellos gegeben in dem Momente, wo es sich darum handelt die Grundlagen der Verfassung — der Verfassung, die sich gerade bei diesen radikalen Parteien am wenigsten »eingelebt« hat, die sie aufs heftigste bekämpfen — auf eine andere, ohne Zweifel gerechtere, modernere Basis zu stellen und wo es sich darum handelt, das Verhältnis zu der bis auf weiteres so genannten anderen Reichshälfte zu stabilisieren. Sollten sich nicht die bösen Folgen der Abstinenzpolitik der 1870er Jahre, in einer anderen Form, wiederholen, müsste es sich doch allen vernünftigen Čechen darum handeln, bei diesen beiden Kardinalfragen des Reiches mitzutun d. h. es muss daran gelegen sein, dass diese teilweise Umgestaltung des Reiches unter Mitaufsicht čechischer Elemente durchgeführt werde. Im Vergleiche mit diesen Aufgaben der Legislative war und ist es wirklich weniger wichtig, ob die unausbleibliche Errichtung der čechischen Universität in Mähren und die ebenso unabweisliche Wiedereinführung der čechischen Amtssprache um ein halbes Jahr verzögert werden. Zu allem, dass in d i e s e m Parlamente, unter dem bisherigen Beamtenregierungssystem, unter den bisherigen Partei- und Kräfteverhältnissen die Erfüllung beider Postulate unmöglich geworden ist, das haben wir doch hoffentlich aus der Geschichte der Kabinette von Badeni bis Hohenlohe einsehen gelernt, ebenso wie andererseits erkannt wurde, dass der Widerstand der Čechen, welcher der Nichterfüllung eben dieser Postulate entsprungen ist, nicht zu besiegen ist. Ohne die dauernde Gefährdung des Parlamentarismus und der Verfassungsmöglichkeit überhaupt war die Lösung dieser Fragen nicht zu erreichen und nur trotzige politische Kinder können sich der Absicht widersetzen diese Lösung auf andere Weise herbeizuführen. Aber vor allem war die Wahlreform zu beschliessen und ein neues tatkräftiges, arbeitsfähiges, gesundes Parlament zu schaffen, in welchem der alte Kampf mit anderen Mitteln auf anderer Basis, in einem anderen Milieu weiterzuführen ist, wenn es schon nicht gelingen sollte, die Ziele auf friedlichem Wege zu erreichen. Es ist schon hier gesagt worden, dass dann die Macht der verstärkten Delegation im Vereine mit einer Regierung, an welcher beide Kampfparteien gleich interessiert sind, eher zu diesem Ziele führen kann.

Darüber kann kein Zweifel mehr obwalten, dass die bisherigen Kampfmittel verbraucht sind, weil das alte Parlament nicht mehr funktioniert. Es müssen neue Mittel versucht werden, und der Versuch ist des Schweisses der Edlen wert. Nur um die Edlen selbst handelt es sich. Dem čechischen Volke bietet die Wahlreform eine Vermehrung seiner politischen Macht und es ist jetzt nur die Frage, wem diese Macht zur Ausnützung in die Hand gegeben werden soll, es ist die wichtige Frage, wie die Vertretung des čechischen Volkes beschaffen sein wird, welche mit diesem neuen Mittel, unter neuen Voraussetzungen, den Kampf aufzunehmen

haben wird. Durch die Wahlreform aufgeworfen, wurde die Frage in Böhmen mit der Absicht, die besten geistigen und politischen Kräfte des čechischen Volkes zu vereinigen, zu konzentrieren, beantwortet. Es sollen alle Parteien ihre besten Leute hergeben für die künftige Vertretung des čechischen Volkes in Wien und dieser Plan muss, sei es vor oder nach seiner Ausführung ein anderes Verhältnis zwischen den einzelnen čechischen Parteien, ein besseres, schaffen. Der Kampf unter einnander muss wenn er auch nicht ganz aufhören wird, so doch viel gemässigter werden, dadurch allein werden schon viele Kräfte frei, die bisher durch diesen Kampf gebunden waren. Wenn dieser Plan gelingt, wenn das čechische Volk tatsächlich seine besten Männer nach Wien entsendet, die eine fortschrittliche, freisinnige und demokratische Politik im Reichsrate vertreten werden, wie sie einzig allein den Traditionen der Geschichte des čechischen Volkes entspricht, dann kann die glücklichere Zukunft für dieses Volk nicht ausbleiben, selbst dann nicht, wenn auch die gegenwärtig in Verhandlung stehende Wahlreform nicht allen Anforderungen der politischen und sozialen Gerechtigkeit entspricht, die das čechische Volk kraft seiner Bedeutung für diesen Staat voll und ganz für sich in Anspruch nehmen darf und muss. Aber diese bessere Zukunft des čechischen Volkes kann nur in einer demokratischen und fortschrittlichen Politik gesucht werden, mit Rücksicht auf die momentanen sachlichen und künftigen persönlichen Veränderungen in diesem Staate. *F. H.*

V. E. Mourek.

Am 20. August d. J. feierte Professor Dr. V. E. Mourek sein sechzigstes Wiegenfest. Die Mitglieder des germanischen Seminars an unserer böhmischen philosophischen Fakultät hatten schon im voraus, knapp vor Semesterschluss, eine intime, aber spontane, aufrichtige und eben deshalb so ergreifende Ehrung des bei den Hörern überaus beliebten Jubilars veranstaltet und hiezu die akademische Behörde und das Kollegium der genannten Fakultät eingeladen. Zweck dieser Zeilen ist es, in gedrängt zusammenfassender Darstellung die unleugbaren Verdienste Moureks, somit die Bedeutung seines Lebenswerkes nach Gebühr zu würdigen.

V. E. Mourek, aus Luh bei Přeštic gebürtig, widmete sich nach beendetem Studium der Philologie (an der damals noch ungeteilten Prager Universität war er in der Germanistik Schüler des Hofrats J. Kelle) der Laufbahn eines Gymnasiallehrers. Während seiner langjährigen (bis zum J. 1884 währenden) Anstellung in Budweis tat er sich namentlich durch übereifrige Beschäftigung mit der Anglistik hervor, welche in jener Epoche unseres nationalen Lebens nur wenige Förderer hatte. Er verfolgte da einen doppelten Zweck: Belebung des dazumal ganz brachliegenden Studiums des Englischen (vgl. seine an die besten Methoden anknüpfenden Lehr- und Wörterbücher der englischen Sprache) und nähere Vertrautmachung unserer Kreise mit typischen Vertretern

der englischen Weltliteratur und besonders auch mit allgemein bildenden, populär gehaltenen Schriften (ich erwähne nur seine Studien über Shakespeare und Tennyson und die Übersetzungen von Smiles' »Charakter« und »Self Help« ins Čechische).

Unterdessen bildete sich Mourek, vom praktischen Bedürfnis des engeren Wirkungskreises geleitet, zu einem der gewiegtesten Methodiker der deutschen Sprache (vgl. das seinerzeit völlig zeitgemässe Übungsbuch zum Übersetzen aus dem Böhmischen ins Deutsche) heran und erst verhältnismässig spät — im 37. Lebensjahre — erhielt er die ehrende Einladung, sich an der abgetrennten böhmischen Universität in Prag als Privatdozent der germanischen und speziell der deutschen Sprache und Literatur zu habilitieren. Mourek war nunmehr vor alle die hohen und verantwortungsvollen Aufgaben eines akademischen Lehrers gestellt und zwar an der eben selbständig gewordenen Universität einer wissenschaftlich erst auflebenden Nation in einem zwar nicht neuen, allein neuen Zielen und Verhältnissen anzupassenden Fache. Mourek hatte überdies die wissenschaftlichen Seminarien seiner Disziplin einzurichten und musste doch selbst, nach Jahren wenigstens teilweiser Entfremdung, jetzt mit dem Gesamtbetrieb der Wissenschaft in lebendigste Fühlung treten, ohne in den ersten Jahren von den Fesseln des Mittelschullehramtes befreit zu sein. Man kann der Arbeitskraft Moureks die verdiente Anerkennung umso weniger versagen, als er alle die vorbenannten akademischen Aufgaben mit grösstem Geschick und Glück gelöst hat.

Moureks Lehrtätigkeit an der Universität ist überhaupt eine Glanzseite seines vielverzweigten Wirkens: wissenschaftlichen Ernst findet man da mit didaktischer Einsicht und nie versagender Humanität gepaart. In seinem Seminar wird auf Selbständigkeit des Urteils und Vertiefung wissenschaftlicher Arbeit nicht minder Wert gelegt wie auf praktische Vorbereitung zum Lehrberuf an Mittelschulen; hiezu kommt eine stete Ermunterung aller strebsamen Talente und deren tatkräftige Förderung im Verkehr mit jenen beiden Institutionen, deren hervorragendes Mitglied Mourek ist: der Königlichen böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften und der böhmischen Kaiser-Franz-Josefs-Akademie der Wissenschaften und Künste zu Prag.

Die Grundsätze streng wissenschaftlicher Kritik bei Sichtung eines überreichen Materials leuchten aus sämtlichen Spezialarbeiten Moureks hervor, die er seit seiner Übersiedlung nach Prag geliefert. Mourek ist ein geborener Grammatiker und hat auf diesem Felde sich die schönsten Lorbeeren errungen, indem seine einschlägigen Leistungen von dem berufenen Forum der ausländischen und insbesondere der deutschen Sprachforscher (z. B.) von Heinzel, Delbrück, Streitberg, Wilmanns, von der Glasgower Universität, die ihn zum Ehrendoktor ernannte, u. a.) einmütig und rühmend anerkannt worden sind. Seine besten Arbeitskräfte wandte Mourek einer seit Grimm mehr oder weniger vernachlässigten Disziplin, der germanischen Syntax, zu; dort hat er wertvolle Bausteine und Bausteinchen für das Gefüge einer künftigen vergleichenden Bearbeitung zusammengetragen, wie sie einmal nach Grimm wieder wird versucht werden müssen. Die gotischen Satzverhältnisse, die althochdeutsche Syntax

bei Tatian und die Negation im Altgermanischen überhaupt haben dabei Mourek längere Zeit hindurch interessiert und in Atem gehalten.

Uiber Moureks persönliche und Gemütseigenschaften wollen wir schweigen, da die hervorragendste von ihnen, seine Bescheidenheit und Schlichtheit, es uns ohnehin verargen dürfte, dass wir die allgemeine Aufmerksamkeit auf ihn gelenkt. *Josef Janko.*

Das pädagogische Museum und die Komenius-Gesellschaft.

Schon lange Jahre strebte die Lehrerschaft aller Kategorien in den Ländern der böhmischen Krone nach einem Zentralkörper, welcher die gesamte pädagogische Arbeit des čechischen Volkes vereinigen würde. Aus diesem Streben erwuchsen zuerst die grossen Organisationen der einzelnen Lehrerkategorien, von denen die Vereinigung der Volks- und Bürgerschullehrer »Dědictví Komenského« und die Vereinigung der Mittel- und Hochschullehrer »Ústřední Jednota Českých Professorů« die mächtigsten sind. Erstere zählt an 8000 Mitglieder, hat ihr Organ »Pedagogické Rozhledy«, unsere beste pädagogische und pädopsychologische Revue, letztere hat über 1000 Mitglieder und besitzt ihr Organ »Věstník Ústřední Jednoty Českých Professorů«, welches sich mit allen die Mittelschule betreffenden Fragen beschäftigt. Neben diesen zwei stärksten Organisationen besteht noch eine Reihe von anderen, die örtlich oder politisch getrennt, häufig miteinander in Konflikt geraten sind. Um nun diesen Antagonismus in einen edlen, nutzbringenden Wettstreit zu verwandeln, um die ernste wissenschaftliche Arbeit über alle anderen Rücksichten zu erheben, um ferner einen festen geistigen und materiellen Mittelpunkt zu bilden, wurde das pädagogische Museum in Prag und die Komeniusgesellschaft gegründet.

Der Zweck beider Institutionen ist folgender:

Das pädagogische Museum soll ein solches in des Wortes weitester Bedeutung sein. Es wird mehrere Abteilungen umfassen, so besonders:

1. Eine Sammlung aller Hilfsmittel, welche für den Unterricht auf allen Stufen verwendet werden.
2. Eine möglichst vollständige Bibliothek der gesamten pädagogischen Literatur.
3. Einen Leseseaal, in welchem alle wichtigen pädagogischen Zeitschriften des In- und Auslandes aufliegen sollen.
4. Eine Zentralauskunftstelle, welche in wissenschaftlichen und praktischen Fragen Auskünfte erteilen würde.
5. Periodische Ausstellungen interessanter Neuigkeiten aus dem Gebiete der Pädagogik.
6. Vorträge theoretischen und praktischen Inhaltes.

Das Museum beschränkt seine Tätigkeit keineswegs bloss auf Prag, sondern hat sein Augenmerk überall dahin zu richten, wo čechische Schulen

bestehen oder bestanden haben. Eine seiner wichtigsten Arbeiten soll auch die Herausgabe einer Geschichte der čechischen Pädagogik und ihrer Denkmäler bilden.

Als Muster schwebte bei der Gründung des Museums das Musée pédagogique in Paris vor; nur wird die Tätigkeit des Prager pädagogischen Museums eine umfangreichere sein müssen. Die finanziellen Mittel werden aus Beiträgen der Mitglieder des Museumvereines, ferner aus Spenden an Geld, Büchern und Lehrmitteln und endlich aus Subventionen bestehen.

Während so das pädagogische Museum vorwiegend ein materieller, fester Mittelpunkt sein soll, dient die zweite Institution, die Komeniusgesellschaft vorwiegend organisatorischen, geistig einigenden Zwecken. Alle, die an der Hebung unseres Erziehungs- und Unterrichtswesens ein Interesse haben, mögen sie nun Lehrer sein oder nicht, vereinigen sich hier zu einem starken Bunde, der ohne Rücksicht auf politische, religiöse und andere Unterschiede einzig und allein an dem Fortschritte der Erziehung arbeiten soll. Die Komeniusgesellschaft steht ganz ausserhalb des Parteienstreites, ihre Ziele und Mittel sind Arbeit und Wissenschaft. Als beratender Körper wird sie zugleich den Volksvertretern sowie der Regierung zur Seite stehen. Sie wird die Tagesereignisse stets zu überwachen haben, um auf alles, was unserem Unterrichtswesen nützlich oder schädlich sein kann, aufmerksam zu machen, sie wird dann verhüten, dass in entscheidenden Fällen eine allgemeine Ratlosigkeit und Verwirrung platzgreife. Zweigvereine und Vertreter ausserhalb Prags werden die Zentralstelle mit allen Bezirken in reger Verbindung erhalten und so eine nachhaltige Wirksamkeit nach allen Richtungen hin ermöglichen.

Die bisherige Tätigkeit der beiden genannten Gründungen hat im ganzen Volke Anklang gefunden. Nicht nur von Schulmännern, sondern auch von anderen Interessenten laufen alltäglich neue Beitrittsanmeldungen und Sympathiekundgebungen ein. Viele Stadtvertretungen haben gleichfalls ihre Mitwirkung an dem grossen Werke zugesagt.

Seit der gründenden Versammlung, die im Juni 1906 stattfand, ist die Zahl der Mitglieder stets im Zunehmen begriffen.

Die höchst schwierige Leitung der beiden neugegründeten Vereinigungen liegt in bewährten Händen: an ihrer Spitze steht Dr. Franz Drtina, o. Professor der Pädagogik an der Prager Universität, der mit einer eingehenden Kenntnis des europäischen und amerikanischen Schulwesens ein ungewöhnlich glückliches Organisationstalent verbindet. Neben ihm stehen erprobte Männer der Theorie und Praxis. So Realschuldirektor J. Bílý, Universitätsprofessor F. Čáda, Prof. J. Klíma, der Apostel des pädagogischen Museums, welcher schon seit Jahren diesen Gedanken mit unermüdlichem Eifer verficht, Bürgerschuldirektor J. Úlehla, bekannt als pädagogischer Schriftsteller und noch viele andere.

Die Initiative zur Gründung des pädagogischen Museums ging von der Ústřední Jednota Českých Profesorů aus, während man den Herd zur Gründung der Komeniusgesellchaft in der Lehrervereinigung »Dědictví Komenského« zu suchen haben wird.

Dank den soliden Grundlagen, auf denen die beiden Institutionen aufgebaut sind und dank der jetzt schon bewährten Leitung erfreuen sie sich allgemeinen Vertrauens; es ist daher zu hoffen, dass die gleich im Anfange vom Erfolge bereits gekrönte Tätigkeit sich mit jedem Jahre mehr und mehr ausdehnen und vertiefen wird. *Jar. Novák.*

Zur Reform der Lehrerbildung.

Während der Universitätskurse für Lehrer, welche heuer im August in Turnau abgehalten wurden, fand daselbst am 19. August im Sitzungssaale des Rathauses eine Versammlung statt, wie sie bei uns in dieser Zusammensetzung noch nie gesehen worden, nämlich von Vertretern der Lehrerschaft aller Kategorien: Professoren der Prager Universität und der Brünner Technik, Mittelschulprofessoren (von Gymnasien, Realschulen, Pädagogien), Lehrer und Lehrerinnen der Volks- und Bürgerschulen aus Böhmen und Mähren, einige Bezirksschulinspektoren, darunter der Slovene Drak Přibil aus Krka. Gegenstand der Beratung war die Frage, welche in letzter Zeit intensiv die gesamte österreichische Lehrerschaft beherrscht, die Reform der Lehrerbildung, welche bisher an ganz veralteten und unzureichenden Pädagogien dargeboten wird. Ueber diese Lebensfrage der gesamten Lehrerschaft hatten schon deutsche und čechische Pädagogen wiederholt verhandelt; so der Verband der deutschen Lehrerschaft im November 1905, Vertreter der čechischen Lehrerorganisationen in Brünn im April 1906, der Kongress der Lehrerschaft der österreichischen Pädagogien in Wien 1906, wo die Regierung Anträge vollständig reaktionärer Art durchsetzen wollte. In der Turnauer Versammlung hatte das Referat Schulleiter J. Kožíšek, welcher wiederholt über die Sache Vorträge gehalten und Artikel in Fachblättern veröffentlicht hatte. Es ergab sich aus seinem Referate, dass im ganzen die čechische Lehrerschaft durch ihre Anträge die führende Stellung unter allen Völkern des Reiches eingenommen hat. Sie verlangt für ihre Vorbildung eine reformierte Mittelschule und für ihre fachliche Ausbildung der Universität gleichgestellte pädagogische Akademie, während die deutsche Lehrerschaft sich ursprünglich bloss mit fünfjährigen Lehrerbildungsanstalten und unobligaten Kursen an der philosophischen Fakultät begnügen wollten. Am Schlusse des Referates beantragte Kožíšek die Errichtung einer pädagogischen, einer Rechts- und einer organisatorischen Sektion; die erstere soll den allgemeinen Plan der Mittelschule und der pädagogischen Akademie ausarbeiten, die zweite alles, was in rechtlicher Beziehung mit der Reform zusammenhängt, in Evidenz halten, die dritte endlich die informatorische und die publizistische Tätigkeit besorgen.

In der Debatte, welche sich nach dem Referate entwickelte, zeigten sich natürlich grosse Unterschiede auch in prinzipiellen Dingen. Weder über den Charakter der Vorbildung noch darüber, ob die Lehrerschaft sogleich wenigstens eine Reform der Pädagogien anstreben, oder die Frage in Verbindung mit der Reform des gesamten Mittelschulwesens

lösen solle u. s. w., herrschte Uebereinstimmung. Im ganzen klang jedoch die Versammlung durchaus fortschrittlich aus und die Ueberzeugung kam zum Ausdruck, dass der bisherige Weg entschieden nicht weiter fortgesetzt werden kann.

Die durch ihre Zusammensetzung denkwürdige Versammlung war zugleich eine vorbereitende Zusammenkunft des Komenskýbundes, welcher sich im Oktober dieses Jahres konstituieren wird. In diesem wollen Vertreter aller Schulkategorien einträchtig an dem Wohle der Schule arbeiten, alle pädagogischen Fragen studieren und besonders den Ausbau einer neuen wahrhaft volkstümlichen und freien Schule anstreben. So soll nach langen Vorbereitungen ein Verband ins Leben treten, von dem schon der grosse čechische Publizist Havlíček geträumt hat. Es wurde schon in dieser Versammlung richtig bemerkt, dass auch die politische Situation sich heute günstiger gestaltet, da über die Einführung des allgemeinen gleichen Wahlrechts verhandelt wird und das so traurig berühmte österreichische Parlament durch neue, hoffentlich der Schule günstiger gestimmte Elemente verjüngt werden soll. *Kd.*

Die böhmische Gerste.

Mit 1. März 1906 begann die Wirksamkeit der neuen deutsch-österreichischen Handelsverträge; zugleich — oder um einige Monate später — wurden auch die handelspolitischen Beziehungen unserer Monarchie zu anderen Staaten Europas durch Handelsverträge auf 12 Jahre definitiv geregelt. Ohne hier diese Regelung näher besprechen zu wollen, müssen wir doch allgemein hervorheben, dass sie keineswegs die landwirtschaftlichen Interessenten befriedigt hat. Im Gegenteil, es war und ist noch heute in den agrarischen Kreisen die Uebezeugung allgemein, dass bei dem Abschluss der Handelsverträge die Landwirtschaft zu Gunsten der Industrie Opfer bringen musste, welche durch keine Vorteile entsprechend aufgewogen wurden. — In mancher Beziehung wird das Nachgeben der Agrarier allgemein zugegeben, in manchen Punkten glauben jedoch die Industriellen die Besiegten zu sein; das Schlusswort über unsere neuen Handelsverträge werden erst unsere Zahlungs- und Handelsbilanzen sprechen. Vorläufig dauert die neue handelspolitische Aera noch zu kurze Zeit, als dass man unerledigte Streitfragen auf Grund von Erfahrungen entscheiden könnte. Tatsache ist, dass der mächtigste Kompaziscent — das deutsche Reich — den neuen Verträgen einen stark agrarischen, schutzzöllnerschen Charakter aufprägte.

Durch den deutsch-österreichischen Vertrag wurde speziell die böhmische Landwirtschaft schwer getroffen. Das deutsche Reich ist der grösste Abnehmer der österreichischen landwirtschaftlichen Produkte: ungefähr drei Viertel des österreichisch-ungarischen Exportes der landwirtschaftlichen Produkte (Getreide, Hülsenfrüchte, Gemüse, Obst, Schlacht- und Zugvieh, Tiere, tierische Produkte, Holz) gehen nach Deutschland und das Königreich Böhmen partizipiert daran mit ca. 70% (eher mehr). Von Bodenprodukten ist unser wichtigster Exportartikel

die Gerste und ihr Halbfabrikat, das Malz. Die Ausfuhrmenge dieser Artikel betrug 1905 4,250.306 q und repräsentierte den Wert von 72,000.000 Kronen. Von dieser Gesamtmenge entfällt auf Ungarn höchstens 5—8%; von dem cisleithanischen Kontingent gehört dem Königreich Böhmen der Löwenanteil (40—50%). Zieht man noch in Erwägung, dass die Gerste von allen Getreidegattungen in Böhmen die grösste Anbaufläche einnimmt: so wird man leicht begreifen können, dass den böhmischen Landwirten nach Abschluss der Handelsverträge speziell vor der Zukunft unserer Gerstenausfuhr sehr bange war. Der Zoll für Gerste wurde in Deutschland von 2 M auf 4 M per Meterzentner erhöht (für Malz von 3·60 M auf 5·75 M), den Malzfabrikanten wurden die Frachtbegünstigungen, welche ihnen früher unsere Eisenbahnverwaltung in Form von Refaktien gewährte, entzogen und gegen die böhmische Gerste wurde seitens des Breslauer Bräuers Haase in den Kreisen der deutschen Bierbräuer eine heftige Agitation eingeleitet, welche auf Grund wissenschaftlicher Versuchsarbeit direkt die bisher allgemein anerkannte Güte unserer Gerste in Zweifel zog.

Infolge aller dieser Umstände war man in landwirtschaftlichen Kreisen bis zu einem gewissen Grade gespannt darauf, wie sich heuer die Marktverhältnisse auf der Getreidebörse gestalten werden. In Prag hat die Produktenbörse die Landwirte, speziell was die Gerste anbelangt, heuer angenehm überrascht: Von Markttag zu Markttag gehen die Preise höher und — was handelspolitisch wichtig ist — die deutschen Käufer nahmen keineswegs ab, im Gegenteil, es ist vielleicht noch ein Zuwachs in der Nachfrage zu verzeichnen. Wie ist diese Markterscheinung zu erklären? Es bewährt sich heuer wieder die Ansicht, dass man sich hüten soll, die Handelspolitik zu überschätzen und die Natur und die landwirtschaftliche Pflege und Sorge zu unterschätzen. Den Landwirten Böhmens haben in ihrer jetzigen keineswegs günstigen Situation Natur und wissenschaftlicher Fortschritt unter die Arme gegriffen. Unsere heurige Gerste ist — selbst nach der Ansicht der Getreidehändler — zwar nicht reich, aber was die Qualität betrifft, sehr gut ausgefallen. Auf den Verlauf der Witterung, sowie auf die klimatischen Verhältnisse, ist der Mensch ohne Einfluss; was jedoch die Bodenbearbeitung, Düngung, Samenwahl anbelangt, so eröffnet sich hier unseren Landwirten ein weites Feld, auf welchem sie manches, was unsere Politiker und Diplomaten verdorben haben, teilweise wettmachen können. Solche Samenzüchter, wie Nolč in Ober-Počernic und Lauda in Černuc werden auf die Hebung und Veredelung unserer Gerstenkultur grösseren Einfluss nehmen, als irgend welche gesetzliche Vorschrift nehmen könnte. — Selbst Politiker müssen endlich mit der Vorstellung gründlich aufräumen, als wären nur das Parlament und die Kanzlei der Ministerien die einzigen Retter unserer Erwerbsstände. — Als Kompensation für die Verluste, welche unsere Landwirtschaft beim Abschluss der neuen Handelsverträge erlitten hat, möchten wir ihr eine gross angelegte und streng wissenschaftlich geleitete Versuchsanstalt wünschen, nach welcher die Landwirte schon lange Jahre vergebens rufen. Das wäre eine Hilfsaktion, welche in Zukunft der ganzen Landwirtschaft gute Früchte tragen würde. *K. K.*

Josef Slavík.

Das Böhmerland ist seit jeher als Heimat vieler Instrumentalvirtuosen weltberühmt. Besonders im 18. Jahrhunderte wurde die Orchester- und Kammermusik in Böhmen nicht nur in den Städten und den höheren Gesellschaftskreisen, sondern auch auf dem Lande beim Bauernvolke von den um die böhmische Musik hochverdienten Volksschullehrern sehr eifrig gepflegt. Die böhmischen Musiker am Ende des achtzehnten und am Anfange des neunzehnten Jahrhundertes ragten durch ihre Geschicklichkeit und ihr angeborenes Instrumentaltalent in den damaligen ausländischen Orchestern immer hervor und haben sich öfters einen glanzvollen Namen auch als Tondichter in der Fremde erworben. Es genügt bloss auf die Musikerfamilien Benda, Stamitz und Dusík hinzudeuten.

Diese bewährte böhmische Musiktradition blieb auf dem Lande bis in die erste Hälfte des 18. Jahrhundertes erhalten. Aus dieser tüchtigen Musikkultur, welche bisher nicht nach Verdienst gewürdigt wird, ist ein wunderbares Geigentalent hervorgegangen, das alle Welt erstaunen machte — ein armer Schulmeisterssohn Josef Slavík. Am 26. März 1806 in Jinec geboren, genoss Slavík schon vom vierten Lebensjahre an Violinunterricht; zuerst bei seinem Vater Josef, einem musiktüchtigen Schullehrer, und dann bei Friedrich Pixis, dem ersten Violinprofessor am Prager Konservatorium für Musik, wo der junge Virtuose — schon damals wegen seiner eminenten Anlagen viel bewundert — auf Unkosten des Grafen von Vrbna in den Jahren 1816 bis 1822 studierte. Seine glänzende Virtuosenlaufbahn begann er in Wien, wo er im Hoforchester wirkte und selbständige, mit grossem Erfolge gekrönte Konzerte veranstaltete. Nebst einigen Konzertreisen nach Böhmen — der böhmische Dichter Vinařický hat damals seine Trefflichkeit in Versen gefeiert — weilte Slavík kürzere Zeit auch in Paris.

Ganz Europa war zu dieser Zeit von der Kunst Paganinis vollständig bezaubert, für einen minder begabten Violinisten als Slavík wäre es die unpassendste Gelegenheit zu erfolgreicherem künstlerischen Wirken gewesen. Trotzdem hat unser junger Landsmann nicht nur grosse Aufmerksamkeit erregt, sondern auch die Freundschaft Paganinis erworben, mit ihm sehr viel persönlich verkehrt und manches von ihm gelernt. Der grösste italienische Künstler äusserte sich selbst immer mit höchster Anerkennung über die Virtuosität Slavíks. Der polnische Komponist und Klaviervirtuose Chopin knüpfte gleichfalls bei seinem Aufenthalte in Wien ein freundschaftliches Verhältnis mit Slavík an und erzählt in seinen Briefen viel Amüsantes von ihm.

Die Kunst Slavíks zeichnete sich besonders durch phänomenale technische Vollkommenheit aus; seine Zeitgenossen rühmen an ihr fast nur die grossartige Fingergeläufigkeit. Davon geben uns seine Kompositionen, von denen leider bisher nur wenige bekannt und veröffentlicht sind, das beste Zeugnis; ihre Schwierigkeiten erfordern noch jetzt zur guten Wiedergabe einen grossen technischen Meister.

Slavík war also der begabteste der ausgesprochen technischen Violintalente, an welchen unser Vaterland auch in neuerer Zeit so reich ist. Seine Virtuosität kann als ein Vorbild der böhmischen Violinschule in der ersten Hälfte des 19. Jahrhundertes gelten und beweist zugleich klar, dass die grosse technische Reife der jetzigen heimatlichen Violinisten noch auf die alte künstlerische Tradition zurückgeführt werden kann.

Auf einer Konzertreise nach Ungarn verschied Slavík in Budapest am 30. Mai 1830 in der vollen Blüte seines jungen Lebens. — —

Sein heuriges Jubiläum weckte in der Heimat wieder die Erinnerung an diesen grossen Künstler, der zugleich ein aufrichtiger böhmischer Patriot war; das Ausland hat ihn mit Unrecht vergessen — weil seine Kunst schon längst verhallt ist und die grausamen Wellen der Jahrzehnte sie mit neuen glänzenden Leistungen überflutet haben. Dr. *J. Branberger.*

Dänen und Isländer.

In der zweiten Hälfte des Monats Juli fand ein bedeutungsvoller Besuch statt: die Mitglieder des isländischen Altings kamen auf Einladung des dänischen Reichstags nach Dänemark und durchlebten hier eine Reihe von etwa vierzehn glänzenden Festtagen, bei denen König und Reichstag, Städte und Korporationen, Publikum und Presse wetteiferten, den Gästen den Aufenthalt im alten Danmark angenehm und genussreich zu machen. Es galt so viel Diners zu absolvieren und so viel — oft anstrengende und weite — lehrreiche Exkursionen zu machen, dass für die zwanglosen Besprechungen zwischen den beiderseitigen Parlamentariern die Zeit und Gelegenheit schliesslich mit Mühe und Not gefunden werden musste. Zu einer Beratung mit Vertretern des Handels konnte es angesichts der Inanspruchnahme der Abgeordneten gar nicht kommen. — So blieb als Resultat die gute, künftigen Verhandlungen im engen Kreise und in der Presse günstige, gegenseitige Stimmung zurück, welcher die früher unleugbar vorhandene Verstimmung weichen musste. — Seit der Tausendjahrsfeier von 1874 ist Island wieder ein parlamentarisch regierter Staat und seit dem Jahre 1901 ein von Dänemark tatsächlich unabhängiges Land mit allen Ressourcen eines solchen, ohne die schweren finanziellen Verpflichtungen, welche die vollständige Selbständigkeit im Gefolge hätte. Es ist für das Verhältnis der beiden Länder bezeichnend, dass die noch ausstehenden Forderungen der Isländer den Eindruck des leicht Erreichbaren machen, während ähnliche staatsrechtliche Fragen anderswo den Keim zu unendlichen Kämpfen in sich tragen würden. Die Isländer wollen, dass ihr Staatsgrundgesetz, das bisher die Gegenzeichnung eines dänischen Ministers trägt und (theoretisch) durch einen Beschluss des dänischen Reichstags zurückgenommen werden könnte, neu, mit der Gegenzeichnung des isländischen Ministers, erlassen werde, natürlich mit den notwendigen Veränderungen. Der König soll den Titel »König von Dänemark und Island« führen. Von der ehemaligen Ausbeutung durch dänische Beamte ist so wenig mehr ein Rest übriggeblieben,

dass den wichtigsten finanziellen Streitpunkt ein — Zuschuss von 60.000 Kronen bildet, den Dänemark leistet. Die Isländer behaupten, dieser Zuschuss sei kein Geschenk, sondern der Ersatz für seinerzeit eingezogene Kirchengüter, und solle kapitalisiert und in dieser Form Island zur Verfügung gestellt werden. — Allgemein herrschte die Ueberzeugung, dass Island ein zukunftreiches Land ist, und dass unter dem Banner der Freiheit — seit 1901 führt Island statt seines ehemaligen Stockfischs einen weissen Falken im blauen Felde im Wappen — diese Möglichkeiten sich zu segensreichen Wirklichkeiten gestalten werden.

BESPRECHUNGEN.

Adolf Brabec: **Grundriss der čechischen Literaturgeschichte.** Druck und Verlag von Karl Groák, Wien 1906. S. 92, 3 K.

Es ist uns nicht recht klar, auf welche Eigenschaften seines Buches der Verfasser die Hoffnung gründete, dass es »in weiten Kreisen grosses Interesse für die aufblühende čechische Nationalliteratur wachrufen« werde. Sein »Grundriss« ist nämlich ein armseliges Gerippe von Namen, Titeln und Jahreszahlen, das von schiefen Wertschätzungen, Ungenauigkeiten und Fehlern geradezu wimmelt.

Die grossen Individualitäten der ältesten und mittleren Epoche werden mit verblüffender Wortkargheit abgetan; der Verfasser weiss eben nicht, was er über dieselben sagen sollte. Štítný ist ihm ein blosser Sprichwörtersammler und Kenner der heil. Schrift; Hus muss mit der blossen Aufzählung seiner Hauptschriften fürliebnehmen; Všehrd »verdient Erwähnung«; bei Chelčický wird der kahle Titel seines Hauptwerkes citiert; Veleslavín »korrigierte viele Bücher«, usw. Von den treibenden Ideen der Zeit und ihren markanten Sprechern bekommt der Leser gar nichts zu hören.

Und nicht viel besser ergeht es der neuen Zeit. Mit seltener Leichtfertigkeit wird die grosse Erscheinung Dobrovskýs charakterisiert (nicht einmal der Titel seines Hauptwerkes wird richtig angeführt: »Čechische Literaturgeschichte«!); Jungmann wird bloss als Verfasser des Wörterbuches genannt; von der Grundidee der »Slávy Dcera« weiss uns das Buch kein Wort zu sagen; die klägliche Art, wie Erben, Tyl, Mácha u. a. abgetan werden, sucht wirklich ihresgleichen. Der Abschnitt »Neue Zeit (ungefähr von 1750—1850)« bringt uns nebstdem auch noch eine Ueberraschung: Světlá, Pfleger u. a. nämlich, die vor 1850 kein Wort geschrieben, werden in diese Epoche eingereiht.

»Die Blütezeit der čechischen Literatur« und »Die čechische Moderne« bieten zwar stellenweise lesbarere Urteile; aber die Methode des Verfassers, seinen deutschen Lesern durch ganze Seiten von blossen übersetzten T i t e l n eine Ahnung von dem Reichtum und der Mannigfaltig-

keit unserer Literatur beizubringen, ist gewiss ganz verfehlt. Das Buch wäre besser ungeschrieben geblieben. *č.*

Ein čechisches Essaybuch zur deutschen Literatur.

Der auch im Ausland nicht unbekannte Mitbegründer der čechischen symbolischen Dichtung und poetischen Decadence Jiří Karásek ze Lvovic vereinigte in einer neunbändigen Gesamtausgabe eine reichhaltige Auswahl seiner umfassenden dichterischen und kritischen Tätigkeit, die sich auf die letzten 15 Jahre erstreckt. In dieser, jetzt eben zu Ende geführten Ausgabe findet man neben vier Bänden kritischer Essays und Charakteristiken zwei Gedichtsammlungen, die eine eigenartige Poesie von einer melancholischen und morbiden Grazie enthalten, einen psychologischen Roman, ein feines, paradoxes Novellenbuch und ein prachtvolles Buchdrama, dass ein äusserst interessanter Nachhall der O. Wildeschen »Salome« ist. Den ausländischen Leser mögen Karáseks kritische Studien besonders anziehen, da er in denselben seine impressionistische Methode und seine farbenvolle, zart stilisierte, intime Wortkunst in den Dienst der fremden Literaturen stellt.

So beschäftigt sich der letzte Band seiner Schriften »Umění jako kritika života« (»Kunst als Kritik des Lebens«) ausschliesslich mit germanischen Literaturen, über die Karásek manche feine Beobachtung, manches treffliche Urteil, manche überraschende psychologische Einzelheit mitzuteilen weiss. Ein kritisches System kann man von diesem Schüler Anatole Frances und Jules Lemaitres freilich nicht erwarten, vielmehr muss man auf einen scharfen Kampf gegen jede Systematik gefasst sein und eine höchst eingensinnige Polemik gegen jede soziale Nützlichkeit der Kunst, gegen den stillosen Realismus und den peinlichen Naturalismus mit in Kauf nehmen.

Willkürlich, wenn auch geistreich, ist die Einteilung des Buches, das in zwei Abteilungen zerfällt. In der ersten, die die Ueberschrift »Die Uebergangskunst« führt, charakterisiert Karásek neben einigen skandinavischen Autoren eine Reihe von deutschen Schriftstellern, meistensteils aus der jüngsten Generation. Da ist Detlev von Liliencron, der Dichter der Lebensfarbe und des Lebensschaums; der stets unsichere und unfertige Sucher Richard Dehmel, der unter den čechischen Modernen allzu überschätzte naturalistische Mystiker Przybyszewski, der kräftige Plastiker des Wortes Arno Holz, der sensitive Psychologe der Aussenwelt Johannes Schlaf, der titanenhafte Poseur des starren Egoismus John Henry Mackay, der unglückliche Hymniker des passiv aufgefassten Lebens, Ludwig Jacobowski, und sogar eine Reihe von exklusiven, in der Heimat kaum beachteten jungen Wortkünstlern, wie M. Dauthendey, Fr. Held, Fr. Ewers, R. Klein und L. Andrian. Es fehlt unter diesen Portraits und Miniaturen keineswegs an solchen, die sehr einseitig und unvollständig sind und ihren Ursprung aus einem Buchreferate kaum verhehlen; aber überall wird man durch eine Fülle von geistreichen Detailbeobachtungen, scharfen Urteilen und hübschen Analogien entschädigt.

beobachtungen, scharfen Urteilen und hübschen Analogien entschädigt.

Einen anderen Charakter trägt die zweite Abteilung des Essaybuches, welche »Ideen von Morgen« betitelt ist. Sie umfasst vier Charakteristiken. von Hebbel, Ibsen, Whitman und Rossetti, und eine paradoxe Auseinandersetzung über die Sozialisation der Kunst. Hier sucht der Kritiker eher das Ideelle, das Problemhafte, das Tendeziöse als die Form, den Stil, die Wortkunst der viel eingehender analysierten Meister zu erfassen. Rossetti steht ihm mit seiner nervösen, todsüchtigen, morbiden, ja perversen Gotik am nächsten; Hebbel bleibt dagegen Karásek eigentlich fremd. Karásek ist allerdings bemüht bei seinen Landsleuten für den geächteten Tragiker zu werben, aber, was er über seine dramatische Synthese, seine symbolische Auffassung des Dramas sagt, ist kaum mehr als ein paar geschickt maskierte Gemeinplätze. Lesenswert hingegen sind seine feinen Anmerkungen zu Ibsen und sein instruktiver Aufsatz über Walt Whitman.

Karásek ist kein Kritiker, der dem Publikum seine Plattheiten und Truismen nachspricht oder seine Lieblinge mit billigem Weihrauchdufte anbetet; er reizt vielmehr seine Leser zum Widerspruche und speist leichtgläubige Seelen mit gewagten Paradoxen ab. Das Ausland sollte allerdings diesem feinen Kenner und aparten Schriftsteller Dank dafür wissen, dass er für so viele fremde Kunsterscheinungen erfolgreiche Propaganda gemacht hat. Dr. *Arne Novák.*

O. Hostinský: **Česká světská píseň lidová.** (Das čechische weltliche Volkslied.) Folkloristische und musikalische Abhandlungen. Bibliothek des »Český Lid«, IV. Prag, Šimáček 1906 V u. 98 Ss. Preis 2 K.*)

Diese wenig umfangreiche Schrift Hostinskýs hat in mehr als einer Richtung den Wert einer grundlegenden, eine Etappe in der Erforschung dieses Gegenstandes bedeutenden Arbeit. Und diese Bedeutung behält das Buch, obgleich es bis auf einige Zusätze nichts Neues enthält, sondern bloss ein Abdruck älterer Aufsätze ist. Als ersten Teil (Allgemeine Betrachtungen) druckt Hostinský seinen grundlegenden Artikel aus dem ersten Jahrgang des Český Lid »Ueber das böhmische Volkslied« ab. Der zweite Teil (Analyse einiger Liedergruppen) enthält zwei Aufsätze aus derselben Zeitschrift (III. und V. Jg.), der dritte den Aufsatz über Prosodie und Rhythmik der böhmischen Volkslieder aus dem Sborník NSČ. (Archiv der Gesellsch. f. Volkskunde) I. Schon die formale Vereinigung und Separatausgabe dieser Artikel hat eine grosse Bedeutung, denn sie macht sie auch weiteren, ausserhalb der ethnographischen Interessen stehenden, hier also besonders den musikalischen Kreisen zugänglich. Aus der Buchausgabe geht jedoch erst gehörig die Geschlossenheit von Hostinskýs Arbeit in diesem Fache und zwar in sachlicher und methodischer

*) Dieses Referat erscheint gleichzeitig im Národopisný Věstník (Anzeiger für Volkskunde.)

Beziehung hervor. Wir finden hier keine Spur der Zerfahrenheit zusammengestellter Artikel, sondern alles ergänzt und rundet sich hier derart, als wäre das Buch schon so selbständig entstanden, daher liegt in dem Buche Hostinskýs nicht bloss der Anlauf zu einem Werke über das čechische Volkslied, nicht bloss eine Sammlung von Beiträgen vor, sondern jenes Werk selber. Freilich ist es, wie Hostinský in der Einleitung selber erklärt, nur ein Anfang, auf dem man wird weiter bauen müssen. Dadurch vermindert sich aber nicht die Bedeutung der Arbeit, im Gegenteil, ihr grundlegender Charakter tritt desto mehr hervor. Weiter kann man gehen, nicht aber ohne diese Arbeit und nicht anders als von ihr aus, Hostinský schliesst hier die erste Etappe unserer Forschung über das weltliche Volkslied ab.

Ich glaube, es ist nicht unangemessen, wenn ich die Grundlagen zusammenfasse, auf denen die Ausführungen Hostinskýs beruhen, und zeige, wo wir eigentlich durch die Arbeit Hostinskýs heute stehen. Das wichtigste Verdienst Hostinskýs in diesem Fache ist, dass er der ganzen Forschung über das čechische Volkslied eine wissenschaftliche Grundlage gegeben hat, und dieses Verdienst ist umso grösser, je mehr in diesem Fache der krasseste Dilettantismus und leeres Aesthetisieren in die Halme geschossen war. Hostinský hat hier der ästhetisierenden Feinschmeckerei und folkloristischen Phantastik ein Ende gemacht, welche eben das Volkslied zum Tummelplatz der unmöglichsten Vermutungen und Fragen gemacht hatten. Hier tat eiserne Methodik not, um zu zeigen, was eigentlich die Wissenschaft in diesem Fache wollen und wie sie es erreichen kann. Die Begrenzung des Umfangs der wissenschaftlichen Forschung und die Feststellung ihrer Methode — das war hier die Hauptaufgabe, die Hostinský gelöst hat. Darum sind seine Aufsätze zuweilen polemisch, darum werden hier auch negative Resultate angeführt, welche jedoch methodisch zuweilen die wertvollsten sind. Ja in diesem bestimmten non possumus! in dieser oder jener, oft sehr populären und beliebten Frage, finden wir den geradezu revolutionären Charakter des Buches geläufigen Anschauungen gegenüber und damit zugleich seine methodische Bedeutung.

Hostinský führt uns zunächst in das System der wissenschaftlichen Forschung über das čechische Volkslied ein. Es werden hier interessante Resultate angeführt, aber dennoch steht der methodische Charakter der Darlegungen im Vordergrund. Hostinskýs Auseinandersetzungen sind hier sehr pädagogisch; aus allem hört man heraus: so gelangt man zu einem Resultat, so nicht. Nach einer interessanten Einleitung, welche gleich die übliche Ansicht vom Verfall des Volksliedes modifiziert, gelangt Hostinský zur ersten Frage: er bestimmt den B e g r i f f des Volksliedes, also das, was Gegenstand der Forschung ist. Alles, was das Volk geschaffen oder sich angeeignet hat. Schon hier verwirft Hostinský den ästhetisierenden Masstab und legt statt dessen diesen psychologischen an. Was nur durchs Volk läuft, ist nicht volkstümlich, umgekehrt, der Umstand, dass ein solches Lied im Volke sich nicht erhalten hat, zeigt, dass es kein Volkslied ist. Dagegen, wenn das Volk auch ein Kunstlied singt und zwar in grösserem Masse, sei es zeitlich (durch lange Zeit, vielleicht Jahrhunderte) oder örtlich (an mancherlei Orten und in verschiedenen Ge-

genden), so ist es Eigentum des Volkes. Es entscheidet also über die Volkstümlichkeit eines Liedes nicht sein ästhetischer Charakter, sondern das Faktum seiner Existenz im Volke. Schon dadurch hat Hostinský eine Umwälzung der ganzen Methode vollbracht und sie auf eine rein empirische Grundlage gestellt. Früher wurde ein ästhetischer Begriff erfunden, was volkstümlich ist und was nicht, d. h. der Begriff der Volkstümlichkeit wurde a priori abgegrenzt, und daran die Tatsachen (Lieder) gemessen. Erst durch diese Bestimmung Hostinskýs ist eine empirische Methode ermöglicht: was das Volk singt, ist Volkslied, und Aufgabe der Wissenschaft ist es eben, erst aus den Tatsachen die Prinzipien der Volkstümlichkeit zu entwickeln. Die Frage, was im Liede volkstümlich ist, ist das Ziel der wissenschaftlichen Forschung und nicht ihr Ausgangspunkt. Der ganze methodische Vorgang wird also vollständig umgedreht.

Wenn wir erst wissen, was ein Volkslied ist, so werden wir nach der historischen Methode fortschreiten. Zuerst fragen wir, wie ein Volkslied entsteht. Hostinský verwirft zuerst einige romantische Vorstellungen vom Dichten und Singen des Volkes und zeigt wieder psychologisch, dass die Melodie eines Volksliedes verschiedene Quellen hat, aus denen mehr oder weniger eklektisch die Melodie sich aufbaut. Das ist der zweite allseitig begründete positive und grundlegende Lehrsatz Hostinskýs. Das Volk dichtet, aber das Volk komponiert nicht, so könnten wir das Ergebnis dieser Partie stilisieren. Der Dichter aus dem Volke will einen logischen poetischen Gedanken ausdrücken, das ist der Zweck, die Melodie steht in zweiter Reihe. Hat er eine gleich zur Hand, so benützt er sie; hat er sie nicht, so kombiniert er aus bekannten eine neue. Nur in der grössten Not schafft er eine ganz neue Melodie. Niemals aber ist die Melodie der Zweck der Komposition eines »Komponisten« aus dem Volke. Darum gehört es zu den prinzipiellen Aufgaben der Wissenschaft in diesem Fache, die Quellen zu bestimmen, aus denen die volkstümlichen Melodien entstehen. Hostinský bezeichnet die wichtigsten Gruppen dieser Quellen: die Instrumentalmusik, den Kirchengesang, die weltliche Kunstmusik u. ä. Fertige Volkslieder sind dann wieder die Quelle anderer Volkslieder, wie Hostinský an dem schlagenden Beispiele zeigt, wie das Lied »Horo, horo, vysoká jsi« entstanden ist. Dieses Prinzip des volkstümlichen Schaffens hat aber noch eine andere Bedeutung: von der Frage nach der Entstehung des Volksliedes gelangen wir dadurch zur Frage nach ihrer Entwickelung oder zur Geschichte des Volksliedes.

Dieses wichtige Gebiet der wissenschaftlichen Forschung über das Volkslied hat jedoch eigentlich wieder zwei Aufgaben und dadurch auch zwei methodische Wege. Der erste, streng historische, geht den Spuren der historischen Quellen (besonders handschriftlichen Aufzeichnungen) nach und baut aus ihnen, ungefähr nach der literarhistorischen Methode, die Entwickelung des Volkslieds in chronologischer Reihenfolge auf. Diese wissenschaftliche Aufgabe bleibt auch nach dem Buche Hostinskýs die offenste Frage. In dieser Beziehung wissen wir am wenigsten, Hostinský hat freilich auch hier die Bahn gebrochen und seine Sammlung von 36 Volksweisen aus dem 16. Jh. wird immer der Ausgangspunkt dieser Arbeit sein. Nichts destoweniger repräsentieren diese alten

Melodien wieder nur eine bestimmte Zeit, deren Vergleichung mit unserem Liede, Hostinský zu sehr interessanten Ergebnisse geführt hat, nicht aber zu einer Geschichte des Volksliedes. Auch hier befinden wir uns eigentlich auf dem zweiten Wege, den man den statischen nennen kann d. h. in der Analyse der Lieder selbst zum Zwecke der historischen Klassifikation des Liedes. Hostinský hat unsere Lieder mit denen aus dem 16. Jh. verglichen und konstatiert die überaus wichtige methodische Lehre, dass das Alter der Melodien sehr relativ ist, d. h. dass es keine unfehlbaren Merkmale gibt, besonders keine einzelnen, nach denen man schliessen könnte, dass die Melodie alt ist. Nur das Zusammentreffen vieler solcher Merkmale berechtigt zu dieser Vermutung, die man aber immer noch mit einzigen »Wenn« einschränken muss. Immer jedoch ist der historische Beleg das beste Kriterion des Alters eines Liedes. Darum wird die Geschichte des Volksliedes bei uns der wichtigste Schritt vorwärts nach dem Buche Hostinskýs sein. Hostinský betont hier selbst schon das eine wichtige Prinzip der organischen geschichtlichen Entwickelung des Volksliedes, es wird aber notwendig sein, diese Erkenntnis, in ihrer ganzen Tragweite bearbeitet, darzulegen. Namentlich der Zusammenhang der Volks- mit der Kunstmusik wird dann als nicht bloss folkloristisches, sondern auch als historisches Faktum erscheinen.

Der zweite, zur historischen Analyse des Volksliedes führende Weg, den wir statisch genannt haben, ist nicht so sehr auf empirischen historischen Quellen, wie auf wissenschaflicher Spekulation begründet. Es gilt nämlich zu zeigen, wie aus einem Liede sich eine Variante bildet, aus dieser eine zweite, dritte, bis ein neues Lied entsteht. Es handelt sich hier um die Genealogie der Lieder, die ebenso kompliziert ist, wie die Geschlechtsverwandtschaft: die Entwickelung spaltet sich in einige Zweige, aus einem Liede entstehen gleichzeitig einige andere, diese vermischen sich wieder mannigfach u. s. w. Auf diese, überaus wichtige Methode, hat bei uns Hostinský zuerst hingewiesen und sie auch gleich konkret angewandt. Der zweite Teil seines Buches bringt zwei Proben, wie man auf diese Weise in der Praxis die Lieder nach ihrer Verwandtschaft ordnen kann. Hostinský geht hier zwei Gruppen durch: Die Lieder von unglücklicher Liebe (Prototyp »Ach není tu není«) und die Lieder vom Schneeballenstrauch (mit den Varianten von der Schnitterin u. ä.). Die Bedeutung dieser Methode würdigen wir, wenn wir bedenken, dass z. B. unserem Liedertypus 11 verwandte Melodien mit 54 Texten angehören (alles nur nach Erbens Sammlung.)*) Auf diese Art kann die Masse der Volkslieder in übersichtliche Gruppen geordnet werden, mit denen sich dann viel leichter arbeiten lässt. Die Bedeutung der Methode Hostinskýs reicht aber noch weiter: Im Typus der Lieder vom Schneeball (der Schnitterin, der Waise), hat er ein besonders interessantes Beispiel einer sehr komplizierten Entwickelung geboten, in welcher die Grundlage eine historische Aufzeichnung aus dem 16. Jh. ist. Hier haben

*) Erbens Sammlung enthält nur Lieder aus Böhmen, viel mehr und andere Lieder enthalten Sušils und Bartošs Sammlungen aus Mähren. D Red.

wir also beide Methoden, die eigentlich historische und diese spekulative vereinigt und das Resultat dieses Aufsatzes Hostinskýs zeigt, zu welch schönen Ergebnissen ihr Zusammenwirken führt. Das Volkslied wie das ganze Volksleben ist in den historischen Quellen denn doch sehr ungenügend dargestellt. In dieser Not leistet jedoch Hostinskýs vergleichende Methode unschätzbare Dienste.

Nach diesen historischen Erwägungen über das Volkslied kehren wir zu dem Forschungsgebiet zurück, welches bis auf Hostinský das Interesse am Volksliede ausschliesslich beherrschte und sich bis heute der Teilnahme der weitesten Schichten erfreut. Es ist das die ästhetische Analyse der Lieder (hier der Melodien), besonders die Frage nach ihrem čechischen Gepräge. In dieser Beziehung hatte der Dilettantismus das freieste Feld, darum besteht Hostinskýs Verdienst besonders in der Reserve, die er hier, diesem ganzen Fache auferlegt. Und wieder ist es das methodische Verdienst, das wir hier am meisten schätzen. In der Frage, was čechisch ist und was nicht, ging man auf dieselbe aprioristische Weise vor, wie in der Frage nach der Volkstümlichkeit des Liedes. Der Forscher fand Wohlgefallen an einem gewissen Typus von Liedern, die er für čechisch erklärte und mit denen er die anderen verglich. Hostinský warnt gleich in der Einleitung vor dem Generalisieren. Das Volkslied gehört auch bei uns in das Bereich der westlichen christlichen Musik, hat mit ihr viel Gemeinsames. Wie können wir das Typische, das Charakteristische desselben erkennen? Gewiss nicht, wenn wir ein einzelnes Lied nehmen und aus denselben irgend welche Lehrsätze ableiten. Hostinský vergleicht die Lieder mit den Völkern: Jedes Volk hat seinen Menschentypus, es verschlägt aber dabei nichts, dass sich in demselben Volke ein Mensch von ganz anderem, bei uns z. B. italienischem, englischem u. ä. Typus findet. Auch ein Lied bedeutet an sich nichts. Wollen wir vom Typischen reden, so müssen unsere Darlegungen auf der S t a t i s t i k begründet sein. Hostinský hat auf die Bedeutung dieser Methode auch anderswo hingewiesen (z. B. für die Geschichte des Theaters zur Zeit Smetanas), auch hier hat sie ihre prinzipielle Bedeutung. Hostinský nimmt auf diese Fragen den ganzen Erben durch und zählt statistisch, was entschiedenes Übergewicht hat. So gelangt er zur Erkenntnis einiger charakteristischen Merkmale unseres Volksliedes! Es weist einen starken Einfluss der Instrumentalmusik auf, darum ist es auch überwiegend in Dur; rhythmisch wiegt das Tanzlied im Dreivierteltakt vor, (60% aller Lieder) mit dem Anfang auf dem guten Taktteile (der akzentuierende und nicht quantitierende Charakter des Volksliedes hat hier besonders dem beliebten rhythmischen Motiv ♩ 𝅗𝅥 Verbreitung verschafft zum Unterschiede von anderen Völkern, wo die Länge mit dem Akzent zusammenfällt) und mit recht gut durchgeführter Deklamation (siehe darüber den Anfang). Auf weitere Details lässt sich Hostinský nicht ein, statt dessen lesen wir eine eindringliche Warnung, uns nicht von folkloristischen Phantasien hinreissen zu lassen, denn weder die Aesthetik noch die Psychologie kann heute aus der Melodie mit Sicherheit die Charakteristik des Volkes herauslesen; das alles sind nur subjektive, aus dem Texte oder dem Volksleben geschöpfte Eindrücke, die wir in die Volksmusik

erst hineintragen. Auf diesem ästhetisierenden und psychologisierenden Wege werden wir nie zu sicheren Resultaten gelangen.

Ich habe mich bei dem Buche Hostinskýs länger aufgehalten, um die wichtigsten methodischen Prinzipien hervorzuheben, die man daraus schöpfen kann und deren Verbreitung bei uns eine wahre Wiedergeburt im Bereiche der Erforschung des Volksliedes bedeuten würde. Auf Grund der angedeuteten Methoden kann man langsam aber sicher weiter gehen. Darum ist es natürlich, dass Hostinský den meisten Raum seiner wichtigsten methodischen Neuerung, der Klassifikation und Genealogie des Volksliedes, gewidmet hat. Dadurch hat er am besten betont, dass das Volkslied heute wissenschaftlich vor allem eine historische Frage ist. Bis Klarheit in dieser Sache herrschen wird, werden wir weiter gehen können. Sein erzieherisches und wegweisendes Buch charakterisiert Hostinský am besten selber: »Ich habe mich bemüht, wenigstens das mit gehörigem Nachdruck hervorzuheben, was ich für das Wichtigste halte, dann namentlich die Wege und Ziele anzudeuten, auf und zu denen unsere zukünftige musikalische Folkloristik wird wandeln müssen. Ich sage zukünftige, weil es niemandem entgehen kann, dass wir heute kaum in den ersten Anfängen stecken.« Man muss nur hinzusetzen, dass dort, wo die Grundlagen so fest sind wie hier, der übrige Bau schon sicher auch bis zum Gipfel aufgeführt werden kann. *Z. Nejedlý.*

NOTIZEN.

Josef K. Šlejhar, geb. in Neupaka 1864, gehört zu den bedeutendsten und originellsten unserer zeitgenössischen Prosaisten. Der Grundzug all seines Schaffens ist tiefes, schmerzhaft empfundenes Mitleid mit allem Schmerz, mit allem, was arm und hilflos ist. Seine Sympathien sind stets auf Seite der Bedrückten, deren er sich mit überzeugender, inniger Wärme annimmt, welche alles Schroffe, mitunter sogar Entsetzliche der von ihm vorgeführten Begebenheiten versöhnend auszugleichen vermag. Und ebenso empfänglich wie für jegliches Menschenleid ist er auch für das intimste Leben und Weben der Natur in seinen breiten, oft hinreissenden Schilderungen derselben. — Die hier mitgeteilten Bruchstücke sind seinem Romane »Peklo« (die Hölle) entnommen, dessen ganze Handlung sich in einer einzigen Nacht abspielt. Der junge Beamte einer Zuckerfabrik macht auf dem Wege zum Stelldichein mit seiner Geliebten die pflichtschuldige Runde durch alle Räume der Fabrik, wobei sich dem Leser ein düsteres Bild des ganzen Betriebes entrollt, welcher weder Menschenkräfte noch Menschenleben schont. Es ist ein leidenschaftlicher Protest gegen die soziale Ungerechtigkeit unserer Tage und in dem Abschnitt, welcher hier als Probe dienen mag, speziell ein leidenschaftlicher Protest gegen die gewissenlose Ausbeutung der Kinderarbeit. Als Gegensatz zu den trostlos traurigen Eindrücken der Wanderung durch die Fabrik, folgt sodann ein reizendes Idyll, in welchem der junge Mann

(nach einem begeisterten Liebeshymnus, aus dem das Hohe Lied wiederklingt) seinem angebeteten Mädchen das künftige, gemeinsame Glück schildert, welches sie im heimatlichen Gebirge, im traulichen Verkehr mit der segenspendenden Natur erwartet. *Zd. H.*

Karl Thon. Unser erster Hausnekrolog. Die Č. R. hat das Unglück, gleich in ihrer ersten Nummer ihrem eifrigsten Mitarbeiter die Leichenrede halten zu müssen. Karl Thon starb, zwar so früh, dass wir auf keine einzige Zeile verweisen können, die er für uns geschrieben hätte, aber mit welchem Feuereifer er den Gedanken der Revue aufgriff, wie er bereit war, alle seine Kräfte in ihren Dienst zu stellen, wie er sich an den Beratungen im Sommer beteiligte! — Wer hätte ahnen sollen, dass ihm damals nur noch Tage vergönnt waren, dass ihn noch vor Schluss seines ersten Privatdozentensemesters der Tod hinwegraffen würde. Er hatte die akademische Laufbahn, für die er geboren war, mit solcher Begeisterung, mit so hohen Vorstellungen von der Bedeutung der Wissenschaft ergriffen, hatte in seiner Antrittsvorlesung die höchsten Forderungen, die er an sich stellte, auch seinen Zuhörern so warm an Herz gelegt, er hatte in seinen wissenschaftlichen Arbeiten so grosse Hoffnungen erweckt, und — alles ist jetzt mit ihm in sein frühes Grab gesunken. Thon war auch organisatorisch hervorragend tätig; als Sekretär der volkstümlichen Universitätsvorträge hat er sich grosse Verdienste erworben, und was er für die Ausstellung dieser Universitäts-Extension in Mailand gearbeitet, davon spricht sein Bild, das seine dankbaren Ausschussgenossen in dieser Ausstellung angebracht haben. Ehre seinem Andenken! — Über Thons Bildungsgang und Arbeiten geben wir einem Fachmann das Wort:

Am 17. Juli d. J. starb in seiner Vaterstadt, Goltsch-Jenikau in Böhmen Dr. Karl Thon, Privatdozent der Zoologie an der böhm. Universität, ehe er noch das 27. Lebensjahr erreicht hatte. Er studierte in Prag an der böhm. Universität, worauf er dann Assistent am zoologischen Institut bei Prof. Frič wurde. Später arbeitete er eine Zeit lang in München bei Hertwig, wo er sich mit den Protozoen beschäftigte, und in Berlin bei Schulze. Im Frühjahr dieses Jahres habilitierte er sich für systematische Zoologie. Die überwiegende Mehrzahl seiner zahlreichen Arbeiten ist acarologischen Inhalts, und der Verstorbene hat sich insbesondere um die faunistisch systematische Durchforschung der Hydrachnidenfauna Böhmens verdient gemacht. Die meisten seiner hierauf bezüglichen Publikationen sind Vorarbeiten zu einer Monographie der Hydrachniden Böhmens, die jedoch unvollendet geblieben ist. In der letzten Zeit hat sich Thon auch mit der Anatomie und Histologie der Acariden beschäftigt.

A. M.

Zur Smetanaliteratur. In der nächsten Zeit soll eine deutschgeschriebene Monographie von F. V. Krejčí über F. Smetana in der Sammlung M o d e r n e M u s i k e r im Verlage der »Harmonie« in Berlin

erscheinen. — Für die Kenntnis des Meisters in dem gastfreundlich verbundenen Schweden ist vor allem Alfred Jensen tätig; schon im J. 1894 erschien von ihm in der Göteborger Wochenschrift Svithiod (Nr. 11) ein Aufsatz über »Böhmens opera och dess främste kompositör; und in Stockholms Dagblad vom 9. September d. J. berichtet er ausführlich über die Smetanas Aufenthalt in Göteborg betreffenden Aufsätze des Herausgebers dieser Zeitschrift.

Bibliothek pädagogischer Klassiker. In diesen Tagen wird der zweite Teil der B. p. K. erscheinen, welche in gefälliger und künstlerisch geschmückter Ausstattung die führende literarische Verbindung der čechischen Lehrerschaft, das Dědictví Komenského (Komeniusheredität), herausgibt und das Universitätsprofessor Dr. Franz Drtina revidiert. Der voriges Jahr erschienene erste Band brachte eine musterhafte und fliessende Uibersetzung der grossen Didaktik von J. A. Komenius, welche Prof. Dr. Aug. Krejčí aus dem Lateinischen übersetzt und der beste Kenner Komenskýs bei uns Prof. Dr. J. V. Novák mit einer Einleitung und Anmerkungen versehen hat. Der eben herausgegebene zweite Teil enthält die Übersetzung von Lockes Gedanken über Erziehung und des Schriftchens über das Studium von Prof. Rud. Brejcha, zu welcher eine ausführliche Einleitung über Lockes Leben, Ansichten und Schriften Prof. Dr. Ottokar Kádner geschrieben hat. Für die ferneren Bände wird eine Auswahl aus Rabelais, Montaigne, Pestalozzi, Herbart, eine Übersetzung von Bachs Schrift, »Erziehung als Wissenschaft«, Spencers Verstandes-, Körpers- und Charaktererziehung u. s. w. vorbereitet. Die Bücher sind mit Einleitungen versehen, welche den Mangel an entsprechenden Monographien ersetzen sollen; es sind das also keine blossen Biographien, sondern ihre Aufgabe ist es auch, den Gedankeninhalt der Schriften und ihren Zusammenhang mit der gesamten Kulturatmosphäre der Zeit zu erfassen. Ausser Übersetzungen werden da auch ältere čechische Arbeiten veröffentlicht werden, Stücke aus Jungmann, Vocel, Šafařík, Arbeiten von Ammerling, Kodym, Škoda, Lindner u. a. Vor allem wird — und mit Recht — die Pädagogik der Neuzeit berücksichtigt, Altertum und Mittelalter werden nur in Anthologien dargeboten.

Die Bibliothek der pädagogischen Klassiker nimmt ein älteres Unternehmen des Lehrers Bayer wieder auf, welches bald zu Grunde gegangen ist (hier erschien namentlich die Übersetzung von Rousseaus Emil, einiges von Komenius, Lindner, Montaigne u. a.; einige Schriften erschienen auch in Urbáneks pädagogischer Bibliothek und in Klikas pädagogischer Lesehalle). Neben diesem Unternehmen will das D. K. auch eine Geschichte der Pädagogik und ein grosses philosophisch-pädagogisches Wörterbuch herausgeben (ältere Unternehmungen dieser Art sind Bruchstücke geblieben). *Kd.*

»Proben aus J. S. Machars Poesie und Prosa, autorisierte Übersetzung von Dr. F. Drož, werden noch heuer, im Selbstverlage des Übersetzers erscheinen.

Jubiläen. Das Jahr 1906 ist an Erinnerungstagen für die Geschichte Böhmens selbst für unsere gerne feiernde Zeit auffallend reich, und da diese Jubiläen, soweit ihrer gedacht wurde, teilweise auch der Tagesliteratur reichen Stoff geliefert und Diskussionen angeregt haben, werden wir einigen von ihnen, wie schon dieses Heft zeigt, ebenfalls ein wenig Aufmerksamkeit schenken müssen. Vor sechshundert Jahren starb das einheimische Königsgeschlecht der Přemysliden aus, vor hundert Jahren hörte Böhmen auf, ein deutsches Reichsland, vor vierzig Jahren, ein deutsches Bundesland zu sein, im J. 1836 fand die letzte böhmische Königskrönung statt. — Vor hundert Jahren erschien die erste čechische Vierteljahrsschrift, Nejedlýs »Hlasatel«, und wurde die böhmische Technik begründet. Im J. 1836 starb unser erster moderner Dichter K. H. Mácha, der Verfasser des »Máj«; der populärste lebende Dichter, Svatopluk Čech, wurde 1846 geboren; in demselben Jahre erschien Meissners »Žižka«; ausser Prof. Goll feierte auch der erste Germanist der čechischen Universität Prof. Dr. V. E. Mourek seinen sechzigsten Geburtstag. Im J. 1856 starben die Antagonisten K. Havlíček, der erste und grösste čechische Publizist, und J. K. Tyl, der erste čechische Berufsliterat und Schauspieler; 1876 starb Palacký. Vor einem Vierteljahrhundert kam das Gesetz zustande, welches die Prager Universität in eine deutsche und eine böhmische teilte, und fünf Jahre später, 1886 eröffneten Gebauer und Masaryk ihren entscheidenden Feldzug gegen die Königinhofer Handschrift — — ein Buch, das alle diese Jubiläen anschaulich und gründlich behandeln wollte, würde vielleicht die allseitigste Geschichte Böhmens in nuce darstellen.

Lernet čechisch! lautet das Losungswort, das der deutsche Volksrat jetzt unter allseitiger Zustimmung ausgegeben hat; bisher war diese Aufforderung nur ganz vereinzelt ergangen. Wir kommen auf dieses wichtige Ereignis, welches uns nach Abschluss der Redaktion überrascht, im nächsten Hefte zurück.

Aus Šlejhars „Hölle“.

(Schluss.)

Aber er musste nur immer das entsetzte Kind anschauen, ohne irgend etwas anderes zu beachten, weder die übrigen Knaben, noch den kleinen Hund, trotz dessen heftigen Angriffen und obwohl seine Anwesenheit hier gegen jede Ordnung verstiess. Und plötzlich, wie von einer gewaltigen Macht erschüttert, fühlte er sein ganzes Wesen von etwas Unerwartetem durchdrungen. Unwiderstehlich drängte es ihn zum Schluchzen, zum vollen Ausbruch seiner Herzensgefühle, mit Gewalt presste er die zitternden Lippen aneinander, um dieses Schluchzen zurückzuhalten. Sie blieb in seinem Innern, die Wehklage über dieses Kind, das sich vor ihm fürchtete, sich um etwas ängstigte — die Wehklage über sein Leben und Geschick.

Dieses Kind!

Ein verwaistes Kind, ohne Eltern, Pfleger und Beschützer, ohne Heimat und Obdach! Ein Kind, welches nie jemand besessen, vom Vater von vornhinein nicht anerkannt, von der Mutter verstossen, das nie die Freuden der Kindheit gekostet, sondern unter Verwünschungen und Zurücksetzungen durchs Leben trieb; das nirgends ein Heim hatte, nirgends seinen Winkel, in dem es hätte beseligenden Kindesträumen nachhängen können, dem nicht eine einzige Wohnung zuteil geworden von den vielen, die im Hause des Herrn sind, das weder Ruhe noch Ziel fand. Endlich kam es hieher nach allen den Zurücksetzungen des Lebens, durch das es Verachtung und Herzlosigkeit geschleift hatten, kam hieher, den Spuren folgend, die wie mit Blut getränkt waren. Die Fabrik nahm es auf, er erinnert sich, es damals selbst aufgenommen zu haben, als er seiner zufällig gewahr wurde. In dem Andrange der übrigen armen Kinder, für die von Gottes Segen nichts übrig geblieben war, die sich damals Arbeit erbitten

kamen, diese wenigen Kreuzer zu ihrem Lebensunterhalt, trachtete es vergebens sich vorwärts zu drängen, von den Grösseren und Stärkeren immerfort bei Seite geschoben, bis es dann zu weinen begann, wobei die Blicke seiner Äuglein auf ihn geheftet blieben, mit so viel Angst und Schmerz, dass sie ihm seitdem im Gedächtnis geblieben waren und eben jetzt wieder lebendig vor seine bewegte Seele traten. Er liess sich damals das Kind aus der Schar vorführen und nahm es auf. Die Fabrik wurde nun zur Brotgeberin des Kindes. Sie wurde seine Heimat und sein Zufluchtsort, denn es wohnte hier, irgendwo hinter einem Ofen unter der Bank, wo sein verstecktes Lager auf einem Häuflein von abgenützten Plachen war, die es sich aufgelesen hatte. Die Fabrik war also dem Kinde alles, dieser Ort ohne Erbarmen, ohne Glauben, ohne Gott, wo es keinen grünen Rasen mit Schmetterlingen gab, nichts, was ein Kind mit Jubel erfüllen kann, wo statt alles dessen die Arme des Molochs das Kind zermalmten. Nirgends anders in der weiten Welt konnte es sich heimisch fühlen. Es verstiess zwar gegen die Fabriksordnung, welche hier jede Herberge ausschloss, solche Nachgiebigkeit nicht zuliess und denen, welche kein Nachtlager hatten, keinen Ersatz dafür gab. Aber durch seine Fürsprache und Vermittlung wurde es dem Kinde stillschweigend gestattet, man gab sich einfach den Anschein, als sehe, als bemerke man es nicht. Das Kind fand hier schliesslich seine ganze Welt. Es richtete sich da ein, hatte hier sein ganzes Hab und Gut — die paar Kreuzer, von denen es lebte. Wie ein Würmchen in den Tiefen der Erde fristete es still und unbeachtet sein Dasein, dieses zutunliche kleine Geschöpf, dieses unbedeutende Mitglied der Fabrik, die so wenig für seine Kindheit passte, wo in einem fort die Kessel dampften, die Bagger dröhnten, die ätzende Atmosphäre verderblich wirkte. Das sollte ihm die Mutter ersetzen und ihren Schutz. Hier betete es. Hier fand sein Herzchen Trost. Wenn die übrigen Kinder nach Hause gingen, nach irgend einer schwarzen Gesindestube hin, aber denn doch nur nach Hause, verkroch es sich in sein Versteck. Hier war sein Alles. Und um ihm alles zu werden, was auf das Leben Bezug hat, war ihm schliesslich dieser Ort auch zum Grabe bestimmt, das sich mit zweifelloser Sicherheit vor ihm öffnete. Dieses dunkle Grab mit seiner unheimlichen Mystik zeichnete sich schon bedeutungsvoll auf seinen Wangen, in seinem ganzen Äusseren, welches das Gepräge des jammervollen Schicksals trug . . .

Doch siehe, auch dieses Hündchen, auch noch so ein kindisches Tier, das keinen Unterschied zu machen wusste zwischen Gut und Böse, mit allem spielte und auf alles losging, liess noch immer nicht ab von seinem kecken Gebell — als fühlte es sich immer mehr angereizt durch die gewiss instinktiv erkannte angstvolle Aufregung jenes zweiten kindlichen Geschöpfes.

Denn diese zwei Kleinen gehörten zu einander, einzig nur zu einander, auf der ganzen Welt hatten sie nur sich, der Hund den Knaben und der Knabe den Hund. Unlängst waren sie einander in der Welt begegnet, die für keines von ihnen ein Plätzchen zu haben schien. Vielleicht erbettelte sich der Knabe den kleinen Hund von Leuten, die ihn ertränken wollten, er nahm sich seiner an, als sie, des Spiels mit ihm satt, das Tierchen aus dem Hause warfen, weil es etwa noch unrein und zu gefrässig war. Er nahm sich seiner an, als es duckend und zitternd am Kehrichthaufen vergeblich nach Nahrung schnüffelte und mit seinen dummen Augen voll scheuer Angst, die bei niemand anderem Erbarmen fand, zu dem zufällig vorbeischlendernden Knaben aufsah. So fand er sich denn seinen einzigen Lebensgenossen und barg ihn unter seinem Kittel. Das Elend gesellte sich zum Elend, zwei Verlassene hatten einander gefunden. Seitdem gehörten sie einander an, ja, sie wurden zu Freunden. Sie hatten ein gemeinschaftliches Heim, wenngleich nur geduldet, so im verstohlenen, daher nicht sicher, so dass es stets in Frage gestellt war und beide jeden Augenblick von einander getrennt werden konnten. Es konnte der Aufseher oder ein beliebiger Taglöhner kommen, den kleinen Hund fassen und zu Boden schleudern oder ihm mit einem Fusstritt den Rest geben, auch das Kind konnte wann immer von hier ausgewiesen werden. Führwahr ein ungastliches, stets bedrohtes Heim, so ungeeignet und verhängnisvoll für beide — ein Heim, wo es nie eine wohlige Ruhe für das Herz, warmes Behagen und sicheren Schutz gab — aber immerhin ein Heim. Zusammen lagen sie auf dem elenden Lager von unbrauchbaren ausgemusterten Plachen, aus denen sich übrigens die ganze Fabrik Schürzen machte, so dass auch ihnen etwas davon gegönnt wurde; sie schmiegten sich aneinander, als fänden sie darin gegenseitig Schutz, und nicht nur ihr warmer Herzschlag war im Einklang, sondern auch ihre Träume, die voll Angst und Trübsal waren. Für das Kind war es eine Zerstreuung, durch die es sich vor dem Einschlafen beruhigte, und in der brüderlichen Berührung des lebendigen Körpers ahnte es einen

Freund, das Tierchen aber träumte von der es wärmenden und schützenden Mutter. Sie teilten jeden Bissen Brot, den der Junge verdiente, und das Hündchen blickte aus dem ihm angewiesenen Winkel mit den klugen Augen teilnahmsvoll nach dem Knaben, der seine 12 oder 18 Stunden hindurch seiner Pflicht oblag, um für beide das Nötige zu erwerben; und der kleine Hund schien es dankbar zu begreifen, wachte immerfort treu über seinen Herrn und liess nichts ausser acht, um ihm stets zu Diensten zu sein. Und in dieser Teilnahme und Gemeinschaft lag gleichsam die letzte Tröstung und Kraft für das Kind, das niemanden anderen hatte, lag seine letzte Freude, bevor es hier vorzeitig völlig zugrundegerichtet werden sollte.

Und eben um diesen seinen Trost ängstigte sich jetzt der arme, kränkliche Knabe, als sich sein Schützling so unvorsichtig verraten, der doch verborgen bleiben sollte, da selbst seine blosse Anwesenheit hier ein grosses Vergehen war — und dazu noch welch ein Vergehen, sich eine solche Keckheit herauszunehmen dem gegenüber, in dessen Macht es lag, sie beide zu verderben. Darum steigerte sich auch die Furcht so sehr bei dem Kinde, dem sein ganzes Leben immer nur Angst eingeflösst.

Während der unglückselige kleine Hund entschlossen seinen kleinen Herrn vor dem wahrgenommenen Eindringen einer feindlichen Macht in Schutz nahm und in der Hitze seines Angriffes sich immer wilder geberdete, so dass es wahrhaft lächerlich war bei einem so kleinen Tier, gelang es dem Kinde doch, sich ein wenig zusammenzunehmen, um in die Sache einzugreifen, die sich seinem armen naiven Gemüte so schrecklich darstellte. Die entsetzten fragenden Augen unablässig auf den Gebieter heftend, mit den erregten Blicken gewissermassen an seinen Lippen hängend, was er wohl sagen, was er mit den beiden anfangen werde, warf sich das Kind mit unbeschreiblichem Schluchzen zu dem Hündchen auf den Boden hin, um sein komisches, rosiges Maul, das nicht aufhörte so unvorsichtig zu bellen, mit den Händchen zu bedecken, wobei es sich bemühte, in lächerlicher Verwirrung das Tierchen unter seinem Kittel zu verbergen, was aber nicht so leicht war. Seine Gegenwart sollte beseitigt, verheimlicht, das schwere Vergehen überhaupt irgendwie gutgemacht werden. Aber der Hund begriff die Absicht des Kindes nicht, keifte trotz der seinen Mund zudrückenden Hand weiter und suchte sich mit aller Macht unter dem Kittel vorzudrängen

damit sein unerlaubtes Hiersein noch auffälliger zur Geltung käme, ohne abgeleugnet werden zu können. Dummes Tier!

Indem also das Kind vergeblich darnach rang, zu verbergen, was sich nicht verbergen liess, hing es mit seinen Augensternen angstvoll an dem Herrn. Schliesslich liess es von allem ab, da es umsonst war, faltete flehend seine abgezehrten Händchen als Bitte um Entschuldigung und Erbarmen. „Gnä - di - ger Herr, gnä - di - ger Herr,“ stammelte es dabei schluchzend. Mehr zu tun, war es in seiner Verzweiflung nicht mehr imstande.

Und noch nie ward des Mannes Mitgefühl von so viel Qual und Elend, von so viel Rat- und Hilflosigkeit bewegt; und noch nie hatte er sich in einer Lage befunden, die so unsägliche Pein in seiner von Leid erfüllten Seele hervorgerufen hätte, wie diesmal ... Ein unwiderstehlicher Drang, dieser Hilflosigkeit beizustehen, die sich flehend vor ihm zu Boden geworfen, hatte sein Herz wie im Sturme eingenommen. Sein ganzes eigenstes Wesen kam dem Wesen des Kindes entgegen, wie um mit ihm Eins zu werden. Leidenschaftlich beugte er sich zu ihm herab, hob es auf und drückte es mit der Innigkeit, die von Herz zu Herz geht, an seine Brust. Mit unsagbarer Bewegtheit vollzog sich diese intime Berührung. Und das Kind schmiegte sich ergeben an ihn ohne jede Klage und Angst. So sicher geborgen fühlte es sich wie in der süssesten, segenvollsten mütterlichen Umarmung. Es war vielleicht die erste Umarmung, die ihm zuteil ward. Dann begann er es zu küssen, leise, hocherregt, so dass ein innerer Tränenstrom sein Herz zu ersticken drohte ...

Erstaunt, in scheuer Dankbarkeit, ohne dies Benehmen zu begreifen, welches statt des Scheltens und Strafens sich einstellte, blickte die Schar der übrigen verstossenen und verurteilten Kinder zu ihm auf. Auch der kleine Hund zu seinen Füssen lies das Bellen und drückte sich in seliger Vertraulichkeit an ihn, als wollte auch dieses dumme Geschöpf an der Verbrüderung teilnehmen. Ja, eine Verbrüderung fand hier statt, eine Befreiung und Läuterung des Menschentums.

Und allen den hier zurückbleibenden Leidensgenossen der verkümmernden Kindheit streichelte er der Reihe nach die Häupter, bevor er dem Ziele seines Herzens folgte, und sie liessen es willig geschehen. Kein einziges überging er, einem jeden strich er über die von giftigem, weissem Staube bedeckten Haare, als segnete

und heiligte er sie dadurch und verspräche ihnen beseligende Erlösung.

„Sind wir doch alle Brüder," flüsterte er, seine Gedanken zusammennehmend. Das Hündchen aber drängte sich immer vertraulicher und geschäftiger an ihn, bis es sich schliesslich auf den breiten Rücken warf und mit den Füssen in der Luft strampelte, als forderte es ihn auf, er möge ihm wenigstens auf den Bauch klopfen, was es gewiss recht gerne hatte, und liess sich nicht abweisen, als wollte es seinen Anteil haben an diesen Regungen der Menschlichkeit, auf die es, und das wohl mit Recht, auch Anspruch erhob. Und als er sich schon zum Weggehen wandte, erzwang es sich seine Aufmerksamkeit, indem es mit den Vorderpfötchen an seinen Beinen emporkrabbelte. So neigte er sich denn auch zu dem Hündchen herab, streichelte es und spielte eine Weile mit ihm wie ein Kind. Dann richtete er sich aber auf, um von dannen, zu ihr zu gehen. In seinen Augen brannte die Lohe seiner Wünsche, die noch vor Sonnenaufgang in Erfüllung gehen sollten . . .

— — — — — . — — — — — — — —

Ich kenne aber einen anderen Ort, weit entfernt von diesen Stellen hier, bei uns im Gebirge, einen Ort inmitten von smaragdgrünen Wiesen, im Schatten von Wäldern, die nie aufhören zu rauschen. Diese Erde ist noch nicht von der Berührung des Mammons befleckt. Heilig ist diese Erde, welche mit Segen und Glück diejenigen ernährt, welche sich ihr anvertrauen. Wir beide werden uns ihr anvertrauen, werden von hier weggehen. Dort gibt es ein Plätzchen für uns, dem kein zweites gleichkommt auf der ganzen Welt, es ist mein Heimatsort! Es birgt sich unter dem Gewölbe von Linden, die zur Blütezeit die Seele mit Träumen von ewiger Wonne erfüllen. Ja, die ewige Wonne der Liebe wird dort mit uns verweilen. Ein Gärtchen haben wir da — ach, wie viel Blumen blühen in seinen Beeten, wie viel Stabwurz und Reseda. Und Obstgärten, wo die Apfelbäume so berückend blühen und der Spottvogel dieser Blütenpracht trunken entgegenjauchzt. Und Felder haben wir, auf denen Flachs mit himmelblauen Blüten und das Korn gedeiht, dies gesegnete, süsseste Brot der Menschheit, auf Feldern, die so gütig wie eine Mutter sind und dankbar, wenn ihnen die helfende Hand gereicht wird. Und unsere Hände werden stets hilfsbereit sein, gekräftigt von unserer Liebe, die Heil und

Segen über alles verbreiten wird, was immer sie berührt. Zu Hause wird die Liebe stets mit offenen Armen unser harren und auf den Feldern unser Teil an der Arbeit haben, welche uns stärken und reinigen, welche so viel von Genugtuung, Trost und Frieden mit sich bringen wird. Wiesen haben wir dort, deren Gras voll von würzigen Blumen ist und wo Parnassien blühen, diese Ebenbilder deines Liebreizes. An den Ufern der Quellen, unterhalb der Lehnen, blüht im Frühjahre Vergissmeinnicht und in den Silberquellen dieser lebendigen Gewässer, die das Blut der Erde bedeuten, spiegelt sich der Zauber des reizvollen Blau dieser Blümchen, mit denen nur deine Augen wetteifern können. An diesen Quellen werden wir schöne Stunden verbringen, sitzend und lauschend, wie die Vögel ober unseren Häuptern singen. Und wenn die Lerche im höchsten Jubel schmettern, das Herz der Erde uns aus den murmelnden Quellen entgegenpochen, das Vergissmeinnicht traumverloren zu uns aufblicken wird, dann schliesse ich dich immer wieder in meine Arme und drücke dich an mein Herz . . . Und eine Menge von Bienen haben wir dort, in deren Gesumme sich die harmonischen Akkorde des Sommers mit dem Symbol der Arbeit vereinigen; sie werden uns Honig spenden, süsser als alles, nur nicht süsser als unsere Liebe, und den Weg zeigen zu unermüdlichem Fleiss. Und Ernährerinnen haben wir, sanft blickende Kühe, Rotschecken, die uns und unseren Kindern nahrhafte Milch geben werden und die auf der Weide, mit Glocken am Halse, sowie sie uns erblicken, zu uns gelaufen kommen, um uns zutunlich zu schmeicheln, denn das Tier ist der treueste Freund dessen, der es versteht. Alles, alles werden wir dort haben, alles das wird unser sein in Glück und Segen. Und wenn wir uns in unserem Forste niederlassen, werden die seit langen Zeiten dastehenden, einmütig rauschenden Tannen in ihrer Würde auf uns herabblicken, und sie, die Menschengeschlechter überdauern, werden für uns das Mass zur Bestimmung der Lebensdauer sein, unser selbst und unserer Nachkommen, mein süsses Täubchen. Und am Waldesrande, auf dem wohlriechenden, sonnenbeglänzten Waldschlag, wiegen sich grosse, geheimnisvolle Blüten, wie sie nur im Schatten unserer Berge wachsen, Weihrauchgefässen gleich, denen berauschender Duft entströmt zu Ehren Gottes und zu Ehren unserer Liebe. An diesen Orten werden wir oft verweilen; wie in mystischer Weltentrücktheit werden da wunderbare Hymnen unseren Seelen die Geheimnisse der Ewigkeit verkünden. Manchmal werden wir eine jener grossen Blüten

mit der Hand erfassen, um uns lange und tief in ihren Anblick zu versenken, in unserer Liebessehnsucht ihr Geheimnis erforschend und gemeinschaftlich ihren Duft einatmend. Die Lieder der Pieplerche, diese süssen Seufzer unserer Berge, gesellen sich dann zu unseren süssen Seufzern. Und wir verbleiben mit ihnen so lange, bis der Wald wie von goldenen Wolken erglüht und reiche Fluten von Abendröte auf unsere Häupter herabträufeln, bis sich die Sonne zu den Berggipfeln senkt und uns zur Heimkehr auffordert. Und von diesen schönen, reizvollen Plätzchen werden wir doch freudig nach Hause eilen. Denn wir kehren heim wie ein Schwalbenpaar, das zu seinem Neste fliegt und nie sein Ziel verfehlt. Und unser häuslicher Herd, hehr und segensvoll, an dem du herrschen wirst, wird uns traulich empfangen — auch die Schwalben, die glückbringend sich unter unserem Dache ihren Zufluchtsort gewählt haben, sind schon zurückgekehrt. Und so wie sie die ganze Nacht hindurch, im Halbschlummer ihrer süssbewegten Vogelherzen, nicht aufhören werden, geheimnisvoll zu zwitschern, so werden auch wir ohne Unterlass, selbst im Traume, das Lied unserer Liebe singen unter dem heimatlichen Dache, das schirmend seine Fittiche über uns spannt, um das Geheimnis unserer Liebe zu verdecken — oh, ohne Unterlass werden wir dann dieses Lied weitersingen, im Träumen und Wachen, unser ganzes Leben hindurch.

Übersetzt von Zd. H.

Der Sitz der künftigen mährischen Universität.

Die mehr als zwanzigjährige Diskussion über die zweite čechische Universität hat wenigstens den einen Erfolg aufzuweisen, dass prinzipiell ein Widerspruch gegen die Errichtung einer solchen Hochschule in Mähren nicht mehr laut wird, und dass der verhängnisvolle und unsere ganze wissenschaftliche Tätigkeit lahmlegende Streit sich nur noch um den Ort dreht, an dem die neue Universität errichtet werden soll. Vor einigen Monaten überreichte die berufenste Körperschaft, der akademische Senat der böhmischen Universität, dem Minister für Kultus und Unterricht eine Meinungsäusserung und wir halten es für die Pflicht der Čechischen Revue dieses Gutachten, wenn auch aus Mangel an Raum nur im Auszuge, wiederzugeben und so zu bekunden, dass es sachliche und nicht etwa politische Gründe sind, welche unsere Haltung in dieser Frage bestimmen.

Die wichtigsten Sätze des Memorandums des akademischen Senates lauten:

Eure Exzellenz! Das Problem der böhmischen Universität in Mähren, welches seit langen Jahren im Vordergrunde der Wünsche und Interessen des ganzen böhmischen Volkes steht, hat auch in der Gegenwart nichts an seiner Aktualität eingebüsst. Es muss im Gegenteil gesagt werden, dass seine befriedigende Lösung von Tag zu Tag dringender wird Gegenwärtig kann wohl der Freude darüber Ausdruck gegeben werden, dass die grundsätzlichen Anschauungen der massgebenden Kreise der Errichtung einer böhmischen Universität in Mähren günstig sind, und dass diejenigen Gründe, welche vom Standpunkte der Unterrichtsverwaltung sowie von anderen ausserhalb derselben liegenden Gesichtspunkten vorgebracht wurden, nunmehr für berechtigt angesehen werden. Es sind jedoch in dieser Hinsicht noch andere Fragen zu lösen, welche ihrer Natur nach zwar sekundär sind, ihrer Bedeutung

nach aber der prinzipiellen Frage der Errichtung der Universität überhaupt gleichstehen: es ist dies vor allem die Frage, an welchem Orte die Universität zu errichten, und die weitere Frage, in welcher Art und Weise bei der Errichtung vorzugehen sein wird. Diese Fragen bilden den Gegenstand einer eifrigen und unermüdlichen Diskussion. Doch kann man sich der Einsicht nicht verschliessen, dass die Debatte nicht immer in einer von gründlicher Sachkenntnis zeugenden Weise geführt wird, dass die vorgebrachten Ansichten nicht immer durch sachlich wesentliche Gründe gestützt werden und dass manchmal dasjenige Moment, welches die Hauptsache bei der Debatte bilden müsste, die Prosperität der zu gründenden Universität, die doch einen Brennpunkt des Kulturlebens der Nation bilden soll, nicht gehörig berücksichtigt wird.

Der akademische Senat der k. k. böhmischen Karl-Ferdinands-Universität in Prag als Organ der einzigen böhmischen Hochschule, welche zu ihren Mitgliedern Fachleute zählt, die über die nötigen Kenntnisse verfügen, erachtete es daher als sein gutes Recht, zugleich aber auch als eine dringende Pflicht, in diesen Fragen sein Urteil zu fällen und seinen Anschauungen darüber Ausdruck zu leihen, unter welchen Bedingungen die Prosperität einer böhmischen Universität in Mähren zu gewärtigen wäre.

In Erwägung aller dieser Umstände ersuchte nun das Rektorat in Befolgung eines Beschlusses des akademischen Senates vom 7. Juni 1905 die Professorenkollegien aller Fakultäten um Vorlage von gründlichen, motivierten Gutachten über die Frage, wo die böhmische Universität in Mähren errichtet werden sollte. Diese Gutachten wurden, nachdem sich die Professorenkollegien, wo es nötig erschien, in den Besitz von Erklärungen der einzelnen bei den Fakultäten fungierenden Anstalten gesetzt hatten, dem akademischen Senate vorgelegt und in der Sitzung desselben am 15. Dezember 1905 von den Dekanen der Fakultäten vorgetragen.

Auf Grund des Vorgebrachten fasste der akademische Senat einen einhelligen Beschluss des Inhaltes, dass seiner Ansicht nach eine böhmische Universität in Mähren nur dann segensreich wird wirken können und dass ihre Prosperität nur dann verbürgt erscheint, wenn zu ihrem Sitze die Hauptstadt der Markgrafschaft Mähren Brünn erwählt werden wird.

Der akademische Senat bittet Eure Exzellenz, diesen seinen Beschluss und die Gründe, welche in den angeschlossenen Gutachten der Professorenkollegien der Fakultäten enthalten sind, in

hochgeneigte Erwägung ziehen und bei der Entscheidung in dieser für das ganze böhmische Volk hochwichtigen kulturellen Angelegenheit die sachlichen Ausführungen der gegenwärtigen Eingabe gütigst berücksichtigen zu wollen.

GUTACHTEN DER PROFESSORENKOLLEGIEN:

Rechts- und staatswissenschaftliche Fakultät.*)

Das Professorenkollegium der böhmischen rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät hält dafür, dass zum Sitze der künftigen zweiten böhmischen Universität einzig und allein Brünn geeignet ist und zwar aus nachstehenden Gründen:

II.**) Brünn ist die Hauptstadt und zugleich die grösste Stadt in dem zweisprachigen Lande Mähren und zählt mit den Vororten zusammen 140.000 Einwohner, welche zur Hälfte böhmischer Nationalität sind. Administrativ und verkehrsgeographisch ist es der Mittelpunkt des Landes, es ist Sitz der höchsten staatlichen und autonomen Landesbehörden, Sitz zahlreicher Schulen aller Art, nämlich Mittel- und Fachschulen sowie technischer Hochschulen, öffentlicher Anstalten (Bibliothek des Franzensmuseums, Landesarchiv, Landtafel, Landeskulturrat), literarischer und wissenschaftlicher Vereine (Právnická Jednota, Společnost národohospodářská, Matice Moravská, wissenschaftliche Sektion der mähr. Museumsgesellschaft), woran sich auch die entsprechende Publikationstätigkeit in Fachschriften anschliesst. In Brünn sind sonach — auch mit Rücksicht auf die böhmische Universität — die Voraussetzungen des Kulturlebens in literarischer, künstlerischer und wissenschaftlicher, sowie überhaupt auch in gesellschaftlicher Beziehung vorhanden, der Boden für die gedeihliche Entwicklung einer modernen Universität in extensiver wie intensiver Beziehung auch in Zukunft gegeben, desgleichen der Boden für deren wohltätige Wirksamkeit in weiteren Schichten und Kreisen mit Hilfe von Kursen, der Extension und dergl. Heutzutage verlangt eine Universität überhaupt ein anderes geistiges Milieu als ehedem.

III. Noch andere, namentlich praktische Gründe machen den Professoren, Dozenten und Studierenden das Verweilen in einer grösseren Stadt wie Brünn begehrenswert.

---

*) Die theologische Fakultät hat kein spezielles Interesse daran, ob die Universität in Brünn oder Olmütz errichtet wird.

**) Unter I. werden die Gründe angeführt, die gegen die Errichtung einer isolierten Rechtsfakultät sprechen.

Vor allem ist eine gesunde Konkurrenz zwischen der böhmischen Universität in Prag und der zweiten Universität in Mähren vonnöten; würde eine kleinere Stadt zum Sitz der neuen Universität ausersehen, so wäre diese Konkurrenz schwächer infolge des beschränkten geistigen Milieus der Kleinstadt und der dann vermutlich auch im Vergleiche mit einer hauptstädtischen Anstalt dürftigeren Ausstattung mit Unterrichtsmitteln. Bereits von allem Anbeginn bei der Zusammenstellung des Lehrkörpers, welcher hauptsächlich von Prag herüberbezogen werden müsste, würde so mancher Anstand nehmen, in eine mährische Landstadt zu gehen; auch für die Zukunft wären dann die Verhältnisse zu ungleich, um die nötige Konkurrenz auf dem Fusse der Gleichheit überhaupt aufkommen zu lassen.

Eine ganz besondere Beeinträchtigung müsste die Institution der Privatdozenten erfahren, zumal letztere in überwiegender Zahl gezwungen sind, um der materiellen Existenz willen noch eine andere Beschäftigung als Erwerbsquelle zu pflegen. Und da böten die Behörden und Anstalten Brünns die entsprechenden Stützpunkte für den regelmässigen und nachhaltigen Nachwuchs akademischer Lehrkräfte.

Es ist ferner der gewichtige Umstand in Betracht zu ziehen, dass die notwendig geforderte Ergänzung der Prüfungkommissionen für die theoretischen Staatsprüfungen durch Prüfungskommissäre aus Praktikerkreisen die Unterbringung der neuen Universität gerade in Brünn, dem Mittelpunkte der staatlichen Ämter, gebieterisch verlangt. Von vornehmster Wichtigkeit ist die Beiziehung von Oberlandesgerichtsräten als Prüfungskommissären, um ihnen Gelegenheit zu bieten, den juristischen Nachwuchs und seine theoretische Vorbildung kennen zu lernen. Da aber eben auch die Professoren Mitglieder der Prüfungskommissionen sein sollen und müssen, wäre es untunlich, die Prüfungskommission und die Universität örtlich getrennt, letztere etwa in einer Landstadt, jene in Brünn sich vorzustellen.

Ebenso spricht die soziale Frage der Studentenschaft für Brünn, zumal ja ein mehr oder minder namhafter Teil der Studenten immer und überall mittellos ist und die Hauptstadt eher angemessene und an Zahl hinreichende Erwerbsmöglichkeiten, sowie eine genügende Anzahl von Wohnungen bietet. Das alles ist eben für die Hörer der stark frequentierten rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät von nicht geringer Tragweite. Übrigens

pflegt auch der wohlhabendere Student dem entwickelteren Kulturleben in der grösseren Stadt den Vorzug zu geben, und es könnte somit auch in dieser Beziehung die neue Universität mit derjenigen von Prag nicht konkurrieren.

Schliesslich hätten ja auch die Landesbehörden und das gesamte Kulturleben des Landes den höchsten Nutzen von der Unterbringung der böhmischen Universität in der Hauptstadt. Der einheimische Nachwuchs der Beamtenschaft wird hinlänglich gesichert sein, wenn sich die Kompetenten während ihrer Studien mit der Landeshauptstadt vertraut machen und in derselben den Boden ihrer Existenz suchen werden. Desgleichen ist es erforderlich, dass das geistige Milieu der Hauptstadt den Nachwuchs der selbständigen Intelligenz, der Advokaten, Ärzte und dgl. anziehe. Damit endlich die weitesten Kreise der Wohltaten wirklicher Kultur teilhaftig werden, bietet die Populosität Brünns und dessen Industrie- und Handelsleben den geeignetsten Boden für die Veranstaltung besonderer Kurse und die Entfaltung der Universitäts-Extension.

Medizinische Fakultät.

Das Gutachten begründet ausführlich die Notwendigkeit einer zweiten Universität und fährt dann fort:

Was den Sitz der böhmischen Universität in Mähren betrifft, so kann es unbestritten einzig und allein Brünn sein.

Abgesehen von den sozialen Verhältnissen und den allgemeinen Bildungsmitteln, welche in anderen mährischen Städten kaum zu finden wären, ist Brünn auch in anderer Hinsicht der passendste Ort insbesondere für die medizinische Fakultät, und zwar aus folgenden Gründen:

Der wichtigste Umstand ist der, dass Brünn ein grosses Krankenhaus mit 843 Betten besitzt. Wenn in Brünn gleichzeitig eine deutsche Universität gegründet und im Krankenhause zwei Kliniken eingerichtet werden sollten, so würde den böhmischen Kliniken doch eine grössere Krankenzahl zufallen, als wenn die böhmische Universität in Olmütz, wo ein Krankenhaus bloss für 274 Kranke existiert, errichtet würde. Überdies hat Brünn in der Nachbarschaft eine Irrenanstalt und es könnte daher eine psychiatrische Klinik dort eher errichtet werden als in Olmütz.

Gebärhäuser sind in Brünn und Olmütz, aber das Brünner Gebärhaus weist bei weitem mehr Geburten auf. Schliesslich ist auch der Umstand von Wichtigkeit, dass Brünn nach allen Rich-

tungen eine günstigere Eisenbahnverbindung hat als Olmütz, so dass der Transport der Kranken auf die Kliniken da leichter wäre.

Freilich wäre es unumgänglich notwendig, für die Kliniken und Institute allen Anforderungen entsprechende Bauten auszuführen.

Philosophische Fakultät.

Soll eine moderne Universität die ihr zukommenden komplizierten Aufgaben vollauf erfüllen, so muss dieselbe an geeigneter Stätte errichtet sein. Der Sitz einer Universität kann in sehr wesentlicher Weise dazu beitragen: 1. dass die Universität der Bevölkerung, 2. dass sie sich selbst Genüge leiste.

In beiderlei Hinsicht erweist sich in Mähren Brünn als der zweckmässigste Ort zur Errichtung der zweiten böhmischen Universität.

Ad 1. Vor allem fällt natürlich der Umstand schwer ins Gewicht, dass Brünn die Hauptstadt eines in weit überwiegender Zahl böhmischen Landes ist und dass es selbst seit geraumer Zeit den Charakter einer national stark gemischten Stadt trägt.

Neben dieser Bedeutung Brünns als Haupt- und gemischtsprachiger Stadt ist ferner zu erwägen, dass Brünn den einzigen mesometrischen, durch natürliche Lage und geschichtliche Entwicklung bedingten Mittelpunkt des ganzen Landes bildet und dass es inmitten einer völlig böhmischen und in ganz Mähren am zahlreichsten bevölkerten Gegend liegt. Es ist von Belang, dass der Brünner Polizeirayon, wenn er einheitlich wäre, wenigstens 160.000 Einwohner zählen und an die mit alleiniger Ausnahme des Ostrauer Gebietes am dichtesten besetzten Bevölkerungszonen Mährens angrenzen würde.

Damit hängt zusammen, dass Brünn ein grosses Mittelschulzentrum bildet, und zwar von Schulen mit einem riesigen Prozentsatz an Schülern aus Brünn und dessen nächster Umgebung. Es ist dies ein für die zukünftigen Universitätshörer sehr wichtiger Faktor. Brünn zusammen mit den Orten der nahen Umgebung hat mehr Höher als andere Gebiete sogar mit fünffachem Flächenausmass.

Wird demnach Brünn und seine volkreiche Umgegend der geplanten Universität eine bedeutende Hörerzahl zuströmen lassen, so gibt es andererseits noch den in wirtschaftlicher und sozialer Beziehung betrachtenswerten Umstand, dass einer grossen Anzahl

dieser Hörer, meistens nämlich Söhnen böhmischer Kleinbürger, während ihrer Studien am ehesten gerade in Brünn der notwendige Lebensunterhalt und günstige Wohnungsverhältnisse (durch Privatstunden, Wohnungen bei Eltern und zahlreichen Verwandten, durch unzählige Wechselbeziehungen zwischen den in einem grossen Zentrum gruppierten Wohnstätten und ihrer nahen Umgebung) zuteil werden könnten.

Was sodann die Brünner deutschen Schulen betrifft, so darf man jetzt und speziell in Brünn sich der Erwartung hingeben, dass die Eltern deutscher Schüler trachten werden, ihre Söhne mit der böhmischen Sprache hinlänglich vertraut zu machen, und dass sie sich nach befähigten Lehrern dieser Sprache umsehen werden.

Auch die studentischen Unterstützungsvereine werden in der Hauptstadt auf die verschiedenste Art und Weise reicher fliessende Einnahmsquellen finden, als dies in einer kleinen Provinzstadt möglich wäre.

Ad 2. Vom Standpunkte der Universität selbst (nämlich dass dieselbe sich selbst Genüge leiste) besteht freilich kein prinzipieller Zweifel, dass Universitäten auch in kleineren Städten mit Erfolg wirken können, jedoch nur dort, wo eine bestimmte Tradition des studentischen Lebens historisch gegeben ist, und die betreffenden Universitäten einen ganz eigenartigen Charakter haben. Von einem Aufblühen der Universität in einer kleineren Landstadt kann man heute selbst im Auslande zumeist nur dann sprechen, wenn solche Universitäten in vergangenen Jahrhunderten aus besonderen Verhältnissen erwachsen sind (wurden sie doch grossenteils von Herrschern zu einer Zeit gestiftet, da die Universitäten selbst noch keine internationale, sondern bloss territoriale Bedeutung hatten), zu einer Zeit, als die jetzigen Unterschiede zwischen Klein- und Grossstädten nicht bestanden, als auch in der Studentenschaft sich besondere Traditionen und Gebräuche herausgebildet hatten, die es bei der böhmischen Studentenschaft überhaupt nicht gibt. Auch im Auslande wurden Universitäten jüngeren Datums meistenteils nur in Grossstädten (München, Berlin, Strassburg) gegründet.

Besonders aber in der neuesten Zeit, da die Entwicklung der Natur- und Geisteswissenschaften einen so erfreulichen Aufschwung genommen, da zwischen den einzelnen Fakultäten sich mannigfaltige organische Berührungen ergeben haben, da die Universität selbst in eine engere Verbindung mit dem gesamten öffentlichen Leben

tritt, erscheint es um so wünschenswerter, dass die hervorragenderen Universitäten in grossen Städten untergebracht werden. Und eben da tritt als ausschlaggebendes Moment hinzu, dass die böhmische Universität in Mähren erst die zweite Universität des böhmischen Volkes sein wird, weswegen sie auch nach jeder Richtung hin vollkommen ausgestattet und sichergestellt sein soll. Aus den bereits angeführten Gründen darf man aber auch die einzelnen Fakultäten nicht von einander trennen und sie etwa in verschiedenen Städten gesondert unterbringen.

Das Gutachten legt die zentrale Bedeutung der philosophischen Fakultät dar und fährt fort:

So macht denn die hervorragende Bedeutung der philosophischen Fakultät zugleich die dringende Forderung notwendig, dass die Errichtung dieser Fakultät bei der Gründung der zweiten böhmischen Universität keinen Verzug erleiden dürfe.

Neben diesem grundlegenden Momente jedoch, wobei auf die führende Stellung der philosophischen Fakultät im ganzen Hochschulstudium Wert gelegt wurde, erübrigt es wieder auf die soziale Seite hinzuweisen: in Brünn als einer Grossstadt ist in grösserem Masse als anderswo die Möglichkeit gegeben, dass die künftigen Dozenten hier Beschäftigung und Lebensunterhalt finden (bei den Brünner Staats- und Landeszentralbehörden, im Landeskrankenhaus, an Mittelschulen), während in anderen Landesteilen Angebot und Auswahl der Kräfte wesentlich beschränkt blieben und die Heranbildung des Nachwuchses für das Professorenkollegium sicher erschwert wäre.

Aus demselben Grunde wäre auch den Lehrern der übrigen in Brünn bestehenden Schulen die beste Gelegenheit geboten, ihre Bildung zu vervollkommnen und aus Vorträgen und Instituts- wie Seminarübungen der Universität für sich und ihre Anstalt einen leicht zugänglichen Gewinn zu ziehen.

Die Staats- und Landesbehörden haben gleichfalls oft das Bedürfnis, Fachleute von der Universität um Rat anzugehen und fachmännische Gutachten sich von ihnen zu erbitten.

Das Studium selbst wäre gerade in Brünn für Professoren und Studenten in erheblichem Masse erleichtert. Die Brünner Bibliotheken und zwar die wissenschaftlichen Bibliotheken der deutschen und böhmischen Technik, dann die Landesbibliothek (für welche soeben ein neues Gebäude errichtet wird) reichen allerdings für die künftige Universität bei weitem nicht aus, trotz-

dem weisen sie heute als Ganzes genommen den reichsten Bücherstand in Mähren auf und können systematisch ergänzt und vervollkommnet werden. Die Olmützer Studienbibliothek besitzt wertvolle ältere Sachen (und die liessen sich leicht nach Brünn übertragen), ist dagegen nicht hinreichend dotiert und systematisch ergänzt — und so ist dieselbe für neuere Arbeiten und die Bedürfnisse wissenschaftlichen Fachstudiums überhaupt ungenügend und hat bei weitem nicht den grossen Wert, der ihr gewöhnlich zugeschrieben wird. Daher erweist sich Brünn auch für die Einrichtung einer Universitätsbibliothek, die doch allen Studienfächern gleich unentbehrlich ist, als der geeignetste Ort. Nur eine in der Grossstadt unterbrachte Universität kann die dort bestehenden Museen, Sammlungen, Bildergalerien, Ausstellungen, wissenschaftlichen Vereine u. dgl. zweckgemäss ausnützen und fördern.

Dieselben Gründe befürworten die Forderung, dass die technische Hochschule und die Universität sich in einer und derselben Stadt befinden sollen, damit die Studierenden der Technik (namentlich die Professurskandidaten) auch die Universitätsvorträge besuchen und an den Seminar- und Institutsübungen Anteil nehmen können — gerade so wie es umgekehrt zahlreichen Universitätshörern nur zu Nutz und Frommen gereichen wird, wenn sie die Vorträge und Übungen an der technischen Hochschule werden besuchen können.

Vom Standpunkte der einzelnen Institute einer modernen philosophischen Fakultät ist eine ganze Reihe Momente ein sprechender Beweis dafür, dass der passende Ort für die Errichtung der zweiten böhmischen Universität einzig die Landeshauptstadt Brünn sein kann:

Ein modernes physikalisches Institut kann nur in einer Stadt wirklich gedeihen, wo es grössere mechanische Werkstätten, Metallgiessereien u. ä. gibt, und diesen Anforderungen entspricht in Mähren am besten eben Brünn.

Das chemische Institut wird am zweckmässigsten vor der Stadt oder nahe der Peripherie derselben in einem isolierten, niedrigen jedoch geräumigen Hause untergebracht. Die in nächster Nähe befindliche Stadt muss Grosshändlereien mit Droguen behufs des Ankaufs von Materialien besitzen. In einem chemischen Institute, das in der Grossstadt als dem Zentrum der Eisenbahnlinien errichtet ist, sucht und findet überdies die chemische Industrie des ganzen Landes viel leichter den nötigen Rat und Beistand.

Das Arbeits- und Demonstrationsmaterial für das mineralogische Institut liefern die mineralogischen Sammlungen, und wenn auch die Unterrichtsverwaltung zur Anlage besagter Sammlungen eine beträchtliche Dotation gewähren wollte, so wird es dennoch nicht möglich sein, für den Lehrstuhl der Mineralogie eine solche Sammlung zu schaffen, welche genug Material zur Vergleichung darböte, und zwar schon deshalb nicht, weil man viele der älteren Funde heutzutage um keinen Preis mehr bekommen kann. Das mineralogische Institut ist also, besonders wo es sich um älteres Vergleichsmaterial handelt, auf andere Sammlungen angewiesen. Sammlungen dieser Art gibt es in Mähren bloss in Brünn: es ist dies das Franzens-Landesmuseum und die Sammlungen beider technischen Hochschulen.

Für das geologische und palaeontologische Institut erscheint des weiteren Brünn schon deswegen als günstiger Ort, da in dieser Hinsicht die nächste Umgebung Brünns sehr bedeutsam ist, wie man denn auch aus dem mährischen Karst eine reichhaltige Sammlung der wichtigsten Erscheinungen zuwege bringen kann. — —

Die Physik, Chemie, Botanik und allgemeine Biologie stehen alle in organischen Beziehungen zur medizinischen Fakultät. Diese ist unter den gegebenen Verhältnissen Mährens bloss in Brünn denkbar. — — — —

Für das Studium der Geschichte und ihrer Hilfswissenschaften hat zwar die Olmützer Studienbibliothek einen grossen Wert, da sie eine Menge alter Handschriften birgt. Allein mit Rücksicht auf die übrigen zu Gunsten Brünns sprechenden Gründe erscheint es wünschenswert, die Olmützer Bibliothek nach Brünn zu übertragen.

Für alle Kandidaten des Lehramtes an Mittelschulen empfiehlt sich aus praktischen Gründen, damit nämlich dieselben während ihrer Studien und besonders während des Probejahres, event. des erweiterten Probejahres sich gehörig in den didaktischen Methoden ausbilden können, am allerbesten Brünn mit der Menge seiner mannigfachen Mittel- und Fachschulen.

Für das Studium moderner lebender Sprachen (des Deutschen und Französischen) gewährt Brünn gleichfalls erhebliche Vorteile. Bei der Pflege der deutschen und romanischen Philologie hat man an unseren Fakultäten natürlich in erster Reihe die künftigen Lehrer des Französischen und Deutschen an Mittelschulen

im Auge. Bei der analytisch-direkten Methode (nämlich durch Zergliederung und Nachbildung), wie sie an Mittelschulen jetzt geübt wird, ist es äusserst wichtig, dass man den Hörern, die sich diesem Gegenstande zu widmen gedenken, die grösstmögliche Gelegenheit gibt, sich die deutsche und französische Sprache wirklich auch praktisch anzueignen. Selbst wissenschaftlich wäre es von hoher Bedeutung, wenn besonders die Hörer der böhmischen Universität an einigen Vorträgen, Übungen und praktischen Sprachkursen der beiden technischen in Brünn bereits bestehenden Hochschulen teilnehmen könnten. Ausserdem werden ihnen in Brünn eher verschiedene Schulen zur Erlernung moderner Sprachen, wie die Berlitz-School, Ecole moderne u. ä. zugänglich sein, nicht zu gedenken der zahlreichen Privatlehrer, die in einer Grossstadt sich viel eher niederlassen als in kleineren Provinzstädten.

Für alle Wissensgebiete, die an der philosophischen Fakultät gepflegt werden, bleibt aber von entscheidender Wichtigkeit und Tragweite die Erfahrung, dass eine erfolgreiche wissenschaftliche Tätigkeit in den besagten Fächern niemals in einer Stadt gedeihen kann, welche keine Bibliothek besitzt, die über einen genügenden Vorrat von spezialwissenschaftlichen Publikationen, zumal aus der neueren und neuesten Zeit verfügte. Es wird ohnehin langjähriger und ausdauernder Bemühungen und eines grossen Aufwandes bedürfen, um in Mähren eine allen modernen wissenschaftlichen Bedürfnissen entsprechende Bibliothek einzurichten, und diese kann aus den schon oben vorgebrachten Gründen in zweckgemässer Weise ausschliesslich nur in Brünn ins Leben gerufen werden

Für ebenso wichtig wie der Gründungsort, muss nebst alledem auch die Erfüllung der gerechten Forderung erklärt werden, dass die neue Universität sogleich und ausreichend mit Lehrmitteln versehen werde, um eine Wiederholung dessen zu vermeiden, was bei der Teilung der alten Universität in Prag sich mit der unsrigen zugetragen hat; denn diese besitzt nicht einmal heute, fast nach einem Vierteljahrhundert, so viel, als sie gleich von allem Anfang hätte erhalten sollen.

Aus allen dargelegten Gründen geht die einmütige Überzeugung des Professorenkollegiums der böhmischen philosophischen Fakultät hervor, dass die böhmische Universität in Mähren, wenn überhaupt der Hoffnung Raum gegeben werden soll, dass sie gemäss den Anforderungen des heutigen Standes der Wissenschaft

und gemäss der Bedeutung, die einer Hochschule unleugbar zukommt, sich entwickeln und gedeihen werde, am zweckentsprechendsten nur in der Hauptstadt Mährens, in Brünn, errichtet werden kann.

Prag, am 19. Dezember 1905.

Der akademische Senat

der k. k. böhm. Karl-Ferdinands-Universität in Prag.

Gedanken über die Antike.

Von Dr. Emanuel Peroutka.

Um die Bedeutung der Antike für unsere Zeit wird ein ziemlich erbitterter Kampf geführt, dessen Widerhall man auch bei uns spürt. Für den Fernestehenden könnte es den Anschein haben, als ob die Gegner der Antike schliesslich doch siegen sollten. Als Einleitung zu den nachfolgenden Zeilen erlaube ich mir einen raschen Überblick über die Haltung zu geben, welche unsere periodischen Zeitschriften zu der in Rede stehenden Frage einnehmen. Denn die Tagespresse bringt Artikel für und gegen die Antike wie überall. Unsere einzige fachwissenschaftliche Zeitschrift für das klassische Altertum, die »Listy filologické«, hält selbstverständlich sowohl unter der früheren ausgezeichneten Leitung Prof. Králs als auch unter der vielverheissenden jetzigen Redaktion (Prof. Groh) das Banner der Antike hoch. Die zweite von Prof. Kvíčala im J. 1894 gegründete philologische Revue (das České museum filologické), welche bis zum Vorjahre ihr Leben fristete und an mancherlei moralischem sowie finanziellem Unvermögen ihr Ende fand, gehörte freilich auch zur Partei der Verteidiger. Die fachwissenschaftlichen Zeitschriften, wie z. B. der treffliche Český časopis historický und einige Revuen, z. B. Naše Doba, Rozhledy, verhalten sich zu beiden Strömungen gleich objektiv, offenbar weil sie es bis heute nicht für aktuell hielten, ihren Standpunkt zu präcisieren. Andere jedoch haben bereits ihrer Stellungnahme Ausdruck gegeben. Die verdienstliche, von den Professoren Čáda, Drtina, Krejčí redigierte philosophische Revue Česká mysl steht der Antike ziemlich ablehnend gegenüber. Zusammenhängend hat sie wohl die Frage nicht behandelt, aber Professor Krejčí verzeichnet fleissig und ausschliesslich diejenigen Stimmen, welche im In- und Ausland gegen die Antike laut werden, und hat sich auch des öfteren gegen das humanistische Gymnasium ausgesprochen. Und die beiden

Mitredakteure stehen ja an der Spitze der Schulreform. Nach meinem Dafürhalten wäre Česká mysl vorzüglich dazu geeignet und vor allen dazu berufen, sich mit der ganzen Frage gründlich auseinanderzusetzen. Denn die Bedeutung der Antike für uns ist ja eine philosophische Frage par excellence.

Die von dem Künstlerverein Manes herausgegebene und von F. X. Šalda wahrhaft vornehm redigierte Monatschrift »Volné Směry« glaube ich zu den überzeugten Anhängern der Antike zählen zu dürfen. Denn nicht nur brachte sie Übersetzungen von Oskar Wildes und Whistlers Ansichten über die Antike, auch der Redakteur selbst verrät in seinen wertvollen Essais oft sein inniges Verhältnis zu ihr. Vor einigen Jahren hat sich der als philosophischer Schriftsteller sehr geschätzte Prof. Dr. Oldřich Kramář über die Mängel der Mittelschule ausführlich ausgesprochen. Seine Ausführungen enthielten manche treffende Beobachtung und manchen gesunden Vorschlag und wurden namentlich von unseren Hochschülern beifällig aufgenommen. Die Einwände jedoch, welche Kramář gegen die Antike erhoben hatte, waren von der gewöhnlichsten Art und sogar banal (von der Unsittlichkeit der Antike!)

Vor kurzer Zeit hat der Dichter Machar in einer Reihe von Sonntagsfeuilletons (Čas 1906 vom 29. April an) in seiner geistreichen, offenen und klaren Weise über die Antike vortrefflich gehandelt. Er gehört bei uns zu den wenigen, die die Antike wirklich studiert haben und sie lieben. Denn er scheute die Mühe nicht die Alten wirklich zu lesen und nota bene so zu lesen, wie es sich gehört: um des Gedankengehaltes willen. Ich halte Machars Wertung der Antike für vollkommen richtig und stimme mit seiner Grundanschauung vollkommen überein. Zu dem Resultat, wie er, muss jeder kommen, der das Altertum kennt, gegen das, was um ihn her geschieht, nicht blind und dabei ehrlich ist. Machar glaubt an die Renaissance der Antike und ihre nie versiegende Lebenskraft. Die Diskussion, die sich daran anknüpfte, beschränkte sich auf die Verteidigung des Christentums als historischer Notwendigkeit und brachte nichts Neues, weil die Beteiligten sich, was die Kenntnis der Antike betrifft, mit Machar nicht messen konnten und darum auch das ganze Problem nicht richtig anzufassen verstanden. Vollends die Bemerkung, mit der der sonst sympathische und ernste »Přehled« Machar abfertigen zu müssen glaubte, muss als reiner Leichtsinn bezeichnet werden. Auch demjenigen, der nichts anderes von Machar gelesen hätte, muss sogleich klar werden, dass es dem Ver-

fasser mit dem, was er schreibt, bitterer Ernst ist, dass da eine geplagte Seele nach besserer Erkenntnis, nach besserer Gestaltung des Menschenlebens ringt. Darf da ein Organ von der Reputation eines Přehled auf Bestrebungen, deren immer nur die reinsten und tiefsten Gemüter fähig sein werden, in einer Art reagieren, die eine ganz oberflächliche Kenntnis der Antike an der Stirn trägt?

*

Wenn man den Gründen nachgeht, in denen die heutige Gräkophobie wurzelt, wird man leicht als erste Ursache den überwältigenden Eindruck bezeichnen können, den der grossartige Aufschwung namentlich der Naturwissenschaften und die verblüffenden Erfolge der Technik auf den Beobachter machen. Darf man angesichts solcher Wunder, von denen es dem Altertum nie träumte, so sagen die Gegner, die kostbarsten Jahre unserer Jungen dazu missbrauchen, ihren Kopf mit praktisch unbrauchbarem Wissen zu überladen und ihren Körper dabei in den Gymnasialbänken verkümmern zu lassen, anstatt sie gründlich mit allem bekannt zu machen, was die Gegenwart hervorgebracht hat und wovon sie bewegt wird, um sie möglichst bald zu rüstigen Fortsetzern und Mitstreitern des grossartigen Wettkampfes zu erziehen, den die Völker auf dem wirtschaftlichen Gebiet zu bestehen haben? Und wenn sich diesen höchst bedenklichen Luxus grosse Nationen noch eher erlauben dürfen, bedeutet es für die kleinen, wie zum Beispiel für uns, nicht geradezu einen nationalen Selbstmord, wenn Jahr aus Jahr ein dem Nationalkörper so viel Lebenskraft fruchtlos verloren geht? Ist es ausserdem nicht ein Beweis von wirtschaftlicher Rückständigkeit, wenn zum Beispiel namentlich die Čechen und Ruthenen nach der Gymnasialbildung wie besessen sind? Würde man ihnen nicht einen wahren Freundschaftsdienst erweisen, wenn man ihnen den Zutritt zu der Gymnasialbildung ein wenig versperren würde?*)

Der seit den neunziger Jahren um die Reform der Mittelschule oder — was das gleiche besagen will — gegen das humanistische Gymnasium geführte Kampf, der, wie eben erwähnt, direkt durch den Aufschwung der Wissenschaften in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhundertes veranlasst wurde, ist noch nicht beendet;

*) Siehe die Ausführungen Prof. Ehrlichs aus Czernowitz im Prager Tagblatt vom 17. August 1906: Die Überfüllung der gelehrten Berufe.

aber er hat doch schon praktische Erfolge zu verzeichnen: man hat in Deutschland den Realschulabiturienten den Zutritt zum Universitätsstudium ermöglicht und sich zur Gründug von Reformgymnasien verstanden. Bei uns sind die Dinge nicht so weit gediehen, aber auch wir sind nicht mehr weit davon entfernt mit praktischen Reformversuchen zu beginnen.

Man hat wohl noch in guter Erinnerung, was für einen Erfolg die französische (Revue bleue), die deutsche und die österreichische (Die Wage) Abstimmung über diesen Gegenstand hatte. Die Zahl der Verteidiger wie der Gegner der »humanistischen« Bildung war auf beiden Seiten fast gleich. Man gab allgemein das Bedürfnis einer Reform der Mittelschule zu, nur darüber konnte man nicht einig werden, wie die Reform vorzunehmen sei. Wenn man freilich den altsprachlichen Unterricht als den eigentlichen Krebsschaden ansieht, so ist natürlich das Experiment mit der lateinlosen Schule der einzig vernünftige Ausweg. Nach zwei oder drei Generationen wird man dann besser Bescheid wissen, ob das humanistische Gymnasium als ein längst zur Bedeutungslosigkeit herabgesunkenes Überlebsel oder gar als ein schädliches Hemmnis der Entwickelung anzusehen war. —

Mich haben weder die für die Abschaffung des altsprachlichen Unterrichtes vorgebrachten Gründe noch die versuchten Reformvorschläge davon überzeugen können, dass die geplante Reformmittelschule eine den Zeitbedürfnissen vollkommen angepasste ideale Zukunftschule sein wird. Mir scheinen diejenigen, welche für die Beibehaltung des Lateinischen und Griechischen eintreten, auch jetzt den Zeitgeist richtiger zu verstehen und besser der Zukunft vorzuarbeiten. — Ich wiederhole: man muss das Mittelschulwesen reformieren; aber mit dem Hinauswerfen des Lateinunterrichtes ist die Sache gewiss nicht getan.

Unter den zahlreichen Reformvorschlägen scheinen mir diejenigen dem, was wirklich nottut, am nächsten zu kommen, welche eine radikale Einschränkung des Lehrstoffes am Gymnasium für notwendig halten. Aber sie bleiben meist auf halbem Wege stehen. Mit der Verringerung des Quantums ist uns nicht gedient, wenn nicht zugleich eine gründliche i n n e r e Umwandlung der Mittelschule stattfindet.

Das obligate Turnen in der Mittelschule, die Spiele im Freien, die Ausflüge, die Pflege der Touristik und auch anderen Sports, der teils direkt empfohlen oder doch geduldet wird, das Rufen

nach Schulärzten, nach Unterricht unter freiem Himmel, die Einführung von Handarbeiten in den Volks- und Bürgerschulen, die Versuche mit der »künstlerischen Erziehung«, — das scheinen mir lauter Anzeichen zu sein, dass ein anderes Bildungsideal leibhaftig zu werden anfängt. Man empfindet es immer mehr, dass der übertriebene, einseitige Kult des Intellekts nicht das höchste Gut des Menschen sein kann. Es bricht sich die Überzeugung Bahn, dass alle menschlichen Fähigkeiten gleichmässig gepflegt werden müssen, wenn der Mensch seine Bestimmung auf Erden sowohl als Einzeln- wie als Gesellschaftswesen erfüllen soll: nämlich das Leben voll und glücklich zu durchmessen. Wer wollte diesen Reformbestrebungen die vollste Berechtigung absprechen? Ist man aber von dem Nutzen der Körperpflege überzeugt, so wird man sich, wenn man logisch denkt, von den beiderlei Reformvorschlägen für diejenigen entscheiden müssen, die das Quantum des zu Erlernenden herabdrücken.

Wer das Altertum kennt, der weiss, dass das Ideal der harmonischen Durchbildung des ganzen Menschen schon einmal auf Erden zur Wahrheit geworden ist — bei den Griechen. Man jagt also, bewusst oder unbewusst, dem antiken Bildungsideal nach. Wenn heutzutage die Engländer — übrigens ein Seevolk wie die Griechen — ihnen in der Körperpflege am energischesten nachstreben, kann man sie um diese Lebensweisheit nur beneiden.

Wir haben das Glück in einer grossen Zeit zu leben. Das zwanzigste Jahrhundert hat den Kampf um neue Lebenswerte, den es von seinem Vorgänger geerbt, so gerüstet und mit einem solchen Mut begonnen, wie keines zuvor. Die Abrechnung mit der Vergangenheit geschieht überall mit einem Ernst, dessen lange mit Ehren gedacht werden wird. Der Wahlspruch ist: neue Wissenschaft, neue Kunst, neue Religion. In magnis etiam voluisse sat est. Es scheint jedoch die Hoffnung berechtigt zu sein, dass die heutigen Kämpfe auch einen positiven Erfolg aufzuweisen haben werden. Bei der durchgreifenden Revision des bisherigen Lebens wird sich nun der europäische Geist notwendig auch wieder mit der Antike befassen müssen, um endlich einmal mit ihr ins Reine zu kommen. Die Griechen haben ja bisher eine privilegierte Stellung gehabt. Sind wir jetzt mit ihnen fertig oder nicht? Haben wir die Antike überwunden? Ist unser Verhältnis zu der Antike dasselbe wie zu jeder anderen beliebigen Geschichtsperiode? Natürlich wird das Resultat, zu dem diese erneute Prüfung der Antike führen wird,

neben der künftigen Erfahrung mit dem Reformgymnasium das weitere Schicksal des Griechischen und Lateinisehen in der Mittelschule mitbestimmen.

Ich glaube nun, dass diese neue Prüfung der Antike erst ihre wahre Erkenntnis und dadurch auch ihre neue Renaissance zur Folge haben wird. Jedenfalls wird bei der Überwindung des Heute der Antike eine sehr wichtige Rolle zufallen. Man darf sich, glaube ich, nicht darüber täuschen, dass die richtige Wertung der Antike, wie wir sie heute allein brauchen, in weite Kreise gedrungen ist. Wilamowitz-Möllendorff sagt ja sogar in seinem vorjährigen Buche (Die griechische Literatur des Altertums, in Hinnebergs Kultur der Gegenwart 1905 I. 8, St. 2), dass eine wahre Literaturgeschichte der Griechen heutzutage gar nicht möglich sei. Und natürlich also eine wahre Kulturgeschichte noch weniger. Es soll damit nicht gesagt werden, dass die bisherige enorme Arbeit fruchtlos gewesen sei. Wir haben zum Beispiel die humanistisch-idealistische, ästhetisierende Betrachtungsweise der Antike aufgegeben, weil sie einseitig war. Wir haben die Unterscheidung zwischen einer schöpferischen, klassischen und einer rezeptiven, gelehrten Periode des griechischen Geisteslebens, als für eine wahre historische Betrachtung unwichtig, bei Seite geschoben. Uns ist der letzte Sophist der römischen Kaiserzeit ebenso wichtig wie Homer und Aischylos. Denn wir können uns über die Antike ein richtiges Urteil erst dann bilden, wenn wir die ganze Entwickelungsreihe von der mykenischen Zeit bis auf Justinian, den ganzen Lebenskampf des griechischen Geistes überblicken.

Wir wissen heute ferner, dass die von der humanistischen Philosophie des XVIII. Jahrhunderts aufgestellte und noch von dem Positivismus beibehaltene Ansicht von einer aufsteigenden Entwicklungsreihe der europäischen Menschheit, wobei das Altertum als das Kindheitszeitalter angesehen wurde, nicht der Wahrheit entspricht, sondern dass durch die Völkerwanderung der Entwickelungsprozess gewaltsam unterbrochen und gehemmt wurde, dass er unter neuen Voraussetzungen von neuem angefangen, nicht an das bisher Erreichte angeknüpft hat. Die heutige Geringschätzung der Antike geht aber in letzter Reihe gerade auf diese geschichtsphilosophische Lehre zurück.

Erst wenn wir uns von der ererbten falschen Annahme eines europäischen Kindheitszeitalters losmachen und ohne dieses Vorurteil an die Antike herantreten, und wenn wir im Gegenteil eine parallele

Entwicklung zwischen dem Altertum einerseits und der europäischen Geschichte seit dem Ausgange der römischen Kaiserzeit anderseits suchen, wie es seit den neunziger Jahren namentlich Ed. Meyer, Beloch und Pöhlmann betonen, nehmen wir den richtigen Standpunkt ein.

*

Die abfälligen Urteile über die Antike stammen von Leuten her, die über dieselbe nur nach dem blassen und nicht selten auch verzerrten Bilde schliessen, das ihnen aus der Zeit der Gymnasialstudien im Kopfe haften blieb. Dagegen sind alle diejenigen, die sich zu einer wirklichen Kenntnis durchgerungen haben, ohne Ausnahme in ihrem Banne befangen. Es sieht wie ein banaler Truismus aus, aber ich bitte mich eines besseren belehren zu wollen, wenn es nicht wahr ist. Dem Vorwurf professioneller Verbohrtheit oder naiver Voreingenommenheit, den die Gegner hie und da erheben, kann man leicht durch den Hinweis begegnen, dass zu den Bewunderern der Antike auch Leute wie H. Ibsen, Nietzsche, Maeterlinck, Osc. Wilde, Whistler, H. Bahr und bei uns Machar und Jaroslav Vrchlický gehören, also ausser Nietzsche — Nichtfachleute und gewiss auch nicht solche, die dem numerus beizuzählen wären. Wie ist nun diese seltsame Erscheinung zu erklären? Man findet leider auch bei den gediegensten Kennern keine Übereinstimmung darüber, worin die überwältigende Wirkung der Antike besteht. Manche finden sie in der überlegenen ästhetischen Begabung des Griechenvolks, andere wieder in der intellektuellen Schärfe. Bald wird Homer, bald wieder die ionische Philosophie als grösserer Wohltäter der Menschheit hingestellt. Allgemein jedoch wird die Einzigartigkeit der Antike anerkannt.

Mit dieser Tatsache ist uns aber nicht geholfen. Wir wollen dem »Wunder« der Antike nicht mehr staunend und untätig gegenüberstehen. Wir wollen erfahren, worin das Geheimnis besteht. Die gewaltige Arbeit, die heute die civilisierte Welt darauf verwendet, die Uranfänge Griechenlands zu ergründen, hat ja keinen anderen Zweck als den genannten.

Mit dem einen Teil der Aufgabe, dem deskriptiven, ist man wohl im ganzen fertig. Man hat so ziemlich alle Merkmale der Antike richtig erkannt. Die »Griechenschönheit« ist ein ganz geläufiger, fester Begriff. Wenn man ihn zu analysieren anfängt, so drängt sich einem eine Menge verschiedener Gestalten, Dichter,

Bildhauer, Philosophen in das Bewusstsein, unter denen der blinde Sänger von Chios, Pheidias, Praxiteles und Plato sich besonders bemerkbar machen. Will man dann wirklich abstrahieren, die Merkmale des Begriffs angeben, wird man gewiss vor allem neben Anmut das weise Masshalten, die distinguirte Noblesse, die keusche Dezenz hervorheben. Ich speziell habe bei der Lektüre der Griechen den Eindruck, als wenn sie alles sub specie aeternitatis getan und gedacht hätten. Unter den Modernen mache ich diese Erfahrung weit seltener, nur bei den Grössten, einem Shakespeare, einem Goethe, einem Gottfr. Keller . . . Nirgend findet man das Typische mit dem Individuellen so vollkommen und unlösbar verschmolzen. Das allgemein Menschliche, das ewig Gültige leuchtet in jedem Satze durch. Man lese zum Beispiel nur die Affaire zwischen den Meliern und den Athenern bei Thukydides (V., 85—114) nach. Da haben wir das ewige Vorbild der zweifachen Moral. Immer hat sich seitdem der Stärkere derselben Gründe bedient, so oft er den unschuldigen Schwächeren erdrücken wollte, und wird sich ihrer in alle Ewigkeit bedienen.

Alles in allem genommen, kommt man nicht weiter, als zu der Überzeugung, dass wir da einer höheren geistigen Potenz gegenüberstehen.

Die Überlegenheit der ästhetischen Begabung gibt man unter den Gegnern noch eher zu; aber man wirft dafür gerne die moderne europäische Wissenschaft in die Wagschale. Man kommt sich vor wie ein Millionär gegen einen armen Schlucker von kleinstädtischem Kaufmann. Wenn wir aber gerecht sein wollen, müssen wir bedenken, dass der griechische Geist die Wissenschaft sowohl materiell als auch formell ohne Vorbild, ohne alle fremde Hilfe, aus eigenen Mitteln erfand. Denn es sind griechische Denkformen, griechische Methoden, mit denen wir arbeiten. Und was den Reichtum und die Grossartigkeit unseres Wissens betrifft, dürfen wir nicht ausseracht lassen, dass die Griechen infolge der geographisch kleinen Verhältnisse vor keine solche Aufgaben gestellt waren wie wir. Wollte jemand daran zweifeln, dass der griechische Geist ihnen gegebenenfalls gewachsen gewesen wäre? Wer seine Grösse begreifen will, der sollte den tausendjährigen Kampf vor Augen behalten, den er um einen geläuterten Gottesbegriff, um die Denkfreiheit gegen die mystischen Anwandlungen führte, die sich wahrscheinlich zum Teil von aussen einschlichen und den griechischen Geist zu unterjochen und zu lähmen drohten. Im sechsten vor-

christlichen Jahrhundert, noch vor der salaminischen Schlacht, haben die ionischen Philosophen einen weit bedeutungsvolleren Sieg erfochten, den Sieg über die orphische Religion. Damals wurde die europäische Wissenschaft geboren. Hätte damals der griechische Geist in seinem Ringen nach Welterklärung die orphische Lehre von der Offenbarung Gottes angenommen, er hätte die Denkfreiheit auf lange hinaus verlernt und wäre vielleicht für immer der Stagnation verfallen. Im Grunde haben eigentlich die ionischen Philosophen die Siege über Darius und Xerxes gewonnen. Seitdem sehen wir, wie der griechische Geist sich voll Zuversicht an alleAufgaben heranwagt, wie er in stetem Ringen mit den heimischen wie mit den fremden Religionen lange von der Hoffnung getragen wird, mit eigenen Mitteln die Lösung des Lebensproblems finden zu können, bis er schliesslich erlahmt, mit Jamblichus sich selbst untreu wird und unterliegt. Der Neoplatonismus wurde zur Theurgie. Man fängt erst seit der letzten Zeit an, ganz mit Recht, darauf aufmerksam zu machen, wie gewaltig die religiösen Probleme den griechischen Geist in Anspruch nahmen. (Cf. Baumgarten, Poland, Wagner: Die hellenische Kultur 1905, S. 20 ff) Ich sehe mit Holm die Grösse der Griechen darin: sie sind die grossen Sucher unter den Menschen, und wenn, wieder nach einem alten Wort, das Suchen, das Ringen nach Wahrheit so recht das Los des Menschen ist, und sein eigenstes Glück ausmacht, so sind die Griechen auch deshalb unser Vorbild.

Ich bin mir natürlich bewusst, dass die Merkmale der griechischen Kultur aufzählen nicht heissen kann, sie erklärt zu haben. Vielleicht kommt man weiter, wenn man die Antike mit unserer, der christlichen Kultur vergleicht. Da springt gleich ein Unterschied in die Augen: eine verschiedene Weltanschauung und dem entsprechend auch ganz disparate Religionsvorstellungen. Bei den Griechen Diesseitigkeitsreligion, bei den Christen Kultus des Jenseits, dort infolge dessen freudiges Geniessen des Erdenlebens ohne viel Sorgen um das Jenseits, hier das Überwinden des Körpers, Askese, um sich ein ewiges Leben zu sichern.

Die bekannte herodoteische Stelle zeigt, wie sich die Griechen des V. Jahrhundertes die Entstehung ihrer Religion vorstellten: die beiden Dichter Homer und Hesiod sollen die Religionsstifter gewesen sein. Wir wissen heute, wie man Herodot richtig verstehen soll. Die Ausgrabungen der letzten Jahre, namentlich auf Kreta, sowie die Ergebnisse der vergleichenden Religionswissenschaft

haben uns in den Stand gesetzt, Stufen religiöser Entwickelung der Griechen kennen zu lernen, die der homerischen weit vorausliegen. Die Kultüberreste zeigen uns, dass die beiden religionsbildenden Mächte, der Ahnen- oder Seelenkult und die Verehrung der Naturkräfte, auch bei den Griechen tätig waren. Es lassen sich Spuren von Fetischismus, anikonischem Kult und der Übergang zum Anthropomorphismus deutlich verfolgen.

Die homerische Religion aber ist weit davon entfernt eine primitive, naive Religion zu sein. Sie ist in hohem Masse künstliches, gewolltes Produkt. Die Religion reflektiert die Sehnsucht, das Ideal ihrer Zeit. Und den homerischen Göttern sieht man es leicht an, dass sie das Ideal einer Klasse von Menschen verkörpern, denen das Leben keine schwere Last war. Es ist die Religion des griechischen Adels jener Zeit. Denn wie sind die homerischen Götter? Alles, nur nicht heilig; mächtig, schön und ewig jung, natürlich um die süssen Früchte des Lebens und vor allem der Liebe gründlich geniessen zu können. Das sind keine Götter eines armen, bedrückten, kleinen Menschen. Ein solcher ist der Christengott. Diese leichtlebige und dabei kraftstrotzende Götterschar haben die Aoeden im Interesse der mächtigen Burgherren geschaffen. Die Zeitgenossen Homers aus dem Volke werden sich schwerlich je in ihrer Not an die Olympier mit ihrem Gebet gewendet haben, sondern blieben gewiss noch lange ihrem primitiven Väterglauben treu.

Es geschah aber etwas Wunderbares. Mit der Ausbreitung der homerischen Poesie siegten die Olympier. Die ganze Nation nahm das aristokratische Götterideal an, trotzdem es gar nicht darnach aussah dem wirklichen religiösen Bedürfnis, wie es sich zu jeder Zeit bei Denkenden und bei den Bedrückten und Hilfsbedürftigen zu regen pflegt, zu genügen. Dazu braucht man ethisch vollkommene Wesen. Man weiss, wie bald man die homerische Religion zu bemängeln anfing, wie man sie von Xenophanes angefangen bis auf den Kaiser Julian befehdete. Denn was ist das ganze Wirken der Tragiker und der Philosophen anderes, als ein fortwährender Kampf um einen ethisch höheren, geläuterten Gottesbegriff? Und wie anders als durch Unzufriedenheit mit der offiziellen Homerreligion soll man den Umstand erklären, dass namentlich in den unteren Volksschichten neben ihr sich orphische und mystische Kulte erhielten?

So oft man Zeus, Athene oder Apollo anrief, waren es nicht die Götter der Ilias, sondern andere, ethische Mächte, an die der Betende dachte. Und trotzdem herrschten die Olympier — durch die unvergleichliche griechische Plastik fixiert — lange. Aus Pausanias wissen wir, mit welcher Masse von Kapellen und grossen und kleinen Tempeln ganz Griechenland noch während der Kaiserzeit übersäet war.

Man hielt sie hoch, weil sie so wunderbar zu der ganzen griechischen Lebensart und Weltanschauung passten. Denn die Griechen sind — und das sollte man nach meinem Dafürhalten bei Beurteilung der Antike vor allem im Auge behalten — gesunde Vollblutmenschen, welche das Leben voll ausleben wollen. Darnach war ja auch ihr Bildungsideal beschaffen: harmonische Durchbildung des ganzen Menschen. Man verehrte diese idealisierten heroischen Menschen deshalb so lange, weil den Griechen das Erdenleben die Hauptsache war.

Wir können also drei Strömungen bei den Griechen unterscheiden: erstens die homerische, lebensbejahende Diesseitigkeitsreligion als Ausdruck des echtesten Griechentums, zweitens in Opposition zu ihr einerseits die orphischen und mystischen Bestrebungen, anderseits die griechische Philosophie, welche beide mit entgegengesetzten Mitteln auf dasselbe Ziel lossteuerten. Sie arbeiteten beide dem Christentum vor. Deshalb will Nietzsche Sokrates und Plato als keine echten Griechen gelten lassen, deshalb ging so viel Platonisches Material in das Christentum über. Aber sowohl die Orphik als auch die Philosophie stehen auf dem Boden des Griechentums durch ihr festes Hangen an der Devise: nihil humani a me alienum puto. Die Askese der christlichen oder mithräischen Religion ist ihnen unbekannt. Der Geschlechtstrieb ist auch bei ihnen nicht verpönt. Plato belohnt in seinem Staat die fähigsten Wächter durch öfteren Geschlechtsumgang. Selbst ein Marcus Aurelius empört sich nicht über die Sinnenlust.

Es kam das Christentum und siegte. Unter den drückenden sozialen Verhältnissen verkümmerte bei den Griechen die Lebenslust. Die Zahl der Schwachen und Bedrückten war gewachsen und allen denen brachte das Christentum durch das Liebesgebot Befreiung und durch Verheissung ewigen Lebens neue Hoffnung. Das Christentum brachte den Menschen unbestritten wertvolle Güter, aber es nahm ihnen ein ebenso wertvolles Gut, die Lebensfreudigkeit. Der Geschlechtstrieb wurde mit dem Bann belegt. An

den homerischen Göttern wurde der Mangel an Heiligkeit als Schwäche empfunden und die allerersten Angriffe auf sie setzten gerade da ein. Wird die Lehre von der Sündhaftigkeit des menschlichen Körpers nicht die Existenz des Christentums schwer bedrohen, trotzdem es ihm gelang, diese gefährliche Lehre allzutief der menschlichen Seele einzuprägen? Denn es heisst am Ende doch der menschlichen Natur Gewalt antun. Und naturam expellas furca, tamen usque recurret. Und da steckt die Gefahr. Die Geschichte lehrt uns, wie man theoretisch das Reinheitsgebot zwar hochhielt, aber praktisch es ebensooft übertrat. Ein unerfreuliches Element drang da in die christliche, moderne Kultur: Verstellung, Unaufrichtigkeit und Furcht. Die geschlechtliche Liebe ist zwar die süsse Frucht wie ehedem, aber sie ist — eine verbotene Frucht. Der menschliche Körper ist unrein. Diese ungesunde Lehre musste notwendig eine ungesunde und sieche Kultur hervorbringen. Die Geschichte des europäischen Geisteslebens ist, wie man z. B. bei Draper, Lecky, Mill und Fr. Alb. Lange nachlesen kann, eine ununterbrochene Reihe von Kämpfen, welche nichts anderes sind als die physisch notwendige, instinktive Reaktion gegen das ungesunde und unnatürliche Joch der Lehre von der Erbsünde. Darin sehe ich den Hauptunterschied von der Antike.

Wenn wir uns von der Vorstellung losmachen, dass der menschliche Körper durch die Erbsünde befleckt sei, sind dann die homerischen Gedichte unkeusch zu nennen? Welcher moderne Dichter würde eine Ehebruchsszene wie die in der Odyssee dezenter und ernster behandeln? Wo findet man in der Weltliteratur etwas so Echtes und Ergreifendes wie die Begegnung Odysseus' mit Nausikaa? Oder um ein anderes Beispiel zu wählen, sind Lukians Hetärengespräche anstössiger als so manches moderne Buch? Bei den Alten wurde mit dem Geschlechtstrieb nicht soviel Authebens gemacht wie bei uns. Ihnen war die Liebe etwas Natürliches und Notwendiges. Das Nachdenken darüber, wie man der verbotenen Frucht habhaft werden könnte, raubte ihnen nicht so viel Zeit als wie es bei uns geschieht. Deshalb blieb ihnen mehr Zeit für wichtigere Dinge übrig. Wenn die antike Komödie »obszöne« Dinge behandelte, so hatte es immer einen guten Sinn: es war Karikatur. Die damaligen Athener konnten darüber herzlich lachen. Aber was für einen Sinn hat die end- und ziellose literarische Behandlung des Geschlechtslebens bei uns? Soll das die neue Kunst oder Philosophie oder gar Religion sein? Das soll uns in das gelobte Land bringen?

Ist diese impotente Kastratenphantasie nicht vielmehr die giftige Blüte, welche das Christentum durch sein unseliges Gebot der körperlichen Reinheit, freilich ungewollt, gezeitigt hat?

Die Enthaltsamkeit war freilich auch der Antike nicht unbekannt. Man muss ja nicht glauben, dass das heutige Leben reiner ist als bei den Alten. Man werfe einen Blick z. B. auf die »Berliner Grosstadtdokumente«, welche der Aufmerksamkeit des lesenden Publikums selbst in entlegenen Provinzstädtchen empfohlen werden, stelle dagegen den Suetonius und die römischen Satiriker, und man wird zu dem überraschenden Resultat kommen, dass die Menschheit trotz dem Reinheitsgebot nicht anders geworden ist.

Geradeso fasst den Unterschied zwischen der Antike und dem Christentum Ibsen auf. Nicht nur poetisch, sondern auch historisch wahr lässt er Kaiser Julian (Kaiser und Galiläer II. 4. Akt, S. 225 der deutschen Reklam-Ausgabe) sagen: »Liebte nicht Sokrates den Genuss, das Glück und die Schönheit? Und doch entsagte er. Aber welch bodenloser Abgrund dazwischen: auf der einen Seite nicht begehren und auf der anderen Seite begehren und doch entsagen!« Und was noch interessanter ist: auch Marcus Aurelius drückt den Unterschied zwischen den beiden Weltanschauungen ebenso aus. (Selbstbetrachtungen 11. B. 3.)

Es mehren sich die Anzeichen, welche eine bevorstehende Revision des Christentums zu verkündigen scheinen. Man glaubt wieder einmal den Gottesbegriff philosophischer, grossartiger fassen, das Augenmerk des Menschen von unserem Planeten mehr dem ganzen Kosmos zuwenden zu müssen. Die Gegensätze berühren sich. Der Vergleich mit der Antike drängt sich von selbst auf. Welcher Anteil wird bei der Überwindung der heutigen Weltanschauung der Antike zufallen? Dieses Problem zu lösen schrieb Ibsen seine Bilogie. Die Zukunft wird nach ihm eine Synthese beider Welten sein. Das ist das dritte Reich Ibsens. Der Philosoph und Theurge Maximos im Kaiser und Galiläer spricht: »Des Fleisches Reich ist vom Reiche des Geistes verschlungen. Aber das Reich des Geistes ist nicht das abschliessende ..« (Kais. und Galiläer II. 3. Akt. S. 214.)

Lässt sich die künftige Entwicklung anders denken? Wir können auf die hohe Gabe der Nächstenliebe nicht verzichten. Aber die Antike muss der blutarmen, neurasthenischen Menschheit die Furcht vor dem Jenseits austreiben helfen.

Ich habe mich in dem Vorstehenden bemüht zu zeigen, worin ich den Sinn der Antike und ihre Bedeutung für unsere Zeit sehe. Die Zeit der Antike wird und kann nicht zurückkehren. Aber Tatsache bleibt, dass die antike Weltanschauung deshalb eine so vollkommene und bewunderungswürdige Kultur hervorgebracht hat, weil sie menschlich gesund, aufrichtig, lebenbejahend war. Die Genialität der Griechen besteht vorwiegend in ihrer vollentwickelten, unverkümmerten Menschlichkeit. Aber wie es kam, dass die alten Griechen bei ihrer gesunden Weltanschauung so lange verharrten — das ist die Frage. Die Ergebnisse der letzten Ausgrabungen auf Kreta brachten Proben einer hochentwickelten Kultur aus vormykenischer Zeit an den Tag. Diese Kultur scheint einem vorgriechischen Volke anzugehören. Die Linguistik lehrt, dass in Kleinasien von altersher eine autochthone, höchst wahrscheinlich nicht indoeuropäische und nicht semitische Bevölkerung wohnte, welche über die Inseln des ägaeischen Meeres bis nach Griechenland sich ausbreitete. Die Volksstämme, welche bei den griechischen Schriftstellern den Namen der Karer, Pelasger, Leleger u. a. tragen, scheinen dieser ursprünglichen Bewohnerschaft angehört zu haben ... War nun jene unverwüstliche Gesundheit und Lebensfreudigkeit nicht eine Folge der Vermischung der beiden Rassen, der indoeuropäischen griechischen und der nicht indoeuropäischen?

*

Ich halte also die Antike nicht für tot. Sie wird sich schwerlich je noch einmal auf Erden verwirklichen, aber sie wird immer die Menschen zu sich hinziehen, immer ihr Traum bleiben, immer ein gesundes Antidoton gegen alle übertriebenen Einseitigkeiten der heutigen Kultur bilden. Sie ist die Natur, das Leben selbst. Sie wirkt deshalb so beruhigend, so belebend, so unmittelbar auf die müden Seelen von heute, weil sie allein mit einem Wort menschlich gesund ist. Deshalb wird ihrer unsere vorgeschrittene Zivilisation nie ohne grossen Schaden entraten können, wie auch der Grosstädter den Frieden des Landlebens und die Stille des Waldes nicht entbehren mag. Und damit ist auch gesagt, was ich von der Zukunft des Griechischen und Lateinischen in der Mittelschule denke. Auch der schlechteste Lateinunterricht ist besser als gar keiner. Wenn die Mittelschule reformiert werden soll, so muss die Reform sich ein vernünftiges Ziel stecken. Und sie

wird kein vernünftigeres finden können, als das antike Bildungsideal. Man sollte schon einmal von dem Wahn ablassen, dass das Alter von 10—20 Jahren, wo der Organismus die kritischesten Jahre physiologischer Veränderungen durchmacht, das passendste ist, um möglichst viel Wissen mit Nutzen aufzunehmen. Es kann freilich nicht meine Absicht sein, hier irgend welche positive Reformvorschläge vorzutragen. Aber die Überzeugung kann ich bei dieser Gelegenheit nicht unterdrücken, dass der Lehrstoff der Zukunftsmittelschule, mag er aus welchen Gegenständen immer zusammengesetzt sein, in einer vollständig anderen Weise den Schülern wird beigebracht werden müssen als bisher, nämlich in einer, wenn man so sagen darf, philosophischen Manier, wobei jeder Gegenstand bewusst und ausschliesslich als Mittel zum Zweck angesehen und behandelt wird — wie bei den alten Griechen.

Das čechoslavische Märchen.

Von V. Tille.

In seinen sorgfältigen Anmerkungen zu der vortrefflichen Lieder- und Märchensammlung aus Polnisch-Litauen von Leskien und Brugmann gab J. Wollner im Jahre 1882 wohl zum erstenmale in deutscher Sprache eine einheitliche Übersicht der prosaischen Volksüberlieferung aller slavischen Stämme. Die sorgfältigen Inhaltsangaben der einzelnen Märchen erschlossen auch westeuropäischen Märchenforschern die bezaubernde slavische Märchenwelt, welche bereits früher von einzelnen, wie Köhler, Liebrecht, jedoch nur höchst dürftig für die Wissenschaft ausgebeutet worden war. Die čechoslavischen Märchen wurden dadurch zum erstenmale der europäischen gelehrten Welt auf eine wissenschaftlichere Weise zur Kenntnis gebracht, als es in den älteren »Bearbeitungen« von J. Milenovský und J. Wenzig geschehen war.*) Die Sammlungen der čechoslavischen Märchen sind bei Wollner in drei Gruppen, die böhmische, mährische und slovakische eingeteilt, und mit diesen drei — den wirklichen Verhältnissen nicht entsprechenden**) — Abteilungen sind die dem eifrigen Forscher zugänglichen čechoslavischen Märchensammlungen erschöpft. Ausser den von ihm angeführten liessen sich noch manche andere schon damals erschienene Sammlungen von gleichem Werte anführen, ausserdem ist ihre Zahl seither beträchtlich gestiegen. Wer z. B. die vortreflichen vergleichenden Arbeiten des Prof. Polívka zu verfolgen vermag, findet die Zahl der zitierten Quellen gewiss mehr als verdreifacht. Nachdem jedoch somit

*) Volksmärchen aus Böhmen Breslau: Kern 1853. Westslavischer Märchenschatz. Leipzig, Senf. 3 Aufl. 1870.

**) In die »slovakische« Abteilung werden hier die in Ungarn lebenden Slovaken eingereiht — ohne Rücksicht auf die in Südmähren lebenden Slovaken. Schlesien bleibt überhaupt unberücksichtigt, u. ä.

die literarischen Schätze des čechoslavischen Volksgeistes durch die erwähnten Arbeiten allmählich zugänglich gemacht worden sind, wird es wohl an der Zeit sein, auch ein wenig Kritik zu üben, um die Forscher, welche die so verlockend sich darbietende Gelegenheit zu Vergleichungen und Schlüssen mächtig anziehen muss, mit Hilfe einer Analyse der erschlossenen Quellen vor voreiligen Schlussfolgerungen zu schützen.

Es tut dies umsomehr not, als einerseits die einheimischen Forscher ihre Quellen selbstverständlich besser kennen und auf ihre Zuverlässigkeit zu prüfen vermögen, andererseits auch in der Fremde in den letzten Jahren an der Echtheit und absoluten Reinheit einheimischer Sammlungen gerüttelt wird, so dass eine scharfe und rücksichtslose Überprüfung des ganzen vorhandenen Materials mit Bezug auf seine Verwendbarkeit zum Studium der Volksseele höchst notwendig erscheint.

Das, was als Märchen einmal in der Öffentlichkeit erschienen ist und mit dem lieblichen Zauber der vorgeschichtlichen Heroen- und Mythenwelt umwoben wird, was als nationale Kunst, als unbewusstes künstlerisches Schaffen der naiven Volksseele dem Leser geboten wird, alles das scheint überhaupt keiner literarischen Kritik zu unterliegen. Die gewissenhaftesten Forscher, welche sonst mit der peinlichsten Genauigkeit historische Quellen untersuchten und den beglaubigtesten Hypothesen skeptisch gegenüberstanden, nahmen gleichzeitig blindlings alles, was ihnen als Volkstradition in Märchen- und Sagensammlungen geboten wurde, ohne jeden Zweifel als beglaubigtes Material auf und bauten auf diesem Sande die gewagtesten Hypothesen.

Das, was heutzutage als čechoslavische Märchen für die Wissenschaft verwendet wird, unterscheidet sich in der Methode des Sammelns und in der Art der Veröffentlichung gar nicht von den gleichen Schätzen der Fremde.

Da jedoch die Fremde ihr Material bereits zu sichten und zu prüfen beginnt, ist es an der Zeit, auch auf das čechoslavische Material einen Blick zu werfen. Die ersten Versuche, die Existenz der čechoslavischen Volkspoesie zu beweisen, fallen mit den Versuchen um die Erneuerung der böhmischen Literatur und Kunst am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts zusammen. Dass es zuerst Fälschungen von historischen und lyrischen Volksliedern gewesen sind, mit denen man in fast völliger Unkenntnis der älteren literarischen Schätze den Beweis der hohen geistigen

Kultur des čechoslavischen Volkes in der vorgeschichtlichen Vergangenheit erbringen wollte, darf uns in Anbetracht ähnlicher Fälschungen in den anderen Literaturen derselben Zeit nicht befremden. Das Sammeln der wirklichen Volkspoesie geschah jedoch bald darauf mit einem Eifer, welcher, was das Volkslied anbelangt, wirkliche Kunstschätze an den Tag brachte, so dass die Sammlungen Kollárs aus der ungarischen Slovakei, Čelakovskýs und später Erbens aus Böhmen, wie die Sušils in Mähren bereits in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts einer Offenbarung glichen.

Anders war es mit der volkstümlichen Prosa bestellt. Die ersten, in den Zeitschriften als Volksmärchen veröffentlichten Erzählungen sind auf den ersten Blick erkennbare naive Nacherzählungen von allgemein bekannten, wohl aus anderen Sprachen einfach »bearbeiteten« Märchenmotiven. Erst in den vierziger Jahren fangen die selbständigen und bis jetzt noch als echte Märchensammlungen zu bezeichnenden Bände von Němcová, Erben, Malý, Mikšíček zu erscheinen an. Die auch von Wollner zitierte »Kytice« von Erben ist zwar älteren Datums; es ist jedoch von vornherein ausgeschlossen, diese auf Sagen- und Märchenmotive komponierte Gedichtsammlung als ein Bild der volkstümlichen Dichtung aufzufassen und als Grundlage für wissenschaftliche Folgerungen zu benützen. Man weiss zwar von Erben selbst, dass er für seine Gedichte die dem Volke abgelauschte Tradition benützte, dass er selbst dann, wenn er, wie in den »Brauthemden« einer fremden Vorlage (Bürgers Lenore) folgte, aus den Quellen der einheimischen Volkspoesie schöpfte, alles dies jedoch, wenn es auch dem Autor den Ruhm einer bewunderungswürdigen Nachahmung des echten Volkstones sichert, berechtigt uns noch lange nicht, diese echte Kunst eines Dichters mit der echten Volkskunst zu verwechseln. Die »Kytice« verrät also bereits durch ihre äussere Form, dass sie als Werk der Kunstpoesie genossen werden will und jeder mit der Volkstradition und mit den verwandten Stoffen angestellte Vergleich kann nichts anderes als eben eine Studie aus der vergleichenden Literaturgeschichte bedeuten.

Die prosaischen Sammlungen aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts sind äusserlich, besonders für einen fremden Forscher, nicht so handgreiflich gekennzeichnet und es bedarf eines eingehenden Studiums, um auch da zu dem Schlusse zu

gelangen, dass wir es grösstenteils mit Kunsterzählungen, nicht mit sorgfältig den Erzählern nachgeschriebenen Stücken zu tun haben. Man müsste zwar in Betracht der damaligen, in Europa wohl überall gleichen Auffassung der kritischen Sammelmethode im vorhinein auf der Hut sein, wenn man ältere Sammlungen — gleichgültig welcher Herkunft — zur modernen literarischen Forschung benützen wollte; man muss jedoch trotzdem ganze Bände vergilbter Briefe durchsehen, unerquickliche Polemiken jener Zeit aufmerksam durchlesen und Haufen von alten Zeitungen durchstöbern, um schliesslich zu der festen Überzeugung zu gelangen, dass z. Beispiel die bei Wollner wohl ohne Absicht fehlenden Sammlungen von Malý, Krolmus oder Mikšíček vollkommen wertlose Kompilationen aus einem höchst verdächtigen, bis jetzt nicht näher bekannten Materiale seien, dass die reizenden Erzählungen in den 7 Bändchen von Božena Němcová zwar — besonders vom 3. Bande an — nach den dem Volke abgelauschten Märchen manchmal wirklich höchst künstlerisch gebildet sind, jedoch viel deutlicher die Individualität der Schriftstellerin als jene des Volkes zeigen, dass endlich selbst die von Erben gesammelten und mit Anmerkungen über ihre Herkunft versehenen prosaischen Märchen wundervoll erzählt, jedoch von dem Autor aus verschiedenen Varianten zusammengesetzt und mit eigenen Worten und individuell stilisiert wiedergegeben werden. Die Sammlungen von Němcová und Erben besitzen also vor den obenerwähnten den Vorzug, dass sie ein Kunstwerk sind, was man von der in den fünfziger Jahren an beginnenden, mit jeder Auflage umfangreicheren und auch verdächtigeren Sammlung von »z Radostova«, welche schon durch ihren Stil sich selbst als ein wissenschaftlich wertloses Machwerk kennzeichnet, nicht sagen kann.

Es bleibt somit aus der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts keine einzige Märchensammlung aus Böhmen, welche man als eine treue Wiedergabe des Volksgeistes bezeichnen könnte; und von der späteren Zeit lässt sich leider kaum viel Günstigeres berichten. Die künstlerische Bearbeitung lässt nach, die wissenschaftliche Verwertung tritt erst viel später ein. Sammlungen, wie diejenigen von Hraše, welche gleichzeitig der Kinder- und Gelehrtenwelt dienen wollen, verfehlen nach beiden Richtungen hin vollkommen ihren Zweck und vereinzelte Versuche, die weniger als mittelmässige Volkslektüre durch populäre Ausgaben von angeblich treu dem Volke nacherzählten Stücken (wie z. B. die von Popelka

veröffentlichten Hefte) zu heben, sind kaum der Mühe wert, ihre Anwendung für wissenschaftliche Arbeit zu riskieren. Wissenschaftlichen Anforderungen wollte eine breit angelegte, jedoch bald aufgegebene Sammlung des Studentenvereines Slavia in den siebziger Jahren Rechnung tragen. Es wurden einige Bändchen von höchst mannigfaltigem Material herausgegeben und die den einzelnen Stücken beigefügten Namen der Sammler und Erzähler zeigten den besten Willen der Redaktion, die gestellte Aufgabe ernst zu nehmen. Wie es jedoch regelmässig bei solchen Amateur-Unternehmungen — manchmal in noch viel ärgerem Masse (z. B. in der Veckenstedtschen Sammlung) — der Fall ist, ist man auf den guten Willen von Unbekannten angewiesen, welche die erforderliche peinliche Sorgfalt und Einübung nichts weniger als ernst nehmen, so dass man dann des öfteren Auszüge aus älterem Material, manchmal sogar Fälschungen unter dem echten Material findet. —

Aus der neuesten Zeit sind es mustergültig wiedergegebene Stücke in der von Prof. Zíbrt redigierten Zeitschrift »Český Lid«, welche einen Einblick in die wirkliche Volkstradition in Böhmen gewähren. Leider sind es bis jetzt nur vereinzelt dastehende Versuche und es wird wohl noch Jahre dauern, bevor man verlässliches, systematisch in ganz Böhmen gesammeltes Material der prosaischen Volksdichtung für die vergleichende literarische Forschung wird benützen können*).

In Mähren haben sich die Verhältnisse viel günstiger gestaltet. Aus Ostmähren, aus der mährischen Walachei, besitzen wir eine umfangreiche, bereits in den fünfziger Jahren begonnene Märchensammlung. Obwohl der Sammler, Kanonikus Method Kulda, selbst kein Hehl daraus macht, dass er vor allem eine gediegene, aus dem Volke für das Volk gesammelte, gesichtete und gereinigte geistige Nahrung bieten will, so war er doch im ganzen bemüht, die Erzählung seiner Gewährsmänner möglichst treu wiederzugeben. Mann muss also damit rechnen, dass alle »unmoralischen« Geschichten einfach unberücksichtigt geblieben sind — dass selbst in den beibehaltenen manches derbe Wort, manche recht volkstümliche, jedoch zu kräftige Wendung durch mildere

*) Manchmal wird auch eine ältere, von Waldau in den »Květy« 1862 veröffentlichte Sammlung von Christus- und Sankt Peterslegenden zitiert. Obwohl diese dem Inhalte nach recht interessant ist, weiss ich über ihren wirklichen Ursprung nichts Bestimmtes zu sagen.

Ausdrücke ersetzt wurde — dass der Dialekt künstlich nachgeahmt, d. h. das Diktat in der Schriftsprache mit beibehaltenen, manchmal auch später eingelegten originellen Redewendungen niedergeschrieben wurde — dass die Auswahl sich lediglich auf die sogenannten Märchen und Lokalsagen beschränkte, alles andere (Träume, Tagesangelegenheiten, Mordgeschichten, Prophezeiungen usw.) unberücksichtigt lassend. Das alles jedoch wiegt nicht schwer genug, um die ersten zwei Bände der Kuldaschen Sammlung zu wissenschaftlichen Zwecken unbrauchbar erscheinen zu lassen. Selbst neben den gleichzeitigen ausländischen Sammlungen wird sie wohl zu den besseren gerechnet werden dürfen. Die späteren drei Bände (von denen der fünfte im »Český Lid« erschienen ist) stammen teilweise von anderen Sammlern und geben die Namen der Erzähler und ihre Wohnung an. Im ganzen ist die Art und Weise der Herausgabe auch der späteren Bände recht altmodisch und dürftig, zeugt jedoch vom besten Willen und einigem Verständnis auch für die wissenschaftliche Verwendbarkeit des zusammengebrachten Materials*)

Viel vorsichtiger muss man mit den Sammlungen Menšíks umgehen. Dieser hat nach der althergebrachten Weise alles mögliche über die Geschichte einiger Städte, über die Hanaken usw. gesammelt und in seine Sammlung auch zahlreiche Märchen und Sagen aufgenommen. Nur lässt sich leider äusserst schwer feststellen, was davon auf Überlieferung beruht und was bloss anderswoher übernommen wurde. Es ist gewiss sehr vieles einfach aus alten Kalendern usw. übernommen worden, man findet sogar aus Němcová abgeschriebene Stücke ohne Angabe der Quelle. Somit erscheint das Werk Menšíks als ein Haufen von gefährlichem Material, welches erst gesichtet und gesiebt werden müsste, bevor man das übriggebliebene verwerten könnte. Die Sammlungen von Vrána und von Frau Stránecká aus Zentralmähren bedürfen vorerst, obwohl sie keinen so schwer begründeten Verdacht erregen, einer eingehenden Untersuchung. Eine Menge von Sammlungen, wie jene von Václavek aus der Walachei, von Kolář-Kochovský aus der mährischen Slovakei usw. sind für einen fremden Forscher vollkommen wertlos; selbst für einen gründlichen Kenner der čechoslavischen Tradition wird es eine recht

*) In der mährischen Walachei habe ich versuchsweise im J. 1888 eine Anzahl von prosaischen Stücken gesammelt und später auch selbständig im Národopisný Sborník (Archiv der čech. Ges. f. Volkskunde) veröffentlicht.

schwierige Aufgabe sein, aus diesen Bündeln von kunstlosen, langweilig erzählten Geschichten etwas, was an Volksüberlieferung erinnern würde, herauszufinden, und auch dann wird nichts anderes als eine dürftige Stoffangabe übrig bleiben.

Die aus Ungarn stammenden slovakischen Sammlungen tragen allen anderen čechoslavischen Sammlungen gegenüber einen eigentümlichen Charakter zur Schau. Man sieht schon in den vierziger Jahren eifrige Sammler, wie Rimavski an der Arbeit. Božena Němcová, als sie in den fünfziger Jahren nach Nordungarn zu Besuch kommt, werden ganze handschriftliche Sammlungen zur Verfügung gestellt, so dass sie nur zu wählen braucht, um mit den von ihr selbst gesammelten Stücken zwei Bände slovakischer Märchen herausgeben zu können. Škultety, Dobšinský, Francisci sind mit einer ganzen Schar von Sammlern unermüdlich, Volkserzählungen niederzuschreiben und in wiederholten Ausgaben wieder im Volke zu verbreiten — die Art und Weise jedoch, wie die Ausgabe geschieht, erweckt manches Bedenken. Es wird aus vielen Varianten ein Märchen gemacht, ohne dass die gewiss zahlreichen Abweichungen bekannt gegeben werden, die Form der einzelnen Stücke, die Anfänge und Schlussformeln, die Redewendungen wiederholen sich so auffallend, dass man nie weiss, ob man die Form dem Erzähler, dem Sammler, oder gar der Redaktion zuzuschreiben hat. Eins sieht man deutlich: dass die Erzählungskunst hier am stärksten entwickelt ist und je weiter nach Mähren und Böhmen, desto schwächer wird. Ihr Charakter jedoch, der mannigfache Inhalt und die eigentümliche Form, das alles müsste erst an einem neu gesammelten, vollkommen verbürgten Materiale von neuem beobachtet und studiert werden, bevor man den deutlich bemerkbaren Unterschied zwischen den Märchen der ungarischen Slovakei und der übrigen čechoslavischen Überlieferung näher bestimmen wollte. Vorerst müsste jedoch auch diese Überlieferung auf eine ganz andere Weise gesammelt und studiert werden.

Im ganzen sieht die Übersicht der čechoslavischen prosaischen Überlieferung recht trostlos aus, und es liegt die Schlussfolgerung nahe, dass das Sammeln derselben auf čechoslavischem Gebiete den anderen Nationen gegenüber recht ungenügend betrieben wurde. Es war jedoch von Anfang an nicht meine Absicht, diese Schlussfolgerung zu ziehen, da dieselbe vollkommen unrichtig wäre. Wollte man die Märchensammlungen anderer Völker einer kritischen Untersuchung unterziehen, so würde mit Aus-

nahme von einigen aus den letzten Jahren nur äusserst wenig wirklich verlässliches, wissenschaftlich und kritisch aus dem Volksmunde gesammeltes Material zurückbleiben. Es ist eben an der Zeit, eine allgemeine Revision des bereits Vorhandenen vorzunehmen. Obwohl dieselbe, wie ich fest überzeugt bin, in mancher Beziehung zu recht verblüffenden Resultaten führen wird, braucht man dennoch an der gesamten auf dem Gebiete der prosaischen Volksliteratur geleisteten Arbeit des 19. Jahrhunderts nicht zu verzweifeln. Es handelt sich lediglich um eine kritische und tiefere Beleuchtung desjenigen Materiales, welches bis jetzt häufig noch als etwas Dokumentarisches ohne jeden Zweifel angenommen wurde. Die historische Wissenschaft mit ihrer gesunden Skepsis und genauen Dokumentenkritik und Quellenforschung muss für die gründliche Revision als Vorbild dienen.

Würde man das in den čechoslavischen Märchensammlungen aufgehäufte Material eingehend auf seinen Ursprung prüfen, seine literarischen und sonstigen Quellen kritisch beleuchten und sorgfältig das wirklich Gesammelte von dem Erdachten und Abgeschriebenen trennen, so könnte man der europäischen vergleichenden Literaturgeschichte, soweit sich dieselbe mit der Volksprosa befasst, gewiss viel brauchbares und wertvolles Material liefern und gleichzeitig dem drohenden Übel vorbeugen, dass zu wissenschaftlichen Zwecken gar nicht bestimmte Werke die ausländische Forschung irreführen.

Nur Eins könnte man mit Recht den Forschern auf dem Gebiete der čechoslavischen Prosa vorwerfen: dass sie in der letzten Zeit, während in ganz Europa neues Material kritisch gesammelt wird, hinter den allgemeinen Bestrebungen zurückgeblieben sind, indem zwar für das Volkslied ziemlich viel geleistet wurde, die volkstümliche Prosa jedoch grösstenteils unberücksichtigt blieb. Es wäre wirklich an der Zeit diesem Mangel baldigst abzuhelfen und die so tiefergreifende und feinfühlige wie kernig derbe, groteske Erzählungskunst der čechoslavischen Märchenerzähler — deren man auch heutzutage eine beträchtliche Anzahl im Volke finden würde — in klarer, wahrheitsgetreuer Darstellung der Nachwelt zu überliefern.

Ein technisches Jubiläum.

Von Prof. J. Vlad. Hrásky.

Ein erhebendes Gefühl der innersten Zufriedenheit über offenkundige, allgemein anerkannte Erfolge durchdringt in den gegenwärtigen Tagen unsere technische Welt, die sich vorbereitet, gemeinschaftlich mit den beiden Prager technischen Hochschulen die Erinnerung an die vor hundert Jahren, am 10. November 1806 stattgefundene feierliche Eröffnung der ständischen technischen Lehranstalt in Prag in entsprechender Weise zu feiern.

Die Wahl dieses Datums kann jedoch nicht als vollkommen zutreffend bezeichnet werden, da es nicht etwa den Beginn einer systematischen Pflege und Schulung der technischen Wissenschaften im Königreiche Böhmen, sondern bloss einen neuen Abschnitt in der oft geänderten und immer neuen Umgestaltungen zustrebenden Organisation des technischen Studiums bedeutet, ohne dass dadurch seine, um hundert Jahre ältere, in der ständischen Ingenieurschule basierende Kontinuität unterbrochen worden wäre.

Es darf nicht als Zufall angesehen werden, dass Böhmen in ganz Mitteleuropa — Deutschland nicht ausgenommen — nicht nur die älteste Universität (gegründet 1348), sondern auch die ältesten technischen Lehranstalten und das älteste Konservatorium der Musik aufweist! Böhmen war seit jeher das Land einer urwüchsigen, nach der Eigenart des čechischen Volkes sich richtenden Kultur. Spuren von dem Vorhandensein uralter Bildungsstätten finden wir in unseren ältesten Sagen und die kulturelle Schaffenskraft hat sich hier ununterbrochen bekundet, sei es unter den günstigen Vorbedingungen staatlicher Selbständigkeit oder unter den hemmenden Verhältnissen politischer und materieller Unterjochung.

Ich überlasse es jedoch einer berufenen Feder, über diese wichtigen Vorkommnisse eingehenden Aufschluss zu geben und beschränke mich bloss auf die Skizzierung jener Momente, welche die Vorgeschichte der ständischen technischen Lehranstalt charakterisieren.

Ein natürliches Bedürfnis nach einem systematischen technischen Unterricht in Böhmen musste sich schon in jener Epoche des in Europa einzig dastehenden wasserwirtschaftlichen Aufschwunges in Böhmen im 16. und anfangs des 17. Jahrhunderts fühlbar machen, als Wasserbauten durch Empiriker projektiert und zur Durchführung gebracht wurden, welche noch heute funktionieren und volle Anerkennung verdienen.

Von diesen sei erwähnt das im Jahre 1506 (also gerade vor 400 Jahren) von Štěpánek und vom Regenten Krčín von Selčan auf den Rosenbergschen Gütern bei Wittingau in Ausführung gebrachte Teich- und Kanalsystem zur Wasserversorgung der Lausnitz und des Nežarka-Flusses, welche Anlage noch heute den evidenten Beweis liefert, dass die Wasserstands-Fluktuationen der Flüsse durch Retensionsanlagen in grossem Stile beherrscht werden können. Weiter sei der nicht minder kunstvollen Wasserversorgungsanlagen durch Teich- und Kanalbauten im östlichen Böhmen auf den Besitzungen der Herren von Pernstein und des Rudolphinischen Belvedere-Stollens in Prag gedacht, ferner der in jener Zeit zur Schiffbarmachung der Elbe und Moldau vorgebrachten Anträge und unternommenen Bauten, der ältesten Stromkarte des Moldauflusses von Prag bis Mělník aus dem Jahre 1600 und schliesslich des von den sachverständigen Prager Müllern entworfenen Projektes einer Kammerschleuse an der Moldau bei Bubeneč.

Leider folgte der rudolphinischen Periode statt einer weiteren Entwicklung der Wissenschaften und Künste die Katastrophe auf dem Weissen Berge und der dreissigjährige Krieg — die gemeinnützigen Bauwerke konnten keinen Impuls zur Gründung von technischen Bildungsstätten mehr liefern, im Gegenteil sie gerieten in Verwahrlosung und Vergessenheit Doch es geschah — wie so oft — auch in diesem Falle, dass die Kontraste sich berühren, und eben die Kriegsführung war es, für deren Bedürfnisse die ersten Ingenieurschulen ins Leben gerufen worden sind.

Nach Šembera*) waren es die böhmischen Stände, welche im Jahre 1658 mit Genehmigung des Kaisers Leopold I. zum Unterrichte der jungen Adeligen in der Kriegskunst auch einen Lehrer der Ingenieur-Wissenschaften angestellt haben, jedoch zu einer selbständigen Ingenieurschule gab erst der landschaftliche Ingenieur Christian Joseph Willenberg die Anregung durch ein am 30. Jänner 1705 bei der böhmischen Hofkanzlei in böhmischer Sprache an Kaiser Joseph I. gerichtetes Gesuch, worin er um die Einführung des Unterrichtes in der Ingenieurkunst ansuchte und seine Dienste zu diesem Behufe zur Verfügung stellte. In deutscher Übersetzung**) lautet dieses Gesuch: »Weil im Königreiche Böheimb ein grosser Mangel an dergleichen Leuten, deren man sich bei gegenwärtigen Kriegsläufen nützlich bedienen könnte, derzeit zu spüren wäre, wolle er amore boni publici et patriae zwölf zu obbedeuteter Ingenieurkunst Lust tragende Subjecta, als Sechs vom Herrn-, Vier vom Ritter- und Zwei vom Bürgerstande, ohne deren Entgeld und nur bloss gegen einem von den Landesständen ihm jährlich ad dies vitae auswerfenden ergiebigen Stipendio in der Ingenieur-Kunst fundamentaliter unterweisen und zu Ihrer Majestät und des Vaterlandes erspriesslichen Dienst erziehen.«

Diese Eingabe Willenbergs wurde nach Erledigung gewisser Formalitäten durch ein — ebenfalls in böhmischer Sprache verfasstes — an die böhmischen Landtags-Kommissäre gerichtetes Reskript des Kaiser Joseph I. vom 18. Jänner 1707 meritorisch in günstigem Sinne mit dem Auftrage erledigt, die Landtagskommissäre haben sich bei den böhmischen Ständen für die Verwirklichung der dem Lande erspriesslichen Absicht Willenbergs zu verwenden und die böhmischen Stände aufzufordern, sich mit denselben wegen Bemessung des Gehaltes ins Einvernehmen zu setzen.

Die angeordneten Verhandlungen nahmen zwar einen schleppenden Verlauf, führten aber dennoch zur Aktivierung der Ingenieurschule (1717) und es ist darnach das obzitierte kaiserliche Reskript für die Ingenieurschule als solche und für die technischen Lehranstalten und Hochschulen, die aus derselben später hervorgingen, als grundlegend zu erachten.

*) A. Šembera. Časopis čes. musea 1831.

**) Dr. Jelínek: Das ständisch-polytechnische Institut. Prag 1856.

Willenberg selbst war ein Böhme, gebürtig in Liegnitz (Lehnice) in Schlesien, welches damals einen integrierenden Landesteil der böhmischen Krone bildete und noch nicht germanisiert war.

Die Prager Ingenieurschule nahm trotz ihrer bescheidenen Mittel einen erfreulichen Aufschwung und gab hiedurch indirekt den Anlass zur Gründung der, der Residenzstadt näher gelegenen Militärakademie zu Wiener-Neustadt im Jahre 1752 — durch welche die Prager Ingenieurschule von militär-technischen Vorträgen gewissermassen entlastet und ihr ermöglicht wurde, sich mehr der zivilen Baukunde, den Bedürfnissen des Gewerbes und der Industrie zu widmen. Die ursprünglich beschränkte Schülerzahl vermehrte sich von Jahr zu Jahr und betrug beispielsweise im Jahre 1780 nicht weniger als 213; freilich war die Schule von dem besonderen Glücke begünstigt, unter Führung vortrefflicher Fachmänner zu stehen, die ihr ganzes Tun und Lassen dem Unterrichte widmeten, und zwar folgte nach Willenberg im Jahre 1726 Johann Ferdinand Schor bis 1767 und nachher Franz A. Herget bis 1800, dem als Adjunkt Josef Havle zur Seite stand.

Nach Hergets Tode (1. Oktober 1800) wurde die Ingenieur-Professur nicht mehr besetzt und die Ingenieurschule vom Adjunkten Havle und von Adam Bittner (Professor der praktischen Mathematik an der Universität) provisorisch weiter geleitet, da die k. k. Studienrevisionskommission über den Antrag Gerstners auf Umgestaltung derselben in ein polytechnisches Institut nach dem Muster der berühmten, 1795 gegründeten École polytechnique in Paris beriet. Der Antrag Gerstners zielte auf die Errichtung eines Elementarkurses für mathematische Wissenschaften und Naturlehre an der philosophischen Fakultät und eines höheren Kurses, des eigentlichen polytechnischen Studiums mit 13 Lehrkanzeln.

Leider wurde von der k. k. Hofkanzlei der Kostspieligkeit halber nicht der Entwurf Gerstners genehmigt, sondern der Antrag des Vorsitzenden der Studienhofkommission, des Grafen Rottenhan, auf Errichtung einer technischen Lehranstalt in einem Umfange, der von der bisherigen Ingenieurschule sich nicht besonders unterschied.

Was alles Gerstner zu seinem grössten Leidwesen vom ursprünglichen Entwurfe nachlassen musste, dokumentieren am

besten die endgültigen, über die Organisation des technischen Instituts von Gerstner und Chevalier Landriani gestellten und mit dem Hofkanzleidekrete vom 14. März 1803 genehmigten Anträge, in welchen unter anderem enthalten ist:

»Da die Lehranstalt sich vorzüglich mit der Bildung solcher »Menschen, die den Gymnasial- und Universitäts-Unterricht »nicht erhalten haben, befassen wird, so muss auch der Vor»trag praktisch, populär und der Fassungskraft solcher Schüler »angemessen überhaupt aller Schein höherer Gelehrsamkeit »vermieden werden.«

Die technische Lehranstalt wurde also nach sechsjähriger Verhandlung in der restringierten Form endlich am 10. November 1806 ins Leben gerufen, jedoch war ihre anfängliche Ausgestaltung sehr bescheiden, da ausser den früher erwähnten, von der Ingenieurschule übernommenen zwei Lehrkräften bloss drei Professoren und ein Adjunkt neu ernannt wurden; es blieb auch die Zahl der Studierenden durch etwa fünf Jahre lang ungefähr auf derselben Höhe wie sie früher an der Ingenieurschule gewesen war; auch die Lokalitäten und Sammlungen der Ingenieurschule gingen an die neue Anstalt über.

An den Konsequenzen des niedrigen Niveaus, welches keinesfalls jenes der Ingenieurschule überragte, laborierte Gerstner als erster Direktor mit zahlreichen Reorganisationsanträgen sein Leben lang, ohne zu einem befriedigenden Resultate zu gelangen. Noch bis zum heutigen Tage rächt sich die Nichterfassung der schöpferischen Idee Gerstners und das vor hundert Jahren an derselben erprobte Sparsystem an unserer studierenden Jugend in Form der uneinheitlichen Mittelschule. Die ungenügende Vorbildung der Hörer nötigte Gerstner bereits im Jahre 1811 zur Stellung des Antrages auf Errichtung einer Realschule, welcher Antrag viel später und nur Dank der Munifizenz des Prager Fürst-Erzbischofs Wenzel L. Ritter von Chlumčanský allmählich in Erfüllung ging und zur späteren systematischen Entwicklung des Realschulwesens führte.

Es lässt sich nicht leugnen, dass die Realschulen den an sie als Vorstufen des technischen Studiums gestellten Anforderungen recht gut entsprochen haben und viel eher einer Umgestaltung fähig erscheinen als die Gymnasien. Allerdings haftet an deren Lehrplane der Mangel ungenügender Berücksichtigung humanistischer Studien — dagegen bieten die Gymnasien heut-

zutage in den mathematischen und naturwissenschaftlichen Fächern bei weitem nicht jene Vorbildung, welche selbst ein Universitätshörer der medizinischen beziehungsweise der philosophischen Fakultät, geschweige denn ein Studierender an einer technischen Hochschule mitbringen soll.

Trotz ihrer bescheidenen Ausstattung erwarb sich die Prager technische Lehranstalt bald einen guten Ruf und es wurden nach ihrem Muster viele weitere gegründet, so im Jahre 1815 in Wien, 1825 in Karlsruhe, 1827 in München, 1828 in Dresden, 1830 in Kassel, 1831 in Hannover, 1832 in Stuttgart und mehrere andere.

Über Ansuchen der böhmischen Stände wurde im Jahre 1812 mit Allerhöchster Genehmigung die von der patriotisch ökonomischen Gesellschaft im Jahre 1788 an der Universität errichtete Lehrkanzel der Landwirtschaft mit dem böhmisch ständischen technischen Institut vereinigt, aber die Errichtung eines gleichfalls von den böhmischen Ständen motiviert beantragten »vollkommen theoretischen und praktischen landwirtschaftlichen Institutes« wurde laut Studien-Hofkommissions-Dekrets vom 17. Dezember 1812 für den Zeitpunkt der bevorstehenden Reorganisierung der technischen Lehranstalt vorbehalten. Seit jener Zeit ist die Anstalt eingehend reorganisiert worden, jedoch zur Gründung eines höheren landwirtschaftlichen Institutes ist es trotz vielen Verhandlungen nicht gekommen und noch heutzutage ist die Errichtung einer landwirtschaftlichen Fakultät an der böhmischen technischen Hochschule in Prag ein unerfülltes, kulturelles Postulat der in der Landwirtschaft meist vorgeschrittenen und belasteten Nation in Österreich.

Die Unterrichtssprache an der Prager technischen Lehranstalt, deren Gründung in die Periode der intensivsten Germanisierung fällt, war natürlich die deutsche, jedoch das Bedürfnis nach Einführung von Vorträgen in böhmischer Sprache machte sich seit Beginn ihrer Wirksamkeit dringend fühlbar, da (abgesehen von anderen Motiven) hier auch den Gewerbetreibenden eine höhere fachliche Bildung geboten werden sollte, was natürlich nur in jener Sprache einen Erfolg haben konnte, welche die Schüler vollkommen beherrschten und im praktischen Leben gebrauchten.

Die vielfachen Anregungen von patriotisch gesinnten Männern führten endlich dazu, dass auch die böhmischen Stände die Sprachenfrage des technischen Institutes berieten und schon im J. 1843 einen prinzipiellen, in Anbetracht der gegebenen Verhältnisse

ziemlich günstigen Entschluss fassten, welcher jedoch nicht zur Ausführung gelangte, bis infolge eines Landtagsbeschlusses und auf Grund der allerhöchsten Genehmigung vom 23. November 1863 das polytechnische Institut in ein doppelsprachiges umgewandelt wurde.

Die ersten fachlichen Vorträge in böhmischer Sprache gingen jedoch — dank der Opferwilligkeit der betreffenden Professoren — dieser Reorganisierung voran. So begann namentlich Professor Rudolf Skuherský bereits 1861 – 62 mit Vorträgen über deskriptive Geometrie, nachher Professor K. V. Zenger über Physik, Professor Skřivan über Mathematik etc. Jahr für Jahr wuchs der Besuch der böhmischen Vorlesungen, welcher Umstand über Iniziative der deutschen Mitglieder des Professoren-Kollegiums zum Antrage auf sprachliche Trennung des polytechnischen Institutes führte, dem auch der Landtag seine Genehmigung nicht verweigerte, worauf kraft der allerhöchsten Entschliessung v. 18. April 1869 das bisherige utraquistische Institut in zwei selbständige, seine natürliche Fortsetzung bildende Anstalten geteilt wurde.

Die Befürchtungen beziehungsweise Vermutungen, welche an die Isolierung der böhmischen Anstalt geknüpft worden waren, haben sich nicht bewahrheitet, die fast vierzigjährige Erfahrung, die Gründung der zweiten böhmischen technischen Hochschule in Brünn, der massenhafte Besuch der Prager böhmischen technischen Hochschule (an 2500 Hörer) und der Fremdenzufluss, namentlich aus allen slavischen Ländern, sind evidente Beweise ihrer Lebensfähigkeit und Bedeutung.

Die wiederholten Allerhöchsten Gunstbeweise, wie die Verleihung des Rechts der freien Rektorswahl (1864), die Verstaatlichung beider polytechnischen Institute (1875), ihre Erhebung zu Hochschulen (1879) und die Verleihung des Promotionsrechtes (1901) haben die beiden Schwesteranstalten in die glückliche Lage versetzt, im Vertrauen auf die bewährte Huld des Kaisers und Königs in edlem Wetteifer die Fortschritte der technischen Wissenschaften pflegen und fördern zu können.

Der Staat und die Ausbildung seiner Lehrer.

Von Josef Kožíšek.

Den einzelnen Phasen der gesellschaftlichen Entwicklung ist kaum ein Streben so gemeinsam wie jenes, welches die Erhebung des Menschen auf eine höhere geistige Stufe zum Ziele hat. Dieses Streben offenbart sich schon im Altertum in dem allmählichen Reifen der stoischen Anschauung, dass alle Menschen von Natur einander gleich sind, macht dann im Mittelalter durch die Idee der christlichen Nächstenliebe weitere Fortschritte und gipfelt in unseren Tagen in der Organisation der Volksbildung. Das, worauf das philosophische und religiöse Bestreben der vergangenen Jahrhunderte bloss theoretisch hinarbeitete, das baut unsere Zeit auf dem Boden des praktischen Lebens auf.

Für die Höhe und Verbreitung der Volksbildung waren zu allen Zeiten vor allem zwei Faktoren massgebend: die philosophische Anschauung, worin der Sinn des Lebens und das Wesen des menschlichen Glückes zu suchen sei, und dann das Verhältnis, in welchem die zwei wichtigsten gesellschaftlichen Gebilde, die Kirche und der Staat, zu einander standen.

Im klassischen Altertum sah man den Sinn des Lebens im irdischen Glücke und Wohle und der bürgerlichen Vollkommenheit. Das glückliche Leben im Staate genügte als Zweck des Lebens. Daher schuf die Religion keine Kirche ausserhalb des Staates. Mit ihrer ganzen Struktur stellte sie sich in die Dienste des Staates; sie war der Kultus des Schönen, Guten, des Genusses und der Harmonie des irdischen Lebens. Die Vereinigung des Menschen mit der Gottheit wurde nicht bis ins Jenseits verschoben, sondern sie vollzog sich schon auf Erden dadurch, dass die Götter Personifikationen der Elemente waren, welche das harmonische Ganze des menschlichen Wesens bildeten, und Symbole der Naturkräfte und Naturschönheiten, die den Menschen umgaben. Ein störendes Ele-

ment in dieser ästhetischen Weltanschauung war die anstrengende körperliche Arbeit. Sie stand der Entwicklung eines schönen Körpers im Wege, hemmte den Flug des Geistes, raubte die Zeit, welche für die Sorge um die öffentlichen Angelegenheiten erforderlich war. Sie unterdrückte so in dem Arbeitenden alles, was die bürgerliche Vollkommenheit ausmachte. Daher wurde die körperliche Arbeit verachtet und schied die Menschen des Altertums in zwei streng getrennte Klassen: die Sklaven, denen die physische Arbeit zuteil ward, und die vollberechtigen Bürger, welche sich dem höheren geistigen Leben widmen konnten.

In diesen Dingen bewirkte das Christentum und Mittelalter eine Umwertung. In dem Menschen wurde die Natur unterdrückt, Leib und Seele wurden als zwei scharfe Gegensätze betrachtet und das wahre Ziel des menschlichen Lebens wurde in der ewigen Seligkeit im Jenseits gesucht; der Leib galt bloss als Quelle von Versuchungen, welche die Vorbereitung des Menschen auf das himmlische Leben gefährdeten. Für dieses wahre Leben hatte nur die Seele Wert. Und da sie jedem menschlichen Geschöpfe als Ebenbild Gottes innewohnte, wurde sie in jedem Menschen zum Gegenstande der Verehrung, und der stoische Kosmopolitismus erhob sich bald zur christlichen Nächstenliebe. Die Vereinigung mit Gott vollzog sich im Jenseits, und der Weg in die ewige Seligkeit führte einzig und allein durch den Schoss der Kirche. Die Kirche wurde so zum höchsten sozialen Gebilde und zu einer dem Staate übergeordneten Institution. Sie ist die Vermittlerin zwischen dem Menschen und Gott, und da sie jeder Seele die Erlösung anbietet, wird sie die erste Lehrerin, der an der Bildung jedes menschlichen Wesens gelegen ist. Diese Bildung hat allerdings einen einseitig religiösen Charakter, wird aber von der sorgfältig verzweigten Organisation des Priesterstandes erteilt und wirkt auch auf den allerletzten Menschen durch Gottesdienst, Schule und Bücher. Die Arbeit wird als Vermehrerin der irdischen Güter in der strengen christlichen Anschauung weder als wichtig anerkannt noch geschätzt, denn ihr Ergebnis wendet den Sinn mehr den Schlingen der Welt zu als der Reinheit und Heiligkeit der Seele.

Erst die Renaissance und die Neuzeit bewirken in der Volksbildung eine Wendung und geben ihr einen neuen Inhalt. Die Renaissance kehrt zur antiken Kultur und ihrem Naturalismus zurück. Das irdische Glück wird wiederum ein Lebensziel, das

eines eifrigen Erstrebens würdig erscheint. Aber die Erreichung desselben kann nicht mehr wie im Altertum auf Kosten des arbeitenden Volkes erfolgen. Die christliche Nächstenliebe gibt sich nicht mit dem blossen religiösen Gefühle zufrieden, sondern sie baut konkrete gesellschaftliche Einrichtungen aus und reformiert die Rechtsverhältnisse, damit die breitesten Volksschichten an dem Gewinne Anteil haben, den ihre Arbeit der Gesellschaft bringt. Für die Konsolidierung und Verschönerung des irdischen Lebens sorgt in immer höherem Masse der Staat, und seine Emanzipation von der Kirche schreitet umso unaufhaltsamer vorwärts, je weniger der moderne Mensch von den Geheimnissen des Jenseits beunruhigt wird und je mehr er seinen Sinn darauf konzentriert, seine Glückseligkeit sowie die der anderen schon auf dieser Welt zu erreichen. Die Aufgabe des modernen Staates besteht also in der Erhöhung des irdischen Glückes und in der Überführung der sozialen Entwicklung auf das Gebiet des werktätigen Altruismus und bedeutet einerseits die Schaffung und Vermehrung neuer wirtschaftlicher Werte, andererseits die Sozialisierung der moralischen Werte. Auf diesem Wege sind die Kulturstaaten schon vom militärischen zum industriellen Typus übergegangen und in der internationalen Konkurrenz kommt die Expansion der Arbeit immer mehr zur Geltung. In der Arbeit und ihrem Schutze sucht und findet der moderne Staat die Quellen seiner Kraft. Die Höhe seines Wohlstandes wird in erster Linie nach der Beherrschung und Ausnützung seiner produktiven Verstandes-, Sitten- und Naturkräfte bestimmt, sowie nach der Entwicklung von Handel, Industrie und anderen Arbeitsgebieten.

Aber sobald die Arbeit zur Hauptader des staatlichen Lebens geworden ist, ist es notwendig, dass zwischen ihr und dem einfachen Arbeiter sowie dem wissenschaftlichen Forscher ein neues Verhältnis geschaffen werde. Und tatsächlich wurden zu keiner Zeit die Resultate der wissenschaftlichen Forschung zur Vervollkommnung der Arbeitsmethoden so erfolgreich verwendet, wie in der Zeit der modernen Technik, und das kausale Verhältnis zwischen der Bildung des Arbeiters und seiner Leistungsfähigkeit wurde niemals so anerkannt als zu unserer Zeit. Fast vor unseren Augen legt der Landmann die Sense weg, um zu der Mähmaschine zu greifen; der Schreiber vertauscht den Federkiel mit der Schreibmaschine; die Kienfackel und Kerze werden durch die elektrische Lampe ersetzt; der Webstuhl macht der Maschinen-

weberei Platz; der Schiffer zieht die Segel ein, als die Schiffsschraube erfunden wird; die Hausfrau legt Zunder und Feuerstein weg, als sie zu den Zündhölzchen greifen kann; der Priester hörte auf, die Teufel auszutreiben, als der Arzt die Epilepsie zu heilen begann; der Richter verliess die Marterwerkzeuge, als die rechtlichen Beweismethoden vervollkommnet wurden; der Arm der weltlichen Gerechtigkeit hörte auf die Ketzer zu verbrennen, nachdem die Gewissensfreiheit anerkannt war; der Landmann verlässt sich bei seinen Arbeiten nicht mehr auf abergläubische Gebräuche, sondern er sucht Rat in den Gesetzen der Chemie; die Mutter setzt die Gesundheit ihres Kindes nicht mit der Konstellation der Gestirne in Verbindung, sondern mit den Gesetzen der Hygiene. Überall steigt die Wissenschaft von ihrer einstigen aristokratischen Höhe auf die breite soziale Ebene herab und rationalisiert in tausenden von Fällen die alltägliche Kleinarbeit.

Aber diese Vermählung der geistigen Arbeit mit der physischen hat einen neuen Arbeitstypus geschaffen. Ob wir nun einerseits den englischen Arbeiter, den sächsischen Handwerker oder dänischen Bauer, andererseits den neapolitanischen Lazzarone, den russischen Mužik (Bauer) oder den slovakischen Taglöhner ins Auge fassen: immer steigt oder sinkt seine Leistungsfähigkeit im direkten Verhältnisse zu seiner Bildung. Und der Staat? Sowie dem Baume selbst der beste Boden nichts nützt, wenn er nicht tausende von Faserwurzeln hat, durch die er die Säfte in Stamm und Blüte leitet: so wäre das Aufblühen der theoretischen Wissenschaften nur eine äusserliche Zierde, gäbe es nicht tausende gebildeter Köpfe und geschickter Hände, welche die Ergebnisse des wissenschaftlichen Strebens in geniessbare Früchte umzubilden verstehen. Die allgemeine Schulpflicht, die Fach- und Fortbildungsschulen, Museen, Ausstellungen und andere Bildungsmittel liefern den Beweis, dass die Bedeutung der Volksbildung wächst und erstarkt, wenigstens durch jene Arten von Schulen, in denen die innere Verbindung zwischen Bildung und wirtschaftlicher Produktion vollkommen offenbar ist.

Aber die Sorge um die höhere Leistungsfähigkeit des Volkes würde sich gar nicht von der antiken Sklaverei unterscheiden, wenn den Arbeitern der gerechte Anteil an den Früchten ihrer eigenen Anstrengung vorenthalten würde. Sobald sich der Staat auf die Arbeit stützte, konnte ihm das Schicksal des »kleinen Mannes« nicht gleichgültig bleiben. Der Arbeitsschutz wurde zum Arbeiter-

schutz. Es entstehen spezielle Gesetze und Normen für die verschiedenen Arbeitsgattungen; die Lohn- und Arbeitszeitregulierung wird zur Angelegenheit des öffentlichen Rechtes, ebenso die Unfall- und Altersversicherung, die Gewerbeinspektorate, die industriellen Gremien, die Handelskammern und andere Organe zur Regulierung der Arbeit. Gleichzeitig bildet sich zwischen dem Staate und dem Arbeiter ein neues moralisches Verhältnis. Die Arbeit erhöht auch den Wert eines einfachen Menschen, erweitert seine bürgerlichen und politischen Rechte und verschafft ihm so einen Anteil an der Entscheidung über sein eigenes Schicksal und an der Führung der öffentlichen Angelegenheiten. Der gegenwärtige Kampf um die Wahlreform ist ein logisches Glied in der historischen Entwicklung: Sobald der Staat seine wichtigste Stütze in der Arbeit gefunden hat, ist es natürlich, dass er mit ihr auch das wichtigste bürgerliche Recht verbindet. Aber da kann die Volksbildung nicht bei einer Vervollkommnung der blossen produktiven Leistungsfähigkeit stehen bleiben; sie muss auch die Gewähr schaffen, dass das Volk seinen Anteil an der gesetzgebenden Gewalt mit Weisheit und zum Nutzen der übrigen Gesellschaft benützen werde. Die Erweckung von sozialen Ideen und Gefühlen, die Bildung des Sinnes für Recht und Gerechtigkeit, kurz die Schaffung der ethischen Bedingungen für das gesellschaftliche Leben: das alles muss einen wesentlichen Teil der Volksbildung ausmachen.

Wenn aber die Ziele der Erziehung des Volkes erhöht werden, müssen auch die Ziele der Bildung seiner Lehrer erhöht werden. Zum Gegenstande der pädagogischen Sorge wurde nicht bloss jeder Mensch, sondern auch der ganze Mensch. So wie die Naturwissenschaften die Aufgabe übernommen haben, alle Reichtümer der Naturschätze und Naturkräfte zu entdecken und zu verwerten, so wendet sich die Pädagogik dem Kinde zu, um die geheimnisvollen Vorgänge seines Werdens zu begreifen und alle Keime seiner körperlichen, geistigen und sittlichen Fähigkeiten zur höchsten Entwicklung zu bringen. In dieser umfassenden Aufgabe wird die moderne Pädagogik zu einer Kunst, der alle Künste dienstbar sein werden, wie auch zur Wissenschaft, welcher eine Reihe von Natur- und Geisteswissenschaften dienen wird. Und Gegenstand dieser durchdringenden Tätigkeit wird nicht mehr ein Häuflein von Auserwählten sein, sondern auch die breitesten Schichten des Volkes. Hieher strebt unaufhaltsam jener fortschreitende Wellenschlag des Lebens, welcher an Stelle des antiken Sklaven und mittelalterlichen

Leibeigenen den freien und gebildeten Arbeiter der Neuzeit geschaffen hat. Von der Verstandes- und Moralentwicklung des Volkes hängt die Qualität und Quantität der Arbeit ab. Aus der Arbeit entspringt die innere Kraft des Staates und durch sie wächst seine internationale Bedeutung. Daher ist das Problem der Volks- und Lehrerbildung keineswegs eine isolierte Bewegung noch das Resultat einer künstlichen Agitation, sondern ein Problem der gleichzeitigen wirtschaftlichen und geistigen Kultur. Es verlangt also in allen Kulturstaaten nach einer Lösung.

* * *

Bis zum Jahre 1849 war die Bildung der čechischen Lehrerschaft sehr primitiv. Als genügende Grundlage der allgemeinen Bildung wurden die Durchschnittskenntnisse betrachtet, welche die Normalschule bot. Die theoretische Fachbildung war nicht organisiert und zur praktischen Ausbildung genügte es, wenn der Lehramtskandidat bei einem erfahrenen Lehrer an der Normalschule drei, später sechs Monate hospitierte und so eine gewisse Vorstellung von der Schulpraxis erhielt. Erst nach dem J. 1849 wurden zweijährige Lehrerbildungsanstalten (»Präparandien«) gegründet, und diese bildeten die Lehrerschaft bis in die siebziger Jahre aus. Zu dieser Zeit ging nach den Hasnerschen Gesetzen die Leitung des Volksschulwesens sowie die Aufsicht über dasselbe in die Hände des Staates über, und durch die Gründung der Lehrerbildungsanstalten hebt eine neue Ära in der Lehrerbildung an. Die vierjährige Studienzeit war verhältnismässig günstig, indem den Kandidaten neben der allgemeinen Bildung auch Belehrung über Psychologie, Logik, Didaktik und Pädagogik zuteil wurde. Die Übungsschulen hinwiederum boten den angehenden Lehrern Gelegenheit, die Arbeit in der Schule zu beobachten und sich darin praktisch zu versuchen. Die übermässige Anzahl (15!) der Lehrgegenstände hatte allerdings zur Folge, dass man in keinem von ihnen die Kenntnisse gebührend vertiefen konnte. Daher kam selbst zur Zeit der Blüte der Lehrerbildungsanstalten die allgemeine Bildung, die sie boten, nicht der in der Mittelschule erreichten gleich, und die Fachbildung hatte mehr dogmatisches Anleiten als selbständiges Beobachten und Entscheiden zum Ziele. Einen weiteren Blick und wissenschaftliche Ausbildung in den pädagogischen Disziplinen sollten nach den Intentionen des Reichsgesetzes besondere Kurse an der Universität schaffen.

Aber trotz alledem war diese erste Periode der Lehrerbildungsanstalten der Gipfelpunkt, den die Lehrerbildung in Österreich überhaupt erreicht hat.

Eine folgenschwere Wendung trat nach 1883 ein. Durch die Bewilligung von Erleichterungen im Schulbesuche durchbrach die Schulnovelle das Prinzip des achtjährigen ununterbrochenen Schulbesuches und richtete in der kulturellen Entwicklung des Volkes Schäden an, die noch einer berufenen Feder harren, welche sie weiteren Kreisen darstellen würde. Gleich verderblich griff die Schulnovelle in die Lehrerbildung ein. Das Organisationsstatut, welches im Sinne der Novelle am 31. Juli 1886 für die Lehrerbildungsanstalten erlassen wurde, setzte die Stundenzahl für die wichtigsten Gegenstände herab und wies die gewonnene Zeit der Religionslehre und Kirchenmusik zu.

Gegenüber dem ursprünglichen Statute vom Jahre 1874 zeigt die folgende Tabelle den Gewinn und Verlust im einzelnen:

Wöchentliche Stundenzahl:

Es verliert	im Jahrgange				Es gewinnt	im Jahrgange			
	I.	II.	III.	IV.		I.	II.	III.	IV.
Pädagogik	—	1	—	—	Religionslehre . . .	—	—	1	1
Geschichte	—	—	—	1	Gesang	—	—	1	1
Naturgeschichte . .	—	—	1	—					
Naturlehre	—	—	1	1	(Neue obligate				
Mathematik	1	1	1	—	Gegenstände)				
Gesang	1	1	—	—	Klavier	2	2		—
Violinspielen . . .	—	—	1	1	Orgel	—	—	2	2

Eine so einschneidende Verschiebung der Stunden musste natürlich auch wichtige Änderungen im Lehrplane zur Folge haben. In der Pädagogik haben die Zöglinge des II. Jahrganges anstatt der »erforderlichen Lehrsätze der Psychologie«, wie das Statut von 1874 verlangte, nach dem J. 1886 nur die »allernotwendigsten psychologischen Lehrsätze« kennen zu lernen. Ähnlich sind im III. Jahrgange nur die notwendigsten Lehrsätze der Logik vorgeschrieben. Im IV. Jahrgange wurden beim Durchnehmen der Geschichte der Pädagogik

die bedeutendsten pädagogischen Schriften beachtet, was in dem neuen Statute vollständig ausgefallen ist. In der Unterrichtssprache wurde ausgelassen: »Die Kenntnis der bedeutendsten Werke der Literatur mit besonderer Berücksichtigung der nationalen Dichtung und vorzüglicher Jugendschriften« und anstatt dessen wurde bloss vorgeschrieben: »die Erlangung einer übersichtlichen Kenntnis des Wichtigsten aus der Literaturgeschichte«.

In der Mathematik wurden weggelassen die bisher vorgeschriebenen Gleichungen 2. Grades, die Lehre von den Logarithmen und die Anfänge der Trigonometrie. Die Geographie wurde dadurch beträchtlich eingeschränkt, dass nur Süd- und Mitteleuropa und die österreichisch-ungarische Monarchie genau und eingehend durchzunehmen seien, die anderen Länder und Erdteile bloss übersichtlich. Die Geschichte wurde anstatt auf vier bloss auf drei Jahrgänge verteilt und es wurde angeordnet, die allgemeine Geschichte solle bloss in abgerundeten Bildern geboten werden. Von dem Lehrstoffe der Naturgeschichte wurde die Entwicklung des Menschen im Kindesalter ausgelassen und da im III. Jahrgange der Naturgeschichte eine Stunde wöchentlich weggenommen wurde, so wurde dadurch auch der Umfang des übrigen Stoffes beschränkt. Die Naturlehre wurde zur Erkenntnis der wichtigsten physikalischen und chemischen Erscheinungen des alltäglichen Lebens und ihrer Gesetze, die durch Experimente zu erkennen seien, verstümmelt. Auch der Naturlehre wurde eine Stunde genommen, so dass die Mechanik im III. Jahrgange bloss auf die wichtigsten Dinge beschränkt wurde und die mathematischen Beweise und Aufgaben aus der Mechanik vollständig wegfielen.

Der Musikunterricht wurde um den obligaten Klavier- und Orgelspielunterricht vermehrt, es wurden ihm Stunden zugegeben und er wurde in der einseitigen Richtung der Anforderungen der Kirchenmusik vertieft.

Für die Anstaltsbibliotheken empfiehlt das neue Statut »besonders Bücher, welche mustergültige Lehrproben enthalten«. So kamen in die Bibliotheken der Pädagogien viele umfängliche methodische Schriften, die keine neuen Ideen verkündeten, keine neuen Gedanken suchten, sondern nur den Lehrstoff der Volksschule in zahlreiche Unterrichtsproben zerzupften. Diese wurden als Muster betrachtet, und da alle wissenschaftlichen Gegenstände an den Lehrerbildungsanstalten beschränkt waren, so ist es kein

Wunder, dass die Zöglinge oft auf der wissenschaftlichen Stufe jener methodischen Schriften erstarrten und dass der gesamte Unterricht schablonenhaft wurde; die Schablone aber tötet jede selbständige, lebendige und freudige Regung in der Schularbeit. Wir werden sie nicht beseitigen können, da ihre Wurzeln in der jetzigen Lehrerbildung haften. Diese Schablone lässt nicht über neue Strömungen im Unterrichte nachdenken; am liebsten hat sie alles Feststehende, alles, was sich in ausgefahrenen Geleisen bewegt. Das ist der Grund, warum die Bestrebungen der besten Arbeiter aus den Lehrerkreisen bei dem grössten Teile der Lehrerschaft kein Verständnis finden und warum die Reformgedanken bloss ein literarisches und Bücherleben haben, in der Praxis aber nur langsam durchdringen.*)

Bis zum Jahre 1883 war die Lehrbefähigungsprüfung für den jungen Lehrer ein mächtiger Sporn, sich nach seinem Abgange von der Anstalt seiner weiteren Fortbildung zu widmen. Nach zwei Jahren musste er vor einer Prüfungskommission beweisen, dass er durch Privatstudien seine Kenntnisse ergänzt, erweitert und befestigt habe. Die Prüfung wurde aus allen Gegenständen abgelegt und war eigentlich eine Vertiefung und Erweiterung der Maturitätsprüfung. Die pflichtmässige Studienzeit wurde so um zwei weitere Jahre verlängert. Der junge Mann, der im praktischen Leben mehr Freiheit genoss als in den Studienjahren, gewöhnte sich, einen bestimmten Teil seiner freien Zeit regelmässig den Anforderungen der Selbstbildung zuzuwenden. Im Laufe des Privatstudiums befestigte er sich unwillkürlich in der Erkenntnis, dass die Lehrerbildungsanstalt eine höchste, definitive und abgeschlossene Bildung nicht verleihe und nicht verleihen könne, sondern dass der Lehrer seine Kenntnisse stets ergänzen und mit Hilfe der Literatur mit dem Fortschritte der Wissenschaften und Erfahrungen, auf die sich sein Beruf stützt, Fühlung behalten müsse. Kurz durch die Lehrbefähigungsprüfung vor 1883 wurde der junge Lehrer angespornt, seine Kenntnisse zu revidieren, sich zu objektiver Autokritik zu erheben und eine geordnete Selbstbildung zu einem bleibenden Elemente seines ganzen Lebens zu machen.

Die Schulnovelle griff auch in diesen wichtigen Übergang von der obligaten Bildung zur Selbstbildung sehr unglücklich ein.

---

*) Siehe L. A. Brůžek: Naše ústavy učitelské a jejich reforma. S. 13—17. (Unsere Lehrerbildungsanstalten und ihre künftige Reform.)

Das Maturitätszeugnis, nach dessen Erlangung der Absolvent der Anstalt nie mehr gezwungen ist, über seine Realkenntnisse Rechenschaft abzulegen, verleitet den jungen und unerfahrenen Menschen zu falschem Selbstbewusstsein und der irrigen Überzeugung, seine Bildung hätte an der Lehrerbildungsanstalt schon die höchste Höhe erreicht und repräsentiere einen genügenden Fond für das ganze Leben. Die Lehrbefähigungsprüfung wird zwar auch nach der Schulnovelle abgelegt, aber mit dem wesentlichen Unterschiede, dass sie auf dem Boden von Kinderlesebüchern und von Lehrbüchern abgelegt wird, welche für die V o l k s s c h u l e genehmigt sind. In formeller Hinsicht wird von dem Geprüften verlangt, dass er sich deutlich und klar ausdrücken könne, in sachlicher Hinsicht sollen die Prüfungskommissionen nicht die Grenzen der für die Volksschulen geltenden Lehrpläne überschreiten.

Ein bisschen methodischer Kenntnisse und die Kenntnis der Lesebücher genügt, dass der Kandidat zum selbständigen Lehramte für geeignet anerkannt werde. Mit einem Worte: Die neue Prüfungsvorschrift drückt die Bildung des Lehrers auf die Stufe des erwachsenen Schülers der Volksschule herab und kehrt dadurch zu dem Stande vor 1849 zurück. Wenn trotzdem die Bildung der Lehrer heute relativ höher ist als damals, so ist dies nur deshalb der Fall, weil auch die Bildung des Schülers gestiegen ist und steigen musste. In Konsequenz dieses Zustandes hob die Schulnovelle die Bestimmungen des Reichsgesetzes über die höheren Lehrerkurse an der Universität und der technischen Hochschule auf. Vielleicht mit Recht: Die Lehrerschaft als Ganzes war nicht so vorbereitet, dass für ihre Weiterbildung hätten Kurse an den Hochschulen errichtet werden können.

*

Volle zwanzig Jahre dauern diese Verhältnisse. Volle zwanzig Jahre schweigen dazu die Völker Österreichs. Nur die Lehrerschaft fühlte gleich im ersten Augenblicke heraus, was dieser Kampf gegen die gesunde kulturelle Entwicklung bedeutet. Daher hat sie durch diese ganzen zwanzig Jahre ein einziges Ziel: die akademische Bildung, und für die ganze fortschrittliche Welt in Österreich den Rat: Weg mit der Schulnovelle!

Um eine fortschrittliche Reform ihrer Bildung bemüht sich die čechische Lehrerschaft fast schon die ganze Zeit der Geltung der neuen Schulgesetze hindurch. Obwohl der Lehrplan für die

Lehrerbildungsanstalten im Jahre 1870 ein unleugbarer Fortschritt war, so entging es doch der Aufmerksamkeit der Lehrerschaft nicht, dass der Umfang der allgemein bildenden Gegenstände nicht die Höhe der Oberklassen der Mittelschule erreichte und dass sich so zwischen der Lehrerschaft und den übrigen Gebildeten eine tiefe Kluft bilde. Daher verlangte schon der erste Lehrertag in Prag im Jahre 1870, die Lehrerbildungsanstalten sollten bei dem Unterrichte einen wissenschaftlichen Standpunkt einnehmen, eine allseitige Bildung bieten und sollten auf den Humanitätsprinzipien der neuesten Zeit errichtet werden. Zehn Jahre später ruft auf dem Prager Lehrertage Dr. G. Lindner, Direktor des Pädagogiums in Kuttenberg, nach einer Reform der Lehrerbildungsanstalten und klagt bitter darüber, dass die pädagogischen Seminare an den Hochschulen noch immer auf dem Papiere bleiben. Im Jahre 1886 fühlt man schon deutlich, wie ungenügend die pädagogische Fachbildung ist, und ein neuer Lehrertag in Prag verlangt, der Pädagogik solle an den Anstalten mehr Sorgfalt gewidmet werden.

Unterdessen offenbarten sich die Folgen der Schulnovelle immer deutlicher durch das Sinken der Lehrerbildung. Der Unterschied zwischen den Absolventen der Lehrerbildungsanstalten und den anderen gebildeten Ständen trat immer klarer zu Tage und wurde gleichzeitig noch durch die wirtschaftliche Krise verstärkt, welche die ganze Lehrerschaft bei den unzulänglichen Gehalten durchmachte. Die geistige und materielle Erniedrigung war da zu gross und zu schmerzlich, als dass sie nicht die tiefsten Grundlagen des Lebens der Lehrerschaft erschüttert hätte. Als natürliche Reaktion gegen alle äusseren Bedrückungen erwacht in der Lehrerschaft die Sehnsucht nach moralischer und materieller Neubelebung, eine Sehnsucht, die zur kritischen Analyse des gesamten ständischen Lebens führt und ihr klares Ziel in der Gleichberechtigung der Lehrerschaft mit den übrigen intelligenten Schichten in materieller Hinsicht sowie hinsichtlich der Bildung findet. In dieser Zeit reift schon die Forderung des Gehaltes nach den vier Beamtenkategorien; auf dem Lehrertage in Kuttenberg 1897 wird bereits laut das Studienprogramm formuliert: die allgemeine Bildung solle der Lehrerschaft die Mittelschule geben, die Fachbildung die Universität. Damit aber die Wendung gleich und ohne allzu radikale Veränderungen im Schulorganismus erfolgen könne, verlangte der Lehrertag als provisorische Vorkehrung, die Lehrer-

bildungsanstalten sollten in ihren vier Jahrgängen soviel allgemeine Bildung gewähren wie die Mittelschule, in dem fünften, neuen Jahrgange die fachliche Ausbildung.

Aber die materielle Not, welche in der Lehrerschaft schon ihren Höhepunkt erreicht und in ihr jeglichen geistigen Flug gelähmt hatte, war Ursache, dass die Standesorganisation alle ihre Kräfte auf die Erringung einer erträglichen Gehaltsregulierung konzentrierte. Diese anstrengende Arbeit erschöpfte die Energie der Lehrerschaft bis zu der Julisession des böhmischen Landtages im Jahre 1902. Die Frage der Lehrerbildung verschwand dem Anschein nach von der Bildfläche der Öffentlichkeit; sie wuchs aber aus tiefem Boden anderorts hervor.

Die čechische Universität, insbesondere ihre philosophische Fakultät, hatte indessen soviel Intelligenz im nationalem Geiste herangebildet, dass dadurch ganz neue Bedingungen für das Aufblühen der wissenschaftlichen Literatur geschaffen wurden. Die Verleger, welche bisher den Schwerpunkt ihrer Tätigkeit in der Belletristik hatten suchen müssen, veröffentlichen mit immer grösserem Erfolge auch streng wissenschaftliche Werke, Originale oder Übersetzungen, ja zwei Firmen J. Laichter und J. Pelcl widmen sich fast ausschliesslich der wissenschaftlichen Literatur. Die Lehrerschaft aller Grade und Kategorien bildete immer den Grundstock der čechischen Leserwelt, und es ist daher natürlich, dass eine grössere Zahl von Schriften aus den Gebieten erschien, die mit dem Lehrerberufe in engster Verbindung stehen. Ein bedeutender Teil der Volkschullehrer liest eifrig und dringt tiefer in die sozialen Ideen unserer Zeit und ihr Verhältnis zur Pädagogik ein. Die Universitätsprofessoren Drtina, Čáda, Masaryk, Krejčí — geben sich nicht mit ihrer reichen literarischen Tätigkeit zufrieden. Unermüdlich und opferwillig erscheinen sie persönlich in den Kreisen der Lehrer, tragen in den Verbänden, in Kursen und auf Versammlungen vor, führen die dankbaren Höher in verschiedene wissenschaftliche Probleme ein und lehren sie die Schulorganisation und die pädagogischen Bestrebungen des Auslandes kennen. Durch all das wird die Bildung des Lehrers direkt erhöht, aber auch indirekt sein Wille auch zur Reform auf offiziellem Boden vorbereitet und angeeifert. Ein weiterer Ausblick in den kulturellen Fragen zeigt ihm einerseits, wie die historische Entwicklung zur Hebung der Volksbildung hinstrebt, andererseits aber wie durch die Schulnovelle die Volksbildung herabgedrückt wird. Die Lehrerschaft sieht, dass in allen Berufen durch die

Wissenschaft die Leistungen der physischen und geistigen Arbeit in Einklang gebracht werden, und findet, dass nur in ihrem Berufe die fruchtbringende Verbindung der wissenschaftlichen Theorie mit der praktischen Schultätigkeit fehle. Sie sieht, dass ein erfolgreiches Wirken eines praktischen Juristen unmöglich und eine segenbringende Tätigkeit des Arztes undenkbar wäre, wenn nicht beide auf der Höhe ihrer Wissenschaft ständen, und findet, dass nur der Lehrerschaft fremde Vorschriften, Winke und Ratschläge an Stelle eigener gründlicher Kenntnisse genügen sollen.

Daher kehrt die Lehrerschaft zur Frage der Vorbildung mit grösserer Klarheit zurück, und als ihr nach dreissigjährigem Streben nach einer Reform der Lehrerbildungsanstalten in den Vorschlägen Hirns eine neue Enttäuschung zuteil geworden ist, löst sie ihre Hoffnungen endgiltig von den Lehrerbildungsanstalten ab und verlangt eine Reform auf Grund folgender Prinzipien:

Die allgemeine Vorbildung werde beendet, bevor die fachliche Ausbildung anhebt. Die allgemeine Bildung der Lehrer sei gleich der Bildung der übrigen Gebildeten, sie beharre fest auf dem Standpunkte der wissenschaftlichen Wahrheit und werde auf Reform-Mittelschulen erteilt. Vor Beendigung der allgemeinen Vorbildung werde niemand zu einem bestimmten Berufe vorherbestimmt. Die pädagogische Fachbildung werde mit steter Rücksicht auf die Entwicklung der Wissenschaften und der Gesellschaft erteilt; sie sei frei von allen einseitigen Tendenzen und werde an einer zweijährigen pädagogischen Akademie mitgeteilt, welche im Studium den Charakter der Hochschule hätte. Für die angehenden Bürgerschullehrer sollen ausserdem Spezialkurse an der Universität, der technischen Hochschule und der Akademie der Künste errichtet werden.

Neben diesem Kampfe, welcher so schon durch dreissig Jahre zwischen den Anforderungen der čechischen Lehrerschaft und dem Standpunkte der Regierung besteht, gibt es noch einen zweiten Kampf, in dem die Lehrerschaft nicht als aktive Partei auftritt, sondern bloss als Gegenstand des Streites zweier sozialer Körper. Die Kirche kann nicht vergessen, dass die Schule durch lange Jahrhunderte ihre legitime Tochter war. Das Jahr 1869 hat zwar die Schule dem Staate übergeben, aber vollständig übergab es nur die Leitung der äusserlichen Angelegenheiten. Im Inneren beliess der Staat der Kirche einen so grossen Einfluss, dass die Schule seither die Spur einer zweifachen Tendenz aufweist; die eine hat

das religiöse und kirchliche Leben im Auge, die andere die Anforderungen des bürgerlichen Lebens. Für die Lehrerbildung bedeutet dieser innere Dualismus, dass die Kirche immer auf Seite derer sein wird, welche wollen, dass in der Lehrerbildung der Autoritätenkultus, der Geist der Entsagung, überhaupt alle passiven Tugenden vorherrschen, wogegen das Interesse des Staates immer darin bestehen wird, die Lehrerbildung solle dem Lehrer einen schöpferischen, freien, kritischen, iniziativen, künstlerischen Charakter ausdrücken, damit seine Arbeit ein belebender Strom sei, in welchem Geschlecht nach Geschlecht sich verjüngt und wiedergeboren wird nicht nur für eine Seite des Lebens, sondern für alle Werte, wie sie aus Wahrheit und Schönheit entspringen, dem Kampfe und Frieden des vollen Lebens.

So fordert z. B. das Statut von 1874 — in welchem die Kirche dem Staate nachgab — womöglich dazu auf, dass die Zöglinge der Lehrerbildungsanstalten befähigt würden, sich selbst weiterzubilden; es kümmert sich sogar um die Privatlektüre und sorgt dafür, dass sie die Hauptwerke der Weltliteratur wenigstens in Übersetzungen kennen lernen.

Das Statut von 1886 — in welchem der Staat der Kirche nachgab — empfiehlt für die Anstaltsbibliotheken besonders methodische Bücher mit Unterrichtsmusterbeispielen. Im Jahre 1874 war man also dafür besorgt, dass der Geist des angehenden Lehrers durch Berührung mit der Weltliteratur zu weitestem Ausblicke geweckt und erleuchtet werde, damit er zur kritischen Analyse seiner eigenen Arbeit fähig werde und an sie den Masstab der höchsten Resultate der Weltliteratur anlege — und im Jahre 1886 war man darum besorgt, dass er in methodischen Handbüchern bequem fertige Dogmen finden könne und so für sein ganzes Leben gegen alles unverwundbar sei, was zu selbständiger schöpferischer Arbeit verleiten könnte. Dort offenbart sich das Streben nach einem aktiven, hier das Streben nach einem passiven Charakter der Lehrerbildung, ein ebenso tendenziöses, wenngleich mehr verdecktes Streben, wie wenn das Statut von 1874 dem Musikunterrichte — auf Violine und Gesang beschränkt — eine kunsterziehliche Sendung verzeichnet, wogegen das Statut von 1886 schon obligates Orgelspiel zu Kirchenzwecken einführt.

(Schluss folgt.)

RUNDSCHAU.

Deutsche, lernt čechisch!

»Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter die Fülle«, könnten die Čechen ausrufen, wenn sie an die masslosen Kämpfe zurückdenken, die seit dem Jahre 1848 um das Prinzip ausgefochten wurden, das in dem obigen Losungswort anerkannt erscheint. Damals pflanzte man auf čechischer Seite das Banner der Gleichberechtigung auf: Jeder Staatsbürger soll in seinem Heimatlande in seiner Sprache sein Recht finden, die Beamten sollen, um das zu ermöglichen, beider Landessprachen in Wort und Schrift mächtig sein. Diesem Anspruch gegenüber stellten sich jedoch die Deutschen in Böhmen auf einen diametral entgegengesetzten Standpunkt. Nein, das wäre keine Gleichberechtigung, die Čechen können deutsch, wir müssten čechisch erst lernen, und da das nicht geht, könnten unsere Söhne keine Beamten werden. Wie der Čeche sein Recht findet, ist seine Sache, die Hauptsache ist, dass ein Deutscher Beamter werden und bis in die höchsten Rangsklassen aufsteigen kann, ohne čechisch zu lernen!

In diesen beiden Prinzipien, die bei jedem Versuche, im Laufe der folgenden Jahre den nationalen Frieden durch Regelung der Sprachenfrage zu begründen, heftig aufeinander platzten und unendliche Kämpfe entfesselten, ist der Gegensatz zwischen dem Nationalismus der beiden Völker ausgesprochen, Nationalismus der breiten Massen einer-, Oberklassennationalismus andererseits, Sorge um das Wohl und Wehe des Bauers, des Handwerkers, der Dienstmagd, des Angeklagten bei den Einen, Sorge um die Karriere des Beamten, um bequemen Dienstbetrieb des Richters bei den Andern. Wenn man sich dieses Gegensatzes des beiderseitigen Nationalismus, des demokratischen und des aristokratischen, nicht überall klar bewusst wurde, so lag das an der felsenfest gewurzelten Überzeugung von der Wahrheit zweier Sätze: die Čechen können deutsch, und das Deutsche ist für den Čechen viel leichter zu lernen als das Čechische für den Deutschen. Der erste, der natürlich nur von den sogenannten besseren*) Čechen sprach, beruhte darauf, dass in älterer Zeit der Čeche,

*) Ein hübsches Analogon erheiterte mich heuer bei meinem Aufenthalt auf Fanö. In Nordby trat ich in einen Friseurladen und erfuhr zu meiner

der kein Sprachentalent besass, grausam nicht bloss von der Beamtenkarriere sondern von jedem Versuche, sich im Leben oder der Gesellschaft geltend zu machen, schon im Knabenalter zurückgestossen wurde, und verlor mit der Zeit seine Geltung vollständig; der zweite galt lange auch bei uns als Glaubensartikel, bis der allzufrüh dahingegangene Ferdinand Jokl*) ihm ein Ende bereitete, indem er schlagend nachwies, dass unter sonst gleichen Umständen das Deutsche dem Čechen unverhältnismässig grössere Schwierigkeiten bereite als das Čechische dem Deutschen. Für die Aussprache bietet das Čechische nur im ř einen der westlichen Sprachen unbekannten Laut, der aber erfahrungsgemäss leicht erlernt wird, dagegen ist der deutsche Akzent dem einförmigen čechischen gegenüber ungemein schwer zu bewältigen. Das deutsche Verbum stellt mit seinem Konjunktiv, seiner vielfachen, schwer zu merkenden Flexion, seinen feinen und doch wieder so oft unbeachtet bleibenden Zeitunterschieden geradezu unerfüllbare Forderungen, denen im Čechischen nur die Bezeichnung der Handlungsdauer gegenübersteht, deren Schwierigkeit weit überschätzt wird. Für die Konjugation besitzen wir nur drei Typen, die leicht auseinander zu halten sind. Die dreifache Wortfolge im Deutschen hat kein Gegenstück im Čechischen, das Geschlecht der Hauptwörter ist hier leicht kenntlich, im Deutschen genügt es allein, um den Schüler zur Verzweiflung zu bringen; und nun erst der »dreifache Artikel«, wie Jokl sagt, welcher französisch denkend, die Weglassung des Artikels als Article partitif behandelt. Jeder Versuch, in dieses Dickicht Regeln zu hauen, muss scheitern, gelten doch dieselben logischen Prinzipien für den deutschen wie für den französischen Artikel und doch: welche Unzahl von Fällen gibt es, in denen sie nicht übereinstimmen! Warum sagt der Franzose faire la guerre statt des deutschen Krieg führen? und warum sauter de cheval statt vom Pferde springen? Das Čechische kennt keinen Artikel und bietet somit nicht die geringste Schwierigkeit. — Damit hängt die deutsche Adjektivflexion enge zusammen, welche jeder ältere Lehrer als unüberwindlich anerkennen muss, und man muss dem Schlusse Jokls,

Verwunderung, dass der Barbier, ein Berliner, nicht dänisch spreche. »Meinen Sie nicht«, sprach ich, »dass in Berlin ein bloss dänisch sprechender Barbier sehr schlechte Chancen hätte? »Ist es ein Fehler, dass ich hier arbeite?« fragte er zurück, und ich bereute jedes scharfe Wort, das ich ihm hatte geben wollen, solange ich ihn für den Meister gehalten. »Der Arbeiter nimmt Arbeit, wo er sie findet, und niemand darf von ihm Sprachenkenntnisse verlangen wie von dem selbständigen Unternehmer oder Beamten. Da wurde er gesprächig und erzählte, dass er mit seinen dänischen Brocken ganz gut auskomme, und schloss mit dem Triumphe: »Übrigens kann jeder bessere Däne deutsch!« Ich musste laut auflachen, machten doch gerade in der besten dänischen Gesellschaft wie im Verkehr mit dem Volke meine Landsleute täglich Erfahrungen, ein wie unzureichendes internationales Verständigungsmittel in Dänemark das Deutsche war ... aber der deutsche Barbier hatte für Lebenszeit seine Klassifikation fertig und wusste, wer ein besserer Däne ist.

*) Prager »Athenaeum« X. Jahrg. (1893) S. 1 ff. 40 ff.

dass unter sonst gleichen Umständen der Deutsche viel leichter čechisch erlerne als der Čeche deutsch, unbedenklich zustimmen.

War es somit unrichtig, dass der Čeche deutsch könne, dass er es leicht erlerne, so wurde und wird auch eine weitere an sich richtige Betrachtung übertrieben: der Čeche gewinnt durch Erlernung der zweiten Landessprache unendlich viel, eine Weltsprache, den Zugang zur gesamten Weltkultur, der Deutsche verschwendet nur seine Zeit an ein wertloses Idiom und gewinnt kulturell gar nichts.

In löblicher, aber vielleicht allzu weitgetriebener Bescheidenheit waren wir bereit, diese deutschen Lehrmeinungen unbedingt anzunehmen, es liesse sich aber auch hier manches einwenden. Es ist gar kein grosses Glück, wenn alle Gebildeten eines Volkes dieselbe Weltsprache lernen; und das Vertrauen in die Weltsprachen kann überhaupt leicht allzugross werden. In dem eben erschienenen ersten Hefte der kroatischen »Hrvatska smotra« lesen wir einen Bericht über eine pädagogische Studienreise nach Norwegen und darin die Worte: »In Norwegen und Schweden kommt man überall mit dem Deutschen gut durch, noch besser mit dem Englischen« — ganz natürlich, für wen wären denn sonst die Gasthöfe dieser Länder eingerichtet? aber wenn die Deutschen oder Engländer das norwegische oder schwedische Schulwesen studieren wollen, so senden sie Fachleute aus, die der norwegischen oder schwedischen Sprache mächtig und nicht gezwungen sind, sich mit dem Direktor der Volkshochschule durch Vermittlung einer zufällig dort zu Besuche weilenden Klaviervirtuosin zu verständigen. Solche Fachleute besitzen die grossen Völker und sie sehen darum überall mit eigenen Augen, während die kleineren zu solchen Studien keine Zeit behalten und in den übereifrig und allzu allgemein gelernten Weltsprachen Talismane sehen, die alle Türen öffnen. Andererseits ist der Gewinn, den man durch Erlernung des Čechischen erzielt, nicht gar so minimal, wie es scheinen will. Jede neu erworbene Sprache ist bildend, zunächst formal; sie lehrt uns, den Begriff von seinem Ausdruck zu unterscheiden, sie bereichert unseren Vorstellungskreis, sie ermöglicht uns, in fremde Verhältnisse mit Verständnis Einblick zu erhalten, da uns eine fremde Journalistik zugänglich wird, sie eröffnet uns eine Literatur, und alles dies lässt sich beim Erlernen einer im Lande gesprochenen Sprache viel gründlicher erreichen als wenn man in der Schule Sprachen weitentlegener grosser Völker lernt. Die čechische Sprache ist die Repräsentantin einer alten Kultur und zu alledem eine Brücke zur Erlernung der übrigen slavischen Sprachen, sie eröffnet also den Zutritt zu einer Literatur und einem Wissensgebiet, das ihre geographischen Grenzen weit überschreitet. Sie ermöglicht dem Kaufmann, für seine Waren bei einer kaufkräftigen Bevölkerung Absatz zu finden, sie ist für den Advokaten und den Arzt im gemischten Sprachgebiete unschätzbar, jedermann, vom einfachsten Handwerker bis zum Forscher, der in allen Wissensgebieten auch čechische Arbeiten genannt findet, kann zuweilen seine Sprachkenntnisse verwerten — das Opfer, das mit der Erlernung der čechischen Sprache gebracht wird, ist nicht übermässig gross.

Es ist fraglich, ob uns der Entschluss der Deutschen wohlvorbereitet trifft; die Deutschen erfassen einen günstigen Augenblick und fordern zum Sturme auf die čechische Sprache auf. Sie werden sie, daran ist kein Zweifel, leicht erobern, da ihre Bollwerke nicht so fest sind, wie sie selber denken und da es bekannt ist, mit welcher Energie sie sich fremder Sprachen zu bemächtigen wissen. Eines unserer wenigen Privilegien, die Zweisprachigkeit, geht uns verloren, eben zu einer Zeit, da die Schwierigkeit der Erlernung der deutschen Sprache sich mehr als je geltend macht, da jene »gleichen Umstände«, von denen Jokl hypothetisch sprach, sich fast eingestellt haben. Unsere Jugend hat längst keine Gelegenheit mehr, von der älteren Generation ein gutes Deutsch spielend erlernen zu können, sie hat nur noch in beschränkter Zahl Lehrer, welche die Sprache in wünschenswertem Grade beherrschen würden (Stipendien für angehende Mittelschullehrer zum Aufenthalte an deutschen Universitäten werden nur ganz ausnahmsweise erteilt), die ganze Wucht der Schwierigkeit beginnt sich fühlbar zu machen, gerade in dem Moment, in dem sich die Deutschen auf die čechische Sprache werfen wollen.

Und dennoch heissen wir den Entschluss der deutschen Parteileitung willkommen; die ihm entsprechende Forderung nach Einführung der deutschen Sprache als obligaten Lehrgegenstandes an allen Mittelschulen steht auf dem Programm jeder čechischen Partei, und eine davon hat schon vor sechs Jahren diese Forderung aufgenommen, ohne sie wie sonst üblich mit der obligaten Einführung des Čechischen an den deutschen Schulen zu verknüpfen.*)

Und dann, mag noch so sehr der Hass die neue Forderung diktiert haben, es ist uns nicht bange, dass die Wirkung ein wenig anders ausfallen wird, als die Politiker erwarten. Man vertieft sich nicht in Sprache und Leben eines Volkes, ohne ihm auch sonst näher zu treten, unsere Literatur wird ein neues Publikum gewinnen, das Studium der Sprache wird persönliche Beziehungen im Gefolge haben, die den künftigen Frieden zwischen den beiden Nationen nur fördern können. Wir fürchten schliesslich auch die mit unseren eigenen Waffen kämpfenden Deutschen nicht.

Aber es erwächst uns eine neue Pflicht, — der neuen Waffe eine neue Rüstung entgegenzustellen, und das wird die blosse gesteigerte Kenntnis des Deutschen nicht sein dürfen, im Gegenteil wäre jede Forcierung des deutschen Sprachunterrichts vom Übel und gedankenlose Nachahmung des Gegners. Die bisherigen Institutionen und Kräfte genügen in dieser Hinsicht vollkommen, wenn jeder an seinem Orte seine Pflicht tut, der Lehrer durch gewissenhaftes Unterrichten, der Bürger durch mannhaftes Erkämpfen der Rechte seiner eigenen Sprache. Der Zustand, dass die deutsche Sprache als einziger Weg

*) Rahmenprogramm der realistischen (jetzt Fortschritts-) Partei vom Jahre 1900, S. 57. »Das Deutsche werde wegen seiner kulturellen Bedeutung wie auch als Sprache eines durch Heimatgemeinschaft und zahlreiche Berührung mit uns verbundenen Volkes an den Mittelschulen als obligater Lehrgegenstand gelehrt.«

zur Erlangung höherer Bildung, als notwendige Bedingung zur Ausübung staatsbürgerlicher Rechte betrachtet werde, darf nicht wiederkehren.

Noch auf einen Umstand mag beizeiten hingewiesen werden. Der Bann ist von den čechischen Sprachkenntnissen genommen, zum Verwundern viele werden jetzt mit einemmale ihre Kenntnisse entdecken, die sie bisher vorsichtig verschwiegen haben. Und oft werden diese Kenntnisse nur in der Einbildung vorhanden sein. Man hat schon präludiert, und diese Forderung wird, ehe wir uns versehen, sehr laut werden, dass wir mit dem angelernten Čechisch nicht zu streng ins Gericht gehen, und die höchste Instanzen werden, je höher sie sind, desto rascher bereit sein, die čechischen Sprachkenntnisse vorzüglich zu finden.

Dieselben Herren, die einen falsch gesetzten Artikel, eine verunglückte Wortfolge, einen falschen Kasusgebrauch im Deutschen mit Verwunderung und Entsetzen wie etwas Unglaubliches anstaunen, werden allzu rasch bereit sein, die gröbsten Versündigungen gegen die Elementargrammatik als mangelnde »Feinheiten« der Sprache zu übersehen. Gegen solche systematische Misshandlung unserer Sprache müssen wir auf der Hut sein. Wir müssen verlangen, dass der niedere Beamte zum mindesten wirklich verstehe, worüber er berichten soll,*) und dass der hohe Beamte, der etwa vor dem böhmischen oder mährischen Landtage die Regierung vertreten wird, die Sprache nicht nur richtig sondern auch der hohen Versammlung angemessen in ihrer edelsten Form handhabe.

Vor bald zehn Jahren hat der Ruf »Deutsche, lernt nicht čechisch!« dieses Reich im tiefsten aufgewühlt und an den Rand des Abgrunds geführt, möge der neue Rat, welches immer seine Absicht sei, ein Mittel werden, diese schweren Wunden zu heilen.

Zehn Jahrgänge „Volné směry".

Vor zehn Jahren vereinigten sich einige junge Maler und Bildhauer aus dem Vereine »Manes« in Prag mit zwei Schriftstellern, und dieses kleine Häufchen gründete mit grosser Begeisterung und lächerlich kleinem Kapital die erste čechische Kunstrevue Volné směry (freie Richtungen) — ein unbestimmter, aller möglichen Deutungen fähiger Name, dem erst die Zeit seine Färbung verleihen sollte.

Die erste Redaktion betrug sich bei der Auswahl der Beiträge und in dem kritischen Teil sehr konziliant: sie empfing Beiträge und

---

*) Welche Gefahr für das Rechtsbewusstsein schlechte Sprachkenntnisse mit sich bringen können, zeigte neulich der Fall eines Polizeibeamten, der eine politische Rede zum Gegenstande eines Kriminalprozesses machte und sie sowenig verstanden hatte, dass er má-li (wenn er hat) und malý (klein) verwechselte! Die Deutschen in Böhmen verlangen jetzt bereits, der Beamte solle auch des Dialektes mächtig sein — mit wie viel mehr Recht kann man auf gründliche Beherrschung der Sprache dringen!

dadurch gleichsam die offizielle Sanktion auch von den führenden Künstlern der älteren Generation, sie sicherte sich durch ihre bescheidenen Ansprüche auch die Mitwirkung oder wenigstens die Unparteilichkeit der ausserhalb des Manes stehenden Künstler, und verschaffte so der Zeitschrift einen gewissen soliden Ruf, der für ihre Existenz umso wichtiger war, als man keine materielle Stütze besass: der Verein war arm und konnte die literarischen und künstlerischen Beiträge, ja nicht einmal die Redaktionsarbeiten honorieren.

Selbstvertrauen und einen bestimmteren Charakter fand die Zeitschrift schon im zweiten Jahrgange. Zu dieser Zeit kam es zur ersten Ausstellung des Vereines Manes, welche durch ihren künstlerischen Erfolg auch die Veranstalter selbst überraschte und als erstes Auftreten der jüngeren Generation in der čechischen Kunstgeschichte wohl ebenso denkwürdig bleiben wird wie in den achtziger Jahren der Konkurs aus Anlass der künstlerischen Ausschmückung des Nationaltheaters in Prag.

Die Volné směry begleiteten damals die Ausstellung mit einer Art Programmartikel; er war freilich so zahm und stellte sich so nahe Ziele, dass auch in Böhmen nicht ganz zehn Jahre genügten, sie im ganzen zu erreichen; und heute ist er nur noch historisch interessant, dass es in den letzten Jahren des XIX. Jahrhunderts nötig war, die Freiheit zur rein malerischen Arbeit ohne literarische, historische oder moralistische Pointen und Vorwände zu reklamieren!

In den ersten drei Jahrgängen arbeiteten an der Zeitschrift auch Schriftsteller mit, und eine ganze Generation junger Dichter debutierte in ihren Spalten. Nach drei Jahren getraute sich die Zeitschrift mit fachlichen Texten auszukommen und die Belletristik wurde zum grössten Teile aufgegeben. Dies fiel in dieselbe Zeit, als sowohl im Vereine als auch in der Zeitschrift eine jüngere, radikalere Partei sich zur Arbeit meldete; aber den Anstoss gaben und zu Wortführern der gleichgesinnten Künstler wurden wieder Schriftsteller. Herr J. Hilbert provozierte durch zwei Artikel in der Frage Altprags ein Zerwürfnis zwischen der konservativen und der fortschrittlichen Partei und Herr K. S. Neumann sprach im Namen der bildenden Künstler die Forderung scharfer, rücksichtsloser Kritik aus. Die Folge war, dass sich die Mitarbeiter fast nur auf die Mitglieder des Manes einschränkten. Den bildenden Künstlern fiel nun die Aufgabe zu; die ausgreifenden Programme der Literaten zu realisieren. Es handelte sich zuerst um eine engere Berührung mit der Fremde, deren Niveau fortan auch der Masstab für die einheimische Tätigkeit sein sollte. Das Programm der Zeitschrift wurde auch auf fremde Beiträge erweitert und es ist charakteristisch, dass die ersten fremden Maler, deren Werke in der Zeitschrift erschienen, Degas und Manet waren, und dass ihren Text die ausgezeichneten alten Kritiken von Huysmans bildeten, darunter auch die erste Anpreisung des damals noch ganz unbekannten Ganguin.

Mehr direkten Einfluss auf das Prager Kunstleben als diese erste Verbeugung vor dem Inpressionismus hatte eine Sondernummer der

modernen Architektur, die von Prof. Kotěra für jene Zeit musterhaft zusammengestellt war.

Die Auswahl der heimischen Beiträge wurde von dieser Zeit an immer strenger und die fremde Rubrik zeigte, obwohl ziemlich programmlos und zufällig geleitet, doch im Laufe der Zeit dem heimischen Publikum reiche Ausblicke in unbekannte Welten. Am wichtigsten war die inhaltsreiche Rodinnummer im fünften Jahrgange, welche auch die grosse Rodinausstellung in Prag 1902 im Gefolge hatte, für welche der Verein ein eigenes Ausstellungsgebäude errichtete und die der Meister persönlich besuchte. Die Bekanntschaft mit einer so starken künstlerischen Individualität, vielleicht der stärksten der ganzen modernen Kunst, war das grösste Ereignis im Prager Kunstleben des letzten Dezenniums. Die Richtung der Volné směry war seit dieser Zeit gegeben.

Zu Ende des fünften Jahrganges trat auch ein anderes, für die fernere Entwicklung der Zeitschrift sehr wichtiges Ereignis ein: Es veröffentlichte zum erstenmal darin eine Arbeit F. X. Šalda, der beste čechische Essayist, welcher durch seine Beiträge seit dieser Zeit den Geist der Zeitschrift entscheidend beeinflusst hat. Gleich im sechsten Jahrgange focht er hier eine glänzende Polemik mit Herrn V. Mrštík aus, in welcher zum erstenmale bei uns die ganze Wichtigkeit des künstlerischen Stils prägnant beleuchtet wurde. Seine Artikel klärten bald viele von den Prinzipien und Programmfragen auf. Es geschah freilich auch bald, dass die langsame Praxis der bildenden Künste, der ausgezeichneten literarischen Theorie nachzuhinken begann.

Die Zeitschrift hatte die Aufgabe, die hervorragende heimische und fremde Produktion kritisch zu begleiten und durch Auswahl zu illustrieren, aber sie empfand zugleich das Bedürfnis, ihre Leser auch mit wichtigen Erscheinungen in der älteren Kunst bekannt zu machen, soweit sie zum Verständnis der modernen Entwicklung notwendig sind. Diese historischen, pädagogischen und chronistischen Bestrebungen standen sich gegenseitig im Wege. Was in der Fremde abgetan, was im Text schon längst ausgefochten war, das wurde langsam und unregelmässig in den Illustrationen nachgeholt. Hier wechselten in bunter Reihe Segantini, Whistler, Meunier, die französischen Impressionisten Puvis de Chavannes, Delacroix, Liebermann, die Worpsweder, Munch, dann auch Rembrandt und Giorgione, und wieder Ganguin — scheinbar programmlos, schwankend und verwirrt.

Alles, was ich hier ausstelle, und vieles andere lässt sich gewiss durch die Schwierigkeiten des Anfangs entschuldigen und erklären; zehn Jahre sind im Leben einer Zeitschrift noch keine so lange Zeit und die heutigen Volné směry haben auch mit allen ihren Mängeln im čechischen Kulturleben ihre bestimmte Bedeutung. Es kommt darauf an, wie sie sich weiter entwickeln werden. Fest steht, dass sie ihr Niveau durch immer strengere Auswahl der Beiträge erhöhen müssen; die Gesichtspunkte, von denen dies geschehen wird, sind freilich verschieden. Es wäre verhältnismässig leicht noch mehr Aufmerksamkeit der fremden Produktion zu widmen und aus jenem

reichen Material zu schöpfen; aber man wird dabei die Gefahr vermeiden müssen, dass das Blatt allzusehr in Theorie verfalle und die Berührung mit dem einheimischen Kunstleben verliere.

Die heutigen Volné směry sind eine Zeitschrift von grossem Ehrgeiz. Als sie am Anfange des neunten Jahrganges ihr Programm erweiterten und den Untertitel »Zeitschrift für künstlerische Kultur« annahmem, schrieb Herr F. X. Šalda einige schöne und stolze Worte zur Erläuterung dieser Namensänderung: ». . . wir wollen dem künstlerischen Gewissen des Heute behilflich sein, seinem Entstehen und Wachsen bei uns — und so wollen wir das kulturelle Morgen vorbereiten . . .

Denn unser schliessliches Ziel ist, aus allen Kräften dazu beizutragen, dass aus dem künstlerischen Geiste die Seele der Gesellschaft werde — dass die Gesellschaft als nährender Mutterboden — nicht als Stiefmutter — der künstlerischen Ernte diene . . .«

Um so hoch gesteckte Ziele zu erreichen, werden neue zehn Jahre keine allzulange Frist sein, und die Arbeit, welche die Volné směry hier erwartet, wird schwerer sein als die bisherige vorbereitende. Vielleicht wird es ihnen gelingen, Männer von Geschmack und wirkliche Künstler um sich zu scharen, soviel ihrer schon jetzt in Böhmen sind d. h.: vorurteilslose und iniziative Männer von welcher Profession immer und wirkliche Liebhaber der Schönheit.*)

Miloš Jiránek.

Aus der čechischen Frauenbewegung.

Der Monat Oktober, der auch die letzten Nachzügler in die Mauern der Städte zurückführt, pflegt der Beginn aller öffentlichen Tätigkeit, besonders in Frauenkreisen zu sein; es dürfte deshalb angezeigt sein, zu Anfang einer neuen Arbeitsperiode die vergangene von 1906 kurz zu rekapitulieren.

Die projektierte Wahlreform, d. i. die wünschenswerte Einführung des allgemeinen und gleichen Wahlrechtes hat auch in sämtlichen Frauenkreisen, den bürgerlichen wie den proletarischen, eine lebhafte Bewegung hervorgerufen. An den imposanten Demonstrationen zu Gunsten des allg. Wahlrechtes, die im November in Prag stattfanden, beteiligten sich neben Arbeiterinnen beider Fraktionen (der sozialdemokratischen und der national-sozialen) auch zahlreiche Frauen und Mädchen der Intelligenz, Studentinnen, Lehrerinnen usw. Im Dezember inszenierten dann die Vertreterinnen verschiedener Frauenkreise eine grossartige Versammlung, wo der Wunsch der Frauen, durch die zu-

*) In den letzten Jahren traten von fremden Kritikern in den Volné směry mit handschriftlichen Arbeiten die Herren J. Meier-Graefe, K. Scheffler nud C. Mauclair auf, für den nächsten Jahrgang wurde ferner Herr Ch. Morice gewonnen.

künftige Reform gleiche Bürgerrechte zu erlangen, auf erschöpfende Weise erläutert und begründet wurde. Tausende von Frauen waren zugegen, auch von Seiten der Männer war das Interesse gross; Versammlungen, Beratungen und Vorträge fanden jedoch nicht nur in Prag, sondern auch an vielen Stellen auf dem Lande, besonders in Industriestädten statt. Wie bekannt fanden die zahlreichen Petitionen auch nicht die geringste Erhörung und im Wortlaute der projektierten Wahlreform kamen die Frauen gar nicht vor. Dies gab Anlass zu neuerlichen Protestversammlungen, an denen sich jedoch die Frauen der sozialdemokratischen Partei nicht mehr beteiligten, da sie im Einvernehmen mit ihrer Parteileitung bis auf weiteres auf das Wahlrecht verzichteten, in der Hoffnung, die Männer ihrer Partei würden es ihren erringen, sobald sie es für sich selbst erkämpft hätten. Die Frauen der Intelligenz, die Lehrerinnen, Studentinnen, die Arbeiterinnen nationalsozialer Observanz jedoch bemühten sich weiter mit Petitionen und Resolutionen.

Das Interesse für öffentliche und politische Fragen ist unter den čechischen Frauen äusserst lebhaft; dies bewiesen schon vor einem Jahre die Anträge, welche die Frauen, nach Beratungen mit juristischen Kreisen, zur Reform des bürgerlichen Gesetzbuches einreichten. Dieses Jahr folgten Beratungen und Anträge zur Reform des Strafgesetzbuches, wobei die Frauenkreise den Rat von Ärzten, Soziologen und Juristen einholten. Sehr natürlich war es, dass jene Paragraphen des Strafgesetzbuches, welche das Weib und seine Sünde und Not betreffen, neuen Eifer in der Bekämpfung der Prostitution hervorriefen; dieser äusserte sich in Vortragszyklen, in Beratungen mit Fachmännern, in Interventionen bei der Polizei und Bemühungen um Schutzmassregeln auf Bahnhöfen. Leider ist diese wünschenswerte Institution, die in der Schweiz und anderswo von den »Amies des jeunes filles« so zweckmässig durchgeführt worden ist, in Prag noch nicht ganz realisiert worden, obgleich die Stadtgemeinde ihrem unentgeltlichen Stellenbureau ein Asyl für Dienstmädchen zugesellt hat, wohin die nach Prag kommenden Mädchen geführt und so den Händen der Kupplerinnen entrissen werden können.

Die Dienstboten haben sich im vergangenen Winter organisiert und haben zu ihren Versammlungen auch Vertreterinnen der Dienstgeber eingeladen. Da wurden denn Pflichten und Forderungen von allen Seiten beleuchtet und der Grund nicht nur zur Hebung des Dienstmädchenstandes, sondern auch zu friedlichem Einverständnisse zwischen Herrin und Dienerin gelegt.

Die viele und eifrige Arbeit der Frauen findet allmählich auch in den leitenden Männerkreisen Anerkennung; so wurden sie aufgefordert, ihre Delegierten in den »Volksrat« und den ihm angegliederten »Kulturverband« zu senden; übrigens bildet sich kaum ein Comité zu Sonderzwecken, das nicht Frauen (hauptsächlich Delegierte des »Zentralfrauenvereins« und des »Frauenklubs«) kooptieren würde. Bei den beiden grossen Jubiläen des Jahres 1906 — Svatopluk Čech und Karl Havlíček — hatten die čechischen Frauen hervorragenden Anteil als

Festordnerinnen; sie veranstalteten auch manche Feier im eigenen, engeren Kreise. Als die projektierten klerikalen Verordnungen des böhmischen Landesschulrates alle aufgeklärten Gemüter mit Zorn und Bangen erfüllten, traten die Frauen mit Artikeln und Versammlungen in die Reihen der Streiter, ebenso bei der geplanten Reform des Eherechtes. Dieser antiklerikale Kampf der čechischen Frauen begann ziemlich eifrig bereits im Vorjahre, wo dem »Nonnengymnasium« auf den Königl. Weinbergen das Handwerk gelegt werden sollte. Es gelang nicht, das Nonnengymnasium existiert leider weiter; indessen fielen doch mancher Frau die Schuppen von den Augen, und dem Mädchen-Gymnasium des Vereines »Minerva«, dem ältesten in Österreich-Ungarn, wurde mancher Gönner zugeführt und reiche Gaben zugewendet. Traurig bleibt immerhin die Tatsache, dass eine äusserst grosse Zahl von Frauen und Mädchen des čechischen, einst hussitischen Volkes, des Volkes der Brüdergemeinde, ein willenloses Werkzeug in den Händen des katholischen Klerus ist, darunter manche Gattin und Tochter freisinniger Würdenträger und Volksführer. Hier dürften nur eine äussert eifrige Fortsetzung von wissenschaftlichen, aufklärenden Vorträgen, Lektüre guter Bücher und Broschüren, viele und gute höhere Schulen radikale Besserung bringen. Dieser Trias und der einigermassen veralteten Wohltätigkeit gilt übrigens beinahe die gesamte Arbeit unserer Frauenvereine.

Es ist noch gar nicht so lange her, dass unsere Frauenvereine sämtliche höheren Schulen für die der Volks- und später der Bürgerschule entwachsenen Mädchen gegründet und erhalten haben. Heutigen Tages nehmen sich dieser wichtigen Aufgabe auch männliche, besser gesagt kommunale Korporationen an. So wurde bereits eine höhere vierklassige Handelsakademie für Mädchen in Prag errichtet: das Kuratorium der »Čechoslavischen Handelsakademie« gliedert seinem ausgezeichnet prosperierenden Knabeninstitut eine gleichwertige Mädchenschule an. Da es schon eine ganze Menge ein- und zweiklassiger Handelsschulen für Mädchen in den Hauptstädten (Prag, Brünn, Olmütz) und auf dem Lande gibt, dürfte die Akademie den Gipfelpunkt dieser Lehranstalten bedeuten.

Allenthalben macht sich das Bedürfnis fühlbar, dem weiblichen Geschlechte, das nun einem ziemlich harten Existenzkampfe ausgesetzt ist, eine gründliche Bildung in Handel, Gewerbe und Kunstgewerbe zu geben. Das österreichische Ministerium wandte sich an die Handelskammern mit der Forderung eine Enquête zu veranstalten; die Prager Kammer ersuchte den Zentralfrauenverein um ein Gutachten, der die Fragen bejahend und ausführlich begründet beantwortete. Mit jedem Jahre mehren sich die von Vereinen oder Stadtvertretungen gegründeten Fortbildungsschulen, soeben eröffnet die Stadt Písek einen derartigen zweijährigen Kurs. Das Hauptaugenmerk der Gemeinden war dieses Jahr jedoch auf die von der Regierung so favorisierten (jedoch leider nicht finanzierten) Mädchen-Lyceen gerichtet. Es gab nun (neben den höheren Töchterschulen) bereits zwei čechische Lyceen: in Brünn und in Budweis; eben gründen die Städte

Chrudim und Rokycan zwei weitere, etliche drei oder vier sind für das nächste Schuljahr in kleineren Städten geplant. Ein harter, für das Schuljahr 1906—7 leider erfolgloser Kampf entbrannte in den Sommermonaten in Prag, wo die bereits genannten Frauenvereine und der Zentralverein čechischer Professoren, unterstützt von der philosophischen Fakultät der Prager (čechischen) Universität, der Gemeinde Prag und ihren Vorstädten ein siebenklassiges Mädchenlyceum abringen wollten. Die Forderung »das Haupt des Königreiches«, wie die Devise Prags lautet, möge auch in dieser Sache dem Lande ein Beispiel bieten, war nur natürlich. Vielleicht bewährt sich der Trost »Aufgeschoben ist nicht aufgehoben.« Während diese »weiblichen Realschulen« gewiss recht zahlreich hervorschiessen werden, bleibt die Anstalt des Vereines »Minerva« das einzige Mädchengymnasium in Böhmen (neben der Anomalie des Nonnengymnasiums!); in Mähren ist ein »Reform-Mädchengymnasium« geplant, dessen Fonds sich ziemlich schnell vermehren Das Minerva-Gymnasium ist nun vollständig, seine Klassen besitzen das Öffentlichkeitsrecht und dieses Jahr kam es zum letztenmale vor, dass die Schülerinnen seiner Oktava am k. k. akademischen Gymnasium maturierten.

An der čechischen Universität gab es im Oktober 1905 162 Hörerinnen, davon 37 ordentliche, 49 ausserordentliche, die übrigen waren Hospitantinnen. An der medizinischen Fakultät studierten 12 Damen, alle übrigen an der philosophischen, da die juridische für Frauen unzugänglich ist. Fünf absolvierte Philosophinnen bestanden die Staatsprüfung für Mittelschulen; von Promotionen war eine einzige, die der MUDr. Josefa Puklová zu verzeichnen. Auch den ersten weiblichen Sekundärarzt Frl. MUDr. Marie Peigerová (an dem čechischen Kinderspital) hat das Jahr 1906 den Erfolgen der Frauenbewegung beigefügt. Die čechischen Lehrerinnen, immer voran im Bildungseifer, kämpfen wacker auch ihren Klassenkampf um Aufhebung des gezwungenen Cölibates und um die Sicherung der führenden Stellen an Mädchen-Volks- und Bürgerschulen. Die sonstigen Desiderata (Wahlrecht, gleiche Moral, Schulreform etc.) haben sie mit dem Gros der fortschrittlichen Frauen gemein. Die Präterierung älterer Lehrerinnen bei der Besetzung von Schulleiterstellen machte gar oft böses Blut, besonders in Prag und den Vorstädten; neulich machte die Hauptstadt die Sache gut, indem sie eine der verdientesten und ältesten Lehrerinnen zur Bürgerschuldirektrice ernannte.

Von anderen Ereignissen der letzten Monate seien noch zwei erwähnt. Das eine dokumentierte das weibliche Können im Bereiche der bildenden Künste: es war dies eine Ausstellung, wie sie die Münchner, Berliner und Dresdner Künstlerinnen schon oft veranstaltet haben, für die čechischen Kreise Prags war sie die erste. Von dem Zentralverein čechischer Frauen unternommen, gewann sie während ihrer einmonatlichen Dauer (Dezember 1905) viel Anerkennung, auch vermittelte sie zahlreiche Verkäufe von Bildern, Radierungen und Kunstgegenständen. Die bekannte böhmische Spitzenindustrie wurzelt ausser in den deutschen Gegenden des Erzgebirges auch in den čechischen Ost-

böhmens (hauptsächlich Wamberg) und des Böhmerwaldes (Strážov, Blatná, Kleneč). Die Schulen unseres Sprachgebietes waren von Privatcomités in volkstümlichem Geiste gegründet; als der mit einer reich subventionierten Schule verbundene Wiener Zentral-Spitzenverein diese Kurse versuchsweise übernahm, in der Absicht sie zu zentralisieren, rief dies eine Rettungsaktion der čechischen Frauenwelt hervor. Die Kuratorien jener Spitzenschulen waren jedoch zu weit gegangen, als dass an Stelle des Zentral-Spitzenvereins die »Zádruha«, eine Genossenschaft zur Förderung des nationalen Kunstgewerbes, hauptsächlich der Hausindustrie, hätte treten können. Die »Zádruha« (Příkopy), wo kluge Frauenhände und -köpfe viel Gutes wirken, sei mit ihren eigenartigen Schätzen allen Fremden, die Prag besuchen, eindriglichst anempfohlen. *Teréza Nováková.*

Zur Verdichtung des böhmischen Sparkassennetzes.

In seinem neuesten grossen Werke »Die deutschen Sparkassen in Böhmen« behauptet Prof. Rauchberg, dass das Sparkassennetz Böhmens im grossen ganzen ausgebaut und dass die zahlreichen vorhandenen Lücken nicht so sehr durch Neugründungen als vielmehr durch Errichtung von Filialen, Sammelstellen und Agenturen auszufüllen seien. Diese Behauptung kann für das deutsche Sparkassennetz zutreffen, das čechische Sparkassennetz erfordert dagegen noch zahlreiche Neugründungen von Sparkassen, um denjenigen Grad von Dichtigkeit zu erreichen, welcher zur Gründung von Filialen, Agenturen und Sammelstellen führt.

Im Jahre 1904 bestanden in Böhmen 119 deutsche und 98 čechische Sparkassen.

Eine čechische Sparkasse entfiel auf 344 km², eine deutsche auf 155 km², auf eine čechische entfielen 44.660 Cechen, auf eine deutsche 19.638 Deutsche. (Rauchberg l. c. S. 4.)

Im Jahre 1904 waren noch 5 politische Bezirke mit čechischer Einwohnerschaft ohne jede Sparkasse (Smichov, Ledeč, Hohenmaut, Böhm.-Brod, Selčan). Die deutschen politischen Bezirke waren sämtlich mit einer oder mehreren Sparkassen versehen. Von den Gerichtsbezirken waren 44 čechische und 11 deutsche ohne Sparkasse. Seit dem Jahre 1904 wurde das čechische Sparkassennetz durch 6 Neugründungen verdichtet, so dass nunmehr nur 3 politische Bezirke und 38 Gerichtsbezirke ohne Sparkasse sind.

Das čechische Sparkassenwesen ist gegenüber dem deutschen so ziemlich um 20 Jahre zurückgeblieben. Die älteste deutsche Sparkasse in Böhmen, die Böhmische Sparkasse in Prag, welche die čechischen Einleger grossgezogen und mitbegründet haben, wurde im Jahre 1824, die älteste čechische, diejenige in Pilsen, im Jahre 1857 ins Leben gerufen. Vor dem Jahre 1861 bestanden nur 2 čechische, dagegen 12 deutsche Sparkassen. Diesen Vorsprung der Deutschen suchen die

Čechen erst in der neuesten Zeit nachzuholen. Anspornend wirkt nicht nur das deutsche Beispiel, sondern auch die Erkenntnis der langjährigen Erfahrungen, dass unsere nationalen Kreditinstitutionen — Kreditgenossenschaften und Kreditvereine — die Sparkassen nicht zu ersetzen vermögen. Auch die gesteigerten Bedürfnisse der Gemeindehaushalte dürften zu neuen Sparkassengründungen anspornen, da die Gemeindesparkassen für die Gemeinden eine gute und billige Einnahmsquelle bedeuten. Diese Strömung wird von dem Svaz českých spořitelen und der Zentralbank der čechischen Sparkassen gefördert. Das Ziel dieser Strömung ist die Verdichtung des Sparkassennetzes in der Weise, dass jeder Gerichtsbezirk mit einer Sparkasse versehen sei. Diese Aktion stösst jedoch auf den Widerstand der Statthalterei für das Königreich Böhmen, welche die Anschauung des Professors Rauchberg über die Dichtigkeit des Sparkassennetzes zu teilen scheint und sich gegenüber den Gesuchen um neue Sparkassengründungen ablehnend verhält. Die böhmische Statthalterei will die neuen Sparkassen nur unter der Bedingung bewilligen, dass dargetan wird, die Sparkasse werde schon in den ersten Jahren den Einlagestand von 1,000.000 K erreichen. Eine solche Bedingung ist unerfüllbar und es kann aus diesem Grunde jedes Gesuch abgewiesen werden. Die deutschen Sparkassen kann ein solcher Bewilligungsgrundsatz nicht mehr schädigen. Die Entwicklung des čechischen Sparkassennetzes würde jedoch weit vor dem erreichbaren Ziele aufgehalten und der Vorsprung der deutschen Sparkassen künstlich erhalten werden.

Nimmt man an, dass die Sparkraft der Čechen mindestens ebensogross ist wie die der Deutschen, so muss das Prosperieren wenigstens derselben oder annähernd derselben Anzahl čechischer wie deutscher Sparkassen als gesichert betrachtet werden. Die Sparkraft der Čechen ist aber, was die Sparkasseneinlagen anbelangt, unbedingt grösser als die der Deutschen. Die durchschnittliche Höhe des Kapitalszuwachses bei den čechischen Sparkassen gleicht in den Jahren 1900, 1901, 1902 und 1904 derjenigen der deutschen Sparkassen mit Ausnahme der Böhmischen Sparkasse in Prag. Da nun die Einleger der Böhmischen Sparkasse zum grössten Teil Čechen sind, müsste man, wenn man die Sparkraft der Bevölkerung richtig beurteilen wollte, den Zuwachs der Böhmischen Sparkasse wenigstens zu zwei Dritteln den Čechen aufrechnen. Wenn man die Karte der Kreditorganisation in Böhmen betrachtet, findet man ausser der Böhmischen noch zwei deutsche Sparkassen mit ziemlich grossen čechischen Attraktionsgebieten, diejenigen in Böhm.-Aicha und Budweis.

Ausserdem befinden sich an der Sprachgrenze, namentlich in Südböhmen, deutsche Sparkassen, denen zweifellos namhafte čechische Einlagen zufliessen. Die čechischen Sparkassen werden dagegen von den Deutschen nur selten benützt.

Diese Lücken im čechischen Sparkassennetze können durch die Errichtung von Filialen, Agenturen und Sammelstellen nicht ausgefüllt werden. Es spricht dagegen der Aufschwung, welchen die Sparkassen in der letzten Zeit genommen haben, und welcher ihnen

zur Gründung von Filialen usw. wenig Veranlassung gibt, es sprechen dagegen auch ziemlich starke lokale Interessen, welche die Sparkassen in die eigenen Dienste zu stellen bemüssigt sind. Es kann auch mit der Ausfüllung der Lücken im čechischen Sparkassennetze kaum so lange gewartet werden, bis die Sparkassen durch Abflauung der Sparkassengeschäfte gezwungen sein werden, durch Errichtung von Filialen eine Belebung der Geschäfte zu versuchen, wie es in der letzten Zeit zum Beispiel die Böhmische Sparkasse in Prag getan hat.

Schon die Erscheinung, dass zahlreiche čechische Einleger in den deutschen Sparkassen Spargelegenheit suchen und sogar suchen müssen (Budweis und noch häufiger in Mähren), muss dazu drängen, diese Sparer für unseren Sparverkehr möglichst bald zu gewinnen. In grösseren Städten mit starken Minoritäten (Budweis, Brünn) wären ganz selbständige Bezirks- oder Vereinssparkassen am Platze. In kleineren gemischtsprachigen Orten mit einer deutschen Sparkasse wären Sparkassenfilialen und Sammelstellen zu gründen. Mit den bis jetzt üblichen Kreditgenossenschaften in den gemischtsprachigen Gemeinden kann den Bedürfnissen der Sparer nicht vollständig entsprochen werden, es muss ihnen zugleich die Gelegenheit geboten werden, ihre Ersparnisse in Sparkassen einzulegen. *Dr. J. Matys.*

Ost und West in der čechischen Literatur.

Es ist etwas ganz Besonderes um das Verhältnis der čechischen Literatur zum europäischen Osten und Westen. Bekanntlich bestreiten die Deutschen Österreichs (die übrigen kümmern sich im Ganzen nicht viel um diese Frage) jede Selbständigkeit der čechischen Kultur, die sie auch nicht einmal zu hoch schätzen; sie behaupten, alles, was die Čechen auf geistigem Boden erzeugt und errungen haben, sei eben nur ihnen zu verdanken, dem glücklichen Zufalle, dass wir unsere Bildung aus deutschen Quellen schöpfen können. Es ist dies ein zu schwieriges und verwickeltes Thema, als dass es hier seiner Wichtigkeit gemäss erörtert werden könnte. Wir würden dabei weit in die Vergangenheit zurückgehen müssen, um nachzuprüfen, wie viel deutschen Geistes in den typischesten Vertretern unserer geistigen Arbeit stecke, in einem an den Engländer Wicklif anknüpfenden Hus, in einem so tief schöpferischen Comenius. So viel bleibt jedoch sicher, dass die Čechen seit jeher, seit dem ersten schwächsten Aufleuchten ihres Bewusstseins dieser Abhängigkeit, bestrebt sind, dieselbe vollkommen abzuschütteln und sich ihren Wirkungen zu entziehen. Am Eingange unserer neueren Literatur erscheinen unter den massgebendsten Werken einerseits Jungmanns berühmte, klassische Übersetzungen von Chateaubriands Atala und Miltons Verlorenem Paradies und andererseits die weltbekannten Gedichte der sogenannten Königinhofer Handschrift, deren Urhebern die allzu auffallende Nachahmung der russi-

schen Volkspoesie nachgewiesen worden ist. Der erste von unsern wirklich modernen Dichtern, K. H. Mácha, konnte von den Kritikern weit mehr mit Byron und der russisch-polnischen Romantik als mit der deutschen in Zusammenhang gebracht werden. Und wenn wir die lange Reihe unserer hervorragenden Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts eingehend verfolgen könnten, so würden wir überall sehen, wie sie ihre literarischen Muster, sofern sie solcher bedurften, meist ausserhalb Deutschland fanden.

Fassen wir nun die jetzigen Zustände der čechischen Literatur ins Auge, da entdecken wir bald und leicht, dass darin zwei Richtungen mächtig überwiegen: die eine neigt zum französischen Westen, die andere zum russischen Osten. Die erstgenannte ist die stärkere. Ist das nicht seltsam? Würde doch jeder, der die Sachlage nicht von vornherein kennt, eher erwarten, dass wir als Slaven lieber an dem zunehmenden Aufschwunge der russischen Literatur Anteil nehmen wollen, um dadurch überdies noch unserer nationalen Eigentümlichkeit eine ausgiebige Stütze zu geben! Aber im Gegenteil: der Charakter der französischen literarischen Produktion scheint uns ungemein mehr zu behagen. Das Leichte, das Glänzende, das Geistvolle und kräftig Vernunftmässige der französischen Literatur hat uns buchstäblich geblendet, es gefällt uns, wie die Franzosen über jede Schwierigkeit kühn und selbstvertrauend dahingleiten, wie sie jede noch so dunkle und zähe Frage schnell und scharf zu begreifen und zu lösen wissen und wie sie dem Gesehenen, dem Gedachten einen schillernden, überraschenden Ausdruck verleihen. Der Franzose unserer literarischen Vorstellung weiss sich auszuleben, ohne auf irgend etwas die geringste Rücksicht zu nehmen, er weiss heiteren, leichtfertigen, verwegenen Mutes zu geniessen, er besitzt das eigentlichste Geheimnis der Eleganz und der freien, feinen, stolz sorglosen Sitten, — das entzückt uns, das zieht uns an, wir bemühen uns, ihm darin recht ähnlich zu werden und vielleicht ihn noch zu übertreffen. Der bedeutendste Teil unserer Gesellschaft sowie die beliebtesten Namen unserer heutigen Literatur müssen danach beurteilt werden, wie sie die französischen Anregungen verarbeitet und weitergeführt haben. Man betrachte die grosse Gruppe der Dichter, die sich um Vrchlický geschart hat, oder die nicht minder zahlreiche, welche teils die Anhänger der Modernen Revue und teils einzelnstehende Neuerer zusammenfasst, man betrachte unsere Prosaisten, mögen es diejenigen sein, welche die Fahne des Naturalismus und Realismus bei uns aufgepflanzt haben, oder wieder solche, die sich die Schilderung der bürgerlich gesellschaftlichen Sitten zur Aufgabe gemacht haben, — alle weisen sehr deutlich verschiedene Züge französischen Ursprunges auf. Oft möchte man wünschen, dass dieser französische Einfluss geringer wäre, denn nicht selten führt er zur Oberflächlichkeit und Frivolität, man möchte lieber einen Hebbel als einen Scribe oder Sardou oder Donnay zum Vorbilde gewählt sehen, aber es ist nun einmal so: die Kenntnis der deutschen Literatur wird bei uns zu einer Spezialität, wogegen uns die französische zum unentbehrlichen täglichen Brot geworden ist, von dem wir leben.

Daneben nehmen sich unsere Beziehungen zu der russischen Literatur noch ziemlich kärglich und belanglos aus. Zwar hat der gewandte und betriebsame Verleger J. Otto vor Jahren eine Russische Bibliothek als Sammlung von Übersetzungen aller namhaften russischen belletristischen Prosa gründen können (wie auch längst eine Polnische Bibliothek ins Leben getreten ist); aber diese hat bisher keine solche Verbreitung und Bedeutung erreicht, wie man geneigt wäre zu hoffen. Ja, die beschämende Tatsache muss hier verzeichnet werden: die Deutschen sind mit Übersetzungen aus dem Russischen besser versehen als wir, die wir doch unsere Verwandtschaft mit dem russischen Onkel so gern betonen. Das rechte Verständnis hat die russische Literatur eigentlich nur bei dem kleineren Teile unserer Intelligenz gefunden und überdies noch bei jenem, der in der literarischen Produktion keine anerkannt führende Rolle spielt. In einigen Novellen, Romanen und Schauspielen der allerletzten Zeit wären allerdings hie und da Anzeichen von russischem Einflusse anzutreffen, aber in einem so geringen Masse, dass das allgemeine Gepräge unserer Literatur dadurch gar nicht verändert wird. Es gibt Aristokraten unter den Čechen, die vor den literarischen Schöpfungen der russischen Meister von dem üblen Geruch der russischen Juchte sprechen! Die weiche Innigkeit der russischen Seele, ihre tiefmenschliche Natürlichkeit, ihre klare, wahrheitsliebende Schlichtheit, ihr reiner, moralischer Ernst, ihre eifrige, ehrfurchtsvolle Gründlichkeit den wesentlichsten und schwersten Fragen unsereres Daseins gegenüber, das alles kann die geringschätzende Voreingenommenheit nicht überwinden.

Und folglich —? Unsere Literarhistoriker und Kritiker haben gewöhnlich darin viel gesündigt, dass sie in ihren Darstellungen immer mehr die Einflüsse hervorgehoben haben, unter denen die Entwickelung der čechischen Literatur vor sich ging, während sie das speziell Čechische unseres literarischen Schaffens meist vernachlässigt haben. Und doch — unter allen den fremdartigen Elementen, die darin ihr Wesen treiben, unter aller der fremdsüchtigen Nachahmung, welche die čechische Literatur noch beherrscht, können wir, wenn wir wollen, ganz klar und genau die wachsende Strömung einer ursprünglichen, tiefgehenden und umfassenden Lebensanschauung sowie ursprünglicher Ausdrucksformen herausfinden. Wir brauchen nur die Namen Čelakovský, Němcová, Havlíček, Neruda, Machar, Svoboda anzuführen, um zu zeigen, wo der Keim und Sinn unserer literarischen Zukunft liegt. Es wird weder West noch Ost sein, was in unserer Literatur Recht behalten wird. Beide werden uns Vieles geben, alles, was sie zu geben imstande sind, aber unsere Eigenart wird sich schon Bahn brechen, und auf dieser werden wir erst das Beste, was wir zu leisten haben, erschaffen. Wir sind ein junges, kraftvolles, entwickelungsfähiges und — lustiges Volk: uns gehört nicht die Gegenwart, sondern die Zukunft.

J. Vodák.

BESPRECHUNGEN.

JUDr. Jaroslav Demel: **Geschichte des Fiskalamtes in den böhmischen Ländern.** (Dějiny fiskálního úřadu v zemích českých), mit einer Übersicht der Entwicklung dieses Amtes in anderen europäischen, insbesondere deutsch-österreichischen Ländern. (Prag 1905, in Kommiss. bei Bursík & Kohout.)

Der Autor (Konzipist der Finanzprokuratur und Privatdozent an der böhm. Universität in Prag), beginnt mit diesem Werke, welches auf LXIX u. 262 Seiten in Gr. 8.) die »allgemeine Einleitung (Übersicht der Entwicklung in anderen Ländern)« und den »ersten Teil: Das Fiskalamt im Königreiche Böhmen, I. Abteilung: Periode des ständischen Staates (bis zum J. 1620)« umfasst, eine auf breiter Grundlage angelegte Studie über eines der wichtigsten landesfürstlichen resp. staatlichen Ämter, das nicht bloss in verschiedenen Ländern unter verschiedenen Namen vorkommt, sondern auch in einem und demselben Lande in den einzelnen Etappen verschiedenartig benannt wurde und dessen rechtliche Bedeutung noch vielfach unklar und strittig ist. Dem Autor gebührt das unbestrittene Primat, in die verworrenen Verhältnisse Ordnung und Licht gebracht zu haben; auch muss die Anerkennung, die sicher seinem Werke zuteil werden wird, umso grösser sein, wenn man bedenkt, welche Mühe nötig gewesen sein muss, das überreiche Material zu sammeln, zu ordnen und in einer so scharfsinnigen Weise wissenschaftlich zu verwerten.

In der umfangreichen Einleitung wird der Begriff des Fiskalamtes und dessen Entwicklung in den einzelnen europäischen Ländern entworfen und dabei ein dreifaches System aufgestellt. In einigen Staaten entwickelte sich das System zeitweiliger für jeden einzelnen Fall (ad hoc) eingesetzter Bevollmächtigten, in anderen Staaten wieder die »Organisation besonderer ständiger Beamten, welche wieder entweder zu diesem Amte ausschliesslich ernannt wurden, oder nebst diesem Amte noch andere Funktionen bekleideten, und endlich in einigen Staaten wurden teilweise die genannten Systeme beide durchgeführt. Das Charakteristikon des Fiskalamtes erkennt der Autor darin, dass eigene dazu ernannte Fachbeamte die rechtliche Vertretung des Landesfürsten resp. des Staates und des dem landesfürstlichen resp. staatlichen Vermögen gleichgestellten Vermögens vor Gericht übernehmen und die rechtliche Beratung des Landesfürsten, resp. des Staates besorgen, an welche sich bald auch das Verfolgen der Übeltäter, anfangs allerdings nur aus fiskalischen Gründen und erst im allmählichen Entwicklungsgange auch aus Rücksichten des öffentlichen Interesses und endlich im Verlaufe der Zeit auch die Vertretung anderer öffentlicher Interessen knüpft. Dann bespricht der Autor die Entwicklung des Fiskalamtes im römischen Reiche, in den germanischen Ländern, in Spanien, Portugal, Frankreich, den Niederlanden,

Italien, Schottland, England, im katholischen Kirchenstaate, in den deutschen und in den österreichischen und ungarischen Ländern.

Daran reiht sich eine ausführliche mit wirklich bewunderungswürdigem Fleisse auf Grund eines eingehenden Studiums der historischen Quellen und der bisherigen Literatur verfasste Geschichte dieses Amtes im Königreiche Böhmen von der zweiten Hälfte des X. Jahrhundertes angefangen, wobei der Autor zu einer ganzen Reihe von interessanten und ausführlich begründeten Resultaten gelangt. So bringt er neue Belege dafür, dass in der vorhussitischen Zeit das Amt des Richters und der Partei resp. des Vertreters der landesfürstlichen Interessen nicht immer gehörig abgesondert erscheint, so dass noch nicht dem Prinzipe der Ausschliessung derKollision zwischen Richter und Partei, das eine der hauptsächlichsten Veranlassungen zur Entstehung des Fiskalamtes gebildet hatte, willfahrt wurde. Die ersten Anfänge des Fiskalamtes verlegt der Autor in die Zeit um das Jahr 1437 und unterscheidet in der Entwicklungsgeschichte bei der Periode des ständischen Staates zwei Abschnitte, nämlich den ersten bis zum ersten Viertel des XVI. Jahrhundertes (1437—1526) und den zweiten von der Zeit der Thronbesteigung Ferdinands I. bis zur Schlacht a. d. Weissen Berge (1526—1620). In beiden Abschnitten werden zuerst die äusseren Schicksale dieses Amtes, dann die Organisation und die hierarchische Stellung, ferner die Kompetenz des Fiskalamtes besprochen und schliesslich eine allgemeine Charakteristik jeder Periode beigefügt.

In der ersten Periode charakterisiert der Autor das Fiskalamt als ein ständiges, königliches, bloss dem Könige untergeordnetes und verantwortliches Amt, welches verschiedenartig benannt, stets nur von einer Person gebildet wurde, welche bloss für den Fall ihrer Abwesenheit sich einen Vertreter im Lande bestellte, deren Einkünfte erst im XVI. Jahrh. in festen Geld- und Naturalbezügen bestanden, deren Amtstätigkeit sich auf das ganze Königreich Böhmen samt dem Glatzer- und Egerlande und vielleicht auch samt der Lausitz bezog und deren Amtssitz nicht festbestimmt war, sondern sich regelmässig in der nächsten Umgebung des Königs befand, und welche oft in der königlichen Burg in Prag weilte, insbesonders, um in der Landtafel Nachforschungen zu pflegen. Die Kompetenz dieses Amtes war in der ersten Periode noch nicht fest abgegrenzt, da einerseits das Amt aus dem Auslande (Frankreich) resp. aus dem römischen Rechte rezipiert, sich in der ersten Phase der Entwicklung befand und daher vorerst den einheimischen konstitutionellen Verhältnissen angepasst werden musste, anderseits aber die konstitutionellen Verhältnisse des böhmischen Staates noch sehr schwankend waren in jener Zeit, wo die Grenzen der königlichen Gewalt, mit welcher das Amt des Prokurators eng zusammenhing, infolge der Kämpfe zwischen dem Könige und den Ständen einem steten Wechsel unterworfen waren und gegen das Ende dieser Periode vielfach beschränkt erscheinen. Der Autor führt einzelne Gebiete und Beispiele der Tätigkeit des Fiskalamtes an, aus welchen mit Sicherheit angenommen werden kann, dass der Träger dieses Amtes ein steter Bevollmächtigter des Königs vor den Gerichten in und ausser Streitsachen war, und zwar vor allen Gerichten mit Ausnahme vor den städtischen Gerichten und vielleicht auch vor dem Landes-

und Hofgerichte wider den geistlichen Stand. Ausserdem war derselbe auch der Rechtsfreund und Sekretär des Königs und nahm als solcher teil an den legislativen Arbeiten, ferner war er der Vertreter und Kurator der königlichen Klöster und schliesslich auch oft Beisitzer des Kammer- und Hofgerichtes, wenn nicht früher, so gewiss gegen Ende dieser Periode.

In der zweiten Periode der Entwicklung finden wir das Fiskalamt schon herauskrystallisiert, sowohl in der Organisation als auch rücksichtlich der Kompetenz, wenn auch in dieser Periode Keime von manchen Einrichtungen sich vorfinden, welche erst in der folgenden Periode zur vollen Entwicklung gelangt sind. Die Mehrzahl seiner Funktionen, ja man kann sagen, fast alle, gehen wie die Strahlen aus dem Brennpukte, aus seinem Hauptberufe hervor, der Vertreter des Königs zu sein. Im besondern charakterisiert der Autor das Fiskalamt in dieser Periode als ein noch immer verschiedenartig benanntes Amt, welches anfangs auch nur aus einer einzigen Person, später aber aus mehreren (vier) Personen bestand, indem dem sogenannten »königlichen Prokurator« zeitweise Aushilfkräfte zugeteilt wurden, und dessen Kompetenz sich hauptsächlich auf die rechtliche Beratung des Königs und der königlichen Kammer, auf Vertretung der Geistlichen, der Juden und anderer sich des besonderen königlichen Schutzes erfreuenden Subjekte und schliesslich auf die Verteidigung der öffentlichen Interessen und auf richterliche Funktionen bezog.

An die eigentliche Abhandlung schliesst der Autor interessante Beilagen an: eine chronologische Uebersicht der königlichen Prokuratoren und ihrer Bevollmächtigten in der Periode des ständischen Staates, ferner Bestellungsurkunden, Instruktionen, Amtseide und einige auf das Fiskalamt sich beziehende Eintragungen.

Das Werk, welches S. E. Dr. Ritter v. Randa gewidmet ist, zeichnet sich durch klare Ausdrucksweise und logische Zusammenstellung aus. Der Autor verspricht die weitere Entwicklung des Fiskalamtes zu verfolgen; wir freuen uns auf diese Fortsetzung. Dr. *Č. Klier.*

Dr. Josef Gruber: **Nejnovější pokusy o reformu živnostenského řádu v Rakousku.** (Die neuesten Versuche um die Reform der Gewerbeordnung in Österreich.) Nach den am Informationskurse für die Funktionäre der gewerblichen Genossenschaften gehaltenen Vorträgen verfasst, 132 S., in Kommission bei F. Řivnáč in Prag.

Das beständige Drängen aus den Kreisen des Kleingewerbes, welches auch im Abgeordnetenhause des Reichsrates in zahlreichen Anträgen und Interpellationen Ausdruck fand, veranlasste die Regierung wiederholt, Gesetzentwürfe vorzulegen, durch welche die geltende aus dem Jahre 1859 stammende und im Wesentlichen auf den Prinzipien des ökonomischen Liberalismus aufgebaute Gewerbeordnung abgeändert und ergänzt wurde. So haben namentlich die Gewerbenovellen vom 15. März 1883, vom 8. März 1885, vom 23. Februar 1897, vom 25. Februar 1902 Gesetzeskraft erlangt. Alle diese Novellen haben das

Prinzip der Gewerbefreiheit zu Gunsten des gewerblichen Mittelstandes durchbrochen und die Novelle vom Jahre 1885 hat auch einen Schutz für gewerbliche Hilfsarbeiter, insbesondere für Fabriksarbeiter, gebracht. Nach langen Vorbereitungen und Versuchen hat anfangs Februar 1905 der Ministerpräsident Freiherr von Gautsch im Abgeordnetenhause eine Regierungsvorlage, betreffend die Abänderung und Ergänzung der Gewerbeordnung eingebracht. Die Schicksale dieser Vorlage sind nebst einer wirtschaftspolitischen Einleitung Gegenstand der vorliegenden trefflichen Abhandlung des Doz. Dr. Gruber, Sekretärs der Prager Handelskammer, welche zugleich eine wohldurchdachte systematische Darlegung des Inhaltes der Gesetzvorlage enthält. Nach der Absicht der Regierung soll die Regierungsvorlage einen Versuch bilden, die Organisationsbestrebungen des Gewerbes durch Massnahmen der Gesetzgebung wirksam zu fördern und zugleich den wohlbegründeten, auf die innere Gliederung des Handwerkes und die Erzielung eines befähigten Nachwuchses gerichteten Forderungen gerecht zu werden. Der Regierungsentwurf erfuhr im permanenten Gewerbeausschusse des Abgeordnetenhausses mannigfache Abänderungen und Ergänzungen, welche zum grösseren Teile die Verschärfung und Erweiterung des Befähigungsnachweises bezweckten, und stellt in seiner endgültig angenommener Fassung ein Kompromiss zwischen der Regierung und der Mehrheit des Ausschusses dar, über welches jedoch später das Plenum des Abgeordnetenhauses weit hinausging.

In der besprochenen Schrift wird zuerst in der Einleitung die wachsende Bedeutung der Industrie in der gesamten Volkswirkschaft, das Herabsinken der Bedeutung des Handwerkes und die Gewerbepolitik in ihren verschiedenen Richtungen geschildert. Hierauf wird die Entwickelung der österreichischen Gewerbegesetzgebung in neuerer Zeit bis zu der neuen Regierungsvorlage, deren Schicksale eingehend verfolgt werden, wiedergegeben. Der Autor erscheint als entschiedener Verfechter der Gewerbefreiheit und versteht es für seine Ansichten packende Gründe auzuführen. Die Regierungsvorlage, und namentlich die Beschlüsse des permanenten Gewerbeausschusses des Abgeordnetenhauses, sowie auch die bedeutendsten Debatten desselben unterzieht er einer scharfen und zum grossen Teile gewiss verdienten Kritik. Insbesondere bekämpft der Autor die Verschärfung des Befähigungsnachweses im Handwerke und die Einführung des Befähigungsnachweises für das Handelsgewerbe. — Die systematische sachliche Zergliederung der einschlägigen Materie verdient volle Aufmerksamkeit. Es werden der Reihe nach sehr eingehend die Bestimmungen des Entwurfes besprochen, welche den Befähigungsnachweis, die obligatorische Lehrlingsprüfung für handwerksmässige Gewerbe, die Meisterprüfung, die Vorschriften über das Lehrlingswesen, den Befähigungsnachweis für den Detailhandel, den Schutz des Gastwirtgewerbes, die neue Einteilung der Gewerbe, den Berechtigungsumfang der Gewerbe, die Genossenschaftsorganisation, die territorialen Verbände der Gewerbegenossenschaften, die Übertretungen und Strafen laut der Gewerbe-Ordnung u. a. m. betreffen. Zum Schlusse wird die Beendigung der Arbeiten des permanenten Gewerbeausschusses erörtert

und der mit den Regierungsvertretern, die sich gegen die Verletzung der vitalen Interessen der Grossindustrie, der industriellen Arbeiter und der Konsumenten wehrten, abgeschlossene Kompromiss eingehender Würdigung unterzogen. — Wir kennen keine andere Schrift, die die neuesten gewerbepolitischen Versuche in Österreich in solcher Vollständigkeit schildert und so gründlich untersucht, wie es eben die Abhandlung des Doz. Dr. Gruber tut. *Dr. Sch.*

Dr. Jos. Durdík, **Darwin und Kant.** Ein Versuch über das Verhältnis des Darwinismus zur Philosophie. Aus dem Nachlasse des Verfassers herausgeg. v. Dr. Ant. Papírník. Prag 1906. Sborník Durdíkův S. 69—271.

Unsere philosophische Vereinigung (Filosofická jednota) hat der Dankbarkeit gegen ihren Begründer, den ersten, der das Gebiet der theoretischen Philosophie systematisch in čechischer Sprache pflegte, dadurch Ausdruck gegeben, dass sie den literarischen Nachlass desselben in Form eines »Durdíkarchivs« herauszugeben begonnen hat.*) Bis jetzt ist der erste Teil erschienen, der ausser dem Vorwort und zwei Studien über Durdík (Über D-s Metaphysik von F. Krejčí, und Über D. als Kritiker von J. Kamper) drei Arbeiten Durdíks enthält: Soustava filosofie (System der Philosophie) »Darwin und Kant« (deutsch) Večer (Der Abend, ein Gedicht), sämtlich mit fleissigen und umfänglichen Anmerkungen des Herausgebers Dr. A. Papírník (in čech. Sprache). Hier soll über die deutsche Abhandlung Darwin und Kant gehandelt werden, welche für Durdíks Art zu denken besonders charakteristisch ist. D. war ein sehr vielseitiger Mann, am glücklichsten war er in der Popularisierung wissenschaftlicher Probleme, doch legte er mehr Nachdruck auf formelle Einwandfreiheit als auf sachliche Originalität des Vortrags (er hat der Kalilogie eine besondere Abhandlung gewidmet.) Weniger Glück hatte er in der Poesie; als Literatur-Kritiker dagegen, als welcher er nach formaler Schönheit strebte, genoss er bei uns in den 70er und 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts bedeutendes Ansehen. Endlich war D. auch als Philosoph sehr fruchtbar; neben vielen kleineren Abhandlungen schrieb er eine dreibändige »Geschichte der Philosophie« und zwei deutsche Arbeiten, »Leibniz und Newton« (Halle 1869) und die obengenannte Schrift, welche jetzt posthum erschienen ist.

In »Leibniz und Newton« beabsichtigte D. die überallhin wirkende Gravitation Newtons und die das Mannigfaltige zu einer tatkräftigen Einheit verknüpfende Monade Leibnizens in einem höheren Gedanken zu versöhnen, und glaubte zu diesem Ziel mit Hilfe der Herbartschen Ideen (eines dynamischen Atomismus) sich emporgeschwungen zu haben. Zwar nicht nach einem gleich hohen, doch aber

*) Dr. Josef Durdík, geb. 1837 in Hořic, seit 1870 Privatdozent, seit 1884 Professor der Philosophie an der noch ungeteilten Prager, seit 1882 an der böhmischen Universität, gestorben 1902.

nach einem ähnlichen Ziel strebt er in »Kant und Darwin«; es wird da nicht eine höher stehende und die beiden Systeme in einem einzigen auflösende Idee gesucht und entwickelt; vielmehr ist der Autor überzeugt, dass in Kant und Darwin nichts Gegensätzliches liegt, und dass man die Darwinsche Lehre sogar als ein Kapitel aus dem konsequent durchgeführten System Kants darstellen könne, und bemüht sich dies durch eine sehr weitläufige Auseinandersetzung einzelner Thesen dieser beiden Forscher zu beweisen. Es folgt also die Schrift einer ganz anderen Methode als die gleichnamige Abhandlung von F. Schulze (Jena 1875), welcher dem Leser eine möglichst vollständige Sammlung von Zitaten aus Kant vorführt, die sich auf den Entwickelungsgedanken beziehen könnten.

D.s Schrift ist um das Jahr 1875 entstanden, in einer Zeit also, als der Darwinismus im Brennpunkte der Gedanken nicht nur aller Biologen, sondern überhaupt des Grossteils der wissenschaftlich arbeitenden Welt stand; von der Neuheit der Theorie befangen, war man zu jener Zeit kaum im Stande, ihr wahres Wesen zu erkennen, und die heterogensten Hoffnungen wurden an sie geknüpft; indem man den Darwinismus für eine sowohl in seinem Grundgedanken als auch in der ganzen Ausführung unumstössliche Wahrheit ansah, wusste man kein anderes Mittel, die anderen philosophischen Systeme, an welchen man denn doch wenigstens etwas als wahr anerkennen musste, mit dem Darwinismus in nähere Beziehung zu setzen, als dass man sie zu Vorläufern Darwins stempelte. So ist auch Kant bei F. Schultze in dem oben genannten Werk zu einem Vorläufer Darwins geworden; bei Durdík steht zwar Kant höher als Darwin, dagegen sieht er wieder in diesem fast nur einen Nachfolger Kants.

Die Überzeugung von der Richtigkeit der Darwinschen Theorie war so gross, dass man es nicht der Mühe wert achtete, sie ausführlicher zu beweisen. Heute klingen die Worte wohl etwas naiv, durch welche D. seinen Glauben an die Richtigkeit dieser Theorie zum Ausdruck bringt: »Welches Glied der Darwinschen Argumentation will man widerlegen? Die Vererbung? Oder die Möglichkeit der Anpassung? Jeden Einwurf dagegen straft die allernächste Erfahrung Lügen. Oder den Kampf ums Dasein? Man müsste blind sein, um ihn in allen möglichen Gestalten um sich herum nicht zu sehen. Da nützt kein Ableugnen . . .« u. s. f.

Nirgends lässt sich D. in eine ausführlichere Analyse der Kantschen Philosophie und des Darwinismus ein, ebenso wenig sucht er sich durch sorgfältige Vergleichung seiner Ansichten mit denjenigen anderer der Evidenz seiner eigenen Überzeugung zu versichern; er nimmt vielmehr Kant und Darwin so, wie man sich dieselben ungefähr vorstellt und die Spitzen ihrer Ansichten abbrechend und die Konsequenzen verschleiernd, findet er manche Verwandtschaft zwischen beiden Systemen.

Schon H. Spencer hat den Versuch gemacht, Kant, wenn nicht darwinistisch, so doch evolutionistisch umzudeuten, indem er eine historische Entstehung und Entwickelung der von Kant aufgestellten

apriorischen Begriffe für möglich hielt; D. sucht den Zusammenhang zwischen Kant und Darwin in der Analogie ihrer Auffassung der Kausalität und Teleologie, und glaubt, dass der Darwinismus auch der praktischen Philosophie Kants nicht widerstreitet. Bekanntlich legte Kant sehr viel Gewicht auf die Kausalität und indem er die kausale Erklärung für die wissenschaftlich einzig zulässige erklärte, schob er die anderen wissenschaftlich auch sehr wichtigen Begriffe in den Hintergrund; Darwin hat nun das Postulat der durchgehend kausalen Erklärung in der Biologie konsequent durchgeführt und kann in dieser Hinsicht wirklich als Kant sehr nahestehend betrachtet werden.

D. weist ferner darauf hin, dass Kant wohl zugestanden hat, dass die mit innerer Zweckmässigkeit begabten Lebewesen niemals vollständig kausal analysiert werden können, obwohl er auch für die Organismen die kausale Erklärung als das Ideal der Wissenschaft betrachtete; Darwin folgte nun nach D. denselben Prinzipien, als nämlich seine Lehre »eine Theorie über die Entstehung der Arten, keineswegs über die Entstehung des Organischen überhaupt ist.« Dieser Gedanke bildet eine wohl nur künstliche Versöhnung zwischen Kant und Darwin, denn wenn auch dieser leztere seine Lehre nicht selbst auf die Entstehung des Lebens überhaupt erweitert hat, so würde er einem solchen Versuch kaum so schroff gegenüberstehen, wie es bei Kant tatsächlich der Fall war; doch könnte D. Kants Unterschätzung der teleologischen Erklärung für seine Auffassung anführen; und wenn Durdík auch mit der Behauptung, »dass sich Darwins Theorie genau nach den Worten Kants gehalten hat,« entschieden zu weit ging, so hat er gewiss insofern recht, dass beide, Kant wie (noch vielmehr) Darwin den Mechanismus und die geschichtliche Auffassung der Dinge durch ihre Überschätzung der Kausalität, als notwendigen Zeitfolge der Erscheinungen, sehr gefördert haben.

Grössere Schwierigkeiten wären zu überwinden, wenn Kants praktische Philosophie, welcher der kategorische Imperativ absoluter ist denn jede Wissenschaft und der Darwinismus mit seiner relativistischen Auffassung der Moral versöhnt werden sollten. D. hat diesen Versuch nicht gemacht, sondern glaubt, dass der Darwinismus, als eine nur die Theorie betreffende Lehre nichts mit der praktischen Moral zu tun hat, dass Darwinismus und Sittlichkeit disparate Begriffe sind; wohl wird, sagt er, in der Natur ein heisser Kampf ums Dasein geführt, aber »wäre es in der Natur noch so grässlich bestellt, die theoretische Wissenschaft würde es zwar konstatieren, aber ein Musterbild für unser Handeln entstünde hieraus noch nicht. Ein solches wird überhaupt aus der Natur nicht hergeholt«. Man sieht, D. erklärt auf diese Art stillschweigend Darwins Stellung zur Moral für unrichtig und betrachtet den Menschen, welcher nach allen seinen anderen Eigenschaften ein Naturwesen ist, in seinen Moralgesetzen als ein aussernatürliches Objekt; viele andere haben eine ähnliche Meinung geäussert, u. a. bekanntlich auch der sonst so klar denkende T. H. Huxley. Es zeugt dies gewiss von ihrer hohen Auffassung der Sittlichkeitsgesetze,

wird aber mit der konsequenten Durchführung des Darwinismus kaum vereinbar sein.

Allein D. handelte es sich nicht darum, die Lehre in alle ihre Konsequenzen zu treiben, im Gegenteil, von Natur zu Kompromissen geneigt, fasste er namentlich den Darwinismus nicht als die harte, den blinden Mechanismus und den Zufall zum Alleinherrscher der Welt emporhebende Lehre auf, ihm war der Darwinismus vielmehr, wie es zu jener Zeit häufig vorkam, so viel wie Entwickelungslehre überhaupt, welche zwar auch mit Kampf ums Dasein, mit natürlicher Auslese u. s. w. operiert, aber auch nicht mechanistische Prinzipien zulässt und so hat er sich sogar zu der Behauptung verstiegen, »dass die Darwinsche Theorie mit der Religion überhaupt und mit irgend einer Konfession gar nichts zu tun hat.« Und so war es ihm ferner möglich, im Darwinismus eine Bestätigung an Lehre von der Innerlichkeit der Organismen zu finden und da die Innerlichkeit es ist, welche der Materialismus leugnet, so ist er überzeugt, dass Darwins Lehre geradezu antimaterialistisch ist.

Einen positiven Einfluss hatten diese Ansichten D-s. (er las über dieses Thema an der Universität im J. 1875—6 und hat kleinere Broschüren ähnlichen Inhalts böhmisch veröffentlicht) bei uns nicht; nicht nur ihre allzusehr zu Kompromissen neigende Form war die Ursache davon, sondern auch der enge Kreis derjenigen, welche damals gegen seine Ansichten etwas Eigenes hätten vortragen können und wollen; dasselbe Schicksal, unbeachtet zu bleiben, traf auch die fachwissenschaftlich viel höher stehenden darwinistischen Erörterungen, welche der bekannte Botaniker L. Čelakovský in den Jahren 1869—1893 veröffentlichte.*) Heute wird man in den Erörterungen Durdíks kaum mehr suchen dürfen als die Art, wie er die Probleme aufgefasst hat und z. T. auch einen Beleg dafür, wie man zu jener Zeit des Aufschwungs der mechanistischen Ideen dieselben so abzurunden wusste, dass sie für jeden noch so schüchternen Menschen annehmbar waren.

Dr. *E. Rádl.*

Deutsche Übersetzungen aus der čechischen Literatur.

Wenn man die Wechselbeziehungen zwischen der čechischen und deutschen Literatur verfolgt, insofern sie sich durch gegenseitige Vermittelung hervorragender Geisteswerke äussern, so springt ein auffallendes Missverhältnis sofort ins Auge: während es an čechischen Übersetzungen aus der deutschen Literatur natürlich nicht mangelt, gehören trotz der bekannten grossen Weitherzigkeit der deutschen Literatur deutsche Übersetzungen aus dem čechischen Schrifttum immer noch zu den Seltenheiten, wenn sie gleich in neuerer Zeit doch nicht mehr gar so vereinzelt auftreten wie früher. Geht man den Gründen

*) Gesammelt unter dem Titel: Abhandlungen über die Darwinsche Theorie und über die Entwickelung der Pflanzenwelt. (Rozpravy o Darwinově theorii a o vývoji rostlinstva.) Prag 1895. S. 1—244.

davon nach, so findet man Anlass zu allerlei Erwägungen. Es spielt gewiss der Umstand eine Rolle, dass eine grössere Literatur von ihren reichen Schätzen viel mehr zum Austausch bietet, als die kleinere zu begleichen in der Regel imstande ist, es sei denn, dass ihr nicht allzulange das Glück versagt bleibt, einen Geisteshelden zu besitzen, der über die Grenzen seines Vaterlandes hinauswächst und nicht nur seiner Nation, sondern aller Welt etwas zu sagen hat und wirklich Grossartiges zu schaffen weiss.

Doch kommt dabei noch anderes in Betracht: es fällt hier — und vielleicht mehr als alles andere — das politische Moment ins Gewicht. Es ist nicht übertrieben, wenn man bei Gelegenheit čechischer und deutscher Übersetzungen, einer Sache, die man vielleicht als belanglos anzusehen geneigt wäre, gleich wieder auf die Politik zu sprechen kommt. Aber man mag die Dinge nehmen wie man will, in Österreich und vor allem in Böhmen muss man auf die Politik zurückkommen, mag man ökonomische oder literarische Betrachtungen anstellen. Der nationale Selbsterhaltungstrieb ist es, hauptsächlich in Böhmen, der ja immer noch ihren Kurs bestimmt. Je nachdem sich das gegenseitige Verhältnis der beiden seit jeher aufeinander angewiesenen Völker gestaltet, gestaltet sich auch die politische Lage und greift ins gesamte Leben, also auch in die Literatur hinüber.

Nun ist es gar nicht lange her, dass man deutscherseits dies einfach damit motiviert hätte, die Čechen seien eine minderwertige Nation. Inmitten einer Zeit, welche überall den Fortschritt anstrebt und für freundschaftliche Annäherung aller Völker die Lanze bricht, hatte man den Nationalismus wieder einmal zum reaktionären Chauvinismus zugespitzt. Allerdings wurde diese Ansicht nicht allgemein geteilt; nicht überall bei den Deutschen war man gewillt, aus der chauvinistischen Parole die Konsequenzen zu ziehen und čechische Wissenschaft sowohl als auch čechische Literatur ohneweiters zu ignorieren; besonders trifft der Vorwurf nicht die jüngere literarische Generation, die es sich angelegen sein lässt, ihren Landsleuten auf literarischem Gebiete im grossen und ganzen freundlich entgegenzukommen und den Standpunkt eines Schriftstellers wie Sperl nicht zu dem ihrigen macht. Allein die Feindseligkeiten wurden wieder einmal gehässig eröffnet und der Kriegsruf fand im čechischen Lager wieder einmal allzuleicht ein willkommenes Echo; man wollte es dem Gegner entgelten lassen! Sobald sich aber die Zustände derartig gestalten, ist es selbstverständlich, dass die gegenseitige Verständigung auch auf literarischem Gebiete für eine Zeitlang ihr ersehntes Ziel verfehlt und die jeweilige Stimmung sich auch dem übrigen Deutschland mitteilt. Man hat dies nicht bloss einmal erlebt.

Angesichts solcher allzuleicht möglichen Rückfälle kann man den Entschluss der Čechischen Revue, in ihr Programm auch die Vermittelung čechischer Poesie aufzunehmen, nur glücklich nennen. Es ist in der Tat ein nicht zu unterschätzendes Moment. Bietet man doch dadurch Gelegenheit, einerseits eventuelle Vorurteile einzusehen und zu korrigieren, anderseits gereicht es der čechischen Literatur selber

zunutze: denn es kann und darf ihr nicht gleichgültig sein, wie ihre Leistungen gerade von den Deutschen aufgenommen werden, welches Urteil sie darüber fällen; sie kann sich selber erst dann gerecht werden, wenn sie einheimischem, nicht immer unparteiischem Lobe das nüchterne Urteil der Fremde gegenüberstellt, und umgekehrt kann sie aus der verdienten Anerkennung ihrer Leistungen, welche ihr dort zuteil wird, frischen Mut schöpfen und sich für entschädigt halten, wenn sie, gleichfalls aus parteiischen Gründen, daheim vergebens nach Anerkennung verlangt, was ja bei kleineren Nationen durchaus nicht selten der Fall ist. Und so glauben wir auch auf ein literarisches Unternehmen aufmerksam machen zu sollen, welches imstande sein kann alle die geäusserten Bedenken zu überwinden. Es ist Ottos Slavische Romanbibliothek, welche sich die Aufgabe gestellt hat, slavische Romane den Deutschen durch gelungene Übersetzungen zugänglich zu machen. Fast will es scheinen, als ob dabei gerade die čechische Literatur am meisten in Betracht gezogen werden sollte. Man kann jedoch nicht leugnen, dass von den slavischen Literaturen gerade der čechischen die Pforte des Auslandes mehr verschlossen blieb als jeder anderen. Worin dies liegt, wurde bereits hervorgehoben; allein man kann nicht umhin, die erwähnten Momente beiseite lassend, die weitere Frage aufzuwerfen, welche auch schon berührt wurde: besitzt denn die čechische Literatur wirklich keinen so grossen Dichter, der auch die Fremde anziehen würde, wie ein Tolstoj oder Sienkiewicz oder Čechov? Hat denn die čechische Literatur überhaupt keinen so hervorragenden Dichter, dessen Werk sich die Welt zu erobern wusste und den man einem Puškin oder Mickiewicz an die Seite stellen könnte? Ist die erwähnte Tatsache einfach durch den Umstand zu erklären, dass die čechische Literatur inmitten der Weltliteratur wirklich einen gar zu bescheidenen Platz einnimmt? Und wenn es der Fall ist, worin liegt hier wiederum der Grund?

So sehr sich solche Fragen aufdrängen, so mögen sie vorläufig doch noch offen bleiben. Ein Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande. Es sei nur in aller Bescheidenheit bemerkt, dass von den älteren čechischen Dichtern ein Mácha, Čelakovský, Erben, Neruda es wohl verdienen auch auswärts bekannt zu werden, und es sei der Meinung Ausdruck gegeben, dass die deutschen Übersetzungen von zeitgenössischen čechischen Dichtern vielleicht mehr bedeuten wollen als blosse Höflichkeit und Freundschaftsdienst. Auch wollen wir die Hoffnung hegen, dass die čechischen Dichter, welche den Deutschen die Slavische Romanbibliothek vermittelt hat und vermitteln wird, nicht unbeachtet bleiben: denn sie sind es wert, gekannt und geschätzt zu werken. Vier čechische Dichter sind bisjetzt in der Bibliothek vertreten: Julius Zeyer, Alois Jirásek, Karel V. Rais und Josef Laichter. Ein jeder von ihnen hat für die čechische Literatur seine spezielle Bedeutung und hat sich darin seinen eigenen Platz erworben.*)

*) Julius Zeyer: Roman von der treuen Freundschaft der Ritter Amis und Amil (übersetzt von Josa Höcher). Band I. — Drei Legenden vom Kruzi-

Am eigenartigsten ist die Persönlichkeit Julius Zeyers (1841 bis 1901). Wer seine beiden in der Slavischen Bibliothek übersetzten Dichtungen kennen lernt, wird leicht einsehen können, dass er es mit einem feinfühlenden Romantiker zu tun hat, auf welchen die wichtigsten Schlagworte passen, mit denen die Literaturgeschichte die romantische Richtung zu charakterisieren pflegt. Daran wäre freilich noch wenig Eigenartiges, wenn man sich begnügen sollte zu wissen, Zeyer sei ein čechischer Romantiker vom üblichen Schlage, mit seiner Flucht in die Vergangenheit, mit seinem zur Mystik neigenden Katholizismus und mit seinen märchenhaften Träumen. Aber der Romantismus Zeyers ist klein blosser ferner Wiederhall der Richtung, die seinerzeit das literarische Europa beherrschte. Es gibt dichterische Individualitäten, bei welchen man selbst mit der peinlichsten Anwendung literarhistorischer Methoden nicht ausreicht und die das Recht eigener Behandlung beanspruchen; man wird solchen Dichtern nicht immer gerecht, wenn man auf ihre Vorbilder hinweist und gewissermassen ihre literarische Genealogie zusammenstellt. Auch Zeyer ist ein Dichter, bei dem sich die Literaturgeschichte wird hüten müssen, unter wissenschaftlicher Maske in Schablone zu verfallen. Man muss sich bei Zeyer vor allem vergegenwärtigen, wie isoliert er in der čechischen Literatur gewesen ist, um seine Eigenartigkeit zu begreifen. In der Zeit seines erfolgreichsten Schaffens hatte die čechische Literatur ganz andere Wege eingeschlagen als er. Es galt entweder an den von Palacký, Šafařík und Kollár gegründeten wissenschaftlichen Romantismus anzuknüpfen und die Nation ihr selbst wiederzugeben; man trachtete ihr die Schönheiten ihrer Volkspoesie vor Augen zu stellen und bearbeitete volkstümliche Motive (Čelakovský, Erben), man suchte typische Gestalten im Volke auf und machte sie zum Mittelpunkte fesselnder Erzählung und Romane (Božena Němcová, Karolina Světlá) und verherrlichte die Vergangenheit des čechischen Volkes mit mehr oder weniger Glück im historischen Roman. den Jirásek zur künstlerischen Höhe bringen sollte; oder aber man wurde individueller, wandte sich von der Vergangenheit ab, richtete sein Augenmerk auf den modernen Menschen und trachtete das speciell Čechische mit dem Zeitgeist in Einklang zu bringen, ohne es aufzugeben (Neruda), oder man versuchte es, der čechischen Dichtung kosmopolitische Elemente einzuimpfen und auf diese Weise ihren Gesichtskreis zu erweitern (Vrchlický). Und inmitten dieser verschiedenen Strömungen taucht Zeyer auf, der sie alle zu übersehen scheint und von seiner Heimat den Blick in längst vergangene Zeiten und nach den entferntesten Ländern richtet, um sich an ihren geistigen Schönheiten zu berauschen und von weiten Reisen zurückkehrend, die gesammelten und zusammengelesenen Eindrücke in der Einsamkeit eines südböhmischen Städtchens

---

fixe. Rokoko (übers. von Cornelia Spera). Bd. VII. — A. Jirásek: Chodische Freiheitskämpfer. Historisches Gemälde (übers. von B. Lepař). Bd. III. — Karel V. Rais: Kalibas Verbrechen. Ein Bild aus dem nordböhmischen Vorgebirge (übers. von Cl. Běhal). Bd. V. — Josef Laichter: Wahrheitsucher (übers. von Robert Saudek). Bd. VIII.

in weihevoller Andacht dem Papiere anzuvertrauen. Es gibt keinen čechischen Dichter, bei dem es den Anschein hätte, als ob er in der Tat für sich selber gedichtet hätte wie Julius Zeyer; auf so wenig Verständnis und Anteilnahme durfte er rechnen und es ist ihm auch erst die neuere Zeit einigermassen gerecht geworden. Diese Isoliertheit war ihm innerstes Bedürfnis, denn seine Seele dürstete nach Schönheit — und die konnte er daheim nicht finden, wo es galt, zuerst die wichtigsten Bedingungen für ein glücklicheres Dasein zu erringen und wo von den drei Idealen des Guten, des Wahren und Schönen das Schöne wirklich erst zuletzt an die Reihe kommen sollte. In diesem Sinne ist der Romantismus Zeyers aufzufassen. Es wäre auch ein grosser Irrtum, wenn man dabei glauben wollte, sein eigenes Volk sei ihm fremd geblieben, er habe es vielleicht vergessen. Im Gegenteil — und das ist ein gar rührender und sympathischer Zug in seinem eigenartigen Wesen — er liebt das čechische Volk und sein Land, heiss und innig liebt er es. Nur schleicht sich in seine Liebe bittere Wehmut ein, die ihn nicht über alles Kleinliche, Niedrige und Unwahre hinwegsehen lässt und die in dem heissen Wunsche ihren Trost findet: wie gerne möchte ich dir ein besseres, ein glücklicheres, ein schöneres Dasein verschaffen, als es dir derzeit beschieden ist! So musste sich sein begeisterter Schönheitskultus mit stiller Hoffnung begnügen und seine Sehnsucht sich gedulden. Und gross ist die Bedeutung dieses Dichters für die Entwickelung der česchischen Literatur, trotzdem er sein lebenlang einsame Wege ging und in seinen herrlichen Träumen sich nicht stören liess. Denn seine Dichtung antizipiert diejenige Richtung in der neueren čechischen Literatur, welche die Kunst um ihrer selbst willen pflegt, die ihr Schaffen nicht in den Dienst einer Tendenz, sondern in den Dienst der Schönheit gestellt hat und die es weiss, dass man nicht immer mit einfacher Hausmannskost vorlieb nehmen kann.

Der Roman von Jirásek, den die Slavische Bibliothek in deutscher Übersetzung bringt, gehört zu den Hauptwerken dieses Dichters und dürfte wohl dem Leser einen Einblick in seine Individualität gewähren; denn fast alle seine übrigen Werke sind stofflich und in ihrer dichterischen Gestaltung mit ihm verwandt. Jirásek (geboren 1851) ist der bedeutendste čechische Dichter des historischen Romans. Die Idee des Nationalismus vom Romantismus übernehmend ist er weit entfernt in tendenziöse Sentimentalitäten zu verfallen oder auf Kosten patriotischer Gesinnung der historischen Wahrheit Eintrag zu tun. Vielmehr ist es ihm darum zu tun, dass der historische Roman mit den Fortschritten der modernen Wissenschaft und Kunst gleichen Schritt halte. Sein ganzes Werk ist von der Überzeugung beseelt, dass es dringend not tut, der čechischen Nation ihre Vergangengeit ins Gedächtnis zu rufen, welche zwar Einzelne kalt lässt, aber hunderte von Herzen erwärmt und stärkt. Auch ist ihm wohl bewusst, dass dabei oft viel Tendenz mit unterläuft und die Kunst dabei oft leidet. »Allein wir ringen und kämpfen fürs Leben. Und das Leben des Volkes geht über alles: für dieses muss alles kämpfen — auch die Kunst.« Trotzdem

wird man Jirásek nicht den Vorwurf machen können, dass er geschichtliche Persönlichkeiten und Epochen idealisiert hätte, so wie es mit ihren čechischen Typen Karolina Světlá bewusst tat. Auch leidet unter seiner Auffassung des historischen Romans seine Kunst nicht. Es ist nicht die absolute Kunst eines Konrad F. Meyer. Aber man wird bei Jiráseks Werken an die Worte Arnims erinnert, der Historiker sei ein rückwärts gekehrter Prophet. Seine historischen Romane sind zugleich ein Stück Geschichte. Mit grosser Kunst versteht er es, plastische Gestalten der čechischen Vergangenheit ins Leben zu rufen, geschichtliche Taten und Zustände meisterhaft zu beleben. Er hat Sinn für alles Gewaltige und Erhebende; seine Werke bieten nicht nur unvergesslichen ästhetischen Genuss, sondern man wird durch sie auch belehrt. Frei von Tendenz will er jene Vaterlandsliebe erwecken, welche religiöse und politische Unterschiede schweigen heisst, welche zwar nicht alles Einheimische verherrlicht, aber auch am Kleinen Individuelles und Eigenartiges zu finden weiss.

Ganz bescheiden gesellt sich zu den beiden grösseren der populäre Dichter der čechischen Dorfgeschichte, Karel V. Rais (geboren 1859). Umfasst die Kunst Jiráseks die glänzenden und interessanten Perioden der glorreichen oder trostlosen čechischen Vergangenheit, so verweilt Rais in seinen Erzählungen und Romanen bei dem schlichten Volke der nordböhmischen Vorberge, welches sich im Kampfe um das tägliche Brot aufreibt, und will ihre Not und Vergessenheit dem menschlichen Herzen nahe bringen, mit ihren Tugenden und vor allem ihren Untugenden, an welchen ihre schlimme materielle Lage die Schuld trägt. Rais knüpft an Božena Němcová und Karolina Světlá an und versteht es die Dorfgeschichte dadurch zu weiterer Entwickelung zu bringen, dass er ihr einen sozialen Hintergrund gibt, indem er die armen, ihr kümmerliches Leben mühsam fristenden Leute an den modernen sozialen Errungenschaften teilnehmen lassen möchte. Rais ist kein grosser Dichter; aber er hat die kleine Welt, aus welcher er sich seine Motive holt, in sein Herz geschlossen und es zeugt von seinem Talente, wenn er seine Wärme und Sympathie auch dem Leser mitzuteilen weiss und wenn uns seine Beobachtungsgabe realistische Details nicht vermissen lässt.*)

Was schliesslich Josef Laichter (geboren 1860) betrifft, so sei nur bemerkt, dass sein Roman »Wahrheitsucher« als ein Dokument seiner Zeit immer Bedeutung behalten wird. Der Dichter gehört der jüngeren Generation an und die Čechische Revue wird auf ihn in anderem Zusammenhange zu sprechen kommen. Wir begnügen uns damit, auch sein Werk dem deutschen Leser aufs wärmste zu empfehlen.

Dr. Jan Krejčí.

---

*) Der Roman »Kalibas Verbrechen« ist auch in russischer und dänischer (Fader og Sön, overs. af J. Kure, Odense, Milo 1905) Übersetzung erschienen.

NOTIZEN.

Čechisch und böhmisch. Das Erscheinen unserer Zeitschrift hat den Anlass zu einer Diskussion gegeben, die jedoch bisher nicht weiter gediehen ist als zu der ersten Hälfte unseres Titels. Das Organ der führenden Partei, die »Národní Listy« haben das Zeichen zu dieser unerquicklichen Polemik gegeben, die uns freilich nicht irre machen kann. Wir brauchen ein schlagendes Wort zur Bezeichnung unseres Volksstammes, und das kann böhmisch nicht sein, da es zweideutig ist; es bedeutet auch jeden Angehörigen dieses Königreiches und seine deutschen Bewohner nehmen es mit in Anspruch. — Da wir nun nicht bloss čechische, sondern auch böhmische Patrioten sind, kann es uns nur willkommen sein, wenn auch die Deutschen Böhmens gute Böhmen sein und heissen wollen, es gibt Aufgaben genug, bei denen ein Zusammenwirken aller »Böhmen« möglich und wünschenswert wäre.

Die Geschichte des Wortes čechisch ist nicht ohne Interesse und es wäre eine hübsche Aufgabe, ihr genauer nachgehen. Schon im dreizehnten Jahrhunderte fühlt der österreichische Verfasser des kleinen Lucidarius, früher Seifrid Helbling genannt, einmal das Bedürfnis, unter den Bêheim die Tsechen von den Mährern zu unterscheiden, er gebraucht also die beiden Bezeichnungen dem heutigen Gebrauche ganz entgegengesetzt; sein Vorgang scheint jedoch ohne jede Nachfolge geblieben zu sein und das Wort Böhme bleibt alleinherrschend. Ein Bedürfnis nach einer Unterscheidung macht sich selten geltend, im sechzehnten Jahrhundert nennt sich der Gelehrte Georg Handsch Germanicobohemus, im siebzehnten Jahrhunderte verändern sich die Verhältnisse in so furchtbarer Weise, dass das ganze Böhmen einen wenn auch sehr oberflächlichen deutschen Anstrich erhält. Und sobald gegen diesen protestiert werden soll, sobald gezeigt werden soll, dass nicht alles Böhmische deutsch ist, bietet sich die Bezeichnung čechisch dar. Wir lesen sie lateinisch zur Zeit Karls VI. auf einer Abbildung der Kronkleinodien, in einer handschriftlichen Zusammenstellung der Landtagsbeschlüsse, wir finden sie bei den ersten Erweckern des Volkstums in den siebziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts. »Von den Czechen« ist seit 1774 ein Kapitel in Pelzels Geschichte Böhmens überschrieben; Dobner hatte die Existenz des Stammvaters Čech bestritten, die literarisch interessierte Gemeinde hatte sich in Čechisten und Antičechisten geteilt, da mochte das Wort jedem auf der Zunge liegen. Diesen Gebrauch des Wortes von čechischer Seite können wir bis in die dreissiger Jahre verfolgen.

Als ein »Held vom Czechenstamme« wird Graf Nostitz in dem Prologe gefeiert, der am 18. Oktober 1815 im Prager Theater vorgetragen wurde, und um noch ein Beispiel anzuführen: Graf Kaspar Sternberg schreibt am 4 November 1823 an Goethe: »Die wohlgelungenen Zeichnungen des Antithesis sind mit dankbarem Gemüthe in das Museum hinterlegt worden, wo sie den ächten Czechen grosses Vergnügen gewähren.«

Noch 1845 wurden den »Worten eines Böhmen« von Graf Thun die »Worte eines Čechen« von J. Malý entgegengestellt.

Da tritt eine Wendung ein und zwar von aussen; in Ungarn zieht man aus der Gleichnamigkeit des Königreichs Ungarn und der ungarischen Sprache die Konsequenzen: die lateinische Amtssprache soll abgeschafft werden und was ein »Ungar« ist, soll »ungarisch« sprechen, eine Forderung, die tausende von guten Ungarn, Slovaken, Kroaten, Rumänen entrüstet zurückweisen und mit jener Unterscheidung von »ungarisch« und »magyarisch« beantworten, welche sich in der europäischen Literatur und nicht zum mindesten auch bei uns eingebürgert hat. Nun hat es zwar unter den Čechen nie eine Partei gegeben, welche auch nur entfernt eine ähnliche Forderung aufgestellt hätte, unser Ziel war immer nur die Gleichberechtigung beider Nationen, aber das verhinderte nicht, dass die Deutschen Böhmens jetzt — z. B. in den Theaterberichten der Bohemia in den vierzigen Jahren — ihrerseits auf die Unterscheidung von čechisch und böhmisch Gewicht legten, und dadurch eine Reaktion gegen den Gebrauch des früher so beliebten Wortes auf čechischer Seite hervorriefen. Im J. 1861 beschäftigt sich der böhmische Landtag in einer seiner ersten Sitzungen mit der wichtigen Frage und entscheidet dahin, dass das Wort im amtlichen Gebrauch, wie Palacký ausdrücklich einschränkte, vermieden werden sollte. Niemandem konnte diese Entscheidung willkommener sein, als jenen Kreisen, die aus verschiedenen Gründen sich für keine der beiden kämpfenden Nationen entscheiden mochten. So gab der Priester Wenzel Frost — ein um das Taubstummeninstitut in Prag überaus verdienter Mann, beiläufig gesagt — im J. 1861 eine Broschüre heraus, »Der böhmische Thomas und der deutsche Michael« betitelt, in welcher als Ideal eines Böhmen ein Herr Böhm figuriert, der nach links hin versichert »Ich bin ein Deutscher«, nach rechts »Čech jsem a vlastenec«, und sowohl vom böhmischen Thomas als auch vom deutschen Michel für einen Landsmann und Volksgenossen gehalten wird. Der Betrogene ist dabei köstlicherweise der Čeche Thomas, der nicht wissen kann, dass das »Čech jsem« des Herrn Böhm nichts anderes heisst als »Ich bin ein Böhme« und nicht »Ich bin ein Čeche« oder wie man damals unterschied »ein Böhmischer«.

Noch mehr muss ihn das »vlastenec« irre führen, welches wörtlich und im Sinne des Herrn Böhm Patriot heisst, aber vor allem einen nationalgesinnten Mann bedeutet. Dieser Herr Böhm hat Nachfolger hinterlassen, die noch heute leben und es sind hohe Herren darunter, dass aber nationalgesinnte Čechen sich ihre begreifliche Anti-

pathie zu eigen gemacht haben, ist eigentümlich genug. So viel aus der Geschichte des Wortes, das für uns übrigens nicht mehr Bedeutung hat, als es verdient. Wir haben oben gesagt, warum wir das Wort wählen, aber schon unsere erste Nummer hat gezeigt, dass wir nicht gesonnen sind, unsere Mitarbeiter in der Wahl des Ausdruckes zu beschränken oder amtlich festgelegte Ausdrücke zu »übersetzen«.

Das Vorlesungverzeichnis für das Wintersemester an der Universität enthalt an Vorlesungen von allgemeinerem Interesse: An der juridischen Fakultät: Kadlec, Ueber die ältesten Quellen des slavischen Rechts, Ueber den Feudalismus in den europäischen Ländern; Demel, Interpretation der pragmatischen Sanktion; Gruber, Geschichte der Nationalökonomie. II. Seit Adam Smith. An der medizinischen Fakultät: Schrutz, Uebersicht über die Geschichte der Medizin bis zur Renaissance; Velich, Experimentalstudien über die Prophylaxe, besonders der Tuberkulose; Jedlička, Röntgenographische Kurse; Pečirka, Die venerischen Krankheiten in sozialer Beziehung, für Hörer aller Fakultäten. — An der philosophischen Fakultät: F. Krejčí, Philosophische Propädeutik für Nichtgymnasisten; Masaryk, Geschichte der russischen Philosophie; Foustka, Sozialpathologie; Rádl, Die historische Entwicklung der Evolutionstheorien in der Biologie; Bidlo, Geschichte Russlands im 19. Jh.; Chytil, Rembrandt und die holländischen Malerschulen; Nejedlý, Ueber den Ursprung der Musik; Polivka, Geschichte der russischen Literatur im 18. 19. Jh.; Máchal, Die polnische Literatur des 19. Jh.; Vlček, Die čechische Literatur des 19. Jh. III. Seit den Revolutionsjahren; Jakubec, Die Literatur der čech. Renaissance; Hanuš, J. Dobrovský und seine Zeit; Mourek, Deutsche Personennamen; Kraus, Die Romantik; D. deutsche Heldensage; J. Krejči, Lessing, Wieland, Herder; Die deutsche Literatur der Gegenwart; Janko, Deutsche Phonetik; Vrchlický, Das Hamletproblem in der modernen Literatur; Dvořák, Die Poesie der Psalmen.

Druck von Eduard Leschinger in Prag.

Gedichte von J. S. Machar.

Auf Golgatha.

Die dritte Stunde war 's, da zwischen Kreuzen
Das Kreuz errichtet ward.

Rot von der Mühe
Auf dem zerstampften, blutgetränkten Boden
Sassen die Söldner, teilten die Gewänder,
Und um den Rock, der durch und durch gewirkt,
Warfen sie Würfel.

Aus der Menge viele
Kamen hinzu und blickten auf zum Kreuze
Und schüttelten die Köpfe: Hahaha,
Nun, steig vom Kreuz, du nanntest dich ja König!
Den Tempel wolltst du stürzen und ihn aufbaun
In dreien Tagen. Hilf dir!

Priester standen
Und Schriftgelehrte da mit weissen Bärten
Und sprachen unter sich: Fürwahr, so ist es.
Der andern half, er helfe nun sich selbst. —
Und aus der Ferne blickten viele Frauen,
Die früher ihm gedient in Galiläa,
Maria, Salome und Magdalena,
Und die ihm nach Jerusalem gefolgt.

Am Kreuze hing er, gleich den Missetätern,
Geschoren, nackt. Auf dem gepeitschten Leibe
Geronnen Blut. Es flossen rote Streifen
Von Händen, Füssen tropfend auf die Erde.
Gebrochen sahn die Augen in die Ferne,
Über die weisse Stadt und Hain und Hügel,
Zu jener Hügel Kamm, in deren Schosse
Die blauen Seen Galiläas liegen.

Er neigt das Haupt.
Da weht ein Flügelrauschen
Ihm an das Ohr. Doch nicht des Vaters Engel,
Dem matten Geist der Labung Kelch zu bringen,
Der böse Geist spannt' seine Vampyrflügel
Weit durch die Luft und flog zu ihm heran.
Er musst' es dulden, dass sich auf sein Kreuz
Der Satan setzte, sich zum Haupt ihm neigte,
Sein müder Geist war nicht des Kampfes fähig.

Und Satan sprach zu ihm: Du armer Dulder,
Am Holz des Kreuzes sehen wir uns wieder.
Zum letztenmal. Denn heute ist 's entschieden.
Der Kampf ist ausgekämpft.
Sieh, vor drei Jahren,
Dort in der Wüste, trug ich dich von hinnen
Auf einen hohen Berg und zeigte dir
Gewalt'ge Reiche, allen Ruhm der Welt,
Und alles sollte dein sein, würdest betend
Du vor mir niederknien. Du wolltest nicht.

Du gingst das künftge Himmelreich zu künden
Den Armen, Schwachen. Wolltest reinen Herzens
Von unverlierbar'm Werte Schätze spenden.
Wolltest die Wege schlichten Seelen weisen
Zum Ruhm des Vaters. Von der Menschen Stirne
Wolltst du die Spur von Adams Fluche tilgen.

Und gingst zum Tode, still und voll Ergebung,
Ein Opferlamm, das seinen Mund nicht öffnet,
Und hast dein eigen Blut wie Tau vergossen,
Um deine junge Saat damit zu netzen.

Jesus von Nazareth, sieh diesen Pöbel,
Der um dein Kreuz sich drängt! Vor kurzem noch,
Als ruhmgekrönt du einzogst in die Stadt,
Da streuten sie dir Palmen vor die Hufe
Des Eseleins, Hosannah riefen sie
Und nannten Davids Sohn dich, denn sie wähnten,
Dass nun das Gottesreich sei angebrochen,
Dass die ersehnte Zeit von Milch und Honig
Gekommen sei. Du wolltest wieder nicht.

Und der enttäuschte Pöbel brüllte zornig
Sein »Kreuzige!« in des Pilatus Ohr.
Nun stehn sie da und schütteln mit den Köpfen
Und lachen: Seht, hier hängt der Juden König!
Helf' er sich doch! Er wollte Gottes Sohn sein,
Doch, scheint es, hat der Vater sein vergessen! —

Der Vater hat vergessen.

Sieh den Himmel,
Wo du in voller Pracht ihn thronen wähntest:
Er lächelt still und wolkenlos herab,
Mit diesem seinem fühllos blauen Lächeln,
Wie vor dir, so auch nach dir. Und die Vögel,
Die Luft durchfliegend, das Getier ringsum,
Das auf der Erde läuft, nach einer Satzung
Hat es gelebt und lebt's: nach meiner Satzung.
Wer stärker ist, verzehrt den Schwächern stets.
So auch die Menschen. Diese Welt, die weite,
Sie ist mein Reich. Denn ich, ich bin das Leben,
Ich herrsche durch mich selbst. In Herz und Seelen
Sitz' ich, und niemand wird mich draus vertreiben,
Nicht du, dein Vater nicht. Dein Gottesreich,
Ein Traum ist's, und den lasse ich den Menschen.

Sieh unterm Kreuz, wie der Centurio
Behaglich mit dem Schriftgelehrten plaudert!
So wird es immer sein. Die zwei sind deiner Worte
Und Träume Erben. Der tauscht seine Götzen,
Der andre seinen Jahve für dich ein,
Und weiter lebt die Welt nach meiner Ordnung.

Was nahmst du damals nicht die Reiche alle,
Und allen Ruhm der Welt aus meinen Händen?
Dein junges Leben würde hier nicht enden
In düst'rer Pein, du konntest voll es leben,
Zum eig'nen Glück, zum Wohl von Millionen.
Und was hast du gebracht? Nur Tod und Zwist.
Selbst sinkst der erste du. Um deinen Namen
Wird Blut von tausenden von Menschen fliessen
Am Kreuz, in der Arena, auf der Richtstatt.
Und wird es scheinen, dass dein Traum gesiegt,

Dann wird in deinem Namen, nur in deinem,
Das Morden weitergehn. Soweit der Blick
Nur reicht, da flammen Reih'n von Scheiterhaufen,
Wo man in deinem Namen Opfer brennt,
In deinem Namen werden Kriege wüten,
In deinem Namen werden Städte brennen,
In deinem Namen Länder Wüsten werden,
In deinem Namen werden Flüche schallen,
In deinem Namen wird man Sklaven machen
An Leib und Geist.

Sieh den Centurio nur und
Den Schriftgelehrten! Morden wird der erste
In deinem Namen, und der zweit' ihn segnen
Mit deinem Namen. Millionen Armer
Bezahlen mit dem Teuersten, dem Leben,
Einst deinen Traum.

Und über ihrem Blut
Wird sich dein Traum vom ew'gen Gottesreiche,
Vom Himmelsruhm wie ein Phantom erheben,
Das ein Ersatz den Toten sein soll, Lockung
Den Lebenden bis an der Zeiten Ende!
Was nahmst du damals nicht die Reiche alle
Und ird'sche Ehre? Denn mein ist das Leben,
Ich bin das Leben, bin der Herr ob allem,
Und ewig sitz' in Herzen ich und Seelen! . . .

Und nun erhob sich Satan. Breitete
Die dunkeln, grossen Vampyrflügel aus,
Die mit des Sturmes Flug ins Weite wuchsen,
Entsetzlich, grausig. Über Golgatha,
Der Stadt, dem Tale und den Hügelketten,
Dem weiten Land und den entfernten Bergen,
Dem blauen Nass der Seen von Galiläa,
Und über fernen Reichen und dem Meere
Lag düster ausgespannt die schwarze Flughaut.

Und grosse Finsternis lag auf der Erde,
Die bebte.

Und zum letztenmale blickte
Jesus um sich und schrie mit lauter Stimme:
Elói, Elói, lama sabachtani!
Und gab den Geist auf . . .

Aus »Golgatha« 1901.

Auf dem Kahlenberg.

»Ein hinreissender Anblick bietet sich dem Auge vom Aussichtsturme auf dem Kahlenberge. Auf einer Seite scheint das imposante Wien in einem Meer von Grün zu versinken, jenseits des breiten Streifens der Donau irrt der Blick über die unübersehbare Ebene des Marchfelds, auf dessen Boden einige denkwürdige Schlachten geschlagen wurden.«

(Aus einem Führer durch die Umgebung von Wien.)

Wie ausgebreitet in der blauen Alpen Schoss
Ein Rasenteppich farbensatt,
Und auf ihm liegt — ein Weib, die üpp'gen Reize bloss —
Verführerisch die Riesenstadt.

Das aufgelöste Haar, fast grünlich, fliesst ihr weit
Bis zu den mächtigen Lenden hinab,
Der blosse Busen zwängt sich aus dem bunten Kleid
Und wogt sanft atmend auf und ab.

Mit funkelndem Geschmeid besät ist ihr Gewand.
Wohin der Blick auch wandre,
Und unters Haupt gelegt hat sie die eine Hand,
In die Donau taucht sie die andre.

Es birgt sich in dem trägen Schatten ihrer Lider
Vorm Himmelsblau des Aug's verführerisch Glühn,
Durchsicht'ger Nebel schmiegt sich rings um ihre Glieder,
Wie leichter, bläulicher Musselin.

— — — — — — — — — — — —

Und ich, allein wie ein erhobn'er Finger, leite
Die Blicke hin zum kalten Nord,

Dort hinter Wäldern, Bergen, Wolken in der Weite
Ist meiner Wurzeln heimatlicher Ort.

O du mein Vaterland, wie zieht 's durch meinen Geist
So seltsam, wenn hinter die Berge, die blauen,
Die Lippen seufzend rufen, wo du seist,
Und die Augen dich suchend erschauen.

O du mein Vaterland, nicht dort, wo Alltagsruhm
Und Zeitungsbombast und Phrasengeschwätze
In deinem Namen kämpfen, und dein Heiligtum
Zerren in eigennützige Hetze —

Nicht dort bei uns, wo Ekel nur und Überdruss,
Wo der Mensch zum Cyniker wird,
Nein, dort nicht hab' ich deiner Stimme bangen Gruss,
Deine schlichten Seufzer und Klagen gespürt —

Hier fass' ich 's: — — — — - - — —
Du mein Land, was hast gemeinsam du,
Jetzt und in vergangener Zeit,
Mit dieses Weibes Los, das in gelassner Ruh'
Sich hier seiner trägen Schönheit freut?

Die Sprache nicht, dein Leid, den Ruhm nicht, die Natur,
Die Achtung nicht, des Glückes günst'ge Hut —
Den Weg von Dürnkrut bis zum Weissen Berge nur,
Den breiten Weg voll Blut! . . . . .

O du mein Vaterland, was dich an Weh durchschüttert,
Fliegt stets hieher mit Allgewalt,
Und jeder Nerv in mir wie eine Saite zittert,
Die deine Klagen wiederhallt!

— — — — — — — — — — — —

Einstmals, in der Philister Land — lang ist es her,
Aus des Alten Testamentes Zeiten —
Liess in Dalilas üpp'gen Schoss, so geht die Mär,
Der starke Samson sein Löwenhaupt gleiten.

Der Riese, er, der Schrecken seinem ganzen Stamm,
Wie ein einfältig Kind tät er lallen,

Und küsst' und koste sie, zutunlich wie ein Lamm,
Und war ihr ganz zu Gefallen.

Der Leu, der einst so schrecklich, so unbändig war,
In sanften Schlaf dann ruhig versank,
Dass man ihn band, er ward es nicht einmal gewahr,
Und dass in die Mähne die Schere ihm drang.

Wie war sein Inn'res wohl von heissem Grimm
geschwellt,
Wie biss er die Lippen sich blutig da,
Als kraftlos er erwachte, rings vom Feind umstellt,
Und seine Haare am Boden sah!

Und als er dann die Stadt, verfolgt von Spott und Hohn
Durchschritt, o wie bitter mocht' er da leiden:
Dalila folgt ihm — für die Liebe welch ein Lohn! —
An seinem Anblick sich lachend zu weiden.

Die Augen höhlten sie ihm aus, zur Mühle hin
Wie einen Sklaven der Pöbel ihn brachte,
Und lauten Jubel hörte man die Stadt durchziehn,
Und wie eine Wilde sein Liebchen lachte! . . .

— — — — — — — — — — — —

So zog, mein Vaterland, die Mär durch meinen Sinn
Und füllt' ihn mit glühendem Schauer . . .
Und, wo mein Herz dich ahnt, nach Norden blick' ich hin,
Auf die neblige Hügelmauer . . .

Ach, wie entsetzlich: Dort am dunkeln Firmament
Starrt, wie ein Sklave geschoren,
Ein augenloses Löwenhaupt und fröhnt und fröhnt,
So frei, so stolz einst geboren.

Und südwärts blick' ich, wo im blauen Musselin
Das lockende Weib sich fächelt,
Von fernher fliegen Seufzer, Flüche zu ihr hin,
Sie aber lächelt, lächelt.

— — — — — — — — — — — —

Oh, einmal sollte doch nach jahrelanger Schmach,
Nach bangem Beten der Rachetag nahn,
Dem Löwenhaupte wuchs die Mähne wieder nach,
Und entsetzt erkannt' er, was er getan.

Das war ein grosser Tag, als sie den blinden Mann
An die Säule im Tempel lehnten.
Und ihn mit Spott und Witz, wie sie 's so oft getan,
Aufs neue neckten und höhnten.

Da in dem Wirrwarr schüttelt er mit einem Male
Das Haupt und fasst die mächtigen Säulen,
Und ein Entsetzensschrei durchfliegt die dunkle Halle,
Und Händeringen und vergebnes Enteilen.

Ein Donnerschlag — und nur ein Berg noch von Ruinen,
Wo einst der Bau gewaltig sich aufgerichtet,
Dalila, Samson und die Andern unter ihnen
In blutiger Masse verschüttet, vernichtet.

Und doch war dieser Tod gewiss so lockend schön,
Wie auf Erden wohl kein anderes Sterben:
Wenn schon nichts weiter übrig bleibt als untergehn,
Dann mögen die Peiniger auch mit verderben! . . .

Aus »Tristium Vindobona« 1891. Übs. v. —st—

Eine schöne Gegend.

(Das erste Gemälde der kleinen Jiřina.)

Ein Herrenhaus mit Fenstern, Türen,
Ganz wie man es gewohnt zu schauen,
Und auf dem Dachkamm promenieren
Ein Schornsteinfeger, Katzen, Pfauen.

Ins Stockwerk führet eine Leiter,
Anmutig steigt ein Herr empor,
Ein blasses Mädchen grüsst er heiter,
Das über das Gesims hervor

Die schrecklich langen Beine hänget
Und fromm bewundernd aufwärts blickt,
Wo Sonn und Mond und Stern gedränget
Einträchtig still herunternickt.

Dann rechts ein Park und träge Kühe,
Die hinterm Zaun in Blumen grasen,
Dann Damen, die mit wenig Mühe
Den Reifen treiben auf dem Rasen;

Die haben Krinolinen an
Und spielen unter dichten Bäumen;
Ein paar Gehängte baumeln dran,
Die dort wie Früchte friedlich träumen.

Aus »Sekunden« 1905. Übs v. G. Storch.

Oktober.

Nur noch ein Klagelied voll banger Töne
Wogt aus der Erde Schleiern weit und breit,
In allen Winkeln birgt die welke Schöne
Verwelkte Blüten aus der Jugendzeit.

Und doch — die Sehnsucht, weiter zu gefallen,
Lebt noch in ihr, so heiss, wie einst sie war,
Um ihre Hüften bunte Schärpen wallen,
Die letzten Astern flicht sie sich ins Haar.

Und lachen will sie, wie sie einst gelacht —
Doch in den Runzeln bleibt das Lachen stecken,
Die sich nach Mitleid nur, nach Mitleid sehnen.

Und sie errät 's in ahnungsvollem Schrecken:
Stets hangen früh am Kleid ihr hundert Tränen,
Vergossen in durchwachter, banger Nacht.

Sonett.

Wie liebten wir in unsern Jugendzeiten
Sentimental den Herbst, der Blätter Fall,
Die gräuen Nebel, die sich überall
Auf welke Gärten breiten.

Nun sieht am Himmel gleiten
Der Mensch so gern den grossen Sonnenball,
Und liebt der Sommertage Glutenschwall,
Den heissen Boden, drauf die Füsse schreiten.

Zieht jetzt der tränenvolle Herbst ins Land,
Von schmutziggrauem Nebel rings umflossen,
Wo jeder Tag zu Trübsinn stimmt und Leid, —

Dann greift zum goldnen Weine gern die Hand,
Drin aller Glanz der Sonne eingeschlossen,
Des Juli Glut, des Sommers Seligkeit!

Die ersten Veilchen.

Am Wege seh' ich einen grauen,
Erfrornen Mann mit Veilchen stehn,
Die in des Winters grimmen Klauen
Dem sichern Tod entgegengehn. —

Ihr duft'gen Augen voll Vertrauen,
Die ihr in Nebel nur gesehn,
Und doch verkündet, dass die lauen
Lenzlüfte aus der Ferne wehn,

Und bess're Zeiten wieder wecken,
Dass Blüten auch die Gräber decken,
Und dass die Vöglein wieder nah, —

Euch traf das Schicksal der Propheten:
Der erste Strolch kam euch zu töten,
Der euch die Mär vom Antlitz sah.

Aus »Vier Bücher Sonette« 1892. Übs. v. —st —

Der Staat und die Ausbildung seiner Lehrer.

Von Josef Kožíšek.

(Schluss)

In der musikalischen Bildung sehen noch Hirns Vorschläge vor allem ein Mittel, durch welches der Lehrer angeblich sein Ansehen in der Gemeinde befestigen kann. In diesen Worten offenbart sich ein anderer Kampf, welcher bei der Lösung unserer Frage nicht ohne Bedeutung ist. Es ist dies der Kampf zwischen dem Lehrertypus, wie er in den traditionellen Vorstellungen des Volkes und derer, die noch in der guten alten Zeit gelebt haben, sich abspiegelt, und dem Lehrertypus nach der Vorstellung unserer Zeit. Auf den ersten Blick ist dies bloss ein unschuldiger Streit um Vorstellungen, aber im öffentlichen Leben hat er seine wichtige Bedeutung. Ich will sagen, dass auch die breite Tradition der Vergangenheit die zwanzigjährige Reaktion möglich und der öffentlichen Meinung erträglich gemacht hat, während für die Idee der akademischen Bildung bisher keine Tradition besteht und erst geschaffen werden muss, einerseits durch ein tadelloses Privatleben, durch Selbstbildung und kulturelle Bestrebungen des ganzen Standes, andererseits durch aufrichtige Propagierungstätigkeit.

Da die slavische Lehrerschaft bisher keinen einheitlichen Reichsverband besitzt, wie sich ihn die deutsche Lehrerschaft schon vor längerer Zeit gegründet hat, so machte sie sich die Reform ihrer Vorbildung in den einzelnen Landesorganisationen klar. Erst heuer im Frühlinge einigten sich die Vertreter der čechischen Organisationen in Brünn über die gemeinsamen Grundsätze. Indem sie für die allgemeine Bildung die Mittelschule verlangen und für die Fachbildung eine zweijährige Hochschule fordern (eine pädagogische Akademie), heben sie ihre Pläne über die aktuellen Forderungen der deutschen Lehrerschaft und der Lehrer der österreichischen Pädagogien; dabei sind sie aber überzeugt, dass ihr Ziel weder utopisch noch radikal ist, da es organisch aus den gegenwärtigen sozialen Anforderungen und der Schulgesetzgebung hervorwächst.

Der Verband der deutschen Lehrerschaft kommt — in der Ausschussitzung vom 2. November 1905 — den Ansichten der II. Versammlung der österreichischen Pädagogien von 1906 dadurch nahe, dass er sich für eine Übergangsreform mit einer Erweiterung der Anstalten um einen fünften Jahrgang und mit einem modernen Lehrplan zufrieden gibt. Diese beiden Gruppen haben vor allem die Verbesserung des jetzigen Verfalles im Auge, welche die Schulnovelle verschuldet hat. Die čechische Lehrerschaft strebt aber an, dass die bisherigen Lehrerbildungsanstalten zum Teile zu neuen Mittelschulen umgeändert werden, welche auch Mädchen eine höhere Bildung erteilen würden, zum Teil zu pädagogischen Akademien. Als Ausgangspunkt wird hiebei nicht der niedrige Stand der Lehrerbildung genommen, der nach der Novelle eintrat, sondern der höchste Stand, welcher durch die Hasnerschen Gesetze erreicht wurde. In diesen Gesetzen meldet sich schon die Grundidee, welche den Inhalt der čechischen Reformbestrebungen bildet, und dieses Faktum beseitigt von vornherein das Vorurteil, als berücksichtigten die čechischen Anträge nicht die historische Entwicklung.

Worin die Brünner Resolution der čechischen Vertreter über die Übergangsforderungen der übrigen österreichischen Lehrerschaft hinausgeht, ist folgendes: sechsjährige Studienzeit (4 Jahre für die allgemeine, 2 Jahre für die Fachbildung) und Universitätscharakter der zukünftigen pädagogischen Akademie. Diese beiden Desideria werden aber schon in den ursprünglichen Reichsgesetzen anerkannt und nur die komplizierte Arbeit, welche die Durchführung der Hasnerschen Gesetze erforderte, bewirkte, dass nicht schon beide Gedanken Gestalt angenommen hatten, bevor die Schulnovelle eine fortschrittliche Entwicklung der Schuladministration unmöglich machte.

Man darf nicht vergessen, dass die schnelle Realisierung der Reichsgesetze ungewöhnlich grosse Hindernisse in dem Mangel an Lehrern fand, die für die grosse und stets wachsende Anzahl von neuen Schulen erforderlich waren. In der Not wurden in den Schuldienst nicht nur viele Aushilfspersonen mit ziemlich seichter Bildung aufgenommen, sondern die Unterrichtsleitung reduzierte mit dem Erlasse vom 1. August 1871 die Lehrerbildungsanstalten auf bloss drei Jahrgänge, damit auch ihre noch unfertigen Abiturienten die systemisierten, aber unbesetzten Stellen an den Schulen ausfüllen hälfen. In diesen Jahren musste die Regierung mehr

für die Zahl der Lehrer sorgen als für ihre Bildung. Das Ideal der Lehrerbildung, wie es das Reichsgesetz entworfen hatte, wurde im ersten Augenblicke beiseite geschoben, und bevor noch die günstige Zeit zu seiner Realisierung gekommen war, wurde es durch die Schulnovelle aufgehoben. Aber dadurch wurde keineswegs das Faktum beseitigt, dass das Gesetz vom Jahre 1869 nicht einmal die vierjährigen Anstalten jener Zeit als genügende Gewähr der Lehrerbildung betrachtete und dass es im § 42 verordnete:

Damit die Kandidaten eine gründlichere Vorbildung zum Lehrberufe erlangen können, werden eigene Lehrerkurse (pädagogische Seminare) an der Universität oder an der technischen Hochschule eingerichtet.

Da wir sehen, dass diese Seminare nicht bloss für einen Bruchteil der Lehrerschaft bestimmt sind, z. B. für die Bürgerschullehrer, sondern für die gesamte Lehrerschaft, so können wir uns der Erkenntnis nicht verschliessen, dass der Geist des Reichsgesetzes die Fachbildung der gesamten Lehrerschaft dorthin verwies, wo sie die čechischen Anträge mit Recht suchen: auf die Hochschulen.

Ähnlich verhält es sich auch mit dem Ausmasse der Studienzeit. Es wurde in diesen Zeilen schon dargelegt, dass nach einer zweijährigen Praxis der junge Lehrer verpflichtet war, sich der Lehrbefähigungsprüfung zu unterziehen, um zu zeigen, dass er nach seinem Abgange von der Anstalt seine Kenntnisse in allen Gegenständen vervollständigt, erweitert und vertieft habe. »Die jungen Lehrer«, sagt ausdrücklich § 53, »welche sich innerhalb von 5 Jahren vom Beginne ihres praktischen Dienstes an nicht der Lehrbefähigungsprüfung unterziehen, ebenso diejenigen, welche zum zweiten Male zur Prüfung nicht zugelassen wurden, sollen aus dem Lehramte entlassen und ihnen das Reifezeugnis abgenommen werden.« Das Gesetz spricht hier zu deutlich, als dass man nur einen Augenblick darüber in Zweifel sein könnte, dass es die vier Jahre an den Anstalten nicht als genügende Studienzeit betrachtete und deshalb an sie organisch wenigstens zwei weitere Jahre anknüpfte. Ohne gehörige Ausnützung dieser Jahre betrachtete das Gesetz die blosse Ausbildung an der Lehrerbildungsanstalt als so unvollständig, dass sie, wenn nicht ergänzt und vertieft, die Entlassung des Lehrers aus dem Schuldienste überhaupt zur Folge hatte. Wenn also die čechische Lehrerschaft diese zwei obligaten Jahre reklamiert und in diesem Zeitraume die Fachbildung an der pädagogischen Akademie unter-

gebracht wissen will, wenn sie ferner verlangt, diese Akademie solle eigentlich bloss die Realisierung der pädagogischen Seminare sein, wie sie das Gesetz von 1869 anordnete: so liegt in diesen Anträgen gar nichts Utopisches oder Radikales, ja es ist in ihnen nicht einmal viel Neues; denn sie rufen nur das ins Leben zurück, was ideell schon in dem Gesetze lag, aber nur deshalb nicht Zeit hatte zur Frucht zu reifen, weil die Schulnovelle die Intentionen von Hasners Ära so bald zum Schweigen brachte! Daher vertraut die čechische Lehrerschaft auf die Erreichbarkeit ihrer Ziele und trifft in der letzten Zeit eifrig Vorbereitungen, um für ihre Anträge detaillierte konkrete Pläne auszuarbeiten und ihnen die Unterstützung der Öffentlichkeit zu erwerben.

Als glücklicher Anfang gilt allgemein die Gründung der »Comeniusgesellschaft«,*) einer Vereinigung von Lehrern und Freunden der Schule. Dieser Verband vereinigt in sich die Lehrerschaft aller Kategorien, von den Hochschulprofessoren bis zu den Lehrern der Volksschulen, sowie auch die fortschrittlichen gebildeten Laien, welche an der öffentlichen Erziehung ein Interesse haben. So wurde eine Körperschaft geschaffen, welche genug Fachleute und fähige Mitarbeiter besitzt und auch genug Autorität und Kompetenz, um dem Volke in den Fragen der Schulkultur ein Schützer und Berater zu sein.

Die pädagogische Sektion der Gesellschaft wird einen detaillierten Plan der Mittelschule und pädagogischer Akademie auszuarbeiten haben. In ihrer Arbeit an der Reform der Mittelschule wird die Sektion vom »Vereine der čechischen Mittelschullehrer« (Spolek českých professorů) unterstützt werden, welcher sich schon längere Zeit mit dieser Frage befasst und schon bestimmte Resultate aufweisen kann. An dem Plane der pädagogischen Akademie werden Kenner der einzelnen pädagogischen Disziplinen sowie praktische Volksschullehrer mitwirken, da die Akademie nicht nur eine wissenschaftliche Bildung, sondern auch Übung für die Arbeit in der Schule mitteilen soll.

Die Rechtssektion wird die Schritte vorbereiten, durch welche die Reform auf dem Boden der Gesetzgebung durchgeführt werden soll. Die Aufgabe dieser Sektion kann erfolgreich konkretisiert werden, wenn positive Resultate der pädagogischen Sektion vorliegen werden. Eingehend ausgeführte Projekte der

*) Vgl. Čech. Revue S. 79 ff.

Akademien und Mittelschulen werden zeigen, wo eine Revision der bisherigen Gesetze erforderlich, und wo neue Gesetze notwendig sein werden. Der Sektion wird hauptsächlich daran gelegen sein, dass die fortschrittlichen politischen Parteien die Anträge der Comeniusgesellschaft zu lebendigen Bestandteilen ihrer politischen Programme machen und sie auch in ihren Wahlaufrufen als nationale Forderungen proklamieren.

Ihrer organisatorischen Sektion wird die Informations- und Agitationstätigkeit obliegen. Durch Wort und Druck wird sie die Öffentlichkeit den Reformbestrebungen geneigt machen und wird bestrebt sein, dass alle Lehrerorganisationen in die Öffentlichkeit mit übereinstimmenden Forderungen und Plänen treten. Daher wird die Sektion mit allen Organisationen der slavischen Lehrerschaft in Verbindung treten und wird mit ihrer Hilfe trachten, dass die gesamte Lehrerschaft aller österreichischen Völker, soweit ihr an einer fortschrittlichen Reform gelegen ist, bei Zeiten über ein einheitliches, würdiges Ziel einig wird, das der Mobilisierung der ganzen fortschrittlichen Welt in Österreich würdig wäre. —

* * *

Viele Anzeichen des öffentlichen Lebens deuten darauf hin, dass eine der Reform der Lehrerbildung günstige Zeit bevorsteht. Der längere Zeitraum, in welchem das Reich vor allen kriegerischen Verwicklungen verschont geblieben ist, trug nicht zuletzt dazu bei, dass die einzelnen Völker ihr Kulturleben ohne gewaltsame Eingriffe äusserer störender Ereignisse entwickeln konnten und dass sie auf allen Gebieten menschlicher Arbeit zu entsprechenden Resultaten gelangten. Ein ähnlicher Fortschritt erfolgte aber auch in anderen Staaten, insbesondere im benachbarten Deutschland. Seine industrielle Handels- und Kulturentwicklung greift natürlich auch in die österreichischen Verhältnisse ein. Die Nähe eines grossen Musters in einem Reiche ruft die Nachahmung in dem anderen hervor; da die bisher noch nie dagewesene Vollkommenheit und Zugänglichkeit der Beförderungs- und Verständigungsmittel die Kulturstaaten der ganzen Welt einander so genähert hat, dass für geistige Strömungen die geographischen Grenzen ihre Bedeutung verloren haben, gibt es in der internationalen Konkurrenz immer mehr und mehr Ideen, die der einzelne Staat vom Weltstandpunkte lösen muss.

Eine von diesen Ideen ist die höhere Bildung der Lehrer.

Der Ausblick, welchen z. B. die eingehenden Studien des Prof. Drtina über die Organisation der Schulen in Amerika und in den europäischen Staaten geben,*) zeigt uns, dass die Hebung der Lehrervorbildung gegenwärtig die Fachkreise in allen Kulturstaaten beschäftigt. Diese durch die ganze Welt gehende Bewegung ist eine Folge der sozialen Veränderungen, die ich im ersten Kapitel dieser Zeilen bloss berühren konnte. Sie ist also in ihren Grundlagen gleich. Überall strebt sie dem schönen Ziele zu, dass der Staat durch die Bildung des Volkes befähigt würde, für alle seine Bürger neue wirtschaftliche Werte zu schaffen und die moralischen Werte zu sozialisieren. Die Konsolidierung und Verschönerung des Lebens war immer und überall Aufgabe der Erziehung und daher ist es natürlich, dass in allen Staaten sowohl die ersten pädagogischen Denker als auch die Masse der Lehrer nach einer Reform der Lehrerbildung rufen.

Diesen Stimmen schliesst sich auch die Lehrerschaft der österreichischen Völker an. Die in der Comeniusgesellschaft vereinigte čechische Lehrerschaft, von den Hochschul- bis zu den Volksschullehrern, bereitet sich ausserdem auf eine angestrengte Propaganda vor, damit das čechische Volk die Wünsche seiner Lehrerschaft zum ersten Artikel seines politischen Programmes mache. Wenn auch die Lehrerschaft der übrigen Völker ein gleiches tut, so wird man der Hoffnung Raum geben können, dass der neue, durch das allgemeine Wahlrecht verjüngte Reichsrat unter seine ersten Vorlagen das Gesetz über die Lehrerbildung aufnehmen wird. Denn es besteht ein gegenseitiges Verhältnis zwischen dem allgemeinen Wahlrechte und der Lehrerbildung. Je mehr Macht dem Volke anvertraut wird, desto mehr Bildung muss es erhalten, damit es fähig sei, in öffentlichen Angelegenheiten vernünftig zu entscheiden, und vom Geiste der Verantwortung durchdrungen werde. Aber je gebildeter ein Volk werden soll, desto gebildeter muss seine Lehrerschaft sein. Mit einem Worte: sowie ihr dem ersten Arbeiter das Parlament öffnet, öffnet auch dem letzten Lehrer — die Universität!

---

*) Pedagogické Rozhledy (Päd. Rundschau) XIX.

Die Budweiser Gemeindewahl.

Im Jahre 1265 gründete König Ottokar II. die Neustadt Budweis. Die Stadt sollte einen strategischen Stützpunkt und eine Schutzwehr gegen das mächtige Geschlecht der Rosenberge bilden. Der König übergab sie deutschen Ansiedlern, welche wohl kaum gehofft haben, dass sie in fremdem Lande ihr Volkstum werden behaupten können. Die liberalen Gesetze und Einrichtungen des Landes bewahrten die Kolonisten vor der Čechisierung. Als dann die Schlacht auf dem Weissen Berge geschlagen war, brauchten die Deutschen um ihre Zukunft nicht mehr zu bangen. Der kurzen Episode des čechischen Aufschwunges in der Hussitenzeit hatten die Deutschen durch Ermordung des Bürgermeisters Puklice ein Ende gemacht. Indessen schwanden im Laufe der Jahrhunderte allmählich die deutschen Geschlechter; die Umgebung der Stadt, weit und breit von Čechen besiedelt, konnte keinen deutschen Nachwuchs liefern. Er war aber gar nicht nötig. Die tiefe Erniedrigung, in welche das čechische Volk herabgesunken war, bietet die Lösung des folkloristischen Rätsels, dass die Bürger, welche aus čechischen Städten kamen, sich dem neuen Heim anpassten, dass sie ihre Kinder zu Deutschen erzogen. Doch schon das erste Wetterleuchten der čechischen Auferstehung machte sich in Budweis bemerkbar. Im Revolutionsjahre 1848 wurde hier eine Slovanská Lípa*) gegründet; mit Schaudern wurden die deutschen Machthaber gewahr, dass die breiten Schichten des Volkes nicht deutsch sind. Der nachfolgende Absolutismus brachte dem Deutschtum noch eine kurze Frist der Ruhe und Erholung. Dann aber brach die konstitutionelle Ära an, vom čechischen Volke mit Jubel begrüsst. Im November 1862 gründeten die Čechen die Beseda.**) Sofort war die Stadt in zwei Lager gespalten. Der

*) Slovanská Lípa (Slavische Linde) war die erste allgemeine politische Organisation der Čechen nach der Erteilung der Konstitution im Jahre 1848.

**) Beseda, wörtlich freundliches Gespräch, der Ort der freundschaftlichen Zusammenkunft, Verein.

Verein schuf die Organisation der Čechen; seither gab es nur mehr vereinzelte Nachzügler, welche sich den Deutschen anhlossen. Schon im Jahre 1865 eroberten die Čechen bei den Gemeindewahlen den dritten Wahlkörper; der erste war ernstlich gefährdet. Da erwachten die Deutschen. Bei der nächsten Wahl entrissen sie den Čechen die eroberte Position wieder. Eigentlich waren es keine wirklichen Deutschen mehr. Das Budweiser Deutschtum ist ein Gemisch von čechischen Renegaten ohne einen Tropfen germanischen Blutes, von Halbdeutschen, Juden und einem geringen Zusatze von Vollblutdeutschen. So degeneriert ist das Deutschtum dieser Stadt, dass die leitenden Persönlichkeiten seit beinahe 60 Jahren keine echten Deutschen mehr sind. Seit 1848 bis 1865 war der Kaufmann Franz J. Klavík Bürgermeister, ein Táborer Čeche; der erste Führer der Deutschen war Dr. Rziha, ein Pilsener Renegat. Ihm folgte Josef Taschek, der Sohn eines Bernardicer Čechen, dessen Grossvater kein Wort deutsch konnte. Nur mütterlicherseits hängt Taschek mit dem deutschen Volke zusammen. Es ist bezeichnend, dass der deutschen Öffentlichkeit gegenüber die čechische Abstammung Tascheks sorgsam verschwiegen wird.

Einundvierzig Jahre sind seit dem ersten Siege der Čechen verstrichen. Inzwischen sind sie gross und stark geworden. Zwar gelang es noch, bei der Volkszählung vom Jahre 1880, bei welcher zum erstenmal die Umgangssprache (nicht die Muttersprache!) erhoben wurde, eine Majorität von 17 Deutschen zu erkünsteln. Aber die nächsten zwei Zählungen wiesen schon čechische Mehrheiten von 4943, bzw. 7495 Seelen auf. — Ein grosses, gut geleitetes Kreditinstitut emanzipierte die Čechen vom deutschen Kapital Schon im Jahre 1868 gründete Bischof Jirsík ein čechisches Gymnasium. Im Jahre 1873 gründete der Verein Matice Školská eine Privatschule. Seither gelang es den Čechen aus eigener Kraft, ihre Volks- und Bürgerschulen, ihre Mittelschulen, Pädagogien, Fach- und Fortbildungsschulen, Kindergärten derart auszugestalten, dass sie den deutschen nicht nur ebenbürtig sind, sondern diese an Frequenz weit überragen. Auch grosse wirtschaftliche Unternehmungen gründeten sie: das Aktienbräuhaus, die Emailgeschirrfabrik. Jedes gelungene Werk der Selbsthilfe festigt ihr Selbstvertrauen, begeistert sie, immer höhere Ziele anzustreben. Schon im Jahre 1883 entrissen sie den Deutschen die Handelskammer. Noch 1891 behaupteten die Deutschen das Reichsratsmandat durch

einen Tric: der sogenannte Kriegszuschlag wurde in die Steuer nicht eingerechnet, wie dies — ausser Prag — überall der Fall war. Aber im Jahre 1897 ging dasselbe unrettbar verloren. Bei der letzten Landtagswahl siegte noch der Deutsche mit zwei Stimmen über die absolute Majorität (im Jahre 1895 mit 274 Stimmen). Aber die Wahl ist noch nicht agnosziert; der Landesausschuss beantragt deren Kassierung.

In der Gemeindevertretung herrschen die Deutschen noch immer ausschliesslich. Eine Gemeindewahl ist in Budweis ein äusserst seltenes Ereignis. Zwar dauert das Mandat des Ausschusses nach dem Gesetze nur drei Jahre; aber wir scheren uns den Teufel um das Gesetz. In den letzten fünfundzwanzig Jahren wurde nur viermal gewählt: im Juli 1884, im Oktober 1890, im Jänner 1898 und im November 1906. Drei Ausschüsse haben statt 9 Jahre mehr als 22 Jahre fungiert.

Nachdem das Mandat der gegenwärtig noch im Amte befindlichen Gemeindevertretung am 12. Oktober 1901 abgelaufen war, wurden die Wählerverzeichnisse für die Neuwahl über mehrfache Urgenzen des čechischen Wahlcomités am 3. Feber 1902 aufgelegt. Die vorläufige Prüfung derselben hatte ergeben, dass sowohl der dritte als auch der erste Wahlkörper künstlich gestützt werden müssen. Von den vielen Mitteln, welche Wahlfälschern zu Gebote stehen, wählte man das billigste. Knapp vor Auflegung der Listen wurden für den I. Wahlkörper 26 Ehrenbürger (durchaus Liberale!), für den III. 321 Bürger ernannt, und zwar zumeist Auswärtige, Beamte der Böhmischen Sparkasse in Prag, aktive Lehrer usw. Es ist selbstverständlich, dass die Čechen diese Machination nicht gleichgültig aufnahmen. Die Hast, mit welcher die Ernennung vollzogen wurde, veranlasste zahlreiche Formgebrechen. Die versuchte Korrektur des Kriegsglückes gelang nicht. Als der Verwaltungsgerichtshof am 7. Juli 1905 sein, die Gemeindeverwaltung stark kompromittierendes Erkenntnis publizierte, kraft dessen die von der Stadtgemeinde Budweis wegen Kassierung der Bürgerernennungen durch den Landesausschuss erhobene Beschwerde als unbegründet abgewiesen wurde, läutete dem deutschen III. Wahlkörper das Sterbeglöcklein.

Herr Taschek wollte sich doch noch nicht ergeben. Tagelang sass er im städtischen Steueramte und notierte sich jene čechischen Wähler, welche mit einer Gemeindegiebigkeit länger als ein Jahr im Rückstande waren. Dies ist nach dem Gesetze

ein Wahlausschliessungsgrund. Siebenhundertfünfundsechzig Wähler hat die Reklamationskommission wegen rückständiger Abgaben im III. Wahlkörper gestrichen.

Doch hat es nichts genützt. Zunächst sah sich der Verwaltungsgerichtshof bemüssigt, die »deutsche Gerechtigkeit« zu korrigieren, und 284 Wähler, welche gesetzwidrig gestrichen worden waren, in die Liste wieder aufzunehmen. Dann wurden 174 deutsche Wähler wegen rückständiger Abgaben gelöscht. Und schliesslich wurden im Instanzenzuge 326 čechische Wähler, welche die Gemeindeorgane »vergessen« hatten, eingetragen, und 194 deutsche Wähler aus anderen Gründen als wegen rückständiger Abgaben gelöscht.

Nach Abschluss des Reklamationsverfahrens ergab die Bilanz des čechischen Wahlcomités eine Mehrheit von 500 čechischen Stimmen. Das Comité war sich dessen genau bewusst, dass die Stimmenzählung eine solche Mehrheit nicht zu Tage fördern werde. Es musste mit zwei Unbekannten gerechnet werden: welche Verheerungen wird die Guillotine der skrupellosen Wahlkommission anrichten, und wie viel čechische Stimmen wird deutsches Geld kaufen und deutsche Gewalt erpressen? Die Befürchtungen des Comités sind in beiden Richtungen übertroffen worden.

In die Wahlkommission hat der Bürgermeister Taschek unter Ausserachtlassung der elementarsten Gebote des Anstandes (von Gerechtigkeit sprechen wir gar nicht) keinen Čechen berufen. Zur Bedienung der Wahl-Guillotine wurde ein jüdischer Advokat gedungen. Armselige Kniffe dienten als »Begründung« der Abweisung čechischer Stimmen. Bezüglich der Doppelvollmachten lautet die konstante Praxis des Verwaltungsgerichtshofes: »Falls zwei von einem Wähler ausgestellte Vollmachten vorliegen, von denen keine unzweifelhaft gültig erscheint, so sind beide zurückzuweisen«, ferner »Die Wahlkommission ist weder berufen, noch berechtigt, Vollmachten, wenn nicht bestimmte Bedenken aus der äusseren Form sich ergeben oder von Wählern rege gemacht werden, auf ihre Gültigkeit zu prüfen.« Unter Missachtung dieser Judikatur hat die Wahlkommission in mehr als achtzig Fällen bei Vorweisung von Doppelvollmachten stets die deutschen Bevollmächtigten zugelassen. Der beliebteste Vorwand hiefür war, dass sich der Deutsche mit der Legitimationskarte der Wählerin ausgewiesen hat. Dieses Spiel war offenbar im vorhinein abgekartet Das Gesetz kennt keine Legitimationskarten. Es sind gröss-

tenteils unlautere Zwecke mit der Ausgabe derselben verbunden. Über Weisung der politischen Behörde musste bezüglich der Karten die folgende Belehrung in die Wahlausschreibung aufgenommen werden: »Den Herren Wählern werden behufs leichterer Orientierung über den Wahlvorgang Legitimationskarten zugestellt. Der Nichtbesitz oder die Nichtvorweisung der Legitimationskarte vermag den Wähler an der Ausübung des ihm zustehenden Wahlrechtes nicht zu hindern.« Und doch hat die Nichtvorweisung der Karten 80 Wählerinnen das Wahlrecht geraubt. Welchen Wert hat darnach die Unterschrift eines Josef Taschek? Der Eingeweihte weiss, dass die Legitimationskarten überhaupt nicht den Wählerinnen, sondern deren angeblichen Bevollmächtigten zugestellt worden sind. Eine anständige Kommission hätte den Wählerinnen gestattet, im Wahllokale zu erscheinen, und zu erklären, ob die deutsche oder die čechische Vollmacht zu gelten habe. Solche Anträge wurden čechischerseits gestellt, aber von H. Taschek auf das entschiedenste abgewiesen.

Bei dieser Wahl haben die Deutschen zum erstenmale die äussere Form der čechischen Stimmzettel nachgeahmt. Bei der Stimmenzählung wurden 114 derart nachgeahmte Zettel mit deutschen Kandidaten gefunden. Die 80 erschwindelten Vollmachten und die 114 Verräter sind doppelt zu zählen (308); sie sind den Čechen weggefallen, den Deutschen zugewachsen. Wähler, welche nicht zugelassen wurden, weil ihre Identität angeblich nicht sichergestellt wurde, vervollständigen das vierte Hundert der den Čechen abhanden gekommenen Stimmen.

Doch die Verlustreserve war gross genug; die Čechen siegten mit 2012 Stimmen gegen 1916. Kann dieses Resultat einen vernünftigen Menschen überraschen, welcher weiss, dass zu Ende 1900 in Budweis von der deutschen Gemeinde 22.198 Čechen und 14.703 Deutsche gezählt wurden, dass die weit überwiegende Mehrheit der Gewerbetreibenden Čechen sind, dass die grosse Mehrzahl der kleineren Häuser den Čechen gehört, dass die Čechen 40% der direkten Steuern entrichten? Gewiss nicht. Leute, welche an einer Illusion Gefallen finden, können der Regie Tascheks Beifall zollen, welchem es gelang, die Potemkinade von Deutsch-Budweis solange aufrecht zu erhalten. Nun ist aber das Trugbild an der hohen Widerstandskraft der čechischen Wähler zerstoben. Jeder Akt der Willkür der Kommission weckte einen Sturm der Entrüstung. Die Kämpfer für ihr Recht gerieten in jene Extase,

welche den Schrecken vor dem Kerker vergessen lässt. Oft hatte es den Anschein, als sollte die Kommission an Ort und Stelle gezüchtigt werden. Die Regierungsorgane zeigten kein Verständnis für den verzweifelten Widerstand gegen die Willkür ehrvergessener Funktionäre. Mit dem Hinweis auf papierene Proteste wurde die Menge getröstet, welche das Gefühl hatte, dass der Räuber gegen den Beraubten in Schutz genommen werde. Lügenreporter schilderten in der deutschen Presse die čechische Notwehr als brutalen Angriff gegen eine in gerechter Weise ihres Amtes waltende Kommission. Mit welchen Gefühlen mögen wohl die bei der Wahl anwesenden alldeutschen Abgeordneten zurückgekehrt sein? Im Wahllokale fanden sie eine aus Renegaten bestehende Kommission unter dem Kommando eines Juden. Kein deutsches Volk sahen sie auf dem Ringplatze, in den Gassen der »deutschen« Stadt. Weniger überrascht dürfte Dr. Schreiner gewesen sein. Er sieht ja oft hinter die Kulissen.

Das Treffen ist geliefert. Ein Angstschrei, ein Wehklagen geht durch die deutsche Presse. Ist das ernst gemeint? Weiss man denn nicht, dass Taschek selbst den Čechen 8—9 Mandate im III. Wahlkörper angeboten hat und dass er ihnen diesen Wahlkörper nur deshalb nicht ganz überliess, weil er fürchtete, dass sie die Konstituierung des Gemeindevorstandes obstruieren werden?

Man sinnt auf Rache, schlägt Rettungsmassregeln vor. Die deutschen Frauen drängen sich in das Vordertreffen, um čechische Gewerbsleute zu boykottieren. Dr. Perko appelliert an die deutsche Opferwilligkeit, welche Hunderttausende von Kronen jährlich spenden soll. Deutsche Millionäre sollen in Budweis Industrien gründen. Grund und Boden, sowie Häuser sollen zu niedrigen Preisen an Deutsche abgegeben werden usw.

Ein deutscher Boykott? Nur zu, den brauchen die Čechen dringend. Jahrelang bemühen sie sich, die Landbevölkerung für das Svůj k svému zu gewinnen, dieselbe wirtschaftlich zu organisieren. Jetzt werden es ihnen die Deutschen durchführen. Die Sparkasse, welche aus ihren Erträgnissen die Gemeinde unterstützt, und die deutschfreundlichen Israeliten werden die Kriegskosten bezahlen.

Und wenn die Deutschen Hunderttausende von Kronen jährlich aufbringen, glaubt man denn, dass die Čechen nicht ebensoviel opfern werden? Sie sind noch lange nicht an der Grenze ihrer Leistungsfähigkeit und ihrer Opferfreudigkeit angelangt. — Če-

chische Millionäre freilich gibt es wenige. Aber gar so rasch werden die deutschen Fabriken auch nicht erstehen. Ein Gründer pflegt kühl zu berechnen. Er wird fragen: Wie teuer ist die Kohle? Gibt es billige Arbeitskräfte? Sind deutsche Arbeiter vorhanden? Es gibt billige Arbeiter, aber es sind Čechen. Wird die neue deutsche Fabrik nicht etwa den Čechen mehr nützen als den Deutschen? Zwar erlaubt es die deutsch-böhmische Kultur nicht nur, sie fordert es geradezu, dass der deutsche Fabriksherr den čechischen Arbeiter als Sklaven behandelt, dass der Arbeiter bei Strafe der Entlassung deutsch wählen, seine Kinder in deutsche Schulen schicken, die deutsche Umgangssprache bei der Volkszählung angeben muss. Es ist nicht eines Jeden Sache, ein so ungemütliches Verhältnis zur Arbeiterschaft zu pflegen; es ist ja klar, dass diese Bedrückung einmal zu einer Explosion führen muss. Vielleicht begreifen die Professoren Rauchberg und Freiherr von Wieser nicht, dass der Mensch ein viel wertvolleres Kapital darstellt als der Geldsack. In Budweis würden sie dies jedenfalls einsehen. Und wenn schliesslich die deutschen Häuser wirklich nur an Deutsche abgegeben werden könnten, Baustellen gibt es in čechischem Besitze in Hülle und Fülle. Auf grünem Rasen sind hunderte von čechischen Häusern in der Prager Vorstadt erbaut worden.

Es ist kaum zu erwarten, dass sich deutsches Geld in Strömen nach Budweis ergiessen wird. Viel zu klug sind die Deutschen, um nicht zu wissen, dass sich eine solche Position nicht mit künstlichen, widernatürlichen Mitteln halten lässt.

Übrigens hat das Deutschtum in Budweis nicht mehr viel zu verlieren. Die Kolonie hat ihre Kulturmission vollbracht, aber ohne organische Verbindung mit dem Deutschtum kann sie nicht gedeihen. Das Budweiser Deutschtum ist ein Baum ohne Wurzeln. Ein Konglomerat von Beamten, Lehrern, Offizieren und deutschen Juden ist noch kein Volk. Es gibt zwar noch einige Reste deutschen Bürgertums. Aber degeneriert, geistig und sittlich geschwächt, mit dem Fluche des Missbrauches des Reichtums zum Teile schon von Geburt belastet, siechen nicht wenige Familien kläglich dahin. Die deutschen Rassenhygieniker könnten in Budweis wertvolles Material sammeln und belehrende Beobachtungen anstellen. Grimmige Antisemiten waren die alten Budweiser. Vor vierhundert Jahren haben sie die Juden durch das Rabensteiner Tor in die Moldau getrieben. Das heutige Geschlecht klammert sich an die Juden als die einzigen Retter. In seiner Todesangst wird es gar nicht gewahr,

dass der scheinbare Retter in Wirklichkeit sein Verderber ist In der zweiten Hälfte des XIX. Jahrhundertes ist das Handwerk mangels eines deutschen Nachwuchses in čechische Hände übergangen. Doch noch blieb den Deutschen eine Quelle des Volkswohlstandes, der Handel. In den letzten Jahrzehnten werden sie von ihren Bundesgenossen, den Juden, auch aus diesem Gebiete verdrängt.

Kasernen hat man gebaut, um durch die deutschen Offiziersfamilien das Deutschtum zu kräftigen. Doch schon bei der letzten Wahl hat man čechische Offiziere wegen ihrer Sympathien für ihre Landsleute denunziert. Wird das Offizierscorps immer ganz deutsch bleiben? Budweis ist ein Knotenpunkt von Bahnen geworden; das hat das Deutschtum direkt geschädigt. Die deutschen Grenzgebiete gravitieren nach Wien und nach Linz. Nur für die Čechen hat die Stadt Anziehungskraft. Die Schuldenlast der Stadt wächst, die Umlagen werden erhöht. Die Gemeindevertretung fasst den unglaublich frivolen Beschluss, von zwei Dritteln der Schuld zehn Jahre lang keine Zinsen zu zahlen. Die Volksschule wird der Politik geopfert. Der Ballast der čechischen Kinder verdirbt die Unterrichtserfolge der deutschen Schule. Die Lehrer werden zu Parteiagitatoren herabgewürdigt. Die Regierung wird beschuldigt, dass sie čechische Beamte nach Budweis schickt. Oh, wie gerne, wie verständnisinnig würde sie helfen! Aber sie hat keine Deutschen für das geschlossene Sprachgebiet; wo soll sie Deutsche für deutsche Minoritäten hernehmen? Es gibt einige wenige Deutsche, welche erkennen, dass der Kampf, den Taschek führt, dem Deutschtum mehr schadet als nützt. Sie rangieren sich im I. Wahlkörper. Keinen Fussbreit deutscher Interessen geben sie preis, nur den unfähigen Führer wollen sie opfern. Zwar ist er ein agiler Agitator, ohne Skrupel bei der Wahl seiner Mittel, ein Sturmbock gegen die Čechen — sonst aber ein mittelmässiger Kopf, ein ungeschickter Taktiker, der nicht einmal im eigenen Lager die Schranken der politischen Parteien niederzureissen versteht und immer und überall nur seine Liberalen bevorzugt. Einen solchen Führer opfern zu wollen, ist Hochverrat! Angeblich haben die Deutschen keinen anderen.

Anders steht es mit dem Gegner. Täglich erhält er neuen Zuwachs an frischem gesunden Blut aus der Umgebung. Dürftigkeit bewahrt ihn vor unvernünftigem Luxus, spornt ihn an zur

Mässigkeit, zu fleissiger Arbeit. Frohen Mutes wartet er eine moderne Reform der Gemeindewahlordnung ab. Es kann ja nicht so bleiben, dass 216 Privilegierte des I. Wahlkörpers 12 Vertreter wählen und 5442 des dritten ebenfalls 12. Siegt einmal die Sache der Freiheit, so wird es auch sein Sieg sein.

Von Zeit zu Zeit ergehen sich die Budweiser Blätter in Betrachtungen, was geschehen würde, wenn Budweis fiele. Schauermärchen für germanische alte Weiber und Kinder werden in Umlauf gesetzt. Nieder- und Oberösterreich werden bedroht sein, vor allem der Böhmerwald. Bange machen gilt nicht. Den Čechen stehen bessere Lebensbedingungen zu Gebote, sie aspirieren nicht auf den Böhmerwald. Der Deutsche hat diese rauhen Gegenden kultiviert; hier kann sich nur der biedere, kernige, abgehärtete deutsche Böhmerwäldler wohl und zu Hause fühlen. Die slavische Brandung kann die Ruinen der deutschen Inselkolonie überfluten; der deutschen Küste, dem deutschen Festlande kann sie nichts anhaben.

Übrigens steht Deutsch-Budweis noch immer, und es braucht gar nicht zu fallen. Kaum war die Stimmenzählung im III. Wahlkörper beendet, so erschien der Führer der Sieger in einer Versammlung deutscher Vertrauensmänner und bot den verblüfften Deutschen die Hand zu einem ehrlichen Frieden. Er beantragte die Regelung der nationalen Verhältnisse in Budweis durch ein Landesgesetz. Er ist einverstanden mit der Bildung des nationalen Katasters, auf Grund dessen die Ausschussmandate verhältnismässig aufzuteilen wären. Er bietet den Deutschen eines von den künftigen zwei Landtagsmandaten der Stadt Budweis an, die Angliederung des deutschen Katasters an einen deutschen Reichsratswahlbezirk, eine Minoritätsvertretung in der Handelskammer. Dafür verlangt er nur solche Gegenleistungen, durch welche kein deutsches nationales Gut preisgegeben wird: Regelung des Sprachengebrauches n der Gemeinde, Vorkehrungen gegen die künstliche Wählerfabrikation, Verbot von Widmungen zu einseitig nationalen Zwecken aus dem Gemeindevermögen, insbesondere aber die Freigebung der Volksschule: Einstellung des Kinderfanges, nationale Autonomie in Schulsachen. Es sind dies durchgehends Bürgschaften welde die Deutschen, falls sie einmal zur Minorität im Gemeindeausschusse herabsinken, gerade so schützen werden, wie derzeit die Čechen. Der nationale Kampf um Mandate und um die

Schule wäre in Budweis zu Ende. Das Friedensanbot bedarf noch der Genehmigung der massgebenden Faktoren. Falls die Deutschen ihre grundsätzliche Zustimmung geben, wird hierüber verhandelt werden. Mit Nachdruck hat der Führer der Čechen erklärt: Nicht ein Zeichen von Schwäche ist unser Antrag, sondern der Ausdruck unseres Gerechtigkeitsgefühls, die Bekundung unserer slavischen Kultur und politischer Einsicht.

Budweis, den 22. November 1906.

Dr. August Zdtka.

Wir čechischen Schriftsteller.

Von Jaroslav Hilbert.

Lebende oder Tote, man nehme die besten Köpfe, welche Böhmen geboren hat, und frage sie, was die Trauer ihrer Existenz ist oder war, sie würden antworten: der Provinzialismus des čechischen Seins. Lebende oder Tote, man nehme die willensstärksten, welche versucht haben, diesen Provinzialismus zu überwinden; fragt sie, was sie am meisten erschöpft hat, sie würden antworten: das Verzweifelte dieses Bemühens. Der Provinzialismus erdrückt uns von aussen, und was schlimmer ist, er durchdringt uns von innen, Provinzialismus ist zu neunundneunzig Prozent in allem, was uns umgibt, er ist gleichsam unser Schicksal. Die Frage, mit der unsere Nationalhymne,*) beginnt, welche soviel Herzen erregt und gestärkt hat, kann bei manchem eine schmerzliche Betonung erhalten und erhält sie auch, etwas wie einen bitteren Ausruf anstatt glücklichen Bescheidens; bei allen denen, welche nicht nur nach der scharfen Luft der grossen Welt sich sehnen, sondern auch wissen, dass erst mit ihr das Leben überhaupt anfängt.

In diesem verwunschenen Milieu leben und arbeiten wir, kämpfen und ergeben wir uns, träumen und erwachen wir, bauen wir und zersplittern uns, wir, in der weiten Welt unbekannten und von ihr übersehenen čechischen Schriftsteller. Die Art unserer Sendung und das Schicksal unserer Zuständigkeit nötigt uns Ausdruck des čechischen Lebens zu sein und zwingt uns damit in die beengteste Lebensstellung. Auf der einen Seite steht der grosse europäische Masstab unserer Sehnsucht, auf der anderen die Kleinheit, Unvollständigkeit, Armut, Festgebanntheit unserer nationalen Existenz, die unser Boden sind. Ein Volk, das nicht einmal die Hälfte der Komponenten des Gesamtlebens anderer

*) »Wo ist meine Heimat?« Anm. d. Übersetzers.

Völker besitzt, auch nicht in dem kleinen Umfange, der ihm nach der Zahl seiner Angehörigen angemessen wäre, ein Volk, welchem es an allem mangelt, von der materiellen Selbstverwaltung angefangen, bis zum geistigen Selbstbewusstsein, das die Selbstregierung verleiht, ist das unsere. »Provinz Böhmen«, diese aufreizende Benennung, welche, allerdings im Sinne der Verneinung unserer autonomistischen, politischen Bestrebungen, unserer Heimat von dem gröberen Teile der Feinde beigelegt wird, ist raffiniert gewählt; wir selber wissen freilich von einem tieferen Schmerz, nämlich von dem tieferen Inhalte dieses Begriffes.

Kein Angehöriger eines selbständigen, grossen Volkes vermag sich vorzustellen, wie die Wunde schmerzt, die wir Čechen im Herzen tragen. Wir sind, wie es übrigens zum Leben notwendig ist und wie wir selber es weiter üben, in der Kindheit und im Jünglingsalter im Stolz auf unsere Zugehörigkeit zum Čechentum und zur Freude an unserer nationalen Existenz erzogen, bis dann eines Tages mit der Reife ein schrecklicher Blitz der Erkenntnis aufleuchtet; die Augen werden geöffnet, die nationale Existenz steht vor ihnen als Stückwerk und die Lippen flüstern mit Ensetzen das Wort: Halb ... Das ist ein Lebensmoment, den man nicht vergessen kann. Und wenn er dann auch unsere so oft erprobte Energie aufpeitscht zur Arbeit, zur Erlangung des Ganzen, so hinterlässt er denn doch lebenslänglich im Geiste die Frage, ob es nicht schon auf immer so bleiben wird.

Wir wären freilich keine Čechen, das heisst Menschen, geboren und aufgewachsen in einer seit Jahrhunderten belagerten Festung, wenn wir nur eine Sekunde an Ergebung denken sollten, aber der Anblick des zehnmal so grossen und mächtigen Deutschtums, das uns einschliesst, erfüllt auch den Furchtlosen mit Beben und ist schwer zu ertragen; und wenn man sich noch daran erinnert, dass das Schicksal einer Nation bis zu einem Kampfe darum herabsinken kann, dass ihre Kinder das Vater unser in ihrer Muttersprache beten dürfen, da überläuft es uns schon kalt. Und so, während unsere glücklichen Genossen, welche Angehörige grosser und gesicherter Völker sind, und auch die, deren Vaterland kleiner oder klein, aber denn doch, sei es durch die geographische Lage, sei es durch andere Faktoren, der Todesdrohung nicht so ausgesetzt wie das unsere, immer und überall die Sicherheit der nationalen Existenz als festen Boden unter den Füssen haben, werden wir oft durch die furchtbarsten Zweifel

geschwächt, welche Manchen von uns auch auf einen ganzen Zeitraum in der Arbeit zu lähmen vermögen.

Zu diesen inneren seelischen Hindernissen tritt dann eine ganze Menge von Hindernissen äusserer Art, die einen schädlichen Einfluss auf die Tatfreudigkeit unseres Lebens üben. Nicht meine Erfindung, sondern die eines viel, viel grösseren ist das Wort, das ich hier zitiere und das gewiss jeder mit sittlicher Entschlossenheit bekräftigen wird, dass ich nämlich das volle Recht habe, von dem auch zu leben, wofür ich lebe; und da rennen wir Čechen gegen die Unmöglichkeit an. Es ist fast ausgeschlossen, dass ein čechischer Schriftsteller von seiner schriftstellerischen Arbeit auch nur bescheiden lebe, geschweige denn so, wie es zur vollen und glücklichen Entfaltung aller Fähigkeiten notwendig ist. Und wenn wir auch weit davon entfernt sind, auf den materiellen Erfolg der Talente grosser Völker neidisch zu sein, und niemals vergessen, dass das Ideal an der Schwungkraft seiner Flügel leiden würde, wenn es mit der Sehnsucht nach Gold beschwert wäre, so ist doch der Umstand, dass wir unsere Kultur unter dem Selbstkostenpreis erzeugen, etwas, was Scham erweckt. Ohne gerade ein Genie zu sein, erzielt ein fähiger Čeche durch einmonatliche Konzentration leicht einheimische Berühmtheit — aber was weiter? Dann beginnt gewiss schmutziges Verhandeln und Erniedrigen um den Heller, mit welchem unsere besten Träume kleinlich abgewogen werden, und zwar noch dazu in einem engen Lande und bei dem Bewusstsein, dass rund um dieses eine sprachliche Grenze ist, und hinter ihr ein Meer abweisender Kühle.

Zu diesen groben materiellen Hindernissen gesellen sich dann ganz besondere čechische, welche ich als Schreckensherrschaft des Einsers bezeichnen möchte. Während anderswo, bei grossen Völkern, alle das Kulturleben bedingenden Faktoren vielfach und in Auswahl vorhanden sind, haben wir von allem, was wir überhaupt besitzen, immer nur je e i n Exemplar. Wir haben nämlich gerade e i n e Stadt, die das Gepräge einer grösseren modernen Stadt trägt, wir haben e i n e Universität, die der Zufluchtsort unserer Wissenschaft sein kann, wir haben e i n e Akademie, welche ihr Zentrum sein soll, wir haben e i n grosses Theater, welches imstande ist, in höherem und grösserem Stile unsere dramatischen Träume zu verkörpern, wir haben ein Dies, ein Das, aber immer nur e i n Exemplar. Und wenn manchmal dieses Prinzip des Einsers, das bis zu den nationalen Grössen und Lieb-

lingen reicht, auch ein humoristisches Gepräge annehmen kann, so ist es wieder zu anderen Zeiten bei Konflikten von Meinungen wie sie vorzukommen pflegen, oder gar bei Konflikten von Personen, die im gärenden Leben noch häufiger sind, sehr schädlich. Wer unbequem ist, wird zum Institut hinausgeschoben, und da es kein zweites gibt, an das er sich wenden könnte, so kann er auf dem Pflaster darüber nachdenken, wie man leben kann ohne Luft.

Das sind so in aller Kürze ungefähr die Bedingungen unserer Existenz und unserer aus ihr entspringenden Arbeit, welche die čechische Literatur ist. Vor Jahren trat allerdings noch der Widerstand der Wiener Regierungen gegen alles čechische Bestreben hinzu, besonders das literarische, welcher jedoch heute gefallen ist, und ausserdem bleibt noch die Zensur übrig, doch die gibt es auch anderswo. Aber so, wie wir leben, haben wir čechischen Schriftsteller, ohne Schwächlinge zu sein, und nur weil wir čechische Erfahrungen und eine unangenehme Phantasie besitzen, das volle Recht, vor etwas zu zittern: vor den Eisschollen, welche unter Rauschen und Splittern in dem trüben Wasser der Moldau, mit dem Eindruck einer schmutzigen Macht, in jedem Frühling unter unseren Brücken dahintreiben, fort, irgendwohin in glücklichere und grössere Länder; vor Jahren verschwand nämlich klanglos unter ihnen unser intelligenter und scharfsinniger Dramatiker Bozděch, der Schöpfer einiger geistreicher Lustspiele und einer kraftvollen Tragödie. Und seit dieser Zeit erschüttert es den čechischen Schriftsteller immer, so oft die Moldau auftaut: »Entweder den Schmutz dieser gelblichen Eismassen, sagt er sich, oder den Schmutz, sich wegen des Hellers zu erniedrigen; das ist unser Schicksal!«

Allein jeder würde sich irren, der auf Grund meiner Schilderung dächte, dass aus diesen, so drückenden Verhältnissen, nichts als Mittelmässigkeit hervorgegangen ist. Es ist freilich natürlich, dass unter ihrem Einfluss viele Möglichkeiten sich nicht verwirklicht haben, dass mancher Aufschwung dahingewelkt ist, dass manches, einen vulkanischen Ausbruch ankündigende Aufschäumen mit einem schwächlichen Abfliessen schliesst, allein ohne Hochspur ist unsere Literatur nicht, ja zu Zeiten hatte und hat sie eine innere Expansion, welche eben nur dem Masse des Widerstandes entspricht. Es gibt keine Literaturperiode bei uns, vom Romantiker Mácha angefangen bis zum Mystiker Březina in unseren Tagen, in der sich nicht diese oder jene Arme zur europäischen Höhe emporgestreckt hätten, in den Händen eine Gabe dar-

bringend, die niemand aus Europa gesehen. Und es gibt überhaupt keine Zeitperiode bei uns, in der, mochte auch das Ganze zum Lokalen herabsinken, nicht wenigstens der eine oder der andere von den Einzelnen sich verzweifelt zu den Dimensionen der Weltspannung ausgedehnt hätte, wie die Palme in Garšins Erzählung nach dem blauen und freien Himmel des Südens. Der Fall Vrchlickýs, diese erstaunenswerte Entfaltung der dichterischen Potenz des Menschen, ist in der Welt nicht ganz unbekannt, schon darum, weil er in Österreich offiziell anerkannt wird, aber er ist nicht der einzige, obzwar er der umfassendste ist; — doch ich schreibe keinen Artikel über die Literatur, um weitere Beispiele anführen zu müssen, sondern über das Schicksal der Literaten, und so kehre ich zu diesen zurück. Und da benötigen wir alle zur dauernden Stärkung und Entfaltung unbedingt, noch bei unseren Lebzeiten durch eine helfende Hand aus den engen čechischen Verhältnissen auf den Kampfplatz der Welt geführt zu werden.

Ohne Rastelbinder des Ruhmes zu sein, die vor den verschlossenen europäischen Türen betteln, bekennen wir offen das Bedürfnis, in die Welt zu kommen, und wir sehnen uns nach ihr. Zu Hause können wir es am besten selber beobachten, wie viel Selbstbewusstsein die čechische Musik bekommen hat, seit ihr die Welt eröffnet wurde, und wie man auch daheim auf ihr Streben lebhafter reagiert, mag auch die gegenwärtige Talentpotenz hinter der Potenz Smetanas, Dvořáks und Fibichs zurückbleiben, welche die Mauer durchbrochen haben. Allein die blosse Möglichkeit, dass der Künstler sich mit Künstlern auf dem Weltboden messen kann, dass er, der čechische Musiker, wie der Soldat Napoleons, vielleicht den Marschallstab in dem Tornister trägt, ist etwas, was alle Kräfte anspannen und entfesseln muss; dagegen sind wir čechischen Schriftsteller beständig nur auf die Heimat angewiesen, und darein gebannt, schwellen entweder zu kleinen lokalen Aufgeblasenheiten an, vollständig die Dimensionen der Weltproduktion vergessend und sie leugnend, oder — Schiffen ähnlich, deren Segel zwar von dem Verlangen nach dem Meere geschwellt werden, deren Kiele jedoch darauf angewiesen sind, Teiche zu furchen, — vergehen wir vor Sehnsucht schneller und sicherer, als uns die grösste Arbeit erschöpfen könnte.

Freilich, wir wissen eines sehr wohl: Diese unsere, so unbedingt notwendige Einführung in die Welt kann und wird auch

nicht aus liebevoller Rücksicht erfolgen, damit in der Welt um eine Mittelmässigkeit mehr sei. Wir wissen sehr wohl, dass kein Geringerer als Turgeněv Europa auf die neurussische Literatur aufmerksam gemacht hat, und dass auch da noch seine persönlichen Beziehungen mitgewirkt haben. Wir wissen ebenso gut, dass die Wucht und Originalität Ibsens nötig war, um die Neugier nach den Träumen und Gedanken der norwegischen Seele, auch wie sie sich in kleineren Schriftstellern äussert, zu erwecken. Wir wissen sehr wohl, dass Brandes in Revuen und Journalen von ganz Europa auftreten musste, damit man wisse, dass in Dänemark ein gewisser Kierkegaard oder Jakobsen gelebt habe. Was wir aber am allersichersten wissen, ist, dass nur der, welcher ein Mehr oder ein Anderes bringt, die Hoffnung und das Recht auf Aufmerksamkeit besitzt. Wenn ich nun aber auch nicht gleich sagen wollte, dass wir dieses Mehr schon haben, so haben wir gewiss dieses »Andere«, und ich glaube, dass eben die Fremde es noch schärfer fühlen würde als wir selber.

Sie würde bei uns in allen Dichtungsarten, von der Lyrik beginnend bis zum Drama, überall etwas finden, was ihr einen Blick in die ihr unbekannte Seele eines neuen Volkes eröffnen würde, in Formen, die ihre künstlerische Reife nicht beleidigen würden. Zu diesem Zwecke müsste sie sich jedoch unsere Sprache aneignen (allerdings nicht so, wie wir fremde Sprachen, nämlich in Massen, sondern durch Einzelne bis zur Möglichkeit, in uns vollkommen einzudringen, und uns gut zu übersetzen) und sollte sie nicht so übersehen, wie es geschieht. Aber seltsam: während wir das, was wir, auch aus den kleinsten Literaturen, übertragen, aus den Originalen übersetzen, erleben wir selbst noch immer, auch von Vertretern nicht grösserer Völker, seltsame Überraschungen. Da schreibt z. B. ein Holländer, Catalane, Portugiese einem čechischen Schriftsteller mit voller Selbstverständlichkeit, er solle ihm eine französische oder deutsche Übersetzung seiner Arbeit liefern, er werde sie ins Catalonische oder Holländische übersetzen, und ist höchlich erstaunt, wenn der čechische Schriftsteller mit Berufung auf unsere Praxis, ihm höflich etwas über Nationalstolz und Achtung vor einem literarischen Werke auseinandersetzt, das durch einen solchen dritten Aufguss nicht vermittelt werden kann. Das Verhältnis der grossen und grösseren Völker zu unserer Sprache ist natürlich nicht anders, kaum ein Einzelner kennt sie hie und da, zwei Franzosen, ein Schwede, einige Russen, einige Deutsche, aber wer sonst noch?

Und da ergibt sich noch bei den Deutschen, bei dem Volke, das unter den grossen Völkern vielleicht das kulturell neugierigste ist, besonders bei den österreichischen und böhmischen Deutschen, die sonderbarste Erscheinung. Während jeder unserer politischen Bewegungen, von den wirklichen und mächtigen Volksregungen bis zum Gewäsche eines Demagogen, über den wir selber lachen, von der grossen und kleinen deutschen Öffentlichkeit sorgfältige Aufmerksamkeit gewidmet wird, verhält sich dieselbe Öffentlichkeit zu unseren Kulturäusserungen, zu der Quelle unserer Kraft, oft auch der Schmiede unserer Waffen, sicher aber zu unserem eigenen inneren Wesen und unserer Seele, entweder ablehnend oder gleichgültig. Der eine oder der andere weiss allerdings etwas von uns, einer oder der andere interessiert sich für dieses oder jenes, aber zu einer gründlichen Vertiefung in uns mangelt es an Willen oder nur an systematischem Entschluss. Vielleicht passt es so den beiderseitigen Professionals des Nationalhasses, welche von ihm leben, denn auf diese Art gelangt man nicht zu einer eventuellen gegenseitigen Achtung der beiden Völker. Für uns wären die Deutschböhmen die natürlichsten Einführer in die Welt, während wir, erkannt und anerkannt, für sie gewiss angenehmere Nachbaren wären als wir jetzt sind.

Doch das ist Schicksal und darüber gehen wir hinweg. — Wird es also die Fremde tun, wird sie unsere literarische Kultur beobachten und uns, ihren Trägern, ihre Welt öffnen? Wird sie es uns ermöglichen, uns von dem drückenden Gefühle unserer Isolierung zu befreien, und wird sie uns fühlen lassen, dass auch wir in dem aufhorchenden Europa vernommene Europäer sind? Ich wollte mit ihr geradezu geschäftsmässig sprechen und mich ihr kontraktlich verpflichten, dass sie bei diesem Austausch nichts verlieren wird; und ich wollte ihr irgendwie die Auffassung aufnötigen, dass sie im Gegenteil zu dem, was sie schon besitzt und kennt, noch die Erkenntnis eines neuen Tones, eines neuen Klangs, eines neuen Leitmotivs der unermesslichen Symphonie gewinnen wird, welche die literarische Kultur der Völker ist; — allein leider habe ich dazu kein anderes Mittel als eben wieder das Wort. Und wie dieses noch immer verloren war, wenn hinter ihm ein čechischer Schriftsteller stand, das beweist eben die Notwendigkeit dieses Artikels.

Alois Zucker.

Von Dr. August Miřička.

Die juridische Fakultät der böhmischen Karl-Ferdinands-Universität in Prag hat vor kurzem einen herben Verlust erlitten durch das am 1. Oktober d. J. plötzlich erfolgte Hinscheiden ihres Mitgliedes, des Hofrates Dr. Alois Zucker, Professors für Strafrecht und Strafprozess. Mit ihm ist ein Kriminalist dahingegangen, dessen Name sich weit über die Grenzen seines Vaterlandes des besten Klanges erfreute. Daher ist es wohl am Platze, gerade in dieser Zeitschrift ihm eine seiner Bedeutung entsprechende Erinnerung zu widmen.

Zucker wurde am 4. Juli 1842 in Čkyně bei Winterberg in Böhmen geboren. Die juridischen Studien legte er an der damals noch ungeteilten Universität in Prag zurück und wurde daselbst im Jahre 1864 zum Doktor der Rechte promoviert.

Er widmete sich anfänglich der Advokatur und erwarb sich den Ruf eines gewandten und gesuchten Verteidigers in Strafsachen. Im Jahre 1870 wurde ihm die venia legendi aus Strafrecht und Strafprozess erteilt; 1874 wurde er zum ausserordentlichen und 1882 zum ordentlichen Professor desselben Faches ernannt, in welcher letzteren Eigenschaft er an die gerade zu jener Zeit abgetrennte böhmische Universität übertrat. In den Jahren 1885 bis 1891 war er als Reichsratsabgeordneter politisch tätig, weswegen er die ihm für das Studienjahr 1899/1900 angetragene Rektorswürde ausschlug. In den Jahren 1885 und 1897 war er Dekan der juridischen Fakultät. Für seine hervorragenden wissenschaftlichen Verdienste wurde er zum ausserordentlichen Mitgliede der Königlich böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften, dann zum ordentlichen Mitgliede der Böhmischen Kaiser Franz-Josefs-Akademie für Wissenschaften, Literatur und Künste gewählt und durch Verleihung des Komturkreuzes des Franz-Josefs-Ordens ausgezeichnet.

Was seine akademische Lehrtätigkeit anbelangt, so trifft das bekannte Wort von dürren Paragraphen und langatmigen juridischen Auseinandersetzungen bei Zucker entschieden nicht zu. Denn durch seine Vorlesungen — wenn diese Bezeichnung für die bei ihm gewohnte Gedankenentwicklung in freier, fesselnder Rede überhaupt am Platze ist — ging stets ein frischer Zug des kräftig pulsierenden Lebens. Er war ein Meister des Vortrages. Sein packender Humor, sein schlagender Witz verstand es auch dem trockensten Stoffe Anziehungskraft zu verleihen. Sein geistvoller Vortrag brachte in scheinbar totes Paragraphenmaterial ungeahntes Leben. Prof. Zucker verstand es nicht nur klar auseinanderzusetzen, was nach dem geltenden Gesetze Rechtens ist, sondern er scheute auch nicht seine unter Umständen recht scharfe Kritik der lex lata beizufügen und überzeugend darzutun, was Rechtens sein sollte. Einen besonderen Vorzug seiner Vorlesungen bildeten die zahlreichen, interessanten praktischen Fälle, mit denen er die entwickelten theoretischen Formeln zu belegen wusste, um sie seinen Hörern fasslicher, verdaulicher zu machen. Diese Fälle pflegte er jedoch nicht den leblosen Spalten verschiedener zum akademischen Gebrauche angelegter Sammlungen zu entnehmen, sondern unmittelbar aus dem stets frischen, unversiegbaren Quell des wirklichen Lebens zu schöpfen.

Als Verteidiger in Strafsachen hatte Zucker die beste Gelegenheit gehabt, die siegreiche Kraft des lebendigen Wertes kennen zu lernen. Und von dieser Kraft, die ihm in ungewöhnlichem Masse gegeben war, machte er auch dann noch in der intensivsten Weise Gebrauch, nachdem er sich gänzlich der Theorie gewidmet hatte. Die glänzende Beredsamkeit, durch welche er sich einst als Verteidiger hervorgetan, verliess ihn auch später als Strafrechtslehrer nicht. Deswegen war er als Theoretiker ein nicht minder gefährlicher Widersacher, als früher in der Eigenschaft eines forensischen Redners. Dies zeigte sich, so oft er in die Lage kam — und es war bei seinem häufigen öffentlichen Auftreten recht oft der Fall — seine wissenschaftliche Überzeugung mündlich zu vertreten. Prof. Zucker suchte zwar den Streit nicht, er wich ihm andererseits aber auch nicht aus. Denn ein Mann der blassen Furcht war er entschieden nicht. »Il faut avoir le courage de son opinion« war seine Devise. Ohne Umschweife pflegte er seine durch reife Überlegung gewonnene Meinung herauszusagen und ohne Umschweife, ja rücksichtslos sie zu verteidigen: fortiter in

re, sed suaviter in modo. Denn selbst im hitzigsten Gefecht fiel er niemals aus dem würdigen Tone heraus, den die angeborene Noblesse auch den Gegnern gegenüber stets zu wahren weiss.

Wenn wir sagten, dass Prof. Zucker die Zauberkraft der lebendigen Sprache gut kannte und sie trefflich anzuwenden verstand, so ist damit nicht gemeint, dass er etwa die literarische Tätigkeit vernachlässigte. Im Gegenteil, er war, wie wir sehen werden, ein ausserordentlich fruchtbarer Fachschriftsteller. Aber den Schwerpunkt seines Wirkens verlegte er selbst in die Stärke des gesprochenen Wortes, das er meisterhaft beherrschte. Und in dieser Beziehung beschränkte sich seine Tätigkeit durchaus nicht auf den akademischen Lehrsaal, sondern er bediente sich des bezeichneten Mittels in ausgiebigster Weise, um seine Ideen auch in weiteren Kreisen zu propagieren. Zahlreiche in Fachvereinen, so namentlich in der Právnická Jednota (Juristenverein) in Prag, im böhmischen Juristenverein Všehrd und in der Právnická Jednota in Brünn abgehaltene Vorträge boten ihm Gelegenheit, sein reiches Wissen und seine Redekunst zu entfalten. Auch in Wiener Fachvereinen war er als Vortragender ein gerne gesehener Gast. Doch der eigentliche Schauplatz seiner bezüglichen Tätigkeit war die Právnická Jednota in Prag. Hier füllte er im Laufe der Jahre eine kaum mehr übersehbare Reihe von Versammlungen mit seinen geistreichen und anziehenden Vorträgen aus, als deren Gegenstand er zumeist aktuelle Reformfragen aus dem Gebiete des Strafrechtes und Strafprozesses wählte. Hier pflegte er die Ergebnisse seiner tiefgreifenden Studien oft schon zu einer Zeit auseinanderzusetzen, als das literarische Werk, in dem er dieselben niederzulegen beabsichtigte, noch nicht fertiggestellt war. Dadurch erreichte er wenigstens zum Teile schon während der Arbeit das, was anderen Schriftstellern oft erst längere Zeit nach Veröffentlichung des Werkes zuteil wird, nämlich die Kenntnis des durch eine neue Idee geweckten Wiederhalls. Fand seine Meinung Anklang, so bestärkte ihn dies in der Überzeugung von ihrer Richtigkeit, während er auf allfällige Einwendungen noch in der Schrift reagieren konnte.

Prof. Zucker beteiligte sich aber auch fleissig an ausländischen Fachversammlungen, so beispielsweise an dem in Paris 1895 abgehaltenen Kongresse für Gefängniswesen, für den er — ebenso wie für die Pönitentialkongresse in Brüssel 1895 und 1898 — ein gründliches Gutachten (in französischer Sprache) verfasste. Besonders

rege war aber seine Anteilnahme an den Tagungen der Internationalen kriminalistischen Vereinigung, der er als einer der ersten in Österreich angehörte. Obwohl selbst ein treuer Anhänger der klassischen Schule, wusste er sich dennoch von unfruchtbarem Doktrinarismus so vollständig freizuhalten, dass er es mit seiner wissenschaftlichen Überzeugung vereinbar fand, dieser namentlich anfangs vollständig im Fahrwasser der neuen Richtung im Strafrecht schwimmenden Vereinigung nicht nur äusserlich anzugehören, sondern auch ihre Bestrebungen, insofern er sie guthiess, zu fördern. Dass er kein stummer Zuhörer bei solchen Versammlungen war, sondern an den Debatten regen Anteil nahm, versteht sich bei Zuckers temperamentvollem Wesen von selbst. Doch hat er auch zu den vorbereitenden meritalen Arbeiten mit manchem scharfsinnigen Gutachten nach Kräften beigetragen.

In Anbetracht des Gesagten ist es wohl nicht zu verwundern, dass Zucker nicht bloss als einer der bedeutendsten einheimischen Kriminalisten galt, sondern dass sich sein fachmännischer Ruf auch weit über die Grenzen Österreichs hinaus verbreitete. Allerdings hat er dies nicht etwa bloss seinem eben geschilderten, mehr öffentlichen Auftreten zu verdanken, sondern vor allem seiner intensiven, unermüdlichen schriftstellerischen Tätigkeit. Um diese zunächst im allgemeinen zu charakterisieren, muss anerkannt werden, dass seine Schriften insgesamt sich auszeichnen durch eine fliessende, leicht fassliche Schreibweise und jene Gewandtheit des Ausdruckes und Überzeugungskraft der Argumentation, die ihm auch als Redner eigen war. In sachlicher Richtung sind Zuckers Werke durchdrungen vom Geiste wahrer Humanität und einer aufrichtigen, warmen Teilnahme für den Beschuldigten, welche selbst dann nicht versiegt, wenn dessen Schuld bereits durch rechtskräftigen Ausspruch des Richters festgestellt ist. Zwei grundlegende Maximen sind es, von welchen Zucker bei seinen Ausführungen und Reformvorschlägen ausgeht, nämlich erstens, dass der Beschuldigte, solange er nicht rechtsgültig schuldig befunden wurde, eben noch nicht der Schuldige sei und mithin auch nicht als solcher behandelt werden dürfe, und zweitens, dass auch der schuldig gesprochene Missetäter unser des Mitgefühls nicht unwürdiger Nebenmensch bleibe, dessen Bestrafung nicht als Rache, sondern als gerechte Sühne aufzufassen und so einzurichten sei, um ihn gebessert der menschlichen Gesellschaft als brauchbares Mitglied zurückgeben zu können.

Prof. Zucker befasste sich namentlich mit dem Probleme der jugendlichen Verbrecher, dem seine selbständigen Schriften »Über die Behandlung der verbrecherischen und verwahrlosten Jugend in Österreich« 1894 (in demselben Jahre auch in böhmischer Sprache erschienen) und »Über Schuld und Strafe der jugendlichen Verbrecher« 1899 nebst einigen kleineren Abhandlungen und Vorträgen gelten. An der Hand statistischer Ziffern, welche die in bedenklicher Weise steigende Kriminalität der Jugendlichen dartun, schildert Zucker mit überzeugenden Worten die der Gesellschaft seitens der verwahrlosten Jugend drohende Gefahr. Er weist auf das Beispiel Englands und die dortselbst durch Zwangserziehung erzielten glänzenden Erfolge hin und befürwortet eine entsprechende Vermehrung und Ausgestaltung unserer Besserungsanstalten. Doch soll nach seiner Ansicht die Zwangserziehung bei jugendlichen Verbrechern nicht an Stelle der Strafe treten, sondern sich derselben anschliessen. Wohl sei aber bei den Jugendlichen ausgiebiger Gebrauch von der bedingten Verurteilung zu machen.

Prof. Zucker gehört überhaupt zu den eifrigsten Verteidigern der ebenerwähnten Institution, der die Schrift »Podmíněné odsouzení« 1891, welche 3 Jahre später auch in deutscher Sprache (Bedingte Verurteilung 1894) erschien, gewidmet ist. Die Grundidee dieser Institution ist wohl zur Genüge bekannt. Über den schuldig gesprochenen Verbrecher wird die gesetzliche Strafe verhängt, ihr Vollzug aber durch Gerichtsbeschluss vorläufig aufgeschoben. Begeht jener in einer bestimmten Frist (Bewährungsfrist) keine neue Straftat, so ist die Strafe erlassen und die Verurteilung getilgt. Im gegenteiligen Falle wird die verhängte Strafe nachträglich vollzogen. In diesem über dem Haupte des Verbrechers schwebenden Damoklesschwerte erblickt Prof. Zucker, der sich mit dieser Frage auch noch später in einigen Abhandlungen eingehend befasste, einen gesunden Ansporn, das Gesetz nicht wieder zu verletzen. Er befürwortet jedoch nur eine massvolle, auf rücksichtswürdige Fälle beschränkte Anwendung der bedingten Verurteilung.

Dagegen hat sich Prof. Zucker wiederholt auf das schärfste gegen die Institution der Polizeiaufsicht ausgesprochen, so namentlich auch in seiner diese Einrichtung behandelnden selbständigen Schrift: Die Polizeiaufsicht 1904. Er weist überzeugend nach, dass diese Institution, bei welcher der dadurch Betroffene nicht aus eigenem Antriebe, sondern durch strenge polizeliche Überwachung von weiteren Straftaten abgehalten werden soll, ihren

Zweck meistens verfehle, ja dadurch, dass sie den Betroffenen zwinge, sich in seiner Heimatsgemeinde aufzuhalten, wo er gewöhnlich keinen Erwerb finde, geradezu zur Quelle neuer Verstösse desselben gegen das Strafgesetz werde.

Auch mit der verwandten Institution der Zwangsarbeitsanstalten befasst sich Prof. Zucker in seiner Schrift: Einige dringende Reformen der Strafrechtspflege 1896.

Ein Dorn im Auge war ihm die sehr bedeutende Anzahl der wegen Übertretungen verhängten kurzzeitigen Arreststrafen, welche unsere Statistik Jahr für Jahr aufweist. Zucker teilt zwar nicht die von anderer Seite ausgesprochene Ansicht, dass die kurzzeitige Freiheitsstrafe einfach abzuschaffen wäre. Wohl anerkennt er aber freimütig die bedeutenden Mängel, an denen der Vollzug solcher Strafen in den zumeist ungenügenden Arrestlokalitäten unserer Bezirksgerichte leidet, und spricht sich für die möglichste Einschränkung dieser Strafen aus, und zwar hauptsächlich durch Einführung eines obligatorischen Sühneverfahrens in Ehrenbeleidigungsachen, eine strengere Auslegung des Diebstahlsbegriffes bei Ausscheidung des blossen Wald- und Feldfrevels und durch die Aufhebung der Strafbestimmungen bezüglich des Bettels und des Vagabundentums, die der Vorkehrung der Polizeibehörden zu überlassen wären. Im übrigen bringt er eine Reihe von geeigneten Ersatzmitteln für die kurzzeitige Arreststrafe in Vorschlag. (Einige kriminalistische Zeit- und Streitfragen der Gegenwart 1890 und Über Strafe und Strafvollzug in Übertretungsfällen 1905.)

Überhaupt befasst sich Prof. Zucker in seinen Schriften der öfteren mit der Reform unseres Gefängniswesens, welches er aus eigener Anschauung durch Besichtigung zahlreicher Strafvollzugsanstalten kennen lernte.

Dass die härteste unserer Strafen, die Todesstrafe keine Gnade in seinen Augen fand, versteht sich bei seiner edlen, menschenfreundlichen Gesinnung beinahe von selbst. Er trat wiederholt in scharfer Phillipika gegen diese irreparable Strafe auf.

Doch nicht allein der allgemeine Teil des Strafrechtes ist es, mit dem sich Zuckers Schriften befassen. Es war ihm nicht die grosse Wichtigkeit entgangen, von welcher auch die Bearbeitung der einzelnen Tatbestände des seinerzeit stark vernachlässigten besonderen Teils für Theorie und Praxis ist. Und so kam es, dass eine ganze Reihe von Delikten in seinen zumeist in der Zeitschrift

Právník veröffentlichten Aufsätzen eingehende Behandlung gefunden hat, so namentlich der Betrug, die betrügerische und die fahrlässige Krida, der Wucher, der Zweikampf, der Missbrauch der Amtsgewalt u. a. m. Den Amtsverbrechen ist eines seiner ersten Bücher, seine Habilitationsschrift: Skizze zu einer Monographie der Amtsverbrechen 1870 gewidmet.

Nicht weniger rührig war Prof. Zucker als Schriftsteller auf strafprozessualem Gebiete. Hier bildete den Gegenstand seiner überaus emsigen, tiefgehenden Forschungen vornehmlich das Vorverfahren. Zuckers juristischer Scharfblick erkannte frühzeitig die Reformbedürftigkeit dieses Verfahrensabschnittes, welcher speziell in unserem Strafprozessrechte unleugbar die schwächste Partie der im grossen und ganzen ausgezeichneten Schöpfung Glasers bildet. Um zunächst die historischen Grundlagen der modernen Voruntersuchung festzustellen, säumte er nicht sich in alte französische Rechtsquellen zu vertiefen. Das Buch Aprise und loial enquête, welches 1886 in böhmischer und 1887 in deutscher Sprache erschien und auch im Auslande verdiente Aufmerksamkeit erweckte, war das Ergebnis dieser Forschungen. Auf ein naheliegendes Thema bezieht sich auch der Artikel Inquisitio im Sborník věd právních a státních (Archiv der Rechts- und Staatswissenschaften) und etliche Abhandlungen in Právník.

Wie begründet Zuckers auf die Reform des Vorverfahrens gerichtete Bestrebungen waren und mit welchem Recht sie auch für den reichsdeutschen Strafprozess Geltung beanspruchen konnten, dafür bietet den glänzendsten Beweis die Tatsache, dass die Internationale kriminalistische Vereinigung in den letzten Jahren gerade die Reform des Vorverfahrens auf die Tagesordnung ihrer Tagungen setzte, von der sie seither, so weit uns bekannt, nicht verschwunden ist. Prof. Zucker nahm an den bezüglichen Verhandlungen regsten Anteil und hat auch nebstdem in reichsdeutschen Fachblättern und in zwei selbständigen Schriften zu dieser Frage wiederholt das Wort ergriffen (Über einige Reformen des Vorverfahrens in modernem Strafprozesse 1902, Ein Wort zur Aufhebung der gerichtlichen Voruntersuchung 1904). Er vertrat die Ansicht, dass die gerichtliche Voruntersuchung aufzuheben und das ganze Vorverfahren in die Hand der Staatsanwaltschaft zu legen sei, welcher er zu überlassen wäre, wie sie sich das zur Anklageerhebung nötige Beweismaterial beschaffen wolle. Denn das Gericht sei nicht dazu da, diese Arbeit für die Anklagebehörde zu ver-

richten, sondern er habe lediglich über die ihm vorgeführten Beweise zu entscheiden.

Mit einer überaus wichtigen, mit der Voruntersuchung eng verknüpften Institution befasst sich Zuckers umfangreiches, dreiteiliges Werk: Die Untersuchungshaft 1873—1879, eine Materie, auf welche der Verfasser auch noch in einigen seinen späteren Arbeiten zurückkommt und in welcher seine oben hervorgehobene humane Grundanschauung im hellsten Lichte erscheint. Prof. Zucker hat richtig erkannt und überzeugend ausgeführt, wie sehr die Untersuchungshaft in der Praxis missbraucht und was für ein einschneidendes Unrecht dem Beschuldigten dadurch zugefügt wird. Hieraus deduziert er einerseits, dass das auf die Verhängung und Fortdauer der Untersuchungshaft bezügliche Verfahren derart neugeregelt werden müsse, um genügende Garantien gegen Missbrauch zu gewähren, und andererseits dass für eine unschuldig erlittene Untersuchungshaft vom Staate billiger Ersatz zu leisten sei.

Dass Prof. Zucker in einer ganzen Reihe von Artikeln verschiedene interessante Fragen des schwurgerichtlichen Verfahrens, welches er als Verteidiger so genau kennen gelernt hatte, erörtert, kann nicht Wunder nehmen.

Und so beweist nicht nur eine stattliche Zahl von selbständigen Büchern die ungewöhnliche schriftstellerische Fruchtbarkeit des Verblichenen, von ihr zeugt auch eine schier unübersehbare Reihe von Abhandlungen, die im Laufe der Zeit in den Spalten zahlreicher nicht nur einheimischer, sondern auch ausländischer Fachblätter erschienen sind. Ja, Prof. Zucker verschmähte es nicht, hier und da auch in einem oder dem anderen der bedeutenderen Tagesblätter zu einzelnen in sein Fach einschlagenden Fragen von aktuellem Interesse das Wort zu ergreifen.

Doch sein mächtig aufstrebender Geist begnügte sich nicht mit seinem eigentlichen Fache, Strafrecht und Strafprozess, so umfangreich dasselbe im Laufe der Zeit geworden ist. Prof. Zucker hielt nebstdem Vorlesungen über Völkerrecht und Rechtsphilosophie und war in diesen beiden Rechtsgebieten auch literarisch tätig. Er wusste sich geradezu spielend sogar in einen rein zivilistischen Stoff hineinzufinden. Beweis dessen beispielsweise seine Abhandlung über die sog. siebenbürgischen Ehen (Právník XXI. 387) und sein in der Versammlung der Prager »Právnická Jednota« zu Chrudim 1896 gehaltener Vortrag: Ein Blick auf den Rechtsstreit vor den Gerichtshöfen erster Instanz nach der neuen Zivilprozess-

ordnung. Es war dies eine von jenen Wanderversammlungen, welche die Pr. J. gerade über Zuckers Anregung von Zeit zu Zeit ausserhalb Prags zu veranstalten beschlossen hatte.

Es ist selbstverständlich unmöglich und lag gar nicht in unserer Absicht, die Ergebnisse von Zuckers unermüdlichem Schaffen in dieser verhältnismäsig kurzen Skizze zu erschöpfen und seine volle Bedeutung für die Strafrechtswissenschaft gebührend zu würdigen. Das eine dürfte aber aus dem angeführten ganz zweifellos erhellen: dass der Verlust, den speziell die böhmische Rechtswissenschaft durch das jähe Ableben Prof. Zuckers erleidet, ein ganz unermesslicher und dass es keine blosse Redensart ist, wenn wir sagen, dass hier eine klaffende Lücke bleibt, eine Lücke, deren wahre Tiefe vielleicht erst die Zeit ergründen wird.

Nun ist Prof. Zucker den Weg alles Irdischen gegangen, und wenn uns ein Trost bleibt, so ist es nur das Bewusstsein, dass sein Geist, den er in seinen Werken verkörperte, nicht mitentschwunden ist, dass seine Ideen, die er in seinen Schriften niedergelegt hat, ihm ein dauerndes und ehrenvolles Andenken sichern.

Zur Reform des Mädchenbildungswesens in Böhmen.

Von Dr. Octavian Wagner.

I.

Der Kulturhistoriker, dem einmal die schöne und interessante Aufgabe zufallen wird, ein Werk über die Entwicklung des höheren Bildungswesens im Österreich des XIX. Jahrhunderts zu liefern, wird wohl inbetreff der Frauenbildung in keine geringe Verlegenheit geraten. Denn soviel muss wahrheitsgemäss eingestanden werden, dass der gegenwärtige Stand des österreichischen Mittelschulwesens für die weibliche Jugend gar viel zu wünschen übrig lässt, und dass Österreich in dieser Hinsicht viel nachzuholen hat, um mit den übrigen Kulturstaaten Europas überhaupt nur Schritt halten zu können.

In Frankreich werden ja bekannterweise seit Jahrzehnten vom Staate Lyzeen*) errichtet, und unter den 200 Mädchenbildungsanstalten des Deutschen Reiches befindet sich auch eine stattliche Anzahl von Staatsmittelschulen. In Österreich — und speziell in Böhmen — herrschen leider andere Verhältnisse. In unserer Reichshälfte gibt es — mit Ausnahme der Lehrerinnenbildungsanstalten — nicht nur keine einzige Staatsmittelschule, sondern auch sehr wenige Kommunalmittelschulen für die weibliche Jugend; noch im Schuljahre 1904/5**) waren unter den 45 öffentlichen Mittelschulen für die weibliche Jugend nur 12 Kommunalanstalten zu verzeichnen die übrigen 33 wurden teils von Privatgesellschaften,

*) Vergleiche Drtina »Dívčí školství u nás a v cizině« (Das Mädchenschulwesen bei uns und im Auslande). Prag 1905.

**) Vergleiche: Regierungsrat Dr. Diviš, Jahrbuch des höheren Unterrichtswesens in Österreich 1905.

teils sogar von Privatpersonen unterhalten und hatten natürlicherweise — meistenteils — nur einen externen Lehrkörper. Dass solche Verhältnisse mit der Zeit beinahe unhaltbar werden mussten, bedarf wohl keiner näheren Erörterung.

Selbst die Unterrichtsverwaltung scheint das eingesehen zu haben, indem sie die Organisation*) der Mädchenlyzeen ausarbeiten liess und unter Zusicherung von Staatssubventionen die Stadtgemeinden aufforderte, solche Anstalten zu gründen.

Dass dieses Bestreben der Regierung jedoch noch immer keine bedeutenderen Erfolge aufweist, wäre wohl — besonders in Böhmen — vornehmlich durch die traurige wirtschaftliche Lage unserer Stadtgemeinden einigermassen zu rechtfertigen, dass aber auch die allzu konservative Art, wie unsere Stadtvertretungen auf die Kulturfragen der Gegenwart und besonders auf die Frauenbildung blicken, an dem Misserfolge der schönen Idee mitschuldig ist, lässt sich leider auch nicht in Abrede stellen. Unsere Städte haben ehemals ihre Kulturaufgaben anders aufgefasst und speziell auf dem Gebiete des Mittelschulwesens redlich ihre Pflicht erfüllt. Wir verdanken ja die meisten Mittelschulen mit čechischer Unterrichtssprache der edlen Opferwilligkeit von Stadtvertretungen der siebziger Jahre, und es ist in der Tat sehr zu bedauern, dass sich die Lage dermassen geändert hat, dass gegenwärtig, da die Frauenbildungsfrage in den Vordergrund unseres Kulturstrebens treten sollte, die Gesinnung einflussreicher Kreise der Entfaltung des Mädchenschulwesens nicht selten sogar bedeutende Hindernisse zu bereiten pflegt. —

Es ist interessant zu konstatieren, dass die ersten Lyzeen mit böhmischer Unterrichtssprache in Städten mit čechischer Minorität (Brünn, Budweis) entstanden, also von Privaten gegründet worden sind, dass das älteste Mädchengymnasium Europas — das Minerva-Gymnasium in Prag — seit 16 Jahren immer noch als Privatanstalt unterhalten werden muss, und schliesslich, dass die Lehrerinnenbildung in Böhmen Privaten, vornehmlich katholischen Kongregationen, förmlich überlassen wird.

So stehen der imposanten Anzahl der eine höhere Bildung anstrebenden Mädchen in Böhmen und Mähren gegenwärtig alles

*) Verordnungsblatt 1900. XXIV. Stück.

in allem nur 1 Kommunal-Lyzeum (Chrudim), 2 Lyzeen mit Öffentlichkeitsrecht (Brünner »Vesna« und Budweis), 2 Privatgymnasien, darunter eine Klosterschule, und 1 städtische höhere Töchterschule in Prag zur Verfügung, dann wären nur noch 2 Staatspädagogien (Prag, Brünn), 3 städtische (Pilsen, Leitomischl, Wall. Meseritsch), 6 Kloster- und eine Privatlehrerinnenbildungsanstalt anzuführen.*)

Unter solchen nichts weniger als günstigen Verhältnissen wäre wohl längst eine energische und systematische Reformbewegung am Platze gewesen.

An der Reform der Frauenbildung wird zwar in Böhmen seit mehreren Jahren fleissig gearbeitet, dessenungeachtet ist es dem achtungswerten Streben čechischer Frauen noch immer nicht gelungen, auf diesem Gebiete Lorbeeren zu ernten. Ohne mich etwa auf eine eingehende Schilderung der Schicksale dieser bedeutsamen Idee auf dem böhmischen Boden einlassen zu wollen, halte ich es doch für meine Pflicht, die hervorragenden Verdienste einzelner Personen und Gesellschaften flüchtig zu erwähnen. Das Minerva-Gymnasium ist das Werk der Dichterin El. Krásnohorská, die auch als Begründerin des Frauenerwerbvereines mit Ehren genannt zu werden verdient. Um die Prager städtische Fortbildungsschule hat sich die Schriftstellerin, Frau Renata Tyršová, nennenswerte Verdienste erworben. Die beiden Lyzeen (»Vesna« in Brünn und »Südböhmische Vesna« in Budweis) verdanken wir den Frauenvereinen, der Brünner »Vesna« und der Budweiser »Ludmila«.

Für die Mädchenakademie in Mähren arbeitet seit Jahren Frau Stránská, vornehmlich aber die idealistische Vorkämpferin der Frauenfrage, Fräulein Zdeňka Wiedermannová, die sich als Redakteurin der Frauen-Revue einen guten Namen erworben hat. Der Lehrer- und Lehrerinnenverband in Mähren hat sich die Gründung einer reformierten Lehrerinnenbildungsanstalt in Prerau zur Aufgabe gemacht, und der Frauen-Zentral-Verein in Prag rief voriges Jahr eine rege Aktion behufs Errichtung eines städtischen Mädchenlyzeums in Prag hervor, der sich auch der Prager Frauenklub eifrig angeschlossen hat. Schliesslich dürfen auch die Ver-

*) Ausserdem blühen in Böhmen über 20 Klosterschulen meistenteils mit deutscher Unterrichtssprache, die von čechischen Töchtern fleissig besucht werden.

dienste des unermüdlichen Arbeiters, Universitäts-Professors Dr. Franz Drtina, den man wohl mit vollem Rechte als den Vater der Frauenbildungsreform in Böhmen bezeichnen kann, nicht übersehen werden. Hat ja doch die vorzügliche Feder dieses rastlosen Gelehrten das allgemeine Interesse für diese gegenwärtig so akute Frage bei uns im wahren Sinne des Wortes geweckt, und seine schönen Vorträge trugen gewiss zum allgemeinen Verständnis des Frauenbildungsproblems recht viel bei. In jüngster Zeit nimmt Professor Drtina an der Reformbewegung umsomehr teil, da er als Obmann an der Spitze einer besonderen im Zentral-Verbande der böhmischen Professoren gebildeten Vereinsgruppe steht, welche den Zweck verfolgt, das Mädchenbildungswesen in Böhmen und Mähren zu heben und zu fördern.

Wenn man auch die besten Hoffnungen hegen darf, dass die wünschenswerten Erfolge dieser Aktion nicht ausbleiben werden, so muss man doch offen und ehrlich bekennen, dass vorläufig über dieses Problem die verschiedensten Ansichten herrschen. Die konservativen Kreise würden wohl natürlich am liebsten sehen, wenn alles schön beim alten bliebe und die künftigen Mütter und Erzieherinnen der besseren Gesellschaft auch fernerhin ihre Bildung einzig und allein in den verschiedenen Privatbildungsanstalten — meistenteils Klosterschulen — genössen.

Eine Partei der fortschrittlichen Frauen verlangt dagegen für den Mädchennachwuchs genau dasselbe Schulsystem, das auch für die Männerbildung massgebend ist, — also Gymnasial- und Realschulstudien, weshalb sie auch auf die Lyzealbildung kein Gewicht legt. Andere Frauen wissen aber auch die Vorteile des Lyzealsystems zu schätzen und verlangen — ebenso wie der Professoren-Verein — die Errichtung solcher Anstalten durch die Kommunen.

Der Zentralverein böhmischer Professoren, auf dessen jüngster Herbstvollversammlung (1905) durch den Prof. Al. Vaňura der Antrag gestellt wurde, der Verein solle die Lösung der Frauenbildungsfrage so vornehmen, wie es der im XII. Jahrgange der Monatsschrift »Naše Doba« veröffentlichte Aufsatz »Aus unseren Mittelschuldesiderien« von O. Mirov (Dr. O. Wagner) vorgeschlagen hatte, aktivierte in der kürzesten Zeit eine besondere Vereinsgruppe, der die Aufgabe vollständig übertragen wurde, und traf die nötigen

Massnahmen, um sowohl die Aufmerksamkeit der weitesten Volksschichten auf dieses interessante Problem zu lenken, als auch die nötigen Organisationsentwürfe rechtzeitig auszuarbeiten.

II.

Die gegenwärtige Reformbewegung auf dem Gebiete der Frauenbildung verfolgt in Böhmen keine geringen Ziele. Sie hat für die Errichtung und Organisierung der Fortbildungsschulen für Mädchen und Frauen aus dem Volke Sorge zu tragen; sie soll ferner auch im Mittelschulwesen für die weibliche Jugend eine rege und erfolgreiche Aktion — speziell seitens unserer Stadtgemeinden — ins Leben rufen, und endlich wird sie wohl auch die Verpflichtung übernehmen müssen, der gewerblichen Fachbildung der Frauen die erforderliche Aufmerksamkeit zu widmen. Die Notwendigkeit und Bedeutung der Mädchenfortbildungsschulen brauche ich wohl in den Spalten dieser Zeitschrift nicht ausführlich zu begründen, hoffentlich wird in dieser Beziehung die Erwähnung vollkommen genügen, dass selbst konservative Kreise — z. B. in Deutschland — heutzutage nach solchen Schulen rufen.

Die Mädchenfortbildungsschule (Nachmittags- und Sonntagsschule), die sich an die Volksschule anschliessen wird, soll sich in zwei Abteilungen gliedern, und zwar in die allgemeine, wo die Schülerinnen vornehmlich in solchen Gegenständen unterrichtet werden, deren Kenntnis sie einst im praktischen Leben als künftige Hausfrauen und Mütter durchaus nicht entbehren können (z. B. Gesundheits- und Erziehungslehre, Buchführung, Haushaltungs- und Warenkunde, Kenntnis der wichtigsten Gesetze) und in spezielle Fachkurse je nach der Beschaffenheit der betreffenden Gegend — entweder überwiegend gewerblicher (Maschinenähen, Plätten, Waschen, Schneidern, Färberei) oder landwirtschaftlicher Richtung, (Gartenbau, Geflügelzucht etc.).

Allerdings würde die Leitung der genannten Schulen vollkommen den Frauen überlassen werden, und die Fortbildungsschullehrerinnen — lebenserfahrene und praktische Damen — welche zumindest den Volksschullehrerrang einnehmen müssten, könnten nebenbei als Fraueninstruktorinnen verwendet werden, indem man sie auch zum Wanderunterrichte heranzöge und überhaupt ihnen die Sorge für die praktische Belehrung und

Bildung der Hausfrauen, Arbeiterinnen und selbständiger Gewerbetreibenden weiblichen Geschlechts anvertrauen würde.

Aber die Entfaltung des Mädchenfortbildungsschulwesens setzt auch noch die günstige Lösung eines anderen Reformproblems voraus, nämlich der Fachlehrerinnenbildung, die erst im Zusammenhange mit der verwandten Mittelschulfrage zur Besprechung gelangen wird.

Die grössten und schwersten Aufgaben erwarten die Reformbewegung entschieden auf dem Gebiete des Mittelschulwesens, denn erstens ist es gerade um diese Bildungsanstalten im Lande Komenskýs fast zu erbärmlich bestellt, und zweitens ist es, wie ich bereits erwähnt habe, bis jetzt noch immer nicht gelungen, die Ansichten über die Mädchenmittelschulbildung zu einigen und zu klären.

Die schönen Absichten Prof. Drtinas, den Frauen eine durchaus gediegene, ja sogar eine weit bessere Bildung zu geben, als welche dem männlichen Nachwuchse an unseren Mittelschulen von heute zuteil werden kann, sollen teils durch Organisation von Reformgymnasien, teils durch Einführung, Hebung und Ergänzung der Lyzealstudien realisiert werden.

Das Reformgymnasium — dessen Organisationsentwurf noch im Laufe dieses Jahres dem Ministerium für Kultus und Unterricht zur Genehmigung vorgelegt werden wird — besteht aus einem lateinlosen Unterbau (I. und II. Klasse), ferner aus einer gemeinsamen Abteilung mit Latein und von der V. Klasse an auch mit fakultativ obligatem Griechisch oder Französisch (III. bis inklusive VI. Klasse). Die zwei höchsten Gymnasialklassen (VII., VIII.) sollen in zwei Abteilungen geteilt werden, von denen die erste, humanistische, Latein und Griechisch beibehält (das letztere kann jedoch durch Französisch ersetzt werden), die andere moderne in kleinerem Stundenausmasse das Lateinische weiter treibt, dafür jedoch die mathematisch-naturwissenschaftlichen Disziplinen mehr berücksichtigt. So wird die Spezialisierung auf der Hochschule allmählich vorbereitet. Die Grenzen eines Zeitschriftsartikels erlauben mir leider nicht das Organisations-Statut wie auch den Lehrplan des Reformgymnasiums gründlicher durchzunehmen, weshalb ich mich bloss auf eine kurze, übersichtliche Darstellung einschränken muss, die wenn auch nur lückenhaft -- das Verhältnis des neuen Entwurfes zum bisherigen österreichischen

Gymnasialsystem beleuchten und die Grundideen der geplanten Lehranstalt einigermassen veranschaulichen soll.

Der Schwerpunkt des Reformlehrplanes liegt vornehmlich in jenen Unterrichtsgegenständen, welche für die Anforderungen der modernen Zeit von besonderer Bedeutung sein dürften, also in den modernen Sprachen und Literaturen, in der Kulturgeschichte, Naturwissenschaft und Hygiene, ferner in den philosophischen Disziplinen.

In den höheren Klassen tritt eine gebührende Rücksicht auf die künftigen gewählten Hochschulstudien in den Vordergrund. Und dies geschieht mit vollem Recht. Die Naturforscher und Ärzte beschweren sich, wie allgemein bekannt, seit Jahren über die Vernachlässigung des naturwissenschaftlichen Unterrichtes am Gymnasium; den modernen Philologen wird an denselben Anstalten gleichfalls beinahe keine Gelegenheit geboten auch die erforderlichen Kenntnisse aus der französischen Sprache u. Literatur zu erwerben; Hygiene, Kulturgeschichte, Geographie — also Gegenstände, die für jedermann von Bedeutung sind, — wurden bis jetzt stiefmütterlich behandelt.

Trotz der berechtigten Betonung dieser Spezialfächer wird der Lehrplan in den einzelnen Gegenständen so eingerichtet, dass jene Disziplinen, in welchen den Schülerinnen der beiden Abteilungen der letzten Klassen gemeinsamer Unterricht nicht erteilt wird, in der VI. Klasse den Lehrstoff unseres Gymnasiums vollkommen erschöpfen.

Leider wird auch diese Regel nicht ohne Ausnahme bleiben können. Der Lateinunterricht, der an der humanistischen Abteilung vollkommen die Gymnasiallehraufgabe mit Erfolg lösen kann, indem er über 44 Stunden zur Verfügung hat, wird an der naturwissenschaftlichen Abteilung natürlich den Lehrstoff in geringerem Umfange absolvieren können. Jedoch werden auch in der naturwissenschaftlichen Abteilung in den zwei höchsten Klassen für das Lateinische je 4 Stunden bestimmt. Dennoch wird es einem gewissenhaften Lehrer immer leicht möglich sein, seinen Schülern soviel Latein beizubringen, als dessen ein Naturforscher oder Arzt zu seinem Studium bedarf.

In den übrigen Gegenständen würden solche Schwierigkeiten nicht entstehen: in den modernen Sprachen, Hygiene, Religion und Statistik genössen die Schülerinnen der beiden Abteilungen gemeinsamen Unterricht, die humanistische Klasse hätte mehr

Geschichte und Philosophie, der Lehrplan der naturwissenschaftlichen Klasse würde hingegen mehr Mathematik aufweisen; die naturwissenschaftlichen Disziplinen müssten natürlich über modern eingerichtete Laboratorien verfügen.

Das Verhältnis des neuen, wenn auch vorläufig noch provisorischen, Lehrplanes dürfte wohl am besten aus nachstehender Übersichtstabelle ersichtlich sein:

	Stundenanzahl in der					
	klass. Philologie	moderne Philologie	Geschichte u. Geographie	Mathematik	naturwissenschaft. Diszipl.[1]	Philosophie
Knab.-Gymnasien	78	29	27	24	19	4
Realschule	—	72	24	26	32	—
Mädchen-Reform-Gymnasien, humanist. Abt.	66[2]	82[2]	27	24	19	8
Mädchen-Reform-Gymnasien, naturwissenschaftliche Abteilung	50[3]	82[3]	27	26	34	5

[1]) Naturgeschichte, Physik und Chemie.
[2]) Mit fakultativ-oblig. Griechisch.
[3]) Mit fakultativ-oblig. Französisch.

(Fortsetzung folgt.)

RUNDSCHAU.

Čechische Musikinstitutionen.

Von Zdeněk Nejedlý.

I.

Die Oper des Nationaltheaters.

Kommt fast überall dem ersten Opernhause zugleich auch die Bedeutung der hervorragendsten Musikinstitution der Stadt zu, nach welcher man häufig auch die musikalische Potenz des ganzen Milieus qualifiziert, so gilt dies umsomehr vom čechischen Nationaltheater in Prag und seiner Oper. Auf der Bühne des Interimstheaters und sodann des Nationaltheaters stand die Wiege unserer modernen Musik, dort trat sie zum erstenmal in die Welt ein und dort erkämpfte sie sich ihre Existenz. Dies gilt vom künstlerischen Schaffen mit Smetana als Dramatiker an der Spitze, dies gilt aber auch von der reproduktiven Kunst. Der Konzertmusik dagegen gelang es nur allmählich, neben der Oper zur Geltung zu kommen. Bis in die neueste Zeit waren wir auch in Konzerten auf das Theaterorchester (wie noch heute beim deutschen Theater) angewiesen, ja sogar auch auf die Theaterdirigenten. Wenn aber heute schon ein gewisser Ausgleich zwischen der Oper und dem Konzertsaale bei uns eingetreten ist, so schwindet damit doch nicht die Präponderanz der Oper namentlich der breiteren Masse gegenüber. Hiezu kommen noch andere Momente ausserhalb der Kunst in Betracht. Die čechische Nation erbaute sich selbst ihr grosses, herrliches Theater, sammelte langsam auf dasselbe, sparte jeden Kreuzer, bis sie seinen jetzigen Monumentalbau an der Moldau errichten konnte, und dies nicht nur einmal, sondern vollends zweimal, als das erste, kaum vollendete Gebäude abbrannte. Dieser in der Theatergeschichte seltene Fall nationaler Opferwilligkeit umgab unser erstes Theater mit einem ungewöhnlich strahlenden Nimbus, welcher auch heute noch nach so vielen Umwälzungen und Ernüchterungen geblieben ist. Wir haben es mit einem Nationaltheater im wahrsten Sinne des Wortes zu tun, wie es solche nur wenige gibt, das die Nation sich erbaut hat, d. h. ihrer Kunst. Und darum ist es auch ein demokratisches Theater ohne jede Offiziosität, wenn es auch den Titel eines Landestheaters führt. Dagegen ist es wieder kein privates Theater, sondern ein solches der höchsten Institution, ein Volkstheater.

Dieser volkstümliche Charakter des Nationaltheaters bedeutet aber nicht etwa eine Tieferlegung des künstlerischen Niveaus ähnlich wie bei den deutschen »Volkstheatern«; es ist dies ein Theater mit den höchsten künstlerischen Aspirationen, welche, wenigstens im Prinzip, selbst die Aspirationen vieler erster Hofbühnen übertreffen. Die Heiligkeit dieses Theaters in den Augen des Publikums lässt z. B. nicht einmal im Prinzip die Einführung des Balletts und der Operette zu, obwohl anderswo dieses leichtere Genre einen ganz gleichwertigen Repertoirbestandteil der seriösesten Bühnen darstellt. Allerdings alias in theoria, alias in praxi, auch unser Nationaltheater machte mit diesem leichtfüssigen Genre Bekanntschaft, aber nur per nefas, hauptsächlich aus finanziellen Gründen, wobei es die Theaterleitung selbst nie unterliess, gegen dieses Genre zu agitieren d. h. auf die Behebung der Gründe für solche Aufführungen zu dringen. Heute, da das Theater finanziell konsolidiert ist, ist diese Art von Musikliteratur fast ganz von unserer Szene verschwunden, jedoch gleichzeitig auf Kosten der ausübenden Kunst, welche sich seinerzeit bei uns mit einem Operettenensemble ersten Ranges ausweisen konnte (vor der Eröffnung des Nationaltheaters).

Diese hier wenigstens in Kürze skizzierten Verhältnisse müssen wir uns vor Augen halten, wenn wir unser Opernleben und seine Verschiedenheit besonders von deutschen Opern (im Reiche) verstehen wollen. Allein es kommen auch andere, technische Eigentümlichkeiten bei der Leitung unseres Theaters in Betracht, welche da entscheidend sind. Für die Entwicklung eines Theaters bildet ein grosses Hindernis die Verbindung des Schauspiels mit der Oper auf einer und derselben Bühne, wobei das eine Fach dem anderen im Wege ist. In diesem ständigen Kampfe um Platz und Erfolg siegt bei uns die Oper fast auf der ganzen Linie, was mit dem Stande unserer heimischen Literatur des Musikdramas und des Schauspiels zusammenhängt; deshalb schadet diese Verbindung mehr dem Schauspiel als der Oper. Bei der Theaterleitung selbst wurde der Abhängigkeit der einen Kunst von der anderen durch Kreierung der Stelle eines Opernchefs abgeholfen d. h. eines ersten Kapellmeisters mit der erweiterten Kompetenz nicht nur eines Dramaturgen, sondern auch teilweise eines Direktors. Auf diese Weise erlangte die Oper für sich eine Selbstverwaltung, während es früher (vor d. J. 1900) einen gemeinsamen Direktor für beide Zweige, die Oper und das Schauspiel, gab. Heute hat das Nationaltheater auch seinen Direktor, welcher aber auf die künstlerische Leitung der Anstalt wenig Einfluss hat; seine Tätigkeit ist zum Unterschiede von dem früheren, allmächtigen Direktor eine rein administrative und repräsentative. Die Oper leitet der Opernchef, das Schauspiel der sogenannte Dramaturg, welcher jedoch in Wirklichkeit das Amt eines Schauspielchefs versieht. Uns handelt es sich hier allerdings nur um die Oper und so wollen wir von deren Chef ausgehen, indem wir die übrigen Persönlichkeiten beiseite lassen. Nur soviel muss gesagt werden, dass der Einfluss dieser Persönlichkeiten, insofern dieselben, wenn auch nur indirekt, auf die Opern einwirken, kein gün-

stiger ist, was einerseits in der Natur der Sache, andererseits in dem Charakter der Personen gelegen ist. Diese persönliche Seite, welche bei jedem Theater eine so wichtige Rolle spielt, ist bei uns durch die Existenz eines Konsortiums verschärft, d. h. einer Aktiengesellschaft, welche das Theater finanziert. Bis zum Jahre 1900 war das Theater in der Gewalt einer »Genossenschaft« mit altčechischem Einschlag, welche im Jahre 1900 von der »Gesellschaft« mit radikal-jungčechischer Färbung gestürzt wurde. Mit diesen Unternehmungen schlich sich in die Leitung des Nationaltheaters auch die Politik ein, der ärgste Feind echter Kunst bei uns. Auf die Leitung der Oper üben jedoch diese Zustände einen sehr geringen Einfluss aus.

Der Opernchef ist Karl Kovařovic (seit 1900), der feinste Künstlerkopf des ganzen heutigen Nationaltheaters. Prager von Geburt (1862) kam er bald mit dem Orchester unseres Theaters in Berührung, in das er bei der Eröffnung des Nationaltheaters für die Harfe, auf welcher er Virtuos ist, engagiert wurde. Bald aber gewannen bei ihm die Aspirationen des Tondichters die Oberhand, derentwegen er das Theater verliess. Mit umso grösserem Interesse wandte er sich jedoch zu Beginn der neunziger Jahre der Dirigentenkunst zu, wie es sich namentlich bei einer zufälligen Aushilfe im Nationaltheater 1893 zeigte. Gleich darauf im Jahre 1895 begründete Kovařovic seinen Dirigentenruhm als Leiter der Symphoniekonzerte auf der ethnographischen Ausstellung, was ihm zu einer grossen Popularität selbst in den weitesten Kreisen verhalf. Die Forderung, Kovařovic als den Kapellmeister unserer Oper zu sehen, wurde zu einer allgemeinen Forderung des Publikums. Die damalige Theaterverwaltung (die altčechische »Genossenschaft«) nahm aber Partei für den damaligen Kapellmeister Ad. Čech, einen fleissigen, jedoch schon für jene Zeiten künstlerisch unfähigen Mann, und machte Front gegen Kovařovic. Allein seine Popularität wuchs daduch eher noch mehr, besonders als er mit seiner Oper »Die Hundsköpfe«, einem in künstlerischer Hinsicht zwar nicht hervorragenden, aber dafür auf das menschliche Empfinden sehr stark einwirkenden Werke, einen bei uns noch nicht dagewesenen Erfolg errang. Die Folge davon war der Kampf um das Theater i. J. 1900, welcher eigentlich ein Kampf um Kovařovic war. Die »Gesellschaft«, welche in ihrem Anbote Kovařovic als den Haupttrumpf gegen die alte »Genossenschaft« hatte, siegte und Kovařovic wurde Opernchef.

Kovařovic ist heute ausser aller Frage unser hervorragendster Dirigent, der es gleich nach Antritt seines neuen Amtes verstand, den orchestralen Teil der Oper so vorzuführen, wie es vor ihm das Nationaltheater nie gehört hatte. Für den deutschen Leser speziell verdeutliche ich am besten den Charakter und die Richtung seines Dirigierens dadurch, dass ich ihn mit Schuch in der Dresdner Oper vergleiche. Allerdings modifiziert schon der Unterschied des Alters, der Nationalität und des persönlichen Charakters diesen Vergleich, im allgemeinen aber trifft er so ziemlich zu. Am vorzüglichsten bringt Kovařovic die polyphonisch reiche moderne Musik heraus, besonders ihre feinen Schattierungen. Deshalb ist seine Kunst (allerdings abgesehen von der čechischen

Musik) am wirksamsten in der neueren und neuesten Musikliteratur. Dagegen besitzt Kovařovic nicht die Vehemenz eines Mottl, obwohl bei ihm auch in dieser Richtung in der letzten Zeit ein grosser Fortschritt zu verzeichnen ist, insbesondere aber nicht die naive Kraft Mahlers, die sich vor allem in der Behandlung der klassischen Musik zeigt. So z. B. verwendete Kovařovic auf Mozart eine grosse Sorgfalt, welche den Traditionen des Mozartschen Prags entspricht; allein bei allen Vorzügen der Aufführung fehlt da das kleine Plus, welches einer solchen die wahre höhere Weihe verleiht. Es ist nicht der echte Mozart. Dafür erzielte Kovařovic mit seinem »Fidelio« einen geradezu sensationellen Erfolg. Damit sind die Grenzen und der Umfang seiner Dirigentenkunst gekennzeichnet. Für uns freilich ist von der grössten Bedeutung die Tatsache, dass Kovařovic gerade die čechische Opernliteratur so aufzuführen versteht, wie keiner vor ihm und wie keiner seiner Zeitgenossen.

Ein nicht so uneingeschränktes Lob können wir seiner dramaturgischen und leitenden Tätigkeit zollen, obwohl er auch da in den sechs Jahren seines Wirkens viele recht gute Reformen durchgefürt hat. Vor allem gilt dies von seinem Standpunkte zur čechischen Oper. Smetana und Fibich, dann musikalisch auch Dvořák, sind unsere Meister der Oper, deren Werke sich bisher nicht nur nicht überlebt, sondern im Gegenteil (hauptsächlich die Fibichs) nicht einmal eingelebt haben. Unsere Opernbühne besitzt daher ein grosses Erbe dieser Meister, das auf der Szene zu erhalten allein schon eine grosse künstlerische Leistung bedeutet. Kovařovic vollbrachte sie am konsequentesten bei Smetana, dessen sämtliche Werke Repertoirstücke sind, während auch die jüngeren zwei Meister allmählich immer mehr mit ihren Werken vertreten sind. Dagegen machte sich eine Opposition gegen das ganz richtige Bestreben des Opernchefs bemerkbar, unser Repertoir von allerhand Brack zu säubern, der ihm bei der Arbeit nur hinderlich war und das künstlerische Niveau der Oper herabsetzte. In den alten Zeiten unserer Oper war es schon ein nationales Ereignis, wenn jemand eine čechische Oper geschrieben hatte. Damals war auch noch der Ehrgeiz darauf gerichtet, eine möglichst grosse Anzahl von Opern zu haben, weshalb die Aufführung eines solchen Werkes auf unserer Opernbühne, wenn nicht als eine Kunst- so doch gewiss als eine Nationalpflicht galt. Darum wurden selbst Werke gegeben, von denen man wusste, dass sie nicht drei Reprisen überleben werden. Dass heute noch Stimmen laut werden, welche die Wiedererweckung der Werke irgend eines solchen älteren Tondichters verlangen, ist bei dem Einfluss gewisser Personen und Verhältnisse begreiflich. Kovařovic aber nimmt da, was das einzig Richtige ist, einen ablehnenden Standpunkt ein und geht hierin konsequent vor, ohne auch nur vor dem populärsten Namen der Eklektiker, nämlich Karl Bendl, Halt zu machen. Selbstverständlich kann auch ein solches Werk gelegentlich mal inszeniert werden, nicht aber als Repertoirstück. So wurde unser Repertoir durch Kovařovic von dem Kult des Überkommenen gesäubert, der nicht am Platze war. Aber noch mehr böses Blut wurde durch sein Reinigungssystem geweckt, das sich

gegen eine neue Wertminderung des Repertoirs durch Werke sog. »hoffnungsvoller« Komponisten kehrt. Das Nationaltheater ist allerdings unsere einzige grosse Opernbühne, und es sind daher auch ihre pädagogischen Bestrebungen nicht ohne Bedeutung, Anfängern Gelegenheit zu bieten, hier ihr Glück zu versuchen und so für die weitere Arbeit Erfahrungen zu sammeln; allein diese Pädagogik unserer Opernbühne, welche anderen grossen Theatern unbekannt und vielleicht auch unbegreiflich ist, musste auch bei uns ihre Grenzen haben, Grenzen, wie sie ihr eben Kovařovic stecke. Tauchte ein wirkliches Talent auf, dann zögerte Kovařovic nicht dessen Werk aufzuführen (Ostrčil, Moor); mit allen Kräften aber widersetzte er sich dem Eindringen eines Operndilettantismus auf unsere Bühne, ob es sich nun um einen »angesehenen« Professor des Konservatoriums oder um einen eingebildeten Charlatan-Dilettanten handelte. Dass es nicht möglich war, diese Reinigung auf einmal durchzuführen, versteht sich von selbst, umsomehr bei einer kleinen Nation, wo ein jedes öffentliche Wirken mehr oder weniger ein Opfer ist. Diese Tat des Opernchefs wird aber immer in der Geschichte unserer Oper als deren wahre Modernisierung angeführt werden.

Damit ist zugleich die Charakteristik des heimischen Repertoirs unter Kovařovic gegeben: Smetana, Fibich und Dvořák sind dessen Säulen. Am besten und vor allem am stillvolsten inszeniert Kovařovic die Werke des jüngsten der drei Meister, seines Lehrers Fibich, dessen Opern in reproduktiver und dramaturgischer Hinsicht mit idealer Vollkommenheit aufgeführt werden. Bisher brachte Kovařovic die letzten Werke von Fibich »Hedy«, »Šárka« und »Der Fall von Arkona« zur Aufführung, ausserdem noch den ersten Teil einer melodramatischen Trilogie (Vrchlický) »Pelops' Brautwerbung«. Leider scheint es, dass sich Kovařovic weder der Vorzüge dieser Werke gerade für die ausübende Kunst, noch ihrer pädagogischen Bedeutung für die Verfeinerung und Modernisierung des Geschmacks des Publikums bewusst ist, denn sonst würde er sich zu ihnen kaum so stiefväterlich verhalten was die Zahl der ihnen zugemassenen Aufführungen betrifft. Unser Theater hat sich an Fibich sehr versündigt und diese Versündigung wird im Laufe der Zeit umso grasser zu Tage treten; hierin versteht es nicht einmal Kovařovic über die alten Vorurteile hinwegzukommen, obwohl in diesem Falle niemand berufener ist als er, diese Vorurteile zu beseitigen. Auch Dvořák ist im ständigen Repertoir nicht so vertreten, wie es sein könnte und sein sollte, vor allem als entsprechendes Äquivalent für die favorisierte »Rusalka«. Namentlich seine ältesten komischen Opern sollten Dvořák von seiner gesünderen und zugleich sympathischeren Seite zeigen, als es dieses sentimentale Märchen ist. Einzelne von Kovařovic neu inszenierte Werke Dvořáks werden allerdings auf der Bühne immer nur Gäste bleiben, wenn sie auch gern gesehen sind, wie z. B. die »Heilige Ludmila«, weniger schon »Dimitrij«, ein Werk aus der reaktionären Schaffensperiode des Meisters.

Allein die Grundlage unseres heutigen Repertoirs soll Smetana sein und er ist es auch durch Kovařovic' Verdienst, und zwar der ganze

Smetana, alle seine acht Opern. In dieser Hinsicht hat Kovařovic eine grosse Tat vollbracht, wenn auch nicht ganz zielbewusst; z. B. führte er »die Teufelswand« nur der Vollständigkeit halber auf, und indessen wurde aus der Oper, welche im Gegenteil zu dem musikalisch Besten gehört, was Smetana je geschaffen, sogar ein Zugstück. Ähnlich liesse sich weit mehr mit der Oper »Braniboři« erzielen, wenn Kovařovic über dieses Erstlingswerk Smetanas eine richtigere Ansicht hätte. Im ganzen aber wurde Kovařovic mit Begeisterung seiner Aufgabe gerecht, vielleicht mit einer allzugrossen. In dem Bestreben nämlich, allen Werken Smetanas zu einem gleichen populären Erfolge zu verhelfen, liess er sich zu manchen »Bearbeitungen« verleiten, welche so unselig ausfielen, dass er dadurch einzelne Werke Smetanas geradezu verdarb. Dies gilt vor allem von den »Zwei Witwen«, welche heute Deutschland besser kennt als wir zu Hause, d. h. in der ursprünglichen Fassung, obzwar diese Sünde des Nationaltheaters leider auch in Deutschland Eingang findet (die Vertreter des Lortzing-Theaters in Berlin hörten bei uns nicht Smetanas »Zwei Witwen«, sondern die von V. J. Novotný verdorbenen). Mit diesen Bearbeitungen wird nämlich bei uns nicht das angestrebt, was man unter dieser Bezeichnung in der Fremde versteht d. i. eine angängige Modifikation des Werkes für die Bühne, welches Recht niemand dem Theater absprechen wird. In den »Zwei Witwen« wurde jedoch bei uns durch die Bearbeitung der ganze Stil des Werkes zerstört, so dass Smetana dieses Werk mit Entrüstung verwerfen müsste. Heute weiss selbst die Fremde, welche Bedeutung für Smetanas Stil der Chor hat, mit welchem z. B. »Die verkaufte Braut« beginnt; und nun denke man sich, dass auch die »Zwei Witwen« mit einem solchen Chor beginnen, dass aber bei uns dieser Chor — in der Hälfte des zweiten Aktes gesungen wird! Man möchte es nicht für möglich halten und doch ist es wahr, gerade so wie die Tatsache, dass Bendls »Indische Prinzessin«, ursprünglich eine Operette, heute mit einem ernsten, »künstlerischen« Texte, der von etwas ganz anderem handelt, gegeben wird! Auf diesen prinzipiellen Fehler bei der Aufführung vorwiegend Smetanas Werke wollte ich hier mit Absicht und Nachdruck gerade den fremden Besucher des Nationaltheaters aufmerksam machen, weil wir selber hinlänglich wissen, wie eine solche Oper Smetanas aussehen sollte und was aus ihr das Theater gemacht hat; der Fremde aber würde all diese Allotria der »Bearbeiter« und der Theaterverwaltung Smetana zuschreiben und damit dem Meister ein grosses Unrecht tun. Smetanas Werke stehen künstlerisch unvergleichlich höher, als sie das Nationaltheater dem Publikum vorführt. »Die verkaufte Braut«, »Der Kuss« und »Das Geheimnis«, von den ernsten ferner »Libuša« blieben von dieser Bearbeitungssucht verschont und man kann sie in ihrer ganzen Smetanaschen Schönheit sehen.

Wenn wir das fremde Repertoir im Nationaltheater der Kritik unterziehen wollen, müssen wir die Anzahl der Vorstellungen, die auf dieses Repertoir entfallen, mitberücksichtigen. Ziehen wir von der Zahl der Tage im Jahre einen Monat für die Ferien ab, von dem Reste fast die eine Hälfte für das Schauspiel, fast die andere für das

heimische Repertoir, wie viele Abende bleiben uns da übrig? Ich sage dies aber nicht deshalb, als ob wir aus diesem Grunde milder kritisieren sollten und wollten, sondern im Gegenteil um zu zeigen, dass die Kritik gegen die Auswahl hier am strengsten sein sollte. Bei uns kann man nicht so viele fremde Opern wie auf der deutschen Opernbühne spielen, deshalb soll aber auch nur das Beste aus der Vergangenheit und Gegenwart gegeben werden. Die Grundlage muss da allerdings die klassische und romantische deutsche Oper bilden, als der wichtigste Entwicklungsfaktor in der Geschichte der Oper überhaupt, sowie als die Vertreterin der qualitativ besten Opernliteratur. Diese Werke befanden sich anf dem Programm des Nationaltheaters seit seiner Eröffnung, Kovařovic brachte dann in den letzten Jahren nach beendeter Inszenierung sämtlicher Werke Smetanas die wichtigsten jener Opern in tadellosen Aufführungen auf die Bühne. Heute befinden sich in unserem Repertoir: Gluck (Orpheus), Mozart (Don Juan, Figaros Hochzeit), Beethoven (Fidelio), Weber (Freischütz) und auch Wagner. Von diesem wurden neben Tannhäuser und Lohengrin bisher nur die Meistersinger gegeben. Am höchsten steht, was die Aufführung anbelangt, »Fidelio«, welcher bei uns bald eine der populärsten Opern wurde. Ausserdem wird auch öfters aus dem deutschen Repertoir Lortzing aufgeführt, der für uns nicht zuletzt wegen seines Zusammenhanges mit Smetana von Interesse ist. In der ersten Zeit der Opernleitung beging Kovařovic den Fehler, dass er sichtlich die italienische und französische Musik bevorzugte, selbst auf Kosten der deutschen und zwar nicht nur in der Aufführung älterer Werke (es wurden allerdings Carmen und die Hugenotten gegeben, aber auch die abgebrauchte »Jüdin» u. a.), sondern auch in der Auswahl der Neuheiten. Aus der deutschen Literatur wurde nur Kienzl ausgeführt, welcher bei uns gründlich und mit Recht durchfiel, während die interessanten Werke der neuesten deutschen Oper bei uns noch nicht gegeben worden sind. Verständlicher macht dies einigermassen das Bestehen eines Rechtsvertrages zwischen dem čechischen und dem deutschen Theater, nach welchem dem deutschen Theater das Vorrecht auf die deutschen Novitäten zusteht; allein auch in diesen Grenzen konnte Kovařovic mehr leisten als er geleistet hat. Eine sehr unglückliche Hand hatte Kovařovic in der Auswahl der russischen Novitäten (Rimský-Korsakow), die bei uns gleichfalls durchfielen. Aus der neueren Literatur erzielte dafür Charpentiers »Louise« einen grossen Erfolg. Was aber unserem Repertoir zur grössten Ehre gereicht, ist seine Fortschrittlichkeit, wie sie aus dem Vorangeführten zu ersehen ist; denn alles, was nicht den einzelnen Entwicklungsphasen der Oper angehört, wird bei uns als eine Ausnahme empfunden oder, wie es des öfteren geschieht, vom Publikum endgültig abgelehnt. Das eigentliche musikalische Ereignis unserer Oper sind im Grunde doch nur die Aufführungen jener grossen deutschen Opernschöpfungen.

(Fortsetzung folgt.)

Čechisches Schauspiel.

(Kvapils Faust. — V. Dyk, Episode; Trauermahl.)

Es ist, um den Leser gleich zu beruhigen, von keiner neuen Faustdichtung die Rede, sondern von einer Neuaufführung des Goethischen Faust: Jaroslav Kvapil ist der Dramaturg des Nationaltheaters und hat endlich — der Plan datiert schon aus dem Jahre des Goethejubiläums — den ersten Teil der Tragödie neu inszeniert, der zweite Teil und mit ihm der Prolog im Himmel soll sich ihm vielleicht schon binnen Jahresfrist anschliessen. (?)

An dem Faust ist alles neu, von dem Texte — Vrchlickýs sich dem Rhythmus des Originals so innig anschmiegende Übersetzung hat die von J. J. Kolár verdrängt — bis zum letzten Detail der Besetzung, denn einige 18 Jahre sind es her, dass man mit Faust auf dem Nationaltheater einen arg missglückten Versuch machte, und die damalige Schauspielergeneration ist von der Bühne ganz verschwunden. Mit den gleichzeitigen Bemühungen des Wiener Burgtheaters hängt diese Faustaufführung nicht zusammen.

Der erste Teil war in fünf Akte geteilt und zählte 23 Verwandlungen, die einen Zeitraum von fast fünf Stunden erforderten. Unsere Landesbühne kann sich den Luxus einer Drehbühne nicht gönnen, und so musste denn meistens der veraltete Zwischenaktsvorhang herhalten, wenn sich nicht eine rasche Verwandlung bei tiefschwarz verdunkelter offener Szene durchführen liess, was weniger langweilig aber augenverderbend war.

Faust studierte in einem etwas tiefen »Museum« mit ausgestopften und skelettierten Seltsamkeiten, nur etwas mehr Urväter-Hausrat hätten wir erwartet. Der Erdgeist erschien als blosser Lichteffekt, als überwältigender Glanz, ein sehr guter Einfall, nur dauerte er bei der feierlichen Langsamkeit der ins Schallrohr gesprochenen Worte allzu lange, so dass wir geblendet, vom Augenschmerz bezwungen, in der folgenden Szene an Faust und Wagner Beobachtungen aus Goethes Farbenlehre machen konnten. Die Szene vor dem Tore war ohne Wandeldekoration sehr glücklich gelöst, drei rasche Verwandlungen zeigten uns den Platz vor dem Tore, einen Weg im Freien, den Dorfplatz, den einsamen Stein wieder am Stadttore, was nicht ganz stimmte, da wir hier zwar nicht die Meeresbuchten und den Kranich sehen wollen, aber doch den freien Blick in die grosse Natur nicht entbehren mögen. Der Pudel kam nicht, und Goethe, der grosse Hundefeind, hat die Szene nun einmal so geschrieben, dass sie gegen einen unsichtbaren Hund gesprochen, unnatürlich wirkt. Aus dem übermässigen Zischen der Dämpfe und dem Feuereffekt trat Mephistopheles in ein fahles Mondlicht von wunderbarer Wirkung, — die plastische Darstellung von Fausts Traumgesichtern fiel, wie es scheint, den Einwendungen Kilians zum Opfer. Da jedoch

die Geister ihre Verse sangen und diese unverständlich blieben, so erhielt man nur eine unklare Vorstellung, dass Faust träumt, wir wissen nicht was.

Mit den Geisterchören war es überhaupt eine Not; beim Fluche Fausts liess man sie ganz weg, offenbar, weil sich die Philologen nicht einigen können, ob es dieselben Geister sind, wie in der vorigen, also böse, oder gute, also andere Geister. Es sind aber weder böse noch gute sondern Elementargeister, die mit dem Teufel bloss gute Nachbarschaft halten und sich mit ihm gegenseitig Gefälligkeiten erweisen. Die Ostergesänge werden sehr realistisch gar nicht gehört, aber das ist schade, Faust hört sie ja auch nicht, er vernimmt nur ein tiefes Summen, aber er weiss, was gesungen wird, er hat als Schüler mitgesungen, und darum hört er in seiner Stube jedes Wort und das Publikum hat ein Recht darauf, sie in voller Deutlichkeit auch zu hören. Die Paktszene schloss ohne Luftreise, ja sogar ohne alle Vorbereitungen zu einer solchen, welch letzteres weniger zu billigen ist, Auerbachs Keller ohne Fassritt; die Löcher in den Tisch wurden von oben statt von der Seite gebohrt, aber der Wein soll ja wie aus einem Spundloch fliessen. Die Hexenküche war viel zu gross, das Bild im Zauberspiegel kalt und farblos, es wäre besser ganz weggeblieben.

Gretchen kam ganz allein von der Beichte, Gretchens und Marthens Stuben waren ein wenig kahl, der Garten war nicht neu, und ganz verfehlt das Gartenhäuschen; es stand im Garten und Faust und Gretchen schlossen sich darin unsichtbar für uns ein!! Sehr schön war Wald und Höhle, der Platz mit dem Brunnen und dem Andachtsbilde nicht minder, ganz wunderbar war die Domszene, der böse Geist verhüllt und zusammengekauert an dem Pfeiler in der Kirche, Gretchen seine Worte zuzischend, zudonnernd; dagegen bot die Walpurgisnacht nur den ersten Wechselgesang, ein schlechtes Projektionsbild und das Idol, worauf alles lärmend zusammenbrach und sich in »Trüben Tag Feld« verwandelte. Die Kritik vermisste den Tanz mit der jungen Hexe, ob sie sich nicht über das Erscheinen der — wenigstens angedeutet — nackten Hexe entrüstet hätte? Tadellos war die Kerkerszene.

Die Intention der Aufführung war, im Einklang mit den Bemühungen Kilians und Witkowskis statt des ehemals üblichen Herausreissens von Szenen aus dem lebendigen Gefüge des Dramas, den Zusammenhang der Handlung zu wahren, wobei es an Strichen im Dialoge nicht mangelte, jeder einzelne schmerzlich für den Faustliebhaber, aber wie man sich eingestehen musste, im grossen ganzen unentbehrlich und bei weitem nicht so einschneidend wie bei Witkowski.

Inwieweit wir auch in den Leistungen der einzelnen Darsteller von Kvapils Faust reden dürfen, ist fraglich; manches spricht sogar dafür, als ob hier nach alter schlechter Sitte aus einem Faust Želenskýs, einem Mephisto Vojans, einem Gretchen Frau Kvapils usw. ein unorganisches Ganzes zusammengebraut worden wäre — aber wir wollen den Wunsch des Gedankens Vater sein lassen, und den Faust als das betrachten, was er sein sollte, als von einer einheit-

lichen Auffassung durchdrungene Verkörperung eines Dichterwerkes auf der Bühne.

Zu dieser Höhe muss unsere einzige grosse Szene bald gelangen, der Kultus des einzelnen Darstellers sollte auf ihr seine Rolle ausgespielt haben. Wir werden also dem Instrukteur die abgeschmackte Umarmung, mit der »Wald und Höhle« schliesst (Faust wirft sich in die Arme des Teufels), das Blättern Fausts im Folianten, um den Spruch der Viere zu finden u. ä., ebenso aufmutzen wie die Verteilung der Worte der Mägde an drei Personen, wir werden ihm jeden Zug verübeln, um den wir durch seine Streichungen gebracht wurden, aber wir werden auch die köstliche Wirkung der Schülerszene — es gibt Leute, die sie streichen — die furchtbare der Kerkerszene seinem Saldo gutschreiben, statt sie ganz für die Darsteller in Anspruch zu nehmen. In dieser Gesamtheit erfasst war die Aufführung mehr als gut, im einzelnen wollen wir nur den Darstellern der Hauptrollen einige Worte widmen.

Es ist nicht genug anzuerkennen, dass man sich für die Darstellung Gretchens nicht an den Taufschein klammerte und Umschau unter den »naivsten« Mitgliedern der Bühne hielt, sondern entschlossen die Rolle der Einzigen gab, die ihr gewachsen war: Frau Kvapil. Ihre Szenen des gefallenen Gretchens waren unvergessliche Bilder des tiefsten Schmerzes. Frau Kvapil zeigte ihre hohe Intelligenz bei der nun auch durch die Goethephilologen gebilligten und somit ganz unvermeidlich gewordenen Vereinigung von »Am Brunnen« mit »Zwinger« und der Valentinsszene. Es ist aufrichtig gesagt die grösste Barbarei. Die Szene vor dem Muttergottesbild spielt doch am frühen Morgen, Gretchen hat nach der verzweiflungsvollen Nacht den Entschluss gefasst, sich an das Herz der Gottesmutter zu flüchten, sie hat unter Tränen Blumen für sie gebrochen und hat sich in den Zwinger geschlichen . . . da kann nicht die Nacht darauf folgen, und das nachmittägliche Geplauder am Brunnen kann nicht vorangehen, zumal Gretchen in dieser letzteren Szene noch weit von der verzweifelten Stimmung der folgenden entfernt ist, sie ist gefallen, aber sie fühlt das Glück der innigen Vereinigung noch weit mehr als die drohende Schande, das sind unvereinbare Dinge. Frau Kvapil spielte denn auch schon in der Brunnenszene das Gretchen der folgenden, sie war gekommen, um der Gottesmutter Blumen zu bringen, sie hörte kaum auf das Geschwätz Lieschens, deren Entfernung sie ungeduldig abwartete, sie rief es sich zu, dass sie nun der Sünde bloss ist und wankte zum Andachtsbild . . . man sieht, dass so die eigentliche Brunnenszene verloren ging, aber das ist tausendmal besser, als wir es bei Witkowski lesen:

Und segnet' mich und tat so gross,
Und bin nun selbst der Sünde bloss!
(Mit seligem Aufblick.)
Doch — alles, was dazu mich trieb,
Gott, war so gut, ach, war so lieb!
(Sie geht zum Bild der Mater dolorosa etc. . . .)

Und so verknüpft die Szenen einer der gründlichsten Faustphilologen; ist das nicht geradezu furchtbar? — Frau Kvapil sprach die beiden letzten Verse vernünftigerweise gar nicht.

Herr Vojan, ein Darsteller, der die stete heuchlerische Sehnsucht nach den ehemaligen Glanztagen des čechischen Schauspiels in dem kleinen Interimstheater bald zu einem Anachronismus machen wird, war ein Mephistopheles von des Teufels eigenen Gnaden und beherrschte das ganze Spiel, ob er nun die Schülerszene durch die diskretesten, weichsten Gebärden zu einem köstlichen Genusse machte oder ob er Frau Marthe mit der treuherzigsten Miene zum besten hatte, ohne doch auf einen Augenblick den Satan zu verleugnen, der in Wald und Höhle und Trüber Tag zur überwältigenden Geltung kam. Die čechische Bühne besitzt, davon überzeugt uns dieser Mephistopheles, einen Schauspieler, den wir bei gehöriger Entwicklung seiner Kräfte werden den Grössten seiner Zunft in der Fremde entgegenstellen können.

Und trotz des Genusses doch der paradoxe Wunsch, die Rolle anders besetzt zu sehen. Wie ist das möglich? Weil ein nicht so grossartiger, aber doch erträglicher Mephisto sich dank Goethe von selber spielt, weil konkret gesprochen, ein von Herrn Želenský gesprochener Mephisto auch nicht schlecht gewesen wäre, während der Hamletdarsteller Vojan einzig berufen war, den Faust zu verkörpern. So aber wurde der strebsame, bildsame und ehrliche Želenský vor eine Aufgabe gestellt, der er noch nicht gewachsen war. Es würde zu weit führen, dies im einzelnen nachweisen und wieder die zahlreichen guten Nuancen hervorheben zu wollen; dafür mögen mir ein paar allgemeine Worte über die Darstellung der Eingangsszenen des Faust gestattet sein.

Schauspieler, die vor eine neue Aufgabe gestellt werden, pflegen nach einem neuen guten Kommentar zu greifen, — und so denke ich mir, — bewiesen ist es nicht — unser Faustdarsteller habe gleich das beste Buch gewählt, das wir über den Faust besitzen — Minors »Goethes Faust«, er habe in diesem vortrefflichen Werke alle Szenen bis zur Verschreibung fleissig durchstudiert, was hätte er gefunden? Und was in jedem älteren Werke dieser Art?

Eine sehr genaue Abwägung und Motivierung jedes Wortes, um zu zeigen, dass es sich mit einer einheitlichen Auffassung verträgt, respektive nicht verträgt, eine Erklärung desselben aus dem Erkenntnis- oder Lebensdrange, lauter Dinge, mit denen der Schauspieler keinen Hund aus dem Ofen lockt. Der braucht eine gerade Linie der Entwicklung, dann muss er aber alle diese Dinge vergessen und sich besinnen, dass er nicht den Denker Faust, nicht den Repräsentanten der Menschheit, zu verkörpern hat, sondern den Einzelmenschen Doktor Heinrich Faust. Und dann gibt es keine Schwierigkeiten.

Es gilt hier für den Darsteller nicht, uns den Gedankengang des Titanismus deutlich vorzusagen, das beste daran muss ja doch dem Rotstift zum Opfer fallen, sondern uns zu motivieren, wie Faust, Gottes Liebling, zum Bunde mit dem Teufel sich entschliessen kann, jene Motivierung zu zeigen, für welche den Vorläufern Goethes der

Wissensdrang allein (Lessing) oder Spielschulden und Bankrott (Müller) genügten, die aber bei Goethe in so kunstvoller Steigerung erscheint, dass wir es kaum glauben mögen, dass hier alte Szenen mit neuen unauflöslich verbunden sind.

Wir finden Faust im ersten Monolog an seiner Wissenschaft und seinem Berufe verzweifelnd, er kann nichts wissen und er hat weder Gut noch Geld, das ist keine Banalität, Leben und Erkenntnis sind hier eines, Faust will wissen und will gesund sich baden . . . . und es gibt ein Mittel, seinem Zustand zu entrinnen und beides zu erreichen: die Magie. Er ergreift es und — erträgt den Geist nicht!

Im zweiten Monolog zieht er das Resultat des Versuchs. Die Magie hat nicht geholfen, und die Verzweiflung steigert sich; er wiederholt seine Klagen: den Göttern gleicht er nicht und die Sorge nistet im tiefsten Herzen, aber es gibt noch ein Mittel, diesem Zustand zu entrinnen, und ihn mit hohem Leben, mit Götterwonne zu vertauschen: die Phiole, den Selbstmord. Er versucht es, er setzt die Schale an den Mund — da kommt das Bim und Baum, die Chöre mit der nicht geglaubten Botschaft und die Erde hat ihn wieder.

Matt und wie mit gebrochenen Schwingen versucht er es zum drittenmale, am folgenden Abend als Geisterbanner und Teufelsbeschwörer. Das liesse sich ja hören: ein Pakt mit dem Teufel mit allen Kautelen, um womöglich heil davonzukommen. Drudenfuss und Kreuz sind ja so gute Waffen — ein blosses Blendwerk des Teufels genügt, um ihn einzuschläfern, er ist der Mann nicht, den Teufel festzuhalten, er ist abermals betrogen.

In dieser Stimmung finden wir ihn in der nächsten Szene. Es ist müssig, die Tage zu zählen, die Mephisto inzwischen verstreichen liess: Goethe ist hier ein so echter Dramatiker, dass im Zwischenakte nichts psychologisch Bedeutsames geschieht, wenn also Mephisto im Mäntelchen von starrer Seide bei Faust eintritt, so ist der Augenblick gut gewählt, Faust ist so verzweifelt, wie beim ersten und zweiten Monolog, — des Denkens Faden ist zerrissen und entbehren soll er, soll entbehren — nur viel schlimmer, denn er sieht kein Auskunftsmittel mehr, die Magie hat versagt — der grosse Geist hat mich verschmäht — um die Möglichheit des Selbstmords ist er betrogen — und mir verschliesst sich die Natur — ihm bleibt nichts übrig als passiv den Tod herbeizusehnen und alledem zu fluchen, was die Seele in diese Trauerhöhle bannt.

Hier ist die Stelle, wo Mephistopheles endlich seinerseits seine Dienste anbietet, Faust fragt nach der Bedingung und das Schreckliche, Unfassbare, das, was uns bei den alten Erzählungen vom Teufelsbunde so lächerlich anmutet die Opferung der eigenen Seele, hat für ihn keine Schrecken mehr: das Schlimmste, was ihn treffen kann, wäre, dass es drüben ebenso zuginge wie hier, dass man auch dort hasst und liebt, dass er der Hölle, die er jetzt leidet, nicht entginge. Vor allem gilt es diese Welt zu Trümmern zu schlagen, die unerträglich ist, von der er sich aber aus eigener Kraft nicht zu scheiden vermag, was sein einziger Wunsch ist.

Damit ist jedoch, beiläufig gesagt, der gar zu allgemeine Vorschlag des Teufels noch nicht angenommen, der Bund ist noch nicht geschlossen, Faust weiss bloss, dass es um seine Seele zu tun ist und der Teufel bietet daher noch weiter, er lockt, er verspricht Faust zu geben, was noch kein Mensch gesehen. Was antwortet Faust?

»Faust verlangt nur schnellvergängliche Lebensgüter« sagt G. v. Loeper. Und ähnlich sprechen die Kommentatoren überhaupt über diese Antwort Fausts, wenn sie nicht darüber irgendwie hinweggehen. Nach Minor verlangt er, »dass der Teufel seinen niedrigeren Trieb befriedige, dass er ihm gebe, was er hat, nämlich flüchtige Zerstreuung, leere flüchtige Freuden, welche die Enttäuschung im Keime schon in sich tragen.«

Wenn das Freuden sein sollen, was Faust verlangt, so hat er sehr perverse Gelüste, er sagt:

Was willst du, armer Teufel, geben?
Ward eines Menschen Geist, in seinem hohen Streben
Von Deinesgleichen je gefasst?
Doch hast du Speise, die nicht sättigt, hast
Du rotes Gold, das ohne Rast,
Quecksilber gleich, dir in der Hand zerrinnt,
Ein Spiel, bei dem man nie gewinnt,
Ein Mädchen, das an meiner Brust
Mit Äugeln schon dem Nachbar sich verbindet,
Der Ehre schöne Götterlust,
Die, wie ein Meteor, verschwindet?
Zeig' mir die Frucht, die fault, eh' man sie bricht,
Und Bäume, die sich täglich neu begrünen!

Das sollen wirkliche Forderungen sein! Der Feinschmecker wünscht gewiss nicht die nahrhaftesten Speisen, der Wüstling nicht die treueste Geliebte, der Spieler nicht immerfort zu gewinnen; aber Speise, die gar nicht sättigt, ist doch Tantalusqual, ein Mädchen, das nicht einmal in der Umarmung uns liebt, ein Spiel, bei dem man nie gewinnt, Früchte, die faulen, ehe man sie bricht, — welcher Mensch mit fünf Sinnen könnte so etwas im Ernste wünschen? Die Bäume sind des Reimes wegen etwas unklar, aber dass sie nichts Gutes sind, sieht jeder ein — — Aus diesen Worten Fausts spricht die Verzweiflung, er will gar nicht mehr befriedigt werden, weder durch Erkenntnis (mir ekelt lange vor allem Wissen) noch durch Ehr' und Herrlichkeit der Welt, er sucht kleine Schmerzen, um den einen grossen, den Weltschmerz zu vergessen.

Es ist Ironie, wenn Mephistopheles sagt, solche Güter könne er herbeischaffen, aber er habe auch was Gutes, und das bringt Faust auf das Thema zurück. Was will er denn? Er muss offenbar weiterleben und der Teufel bietet ihm die Möglichkeit dazu; er muss versuchen, und wenn es seine Seele kostet, diese Stimmung durch Genuss zu übertäuben, ist das aber möglich? Es ist die natürlichste Disposition zu einer Wette. Es handelt sich also nicht etwa bloss

um den Termin, an dem der Teufel die schon gewonnene Seele (wo war denn der Handschlag, der den Kontrakt fest gemacht hätte?) einkassieren kann, nein, um die Seele selbst handelt es sich, mit dem Teufel wettet man nur um seine Seele; dass Faust nicht mehr leben mag, wenn sie einmal verloren ist, ist nur natürlich, — er wird doch nicht Zeit zu den Jammerkapiteln am Schlusse oder der alten Faustbücher gewinnen wollen — darum darf Faust mit vollem Rechte sagen, dass er den Teufel nicht betrügen will, dass das Streben seiner ganzen Kraft ist, was er verspricht, darum ist ihm die feierliche Form so lächerlich, er hat den Vertrag geschlossen, weil er nicht frei sein kann, und es ihm gleichgiltig ist, wessen Knecht er sein soll. Darum kann er mit vollem Rechte und ohne alle philologische Unterscheidung von »Freude« und »Freuden« dem Teufel sagen:

Du hörest ja, von Freud' ist nicht die Rede.
Dem Taumel weih' ich mich, dem schmerzlichsten Genuss.

Das ist es, Betäubung und wär's durch Schmerz, nicht Freude sucht Faust.

Dass es dem Teufel nicht gelingt, Faust schmeichelnd zu belügen, dass Faust »so lang er auf der Erde lebt«, nicht befriedigt wird, weder in der Liebe zu Gretchen, der sich vom ersten Verweilen in ihrer Kammer Gewissensbisse zugesellen, noch in einem der folgenden Versuche, ist klar und hier findet auch der Schauspieler die sicherste Richtschnur für die Auffassung des Faust. Er muss seine Verzweiflung von Szene zu Szene steigern und ihren Gipfelpunkt in der Paktszene erreichen. Das Gespräch nach dem Pakt (das als älterer Bestandteil der Dichtung nicht ganz stimmt) ist als Rückschlag nach dem erschöpfenden Ausbruch zu fassen, der sich auch durch körperliche Erschlaffung äussern könnte . . .

Die Aufführung des Faust, zu der wir nach diesem etwas lang geratenen Exkurs zurückkehren, bedeutete einen Triumph der Theaterleitung und gab auch unserem Publikum ein gutes Zeugnis. Wie unser Theater auf die Gunst der zahlungsfähigen Bourgeoisie angewiesen ist, konnten wir wieder aus den Berichten über die Generalversammlung der Theatergesellschaft am 28. Oktober ersehen. In dem Millionenbudget des Nationaltheaters (1,083.217 K Einnahmen) spielen die Subventionen eine auffallend geringe Rolle (142.800 K), während die Tageseinnahmen 543.632 und das Abonnement 330.552 Kronen ausmachen. Bei anderen Völkern werden die ersten Bühnen von den Staaten oder Höfen errichtet und erhalten, bei uns haben die 6 Millionen Baukosten zum grössten Teil die breitesten Schichten des Volkes in jahrzehntelangen, mühsamen Kreuzersammlungen aufgebracht und die Zuschauer müssen für die Kosten seiner Erhaltung fast allein aufkommen. Welches Wunder, dass das Theater so viele Jahre lang dem Geschmack dieser Kreise durch die Wahl von Ausstattungsstücken, Possen, Familienlustspielen Rechnung trug. Aber diese Zeiten sind vorbei, und heute ist Faust — ein Faust ohne Ballett und Maschinerien, ein Faust, welcher weder auf dem Mantel noch auf dem Fasse davonfliegt (beides bei Witkowski!) — Kassastück, jede Aufführung,

ob in oder ausser Abonnement, findet vor übervollem Hause statt; die Kasseneffekte der vorigen Saison heissen Hamlet und Ein Puppenheim; das Schauspiel, das finanziell der Oper gegenüber passiv war, nimmt die ihm gebührende Stellung ein. Angesichts dieser glücklichen Besserung der Verhältnisse wollen wir nicht mit unseren Modernen über das Publikum den Stab brechen, dass es für symbolistische Stücke von primitiver Technik kein rechtes Verständnis besitzt und sie kühl ablehnt, noch über die Direktion, dass sie durch Favorisieren von solchen Werken das Publikum nicht aus dem Theater verscheuchen mag. —

Ein Moderner, der den Weg auf das Nationaltheater gefunden hat, ohne dass eine raffinierte Bosheit des Dramaturgen dahinter steckte, ist V. Dyk mit zwei feinen, wie hingehauchten Einaktern, hätte ich fast gesagt, aber ist ein Stück, das drei Situationsbilder aus einem Liebesverhältnis durch zweimaliges Fallen des Vorhanges trennt, nicht auch so etwas wie ein Einakter? Die junge Frau des alten Mannes erliegt der Versuchung — sie schickt den Liebhaber fort und erkennt, dass er schon auf dem Wege zur Flucht war — sie trifft mit ihm nach Jahren zusammen und beide trauern versöhnt auf den Trümmern dieser »Episode« und darüber, dass sie nur eine Episode war. Wunderbar getroffen ist die Frühlingsstimmung der ersten Szene und die trübe der letzten, dieses Zusammentreffen in einem traurigen weltverlassenen Bahnhofrestaurant. Schade, dass die Darstellung den Intentionen des Dichters wenig entsprach. — Von starker humoristischer Wirkung war das prächtige ironische »Trauermahl«. Ein betrogener Gatte feiert den Jahrestag des Todes seiner Frau, als diese unverhofft selber erscheint; sie lässt sich aber bewegen, die Rolle der Toten weiterzuspielen und das schöne ihrem Gedächtnis geweihte Fest nicht zu verderben; die Rolle des Ironikers, der über die aufregenden Leidenschaften hinausgekommen ist und mit den noch in ihrem Bann Stehenden ergötzlich und ohne Hass spielt, war ein hübsches Kabinettstück des Herrn Vojan.

K—s.

„Amtliche Ortsnamenčechisierung“ in Böhmen.

(Einige Bemerkungen von Dr. J. V. Šimák.)

In unseren nationalen Kontroversen spielt eine nicht geringe Rolle die Frage der Ortsnamen und zwar nicht bloss der gegenwärtigen, sondern auch der alten und oft längst verschollenen. Nicht nur ist ihr Studium auf dem Boden zweier Völker philologisch und historisch hochinteressant, sondern man leitet auch aus ihrer historischen Vergangenheit oft Argumente für die Gegenwart, Material für die Politik her. Im heissen Kampf des Tages ist es kein Wunder, dass man zuweilen nicht auf die Genauigkeit der Belege achtet, übers Ziel schiesst, mehr deduziert als erlaubt ist, aber eben die Wichtigkeit der Frage

zwingt auch die Wissenschaft, diesen alltäglichen Kämpfen der Arena Beachtung zu schenken und durch ihre nüchternen Belege das allzu heiss wallende Blut der Kämpfer abzukühlen.

Zwei Publikationen wurden in letzter Zeit von deutsch-böhmischer Seite über die Ortsnamen in Böhmen herausgegeben. Die eine, wissenschaftlichen Charakters, will den Umfang der deutschen Kolonisation in unserem Königreiche in der vorhussitischen Zeit zeigen: *Dr. G. Juritsch* »Die Verbreitung deutscher Dorfnamen vor einem halben Jahrtausend. (XXXII. Jahresbericht d. k. k. deutschen Staatsrealschule in Pilsen 1905, S. 13 – 19.).« Ihre Methode und ihre Resultate habe ich im Feuilleton der »Politik« 1906, Nro. 195 ff. kritisch untersucht. Dazu tritt nun ein kürzerer, in Ton und Inhalt mehr journalistischer Artikel von *Anton Schacherl* im 2. Heft der »Deutschen Arbeit«, schon früher als Flugblatt des deutschen Volksrats erschienen; einen Auszug brachten anfangs Oktober fast alle deutschen Zeitungen. Diesem Artikel, der die amtliche Čechisierung deutscher Ortsnamen in Böhmen rügt, wollen wir in den folgenden Zeilen unsere Aufmerksamkeit widmen.

Einige allgemeine Betrachtungen zuvor. Der Zweck eines Ortsnamens ist in erster Reihe ein praktischer, genaue Sicherheit in der Orientierung; es wäre somit a priori eine logische Forderung, dass ein Name sich nie verändere. Aber dieses theoretische Postulat ist in der Praxis undurchführbar; ein Name ist zugleich eine Spracherscheinung und die Sprache ist kein totes Gestein, sondern ein lebendiger, fliessender, veränderlicher Organismus, der sich nicht mumifizieren lässt; folglich kann sich auch ein Name ändern, wenn inzwischen die Lautgesetze eine andere Richtung eingeschlagen haben.

Das gilt von Namen schon in einer Sprache; und gewiss umsomehr auf dem gemeinsamen Boden mehrerer Sprachen. Wo zwei verschiedensprachige Völker sich berühren, nebeneinander oder sich durchdringend, mag diese Symbiose auf friedlichem oder gewaltsamem Wege zustande gekommen sein, entsteht überall eine sprachliche Namenosmose. Jede Sprache hat ihren Geist und wenn sie in ihren Namenschatz einen Vorrat von fremden Namen einbeziehen soll, die nach anderen, diesem Geiste ganz widersprechenden Regeln gebildet sind, wird sie dieselben notwendigerweise assimilieren. Entweder versteht sie die Namen des andern Stammes oder sie versteht sie nicht, besonders wo nicht bloss der Klang, sondern auch der Begriff fremd sind. Wenn sie den Namen versteht und seine Vorstellungen kennt, so übersetzt sie den Namen; versteht sie ihn nicht, so nimmt sie zwar die fremde Bezeichnung auf, aber sie passt sie ihrem Gehör und ihrer Aussprache an; sind die Sprachwerkzeuge nicht im Stande dazu, so wird der Name absichtslos verstümmelt.

Ich glaube, dass diese Veränderung ein elementarer Naturvorgang ist, über den man billig gar nicht zürnen kann. Und besonders ist diese unwillkürliche Veränderung notwendig in Sprachen, welche ihre Namen nicht mit Hilfe eines Artikels, sondern durch Endungen deklinieren. Die romanischen und germanischen Sprachen benötigen also dieser Akkommodation nicht so sehr, aber die slavischen, wie früher

das Lateinische, fordern eine Flexion und wenn das Wort in diese nicht passt, so verfällt es notwendig einer Veränderung.

Dieselbe Veränderung tritt natürlich auch bei ausländischen Namen ein, die bei anderen Sprachen bekannt geworden sind. Auch die nichtslavischen Sprachen akkommodieren sich die fremden Namen, die ihrem Geiste nicht entsprechen. Wenn wir Čechen Kolín, Solnohrad, Vídeň, (Köln, Salzburg, Wien) sagen, so haben ja doch auch die Deutschen ihr Rom, Mailand, Venedig, Lissabon, Kopenhagen, Bukarest, Moskau, Konstantinopel usw. und würden sich gewiss wundern, wenn ein moderner Italiener, Däne, Rumäne, Russe, Türke oder Grieche ihnen diese Benennungen als unrichtig verbieten wollte.

Komplizierter verwickeln sich die Fälle, wo eine mehrfache Nationalitätsänderung in der Vergangenheit vorgegangen ist, wie eben in unsern Landen. Da, glaube ich, muss man neben dem Sprachgeist noch zwei Momente respektieren, das historische und das rechtlichsoziale. Jeder Name ist eine Geschichte seiner Ansiedlung im kleinen, und Ehrfurcht gegen die Vergangenheit ist der Eckstein aller gerechten Anschauung; aber auch das soziale Moment tritt nicht in den Hintergrund, wir dürfen nicht vergessen, dass der Name, kaum entstanden, zugleich Gemeinbesitz wird, und wenn er ohne zu leiden dauern soll, mit seiner gesellschaftlichen Umgebung übereinstimmen muss. Wenn einem Namen durch die Zeit irgendwie wesentlich Abbruch geschieht, so ist das manchmal nur ein Zeichen, dass durch den Namen die Gesellschaftsordnung ungewollt oder willkürlich verletzt wurde und dass die sozialen Kräfte selber und vielleicht unbewusst sich Abhilfe erzwingen.

Wenn im XIII. und XIV. Jahrhundert ein Edelmann sich eine Burg erbaute und ihr inmitten des čechischen Elements nach deutscher Mode einen deutschen Namen gab, so war das ein grundherrlicher Willkürakt, der auf die Sprache des Volkes keine Rücksicht nahm; und wenn nach abgelegter Mode die dem Volke unverständliche Bezeichnung durch Verstümmelung sich anpasste, so war das nur eine natürliche Reaktion der verletzten Ordnung gegen die Willkür des Einzelnen. Und derselbe Fall könnte sich mutatis mutandis auch heute wiederholen. Wenn jemand heute im fremden Sprachgebiete einen Herrensitz oder eine Fabrik erbaut und ihnen einen mit der Umgebung unverträglichen Namen gibt, so hat er dazu zwar formell das Recht, aber nicht moralisch; er kann den Namen amtlich schützen lassen, aber er kann nicht verhindern, dass das Volk der Umgegend den Namen sich anpasse.

Alle Streitigkeiten würden aufhören, wenn jeder sich an die billigste Formel hielte, die in einem zweisprachigen Lande möglich ist: Jedem das Seine. Neue Namen im čechischen Sprachgebiete sollen čechisch, im deutschen deutsch sein; bei den alten nehme man Rücksicht auf die Geschichte und die ursprüngliche Bedeutung des Namens, nicht auf eine willkürliche Erklärung.

Bei uns ist eine Ansiedlung ihrer Gründung nach entweder čechisch oder deutsch und hat entweder ihre Bevölkerung geändert oder nicht.

Die historische Entwicklung bietet auch die rechtliche Grundlage; wo es von allem Anfange an bis heute keine Veränderung gab, da währt unbestritten das Recht des ursprünglichen Namens; er ist eingebürgert, er ist ein unbestreitbarer Rechtsbesitz der Gemeinde, mag das Dorf čechisch oder deutsch sein.

Anders ist der Fall, wo die Ansiedlung ursprünglich von anderer Gründung war, aber ihre Bevölkerung einmal oder auch noch ein zweitesmal verändert hat. Das ist bei uns bei der Mehrzahl der Städte und bei einer bedeutenden Anzahl von Dörfern der Fall. Die Ansiedlung war slavisch und wurde germanisiert, oder sie wurde von deutschen Kolonisten begründet und čechisiert, und eventuell trat im Laufe der Zeit eine abermalige Veränderung ein. Oder der dritte Fall, dass die ursprüngliche Bevölkerung zwar verblieb, dass aber bei dem anderen Volksstamm im Verkehre sich eine andere Bezeichnung entwickelte und zwar schon in alter Zeit. Hier bietet die Vergangenheit ein fertiges Faktum und daran lässt sich nicht mäkeln, man mag wollen oder nicht; beide Bezeichnungen sind berechtigt. Man kann es also dem Deutschen nicht verargen, wenn er Praha Prag, Domažlice Taus, Hradec Jindřichův Neuhaus, Třebechovice Hohenbruck u. ä. nennt, aber auch nicht dem Čechen, wenn er seine Benennungen Liberec, Cheb, Hostinné, Kynžvart, Kumžák (Reichenberg, Eger, Arnau, Königswart, Königseck) u. s. w. besitzt. Allerdings lege ich hier wiederholentlich Gewicht auf die historische Begrüdung, auf die alte durch Quellen belegte und vom Volke wenigstens bis zum XVII. Jahrhundert gebrauchte Form, nicht aber auf willkürliche Erfindungen germanisatorischen Beamtenübermuts aus der Zeit nach 1740 und noch später.

Wir geben zu, dass zuweilen Schwierigkeiten erwachsen können, wenn nicht genug Belege zur Hand sind, und dass man unwillkürlich, bona fide, Unrecht tun kann. Und ich gebe zu, dass zuweilen auch einem deutschen Namen Abbruch geschehen ist, und da sind die Deutschen gewiss im Rechte, sich zu verteidigen und ihre Gründe öffentlich darzulegen; wenn sie gerecht sind, so wird es niemand geben, der das Unrecht nicht anerkennte und willig gutmachen wollte. Allerdings wenn zu einer Zeit, in welcher wir die Unveränderlichkeit der Namen verteidigen, eine Ansiedlung, die seit Urzeiten Jeřmanice, deutsch Jeřmanitz hiess, auf einmal ihren Namen amtlich in Hermannstal ändert, so suchen wir für diese Veränderung vergebens nach Gründen . . .

Wenn irgendwo ein Fall neuzeitlicher Čechisierung eines deutschen Namens in ernstzunehmenden Kreisen sich ereignet — andere unberufene Faktoren kann man doch nicht in Erwägung ziehen — so ist es kaum je aus blosser Willkür und ohne mindestens scheinbar wesentlichen Grund geschehen. Entweder geschieht dies an der Sprachgrenze, wo der deutsche Name häufig auf čechische Zungen kommt, und dann tritt jener sprachphysiologische Grund ein, von dem ich zu Anfang gesprochen habe. Oder es handelt sich um eine, und zwar meistens, eine bona fide gemeinte, wenn auch in dem oder jenen Falle unrichtige Revindikation nach der Analogie: Der čechische A ist in B verdeutscht worden, folglich hat auch B_1 wohl ursprünglich A_1 geheissen. Und noch

kann man hinzufügen: selten ist eine solche neuzeitliche historisch unbegründete Čechisierung zu finden, dass sie ohne allen Respekt gegen den ursprünglichen deutschen Namen vorginge; regelmässig berücksichtigt sie wenigstens den Begriff. Wenn irgendwo Špičák geschrieben ist und Spitzenberg stehen sollte, Nová Pec für Neuofen, so ist überall das Bestreben sichtbar, das Wesen der Benennung voll zu erfassen; wenn doch auch die Germanisation auf alles das geachtet hätte! Nichtsdestoweniger unterschreibe ich, dass eine solche willkürliche Änderung, wenn nicht tatsächlich wesentliche Gründe dafür vorliegen, nicht stattfinden sollte.

Kehren wir nun zum Artikel des Hr. Schacherl zurück und nehmen wir einen Namen nach dem andern durch. Wir werden es aufrichtig eingestehen, wo er recht hat und wo čechischerseits gefehlt wurde; vielleicht wird es gestattet sein, zu erklären, wie es so gekommen ist. Allerdings werden wir auch aufrichtig sagen, wo Hr. Schacherl unrecht hat.

»Bekantlich hat im Jahre 1903 die Stadtgemeinde Haida es durchgesetzt, dass der von den Tschechen ihr beigelegte und in letzterer Zeit auch amtlich angewendete und geschichtlich nicht berechtigte tschechische Ortsname Bor ausser Gebrauch gebracht wurde. In einer im Mai 1906 im Abgeordnetenhaus eingebrachten Interpellation haben aber die Tschechen die Verjährung des Namens »Bor«, weil über 40 Jahre im Gebrauch, glaubhaft machen wollen, sie haben aber in der nämlichen Interpellation verlangt, die deutschen Jahrhunderte alten Namen ausser Gebrauch zu setzen, wo es ursprünglich auch tschechische Benennungen gab.«

Tatsächlich ist die Benennung Bor für diese Gemeinde im Leitmeritzer Kreise unhistorisch. Haida ist erst 1700 durch Parzellierung eines Meierhofes auf dem Bürgsteiner Dominium unter eingewanderte deutsche Bauern enstanden. Vorher stand auf dem Grunde ein Wald genannt Heyde, das Dorf heisst 1713 Heyda Dörfel (KT.*).

Es gibt aber noch ein Bor, in alten Quellen lateinisch Merica, Burg und Stadt im Pilsener Kreise (P. 395); es gibt noch ein zweites Bor Malý im Leitmeritzer Kreise (P. 67), welche von den Deutschen Haid genannt wurden. Ist es also ein Wunder, wenn zwei alte čechische Bor (heute freilich mit deutscher Bevölkerung) deutsch so heissen, dass die Čechen denselben čechischen Namen auch im dritten, zufällig wirklich deutschen suchen?

Analog ist der Fall mit Neuofen im Böhmerwald (P. 323). Es gibt in Böhmen nicht viele Nový zámek, dvůr u. s. w., die nicht in der deutschen Terminologie Neuschloss, Neuhof, Neuhütte u. s. w. hiessen, sogar in rein čechischen Gegenden; kann man sich über die rückschliessende Analogie wundern?

Eine Analogie findet sich auch bei Ebersdorf (P. 66), für welches alle Belege, die mir vorlagen, nur den deutschen Namen bezeugen. Aber auf die Analogie führt die Benennung der čechischen

*) Siehe das Verzeichnis der Quellen Seite 275.

Habartic im Klattauischen, das gleichfalls von Eberhartsdorf abgeleitet wird, und eines andern Ebersdorf bei Teplitz (P. 56), für welches wirklich ein čechischlateinischer Beleg Habardiuilla 1414 (L. conf. VII., 134) sich findet.

Recht hat Hr. Sch. wohl auch bei den Namen Stuben, Biebersdorf und Günthersdorf, da alle alten Belege, die ich in der Hand hatte, bis zum 19. Jahrhundert ununterbrochen nur die deutschen Namen angeben. Aber in der Beschreibung von 1843 lese ich neben Stuben auch Hůrky (P. 322), neben Biebersdorf auch Příbram (P. 76), was weder eine Übersetzung noch eine Akkommodation ist, und das Ansehen Palackýs verbietet mir, sie für leichtsinnig erfunden zu halten. Ich würde also noch eine Erklärung abwarten, woher diese Namen stammen. Dass Huntířov neben Günthersdorf steht, vermag ich selbst abermals nach einer, wenn auch unvollständigen Analogie zu erklären; es gibt bei Eisenbrod ein čechisches Dorf desselben Namens (deutsch Huntiř), dessen Namen man als ursprüngliches, aber längst vergessenes Günthersdorf erklärt; es handelt sich also bloss um einen erklärlichen Irrtum.

Die Čechisierung der unlängst begründeten Hütte und Sommerfrische Eleonorenhain im Böhmerwalde in Lenora wäre allerdings ein Übergriff, aber ist es nicht bloss eine leichte Akkommodation der deutschen populären Abkürzung?

»Bei der Eröffnung der durchwegs durch deutsches Gebiet führenden Bahn Winterberg-Wallern musste für den unübersetzbaren Haltestellennamen Bärenloch, einem Flurnamen, förmlich mit elektrischem Lichte ein tschechischer Name, der nicht berechtigt ist, gesucht werden, und siehe da, durch Verhunzung des deutschen Namens entstand Brloh (sprich Brloch).« Was den Namen der Haltestelle Bärenloch betrifft, so gestehe ich, in Verlegenheit zu sein. Die Haltestelle ist so unbedeutend, dass sie auf keiner Karte, auch nicht im amtlichen Lexikon sich findet; nur der Fahrplan führt sie an.

Der Name Bärenloch würde keine Bedenken erwecken, da es im XVI. und XVII. Jahrhunderte noch Bären im Böhmerwalde gab. Aber die Haltestelle liegt unmittelbar hinter Winterberg vor der Station Freiung und dieses Territorium war nicht immer deutsch. Noch 1757 werden in den Einbekenntnistabellen die Dorfnamen Glashütten, Salzweg, Klösterle, Freiung mit den čechischen Namen Skláře, Lhota, Solná, Klášterec, Lipka angeführt und die Bevölkerung hat in bedeutender Anzahl čechische Namen. In der älteren Periode des XVII. Jahrhunderts ist die Umgebung von Winterberg ganz čechisch (KT., Heberolle); in der Beschreibung der Herrschaft von 1534 (LT. 42, A. 26) sind auch die Berg- und Flussnamen rein čechisch; wie da ein Flurname Bärenloch hätte entstehen können, ist schwer begreiflich. Falls der Name später entstanden ist, am Ende des XVII. oder im XVIII. Jahrhunderte, so war es schwerlich ein volkstümlicher Name, da es Bären damals nur wenig gab. Nicht minder wäre ein Name Brloh in der noch gemischtsprachigen Gegend nicht unmöglich. Hier lässt sich nichts entscheiden, da für keines von beiden sich Belege

finden; nur ein unparteiischer Zeuge aus der Gegend selbst ist kompetent. Beweist er, dass wirklich Bärenloch das Original ist, so muss Brloh weichen.

Nur teilweise hat Herr Sch. recht, wenn er die Umtaufung von Christiansberg und Spitzenberg rügt; denn die autoritativen Verzeichnisse Palackýs und das amtliche Lexikon, die für uns entscheidend sind, kennen keine andern Bezeichnungen; aber die Karten von Kotyška und Srp nennen Křišťanov und Špičák — (nicht Hory!), das hätte nicht sein sollen.

In diesen 10 Fällen, wie wir willig zugeben, ist mehr oder weniger, aus welchen Gründen immer, čechischerseits unrecht geschehen. Aber während ich mich für diese unmotivierte Čechisierung in die Brust schlage, fällt mir unwillkürlich die Frage ein, aus welchem Grunde in Nordböhmen in dem einzigen kleinen, rein čechischen Jeschkengau seit der Josefinischen Zeit aus Třtí (Rohr) Wetterstein, aus Proseč (Durchhau) Proschwitz, aus Všelibic (Geschlecht des Všelib) Schelwitz, aus Rozstání (Trennung) Rostein, aus Žďárek (Brand) Scharchen, aus Sobětic (Geschlecht des Sobata) Katharinenfeld, aus Modlibohov (Dorf eines Modliboh) Nudelbaum geworden ist?

Für Andreasberg (L. 411), Graben (L. 432), Blumenau (L. 422), Eisenstein im Böhmerwald, Julienhain (L. 673) ist Herr Sch. einen Beleg für die Čechisierung schuldig geblieben; weder bei Palacký noch im Orts-Lexikon, noch auf Karten finden wir einen anderen Namen, als den ursprünglichen deutschen; private, öffentlich nicht bekannte Fälle — wenn es welche gibt — können doch nicht als »amtliche Ortsnamenčechisierung« ausgegeben werden.

»In der Nähe von Prachatitz ist ein Dörfchen, welches nach dem amtlichen Ortschaftenverzeichnis heute deutsch Städtisch-Lhota, tschechisch Lhota Městská heisst. Im Jahre 1840 aber hiess dieses Dorf amtlich Städtisch-Öd. Warum die Tschechisierung?«

Was finden wir in der Beschreibung vom 1843 (P. 358)? »Lhota Městská, Städtisch-Lhota (Städtisch-Öd)«; es war also »Städtisch-Öd« 1843 nicht die ausschliessliche Bezeichnung und Städtisch-Lhota ist keine neuere Erfindung.

Was finden wir in Sommers-Topographie vom 1840, VIII. 363? »Lhotka auch Städtisch-Öd. Die Sprache in diesen 3 Ortschaften ist die böhmische.« Blicken wir noch in Schaller, III. (1790), S. 138: »Lhota, Lhotka bei Wostrow« — Eintragung im LT. 143 A. 28 vom J. 1628 nur Lhota. Wo ist das ursprüngliche Städtisch-Öd geblieben?

»Ein Dorf in der Nähe von Rudolfsstadt bei Budweis hiess von jeher deutsch Gieben, jetzt heisst es tschechisch amtlich Jivno, deutsch Jiwno.«

Ich befinde mich in grosser Verlegenheit, wo die Belege Herrn Schacherls zu finden. Wenn der werte Leser weiss, dass Jivno bei Lischau von altersher ein rein čechisches Dorf ist, dass wir 1365 in den Konfirmationsbüchern (L. conf. I. b 57) z. B. lesen: de Gywen, 1628 (LT. 142 Q. 17) Jivno, bei Schaller XIII., 37 Giwno, bei

Sommer IX., 44 Giwno, bei Palacký (P. 303) Jivno, und dass es in Böhmen ausser einem zweiten Jivno noch einige Jivany und Jiviny gibt, wie soll er sich von dem »von jeher deutschen Gieben« überzeugen?

»Der Meierhof bei Žižkas Geburtsstätte hiess 1840 Trutzenau, heute heisst er deutsch Trocnow, tschechisch Trocnov.«

Herr Sch. hat vergessen anzuführen, dass Trocnov nicht nur »heute«, sondern schon im XIV. Jahrhunderte und immer so geheissen hat, und noch Schaller XIII., 123 kennt keinen anderen Namen als Trocnow. Erst bei Sommer lesen wir eine andere Bezeichnung (nicht Trutzenau, sondern Trotzenau!); kann dieser einzige junge Fall einen Grund bilden?

»Am einstigen sehr wichtigen einzigen Verkehrsweg Budweis-Linz über Hohenfurth war zwischen Prietal und Welleschinq (heute Weleschin) eine Wegwache mit Verhau, um das Abschweifen vom Wege und dadurch das Mautentziehen zu vermeiden. Dieser Verhau hiess Haag. Heute wird die Ansiedlung daselbst aber deutsch und tschechisch amtlich Zahradka genannt. Erfreulich ist, dass die dortige Bundesgruppe des deutschen Böhmerwaldbundes sich um den deutschen Namen bewerben will, doch scheint die Angelegenheit wieder eingeschlafen zu sein.«

Ungern würde ich abirren, aber es scheint mir, dass hier ein topographischer Irrtum vorgefallen ist. Zwischen Priethal und Weleschin — (beiläufig gesagt, die Form Wellesching findet sich nur sehr selten: 1312 in Weleschyng (Reg. III. 27), 1369 ze Welisching (Klimeš, n. 37) wogegen die ursprüngliche čechische Benennung Velešín deutsch Weleschin, sehr häufig, z. B.: 1262 Wiltschin n. 37 (Reg. II. 145) 1306 Weleschin (Reg. II. 360) 1339 Weleschin, 1340 Welleschin (Reg. IV. 246, 327), 1400 in Welesschyn (Klimesch, n. 104), 1408—1423 hrádku Velešínu, hrad Velešín, z Velešína, do Velešína. (Mareš, 20, 21—23, 31, 32, 34, 42), 1446 zbožie Welessynského (Klimesch n. 154), u. s. w. — gibt es wirklich eine Gemeinde Zahrádka (P. 320, L. 334), aber die hiess nie Haag: 1281 V zahratky (Pangerl, Goldenkr. 35), 1379 Villa Zahradka (Truhlář RbR.), Schaller XIII. 185 Zahradka, P. 318 Zahrádka. Aber es gibt ein Haag auf der Kreuzung südlich von Priethal, beim Dorfe Hodenic, und das heisst bis heute Haag und wird nicht übersetzt; siehe P. 318, Orts-Lexikon, Srps-Karte u. s. w.

Neben dem Namen Schwarzbach (P. 322) setzt das Ortslexikon die Bezeichnung Černá; die Ansiedlung ist freilich heute deutsch, und weder Palacký noch Schaller kennen einen anderen Namen. Aber wenn wir uns nach der Forderung des Herrn Sch. richten, so finden wir schon 1268 und 1284 eine vom Kastellan Hrzo begründete Ansiedlung »na tscherne rece«, »na chirne« (Reg. II. 234, 564, H. Jireček 9, 11); was wohl genügen dürfte.

Eine weitere Gruppe von Namen ist konzentriert.

»Es gibt eine Unmasse derartiger Ortsnamentschechisierungen in Böhmen. Die Bezirksstadt Humpoletz, welche von einem Deutschen

namens Gumbold gegründet wurde, hiess ursprünglich (1233) Gumbolds, hatte also einen deutschen Namen, der willkürlich umgemodelt wurde. Heřmanměstetz hiess früher Hermannstadt, Wojnowměstetz früher Münichsberg, Nymburg-Neuenburg, Rožmital bei Blatna-Rosental, Swojanow-Fürstenberg, Šnakov bei Hohenmaut-Schneckendorf, Tschenkowitz-Czunkendorf, Duschau-Tusendorf, Heraletz-Erhards, Obercerekwe-Lobskirchen, Držemberg- der Isenberg (Eisenberg), Rynaretz-Rinhards, Rynholetz-Reinholds, Kumberg-Goldenberg, Kumpoletz-Gumpolds, Neschkareditz-Kotigsdorf, Michalowitz bei Jungbunzlau-Michelsberg, Meziříčí-Kunigswald, Netschtiny-Preitenstein, Kamberg-Karrenberg, Kalischt bei Humpoletz-Schönfeld, Kouřim-Rauchenberg, Hermanitz bei Landskron-Hermannsdorf, Heřman bei Chobieborsch-(!)Hermanns, Helkowitz-Herwigsdorf, Habartitz-Eberhardsdorf, später Ebersdorf, Qualisch-Hertwigsdorf, Dobřejowitz-Manderscheid, Čermilov-(!)Schlackendorf, Doubrouč (!) Horni-Dietrichsbach, Novy Hrad Kunraditzky-(!) Wenzelstein, Orlik bei Brandeis-Goldenstein, Matarov-Macharenhof, Lewin-Lieben, Lipetz-Lubhardsgrün, Pürglitz-Burglein, Huntiřov-Guntersdorf, Krchleb-Kirchleins, Kozohlod-Ratmersdorf, Tlumatschau-Tuntschendorf, Kerhartitz-Gerhards, Schüttařen-Schiltar, Štampach-Sternbach (!) Šotnov-Schottenhof, Šimonov-Kellersdorf, Osek, Ossegg-Riesenberg, Pěschitz-Gansdorf, Přitoka-Pfaffendorf, Oberředitz-Hermannsdorf, Šebín-Riesenberg, Swěce-(!)Heiligen, Swětlitz-Lichtenfeld, Stráž, (früher auch čechisch Wartenberg) u. s. w. Es sind dies keine Phantasienamen, sondern urkundlich nachweisbare deutsche und auch tschechisch angewandte Bezeichnungen, die heute amtlich verschwunden sind.«

Ich vermisse hier nur einige kleine Bemerkungen. In welchem System und woher ist diese achtungswerte Reihe von Namen und alten Formen genommen? Wir finden zufällig fast alle diese altdeutsche Namen in dem čechischen histor. Lexikon des Schulrates August Sedláček (siehe unten), das bisher noch nicht vollständig erschienen ist, wo bei jedem čechischen Namen gewissenhaft zitiert wird, ob es auch einen deutschen gab. — Wäre es nicht angemessen, den Lesern zu sagen, was für Namen das sind und wann die Veränderung eintrat, damit sie nicht aus Unkenntnis der Geschichte wähnen, dass sie amtlich am Ende des XIX. Jahrhunderts erfolgt sei? Vielleicht hätte man doch sagen sollen, dass das teilweise Namen von Städten und Burgen aus dem XIII. u. XIV. Jahrhunderte sind, welche tatsächlich für Deutsche oder wenigstens mit deutschen Namen begründet wurden, dass aber ihre Bevölkerung und Umgebung schon seit vierhundert Jahren čechisch ist. Gebrauchen etwa die Deutschen in Brandenburg heute noch die wendischen Namen? — Und vielleicht wäre es gut gewesen, bestimmter anzugeben, was man den Čechen hier vorwirft — dass ehemals deutsche Gemeinden heute einen čechischen Namen haben, oder dass die alten deutschen Namen heute in deutscher Sprache anders lauten (was schwerlich die Schuld der Čechen ist)? was das soll, wenn in dem Verzeichnis Namen angeführt werden, die weder čechisch, noch deutsch sind, Namen von verschwundenen Orten, Namen, die man nicht lokalisieren kann, Namen, die überhaupt nicht existieren!

Es bleibt nichts übrig, als einen Namen nach dem andern vorzunehmen und Belege zur Erkenntnis der vielleicht unangenehmen Wahrheit zu sammeln.

Die heutige Stadt Humpolec verdankt wohl tatsächlich ihre Entstehung einem Gumpold, aber schon die älteste bekannte Form lautet nicht »Gumpolds«, sondern Hvmpolc (Reg. I. Nr. 818), 1257 Jumpolcz (Reg. II. 68). Im XIV. Jahrhundert zwar manchmal »Gumpolz« (1363, L. conf. I. b 101), manchmal Gumpolcz (1307, Reg. II. G. 917; 1363, L. conf. I. b 7) aber auch 1385 Humpolcz (L. conf. III. 172), 1405 Humpolecz (L. conf. VI. 151). Die Stadt ist spätestens seit den Hussitenkriegen čechisch.

Die Stadt Heřmanměstec heisst 1372 Hermanstat (L. conf. II. 75), 1393 Hermanni civitas (L. conf. V. 161). Aber wir lesen 1409: Ogierz de Mrdicz conqueritur super Henzlinum de Hermani ciuitate . . quia . . tenet hereditatem eius poslúpnú Hermanowo miestcze (Rel. tab. I. 84). Die Gemeinde ist čechisch, aber dass man deutsch auch in älterer Zeit neben Hermannstadt die gegenwärtige Bezeichnung gebrauchte, zeigt Schaller XI. 20: Herzmanů Mieztecz, Heržmanmiestecz, Hermannstadt.

Das Städtchen Vojnův Městec (P. 202) heisst 1293 Münchsperch (Památky arch. X. 665), 1357 Monchsperg (CDM. IX. 46); 1457 Mynychsperk (Arch. č. IX. 385). Nichts destoweniger finden wir Vojnin tvrz (Lehenstafel XV. f. 270), 1454 na Vojnovu Městci (Rel. tab. II. 255), 1457 Městci Vojnovu (Arch. č. IX. 385), 1493, Městce (Arch. č. IX. 418).

Die Stadt Nimburg wurde nach deutschem Recht von Ottokar II. besetzt und Neuenburg genannt. Darüber herrscht kein Zweifel, die Formen Neuburg, Neuburga, Neuburch, Neumburga, Neunburga, Newenburch, Nuenburch u. a. (Reg. II. 614, 656, 675, 696, 704, 805, 946, 1038, 1216) aus den Jahren 1257—1310 bezeugen das. Aber es herrscht auch kein Zweifel, dass zu Beginn des XIV. Jahrhunderts schon die Bezeichnung de Numburga auftaucht 1311 (Reg. III 16), 1318 Nimburg, 1319 Nymburg (Reg. III. 194, 208) und diese setzt sich fest (L. conf. V. 171, 216, 220, 291). Seit 1421 ist Nimburg rein čechisch.

Rožmitál: 1315—1318 de Rosental (Rel. tab. I. 5, 13, 33), aber schon 1371 Rozmital (L. conf. II. 58), 1408, 1419 de Rozmital (Rel. tab. I. 112, II. 45). Die Stadt ist čechisch.

Svojanov. Nicht die Gemeinde Svojanov wurde Fürstenberg genannt, sondern die Burg über ihr; 1392 in Swoyanow (Acta cons. III. 39). Aber auch der Burgname erlosch schon im XV. Jahrhundert, wofür unleugbar der Name der Svojanovský von Bozkovic spricht; 1449 »Ješek Swojanowský« (Arch. č. II. 258). Schaller (XI. 165) kennt 1789 den Namen Fürstenberg gar nicht. Gemeinde und Gegend sind čechisch.

Šnakov ist eine blosse Einschicht bei Hohenmaut (P. 163). Aber sie hiess nie »Schneckendorf«, sondern »Schneckenhof« und es war hier ein Hof und eine Veste. Allein schon 1450 sagte man heredi-

tatem Ssnakoff (Rel. tab. II. 219), Schaller XI. 84: Schmakow (Druckfehler), ein Hof. Die čechische wie auch die deutsche Bezeichnung im Ortslexikon ist also begründet.

Čenkovic bei Landskron, obwohl heute ein deutsches Dorf, hiess nie »Czunkendorf«. Diese Form kommt nur einmal in einer Königsaaler Urkunde vom 1384 vor (T. 9), aber vergleichen wir die hier genannten Dörfer mit dem Verzeichnis in anderen Urkunden von 1292 und 1308 (T. 2, 100), so sehen wir, dass der Schreiber 1304 sich geirrt hat und wie in jenen beiden hätte schreiben sollen Cuncendorph oder Cunczendorf, d. i. das heutige Kunzendorf (P. 150). Für den čechischen Namen Čenkovic haben wir einen alten Beleg 1372 in Czenkowicz (Rel. tab. I. 441) und einen neueren 1789 Čenkowicz (Schaller XI. 102).

Duschau. Das heutige čechische Dorf Dušejov (P. 199), schon 1233 erwähnt, nennen die Konfirmationsbücher allerdings 1358 Dusndorf (L. conf. I. 72), aber schon vorher 1351 ist ein Prozess um eine Erbschaft in Dussyegowe (Rel. tab. I. 67) und auch ein anderer Band (L. conf. VI. 151) kennt Dusseyow. Den Namen Duschau neben Tussendorf kennt schon Schaller VI. 147 in der Form Deschau; sind etwa die Čechen schuld daran, dass der Name Tusendorf seit jener Zeit im Deutschen erloschen ist?

Heralec, čechische Gemeinde. 1404 Erharcz (L. conf. VI. 41), Erharticz (L. conf. VI. 131), aber schon 1279 Stoho de Heraltcz (Reg. II. 505), 1305—1307 Herarc (Reg. II. 878, 920).

Ober Cerekwe, Cerekvice (P. 288 L. 596), immer čechisch, heisst im XIV. Jahrhundert Czierekwicz, Czirekvic (L. conf. I. b 73, 99), 1539 na Cerekvici (R. tab. I. 293), ursprünglich Dobešova, im XV. Jahrhundert Leskovcova. Erst 1662 erscheint der deutsche Namen Lobskirchen, wohl von der Gutsherrschaft beigelegt, aber daneben währt beständig Czerekwicz (Schaller XV. 85). Dass man den willkürlichen Namen später fallen liess, ist doch keine Čechisierung.

Držemberg (čechisch richtig Držmberk, Držmburk) ist der Name einer eingegangenen Burg, die nur zwei- oder dreimal erwähnt wird: 1428 na Držmburce (Arch. č. III. 499), 1432 na Držmberce (ib. 505). Nur eine Vermutung Sedláčeks ist es, dass die Burg bei Mutějovic in der Nähe von Rakonitz lag (in čechischer Gegend) und wieder nur eine Vermutung, dass dieser Name aus dem deutschen Der Isenberg stammt. Aber ein schriftlicher Beleg hat sich dazu noch nicht gefunden.

Rynarec bei Pilgram (P. 288, L. 594): 1203 Rinarcz (Reg. II. 1156), 1304 Rynarecz (Reg. II. 872) — neben 1368 Raynhardivilla (L. conf. I. b 110*) und Reynharcz (L. conf. II. 58, 64), 1399 z Rinarce (Arch. č. III. 473), 1454 mezi Rynarcem (Rel. tab. II. 241). Čechisches Dorf.

Rynholec, čechisches Dorf (P. 5): 1497 v Rinholci (Arch. č. III. 351).

---

*) Wenn das nicht Rynartic ist.

Kumpolec, Dorf bei Plan, deutsch, schon 1364 in Kumpolcz. »Kumperg-Goldenberg« kommt in Böhmen überhaupt nicht vor. Offenbar denkt man an Komberk, d. i. das längst zerstörte Kornberg (Reg. III. 182) im Pilsner Kreis (Hrady a zámky XIII. 162), dessen Name auf einen Meierhof mit Einschicht übergangen ist. Übrigens wird schon 1440 Wilhelm v. Komberk erwähnt (Arch. č. I. 245).

Neškaredic (P. 188). Nur einmal — 1402! — heisst dieses čechische Dorf in einer Eintragung Kotigsdorf. (Hrady XII. 268.) Vielleicht auch anderswo, was wir nicht gefunden haben. Sonst nur čechisch, z. B. 1532 (M. Dačický z Heslova, Paměti (Memoiren) I. 91, LT. 52 B. 25, Schaller VI. 20).

Michalovice-Michelsberg bei Jungbunzlau (P. 111). Man muss wieder Burg und Dorf unterscheiden, dieses heisst immer Michalovice (1359 Michalouicz, L. conf. I. 83, 84, 96 u. s. w.). Auch die Burg heisst so, aber im XIII. und XIV. Jahrhundert schrieben sich die Herren, wie es Mode war: »von Michelsberg« und nannten auch die Burg so. Allein schon in der vorhussitischen Zeit kehrten sie zum čechischen Namen zurück: 1394, 1395 Jan Michalec z Michalowic (Arch. č. I. 52, 54) und die späteren Belege fast durchwegs.

Meziříčí, čechisches Dorf bei Opočno (P. 160, L. 562), wurde auf dem Boden eines königlichen Waldes gegründet und heisst daher im XIV. Jahrhundert einigemale Kunigswald. Aber schon 1372 in Mezirziecz (L. conf. VII. 74), 1397 in Mezirziecz (L. conf. V. 281).

Nečtiny (P. 406, L. 402). Wiederum Burg und Dorf; das Dorf hat nie Preitenstein geheissen und heisst bis zum heutigen Tag auch deutsch Nečtin. Die Burg, jetzt ein Schloss, von König Johann auf dem Boden einer älteren Veste gegründet, erhielt den Namen Preitenstein, aber daneben währte immer der čechische Name· 1290 de Necstin (Reg. II. 645), 1291 de Nechtin (Reg. II. 1198), 1394 de Neczczin (L. conf. V. 184), 1557 zámek Nečtiny (LT. 14 D 26). Erst als die Gegend germanisiert wurde, überwog der Name Preiten- oder fälschlich Breitenstein.

Kamberk (P. 282, L. 856), čechische Stadt im Táborer Kreis, wurde im XIII. Jahrhunderte als Karrenberch gegründet (Reg. II. 1052), aber schon im XIV. Jahrhunderte ändert sich die Form: neben 1378 Karnperg (L. conf. III. 85) erscheint 1358 Karmberch, Karemberg, Karmberg (L. conf. I. 32, 116), 1360 Caremberk, Karmberk (L. conf. I. 142), 1365 Karrmberg (L. conf. I. b., 6), 1402-1415 schon Camberg (L. conf. VI. 74; VII. 166) 1419, Kamberg (L. conf. VII. 284), 1437 in Karmbercze (Rel. tab. II. 185), so dass der Name schon im Anfange des XV. Jahrhunderts čechisiert war.

Kališt bei Humpolec (P. 144, L. 62), čechische Gemeinde, soll im XIV. Jahrhunderte auch Schönfeld geheissen haben (Sedláček MS. 392); ich muss hier jedoch auf die Autorität Sedláčeks vertrauen, der vielleicht Quellen besass, die ich nicht benutzt habe, denn selbst habe ich nie beide Namen beieinander getroffen, der Name Kališt erhält sich in den mir bekannten Quellen ununterbrochen und den Namen Schönfeld in Časlauischen kann man, glaube ich, immer in dem noch

heute existierendem Dorf Schönfeld lokalisieren (P. 201). Es lässt sich aus den Konfirmationsbüchern zeigen, dass Kaliště von Schönfeld unterschieden ist:

1360	Kalist	(L. conf. I. 123,	Pfarrer	Theobald geht,	Gregor kommt
1361	Schonfeld	» I. 149	»	Cundram	
1361	Kaliszt	» 162	»	Gregor	» Wilhelm »
1363	Sonfeld	I. b 5	»	Nikolaus	
1364	Kaliscz	I. b 38	»	Wilhelm	» Adam »
1368	Schonfeld	» III.	»	Otik	

Fernere Belege: 1376 Kaliscz (L. cf. II. 52), 1383 Caliscz (ib. II. 154), 1407 Kalisscz, Calisscz (16 VI. 210, 226) 1410 Kalisscz (ib. VII., 12). — Schaller VI., 180, Kalischt II., Sommer XI., 94 Kalischt, Kalisst. Wenn also der Dorf auch vielleicht zeitweilig Schönfeld hiess, so hat es doch von altersher gleichzeitig auch einen čechischen Namen.

Kouřim. Gemeint ist nicht die Stadt Kouřim, sondern die ehemalige Burg bei Pilsen (L. 633, nicht bei P.), heute ein Berg und Dörfchen in čechischer Gegend. Auf dem Berge wurde zu Ende des XIV. Jahrhunderts eine Burg erbaut, deren Herr sich nur einmal 1404 Czrnyn de Rauchomperk (Lehenstafel XIV. 152) nennt. Bald nachher wurde die Burg zerstört und wird nie wieder erwähnt; 1462 nur der Berg: »cum monte dicto Kúřim« (Rel. tab. II. 62), 1465 der Wald Kúřim (Arch. č. III. 574). Die Form »Rauchenberg« kommt überhaupt nie vor, obwohl die Burg wohl ursprünglich so hiess; aber wer die Bedeutung des čechischen Namens kennt, der sieht, dass Kúřim der ursprüngliche altslavische Name ist und Rauchenberg ein Übersetzungsversuch.

Hermanitz bei Landskron (P. 175). Es ist bei der Menge gleichnamiger Orte nicht möglich ohne umfassende detaillierte Forschung alle vorhussitischen Belege dieses Namens zu klassifizieren. Die Ansiedlungen, um die es sich handelt, sind zwar čechische Dörfer mit deutscher Minorität; 1304 hiessen sie Hermansdorf inferior und superior (T. 9, 100.) Ich begnüge mich also mit einem späten, aber doch hinreichenden Beleg aus dem Jahre 1544 »Vrchní a Dolní Heřmanice« (LT. 44 F. 24); Schaller XI. 102: Deutsch oder Ober Hermanicz, Nieder Hermanicz.

Heřmaň bei Chotěboř (nicht Chobieborsch!) (L. 247, P. 213) čechisches Dorf: 1374 Hermans (L. conf. III. 5), 1409 de Herzman (L. conf. VI. 263), 1410 in Herzman (L. conf. VII. 6), 1414 in Herzmany = v Heřmani (L. conf. VII. 195), 1514 »městečka Heřmani (Rel. tab. I. 378).

Helkovic (P. 153, L. 942) bei Senftenberg ist das čechische Dorf Helvíkovice. Die alten Belege: 1292 Heruici villa, 1304 Heruigsdorf, 1358 Herwoczendorf (T. 2, 9, 100) bezeugen, dass das Dorf von deutschen Kolonisten begründet worden ist; aber dann wurde es čechisiert; 1495 verkauft Heinrich von Münsterberg sein Erbe . . . v Helvíkovicích (Rel. tab. II. 473).

Ebersdorf, Eberhartsdorf siehe oben S. 261.

Qualisch heisst čechisch Chvaleč und zwar seit Urzeiten: 1363-1417 Chwalcz (L. conf. I. b 49; II. 14, 140, 227) 1410 Chwalecz (ib. VII. 2). Nur einmal spät 1417, und nie wieder, finden wir die Bezeichnung Walcz alias Hertuigsperff (ib. VII. 247) und dann immer wieder Chvaleč, solange die Gemeinde nicht die Bevölkerung wechselt. Diese einzige und obendrein in beiden Sprachen falsche Einzeichnung weckt starken Verdacht, dass hier ein Irrtum vorliegt; aber auch wenn wir nichts als diesen einen Beleg kennten, so würde auch dieser bezeugen, dass neben dem deutschen Namen gleichzeitig auch eine čechische Bezeichnung galt.

Dobřejovic ist ein rein čechisches Dorf bei Prag, welches bis zum Jahre 1763 überhaupt nicht anders genannt wurde. Darüber schreibt Schaller X. 159: »Dieses Dorf hiess ehedem Dobrzegowicze bis auf den eben erwähnten Besitzer Grafen von Manderscheid, der diese alte Benennung mit der jetzigen — Manderscheid — verwechselt hat.« Sommer XII. 154: »Manderscheid . . . auch jetzt noch böhmisch Dobřejovic«. So lange die Herrschaft am Ruder war, lauteten allerdings auch die amtlichen Eintragungen Manderscheid; aber das Volk hat den aufgezwungenen Namen nie angenommen.

Černilov (nicht Čermilov!) (P. 137, L. 218) hiess im XIV. Jahrhundert Slakendorf: 1305 (Reg. II. 891), 1358 (L. conf. I. 64, 73, 104). Aber schon zu Anfang des XV. Jahrhundertes erlischt dieser Name — die deutschen Kolonisten waren wohl ausgestorben — und erscheint der čechische: 1404—1409 Czrnyelow (L. conf. VI. 119, 126, 258, 270), 1533 Černilov (LT. 42, G. 16). Der deutsche Name erhielt sich im Gedächtnis: Schaller XV. 249: Czernilow sonst Schackendorf. Die Gemeinde ist čechisch.

Dobrouč Horní (nicht Doubrouč!), Dietrichsbach — und es hätte hinzugefügt werden können Dobrouč Dolní, Liebenthal — hiessen so deutsch in den Jahren 1292—1358 und auch später. Aber die čechischen Namen kommen spätestens schon 1543 vor, Dobrouč Vrchní a Dolni (LT. 44, F. 24), 1622 Dolní Dobrouč, Horní Dobrouč (ib. 193, K. 21); die philologische Form würde beweisen, dass es altslavische Namen sind, die vielleicht zur Zeit der deutschen Kolonisation zurücktraten, aber wenigstens in der Überlieferung sich erhielten; ihre Entstehung im XV. Jahrhundert wäre ziemlich seltsam. Heute sind die Dörfer wieder deutsch.

Nový Hrad Kunraditzky (richtig Kunratický!) wurde 1412 von König Wenzel IV. auf dem Gute Kunratic erbaut. Der König gab ihm den Namen Wenzelstein, aber der fasste keine Wurzel, und allgemein wurde es Nový hrad genannt: 1419 na Novém hradě (Scriptores rerum bohem. III. (1829) S. 25), 1420 Nowy hrad (ib. 43) in Novo castro, na Novém hradě (Laurenz v. Březova, FRB. V. 345, 346 u. w.) Schon zu Anfang 1421 wurde die Burg verbrannt und der Name erlosch.

Orlík bei Brandeis (L. 440, P. 157) ist eine blosse Einschicht beim Dorfe Sudislav. Sie hiess nie »Goldenstein«, welcher Name in

Böhmen überhaupt nie erwähnt wird. Es ist eine blosse Vermutung Sedláčeks, dass hier eine Burg stand, welche vielleicht »Galdenstein« hiess (MS. 671). Die Vermutung Sedláčeks beruht bloss auf einer einzigen Urkunde von 1311, erlassen von Berta von Švábenic »in Horlico sine Saldensteyn« (Reg. III. 19). Saldenstein und Galdenstein sind zwei verschiedene Namen, aber auch wenn der Herausgeber der Regesten falsch gelesen hätte, so ist es keineswegs erwiesen, dass »in Horlico« Orlík ist; wir wissen nichts davon, dass die Švábenicer im Besitze der Brandeiser Gegend gewesen; es kann »in Horlico« auch nicht Orlík bei Humpolec sein, da dieses damals den Kreuzherren mit dem roten Sterne gehörte. Allein daran liegt für unsere Aufgabe gar nichts; schon aus dem blossen Zitat ist es klar, dass der čechische und deutsche Name gleichzeitig sind.

Matarov, Macharenhof ist ein weder bei P., noch in L., noch bei Sedláček angeführter Name und es bleibt nichts übrig als zu fragen, wo Hr. Sch. ihn gefunden hat.

Levín gibt es in Böhmen sechs und das siebente in Glatz. Da ihrer fünf in čechischer Gegend liegen, so meint der Verfasser wohl das heutige deutsche Levin im Leitmeritzer Kreise (P. 70, L. 14). Ich bitte ihn, mir zu zeigen, wann diese — oder eine andere — Gemeinde Lieben genannt wird? Und wenn sie so hiess, so hiess sie gleichzeitig čechisch: 1371 de Lewin (L. conf. II. 49), 1653 in der Heberolle, (Landesarchiv) Lewin, und unter den Bewohnern ist noch ein Kříž, Slavík, Klíma, Jirák, Pecka, Matouš u. a. Schaller V. 284: Lewin.

Das Lipec, welches Hr. Sch. meint, würden wir heute in Böhmen vergebens suchen. Es belehrt uns wieder Sedláček (MS. 545), welcher auch die richtige altdeutsche Form Lupharzgrün, Liebhartsgrün angibt und vermutet, dass es das heutige Leopoldshammer bei Hertenberg (P. 416) ist; in dieser Gegend wird 1523 lediglich ein Hammerwerk Lipec erwähnt.

Sonderbar, uns Čechen wird vorgeworfen, dass das alte Burglein, Burglin heute auf deutsch Pürglitz heisst! Haben es etwa die Čechen so benannt? Jeder, der auch nur halbwegs die böhmische Geschichte kennt, weiss, dass es die deutsche Übersetzung des čechischen Namens Hrádek Křivoklát ist, die im XIII. Jahrhundert aufkommt, während wir den čechischen Namen schon beim alten Kosmas zum J. 1110 finden: reaedificato firmissimo castro Krivoklat (Lesearten: Krzivoplat, Krziwoplat, Kriuoklat; FRB. II. 171).

Huntířov Günthersdorf s. oben S. 262.

Krchleby bei Čáslau (L. 14), čechisches Dorf, hiess allerdings z. B. 1385 Kyrchlems (L. conf. III. 172) und anderswo Kirchleins; aber bedenken wir, dass in der erzbischöflichen Kanzlei auch Deutsche sassen, welche dieses Wort schwer aussprechen konnten, so wird man nicht behaupten, dass diese deutsche (teilweise auch undeutsche) Form die einzig berechtigte und gültige ist, da man einmal den Namen Krchleby nur aus dem Altčechischen erklären kann, dann auch noch ein Dorf dieses Namens in Böhmen ist, und wir endlich von demselben Krchleby noch andere Belege haben: 1271 Kirochleb.

(Reg. II. 1179), 1273 Kirchlebs (ib. 341), 1410 v Krchlebiech (Rel. tab. II. 68), 1462 v Krchlebích (ib. 315).

Dass Kozohlody (L. 105, P. 187), ein čechisches Dorf bei Čáslau, im XIV. Jahrhunderte auch Ratmersdorf hiess, daran herrscht kein Zweifel (obwohl wir auch im Kouřimischen ein Ratměřice haben; es lässt sich durch die Namen der Patrone und Pfarrer belegen. Aber während der deutsche Name in den Konfirmationsbüchern nur einmal, 1364, erscheint (L. conf. I. b 46), gibt es darin genügende Belege auch für den čechischen Namen: 1363 in Kozyehlod (ib. 29), 1390 Kozohled (ib. V. 250), 1405 in Kozohlo'd (ib. XI. 146). Zum mindesten waren also beide Namen im XIV. Jahrhundert wenigstens gleichberechtigt, und der deutsche erlosch bald darnach.

Tlumatschau, čechisch Tlumačov im Böhmerwalde (L. 128, P. 376), heisst so schon bei Schaller XII. 67. Die altdeutsche Bezeichnung war allerdings Tuntschendorf. Allein schon 1261 erscheint Zasith de Tlumachov (Reg. II. 125); eine andere Gemeinde dieses Namens gibt es in Böhmen nicht. Aber auch 1585 lesen wir Tlumačovo (LT. 138 M. 3) und noch 1697 Tlumačov (Hrady a zám. XI. 72).

Kerhartice bei Adler-Brandeis (P. 156 L. 438). Die Form Gerharts habe ich nicht gefunden, obwohl ich ihre Möglichkeit nicht bestreite; dafür Gerhardsdorf und Gerhartsdorf 1304 (Reg. II. 1023, 867). In der nachhussitischen Zeit ist das Dorf čechisch wie heute: 1544 Kerhartice (LT. 44 F. 24).

Schüttařen im Pilsner Kreis (P. 388) heisst čechisch Štítary (d. i. Schildmacher). Im XIII. und XIV Jahrhundert wird es mit verschiedenen deutschen Varianten angeführt: Syltar (1371 L. conf. II. 56) 1416 Siltarz (ib. VII. 206), aber gleichzeitig haben wir auch die ursprüngliche alte Form: 1378 in Stitar (Tadra, Acta consistorii I. 256), 1403 in Stytar (ib. IV. 249), 1404 in Sczitar (ib. 307).

Štampach bei Elbogen (P. 417, L. 164) hiess niemals Sternbach, sondern Steinbach; wohl ein Druckfehler. Der Name wurde čechisiert nach dem Geschlecht der Stampachs, welches schon im XV. Jahrhundert sich selber so schrieb, z. B. 1487 »Krištof Štampach ze Štampachu« (Rel. tab. II. 422).

Šotnov existiert heute nicht! Aus Sedláčeks MS. 867 erfahren wir, dass es einmal ein Hof bei Kolín war, ursprünglich Schottenhof genannt, seit den Hussitenkriegen Šotnov. Seit dem dreissigjährigen Kriege nicht erwähnt.

Šimonov ist ein čechisches Dorf. Die deutsche Bezeichnung Kellersdorf habe ich vor dem XVII. Jahrhundert nicht gefunden, nur die čechische. Noch 1623 Šimonov (LT. 176, G. 23), erst 1653 Kellersdorff, 1679 Kollersdorf (Heberolle, Landesarchiv) Schaller VI. 147: Kellersdorf, Rzimanow oder Schimanau.

Ossegg, čechisch Osek. Orte dieses Namens gibt es in Böhmen mindestens 14; schon dadurch wird das höhere Alter des slavischen Namens wahrscheinlich (und nur im Slavischen gibt er einen Sinn). Ferner ist bei dem gemeinten Orte, Osek am Riesengebirge (L 148), Kloster, Gemeinde, Burg zu unterscheiden. Nur die Burg erhielt vom

Begründer im XIII. Jahrhundert den zweiten Namen Riesenburk, aber der Name Osek erlosch darum nicht: 1291 Boress de Ossek (Rel. tab. I. 3), 1413 Boreš z Oseka (Arch. čes. IV. 237), 1416 Boreš z Oseka starší, řečený Hrabě (ib. III. 279). Das Kloster hiess vom Anbeginn nur Osek (seit 1203; Belege in den Regesten, s. d. Register) und ebenso die Gemeinde.

Pěšic bei Chroustovic, čechisches Dorf, auch Pušice (P. 172). Schon 1226 wird Služek von Pušic erwähnt (Reg. I. 328) und die čechische Bezeichnung lesen wir in allen Belegen bis auf unsere Zeit. Nur einmal 1386 in der Eintragung der Pfarre von Morašic kommt der Name Gansdorf vor. (Hrady I. 97, 99).

Přítoka bei Kuttenberg (P. 188) wird nur čechisch bezeichnet, schon 1131 Pretoci (Reg. I. 96), 1249—50, Prethoca (Reg. I. 570, 578); erst später und nur bis zu den Hussitenkriegen heisst es auch Pfaffendorf (Sedláček, M. S. 736).

Oberředic, eigentlich das čechische Dorf Horní Ředice bei Holic (P. 168, L. 568), war im XIV. Jahrhundert eine deutsche Kolonie und hiess damals 1336-1390 Hermansdorf (Reg. IV. 119, L. conf. V. 33, 103). Aber schon 1417 erscheint der čechische Name in Rziedczicz (L. VII. 221); es ist zwar abweichend vom gegenwärtigen, allein ein anderes Dorf ähnlichen Namens gibt es auf dem Territorium der ehemaligen Leitomischler Diöcese nicht. 1507 v Ředicích (LTB. 7). Die deutsche Benennung war damals schon vergessen.

Šebín ist bloss eine seit dem XVI. Jahrhunderte zerstörte Burg bei Libochovic, im čechischen Sprachgebiet. Schon 1289 lesen wir Sebin (Reg. II. 1289) und so in ferneren Belegen; es ist eine blosse Hypothese Sedláčeks, dass die Burg in älterer Zeit neben Šebín auch Riesenberg geheissen (M. S. 860).

Světce (nicht Svěce!) soll sich auf ein heutiges čechisches Dorf bei Deštná (Deschna) im Táborer Kreis (P. 297) beziehen; über dieses belehrt uns wieder Sedláček (M. S. 852) aus dem Dresdner Archiv zum Jahre 1255, dass man es damals auf deutsch Heiligen nannte, lateinisch Ad Sanctum. Im XV. Jahrhundert jedoch gilt nur der čechische Name; 1486 v Světci (Arch. č. X 364, 366).

Světlice bei Humpolec (P. 198) hiess ähnlich zur Zeit seiner Gründung um 1252 Lichtenfeld und war deutsch, später wurde es čechisch. Zufällig habe ich nur einen späten Beleg, aber er genügt: 1588 Světlice (LT. 24. H. 24.)

Stráž, früher auch čechisch Wartenberg (vgl. Sedláček 836 »čechisch seit dem XV. Jahrhunderte Vartemberk«). Es ist schwer, zu erraten, was Hr. Sch. eigentlich rügt. In Böhmen gibt es Stráž und Stražiště zum mindesten 30, sämtlich zu altslavischer Zeit begründet. Dass die Stelle, wo später Burg und Stadt Wartenberg erbaut wurden, Stráž hiess, ist zweifellos, denn beide Namen kommen gleich neben einander vor: 1305 pan Jan ze Stráže (Dalimil, FRB. III. 204), 1306 Jana Wartenberského; Jana Strażského, Jan von Straznitz (ib. 208), 1309 Jan z Stráže, Jan von der Straze (ib. 220), Jan von der

Straze, von der Strasse (ib. 296), 1316 Johannes de Strazss (Neplach, FRB. 479). Heute sagt man allgemein Vartmberk.

Noch über eine fernere Gruppe angeblich willkürlich čechisierter Namen einige Worte:

Sonnenberg ist allerdings in Žumberk verändert, aber wann? Schon im XIV. Jahrhundert (neben der originalen Form): 1318 de Zunberg (Rel. L. 53), 1406 in Zumberk (L. conf. VI. 169), 1417 in Zumberg (ib. VII. 54).

Unterreichenstein verwandelte sich in Dolní Rejštejn (nicht Dolny Rajštajn). Die Gemeinde heisst eigentlich Reichenstein und »Unter« ist ein blosses Attribut, wodurch sie sich vom benachbarten Berg-Reichenstein unterschied. Da es kein Oberreichenstein gibt, so scheint es sogar, dass das Attribut »Unter« im Deutschen durch Missverständnis als Gegensatz zu der čechischen Bezeichnung Horní (-Berg) entstanden sei, zur Bergstadt Hory Kašperské, wie Berg-Reichenstein čechisch heisst. Im XV. Jahrhundert nannte man die Stadt Raichštainec und im XVI. Jahrhundert allgemein Rejštejn (Sedláček M. S. 760), heute freilich ist die Gemeinde deutsch.

Langenbruck am Jeschken ist ein neues Dorf, etwa im XVI. Jahrhundert gegründet auf der Herrschaft der Burg Friedstein, als Dlouhý most, wie es im Urbar 1567 auf Schloss Sychrov heisst.

Algersdorf (P 69, L 114) im Leitmeritzischen ist das čechische Helkeřice, Valkeřice; die čechische Bezeichnung ist heute allerdings nur akademisch, da die Gemeinde im deutschen Sprachgebiete liegt. Aber sie ist nicht willkürlich neu erfunden: 1363 Elgericz, de Helkerzycz (L. conf. I. b. 16, 46) 1370 de Elgerzicz (ib. II. 28), neben 1379 Elgersdorff (ib. II. 73), 1622 Velkořice (Bílek, Dějiny konfiskací 291 = Gesch. d. Konfiskationen in Böhmen), 1653 Welkaržicze (Heberolle im Landesarchiv).

Kunzwarte, Kuschwarda (P 358) ist eine Burg, nach der das Dorf in ihrem Weichbild genannt wurde. Čechisch sagte man auch Kunžwart oder Kynžwart und dazu gibt es einen Beleg, mindestens vom J. 1553: zámek pustý Kynžvart (LT 10 K 19). Aber čechisch sagt man auch Kušvarda wie deutsch.

Friedland wird in čechischen Büchern nie »Frytland« geschrieben, höchstens Frýdlant, und das ist nichts anderes als der mit čechischer Orthographie phonetisch geschriebene deutsche Name. Und wenn nicht einmal das gestattet ist, warum Tábor-Tabor?

Über Petřwald und Freistadt will ich hier nicht entscheiden (gab es nicht in Mähren ein Geschlecht der Petřwaldský von Petřwald?), da es sich um Čechisierungen in Böhmen handelt, und ebenso hat wohl wenig Bezug auf Böhmen, was mit ursprünglich altdeutschen Namen in Kroatien oder Südtirol geschieht.

Durch ein Versehen, wie ich glaube, hat sich in den Artikel der Absatz geschlichen, in dem Hr. Sch. über die Magyarisierung der deutschen Städte in Ungarn durch blosses Ministerialdiktat klagt; er führt unmittelbar darauf an, dass in Mähren 1902 die Gemeinde Přívoz es durchgesetzt hat, dass ihr Name amtlich in Oderfurt verändert

wurde, und dass in Preussisch-Schlesien unlängst 40 Dörfer und die Stadt Inowraclav ihre polnischen Namen verdeutscht haben — ist das vielleicht ein Argument Hr. Sch. gegen die willkürliche Čechisierung der deutschen Namen?

Der Mann ist uns ein kostbares Gefäss,
Das wicht'ge Dinge einschliesst — fand man viel?

Für die amtliche Čechisierung deutscher Ortsnamen — er sagt nie wann, und folglich muss jeder nach dem Anfange des Artikels schliessen, dass es in den letzten Jahrzehnten geschehen sei*) — hat Hr. Sch. 78 Belege gesammelt, ohne jegliche Angabe des Datums, der Gegend, des Sprachgebietes.

Von diesen habe ich ihm in 11 Fällen mehr minder eine Berechtigung zur Beschwerde zugestanden.

In 5 Fällen ist seine Behauptung unbelegt, da die deutschen Namen in den authentischen Verzeichnissen und Landkarten fortgebraucht werden.

In 57 Fällen wurde eine alte čechische Bezeichnung belegt (bei 2 schon im XII. Jahrhunderte, bei 6 im XIII., bei 20 im XIV., bei 18 im XV., bei 8 wenigstens im XVI.), 1 Ort ist überhaupt nicht aufzufinden, 1 Hof ist schon im XVI. Jahrhundert veschwunden, 2 čechische Dörfer haben deutsche Namen erst im XVII. Jahrhundert erhalten, 1 im XVIII. Dabei ist zu bemerken, dass von diesen letzteren Ortschaften 34 seit dem XV. Jahrhundert čechische Gemeinden sind, 7 blosse Burgen (davon 5 in čechischer Gegend), die bis auf 1 schon seit dem XVI. Jahrhunderte öde liegen, so dass bei 2 auch die Namen längst vergessen sind, und dass dabei in 18 Fällen im Artikel eine offenbare Verdrehung der Tatsachen zu konstatieren ist, da die čechische Bezeichnung ursprünglicher und älter, ja in einigen Fällen von altersher ausschliesslich üblich ist; ferner erinnere ich an die blossen Vermutungen, die als tatsächliche Beweise genommen werden, an die topographischen Irrtümer, unrichtigen Angaben čechischer und deutscher Namen u. ä.

Was ist das für eine Wahrheit, die zu 85% auf solchen Grundlagen beruht?

---

*) So fassten es tatsächlich die deutschen Zeitungen auf, die Bohemia Nr. 276 verlangte geradezu die »Streichung solcher willkürlich erfundenen Ortsnahmen« (sic! offenbar meint der Autor, dass die Čechen den Deutschen die Orte wegnehmen), ohne zu ahnen, wie viele von Schacherls Namen die Zeit längst gestrichen hat.

VERZEICHNIS

der im Text benützten Abkürzungen der Quellen und Literatur.

KT., Der sogenannte theresianische Kataster im Landesarchiv.

P., Palacký Fr., Popis království Českého . . . dle popisu 1843 vykonaného, Praha 1848 (Beschreibung des Königreichs Böhmen . . nach der 1843 vorgenommenen Konskription. Prag 1848).

L. conf., Libri confirmationum ad beneficia ecclesiastica Pragensem per archidioecesim. I.—X. Ed. Tingl et Emler.

L., Ortslexikon für die im Reichsrate vertretenen Königreiche u. Länder XI. Böhmen. Wien 1904.
LT., Landtafeln des Königreichs Böhmen.
Schaller, Topographie des Königreichs Böhmen . . . von Jaroslaus Schaller. I.—XVI. Prag und Wien 1787—1790.
Sommer Joh. Gottf., Das Königreich Böhmen, statistisch-topographisch dargestellt. Band I—XVI. Prag 1833—1849.
Pangerl Math. D., Urkundenbuch des Cisterc. Stiftes zu Hohenfurt. Fontes rerum Austriacarum XXIII.
Klimesch, Urkunden und Regesten zur Geschichte des Gutes Poreschin im XIV. u. XV. Jahrhunderte. Prag 1889. Abhandl. der k. böhm. Gesellschaft der Wissenschaften VII. 3. Band.
Reg., Regesta diplomatica nec non epistolaria Bohemiae et Moraviae. Ed. Erben et Emler. I.—IV. Prag 1855—92.
Truhlář Jos., Registrum bonorum Rosenbergicorum anno 1379 compilatum. Pr. 1880. Abh. d. k. b. G. d. W. VI. 10.
Mareš, Popravčí kniha pánů z Rožmberka. (Hinrichtungsbuch der Rosenberge) Pr. 1878. Abh. d. k. b. G. d. W. IX. 1.
Jireček Herm., Vzdělání a osazení pomezního hvozdu českého. (Die Kultivierung und Besetzung des böhmischen Grenzwaldes.) Pr. 1884. Abhandlung d. k. b. G. d. W. VI. 12.
Arch. č., Archiv český, čili staré písemné památky české i moravské. (Böhmisches Archiv, oder alte schriftliche Denkmäler von Böhmen u. Mähren.) Her. Palacký, jetzt Kalousek. Bd. I—XXVII. Prag 1840—1906.
CDM., Codex diplomatarius Moraviae.
Rel. tab., Reliquiae tabularum terrae regni Bohemiae anno 1541 igne consumptarum I. II. Ed. Emler. Pr. 1871—78.
T., Tadra, Listy kláštera Zbraslavského. (Urkundenbuch des Stiftes Königsaal.) Pr. 1904.
Acta cons., Tadra, Acta iudiciaria consistorii Pragensis 1374—1424. I.—VII. Pr. 1893—1901.
MS., Sedláček August, Úplný místopisný slovník král. Českého. II. Část historická. (Vollständiges topograph. Lexikon des Königreiches Böhmen. II. Historische Abteilung. Pr., noch im Erscheinen begriffen).
FRB., Fontes rerum bohemicarum.
Hrady, Sedláček August, Hrady, zámky a tvrze království českého. (Burgen und Schlösser d. Kgr. Böhmen) I.—XIII. Pr. 1882—1906.

Auf dem Wege ins Herrenhaus.

Drei politische Ereignisse haben die Öffentlichkeit in letzterer Zeit anhaltend beschäftigt und beschäftigen sie zum Teile noch: die Beschliessung der Wahlreform seitens des Abgeordnetenhauses, das Verhalten des Herrenhauses in dieser Frage und der Ausfall der Landtagswahlen in Mähren.

Zu dem, was an dieser Stelle über die Wahlreform gesagt worden, ist wenig nachzutragen. Das österreichische Abgeordnetenhaus hat sich der Bedeutung der geplanten Änderung der Wahlgesetze nicht zu verschliessen vermocht, in seiner übergrossen Majorität hat es der Vorlage zugestimmt und sie zur Genehmigung dem Herrenhause abgetreten. Die Minorität, die gegen das Gesetz gestimmt hat, bestand allemal aus Grossgrundbesitzern allerlei politischen Bekenntnisses und den Hypernationalen rechts und links, wobei doch bemerkt werden

muss, dass sich die čechischen Radikalen zu ihrem »Nein« kaum entschlossen hätten, wäre es bei den Abstimmungen auf ihre Stimmen angekommen. Denn dort, wo es wirklich kritisch war, haben sie mit den Wahlrechtsfreunden votiert, z. B. bei der Abstimmung über den Pluralitätsantrag Tollinger.

Dass es im Verlaufe der Verhandlungen des Abgeordnetenhauses nicht ohne Gefahren abging, ist kaum zu verwundern. Die beschlossene Wahlreform bedeutet immerhin eine so gründliche Umwälzung aller politischen Verhältnisse, dass man eigentlich mit dem Verlauf dieser nun genau einjährigen Aktion ganz zufrieden sein kann; nicht überall ist die Einführung des allgemeinen gleichen Wahlrechtes durch Konferenzen und Beratungen erreicht worden. Die Feinde der Reform haben natürlich jeden Anlass benützt, um dem verhassten Reformwerke ein Bein zu stellen, aber vergeblich: zu den wahren Freunden der Wahlreform gesellten sich schliesslich die nicht fanatischen, ruhigen Gegner, die eine weitere Opposition für vergeblich ansahen und sich ins Unvermeidliche fügten. Der wichtigste Vorstoss der Gegner wurde bei der prinzipiellen Frage der Gleichheit des Wahlrechtes unternommen, die Pluralitätswahl in Antrag gebracht. Dieser Versuch das allgemeine gleiche Wahlrecht zu verfälschen, wurde wohl im Abgeordnetenhause mit 201 gegen 143 Stimmen abgewehrt, aber dennoch bleibt er vorläufig auf der Tagesordnung des Reichsrates. Der abgelehnten Pluralität hat sich liebevoll das Herrenhaus angenommen. Just in den Tagen, die den Beratungen über den Pluralitätsantrag des Abg. Tollinger im Abgeordnetenhause gewidmet waren, hielten alle drei Parteien des Herrenhauses Besprechungen über die zur Wahlreform einzunehmende Haltung ab und kaum war das Stimmenverhältnis bei der Abstimmung über den Antrag Tollinger bekannt, kam auch schon aus den Konferenzzimmern der Pairs die Meldung, das hohe Herrenhaus werde nunmehr das Pluralitätswahlrecht auf seine Fahne schreiben und mit dieser Losung gegen die Wahlreform zu Felde ziehen.

Man sollte meinen, es sei an der Haltung des Herrenhauses eigentlich nichts Merkwürdiges, da doch die Freunde der Majorität des Oberhauses im Abgeordnetenhause, die Grossgrundbesitzer, die feindliche Haltung des ersteren voraussehen liessen. Und doch. Es besteht ja doch zwischen den Abgeordneten des grossen Grundbesitzes und ihren Freunden und Verwandten in der Pairskammer ein gewaltiger Unterschied. Wenn sich Excellenz Stürgkh und Sylva Tarouca gegen die neue Zusammensetzung des Hauses, dem sie jetzt angehören und eventuell wieder und zwar solange angehört hätten, bis sie ein glücklicheres Schicksal in das bessere Jenseits des Herrenhauses abberufen hätte, widersetzen, so ist dagegen kein Einwand zu erheben. Das ist ihr gutes Recht, und sobald sie für unsere Zeit kein besseres Verständnis zeigen, an Vorrechten und Privilegien festhalten zu müssen glauben, auch ihre Pflicht, wobei gleich bemerkt werden soll, dass Graf Sylva Tarouca unendlich einsichtsvoller sich erwies als der ehemalige, liberale (!) Hofrat im Unterrichtsministerium Graf Stürgkh. Die

Herren sind schliesslich gewählte Abgeordnete, Deputierte einer Klasse der Bevölkerung, aus deren Händen sie den Auftrag erhalten haben, ihre Interessen zu vertreten. Dass sie die Positionen, die sie bisher im Volkshause innehatten, nicht ohne Kampf aufgeben wollen, ist ja menschlich, allzu menschlich, also begreiflich. Aber dass eine Gesellschaft von alten Herren, die von der Gnade des Monarchen Sitz und Stimme in einem gesetzgebenden Körper haben, der nie einen Körper hatte, gegen die Modernisierung des Volkshauses, der wirklichen gesetzgebenden Körperschaft auftreten, ist kaum zu begreifen. Man hätte in einer Zeit, die allem eher günstig ist, als Herrenhäusern, viel leichter verstanden, wenn sich dieses Oberhaus selbst dann dem Abgeordnetenhause zur Seite gestellt hätte, wenn das allgemeine gleiche Wahlrecht von der Bevölkerung verlangt, vom Abgeordnetenhause bewilligt, der Regierung und Krone abgetrotzt, abgerungen hätte werden müssen. Selbst dann hätte man eine solche Haltung vom Herrenhause erwarten können und dürfen, weil sie einfach der Situation entsprochen hätte und der vom Herrenhause sich selbst vindizierten Mission: in erster Reihe der Dynastie und dem Reiche zu dienen! Statt dessen sehen wir ein ganz anderes Bild. Eine wahrhaft staatsmännische Auffassung der Situation der Weltpolitik im Allgemeinen, der österreichischen insbesondere, hat im Vorjahre Regierung und Krone veranlasst, der Einführung des allgemeinen gleichen Wahlrechts keine Hindernisse mehr in den Weg zu legen, ja noch mehr, diese Änderung der bestehenden Wahlordnung direkt zu patronisieren, zu fördern — und nun kommen die im Dienste von Staat und Thron ergrauten Pairs und stellen sich den Patronen und Förderern der Wahlrechtsaktion entgegen, weil sie angeblich das allgemeine gleiche Wahlrecht als eine Gefahr für Staat und Thron ansehen. Nun ist es tatsächlich ebenso schwierig wie überflüssig mit Männern, wie Franz Thun, Karl Schwarzenberg, Karl Mattuš und Ernst Plener, darüber zu rechten, ob auch schon für Österreich die Zeit gekommen ist, in die Reihe der modernen Staaten langsam einzurücken — das sind nicht die Männer, die man überzeugen könnte. Wenn das Herrenhaus nicht das Verständnis für die Notwendigkeit der Wahlrechtsänderung aufbringt, für die Tatsache, dass das vor zwei Jahren total unbrauchbare österreichische Parlament ein aus dem Einvernehmen fast aller Parteien, jedenfalls aber der Deutschen und Čechen, hervorgegangenes Gesetz mit Zweidrittelmajorität angenommen hat — dann ist dem Herrenhaus nicht zu helfen. Dann bleibt nur eine Vermutung übrig. Das Gros des Herrenhauses fürchtet ein echtes Volkshaus, nicht in banger pflichtgemässer Sorge um Staat und Thron, sondern weil es um seine eigene Existenz besorgt ist. Das Herrenhaus und seine Führer fürchten vielleicht, es würden in das neue Haus junge, unerfahrene Menschen einziehen, welche neugierig, wie sie schon manchmal zu sein pflegen, diese »Jungen«, die Frage stellen könnten: Wozu ist denn eigentlich dieses Herrenhaus da? Woher sein Recht die legitimen Vertreter des Volkes zu überprüfen und zu kontrollieren? Ist das Herrenhaus neben einem auf Grund des allgemeinen gleichen Wahlrechts gewählten Hause

überhaupt noch am Platze? Solche und ähnliche Fragen fürchtet offenbar das Herrenhaus. Um sich vor der Verlegenheit zu bewahren, in die es durch eine solche unzeitgemässe Fragestellung kommen müsste, verwirft das Herrenhaus die Wahlreform. Eine meisterische Auseinandersetzung ist mit diesem Hause denn auch gar nicht möglich, und da die »Vertreter des Herrenhauses im Abgeordnetenhause« die Mitglieder der Grossgrundbesitzerkurie ohnedies bereits alle Argumente gegen die Wahlreform verbraucht haben, hat man allenthalben die Frage der Berechtigung der Stellungnahme des Herrenhauses in Beratung gezogen.

Die Regierung hat wiederholt, zuletzt am 28. November 1906 ihre Stellung zur Wahlreform klar und deutlich präzisiert: »wer heute die Wahlreform ins Schwanken bringt, rührt an das Schicksal dieses Reiches, dessen Los sich auf das engste mit jenem der Wahlreform verknüpft und verwoben hat« sagte Ministerpräsident Baron Beck. Über die Haltung des Kabinetts konnte demnach das Herrenhaus nicht im Zweifel sein. Aber nicht einmal die Krone liess es im Ungewissen. Seitdem Baron Gautsch die Wahlreformvorlage im Hause eingebracht, hat der Kaiser wiederholt sich für das allgemeine Wahlrecht ausgesprochen, die Aktion für die Vorlage wiederholt gefördert. Der Monarch hat es nicht unterlassen, dem Herrenhause seine Stellungnahme zur Wahlreform bekannt zu geben, viel öfter als alle übrigen Kreise haben die meisten Mitglieder des Herrenhauses Gelegenheit, über Ansichten und Willensmeinungen des Kaisers informiert zu sein. Und doch die Opposition, doch der Widerstand?

Man müsste recht weit und ins Ungewisse ausholen, wollte man nach Gründen für dieses Vorgehen der Pairs forschen. Wir wollen denn auch nicht näher auf die Märchen eingehen, die in dieser Beziehung in Umlauf gesetzt wurden. Nur zwei Dinge wollen wir hier erwähnen: bei allen wichtigen Aktionen wird in den letzten Jahren mit Vorliebe die Person des Thronfolgers in den Vordergrund gestellt und ihm eine besondere Rolle zugeschrieben. Auch diesmal haben vorwiegend aristokratische Kreise die Meldung verbreitet, der Erzherzog Franz Ferdinand sei ein Gegner des allgemeinen gleichen Wahlrechts. Und diesem Umstande sei teilweise der Widerstand der Hochtorys gegen die Wahlreform zuzuschreiben. Diese Meldung kann natürlich nicht auf ihre Richtigkeit geprüft werden, weil der Erzherzog es begreiflicherweise vermeidet seine politischen Ansichten an die Öffentlichkeit gelangen zu lassen. Aber selbst wenn man schon annehmen wollte, dass sich der Erzherzog — ganz gegen seine bisherigen Gewohnheiten — im Gegensatze zu den klerikalen Parteien Österreichs, die alle Anhänger der Wahlreform sind, befände, so kann dies heute kein ausschlaggebender Grund für die Stellungnahmen politischer Parteien, am wenigsten aber für die des Herrenhauses sein. Erzherzog Franz Ferdinand ist heute politisch immer noch Privatmann, nur in militaribus Funktionär, und bei den herrschenden Hoftraditionen dem Willen des Monarchen vollständig unterworfen. Es kann kaum bezweifelt werden, dass der Thronfolger im Herrenhause, dessen Mitglied er als Erzherzog

ist, gegen die Pluralität votieren wird, wenn es der Wunsch des Kaisers wäre. Der Erzherzog würde hiebei jene Stellung einnehmen, die der Kaiser vom Herrenhause erwartet. Seit jeher haben sich bei allen mehr oder minder festlichen Anlässen die Redner des Oberhauses stolz darauf berufen, dass im Herrenhause Hofpolitik d. h. die Politik des Kaisers gemacht wird, gemacht werden müsse. Und gerade diesmal, wo der Kaiser seine Politik mit der der überwältigenden Majorität der Bevölkerung identifiziert, machen die Herren — Adelspolitik?! Wäre der Gedanke nicht zu absurd bei näherer Kenntnis von Personen und Traditionen, man müsste annehmen, die hohen Herrschaften wollen es den magyariscben Standesgenossen nachtun, denn zugleich mit der Pluralitätswahlpolitik greifen sie nach einem numerus clausus für das Herrenhaus und wollen damit ein Herrscherrecht annullieren, ein Recht, das zu den wesentlichsten Bestandteilen des Systems des Herrenhauses gehört. Denn es ist ja klar, dass der jeweilige Herrscher in dem Herrenhaus, dadurch dass er es ernennt, ein Organ für seine Tendenzen erblicken und die Möglichkeit besitzen will, im Herrenhaus auch dann seinen Willen durchzusetzen, wenn ein Teil desselben widerspenstig wird. Will das Herrenhaus dem Monarchen dieses Recht entziehen, so rüttelt es an seiner eigenen Existenz.*)

Noch ist das letzte Wort nicht gesprochen. Es ist nicht möglich, es klingt unglaublich, dass die Schwarzenberge, Fürstenberge, Thune, Schönborne, Chotek, gegen den entschieden ausgesprochenen Willen des Kaisers fest bleiben usque ad finem. Weil sie die Unmöglichkeit des Festbleibens bei sich einsehen, spekulieren die hohen Herrschaften, wie es scheint, auf eine Umkehr an allerhöchster Stelle; sie haben, bevor sie zu dem Delegationscercle in Budapest fuhren, die Meldung lancieren lassen, der Kaiser habe sich für die Idee des Pluralwahlrechts sowohl in Österreich, als auch in Ungarn bereits gewinnen lassen. Die Budapester Cerclegespräche haben sie wohl inzwischen überzeugt, dass diesmal auf eine Gesinnungsänderung nicht zu rechnen ist, und dass der Kaiser einmal von der Notwendigkeit, das allgemeine gleiche Wahlrecht einzuführen überzeugt, von seinem Entschlusse nicht ablassen wird. Die Pairs stellen sich zwar andauernd nackensteif und fest, verlautbaren das Pluralitätsrecht unbedingt der Wahlreform einzuverleiben und es dürfte daher der Krone nichts anderes übrig bleiben, als den Herren zwei Lehren gleichzeitig zu erteilen: dass sich die Herren im Herrenhause nicht gegen Volk und Dynastie auf die Hinterfüsse stellen dürfen und dass es keinen numerus clausus für das Oberhaus geben wird — durch einen ausgiebigen Pairsschub. Das Herrenhaus wird diesmal seinen Willen nicht durchsetzen — die Wahlreform muss und wird gemacht werden! *F. H.*

---

*) Es ist vielleicht nicht überflüssig, zu bemerken, dass der Verfasser hier in niemandes als seinem eigenen Namen spricht. Anm. d. Red.

BESPRECHUNGEN.

Truhlářs Handschriftenkataloge der Prager Universitätsbibliothek.

Seit dem Jahre 1905 sind der Gelehrtenwelt zwei wichtige Werke auf dem Gebiete des böhmischen Bibliothekswesens geschenkt worden. Es sind dies: »Catalogus codicum manu scriptorum latinorum, qui in c. r. bibliotheca publica atque universitatis Pragensis asservantur« (2 Bände) und »Katalog českých rukopisů c. k. veřejné a universitní knihovny pražské« (»Katalog der čechischen Handschriften der k. k. Prager öffentlichen und Universitätsbibliothek«). Beide Werke sind der erste gelungene Erfolg der grossen Reform, die im Jahre 1896 in der Prager Universitätsbibliothek vorgenommen wurde, und beide haben zum Verfasser einen und denselben Forscher, den Kustos dieser Bibliothek Jos. Truhlář. Sehr häufig war von čechischen wie von deutschen Gelehrten auf das dringende Bedürfnis nach einem wissenschaftlichen Katalog der in der Universitätsbibliothek befindlichen Handschriften hingewiesen worden. Einer der ersten, die auf wissenschaftliche Katalogiesierung des reichen handschriftlichen Materials drangen, war der frühere Bibliothekar Hanslik; den gleichen Wunsch wie Hanslik hatte im Jahre 1886 J. Goll in Masaryks »Athenaeum« ausgesprochen. Erst elf Jahre nach der von Goll gegebenen Anregung ist es dann zur Erfüllung des so lange gefühlten Bedürfnisses gekommen. Im Jahre 1897 wurde Jos. Truhlář vom k. k. Unterrichtsministerium mit der Katalogisierung der Handschriften der Universitätsbibliothek betraut. Schon im Jahre 1905 legte der gründliche Forscher den ersten Band des Kataloges der lateinischen Handschriften vor, im Jahre 1906 folgte der zweite Band und noch in demselben Jahre erschien Truhlářs Katalog der čechischen Handschriften.

Der Katalog der lateinischen Handschriften ist lateinisch geschrieben und enthält eine Beschreibung aller Handschriften, die sich grösstenteils in den ersten fünfzehn Abteilungen der handschriftlichen Sammlung der Prager Universitätsbibliothek befinden. Der Katalog der čechischen Handschriften beschreibt grösstenteils die Handschriften der siebzehnten Abteilung. Die Katalogisierung der deutschen Handschriften ist einem anderen Bearbeiter und einem späteren Zeitpunkte vorbehalten. Zur vollständigen Beschreibung aller handschriftlichen Bestände der Prager Universitätsbibliothek wird dann nur noch die Beschreibung der orientalischen Handschriften (Abteilung 18) fehlen. Die neue Katalogisierung der zahlreichen Urkunden wurde vor kurzem von Kustos

F. Tadra in Angriff genommen. Der zweibändige Katalog der lateinischen Handschriften enthält 2830, der Katalog der čechischen Handschriften 432 Nummern. Ausser den gründlichen Namen- und Sachregistern umfasst jedes Werk ausführliche Tabellen, die über die Provenienz der Handschriften, über ihre künstlerische Ausstattung u. s. w. Auskunft geben. Das Vorwort des Kataloges der lateinischen Handschriften bietet eine Geschichte der handschriftlichen Abteilung der Prager Universitätsbibliothek. Das Vorwort zum Kataloge der čechischen Handschriften bildet zu dieser Geschichte eine Ergänzung. Beide Vorreden lehren uns sehr viel Neues. Truhlářs Verdienst ist der genaue Nachweis, dass von allen Handschriften der alten Prager Universitätscollegien drei Viertel zu Grunde gegangen sind und bloss ein Viertel erhalten blieb. Ebenso sorgfältig hat Truhlář dargetan, dass mehr als die Hälfte aller Handschriften, die sich in der Prager Universitätsbibliothek befinden, aus den von Kaiser Josef II. aufgehobenen Klöstern stammt.

Die Methode der Katalogisierung, die Kustos Truhlář gewählt hat, ist nicht die ausführliche Handschriftenkatalogisierung der Berliner königlichen Bibliothek, er hat aber auch nicht die einfache Handschriftenkatalogisierung der Wiener Hofbibliothek und der Münchener königlichen Bibliothek übernommen. Da Truhlář beständig darauf bedacht war, seine Kataloge in der kürzesten Zeit der Öffentlichkeit zu übergeben, wählte er einen Mittelweg, so dass seine Beschreibung eingehender ist als die des Wiener und Münchner Katalogs, ohne doch soviel Detail zu bringen, wie der Berliner.

Dass die verdiensvollen Arbeiten Truhlářs nicht ohne Fehler in zumeist geringfügigen Einzelheiten geblieben sind, war unvermeidlich bei einer Arbeit, die so schwer und kompliziert ist wie die Handschriftenkatalogisierung. Aber die Einteilung und Anordnung der beiden Werke sowie der grosse kritische Apparat beweisen, dass die Handschriftenkatalogisierung der Prager Universitätsbibliothek den besten Händen anvertraut war. Truhlář hat der Prager Universitätsbibliothek während seiner amtlichen Tätigkeit eine Arbeit geliefert, die ihm die dankbarste Anerkennung und dauernde Bedeutung für die Geschichte dieser Anstalt sichert. *Dr. Zd. V. Tobolka.*

Dr. Josef Karásek: **Slavische Literaturgeschichte.** I. **Ältere Literatur bis zur Wiedergeburt.** II. **Das 19. Jahrhundert.** (Sammlung Göschen Nr. 277—8.) Leipzig 1906. 370 S.

Der Titel des angeführten Werkes deckt sich nicht vollkommen mit dem Inhalte desselben. Vor allem fehlt darin die wichtigste slavische Literatur — die russische, welche schon früher von Polonskij in der Sammlung Göschen dargestellt war und darum von Karásek gar nicht berücksichtigt werden durfte. Aber auch die Literatur der übrigen slavischen Völker ist nicht vollständig und gebührend erschöpft. Die literarische Tätigkeit der Ruthenen, Slovaken und Wenden wird

nur allgemein charakterisiert und mit einigen kurzen Zeilen abgetan. Demnach enthält die »slavische Literaturgeschichte« von Karásek eigentlich nur ein übersichtliches Bild der čechischen, polnischen und südslavischen, d. i. serbischen, kroatischen, slovenischen und bulgarischen Literatur. Übrigens war es selbst bei dieser Beschränkung ziemlich schwer, die mannigfaltigsten Erscheinungen aus der reichhaltigen čechischen, polnischen und südslavischen Literatur in den engen Rahmen von zwei Bändchen einzufassen, besonders da der Verfasser die Entwicklung der betreffenden Literaturen von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage darstellen wollte.

Karásek hat sich seine Aufgabe auch dadurch erschwert, dass er sich nicht mit der selbständigen Darstellung einzelner Literaturen begnügte, sondern einen, übrigens interessanten, Versuch machte, auf vergleichende Weise die Schicksale der einzelnen Literaturen in bestimmten Zeitperioden darzustellen. Was der grosse Kenner der slavischen Literatnr Alex. Pypin in seiner bekannten Geschichte der slavischen Literatur nicht gewagt hatte, das hat Karásek in seinem Werke versucht. Das ist aller Ehren wert, wenn auch der Versuch nicht als geglückt bezeichnet werden kann. Hie und da ist es zwar gelungen, verwandte Erscheinungen aus einzelnen slavischen Literaturen miteinander zu verbinden und zu vergleichen, aber oft wird dabei die geschichtliche Entwicklung willkürlich unterbrochen, der natürliche Zusammenhang gestört und der Stoff mechanisch zerstückelt. Was die Übersichtlichkeit anbelangt, lässt seine slavische Literaturgeschichte überhaupt noch viel zu wünschen übrig.

Es muss zugestanden werden, dass Karásek eine sehr bedeutende Kenntnis der slavischen Literaturen besitzt, dass er mit Liebe und Begeisterung an seinem Werke gearbeitet und dabei auch die besten und neuesten Quellen benützt hat. Seine slavische Literaturgeschichte entwirft ein erfreuliches Bild der literarischen Tätigkeit der Čechen, Polen und Südslaven und bietet den fremden Lesern reiche Belehrung dar. Man kann sich aber nicht wundern, wenn es ihm bei einem so bunten Material nicht immer gelungen ist, die einzelnen Erscheinungen aus der slavischen Literatur in ein klares Licht zu stellen und treffend zu charakterisieren. Ich hebe nur einige Beispiele hervor. Der dalmatinisch-ragusanischen Literatur hat er mit Recht mehrere Seiten gewidmet, aber der Leser wird sich nach seiner Schilderung schwerlich ein richtiges Bild von der Entwicklung und Bedeutung dieser Literatur machen können. Man sieht, dass sich der Verfasser des reichen Materiales nicht vollkommen bemächtigt hatte, und die Folge davon war, dass seine Darstellung oft oberflächlich und dem Inhalte nach ungeordnet erscheint. Das gilt auch von manchen anderen Partien seiner Literaturgeschichte.

Zu den minder gelungenen Partien gehört besonders der Abschnitt über die čechischen, polnischen und kroatischen Schauspiele im Mittelalter. Aus der altčechischen dramatischen Literatur nennt er bloss den »Quacksalber«, den er für eine Szene aus einem Weihnachtsspiele (!) hält. Dass in der altčechischen Literatur zahlreiche

Marien-, Oster-, Passions-, Fronleichnamsspiele usw. vorhanden waren, die zu den ältesten Denkmälern der dramatischen Literatur im Mittelalter gehören, davon wird gar keine Erwähnung gemacht. Flüchtig gezeichnet ist auch das Bild des čechischen Dramas im XVI. und XVII. Jahrhundert. Das kroatische Drama im Mittelalter ist ein wesentlicher Teil der ragusanischen Literatur und hätte dort behandelt werden sollen. Ein arger Missgriff ist es aber, wenn Karásek an die Spitze der dalmatinischen Schauspiele das Drama (!) »Judith« von Marulić stellt. Die dramatische Literatur bildet überhaupt eine schwache Seite der Arbeit Karáseks. Während er die anderen Gattungen der Poesie und Prosa ziemlich ausführlich behandelt, widmet er dem neueren Drama der Slaven nur einige flüchtige Zeilen, wo man fast bloss Namen einzelner Dramatiker liest. Karásek bemerkt zwar mit Recht, dass ein Ibsen, Sudermann oder Hauptmann den Slaven noch nicht erstanden ist, aber so unbedeutend ist das neuere slavische Drama denn doch nicht, wie man aus seiner Darstellung schliessen könnte.

Ob Karásek bei der Charakteristik einzelner Schriftsteller das Richtige getroffen hat, will ich hier nicht erörtern, weil es zu weit führen würde. Aber im Einzelnen kommt in seiner Literaturgeschichte vieles vor, was ich nicht billigen kann. Ich will nur einige Beispiele anführen. Die Bedeutung Paprockis für die čechische Literatur wird überschätzt. Der Name »Sarmatismus« für die slavophile Richtung des Woronicz, Maciejowski, Linde usw. ist nicht zutreffend. Eine so phänomenale Erscheinung in der Geschichte der Slaven wie der Illyrismus hätte seinem Ursprunge nach gründlicher erklärt werden sollen. Unter den čechischen Schriftstellern ist Šmilovský gar nicht erwähnt. Bei dem Namen K. Světlá lesen wir bloss die Bemerkung, dass bei ihr der deutsche (!) Einfluss merklich ist. Ungenannt blieb auch Šalda, obwohl er der eigentliche Begründer der modernen Richtung in unserer Literatur ist usw.

Hie und da kommen kleinere Versehen vor. F. L. Čelakovský wird »Jaroslav« genannt. Der serbische Dichter hiess Sundečić, nicht Sunčetić oder Sundetić. Die von Ernst Procházka redigierte Zeitschrift heisst nicht »Česká Moderna«, sondern »Moderní Revue«. Der Vorgesang zu Kollárs »Slávy dcera« ist nicht in Hexametern gedichtet, die Tochter des Pastors in Lobde hiess nicht »Milka« usw. *J. Máchal.*

Dr. W. Paszkowski: **Lesebuch zur Einführung in die Kenntnis Deutschlands und seines geistigen Lebens.** Für ausländische Studierende und für die oberste Stufe höherer Lehranstalten des In- und Auslandes, Berlin, Weidmann, 1905, 240 S., Preis 3 M 20. —

Ein Lesebuch, wie dieses aus Anlass der deutschen Sprachkurse für ausländische Studierende an der Berliner Universität zusammengestellte, muss bei uns in doppelter Hinsicht Interesse erregen, einmal als Lehrmittel auch für unsere Hochschule, deren Lehrer ein ähnliches oft herbeigesehnt haben, zweitens als mögliches Vorbild für ein Gegen-

stück in der Zeit der čechischen Sprachkurse an deutschen Hochschulen. In beiden Beziehungen kann das vorliegende Lesebuch sehr gute Dienste leisten. Wir lernen die deutsche Sprache noch immer viel zu sehr im Geiste des Vormärz, als man sie uns eintrichterte, damit wir womöglich die eigene Sprache vergessen oder doch entbehren lernen und eine neue für den täglichen Gebrauch gewinnen. Darum klebte der Sprachunterricht immer am allernächsten Kreise, man trieb Bohemistik in deutscher Sprache, oder man brachte in deutschen Übungsbüchern allgemein bildenden Stoff aus dem Gebiete der Länder- und Völkerkunde oder der Weltliteratur unter, statt energisch das Deutsche als fremde Sprache, besonders als Sprache des deutschen Reiches zu lernen und die sachliche Kenntnis des deutschen Landes und Volkes aus der Lektüre zu gewinnen.

Was das vorliegende Lesebuch betrifft, so wäre ein Versuch damit zu wagen; es enthält ausschliesslich prosaischen ernsten Lesestoff, zum Teil aus Festreden akademischer Lehrer gezogen. Unsere čechischen Hörer würden mit Interesse Reins »Bedeutung der deutschen Kleinstaaten für unsere Zeit« mit ihrer Verurteilung des Zentralismus lesen, der auf uns ja wie ein Alp lastet, sie würden mit Erstaunen in Sachs Artikel erfahren, dass die Linde nicht bloss der Baum des slavischen, sondern auch des deutschen Volkes ist; vier Aufsätze über die deutschen Universitäten würden sie lebhaft anziehen, in einem Artikel wie Diels' »Friedrich der Grosse und Maupertuis« würden sie mit gerührter Verwunderung entdecken, dass auch der Unterschied zwischen Volks- und Weltsprachen nur ein Gradunterschied ist; man höre nur: »Die französische Sprache, in der von nun an die Publikationen ohne Ausnahme erschienen, sicherte den Arbeiten der Berliner Akademie eine rasche Verbreitung über die ganze gebildete Welt und eine tiefgreifende Wirksamkeit, wie sie trotz des gesteigerten Verkehrs heutzutage unseren deutsch geschriebenen Schriften vielleicht nicht in gleichem Grade beschieden ist.«

Es tut nichts, wenn uns der Autor nicht ganz überzeugt, wenn wir es z. B. Vilmar nicht aufs Wort glauben, dass es ein ganz einzig dastehender Vorzug der deutschen Literatur sei, zwei Blüteperioden gehabt zu haben u. ä. Wichtiger ist der Einblick, den uns die blosse Auswahl der Artikel indirekt in die Seele des deutschen Volkes gewährt. Kein einziger humoristischer oder belletristischer Artikel unterbricht die Reihe; so, im Paraderocke und mit der ernsten oder begeistert verzückten Amtsmiene, lieben es die Deutschen, sich zu sehen und von anderen gesehen zu werden; Humor und Belletristik sind im Grunde Allotria, die man verleugnet oder den unkontrollierten Nebenstunden überlässt. Otto Jespersen vermochte in seinem trefflichen »England and America Reader«, (Kopenhagen 1903) ein viel unterhaltenderes Bild der englischen Länder und Völker zu geben, aber das kommt eben daher, dass im englischen Leben die Teilung des Menschen in eine geistige und leibliche Hälfte nicht so streng durchgeführt erscheint wie im deutschen. —s.

NOTIZEN.

J. S. Machar, von dessen Poesie wir einige Proben bringen, ist 1864 geboren, war nach absolvierten Gymnasialstudien aktiver Offizier und lebt als Bankbeamter in Wien. Im J. 1887 trat er mit einer Sammlung erotischer Gedichte »Confiteor« auf, ohne die übliche Verbeugung vor dem Altar des Patriotismus zu machen, und brachte dadurch die ganze damals massgebende Kritik gegen sich auf. Er verstand es, diese Erbitterung durch jede neue Sammlung zu steigern und mit wahrem Genuss immer neue Gegner zu finden. Nichts war ihm heilig: In »Tristium Vindobona« griff er das Idol des Staatsrechts an, für das das Volk jahrzehntelang unter unsäglichen Opfern gekämpft hatte, indem er die auf alten Pergamenten statt auf kräftigem Lebenswillen beruhenden alten Rechte verhöhnte. Er rief:

Wozu da Väter Pergamente —
Sind heil'ger sie als mitgebor'nes Recht?
Historische Rechte . . . .
Ein schwacher Grund . . . .
Die fordern Muskeln:
Und hast du Muskeln,
W a s b r a u c h s t d u R e c h t e?

Er kämpfte in prosaischen Artikeln einen Kampf gegen die sentimentale Wertschätzung der älteren Literatur aus, er stellte die politischen Kämpfer der neunziger Jahre als »Gotteskämpfer« unter das Mass der Krieger Žižkas und befand sie viel zu klein, er griff den romantischen Patriotismus selber an, den bierseligen Hurrapatriotismus, wenn er schrieb:

Ich bin kein Patriot, ich liebe auch
Die Heimat nicht, ich habe, kenne keine,
Wozu auch lieben. —

— — — — -- Mein Čechentum ist
Ein Teil von meinem Leben, das ich fühle
Als Wollust nicht, vielmehr als eine ernste
Mir angeborne Pflicht. — --

Und in der Maske des Hofnarren, in der der verleugnete Patriotismus lachend schluchzt, ruft er gar das himmelschreiende:

Nichts fehlt uns, nichts . . . als eine gute Ernte . . .
Ein gutes Jahr . . .
'ne halbe Million von guten Gälglein
Für Stadt und Dorf zumal,
'ne halbe Million von guten, festen Schlingen
Und drein
'ne halbe Million von patriot'schen Gurgeln!
Von hurraschrei'nden patriot'schen Gurgeln . . .

Als wäre an alledem nicht genug, verdirbt er es noch mit dem ganzen Christentum und preist in heller Opposition zu diesem die Antike! (s. Č. Revue, S. 118). Das ist Machar, aber noch lange nicht der ganze! Von dieser Vielseitigkeit seiner Interessen vermögen freilich unsere Proben noch keine Vorstellung zu geben. — Zum sachlichen Verständnis der Gedichte genügt es zu wissen, dass der Weg von Wien nach Prag über Dürnkrut auf dem Marchfeld, wo Ottokar II. am 26. August 1278 gegen Rudolf von Habsburg Schlacht und Leben verlor, nach dem Weissen Berge führt, wo am 8. November 1620 das Schicksal Böhmens entschieden wurde. — Die kleine Jiřina ist die Tochter des Dichters.

Skandinavisch-slavische Beziehungen. Im ersten Hefte der neuen kroatischen Halbmonatschrift »Hrvatska śmotra« berichtet Dr. Iso Kršnjavi über die Volkshochschulen in Norwegen, welche er auf einer Studienreise im Jahre 1891 kennen lernte. Kein geringerer als Björnstjerne Björnson machte ihn dabei mit der Geschichte dieser eigentümlichen Anstalten, ihrer dänisch-grundtvigianischen Herkunft, ihrem historisch-politischen individuellen Charakter und ihrem Einfluss auf den Fortschritt des Volkes bekannt. Auch über die politische Seite der Schulfrage, über die Amtsschulen, welche die damalige Regierung als Gegengewicht gegen die freien Hochschulen errichtete, wird gesprochen, wie denn das ganze Gespräch mit Björnson eine politische Wendung nimmt. Der Verfasser denkt an die Errichtung ähnlicher Schulen in Kroatien und Björnson bemerkt dazu: »Diese Schulen sind das Werk einzelner begeisterter Männer. Wenn sich in Kroatien zwanzig bis dreissig Leute finden, welche opferbereit genug sind, um zehn, zwölf Jahre ihres Lebens einer einzigen Idee zu weihen, so wird Kroatien solche Schulen besitzen.« Seit jenem Besuche sind fünfzehn Jahre verflossen. Aber Kroatien hat offenbar noch keinen Kold oder Schröder gefunden. — Erfreulicheres über die skandinavischen Beziehungen wäre bei den Čechen zu erzählen, wo man seit dem vorigen Jahre ernste Versuche macht, die dänischen Kontrollvereine, diese prächtigste Erscheinung landwirtschaftlicher Selbsthilfe, zu importieren. — Im Oktober weilte eine kleine Expedition von dänischen Haushaltungslehrerinnen in Böhmen, um die hochstehenden böhmischen landwirtschaftlichen Haushaltungsschulen zu studieren; sie besuchten die čechische Schule in Stěžery und die deutsche in Budweis. — Im November endlich demonstrierte der dänische Apostel einer rationellen Körperpflege P. E. Müller in Prag sein System zu Gunsten des čechischen Vereines für Jugendspiele.

Zur Aufnahme der Č. R. Die Mehrzahl der Stimmen über die Č. R. klingt recht freundlich aus, sowohl in čechischen als auch in deutschen Blättern, ausser diesen wären vorläufig nur die schönen Worte von Franz v. Jessen in der Kopenhagner »Nationaltidende« zu verzeichnen. Eine Ausnahme machen die Münchner »Neuesten Nachrichten«, welche meinen, »dass die Deutschen allerdings nicht allzuviel Neigung verspüren konnten, sich mit dem Geistesleben eines Nachbarn vertraut zu machen, der herrschsüchtig und eigennützig, in steter Fehde mit den Deutschen lebt . . .« Das ist die Sprache eines unverfälschten »Professionals des Nationalhasses«, und es ist nur erfreulich, dass die »Deutsche Arbeit«, das Organ der Deutschböhmen, zu dessen Anwalt der Verfasser dieser Notiz sich aufwirft und das er gegen uns ausspielt, ganz anderer Meinung ist und in ihrem zweiten Hefte über unser Unternehmen mit wohltuender Sachlichkeit berichtet. »Wir begrüssen,« heisst es dort, »lebhaft das Bestreben akademischer Kreise der anderen Nation, eine Verständigung anzubahnen, die gegründet werden soll auf Kenntnis der Leistungen . . . . . Den Vorwurf, dass die Deutschen der böhmischen Kronländer die geringste Fähigkeit und Neigung besitzen, sich mit Sprache und Geistesleben ihrer Nachbarn vertraut zu machen, sind wir zu entkräftigen im Begriffe; vor Jahr und Tag schon ging von dieser Stelle der Ruf aus: »Deutsche, lernt čechisch!« Der Ruf erging aus anderen Gründen vielleicht, dienen wird er der Absicht der Č. R. ebenso wie der wirtschaftlichen und sozialen Kräftigung unseres, des deutschen Volkes«. Stimmt das nicht merkwürdig mit den Worten überein, mit denen wir auf S. 164 des vorigen Heftes (3. Abs.) den Entschluss des deutschen Volksrates begrüsst und ihm die beste Seite abgewonnen haben? Es ist uns gar nicht bange, dass wir mit diesen Erwartungen mehr als eine Enttäuschung erleben und um den Spott nicht zu sorgen haben werden — aber auf die Länge behalten doch wir Optimisten Recht, darin bestärkt uns nicht zum mindesten die Übereinstimmung der benachbarten Zeitschrift.

Druck von Eduard Leschinger, Prag-II., 699.

Hauptmann Vocel.

Aus der Sammlung »Leidenschaft und Schicksal« von F. X. Svoboda.

Drei Wochen schon hatte es nicht geregnet. Der Roggen war notreif geworden und trug kleine Körner. Die Ernte hatte eben begonnen. Das Dörfchen Třisov mit seinen weissen Bauernhöfen und kleinen Häusern glänzte im Sonnenlicht, dass die Augen davon schmerzten. Der kleine Teich auf dem Dorfplatz war ausgetrocknet. Rechts verlor sich die Strasse und die Feldwege über Weideland und Wachholdergesträuch in verblasste Kiefernwälder, welche den breiten Berghang einnahmen; links zog sich ein Hohlweg längs einer alten Linde auf einen Hügel und von da steil zu der noch jungen, hastenden Moldau mit ihrem braunen, reinen Wasser und den rundgewaschenen Steinen darin.

Das völlig ausgetrocknete und zerborstene hölzerne Glockentürmchen über dem Schindeldach des Gemeindehauses duftete noch nach dem längst verschwundenen Teeranstrich. Vom Dorfplatze wand sich ein breiter Fahrweg, weiss und staubig, zwischen die Stachelbeerzäune zweier Bauerngärten.

Bei dem ausgetrockneten Teich standen zwei gerupfte Gänse. Vom Walde her hörte man das Muhen der Kühe und Peitschenknall. Auf dem Steinmäuerchen bei der am weitesten in den Dorfplatz vorspringenden Hütte sass gekrümmt ein Mütterchen in roter Jacke und nickte regelmässig und anhaltend.

Vom Walde schritt ein Offizier mit Frau und Knaben daher. Sie blieben zeitweilig stehen, als zauderten sie ins Dorf einzutreten, (Der Herr, Hauptmann Vocel, hoch, stark, aber ganz vernachlässigt, als hätte er kein Interesse für sein Äusseres, die Frau schlank, gross, schwarz gekleidet, mit dunklen kindlich gutmütigen Augen, und der Knabe von zarter Blässe, beweglich, sorgfältig gekleidet — mit grossem weissen Kragen.) Die Frau bestand darauf, durch das Dorf auf den Hügel zu gehen und von da zur Moldau, wo sie

gestern abend unter den Erlen promeniert hatten. Der Hauptmann fürchtete die Hitze, ging aber doch, wohin die Frau wollte. Er blickte sanft auf die schöne Gattin, flüsterte vor sich hin »Du Gute«, und folgte ihr. Die lachte leise. Ihre weissen Zähne leuchteten wie Porzellan, die grossen Augen strahlten innere Freude aus. In ihrer freundlichen Schönheit lag etwas Vornehmes, obzwar sie nur von armen Kleinstadtbürgern abstammte. Sie betreute mit ihren Blicken den Knaben. Der Herr behütete sie. Immer waren sie mit einander beschäftigt.

Der Knabe pflückte eine langstielige Blume, drei blaue Glocken an einem dünnen grünen Stengel, und hielt sie in der Hand. Die Frau machte den Mann aufmerksam, wie gut die Blume dem Söhnchen stehe. »Ein Bildchen,« rief sie, »wie ein Porträt von Sargent.« Sie strahlte. Der Vater entschloss sich in diesem Augenblicke, seine Frau zum Christkind mit einem Porträt seines Söhnchens, blaue Glockenblumen in der Hand, zu überraschen, gemalt von einem der ersten Maler. Er war entzückt, dass er ein so passendes, ungewöhnliches Geschenk gefunden hatte. Die Frau ahnte nicht, was er in diesem Augenblick sich vornahm. Sie dachte nur: »Gott, dass der Mann keinen Sinn für solche Dinge hat,« und wieder betrachtete sie den Sohn mit der Blume. Sein grosser weisser Kragen, das blasse Gesicht mit seinen weichen Formen, mit den seidigen Wellen dunkler Haare, die grossen unschuldigen Augen und die lange Blume in der zarten Hand, alles das machte ihr den Eindruck reiner Noblesse, als stünde vor ihr ein zartes Grafenkind, ein sorgsam behüteter zukünftiger Majoratsherr.

Sie kamen zum ersten Häuschen. Es hatte blau gemalte Blumen und Sterne im Giebel. Ein gekrümmt dastehender Mann spaltete Holz auf dem kleinen Hof. Der Hauptmann sprach ihn an und lobte seine Malerei. Der Mann lachte freudig auf. In einem andern Gebäude waren die Fenster übervoll von Blumen hinter roten Geländern. Der Hauptmann blieb stehen und machte seine Frau auf dieses reizende Bild aufmerksam. In demselben Augenblick lief ein starkes älteres Weib barfuss aus dem Häuschen und eilte zu ihnen. Sie küsste der Frau die Hände und begrüsste den Hauptmann.

Dieser blickte sie an. Seine blauen Augen öffneten sich weit und die Lippen lächelten.

»Die Maškin!« sagte er. »Wie seid ihr hergekommen?«

»Hier wohne ich — schon mit meinem Seligen sind wir hier gewesen.«

Sie lud die Herrschaften ins Haus. Ihre roten Augen glänzten vor Freude.

Die Maškin war eine sechzigjährige Witwe, der sie vor einer Woche unten an der Moldau mit der Tochter und zwei Enkeln begegnet waren. Beide Weiber wuschen damals Wäsche. Die Tochter diente hier in einem Bauerngute um die Kost für sich, die Kinder und das Futter für ihre Kuh. Ihr Mann arbeitete in den Wäldern im Gebirge und kam nur Sonntags nach Hause. Der Hauptmann Vocel hatte damals bemerkt, dass die Maškin einen entzündeten Fuss habe und hinke. Er hatte sie darüber befragt und ihr freundliche Ratschläge gegeben. Es zeigte sich, dass sie ausruhen sollte, aber nicht könne, weil sonst nichts zu essen da wäre, da sie eine Adernentzündung habe, die sich immer verschlimmere. Er versprach ihr, dass er ihr etwas für die Geschwulst und Verband auf die erweiterten Adern bringen werde. Als er dann mit Frau und Kind weggegangen war, hatte er sich Vorwürfe gemacht, dass er ihr nichts gegeben habe; wenn er doch wenigstens den Kindern je ein Zehnhellerstück zugesteckt hätte. Seine Frau blickte trüb, sie sagte aber nicht warum.

Gleich am folgenden Tag hatte Vocel in den Bauernhof an der Moldau eine Flasche essigsauerer Tonerde und ein Paket Verbandzeug gebracht. Er hatte jedoch die Maškin nicht gefunden, nur ihre Tochter. Er hatte ihr alles gründlich erklärt und war ganz unzufrieden ins Pensionat zurückgekehrt, wo seine Frau mit dem Sohne die Ferien verbrachte.

Und heute begegneten sie zufällig der Maškin in Třisov.

»Habt Ihr die Sachen für den Fuss bekommen?« fragte Vocel, indem er seine niedrigen Schultern hob. »Ich habe sie zu Euerer Tochter gebracht.«

»Nein, nichts hat sie sagen lassen. Ich werde sie holen!« antwortete sie gleichsam so nebenbei und lud abermals die Herrschaften in ihr Stübchen.

Die Frau zeigte nicht viel Lust, in das Gebäude zu treten, aber die alte Maškin überredete si doch dazu. Sie traten auf den Hof, der nach frisch gespaltetem Buchenholz roch, von da über eine steinerne Stufe auf einen Gang und links in ein ungelüftetes, kleines Stübchen mit einer Truhe, einem Bett und Tisch. Ein Kreuzchen, trocken wie Zunder und verblasst, einige Bildchen und ein

Kränzlein aus Waldblumen hingen an der Wand. Durch das Fensterchen ergoss sich das helle Licht auf den unebenen Fussboden. Die Blumen in der Sonne strahlten wie leuchtende Farben.

Jemand sass auf der Truhe. Eine Greisin fast zu einem Knäuel zusammengeduckt. Sie bewegte sich und schlich zögernd in die Ecke auf einen Schemel. Sie ächzte auf.

»Wen habt Ihr da?« fragte die Frau.

»Das ist die Mutter meines Seligen,« antwortete die Maškin.

»Wie alt seid Ihr?« fragte Vocel die Alte.

Sie hob ein wenig den in ein Tuch eingewickelten Kopf. Die blassen Augen, in denen es schwer war, das Weisse, die Iris und die Pupille zu unterscheiden, schwammen in Tränen.

»Ich weiss es gar nicht,« sagte sie verwirrt und liess wieder den Kopf sinken.

»Etwa neunzig,« sprach für sie die Maškin, die plötzlich neben der Greisin jung und gesund erschien.

»Sie weiss es gar nicht. Sie ist ein armes Ding, niemand will sie. Ein alter Mensch ist eine Last im Haus.«

»Und Ihr habt sie bei Euch?« fragte Vocel.

»Nein, sie kommt nur manchesmal her. Sie ist in Gemeindepflege, sie wohnt im Hirtenhaus — ah, man sieht ja durchs Fensterchen auf den Haufen Stroh. Manchesmal kann sie es in der Feuchtigkeit und Kälte nicht aushalten und kommt zu mir.«

»Was denn jetzt,« nahm die Alte das Wort, als lebte sie plötzlich auf, »jetzt im Sommer ist es dort nicht schlecht, aber im Winter. In der Nacht schlafe ich nicht und weine und bete. Das währt lange — das währt lange! Die Glasscherben, die im Fensterchen rasseln, und die Papiere, die ich hinklebe, rauschen fortwährend, immerfort lispeln sie etwas.«

»Und wie ernährt Ihr euch? Bettelt Ihr?« fragte die Frau, indem sie die schwarzen Haare des Söhnchens ordnete, dessen dunkle, grosse, in dem blassen Gesicht doppelt schöne Augen neugierig über die Wände glitten.

Die Alte antwortete nicht; wahrscheinlich hatte sie nicht gut gehört.

»Sie hat in einem Bauerngut das Mittagsessen umsonst . . . Die Bäuerin hat sich ihrer erbarmt,« berichtete statt ihrer die Maškin etwas unwirsch, als würde es sie verdriessen, dass sie sich so lange mit ihr beschäftigen.

Die Alte brach in Tränen aus.

»Warum bindet Ihr das warme Tuch nicht los?« fragte Vocel freundlich die Alte, indem er sich zu ihr neigte.

»Es ist garstig, ja,« sprach sie, »die Schwiegertochter sagt mir immer, ich soll mir wo ein anderes ausbitten.«

»Jetzt im Sommer könnt Ihr ohne Tuch sein,« fuhr Vocel fort, indem er sich aufrichtete. (Sein grosser Körper reichte bis zur Decke.) »Ihr habt sicher einen hübschen Kopf«.

Die Alte machte eine abwehrende Hauptbewegung. Die Maškin trat zu ihr und nahm ihr das Tuch vom Kopfe.

Frau Vocel seufzte heftig auf vor Überraschung. Kein zusammengekrümmtes Grossmütterchen mehr, sondern ein eingeschrumpftes, zusammengekauertes, wunderbares Kind voller Flaum schien vor ihr zu sitzen. Die farblosen Augen richteten sich furchtsam auf Vocel. Schüttere, weiche, daunenzarte, vollständig weisse Härchen, die den Schädel nicht mehr bedecken konnten und die sich absolut nicht kämmen liessen, umhüllten leicht den Kopf. Es war keine Greisin mehr, sondern ein Phantom, jemand Verschüchterter und Erschreckter, jemand Winziger und zum Weinen Armseliger.

»Seht, wie gut es Euch steht,« sagte die Frau.

»Oh, nein,« warf eilig die Maškin ein und band ihr das Tuch wieder um den Kopf. »Wie eine gerupfte Gans kommt sie mir vor, wie nicht lebendig. In dem Tuch schaut sie doch besser aus.«

Die Alte krümmte sich zusammen.

Die Maškin brachte Brot und ein Töpfchen Honig. Sie goss davon auf eine grüne Schüssel und schnitt Brot ab. Sie nötigte die Herrschaften, zu versuchen. Diese lehnten ab; nur der Knabe ass ein Stückchen Brot mit Honig.

Die Alte regte sich nach einer Weile.

»Da unlängst in der Nacht glaubte ich schon, dass mich Gott gerufen hat — ich habe auf dem Stroh am ganzen Leib gezittert,« sprach sie lebhafter, »vor dem Lichte. Aber er wars noch nicht — nein — er wars nicht. Der Mond schien wie schillernde Seide. Und so habe ich geweint, dass es noch nicht das war. Es ist traurig — es ist hier traurig. Wenn nur jemand wenigstens freundlich grüsst — gleich ist alles fröhlicher; aber es achtet selten jemand auf einen.«

Sie liess wieder den Kopf hängen.

Vocel konnte den Blick nicht von ihr wenden. Düstere Gedanken vom menschlichen Elend blieben ihm in der Seele haften. Er nickte mit dem Kopfe.

Die Frau blickte ihn an, um anzudeuten, dass sie gehen wolle. Dem Knaben wischte sie mit dem Taschentuch die Hände ab und forderte ihren Mann zum Gehen auf.

Vocel suchte unbemerkt ein Guldenstück in seiner Tasche und drückte es beim Handreichen der Alten in die Hand. Schnell entfernte er sich, so dass ihm die verwunderte und erfreute Bettlerin nicht einmal die Hand küssen konnte. Sie trat nur auf die Schwelle hinaus und zitternd, mit nassen Augen, zur Erde gebückt, sah sie ihm nach.

Die Maškin begleitete die seltenen Gäste bis auf den Dorfplatz. Sie zeigte ihnen das Hirtenhaus, eine alte, zerfetzte Hütte. Vor dieser sass ein alter Mann, ganz Bart und Haare, ein mit tausend Flicken bekleideter Bettler. Als er die Herrschaften erblickte, stand er auf. Er hatte eine Rückenmarkkrankheit und konnte sich im Kreuz nicht aufrichten. Sein grosser, zahnloser Mund öffnete sich beständig. Die Maškin lud Vocel und die Frau ein, das Stübchen anzusehen, wo ihre Schwiegermutter wohnte. Sie gingen hinein. Der Bettler vor dem Hirtenhaus ging aufgescheucht auf und ab. Er schloss sich ihnen an. In der Ecke bei der Tür hinter aufgeschichtetem Holze sass der dritte Gemeindebettler, eine Greisin, die so in alte Kleider und Lumpen eingewickelt war, dass man nur die scharfe lange Nase sah. Es schien, als wäre sie vor Schmerzen zusammengekrümmt. Sie betete leise den Rosenkranz.

Links lag jenes Stübchen mit einem Bett, das mit blossem Stroh vollgestopft war. Die Wände nicht angeworfen, unten der kahle, unebene Fussboden feucht und kalt, das Fensterchen zerbrochen, mit Papier verklebt, die Luft schwer und dumpfig. Vocel und seine Frau schüttelten den Kopf. Sie erschraken vor der Not. Der hinter ihnen stehende Bettler forderte sie auf, auch die andere Stube anzusehen.

»Da wohn' ich mit dem jämmerlichen Frauenzimmer, das dort bei dem Holz sitzt,« sagte er und erklärte, dass sie auf dem Ofen auch zu kochen pflegen.

Vocel suchte aus der Tasche zwei Guldenstücke heraus und beim Weggehen beschenkte er die beiden Armen. Die Frau bemerkte es und wurde verdriesslich.

Zur Moldau gingen sie nicht mehr, sie hatten sich zu sehr aufgehalten. Sie begaben sich auf den Waldweg, der zum Pensionat führte. Sie sprachen nicht. Der Knabe lief hinter einem Schmetterling her und sang. Sein weisser Kragen leuchtete zwischen den Stämmen im Walde. Graue, bissige Fliegen fielen Vocel an. Er zündete sich eine Zigarre an. Die Frau ging schnell. Ihre schlanke Gestalt erschien höher. Ihre blassen Wangen röteten sich ein wenig. Die dunklen Augen, welche sie fest auf den Streifen blauen Himmels über dem Wege gerichtet hatte, strahlten einen kalten Glanz aus.

Vocel, der sie unablässig beobachtete, begann unruhig zu werden. Wieder fühlte er einen Vorwurf, dass er mit seiner gestrigen Ankunft seine Frau nicht so erfreut habe, wie er gewünscht. Das waren seine täglichen peinigenden Gefühle. Immer schien es ihm, dass er kein genug schönes Geschenk gebracht habe, dass er nicht freundlich genug war und dass er nicht schonend genug von diesen und jenen Dingen gesprochen habe. So war es schon seit der Hochzeit durch volle zwölf Jahre gewesen. Täglich fühlte er so und täglich quälte er sich. Je inniger er auf seine schöne Frau blickte, desto bestimmter bemerkte er an ihr eine sorgsam verhüllte und immer geleugnete Unzufriedenheit. So war es auch heute. Wieder quälte er sich wegen dieser ewigen Unzufriedenheit seiner Frau. Nie freute sie sich so, wie sein Herz es wünschte. Und in dieser Stimmung lag sein Unglück, in ihr war sein ganzes Schicksal enthalten. Er war bestrebt, seine Frau durch Glück freudig zu machen. Immer bemühte er sich, immer dachte er daran und sich selbst vergass er. Sein früher gepflegter Körper verlor die Formen, seine Kleidung wurde nachlässig, das Gesicht rauh. Kurz, er dachte nicht an sich. Er sorgte nur und suchte, was seine Frau erfreuen könnte. Er kaufte ihr Kleider, Schmuck, Bilder, Antiquitäten, teueres Porzellan — und doch hatte er immer und immer wieder das Gefühl, dass das Geschenk nicht schön war, nicht so schön, dass er ihre Augen leuchten sehe. Sie war aber nicht unzufrieden, sie verstand es nur nicht, mehr zu lachen und sich besser zu freuen. Sie hatte ihren Mann lieb, vollkommen lieb. Sie erschrak fast vor seiner Güte. Es ärgerte sie oft, dass er gerade so sei, wie er war, dass er nicht an sich denke, dass er sich nichts gönne, dass er sich vernachlässige, aber jedem anderen helfe, um jeden sich sorge, für jeden

sich quäle. Sie verstand es aber nicht, ihre Unzufriedenheit auszudrücken; sie fürchtete, ihm irgendwie weh zu tun.

Der Weg berührte den Waldschlag. Die Himbeeren dufteten hier. Der Knabe lief sie zu pflücken. Die blauen Schatten des entfernten Gebirges erhoben sich hinter den Grenzen des Waldschlages, der ganz voller Blüten und Grün stand.

Vocel dachte mit schwerer Seele an die Bettler von Třisov. Er stellte sich ihre Freude vor, aber er dachte gleich dabei: »Was nützt es ihnen? Morgen sind sie wieder, wo sie waren, in den dumpfen Kammern voll Feuchtigkeit und Schimmel. Niemand wird ihnen helfen, damit sie eines Morgens als andere Menschen und anderswo erwachen.«

Die Frau, die vorausging, konnte die Eindrücke des Hirtenhauses nicht verwinden. »Das ist wie in Indien,« sagte sie beständig.

Rechts leuchtete durch die Föhren das Blau des Himmels. Hier war ein breiter Durchschlag mit einer alten der Rinde entblössten Buche. Vocel machte den Knaben auf diesen mächtigen Baum aufmerksam und schätzte, dass er wohl dreihundert Jahre alt sei. Im Pensionat ging es lebhaft zu. Etwa zwanzig Kinder spielten im Garten. Sie lärmten. Als sie den ankommenden Hauptmann Vocel mit Frau und Söhnchen erblickten, liefen sie ihm alle entgegen, als wäre etwas in sie gefahren. Drei grössere Mädchen mit schönem blonden Haar, in breiten Hüten und hellen Kleidern, flogen voraus. Ihre entblössten abgebrannten Arme glänzten. Zwei grössere Knaben und ein kleinerer, untersetzter, bemühten sich, den Mädchen zuvorzukommen. Hinten liefen immer kleinere und kleinere; weit zurück hinter allen blieb ein ganz kleines Mädchen in blauem Kleidchen mit ausgespreizten Ärmchen, kaum sichtbar, und rief mit dünner Stimme: »Ich will auch zu dem Herrn, was die Märchen erzählt.« Die Eltern und die Kindermädchen blieben zurück. Sie lachten.

»Die Kinder werden sich deinetwegen noch erschlagen!« sagte die Frau.

Vocel lachte und winkte mit dem Tuch. Sie umringten ihn, fassten ihn an den Händen und alle sprachen auf einmal:

»Erzählen Sie uns wieder etwas! Von Bosnien! Von dem Beinhaus! Von Stephan!«

»Ich werde erzählen, ich werde,« sagte freundlich Vocel, indem er in jeder Hand einige Kinderhändchen hielt.

Ein halbwüchsiger, braungebrannter Knabe mit blauen Augen, der wie ein Äffchen herumsprang, wollte Kämmerchen vermieten spielen. Vocel versprach den Kindern, dass er nach dem Nachtessen von Bosnien erzählen werde, und dass sie jetzt lieber spielen sollen. Er führte die Kinder in den Garten, stellte jedes zu einem Baum und spielte mit ihnen Gevatter leih' mir die Scher', wie es der Knabe mit den blauen Augen gewünscht.

Die Frau, vom Gehen ermüdet, ging mit ihrem Söhnchen in ihr Zimmer im ersten Stock. Das Zimmer duftete nach Rosen. Über dem Sessel hing ein neuer Anzug des Knaben und am Rechen schillerte wie Gold eine gelbe Seidenbluse, Geschenke, die der Hauptmann Vocel gestern aus der Stadt mitgebracht hatte. Durch das offene Fenster tönte der freudige Lärm der Kinder aus dem Garten herein. Nach einer Stunde brach ein kurzes Gewitter mit Platzregen aus. Es wurde kühl. Der Hauptmann und die Kinderschar suchten auf der Veranda Schutz.

Die Frau ging mit dem Söhnchen nach dem Gewitter zum nahen kleinen Teich baden. Das Wasser war warm. Der westliche Himmel voll Feuer und Gold, märchenhaft glänzend, wie er nur selten zu sein pflegt, wölbte sich über die Wälder. Tausende von Schwalben kamen über den Teich geflogen, schwirrten hin und her und liessen sich zwischen dem Schilf nieder. Frau Vocel schaute im Schwimmen mit ihren schönen schwarzen Augen ganz verwundert auf dieses wunderbare Schauspiel. Es schien ihr, dass sie noch nie ein so herrliches Bild gesehen habe. Der Knabe watete an einer seichten Stelle umher. Sein Körperchen, der ganze Wasserspiegel und das nahe weisse Gebäude glänzten rosig im Abendlicht.

II.

Zeitlich früh bereitete sich Hauptmann Vocel zur Abreise in die Garnisonsstadt vor. Er zog sich so still an, dass er weder die Frau noch den Sohn aufweckte. »Wer weiss, wie sie in der Nacht geschlafen haben,« dachte er, »ich darf sie nicht unnötig stören.« Er ging in die Restauration herunter, frühstückte, durchschritt die Allee zum Teich, blickte durch die taufrische Morgenluft zu den waldbewachsenen Bergen und zählte die Tage, bis er wieder zu seinen Lieben kommen werde. Das stimmte ihn traurig. Er hatte keine Lust in die Stadt zu fahren. Die zwei Tage, welche er hier verlebt, kamen ihm wie ein zarter Traum voll Leben und

Schönheit vor. Dann erinnerte er sich, dass er seiner Frau zum heurigen Christkind mit dem Porträt seines Sohnes eine grosse Freude bereiten werde. Er vergegenwärtigte sich seinen Knaben mit der Blume, wie er sie gestern gehalten hatte, und wurde fast ungeduldig. Er entschloss sich, Hynais aufzufordern, dass er das Bild ausführe.

Er blieb stehen und schrieb sich in das Notizbuch ein, was er nächstens mitbringen werde. Einen Messingsamovar, alt, von gefälligen Formen, der seiner Frau gefallen hatte und von ihr heute erwähnt worden war. Sie hatte ihn in einem kleineren Geschäfte in der Stadt gesehen und fürchtete, dass er schon verkauft sein werde. Dann drei neue Bücher, einen Ring mit einer länglichen Saphirkrone, der ihm gefallen hatte, und ausserdem einige Kleinigkeiten für das Söhnchen.

Erst als der Wagen beim Pensionat stand, weckte er Frau und Sohn, um sich von ihnen zu verabschieden. Es war keine Zeit mehr, sich anzukleiden. Er wollte, dass sie noch schlafen sollen. Er küsste sie und eilte die Stiegen hinunter, unbefriedigt wie immer, mit dem quälenden Gefühl, dass er mit seinem Besuch weder die Frau noch den Sohn besonders erfreut habe. Es schien ihm, als hätten sie sich gleichgültig verabschiedet.

Der Weg zur Bahnstation war angenehm. Durch das Kesseltal rechts sah man die Moldau und das zierliche Städtchen mit dem Schloss im dichten Grün.

Nachmittags ging Hauptmann Vocel bereits in seine Kanzlei im Stationskommando. Die Stadt war drückend heiss und staubig. Die Menschen schlichen ermüdet einher. Der Himmel war bewölkt, ein Gewitter meldete sich durch fernes Brausen an.

Vocels Substitut, der Oberleutnant, ein Mann von kleiner aber gedrungener Gestalt, mit Sommersprossen im Gesicht und kalten, gläsernen Augen, salutierte und trat ohne viel zu reden, als wiche er jedem Gespräche mit dem Hauptmann aus, in das Nebenzimmer. Vocel blieb stehen und blickte ihm verwundert nach. Die Bewegung seiner Hand war ihm so ungewöhnlich, dass er hinter ihm den Kopf schüttelte. Er ging ihm nicht aus dem Kopf. Immer sah er den spitzen Ellbogen und das Biegen der Finger.

Das Herz klopfte ihm. In solchen Augenblicken fühlte er immer eine unerträgliche Furcht: dass sie in seiner Abwesenheit in den Büchern etwas Unrichtiges gefunden hätten. Er errötete und

musste im Zimmer auf und abgehen, um sich zu beruhigen. Er erinnerte sich, dass ihn dieses unangenehme Gefühl schon hundertmal erfasst habe und dass es immer überflüssig gewesen — und so beruhigte er sich. Er setzte sich nieder und vertiefte sich in die Arbeit.

Der Major kam, ein hoher stramm aufrechter Herr mit grauem Backenbart; dem Hauptmann nur durch Salutieren dankend ging er in das benachbarte Zimmer.

Vocel regte sich von neuem auf. Es schien ihm, als wären die Augen des Majors streng gewesen. Er hatte erwartet, dass er fragen werde, wie es ihm auf dem Lande gegangen sei und wie sich seine Frau befinde. Der Major hatte es immer getan und von Frau Vocel mit wahrer Begeisterung gesprochen. Heute schwieg er. »Gewiss ist etwas geschehen,« dachte Vocel in ängstlicher Erregung. »Warum fahre ich aufs Land? Warum? Ob das wohl so eine Aufregung wert ist?«

Er nahm das rechts liegende Buch und blickte auf einige Seiten. Auf einer Seite sah er ein mit Rotstift gemachtes Ausrufungszeichen. Er wurde feuerrot. Die blauen, heute verschwommenen Augen irrten über den Inhalt dieser Seite hin. »Nein,« dachte er, »was könnten sie finden? Das ist nicht möglich.« Er stützte den Kopf in die Hand. »Wenn sie das Tagebuch nehmen würden — und — das Buch des Feldwebels, ja, nur so — und das noch sehr schwer. Wem könnte das einfallen?« (Er stand auf und ging zum Fenster. Eine Menge Dächer, zwei Türme und der bewölkte Himmel lagen vor ihm.) »Ist all das wohl die Aufregung wert? Wozu sich diese Angst bereiten? Wozu? Ist nicht das Leben der Bettler in Třisov ruhiger?« (Das Bild des sonnerfüllten Dorfes erstand vor seinen Augen. Es schien ihm, als höre er die Stimme der Maškin.) »Der Mensch ist ja ein Sklave und ein armer Teufel« warf er fast laut hin, als befände er sich in gerechter Erregung, »in den heutigen teueren Zeiten . . was ist ein solcher Gehalt, wie ich ihn habe? Ist das etwas? Ist das in Ordnung? Ein anderer hat leicht reden!« (Er setzte sich nieder und war nicht mehr so erregt.) »Kinderei, Kinderei, nichts anderes! Es ist heute schwül, jeder ist müde — niemand hat Lust zu plaudern!« (Schluss folgt.)

Das letzte Decennium der böhmischen Archäologie.

Von Dr. L. Niederle.

In der Entwickelung der böhmischen Archäologie unterscheiden wir deutlich drei Perioden. In der ersten weckten die Arbeiten Bienenbergs, Dobrovskýs und Kalinas sowie der Sammeleifer eines Krolmus allgemeines Interesse für die Archäologie, welches dann in der zweiten Periode seine Verkörperung in der Gründung des »Archaeologický sbor musea království Českého« und der »Památky archaeologické a místopisné« (Prag, seit 1853) gefunden und ihren Gipfelpunkt in den Arbeiten J. Eraz. Vocels erreicht hat. Nach einer nicht allzulange währenden Pause brach die dritte, man kann sagen, eine Blüteperiode an, welche durch die Gründung einer neuen Heimstätte im Neubau des böhmischen Landesmuseums im J. 1891 eingeleitet wurde. Hier bekam die alte, zwar schon reichhaltige, aber ziemlich unbekannte und ungeordnete Sammlung einen neuen wirkungsvollen Rahmen, wurde vom Direktor J. L. Píč in gefälliger Weise geordnet und in den folgenden Jahren noch bedeutend bereichert, in welch letzterer Richtung er allerdings der opferwilligsten Unterstützung bei einer Schar begeisteter Männer begegnete, so bei V. Požarecký, A. Formánek, J. Vaněk, J. Felcman, J. Hellich und V. Schmidt. Die reichen Sammlungen bildeten in Prag ein neues geeignetes Milieu, welches nicht nur zur fortgesetzen praktischen Tätigkeit, sondern auch zur wissenschaftlichen Bearbeitung des aufgestapelten Materials den Anlass bot. Es bedeutet in der Tat das Jahr 1891 einen Wendepunkt für unsere Archäologie.

Da seit dieser Zeit der frühere Kustos und Redakteur der »Památky« Professor J. Smolík seine erspriessliche Tätigkeit fast ausschliesslich der böhmischen Numismatik gewidmet hat, als deren bester Kenner er heutzutage gilt, fiel die wissenschaftliche

archäologische Arbeit in erster Reihe dem neuen Kustos der prähistorichen Landessammlung, Prof. J. L. Píč zu. Dieser machte sich eifrig an die Arbeit, beschrieb seine Funde und die seiner Freunde, und schon im Jahre 1893 erschien sein planmässig angelegter und in vielen Einzelheiten gut durchdachter »Archaeologický výzkum ve středních Čechách« (Archäologische Forschungen in Mittelböhmen). Inzwischen war es auch dem Verfasser dieser Zeilen vergönnt, sich an der böhmischen Universität zu habilitieren und die zwei verwandten Disciplinen der praeh. Archäologie und Ethnologie zu tradieren, was natürlich auch von literarischer Tätigkeit begleitet war und den Verfasser besonders zur Herausgabe eines grösseren Vademecums veranlasste.*) Von anderen Arbeiten dieser Jahre möchte ich noch erwähnen die Fundbeschreibungen von J. Felcman, V. Schmidt, V. Diviš Čistecký, Kl. Čermák, Břet. Jelínek und L. Schneider. Auch die erfolgreiche, überall bekannte anthropologische Tätigkeit H. Matiegkas begann zu dieser Zeit und H. Richlý veröffentlichte eine grössere Arbeit über die Bronzezeit in Böhmen (Prag 1893). Die Arbeiten der deutschen Fachgenossen lasse ich hier ausser Betracht.

Schon in diesen Jahren zeigte es sich, dass die böhmische Archäologie sich in zwei Richtungen spaltet, von denen die eine im Landesmuseum, die andere in der Universität ihren Mittel- und Stützpukt findet. Alle Umstände, die dazu mitgewirkt haben, zu erörtern, ist nicht Sache dieses Referates. Es genügt zu konstatieren, dass seitdem diese zwei Richtungen existieren und einander kritisch gegenüber stehen und dass dieser Antagonismus gewiss viel zum Besten der Sache und zur allgemeinen Regsamkeit der letzten Jahre beigetragen hat. Die innere Charakteristik und die Ergebnisse werden aus dem Folgenden ersichtlich.

An der Spitze jener Richtung, deren Anhänger sich im Museum konzentrieren, steht der jetzige Direktor J. L. Píč.

Wenn ich auch seiner Methode und seinen Ergebnissen in vielem nicht beipflichten kann, so muss ich doch seiner Geschicklichkeit, Unermüdlichkeit sowie seinen vielseitigen Kenntnisen, welche er sich in den Museen von ganz Europa erworben hat und

*) Lidstvo v době předhistorické se zvláštním zřetelem na země slovanské (Die Menschheit in vorhist. Zeit unter bes. Berücksichtigung der slav. Länder). Prag 1893. Eine russische Übersetzung erschien in Petersburg im Jahre 1898, eine polnische Bearbeitung brachte die arch. Zeitschrift Światowit in den Jahren 1900—1904.

welche er stets für die heimische Praehistorie ausgiebigst zu verwerten sucht, die vollste Anerkennung zollen. Seine Forschungsergebnisse legte er abgesehen von dem oben angeführten Výzkum besonders in seinem Hauptwerke »Starožitnosti země české« (Die Altertümer von Böhmen) nieder, welches mit Recht die Aufmerksamkeit der Fremde als umfangreiches Repertorium archäologischer Materialien hervorrief.*) Bisher sind 5 Teile erschienen, welche uns gerade die wichtigsten Phasen seines praehistorischen Systems vorführen. Leider ist darin nur das Material von Böhmen, nicht aber auch jenes von Mähren bearbeitet, so dass Mähren auf eine ähnliche Arbeit noch warten muss. Der I. Teil behandelt zuerst die spärlichen Reste des diluvialen Menschen und dann ausführlich die Kultur des Geschlechtes »der Hocker«, welches Nordböhmen und Mittelböhmen besiedelte und dessen Existenz daselbst vom Beginn der Bronzezeit bis zur Zeit des ersten Erscheinens der römischen Kultur nachweisbar ist; der II. Teil beschreibt die Tumuli im südwestlichen Böhmen, deren Zusammenhang mit Bayern offenbar ist und deren Dauer nach Píč von der Bronzezeit bis in das III. Jahrh. vor Chr. reicht; der III. Teil beschreibt die vom IV. Jahrhundert bis in das I. Jahrh. vor Chr. Geb. reichende und von Píč den gallischen Bojern zugeschriebene, hochinteressante Gruppe unserer Latène-Gräber, der IV. die weltbekannten Funde auf dem »hradiště« bei Stradonice, der angeblichen Veste des Markomannen-Fürsten Marobud.

Der V., bis jetzt letzte, umfangreichste Teil ist der Kultur der Brandgräber Ost- und Nordböhmens gewidmet, welche mit dem ersten Auftreten der Čechen in Böhmen in Verbindung gebracht werden. Im grossen und ganzen gipfeln Píčs Forschungsergebnisse in folgenden Thesen:

1. Nach dem diluvialen Menschen trat in Böhmen eine lang andauernde Unterbrechung in der Besiedlung ein. Was man an anderen Orten Mitteleuropas als reine neolithische Kultur ansieht, ist bei uns nicht nachgewiesen. Die älteste Kultur Böhmens gehört erst dem Übergange zur Metallzeit an, und wurde zu uns durch ein aus Thüringen eingewandertes Volk zu der Zeit gebracht, als daselbst bereits die ersten Metallgegenstände, namentlich auch die Úněticer Nadel sowie Typen der Úněticer Keramik zum Vorschein

*) Der IV. Teil erschien auch in französischer Übersetzung (1905), der V. soll in nächster Zeit auch deutsch herausgegeben werden.

kamen. Allerdings weist diese Kultur noch viele neolithische Survivals auf, aber der reine Neolith ist es nicht.

2. Dieses aus Thüringen eingewanderte Volk liess sich in Mittelböhmen nieder, und seine Kultur entwickelte sich zu einer besonderen, lokalgefärbten Stufe der »Úněticer« Kultur (genannt nach der ersten grösseren Fundstätte in Únětice bei Prag), welche in die ältere Bronzezeit fällt. Dieses Volk verblieb in Mittelböhmen, bis die jüngere Hallstattkultur, von Franken kommend, seine alte Kultur gründlich umgestaltete und von Píč als jüngere Phase angesehen wird (die sogenannte Kultur der Bylaner Gräber).

3. Inzwischen wurde auch der westliche Teil Südböhmens von einem neuen Volke okkupiert, welches uns daselbst die charakteristischen Hügelgräber hinterliess, deren Kultur mit jener der bayrischen Tumuli als identisch angesehen werden kann. Zuerst bezeichnete Píč die Angehörigen der Hügelgräber ausdrücklich als »namenloses Volk«, konzedierte aber später, dass es Kelten sein könnten, allerdings nicht die gallischen Bojer. Die Dauer dieser Besiedelung erstreckt sich nach Píč von der Bronzezeit bis in das III. Jahrhundert vor Chr., zu welcher Zeit dieses Volk aus Böhmen verschwunden sein soll.

4. Für die Bojer sucht Píč archäologische Belege in Nordböhmen und findet dieselben nach der alten bis in die jüngste Zeit allgemein geteilten Meinung in den Skelettgräbern der sogen. Latène-Kultur, von welcher er zu erweisen trachtet, dass sie bei uns durch Übertragung der Marne-Kultur aus Gallien um 400 vor Chr. entstand und bis in das I. Jahrhundert vor Chr. Geburt währte. Zwischen die Latène und die römische Kultur versetzt er die zwar allein dastehende, aber hervorragende und reichhaltige Fundstätte auf dem Burgwalle bei Stradonice an der Beraun, welche in vieler Hinsicht mit den französischen Funden, besonders von Mont-Beuvray übereinstimmt, und welche Píč als Zentrum der germanischen Markomannen, ja direkt als Marobudum, den Hauptsitz ihres Fürsten, ansieht.

5. Schliesslich drang nach Nordböhmen wieder ein neues Volk in zwei Strömen ein, welchem die Kultur der Brandgräber des sogen. »Lausitzer« Typus angehört. Der eine drang durch das Elbetor bei Tetschen ein und verfolgte den Lauf der Elbe bis nach Mittelböhmen, der zweite kam über die Gegend von Turnau nach Ostböhmen und breitete sich hauptsächlich im Gebiete des ehemaligen Königgrätzer Kreises aus. In der Gegend

von Mělník bis Kolín trafen die Ausläufer beider Ströme zusammen. Nach dieser ersten Welle, welche ungefähr im V. Jahrhunderte die erwähnten, früher fast unbesiedelten Gegenden überflutete,*) kam ein neuer Nachschub nach Ostböhmen mit der jüngeren, »schlesischen« Kultur; diese wandelte sich in Ostböhmen ungefähr im I. Jahrhunderte vor Chr. Geb. in die sogenannte Plátenicer Kultur um, welche namhafte hallstättische Elemente aufweist. Und eben zu dieser Zeit lässt Píč das Brandgräbervolk weiter nach Mittelböhmen und Westböhmen vordringen, von hier die Bojer aus ihren Sitzen verdrängen und die Reste der ältesten Bevölkerung absorbieren. Geschichtlich bringt er diesen Ansturm mit der Tradition von der Ankunft des Urahnen Čech auf dem Berge Říp in Verbindung und erklärt demnach ethnologisch das Volk der Brandgräber des Lausitzer und schlesischen Typus als Čechen —

6. Nach Píč befand sich die Wiege der Arier in Asien. Von hier aus kamen sie mit der ersten Bronzekultur, sowie mit dem Ritus des Leichenbrandes nach Europa und liessen sich daselbst in einer Reihe von geographischen Gruppen nieder. Eine dieser Gruppen, welche Píč an der mittleren Donau lokalisiert, soll die Urslaven repräsentieren. Hier entwickelte sich die erste Stufe ihrer europäischen Kultur und von hier aus übersiedelten sie noch in der reinen Bronzezeit nordwärts in die Gebiete der Elbe und Oder und sind daselbst durch die Gruppe der Brandgräber des Lausitzer und schlesischen Typus charakterisiert. Von hier aus drangen sie schliesslich, wie bereits erwähnt wurde, ungefähr im V. Jahrhundert auch nach Böhmen ein.

Was also die ältere Besiedelung Böhmens anbelangt, so stellt Píč folgende Reihenfolge auf: Zuerst kam aus Thüringen ein Volk mit altbronzezeitlicher Kultur nach Nordböhmen, sodann folgte von Westen das Volk der gallischen Bojer mit der Latène-Kultur im IV. Jahrhunderte, von Osten und Norden das slavische Brandgräbervolk mit der jüngeren Bronzekultur ungefähr im V. Jahrhunderte. Südböhmen wurde in der Bronzezeit lediglich von einem einzigen Volke, dem der Hügelgräber, eingenommen.

Was die Methode selbst betrifft, so will ich schon von vornherein hervorheben, dass H. Píč seine archäologische Forschungen

*) Früher verlegte Píč das Vordringen der Brandgräber in das I. Jahrh. (ca. 58) vor Chr. und hielt den schlesischen Typus für älter als den Lausitzer.

zu sehr von historischen Thesen beherrschen lässt, beziehungsweise zum Teile von diesen als von Beweisthemen ausgeht, obzwar er sonst die geschichtlichen Daten bis zur Zeit der Boleslave der Archäologie gegenüber erst in die zweite Reihe stellt. Dies ist nicht nur aus der Art und Weise seiner archäologischen Schlüsse ersichtlich, sondern auch aus seinen offenen Äusserungen.*) Es wird demnach auch niemanden überraschen, wenn Prof. Píč nicht selten zu gewaltsamen Schlüssen gelangt.

Anders sucht die zweite Schule vorzugehen. Dieser kommt es vor allem darauf an, das vorliegende Material an und für sich zu bearbeiten und aus demselben rein archäologische Schlüsse zu erzielen. Erst, wenn diese so gewonnenen Schlüsse mit den historischen Thesen parallel laufen, gestattet sie eine Verknüpfung. Niemals aber geht diese Schule von historischen Prämissen aus, und niemals bringt sie die Archäologie mit der Geschichte gezwungen und gewaltsam in Verbindung.

Diesen Standpunkt hat der Verfasser bereits in seinem Aufsatze über die hauptsächlichsten Aufgaben der böhmischen Archäologie (im Český Lid 1894) zum Ausdrucke gebracht. In weiterer Verfolgung dieses Standpunktes hat später K. Buchtela sich der Neubearbeitung der vorhandenen Materialien unterzogen. Und offen erkläre ich, dass bis jetzt bei uns niemand so methodisch klar und dabei mit so künstlerisch geschultem Auge die verschiedenen Kulturstufen der böhm. Prähistorie zu analysieren und zu ordnen vermocht hat, als er. Er kann heute als erfolgreichster Kenner unserer Archäologie gelten. Von seinen Arbeiten führe ich hier die zwei massgebenden an: »Vorgeschichte Böhmens. I. Nordböhmen bis zur Zeit um Christi Geburt« (Beilage zum Věstník slovanských starožitností III. Prag 1899) und »Die Kultur der Lausitzer und schlesischen Gräber in Böhmen« (Jahrbuch d. k. Zentralkommission in Wien 1906). Die erste Arbeit bildet eigentlich eine in allen Richtungen ablehnende Kritik des I. Bandes der Starožitnosti von J. L. Píč, aber derselben ist auch schon eine Darstellung der übrigen Kulturperioden bis zur römischen Zeit beigefügt. Die zweite Arbeit bringt dann eine ausführliche Analyse unserer hochwichtigen Brandgräber-Kultur. Aus der Feder des Verfassers dieses Referats, welcher sich sonst hauptsächlich mit der Bearbeitung der gesamten Alter-

*) Vergleiche: Výzkum S. XXVII., Památky XVIII. 141, Starožitnosti I. 1, 55: II. 1, 1.

tumskunde der Slaven befasst*), stammt eine Reihe von kritischen Besprechungen des Píčschen Werkes im Český Časopis historický (VII. 204 ff., VIII. 202 ff., XI. 199 ff., XII. 69 ff.) samt einem Aufsatze »Příchod Čechů a archaeologie« (Die Ankuft der Čechen und die Archäologie, ibidem XII. 1 ff.), sowie namentlich ein umfassendes Kapitel über die Prähistorie Mittel-Europas im I. Bande seiner »Slovanské starožitnosti (I. S. 435—511).

Diese soeben angeführten Arbeiten enthalten ungefähr folgende Grundsätze:

1. Abgesehen von dem diluvialen Menschen, lebten die ältesten Bewohner Nordböhmens schon in der reinen neolithischen Kultur, welche Píč irrtümlich nicht anerkennt. Unser Neolith zerfällt in zwei lange Zeitabschnitte, und zwar einen älteren durch die sogenannte Voluten-Keramik charakterisierten und einen jüngeren, welcher zumeist stichverzierte Keramik aufweist. Metallgegenstände kommen noch nicht vor, auch fehlt noch die streng rituelle Gräberbestattung.

2. Hierauf folgte eine Zeit, in welcher infolge reger Handelsbeziehungen mit Norden und Süden fremde Einflüsse überhand nahmen und die ersten Metallgegenstände insbesondere aus Kupfer, sowie fremde Gefässtypen und die neue rituelle Leichenbestattung mit sich brachten, so dass wir mit Recht von einer Überganspëriode sprechen können. Den Gipfelpunkt dieser fremden Einflüsse bildet die sogenannte Úněticer-Kultur, welche die älteste einheimische reine Bronzekultur ist und in Mitteleuropa eine hervorragende Stellung einnimmt. Weil Prof. Píč die ersten Einwohner erst mit den Anfängen der Únětìcer Kultur nach Böhmen kommen lässt, so existieren für ihn die beiden vorhergehenden grossen Perioden nicht, was aber nach dem vorhandenen Materiale entschieden nicht zulässig ist und eine ungeheuere, unmotivierte Lücke bedeutet.**) Dies gilt für Nordböhmen. Südböhmen war zu dieser Zeit noch nicht besiedelt.

3. In der jüngeren Bronzezeit können wir die Invasion zweier neuer Volksstämme konstatieren und zwar drang von

*) Vergl. seine »Slovanské starožitnosti« (Slavische Altertümer. Prag I. 1902, II. 1904, III. 1906.)

**) Derselben Meinung pflichten auch die kompetentesten deutschen Forscher bei, welche in der jüngsten Zeit über den Neolith Arbeiten veröffentlichten und unsere Verhältnisse am besten beherrschen, so z. B M. Hoernes (Jahrbuch d. Zentralkomm. 1906 I 72 ff) und Seger (Archiv f. Anthr. N. F. V. 1906 176 ff.).

Norden das Volk der Lausitzer Brandgräber über Aussig und Náchod ein, wogegen in Südböhmen neue Völkerscharen (die Angehörigen der Tumuli) erschienen. In Nordböhmen wurde in Folge dieser Ereignisse das alte Geschlecht langsam nach Mittel- und Westböhmen gedrängt, von den neuen Einwanderern durchsetzt und nahm auch allmählich die neue Kultur an. Diese neue Mischkultur wird als »Knovízer« Kultur bezeichnet. Die letzten sichtbaren Spuren dieser alten Bevölkerung erhielten sich bis in die römische Periode. Auch das Nachbarvolk der Hügelgräber verblieb in Südböhmen bis ungefähr um diese Zeit, und es zerfällt seine Kultur in zwei Hauptgruppen, eine bronzezeitliche und eine hallstättische. Der Zusammenhang unserer Tumuli mit den bayrischen ist so eklatant, dass wir mit Recht beide demselben Volke, den Kelten (wahrscheinlich Bojern) zuschreiben können.

4. Nach diesen zwei Invasionen haben wir noch eine dritte, jüngere zu verzeichnen und zwar jene der Latène-Gräber, welche Prof. Píč in das IV. bis I. Jahrhundert vor Chr. versetzt und demnach mit den gallischen Bojern verknüpft. Wir sind gegen diesen Schluss, weil jene Kultur ganz entschieden der jüngeren Mittellatène- und der Spätlatène-Periode angehört, was die auf der Drehscheibe hergestellte Keramik, die emaillierten Gegenstände, die Glasringe und die Waffen beweisen. Und da sie also nicht am Anfange des IV. Jahrh. (c. J. 400) zu uns gekommen sein konnte, so kann sie auch nicht den historischen Bojern gehören. Eher könnte man an germanische Sippen, welche vom Rhein kamen (auch Markomannen?) denken. Den Burgwall von Stradonice halte ich mit Píč für das historische Marobudum, Buchtela erblickt in demselben lediglich das neben Marobudum gelegene Handelszentrum, und würde die Feste Marobuds eher auf dem Nižbor oder bei Beraun suchen.

5. Kehren wir wieder zu dem »Lausitzer« Volke zurück. Seine Invasion nach Ostböhmen erfolgte schneller als jene nach Westböhmen, da Ostböhmen fast unbevölkert war. Demnach blieb auch seine Kultur im Hinblicke auf die Knovízer relativ reiner. Ein bedeutender Nachschub erfolgte über den Náchoder Pass zur Zeit der jüngeren, sogen. schlesischen Kultur. Ungefähr gleichzeitig kamen in Nordböhmen südliche Einflüsse zur Geltung, durch welche der östliche, schlesische Typus in den sogen. Plátenicer, der mittelböhmische, Knovízer Typus in die sogen. By-

laner Kultur sich umwandelten. Beide weisen eine starke Beimischung hallstättischer Elemente auf, und wir finden diese Kulturen schliesslich über ganz Nordböhmen und so namentlich auch im Westen verbreitet. Diese letztere Erscheinung veranlasste Prof. Píč zur Aufstellung seiner Hypothese von der Ankunft der Čechen auf dem Berg Říp im I. Jahrh. vor Chr. (siehe unten). Nach der Bylaner Zeit erlebte das Volk Nordböhmens eine neue Blüte im II. — IV. Jahrhunderte nach Chr. unter der Herrschaft der römischen Kultur (die Periode von Dobřichov und Třebická). Hierauf tritt ein starker, durch die vielen blutigen Völkerwirren verursachter Verfall ein, welcher ein namhaftes Degenerieren und teilweises Erlöschen nach sich zog und sich in unseren armen Brandgräbern der letzten vorchristlichen Phase wiederspiegelt.

6. Gegen die Hyphothese Píčs über die asiatische Herkunft der Arier, über die slavische Urheimat an der Donau und gegen seine weiteren Folgerungen (siehe oben S. 304) wandte ich mich in mehreren literarischen Kontroversen. Ich suchte dabei zu zeigen, dass es auf Grund historischer, linguistischer und auch archäologischer Zeugnisse unmöglich sei, mit einem solchen Ausbreitungscentrum der Slaven zu operieren. Die Donau war die Wiege anderer arischer Völkerschaften, wie die Geschichte und die alte Nomenklatur ihres Flusssystems klar bezeugt und auch vom archäologischen Standpunkte kann man die Kultur, welche dort nach Píčs Rechnung der älteren Bronzezeit angehört, nicht mit der slavischen Kultur in genetischen Zusammenhang bringen. Die linguistischen Zeugnisse, welche dort auf eine ältere Anwesenheit der Slaven deuten, fasse ich nur als Spuren ihres Vordringens in bedeutend früherer Zeit, als man sonst annimmt, auf, aber nur als Spuren einzelner Sippen und Stämme, welche immitten fremder Völker vom Norden eindrangen, etliche Jahrhunderte früher, bevor sich hier die breite slavische Welle im V.—VI. Jahrh. nach Chr. ergoss und alles überflutete.

Ich bin Píč gegenüber der Meinung, dass sich die slavische Urheimat in der ausgedehnten Gegend zwischen dem Dněpr, der Oder und dem Karpathengebirge befand.

In Ostdeutschland waren sie wahrscheinlich auch früher, ehe sich dort die Germanen vom Norden ausbreiteten. Ihre primitive Kultur entwickelte sich dort unter verschiedenen Einflüssen. Die Einflüsse im Osten (von Asien und vom Schwarzen Meere) waren seit jeher vielfach andere als die, welche auf der Strasse vom Adriatischen

Meere über die Donau zur Oder und Weichsel hinaufkamen). Von diesem Gesichtspunkte aus, möchte ich — diesmal nicht nur in Übereinstimmung mit Buchtela, sondern auch mit Píč — die Kultur der Urnengräber des Lausitzer und schlesischen Typus, als Kultur der alten Westslaven auffassen, obwohl ich mir sehr wohl bewusst bin, dass es noch weiterer Studien und Forschungen bedarf (besonders betreffs der Auseinandersetzung, Unterscheidung und näheren Differenzierung der slavischen und germanischen Kultur in den ersten Jahrhunderten nach Chr. Geb. bevor man diese These als endgültiges Resultat aufstellt. Es erübrigt noch klar zu zeigen, was also die eigentliche Kultur der historisch bezeugten Germanen im Ostdeutschland ist. Auch was speziell die ersten Slaven Böhmens anbelangt, bin ich in einigen Details anderer Meinung als H. Píč; besonders lehnte ich seine Hypothese von der neuen Einwanderung und von der Ankunft Čechs in Westböhmen (nach Píč etwa im I. Jahrh. vor Chr. Geb.) ab, weil sie keine historische Stütze hat und den archäologischen Tatsachen widerspricht. Der Kustos des Teplitzer Stadt-Museums R. von Weinzierl, ein Fachmann, hat schon seit Jahren über eine Reihe von Brandgräbern und Siedelungen des Lausitzer Typus aus der Gegend an der Eger berichtet und dieselben auch im Teplitzer Museum aufgestellt. Andererseits wurde von Buchtela im Raudnitzer, Schlaner und Launer Bezirke eine grosse Fülle derselben Typen nachgewiesen (Siehe den Index und die Karte in der Arbeit Buchtelas über Lausitzer Brandgräber in Böhmen).

Ausser den Arbeitern, über welche ich bis jetzt referierte, haben sich noch Andere dieser zweiten jüngeren Schule angereiht Ich möchte da wieder nicht nur unseren Professor der Anthropologie, Dr. H. Matiegka, sondern auch Dr. K. Prokop, L. Domečka, J. Jíra und J. Štorch anführen. Besonders gehört hierher die fleissige Arbeit Prokops »Praha v době předhistorické« (Prag in der praehist. Zeit, Prag 1905).

Die Arbeiten des Prof. J. N. Woldřich bezeugten zwar einen eifrigen Forscher und Patrioten, welcher am liebsten alles den Slaven zugewiesen hätte, aber zur Klärung der Verhältnisse Böhmens und zum Aufbau eines wissenschaftlichen Systems haben sie nur wenig beigetragen. L. Schneider verfolgt, namentlich was den Neolith anbelangt, seit jeher modernere Wege, dagegen lehnt sich J. Hellich in der beachtenswerten Abhandlung »Pravěk« (»Die Urzeit«. Abdruck aus dem Werke »Poděbradsko«, Prag

1906) fast gänzlich an die Theorien Píčs an. Auch dem verdienstvollen Buche des Dr. Boh. Hellich »Praehistorické lebky v Čechách« (Die prähist. Schädel aus Böhmen, Prag 1899) liegt das System Píčs zu Grunde, so auch den Fundbeschreibungen J. Felcmans und seiner Genossen. Die literarische Tätigkeit Kl. Čermáks verfolgt vornehmlich popularisierende Zwecke.

Gegenüber dieser regen Tätigkeit in Böhmen verhält sich Mähren, wo vor Zeiten ein Wankel, Havelka, Slovák, Přikryl, Pek, Maška, Palliardi, um die neugegründete Zeitschrift des vaterländischen Musealvereines (Časopis vlasteneckého spolku musejního) in Olmütz geschart, so eifrig, begeistert und, was die letztgenannten betrifft, auch erfolgreich arbeiteten, in letzter Zeit mehr passiv.*) Mähren ist es bisher nicht gelungen, eine ähnliche Konzentrationstelle zu schaffen, wie sie in Prag ist, und darin liegt meiner Meinung nach die eigentliche Ursache dieser relativen Passivität. Hoffentlich wird es besser, bis auch dort eine Universität, eine Akademie und ein grosses Museum geschaffen sein werden. Jetzt leben die mährischen Forscher zersplittert im Lande ohne wirksame gegenseitige Fühlung und begnügen sich meistens damit, die böhmischen Ergebnisse auf ihr eigenes Land zu applizieren. Prof. J. Hladík veröffentlichte im J. 1896 eine Übersicht unter dem Titel »Památky archeologické a jejich stáří« (Die arch. Denkmäler und ihr Alter. Brünn). Aus der Feder Maškas rührt in der letzten Zeit der gute Aufsatz »Obrázky z pravěku moravského« (Bilder aus der Urgeschichte Mährens) im populären Sammelwerke »Moravská čítanka« (Mährisches Lesebuch, red. von Dir. Fr. Bílý, Telč 1906), her von M. Kříž liegt nichts Grösseres vor; J. Palliardi, dessen frühere Studien über die südmährischen Hockergräber und den mährischen Neolith so wertvoll waren (besonders seine »Neolith. Ansiedelungen mit bemalter Keramik in Mähren«. in Mitt. der praehist. Komm. der Akademie, Wien 1897), ist heute verstummt.

Die grösste Arbeit der letzten Zeit und zugleich ein sehr gutes und nützliches Vademecum lieferte uns der Ingenieur J. L. Červinka unter dem Titel »Morava za pravěku« (Urgeschichte Mährens, Brünn 1902 S. 368). Dieses stattliche Buch, ausgestattet mit vielen gediegenen Tafeln, begleitet die meist topographisch geordneten Funde mit ziemlich ausführlichen Erklärungen, welche

*) Die schönen Forschungen in dem Bereiche des diluvialen Menschen habe ich da überhaupt nicht im Auge.

im ganzen im Geiste der jüngeren čechischen Schule gehalten sind. Derselbe Forscher hat sich auch im J. 1903 die dankenswerte Aufgabe gestellt, eine neue bloss der Prähistorie gewidmete Zeitschrift zu gründen. Sein »Pravěk« hat dieser Aufgabe zwar ehrlich gedient, aber nach zwei Jahren hörte er zu erscheinen auf. Von den dort gedruckten Arbeiten hebe ich besonders das ausführliche Referat des Redakteurs über den mitteleurop. Neolith hervor, welches aber hinsichtlich der čechischen Verhältnisse verschiedene Meinungsschwankungen enthält. Von den anderen Forschern verdienen besondere Anerkennung der eifrige Sammler und Leiter des Stadtmuseums in Ung.-Brod J. Kučera und Ant. Gottwald in Prossnitz; ferner arbeiten noch J. Knies, A. Procházka, A. Telička, Em. Synek, F. Černý, K. Fišara und mehrere andere. In der ungarischen Slowakei steht an der Spitze aller kulturellen Arbeit der Präses des slowak. Musealvereines P. Andr. Kmeť, früher Pfarrer in Prenčov (Hont). Dieser ist auch archäologisch tätig und sammelt eifrig und opferwillig die heimischen Altertümer für das Volksmuseum in Turčanský Svatý Martin (Turócz Szent Márton). Aus seiner literarischen Tätigkeit hebe ich die Abhandlungen über die Funde im Komitate Hont (besonders aus der Umgebung des Berges Sitno) hervor. Neben ihm veröffentlichen eifrig ihre Arbeiten in slovak. Zeitschriften noch Dr. J. Petrikovich, P. Sochář, Jan Holuby, L. Rizner und H. Halaša.

Ein politischer Prozess in Ungarn.

Seit dem Aufleben des modernen Nationalismus besteht das Bestreben der Magyaren darin, die nichtmagyarischen Völker zu assimilieren und ihrer Rasse anzugliedern. Dieses Streben nach Einheitlichkeit und nationaler Vergrösserung der »politischen ungarischen Nation« wäre an sich nichts Unmoralisches und Verabscheuungswürdiges, wenn es in natürlichen und allgemein humanen Grenzen bliebe. Leider ist dem nicht so. Der moderne magyarische Chauvinismus kennt heute keine Grenzen, weder moralische noch gesetzliche, er setzt sich sogar über die Grundregeln der Menschlichkeit und gesellschaftlichen Courtoisie hinweg. Wagte es doch kürzlich ein Abg. Olay im ungarischen Abgeordnetenhause öffentlich unter dem frenetischen Beifalle fast des ganzen Hauses auszurufen: »Wenn das Heil des Staates und der Nation auf dem Spiele steht, darf man weder die Rechtsnormen noch moralische Bedenken gelten lassen.« Unter dem Heile des Staates ist selbstverständlich die magyar állam eszme — die sogenannte magyarische Staatsidee d. h. die völlige Magyarisierung Ungarns — zu verstehen. Der magyarische Chauvinismus wirft deshalb jährlich unzählige Opfer in die zahlreichen Kerker Ungarns. Zehntausende von Kronen müssen die Nationalitäten und Sozialisten monatlich in die Staatskassa als Strafgelder abliefern, ganz abgesehen von anderen gerichtlichen und administrativen Sekaturen, Rechtsberaubungen, Suspensionen und nationalen Beleidigungen aller Art. Von ihrem Wahlrecht können die ungarländischen Slovaken und Rumänen nur unter den schwierigsten Umständen Gebrauch machen. Ganz abgesehen von der weltbekannten Wahlkorruption, die besonders in den nationalistischen Gegenden unglaublich gross ist, werden Hunderte von slovakischen und rumänischen Wählern, falls sie nationalistisch gesinnt sind, einfach ihres Wahlrechtes beraubt, durch Gendarmerie oder andere Gewaltmittel an der Ausübung dieses Grundrechtes gehindert, chikaniert, eingesperrt, zum Narren gehalten oder einfach unter irgendeinem Vorwande für nicht wahlberechtigt erklärt. Über 200

Kriminalanzeigen wurden z. B. im Senitzer Wahlkreis (Neutraer Comitat) gegen die seinerzeitigen Wahlpräsidenten seitens der slovakischen Bauern erhoben. Mehr als 300 Wähler wurden bei den letzten Reichstagswahlen in diesem Bezirke deswegen abgewiesen, weil sie vor der Kommission Franz Veselovsky und nicht Veselovsky Ferencz sagten oder weil sie ihren eigenen Namen nicht magyarisch aussprachen. Und was im Verboer Bezirk bei den letzten Wahlen für Ungesetzlichkeiten von den magyarischen Behörden begangen wurden, spottet geradezu jeder Beschreibung. Über 600 slovakische Stimmen wurden auf ähnliche Art, wie in Senitz, annulliert. Dort etablierten die Behörden auch eine falsche Kommission. Ganze Bücher könnte man noch über solche und ähnliche Atrocities schreiben.

Die jüngsten Persekutionen aber sind für die Slovaken bedeutend schmerzlicher als alle Wahlrechtsberaubungen und administrativen Chikanen. Minister Polónyi und Andrássy gehen daran, die hervorragendsten und populärsten Führer des slovakischen Volkes durch jahrelange Kerkerstrafen unschädlich zu machen. Abg. Juriga wurde am 16. November in Pressburg zweier Artikel halber, die er in den »Ludové Noviny« veröffentlicht hatte, auf Geheiss Polónyis zu 2 Jahren Staatsgefängnis und 1200 K Geldstrafe verurteilt. Man kann über die Schuld Jurigas verschiedener Meinung sein, obzwar nach meiner Meinung auch der rigoroseste, allerdings objektive Richter in ihnen keine Aufreizung wider die magyarische Nation erblicken könnte; den hohen Strafsatz für einen bisher unbescholtenen Mann könnten selbst die magyarischen Kreise nicht gutheissen. Dabei muss man bedenken, dass der eine der inkriminierten Artikel von der ersten Instanz für belanglos erklärt, also selbst vom Anklagesenat freigegeben wurde. »Beide Artikel, schreibt der magyarenfreundliche »Westungarische Grenzbote« vom 21. Nov. (erscheint in Pressburg), waren ausdrücklich gegen die »magyarischen Chauvinisten« gerichtet, und dass es solche gibt, hat der Verteidiger Jurigas durch zahlreiche unwiderlegliche Zitate nachgewiesen, desgleichen unterliegt es, wie aus der Verteidigungsrede hervorgeht, keinem Zweifel, dass das Nationalitätengesetz nicht durchgeführt ist. — Allerdings bezeichnet Baron Bánffy in mehreren seiner von chauvinistischer Unduldsamkeit strotzenden Schriften die Durchführung des Nationalitätengesetzes als unstatthaft und sagt, der Zweck müsse in solchen Fällen — aus Gründen der höheren Staatsraison — die Mittel heiligen; vor dem Gesetze

und vor Gericht aber, wo es sich um Schuldig oder Nichtschuldig handelt, kann und darf die Meinung einseitiger Parteimänner nicht als Leitstern gelten.

Ein einziger Satz der Übersetzung beider Jurigaschen Artikel enthält eine ausdrückliche Aufreizung gegen das ungarische Gesetz — und auch der nur in jener Übersetzung, die vor dem Anklagesenat der königl. Tafel als falsch und unrichtig anerkannt worden ist. — Die Staatsanwaltschaft hat allerdings die beiden Artikel in ihrer Gänze als aufreizend inkriminiert, was aber den ersten derselben (Schürzen wir die Ärmel auf) betrifft, liegt eine Entscheidung des Anklagesenats erster Instanz vor, wonach die auf diesen Artikel bezügliche Anklage auf Grund des Strafgesetz-Paragraphen 294, Punkt 1, zurückgewiesen wurde. Dieser Punkt des zitierten Paragraphen besagt, dass die Anklage zurückzuweisen ist, wenn die inkriminierte Handlung keine strafbare Handlung ist. In der Motivierung des in Rede stehenden Anklagesenatsbeschlusses ist nun sehr eingehend der Nachweis geliefert, dass der betreffende Artikel Jurigas nicht gegen die ungarische Nation, sondern nur gegen einen Teil derselben, nämlich gegen die Chauvinisten gerichtet und daher nicht geeignet ist, das Substrat einer Kriminalanklage zu bilden. Diese Entscheidung des Anklagesenats erster Instanz wurde an die königl. Tafel appelliert, deren Anklagesenat sich hinwieder auf den Standpunkt stellte, dass der Verfasser des Artikels seine Angriffe zwar immer nur gegen einzelne Ultras (túlzók) richtet, dass aber der Artikel in seiner Gänze dennoch den Eindruck hervorruft, als ob der Verfasser seine Leser gegen die ganze Nation habe zum Hasse aufbringen wollen. Wie man also sieht, bildet die Frage, ob der inkriminierte Artikel eine Aufreizung enthält oder nicht, schon zwischen den Anklagesenaten der Gerichte erster und zweiter Instanz den Gegenstand einer diametralen Meinungsverschiedenheit«. Und weiter schreibt das Blatt: »Auch die 2 Jahre Gefängnis aber 'sind ein Strafausmass, dessen Härte mit dem als tatsächlich begangen angenommenen Delikte in einem derartig schiefen Verhältnisse steht, wie es wohl nur aus dem politischen Geiste der jetztigen Ära erklärbar ist. Die Schwarzseherei und die Gespensterfurcht in Bezug auf nationalistische Gefahren liegt heute sozusagen in der Luft und während notorische Majestätsbeleidiger nicht nur straflos ausgehen, sondern sogar Justizminister werden, bekommen Chauvi-

nistenbeleidiger die volle Strenge des Gesetzes zu fühlen«. So schreibt über den Fall Juriga ein ungarfreundliches, notorisch ungarisches Blatt und ich habe gerade eine Stimme aus dem ungarischen Blätterwalde zitieren wollen, um nicht in den Verdacht der Befangenheit zu geraten. Wenn ich überdies die werten Leser auf den jüngsten Wutausbruch des Justizministers Polónyi gegen Juriga im ungarischen Parlament verweise, glaube ich genügend die ungarische Justiz charakterisiert zu haben.

Es wird nun genügend Leute in Westeuropa geben, die durch die sozusagen perennierte Phrase von der »ungarischen Freiheit«, »Konstitution« etc. irregeleitet, sagen werden, dass diese horrenden Verfolgungen als die Folge jenes unwidersprochenen Einflusses der jeweiligen Regierung und ihrer Regierungsmaximen auf die richterlichen Beamten zu betrachten ist. Aber mit nichten! Die ganze öffentliche Meinung vom einfachen Strassenkehrer bis zum Minister, vom einfachen Stuhlrichter bis zum höchsten Gerichtshof, der Kurie, ist so depraviert, über die einfachsten und kardinalsten Normen so erhaben, dass ein slovakischer, rumänischer, serbischer Patriot in politischer Hinsicht vogelfrei ist.

Am besten beweist dies ein zweiter politischer Prozess, der am 6. Dezember nach 8tägiger Verhandlung in Rozsahegy (Liptauer Kom.) zu Ende geführt worden ist. Der dortige Stadtpfarrer Andrej Hlinka, Dr. Vavro Šrobár, Pfarrer J. Tomík, Fabrikant Andr. Janček und 12 andere Rosenburger Slovaken hatten sich ebenfalls wegen Aufreizung gegen die Magyaren (nach § 171, 172 des Strafgesetzes) zu verantworten. Vier der Hauptangeklagten mit Pfarrer Hlinka an der Spitze sassen 5 Monate lang in Untersuchungshaft. Das Substrat der Anklage bestand darin, dass die Delinquenten während der letzten Wahlkampagne in öffentlichen Versammlungen gesagt haben sollen: Wir verlangen die slovakische Sprache in Schule, Amt und Gericht; die Slovaken werden unterdrückt, denn man respektiert das Nationalitätengesetz vom Jahre 1868 nicht; der Slovake steht vor dem ungarischen Gerichte wie das liebe Vieh, denn er versteht nichts von der Verhandlung. Weiterhin waren Šrobár und Hlinka auch deswegen angeklagt, weil sie angeblich bei Gelegenheit der zweiten Suspension Hlinkas durch den Zipser Bischof eine Demonstration veranstalteten, um dabei aufreizen zu können. Wegen dieser Demonstration, die

tatsächlich spontan von der Bevölkerung veranstaltet wurde, weil sich auf Seite der Magyarisatoren auch der Episkopat gestellt hatte, wurde eine ganze Menge Leute eingekerkert und der Fabrikant Jančck und Bäckermeister Greguš wegen einiger magyarenfeindlicher Ausrufe 5 Monate lang in Untersuchungshaft gehalten. Es gibt keinen zweiten Fall in der ungarischen Kriminalistik, wobei wegen des Vergehens nach § 172 eine Untersuchungshaft je verhängt worden wäre. Unter dem Rabulisten Polónyi kommt diese übrigens auch für die Magyaren äusserst gefährliche Praxis zum erstenmal vor.

Aber ganz abgesehen von diesen eminenten Gesetzwidrigkeiten, die eine Tatsache allein spricht ganze Bände, dass am 6. Dezember in Rozsahegy der Pfarrer Hlinka zu 2 Jahren Staatsgefängnis und 1500 K Geldstrafe, 860 K Unkosten, Dr. Vavro Šrobár zu 1 Jahr Staatsgefängnis, 900 K Geldstrafe deswegen verurteilt wurden, weil sie die oben aufgezählten drei Aussprüche getan, weil sie vor allem anderen erklärt hatten: der Slovake werde unterdrückt, denn man renicht; der Slovake stehe vor Gericht wie ein Tier; spektiere die zu seinen Gunsten erlassenen Gesetze (Dr. Šrobár bewies vor dem Gerichte, dass ihm diese Worte von einem Bauer gesagt worden und dass er diese Worte nur wiederholt habe) und schliesslich, weil sie sich erkühnt hatten, die Exequierung eines auch heute noch rechtsgiltigen, vom König sanktionierten Gesetzes zu verlangen. Im Nationalitätengesetze vom Jahre 1868 steht ausdrücklich, dass der Staat zur Errichtung slovakischer Schulen verpflichtet ist, dass die Gerichtssprache der ersten Instanz je nach der Bevölkerung slovakisch, rumänisch, magyarisch sein soll, dass slovakische Zuschriften von den Ämtern und Gerichten angenommen und in slovakischer Sprache erledigt werden sollen. Heute ist aber alles magyarisiert, das Gesetz wird nicht eingehalten und weil Hlinka und seine Anhänger für die Durchführung dieser lex eintraten, wird er zu 2 Jahren Staatsgefängnis verurteilt. So etwas geschieht im »freien« Ungarland im XX. Jahrhundert.

Zur Illustrierung dieses famosen Prozesses möchte ich noch einiges hinzufügen. Der ganze Gerichtshof besteht aus magyarisch gesinnten Slovaken, kein einziger Magyare war in ihm vorhanden.

Und tatsächlich, die psychologisch interessante Erscheinung hat sich auch hier bewährt, dass der Magyarone — der Renegat — immer schlechter und grausamer ist als der Vollblutmagyare. Es gab keinen Magyaren beim Gericht, denn wäre ein solcher beigezogen worden, so hätten die Rosenberger Angeklagten, wenn auch keinen Verteidiger, gewiss einen gerechten Richter in ihm gefunden. So waren sie einem Chudovsky, Belopotocky, Vrchovina, Magerle etc. ausgeliefert. Der Vorsitzende Chudovsky war zugleich Inquisitor, Staatsanwalt und Richter; wenigstens so benahm er sich. Die Fragen formuliert er so, dass die magyarophilen Zeugen, zumeist Beamte, Lehrer, Forstaufseher, Notäre etc., nur ja oder nein zu sagen hatten. Kommt ein slovakischer Zeuge an die Reihe, so spricht er ihn zuerst freundlich an, lobt ihn als »ordentlichen Menschen«, um aus ihm belastende Angaben bekommen zu können, wenn er aber entlastend zu zeugen beginnt, herrscht er ihn grob an, droht mit Kerker und Gendarmerie, schüchtert ihn ein, bis er denn doch etwas zu Ungunsten der Angeklagten, wenn auch nicht sagt, so doch als möglich hinstellt. Ein grausameres Verfahren habe ich noch bei keiner Gerichtsverhandlung gesehen. Die Advokaten ebenso wie die Angeklagten ächzten förmlich vor Zorn. Diesem Teufel in Menschengestalt, der aus purem Hass gegen seine angestammte Nationalität beim Markovič-Prozess*) in Neutra im Jahre 1903 selbst vor Protokollfälschungen nicht zurückgeschreckt ist, waren alle auf Gnade und Ungnade ausgeliefert. 27 Nullitätsbeschwerden wurden von den Advokaten eingereicht und trotz des grossen Aufgebotes an Zeugen (97 an der Zahl) konnte man mit Ausnahme der oben angeführten Aussprüche und einiger für den Prozess irrelevanten Begebnisse nichts nachweisen. Nur Jančeк und Greguš wies man nach, dass

*) Die Führer der Verboer, Myjavaner, Neustädter Slovaken (Neutra Kom.), Dr. Rudolf und Dr. Julius Markovič, Dechant Čulík, wurden damals vom Staatsanwalt Chudovsky wegen Aufreizung angeklagt, vom Sedrialgericht in Neutra zu jahrelangen Kerkerstrafen verurteilt. Bei der Appellationsverhandlung in Pressburg konstatierte der Advokat Dr. Fajnor, dass das Verhandlungsprotokoll zu Ungunsten seiner Klienten gefälscht sei. Viele Zeugenaussagen waren ergänzt, ausgestrichen, rektifiziert etc. Die Angeklagten mussten freigesprochen werden, um einem Skandal auszuweichen, und kurze Zeit darauf wurde Chudovsky strafweise nach Rosenberg versetzt, später von Lanyi für ausgezeichnete. Korteschdienste bei der Sct. Mikloser Wahl zum Gerichtspräsidenten erhoben. Nicht mit Unrecht ist also die Protokollfälschung mit seiner Person in Zusammenhang gebracht worden.

sie: »Nieder mit den Magyaren« geschrien hatten und auch die waren nachgewiesenermassen zur Zeit der Tat betrunken. An 40 Zeugen der Verteidigung wurden zurückgewiesen.

Während man so den Angeklagten wenig oder nichts Strafbares (nach § 171—2) nachweisen konnte, zeigte das löbliche Sedrialgericht eine umso bedenklichere Schwäche. Angeklagter Greguš, seit 5 Monaten in Untersuchungshaft, wurde z. B. wegen des Hauptanklagepunktes bis zur Schlussverhandlung gar nicht einvernommen. Vom Angeklagten Cheben, der ebenfalls 5 Monate in der Untersuchungshaft sass, musste man konstatieren, dass er völlig unschuldig ist. Die Hauptbelastungszeugin Eckstein denunzierte ihn aus Rache und der hohe Gerichtshof bemerkte erst nach 5 Monaten, dass die ganze Anklage nur ein Gehässigkeitsakt ist. Um aber seine Blamage nicht offen einzubekennen, verurteilte das Gericht Cheben zu einer solchen Strafe, die er schon in der Untersuchung abgesessen.

Zum Schlusse will ich nur noch das volle Urteil des Rosenberger Blutgerichtes rekapitulieren:

Pfarrer Andrej Hlinka	2 Jahre,		1500 K
Dr. Vavro Šrobár	1 »		900 «
Pfarrer Tomík (Übertr. d. Kanzelparagr.)		5 Monate,	500 «
Andrej Jančék		6 «	500 «
Cheben		5 «	100 «
Greguš		5 «	200 «
Matiašovsky		2 «	100 «
Serafin		2 «	100 «
Jesensky		2 «	100 «
Janovec		2 «	100 «
Vlkolinský		2 «	100 «
Novák		2 «	100 «
	5 Jahre,	9 Monate,	4300 K

4 Angeklagte wurden freigesprochen.

Also 5 Jahre 9 Monate Staatsgefängnis und 4300 K Geldstrafe, dazu kommen noch mindestens 2000 K Gerichtsunkosten!

Das war das Ergebnis des grossen Prozesses. Ob dies aber den Magyaren etwas nützen wird, daran möchte ich gewisse Zweifel hegen. Der nationale, wirtschaftliche und kulturelle Fortschritt ist heute bei den Slovaken so gross, dass keine Macht der Welt — am wenigsten die magyarische — uns einschüchtern wird. — *A. Št.*

Zur ältesten Sozial- und Wirtschaftsgeschichte der Slaven.

Von Dr. J. Janko.

Ein bedeutsamer Zug der modernen Geschichtsforschung ist die je weiter je mehr auf die kulturellen, besonders aber auch sozialwirtschaftlichen Verhältnisse gerichtete Aufmerksamkeit der Historiker, welche nicht einmal vor den quellenmässig unerforschbaren Perioden innehält, sondern selbst diese auf allen gangbaren Wegen in jeder Beziehung zu ergründen sucht. Auf letzterem Gebiete, nämlich dem der slavischen Urzeit, bewegen sich namentlich die Arbeiten unseres Landsmannes **J. Peisker,** eines durch umfassende Geschichtskenntnisse und scharfe Kombinationsgabe hervorragenden Grazer Privatdozenten, dessen Ansichten zum mindesten immer den Reiz des Neuen und Interessanten für sich hatten. Auch Peiskers neueste Schrift »Die älteren Beziehungen der Slaven zu Turkotataren und Germanen und ihre sozialgeschichtliche Bedeutung »(Sonderabdruck aus der Vierteljahrschrift für Social- und Wirtschaftsgeschichte III., Stuttgart, Kohlhammer 1905, 243 S.) hat durch die Fülle des hier zum erstenmal Gebotenen allseitig überrascht, allein gleich von Anfang an wurden diesmal Bedenken gegen das Hauptergebnis seiner Arbeit laut, Bedenken, die bei uns zuerst privatim erörtert, nunmehr in sachlichen Kritiken ausgesprochen sind oder demnächst ausgesprochen werden sollen.

Wenn nun an dieser Stelle über Peiskers allerjüngste Aufstellungen gleichfalls kein im ganzen und grossen zustimmendes Urteil gefällt werden kann, so liegt dies meines Erachtens an dem in gewissen prinzipiellen Stücken verfehlten Aufbau seiner Schrift, welche sich neben älteren historischen Nachrichten, neben soziologischen Analogien der Neuzeit vornehmlich auf ein dem Autor völlig fremdes Wissensgebiet, das der Sprachgeschichte und Etymologie,

sie: »Nieder mit den Magyaren« geschrien hatten und auch die waren nachgewiesenermassen zur Zeit der Tat betrunken. An 40 Zeugen der Verteidigung wurden zurückgewiesen.

Während man so den Angeklagten wenig oder nichts Strafbares (nach § 171—2) nachweisen konnte, zeigte das löbliche Sedrialgericht eine umso bedenklichere Schwäche. Angeklagter Greguš, seit 5 Monaten in Untersuchungshaft, wurde z. B. wegen des Hauptanklagepunktes bis zur Schlussverhandlung gar nicht einvernommen. Vom Angeklagten Cheben, der ebenfalls 5 Monate in der Untersuchungshaft sass, musste man konstatieren, dass er völlig unschuldig ist. Die Hauptbelastungszeugin Eckstein denunzierte ihn aus Rache und der hohe Gerichtshof bemerkte erst nach 5 Monaten, dass die ganze Anklage nur ein Gehässigkeitsakt ist. Um aber seine Blamage nicht offen einzubekennen, verurteilte das Gericht Cheben zu einer solchen Strafe, die er schon in der Untersuchung abgesessen.

Zum Schlusse will ich nur noch das volle Urteil des Rosenberger Blutgerichtes rekapitulieren:

Pfarrer Andrej Hlinka	2 Jahre,	1500 K
Dr. Vavro Šrobár	1 »	900 «
Pfarrer Tomík (Übertr. d. Kanzelparagr.)	5 Monate,	500 «
Andrej Janček	6 «	500 «
Cheben	5 «	100 «
Greguš	5 «	200 «
Matiašovsky	2 «	100 «
Serafin	2 «	100 «
Jesensky	2 «	100 «
Janovec	2 «	100 «
Vlkolinský	2 «	100 «
Novák	2 «	100 «
	5 Jahre, 9 Monate,	4300 K

4 Angeklagte wurden freigesprochen.

Also 5 Jahre 9 Monate Staatsgefängnis und 4300 K Geldstrafe, dazu kommen noch mindestens 2000 K Gerichtsunkosten!

Das war das Ergebnis des grossen Prozesses. Ob dies aber den Magyaren etwas nützen wird, daran möchte ich gewisse Zweifel hegen. Der nationale, wirtschaftliche und kulturelle Fortschritt ist heute bei den Slovaken so gross, dass keine Macht der Welt — am wenigsten die magyarische — uns einschüchtern wird. —

A. Št.

Zur ältesten Sozial- und Wirtschaftsgeschichte der Slaven.

Von Dr. J. Janko.

Ein bedeutsamer Zug der modernen Geschichtsforschung ist die je weiter je mehr auf die kulturellen, besonders aber auch sozialwirtschaftlichen Verhältnisse gerichtete Aufmerksamkeit der Historiker, welche nicht einmal vor den quellenmässig unerforschbaren Perioden innehält, sondern selbst diese auf allen gangbaren Wegen in jeder Beziehung zu ergründen sucht. Auf letzterem Gebiete, nämlich dem der slavischen Urzeit, bewegen sich namentlich die Arbeiten unseres Landsmannes **J. Peisker**, eines durch umfassende Geschichtskenntnisse und scharfe Kombinationsgabe hervorragenden Grazer Privatdozenten, dessen Ansichten zum mindesten immer den Reiz des Neuen und Interessanten für sich hatten. Auch Peiskers neueste Schrift »Die älteren Beziehungen der Slaven zu Turkotataren und Germanen und ihre sozialgeschichtliche Bedeutung« (Sonderabdruck aus der Vierteljahrschrift für Social- und Wirtschaftsgeschichte III., Stuttgart, Kohlhammer 1905, 243 S.) hat durch die Fülle des hier zum erstenmal Gebotenen allseitig überrascht, allein gleich von Anfang an wurden diesmal Bedenken gegen das Hauptergebnis seiner Arbeit laut, Bedenken, die bei uns zuerst privatim erörtert, nunmehr in sachlichen Kritiken ausgesprochen sind oder demnächst ausgesprochen werden sollen.

Wenn nun an dieser Stelle über Peiskers allerjüngste Aufstellungen gleichfalls kein im ganzen und grossen zustimmendes Urteil gefällt werden kann, so liegt dies meines Erachtens an dem in gewissen prinzipiellen Stücken verfehlten Aufbau seiner Schrift, welche sich neben älteren historischen Nachrichten, neben soziologischen Analogien der Neuzeit vornehmlich auf ein dem Autor völlig fremdes Wissensgebiet, das der Sprachgeschichte und Etymologie,

Nachkommenschaft sich mitten unter den Slaven in der Herrenschicht der Župane erhalten hätte: dann müssten wir doch gewiss wenigstens einen Nachhall erwarten entweder in der germanischen oder slavischen Tradition oder in den historischen Nachrichten, welche uns das erste Auftreten der Slaven in der Geschichte im V.—VII. Jahrhundert schildern. *Allein von der Existenz einer Knechtschaft im Sinne Peiskers ist der Geschichte durchaus nichts bekannt.* Für die germanische Knechtschaft liesse sich schliesslich ein historischer Untergrund finden; einerseits haben wir nämlich von vielen germanischen Eroberungszügen Kenntnis, welche von denen der Bastarnen angefangen bis auf die der Goten, Gepiden und Langobarden[1] verschiedene und weit ausgedehnte slavische Gebiete betrafen, andererseits darf man voraussetzen, dass auch in der Vorgeschichte des östlichen Germanien über die ältere urslavische Schicht sich eine germanische Schichte geschoben hatte, welche sich von der unteren Elbe immer weiter gegen Osten ausbreitete. Auf Grund dieser historischen Eroberungen, Superpositionen und Berührungen begreifen wir denn auch die verhältnismässig bedeutende Zahl der entlehnten germanischen Wörter besonders auch der militärischen Ausdrücke[2] und wir könnten hier sogar eine längere und anhaltende Knechtung im Sinne Peiskers annehmen — obgleich selbst hier, wie ausdrücklich vermerkt zu werden verdient, *es durchaus nicht notwendig ist, behufs Erklärung der Entlehnungen zur Hypothese einer Knechtschaft in Peiskers Sinne seine Zuflucht zu nehmen.* Denn wenn die Goten oder Gepiden ein slavisches Gebiet eroberten und beherrschten, so werden sie kaum die Slaven an der Übung ihrer bisherigen wirtschaftlichen Gepflogenheiten und speziell an ihrer Milchwirtschaft gehindert haben.

Gegenüber dieser historischen Grundlage für die engen germanisch-slavischen Beziehungen existiert jedoch nicht der geringste Anhaltspunkt und Untergrund für Peiskers Theorie von einer uralten, langanhaltenden und schweren turkotatarischen Knechtung. Die älteren turkotatarischen Invasionen, insofern sie aus der Geschichte bekannt sind (z. B. die hunnische seit 376, die bulgarische etwa von 480, die avarische von 570 n. Chr.), betrafen immer nur — mit alleiniger Ausnahme der avarischen — kleinere Bruchstücke des Slaventums, dauerten jedesmal nur kürzere Zeit und fielen insgesamt in spätere Epochen, als die Slaven schon

äusserst zahlreich, vollentwickelt und keineswegs mehr einheitlich waren. Keine der Invasionen traf das ganze Slaventum, einzig und allein die avarische erstreckte sich auf einen grossen Teil der Süd- und Čechoslaven, aber diese Knechtschaft setzte erst spät ein und währte in ihrer Intensität bloss eine kurze Zeit. Peisker versucht zwar den Nachweis, dass die eigentlichen Urheber der turkotatarischen Knechtung der Slaven in uralter Zeit die nomadischen Skythen, nämlich arisierte Mongolen, waren — doch sind seine Beweisgründe für die mongolische Herkunft der Skythen ganz unzulänglich (es widerspricht entschieden die Sprache und körperliche Beschaffenheit), aber gesetzt sogar den Fall, dass Peisker da recht hätte, so vermöchte man doch nimmer zu beweisen, dass die Skythen jemals von der pontinischen Steppe aus das gesamte Slaventum auf bestialische Weise beherrscht und geknechtet hätten, dasselbe Slaventum, dessen waldreiche Urheimat zwischen dem Pruth, den Karpathen und der Oder sich ausdehnte. Weder Geschichte noch Archäologie bietet hiefür irgendwelchen Stützpunkt.*)

Zu den Bedenken historischer Art will ich nun meine eigenen, aus der Linguistik geschöpften und nach meinem Dafürhalten noch weit gewichtigeren Einwände gegen Peiskers Konklusionen hinzufügen. Freilich muss ich mich diesmal auf eine gedrängte Zusammenfassung meiner Argumente beschränken und die genau detaillierte Beweisführung für ein demnächst erscheinendes kritisches Referat aufsparen.**) Im allgemeinen sei auch hier vorausgeschickt, dass ich in Peiskers Ausführungen einen auffälligen noetischen Widerspruch gefunden: einerseits ist er sich dessen wohl bewusst, dass das Feld der prähistorischen Sprachkunde und Etymologie, auf das er sich begeben, äusserst unsicher und gefahrvoll sei, andererseits erklärt er aber, sein Problem könne nicht warten, bis sich die Sprachforscher geeinigt haben; zugleich glaubt er, wieder von einer sprachhistorischen zuversichtlicher klingenden Voraussetzung

*) Selbstverständlich sprechen ganz späte Nachrichten wie die oben zitierte des Konstantin Porphyrogennetos aus dem X. Jahrhundert, die sich bezeichnenderweise nur auf einen Teil der russischen Slaven bezieht ebensowenig zu Gunsten der Theorie Peiskers.

**) Dieses wird voraussichtlich im »Anzeiger der Böhmischen Kaiser-Franz-Josefs-Akademie« (»Věstník České Akademie«), sein etymologischer Kern auch in einer deutschen Fachzeitschrift erscheinen.

aus, in den Lautgesetzen, wenn richtig gehandhabt, die verlässlichsten Führer in der Welt gefunden zu haben (S. 95 f.). Ja, die Lautgesetze oder vielmehr Lautgleichungen — wer sie nur in den vorliterarischen Perioden immer richtig zu erfassen, chronologisch zu fixieren und zeitgemäss zu handhaben verstünde! Ihre Ausnahmslosigkeit ist übrigens durch neuere Forschungen und Erfahrungen so beschränkt worden, dass wir neben den Lautregeln jedesmal auch mit den bekannten oder (in vorgeschichtlicher Zeit) unbekannten Störungen und Kreuzungen derselben wie Analogien, Kontaminationen und dgl. zu rechnen haben. Und die Etymologie? Der fällt doch heute wie ehemals jene zweideutige Rolle zu, einesteils unsere jetzt geltenden »Lautgesetze« zu stützen, andernteils gerade von ihnen in erster Linie abhängig zu sein. Eben deshalb darf man aber heute noch weniger als sonst die noetische Beweiskraft zumal zweifelhafter Etymologien überschätzen.

Was ferner die Lehnwörter des Slavischen und zwar speziell aus dem Germanischen anbelangt, so hätte ich eigentlich die Verpflichtung, zuvor noch den mir unzulässig dünkenden methodischen Standpunkt sowohl H. Hirts, als R. Löwes abzulehnen; doch halte ich es im Hinblick auf Peiskers Hauptthese für weit dringender, sogleich an seine Kronzeugen heranzutreten, von denen jeder für sich gehört und genau auf seinen noetischen Wert geprüft werden muss. Wie wir bereits wissen, sind diese Hauptzeugen (die übrige oben genannte Zeugenschar könnte höchstens gegen Peisker belastend, aber nicht ihn entlastend auftreten) das Wort für »Topfen, Käse« und das für »Milch«.

Das Wort ***tvarogъ*** könnte echt slavisch sein und wäre dann in der Bedeutung »eine Form habend« mit vulgärlateinischem »*formaticus*«, woraus französisch u. dgl. fromage, zu vergleichen. Für direkte Bildung von der Wurzel *tver-* spräche auch das čechische *tvořitko* (polnisch *tworzydło* usw.) = Käseform, Käsenapf.*) Oder das Wort ist, mit gleichem Recht wie avestisch *tūiri* und griechisch τυρός, aus dem Turkotatarischen entlehnt: dann aber liegt sicher eine auf geläufigen Vorstellungen über Quark- und Käsebereitung

*) Die letztgenannte Einzelheit sowie noch manche andere verdanke ich der gütigen Mitteilung des Herrn Hofrats Prof. J. Gebauer: ihm sowohl als den übrigen Herren (Prof. Berneker, Havlík, E. Kraus und Zubatý), die mir gleichfalls nützliche Winke zukommen liessen, danke ich diesmal nur summarisch.

beruhende slavische Volksetymologie vor, die den Begriff des Formens (*tvoriti*) in das Fremdwort *torak*, *turak* erst hineinlegte. Eine Entscheidung ist da schwer; jedoch selbst dann, wenn ein Lehnwort vorliegt, besagt dies in soziologischer Beziehung gar nichts, weil wir ja nicht wissen, wann die Iranier und Griechen und wann die Slaven dieses Fremdwort herübergenommen haben, ob zu gleicher oder verschiedener Zeit, von welchen Stämmen und unter welchen näheren Umständen. Zudem fällt ins Gewicht, dass die Westgermanen selbst ihren alten Ausdruck für Käse dem von den Römern erborgten »*caseus*« geopfert und die Deutschen in den an die Slaven angrenzenden Gebieten sogar unseren »*twarog*« als »Quark« (mhd. *twarc*) regelrecht in ihre Schriftsprache übernommen haben — ohne dass man daraus irgendwelche weitgehenden Schlüsse sozialpolitischer Art ziehen darf. —

Das Wort *mlěko* ist noch schwerer zu beurteilen, ja man kann getrost sagen, dass der Nichtphilologe oder auch nur der Nicht-Slavist und Nicht-Germanist, der mit diesem Worte operiert, gar keine Ahnung hat, welche Menge ungelöster, überaus schwieriger und bis heute nicht genügend beachteter Detailfragen er damit aufgerollt hat. Die bisherigen Ergebnisse meiner Untersuchungen darüber sind kurz gesagt folgende:

1. *Mlěko*, das einer urslavischen Form **melkó* entspricht und sehr alte Ableitungen aufweist, braucht wegen des auffallenden *-k-* durchaus nicht aus dem Germanischen entlehnt zu sein, sondern ist aller Wahrscheinlichkeit nach ein echt slavisches, aus der gemeinsamen Ursprache ererbtes und aus deren und der altslavischen Sprache Verhältnissen heraus vollständig zu begreifendes Wort. A priori gibt es mehrere Möglichkeiten der Erklärung; eine völlig zufriedenstellende Deutung gewinnt man aber, wenn man diejenige J. Kirstes (Archiv für slavische Philologie XII., 1890, S. 307 f.) in der Weise ausbaut, dass von einem labiovelar ausgehenden Stamm *melgv-* ein konsonantisches Neutrum Nom. Akk. Sg. **melk-t* (vgl. irisch *mlich-t*, *blich-t*) gebildet, dieses lautgesetzlich seines *-t* beraubt, in die allgemeine Klasse der Neutra auf *-o* überführt und als solches durchflektiert wurde (vgl. das analoge ursprünglich gleichfalls konsonantische altindische *mą̄s* »Fleisch« = slav. *męs-o* und lettisch *mḗs-a*).

2. Soweit wir heute die altgermanischen Sprachen und Dialekte kennen, weisen sie insgesamt auf eine ihrem Stamme nach zwei-, nicht einsilbige konsonantische Bildung

meluk hin; diese spiegelt sich auch in dem südlichen Hauptdialekt des Altenglischen, dem Westsächsischen (***meoluc, meoloc*** usw. mit ***u***-Umlaut) wieder, während speziell die nördlichen anglischen Formen (*milc*, -*um*) unbedingt auf eine ältere Form ****miluk***, diese aber nach meiner und Weyhes Meinung (Paul-Braunes Beiträge XXXI., S. 43 f.) auf Kontamination, d. h. gegenseitige Beeinflussung von ****meluk*** und ****milik*** (aus ****melik***) hindeuten. Mit anderen Worten: Gerade das Westgermanische, auf welches sich Peisker da vornehmlich stützt, kennt (selbst in dem ganz fragmentarisch bezeugten Langobardisch) in den ersten Jahrhunderten nach Ch. die *u*-Synkope ebenfalls nicht*), sondern führt — ebenso wie Gotisch und Nordisch — auf damals geltende Grundformen zurück, welche im Urslavischen zwar ****melъk*** (eventuell ****melьk***, ***mьlьk***, ***mъlъk***), aber nicht ****melkó*** = ***mlěko*** ergeben hätten.

3. Diesen Übelstand fühlte Löwe und auch Peisker sehr wohl; deshalb nimmt dieser ein bei griechisch-römischen, meist medizinischen Schriftstellern (von Galenos im II. Jahrh. nach Ch. an) erwähntes, nach Peisker bestimmt westgermanisches Wort ***melca*** (ἡ μέλκα) als eigentliche Quelle für die Entlehnung des slavischen ****melkó*** an. Ist aber Peisker hier nicht ein lexikalisches Versehen mitunterlaufen, welches sich umso empfindlicher an einem Sozialhistoriker rächen muss, der meinem Ermessen nach jederzeit nach Meringers trefflicher Mahnung: »Wörter und Sachen!« vorgehen sollte? Ich glaube ja. Denn das Femininum *melca*, selbst wenn es nach der Ansicht Müllenhoffs, Kluges u. a. tatsächlich aus dem Germanischen ins Lateinische, nach Peisker überdies ins Slavische entlehnt wäre, bezeichnet doch eine bei Apicius (III. Jahrh.) genau beschriebene, sonst auch in Deutschland als »sauere Milch« bekannte Milchspeise — also gerade das Gegenteil dessen, was Peisker (s. oben) benötigt. So hätte denn auch die vermeintliche Entlehnung von Seite der Slaven – ähnlich wie die von Seite der Römer — unter ganz anderen Begleitumständen vor sich gehen müssen (*melca* zuerst sauere Milchspeise, dann sauere, schliesslich auch süsse Milch im Slavischen), und hier wie dort läge in dieser Entlehnung nicht die leiseste Spur eines ehemaligen Knechtschaftsverhältnisses vor.

---

*) Nebenbei gesagt kennt die erwähnte Synkope sogar das von Löwe gleichfalls als westgermanisch angesehene Krimgotisch nicht, das höchst unzuverlässig und spät (XVI. Jahrh.) überliefert ist.

Nun hat es aber mit unserer Kenntnis der wirklichen Herkunft jenes *melca* noch immer seine guten Wege. Da die griechisch-römischen Autoren von seiner germanischen Provenienz nicht das mindeste wissen, so könnte es z. B. auch keltisch-gallischen Ursprungs sein; weil aber ebendieselben Autoren es unzweideutig als spezifisch römisches Gericht und Mittel gegen Magenbeschwerden (dem griechischen ὀξύγαλα u. ä. vergleichbar) kennzeichnen, so hindert uns ja nichts, *melca* (eventuell durch Synkope aus **melica*) geradezu als ein echt italisch-dialektisches, z. B. umbrisches Wort anzusehen. Der lateinischen Schriftsprache natürlich gehörte es schon den Lautgesetzen zufolge nicht an, trotzdem konnten römische Krieger und Kolonisten aus Italien das Wort zugleich mit der Sache nach Gallien, an und über den Rhein verpflanzt haben. Etymologisch hinge *melca* »gestrichene, geriebene Speise« mit lat. *mulceo* »streichen« zusammen; vgl. den noch heute gebräuchlichen Terminus der Apotheker »*emulsio*«. Dies alles jedoch wäre Peiskers Annahmen schnurstracks entgegengesetzt.

4. Wir sehen also, dass alle möglichen Indizien und Wahrscheinlichkeitsbeweise ihre Stimme gegen Peiskers Hauptthese erheben. Nehmen wir nun an, Peisker wäre trotzdem im Recht und *mlěko* direkt in der Bedeutung »süsse Milch« aus dem Germanischen entlehnt: was lässt sich aus der Herübernahme eines so alltäglichen und notwendigen Ausdruckes kultur-und sozialgeschichtlich folgern? Meines Erachtens noch weit weniger als aus solchen Entlehnungen, wo neue Wörter mit neuen Sachen übernommen werden. Gibt es doch selbst in der Aufnahme von Fremdwörtern eine Mode und die hat es nach Schrader schon in uralter Zeit gegeben. Hus wirft den Čechen vor, dass sie statt des gut čechischen *konice* (Pferdestall) das deutsche *maštal* gebrauchen; wird man daraus schliessen, dass die damalige oder gar heutige Landbevölkerung Böhmens jemals die Sache verlernt, respektive nicht gekannt hat? Und solche Beispiele liessen sich zu Dutzenden anführen. Ein fremder Ausdruck für »Milch« ist analoger Weise von den Finnen aus dem Nordischen und von den Kelten aus dem Lateinischen — trotz eigener Benennungen — eingeführt worden; und was soll man zu den Letten sagen, die sich die Grundzahl 4 von den Russen erborgt haben, während sie die zugehörige Ordnungszahl auf gut lettisch bezeichnen?

Von dieser Seite sind demnach Peiskers Deduktionen erst recht nicht zu halten. Aber nicht einmal die Menge des von ihm nach kulturhistorischen Gesichtspunkten übersichtlich geordneten slavo-germanischen Lehnguts vermag in der Frage einer germanischen Knechtschaft (die turkotatarische ist auch sprachlich ganz ausgeschlossen) ein Wörtlein mitzusprechen. Alle diese Entlehnungen und ihre Anzahl weichen von den üblichen Formen, von den gewöhnlichen Geleisen der Völker- und Sprachenberührungen nicht ab. Wenn ich bei Thomsen 500 nordische Lehnwörter im Finnischen, bei Miklosich an 1000 slavische Lehnwörter in der Sprache der siegreich gebliebenen Magyaren gezählt habe, was können die 150—160 ältesten slavo-germanischen Fremdwörter bei Uhlenbeck anderes bedeuten als das — was übrigens laut Niederle auch die Geschichte uns lehrt —, dass die Slaven langdauernde und intensive Berührungen mit den Germanen hatten und dass diese kulturell fortgeschrittener und erst in zweiter Linie mächtiger waren, mächtiger selbstredend auch durch ihren früheren intensiven Verkehr mit Kelten und Römern.

Hier stimmt somit das Zeugnis der Philologie mit dem der Geschichte überein oder richtiger gesagt, eines wird durch das andere ergänzt und — beide nehmen Stellung gegen Peisker. Seine etwas voreiligen Kombinationen erheischen daher eine baldige Revision, wobei der so oft unschlüssigen Etymologie und Sprachforschung ein untergeordneter Rang einzuräumen sein wird. Anzuerkennen bleibt Peiskers Emsigkeit und Gewissenhaftigkeit in der Suche nach allem nur erdenklichen Beweismaterial, anzuerkennen auch seine Leistungsfähigkeit, die er sogar auf einem ihm fremden Gebiet bewährt; zu bedauern hingegen, dass er auf so schwankem Grund gebaut und dadurch seine Denk- und Arbeitsfreudigkeit um das verdiente Mass von gesunden Erkenntnisfrüchten gebracht, die allerjüngste sozialhistorische Forschung vorderhand nur durch Hypothesen bereichert hat. Mögen seine ferneren Arbeiten wieder auf festerer Unterlage begründet sein!

— —

Zur Reform des Mädchenbildungswesens in Böhmen.

Von Dr. Octavian Wagner.

(Schluss.)

Und nun wäre über das Lyzeum ein Wort zu sprechen. Dieses Schulsystem — wie bereits angedeutet worden ist — erfreut sich in Böhmen keiner besonderen Gunst, ja man muss offen und ehrlich eingestehen, dass die Vorteile dieser Bildungsanstalt bei uns förmlich unterschätzt werden, und man wird es mir gewiss nicht übel deuten, wenn ich alle die verschiedenen Einwände, welche gerade in den einflussreichen Kreisen gegen diese, beinahe in allen Kulturstaaten Europas allgemein beliebte und seit Jahren erfolgreich wirkende Schule erhoben werden, aus naheliegenden Gründen vor der Fremde nicht anführen werde. Mögen aber die Verhältnisse noch so ungünstig sein, wir müssen vor allem für diese Anstalten in die Schranken treten, um ihre systematische Organisierung hervorzurufen! Denn das Lyzeum eignet sich am besten für unsere gegenwärtigen Verhältnisse, indem es sowohl den Mädchen aus den Mittelständen die allgemeine Bildung gewährt, als auch ihnen die Gelegenheit bietet, eine Lebensstellung zu erreichen.

Wenn auch das Lyzeum vorläufig nur einzelne Berufstände den Frauen zugänglich macht (Pharmazie, Post- und Telegraphendienst, Lyzeallehrerinnenstand u. a.), so ist es doch unstreitig am geeignetsten, nicht nur der nach sozialer Stellung strebenden Fraueninteligenz neue Bahnen zu erschliessen, sondern auch eine musterhafte Mädchenmittelschule zu werden, ja sogar den Kern der höheren Mädchenbildung zu bilden.

Vom 10. bis zum 16. Lebensjahre verweilt das Mädchen in den Lyzealklassen, um hierauf nach eigenem Willen über den weiteren Lebenslauf zu entscheiden. Die allgemeine Bildung hat

es sich erworben, nun stehen ihm die verschiedensten Fachschulen zur Verfügung.

So wird z. B. der praktischen Bildung im Hauswesen durch eine moderne Haushaltungsschule vorzüglich gedient werden, deren Absolventinnen, — wie es eben auch in Deutschland der Fall zu sein pflegt -- als Hausrepräsentantinnen ständige soziale Versorgung erzielen können. Das Reformpädagogium oder die Lehrerinnenakademie, das gleichfalls mit dem Lyzeum verbunden werden kann, wird den Lyzealabiturientinnen gewiss die beste Gelegenheit bieten, gediegene Fachkenntnisse zu erwerben, wodurch auch die schöne und erhabene Idee der Lehrerbildungsreform endlich praktischer Realisierung näher kommen wird; ferner werden Sprachlehrerinnenbildungsanstalten errichtet, und diejenigen Abiturientinnen, welche auch eine Mädchenfachschule alsolvieren, dürfen in die Fachlehrerinnenanstalt aufgenommen werden, um dann als Fortbildungs- oder Gewerbeschullehrerinnen ihr Auskommen zu finden.

Schliesslich wären noch Kurse für Pharmazie, für den Post- und Eisenbahndienst, chemische Schule, Handelsakademie u. s. w. zu erwähnen, die ebenfalls die soziale Bedeutung des Lyzeums heben dürften.

Doch das Lyzeum wird auch noch in anderer Beziehung Beachtung finden. Seine provisorische Organisation ermöglicht, den Lehrplan durch passende Reformen emporzubringen und durch Erweiterung der Anstalt um höhere Fortbildungskurse das Lyzeum zu einer höheren Schule ersten Ranges zu machen, die sowohl für die Universität als auch für die technische Hochschule eine gediegene Vorbildung bieten dürfte.

Von der vierten Klasse an wird sich das Lyzeum in drei Abteilungen gliedern: in das normale Lyzeum, das keine Veränderung durch Zunahme von relativobligaten Gegenständen zu erfahren braucht, in das klassische Lyzeum mit Latein, und in das Reallyzeum mit Chemie und darstellender Geometrie, wodurch die wöchentliche Lehrbelastung bloss um 4 Stunden erhöht wird.

Das klassische Lyzeum wird dann in 3jährigen höheren Lyzealkursen — »Oberlyzeum« — seine Fortsetzung finden, wogegen das Reallyzeum um einen 2jährigen technischen Fortbildungskurs erweitert werden wird. Auf diese Art wird es hof-

fentlich gelingen den langjährigen heissen Wunsch unserer Frauen zu erfüllen und dem Frauennachwuchse sowohl die Pforten der Universität als auch der technischen Hochschule zum ordentlichen Berufsstudium zu erschliessen.

III.

Wenn man das Mittelschulwesen für die weibliche Jugend in Österreich mit vollem Rechte das Aschenbrödel unter den höheren Bildungsanstaltem nennen kann, so darf man wohl dieselbe Bezeichnung auch für das Mädchen-Fach- und Gewerbeschulwesen anwenden, umso eher, als unsere Reichshälfte, die sich sonst eines blühenden und reichentwickelten Gewerbeschulwesens rühmen darf, keine einzige Staatsgewerbeschule und nur wenige Fachschulen*) für die weibliche Jugend besitzt.

In der jüngsten Zeit scheint eine Reform vorbereitet zu werden; es wurde nämlich von Ministerium an die unterstellten Behörden und an einflussreiche Korporationen die Anfrage gerichtet, ob man auch die gewerblichen Bildungsanstalten den Frauen eröffnen sollte. Demgemäss dürfte es sich wahrscheinlich um die Einführung der Koedukation handeln.

Dieses System ist schliesslich für unsere Fachbildungsanstalten nicht neu. Es besteht seit Jahren sowohl an einzelnen Fortbildungsschulen auf dem Lande, als auch an einigen Fachschulen**), ja sogar an den gewerblichen Zentralanstalten.

Dessen ungeachtet wäre die allgemeine Einführung der Koedukation mit Rücksicht auf die gegenwärtigen Verhältnisse nicht anzuempfehlen.

Erstens würde dadurch die Frauenbewegung in sozialer Richtung nicht viel erreichen, da die Frauen gerade an jenen Industriezweigen, für welche die meisten Fachschulen erziehen, wenig oder besser gesagt gar nicht interessiert sind. Zweitens — und das ist mit Nachdruck hervorzuheben — bildet das hygienische Moment ein bedeutendes Hindernis. Die Lehrbelastung einer Klasse unserer Gewerbeschulen beträgt nach dem heutigen Lehrplane 36

*) Im ganzen gibt es in unserer Reichshälfte 13 k. k. Fachschulen für Frauen, hievon keine einzige mit čechischer Unterrichtssprache.

**) Z. B. Silberberg in Böhmen.

bis 42 Stunden wöchentlich. Da kann wohl selbst bei gesunden und kräftigen Burschen, von welchen nicht wenige auch durch gewerbliche Praxis abhehärtet sind, von Überbürdung die Rede sein, umsomehr wäre es bei den Mädchen der Fall, speziell in dem für ihre körperliche Entwickelung so wichtigen Alter. Sollten einmal die Gewerbeschulen um einen, den V. Jahrgang, erweitert werden, bei einer Lehraufgabe von höchstens 30 Stunden wöchentlich, dann könnte man natürlich ruhigen Gewissens die Pforten dieser Bildungsanstalten auch den Mädchen eröffnen. Vorläufig aber wäre es meines Erachtens vorteilhafter, der Frauenfachbildung andere Bahnen zu brechen, was z. B. durch eine systematische Organisierung der Fortbildungs-, Fach- und Gewerbeschulen für Mädchen am besten zu erzielen wäre.

Und auf dem Gebiete des Frauenfachbildungswesens erwarten unsere fortschrittliche Unterrichtsverwaltung gar schöne und erhabene Aufgaben. Da muss unbedingt etwas geschehen! Es ist sonderbar, dass gerade in Österreich, wo das Gewerbeschulwesen zu einer Höhe gebracht worden ist, dass man es heute die Blüte unseres höheren Unterrichtswesens nennen darf, die Sorge für die Gründung und Erhaltung von Frauengewerbeschulen — meistens Privatvereine übernehmen müssten, dass derselbe Staat, welcher über 20 Gewerbeschulen für die männliche Jugend unterhält, sich nicht bestimmt gefunden auch für die Frauenfachbildung in dieser Hinsicht etwas zu tun.

Die nicht gerade zahlreichen Fachschulen für Spitzenklöppeln und Stickerei, die der Staat erhält und verwaltet, die Subventionen, welche er einzelnen Privatschulen erteilt und schliesslich die hie und da an den Staatsgewerbeschulen eröffneten Frauenabteilungen *) sind leider nicht mehr imstande die Anforderungen der Zeit zu befriedigen, da wird man wohl zu einer planmässigen Organisierung des gesamten Frauenbildungswesens greifen müssen, und je früher man es tut, desto besser.

*

Die Mädchenfortbildungsschulen werden in zwei Abteilungen zerfallen: in eine allgemeine — zweijährige Schule und in wahlfreie Fachkurse, die nach der Beschaffenheit der betref-

*) Salzburg (für Zeichnen u. Textilarbeiten), Triest (Kunststickerei u. Spitzenarbeiten), Innsbruck (Zeichenkurs), Brünn (Lehranstalt für Textilindustrie), Lemberg (Spitzenarbeiten).

fenden Gegend entweder überwiegend gewerblichen, oder landwirtschaftlichen Charakters wären. Zum Besuche dieser Schulen müssten allerdings alle Mädchen, welche der Volksschulpflicht genug getan haben, angehalten werden. Damit jedoch ihre Beschäftigung im Elternhause oder im Dienste darunter nicht leide, müsste der Unterricht, ähnlich wie es auch Irrgang vorzuschlagen pflegt, in den Nachmittagsstunden und an Sonntagen stattfinden.

Den Lehrstoff der Fachkurse würden folgende Gegenstände bilden: 1. Hausarbeiten (Waschen, Plätten, Kochen, Frisieren), 2. gewerbliche Fächer (Maschinennähen, Wäscheanfertigung, Schneiderei, Putzmachen, chemisches Reinigen, Färben, Textilindustrie), 3. Handelsfächer; 4. landwirtschaftliche Gegenstände (Geflügelzucht, Gartenbau).

Es bedarf wohl keiner besonderen Erwähnung, dass diese Schulen, indem sie die Aufgaben der heutigen Fortbildungsschulen mit jenen der niederen landwirtschaftlichen Anstalten vereinigen, sowohl auf dem Lande als auch in der Stadt gute Erfolge erzielen werden umsomehr, als sie nicht nur für das Hauswesen die erforderliche Vorbildung gewähren, sondern auch für künftige Dienstboten, Näherinnen und Arbeiterinnen wahre Berufsschulen sind, die durch die Aufnahme von Erwachsenen — auch den Frauen älterer Generationen zur Verfügung stehen, was für die Frauenbewegung von ausserordentlicher Bedeutung sein kann!

Auf dem Gebiete der Tagesschulen wäre vornehmlich für die Vermehrung der Fachschulen (speziell in Böhmen!) Sorge zu tragen.

Aber auch Mädchen-Gewerbe- oder Fachschulen — auf den Namen kommt es hier nicht an — anderer Kategorien sollten sich seitens der Regierung einer grösseren Aufmerksamkeit erfreuen: das wären z. B. Gewerbeschulen für Damenkonfektion, welche mit einer Abteilung für Putzmacherei und einem Handelskurse verbunden die praktische Heranbildung von selbständigen Gewerbetreibenden zur Aufgabe hätten, ferner Bildungsanstalten für Wäscheanfertigung, Appretur, für Färberei, chemisches Waschen und Reinigen, die sich sehr leicht mit den oben genannten Schulen kombinieren liessen; dann die Haushaltungsschulen (für bessere Herrschafts- und Hoteldienstboten, Köchinnen, Stützen der Hausfrau und Hausrepräsen-

tantinnen), wie sie bereits Hofrat Haymerle in seinem vortrefflichen Buche beantragt, und wie sie in Deutschland längst bestehen.

Hiemit sind aber die Aufgaben auf dem Gebiete des praktischen Mädchenbildungswesens noch immer nicht erschöpft. Man muss den Frauen auch neue Berufsbahnen erschliessen! Da kann z. B. durch Errichtung von chemischen Schulen, die in Deutschland gleichfalls prosperieren, den Frauen die chemische Industrie zugänglich gemacht werden, durch eine Fachanstalt für gewerbliches Zeichnen können auch auf anderen Industriegebieten neue Attraktionen gewonnen werden.

Schliesslich wäre speziell für uns Slaven noch eine Schulkategorie von Bedeutung. Ich meine allgemeine Sprachkurse, d. h. einjährige Kurse, in welchen speziell deutsche Sprache, Konversation und Korrespondenz praktisch gelehrt würde.

Solche Schulen müssten natürlich wieder die Gründung anderer Bildungsanstalten zur Folge haben, nämlich — der Sprachlehrerinnenbildungsanstalten, die sich natürlicherweise an das Lyzeum anschlössen, und der Fachlehrerinnenbildungsanstalten, die gleichfalls die Lyzealbildung voraussetzen müssten. Über die Fachlehrerinnenbildung noch einige Worte. Eine solche Anstalt soll aus zwei Jahreskursen bestehen, aus einem theoretischen, in welchem die künftigen Fachlehrerinnen, bei denen selbstverständlich die praktische Erfahrung vorausgesetzt werden muss — in pädagogisch-philosopischen, hygienischen, volkswirtschaftlichen, technologischen und Handelsdisziplinen eingehenden Unterricht genössen, und einem praktischen, in welchem die Frequentantinnen an der mit der Anstalt verbundenen Fortbildungs- und Fachschulen dem Unterrichte beiwohnen, assistieren, ja denselben selbständig erteilen müssten.

Eine solche Anstalt besitzt Österreich noch nicht. Im deutschen Reiche gibt es — soviel ich weiss — mehrere. Auch diese Aufgabe muss rechtzeitig gelöst werden, denn sollen unsere Schulen auch blühen, so müssen wir tüchtige pädagogisch gebildete Lehrerinnen haben!

*

Zum Schlusse will ich noch zwei prinzipielle Fragen etwas näher berühren.

Die erste betrifft das Kombinationsprinzip. Es handelt sich nämlich darum, ob es zweckmässiger wäre, die Fachbildungsanstalten mit Lyzeen unter gemeinsamer Leitung zu verbinden, oder selbständige Fachschulen zu gründen?

Das Kombinationssystem hat sich bei uns praktisch bereits bewährt, dafür könnte der gegenwärtige Stand unserer Mädchenerziehungsanstalten zahlreiche Belege liefern. Die bekannte Frauenerziehungsanstalt des Wiener Frauenerwerbvereines — um konkret zu sprechen — enthält ausser dem Lyzeum eine Menge von Schulen verschiedener Richtung. Ähnliche Verhältnisse herrschen auch an der Brünner Vesna, die gleichfalls Schulen verschiedener Systeme unter einer Leitung verbindet, und auch an dem Budweiser Lyzeum, das ebenfalls als eine kombinierte Anstalt anzusehen ist. Die Vorteile dieses Systems lassen sich nicht in Abrede stellen.

Die Fachschule würde aus der Verbindung mit der Mittelschule in pädagogischer Richtung entschieden gewinnen. Und dieser einzige Grund dürfte schon genügen, denn soll das didaktische Element überhaupt an irgend einer Schule in den Vordergrund treten, so muss es vornehmlich an der Berufsschule, die ihre Schüler direkt in den harten Lebenskampf entsendet, der Fall sein.

Aber auch die Wünsche und Gewohnheiten der Bevölkerung verdienen Berücksichtigung. Und die Eltern werden noch lange von den Mädchenmittelschulen auch praktische Ausbildung fordern, was durch das kombinierte Schulsystem am leichtesten zu erlangen ist.

Soll alsdann die schöne Idee der Regierung — die Lyzealbildung — bald gute Früchte tragen, dann muss die allgemeine Bildung, welche sie in reichem Umfange gewährt, durch praktische Kurse – also auch durch Fachschulen — entsprechend ergänzt werden, wozu das bezeichnete Prinzip gewiss die beste Gelegenheit bietet.

Und die soziale Frage der Frauenbewegung erheischt ebenfalls — um die von den Gegnern der Frauenbildung so gerne hervorgehobene Gefahr einer Hyperproduktion im vorhinein zu vermeiden, dass den eine soziale Stellung anstrebenden Frauen möglichst verschiedene Lebensbahnen zur Verfügung stehen, damit nur die besonders begabten sich für das

Hochschulstudium entschliessen, die übrigen aber eine andere Berufswahl treffen können.

Schliesslich aber gewährt dieses System auch materielle Vorteile, denen wir, da sie gegenwärtig bei allen Unternehmungen unserer Kommunen eine bedeutende Rolle spielen, gleichfalls Rechnung tragen müssen.

Leider hat auch dieses vorteilhafte Prinzip sein Aber. Es bietet in administrativer Hinsicht gewisse Schwierigkeiten. Die Lyzeen unterstehen dem Landesschulrate, die Fachschulen werden wahrscheinlich eher dem Gewerbeschulrate untergeordnet werden, so werden dann die Angelegenheiten einer und derselben Anstalt selbst bei der höchsten Schulbehörde in verschiedenen Departements zur Verhandlung gelangen, wodurch der administrative Weg ab und zu eine Verzögerung erfahren dürfte. Ohne vielleicht die Bedeutung des administrativen Verfahrens in irgend einer Hinsicht unterschätzen zu wollen, glaube ich doch behaupten zu dürfen, dass dieses Hindernis durch die angeführten Vorteile bei weitem aufgewogen werden wird.

Es bestehen ja schliesslich seit Jahren anstandslos solche Anstalten, die infolge ihrer Zusammensetzung verschiedenen Schulbehörden unterstellt sind. Ich erlaube mir nur auf die besonders charakteristischen Fälle hinzudeuten. Die Oberrealschule zu Wiener-Neustadt ist mit einer Gewerbeschule verbunden, die Gewerbeschule in Czernowitz mit einer Handelsschule, das Lyzeum zu Triest mit einem Fortbildungskurse zur Heranbildung von Volksschullehrerinnen u. a.

Es dürfte daher hoffentlich dieses Prinzip zur Geltung kommen, ohne das Administrative irgendwie zu schädigen. Weit schwieriger ist eine zweite Frage. Wofür sollen die Mädchenfortbildungsschulen eigentlich gehalten, in welche Schulkategorie sollen sie eingereiht werden, welche Behörde soll da die Aufsicht ausüben?

Mögen auch diese Schulen den Charakter von Berufsschulen tragen, so hat hier das Volksschulwesen zum mindesten dieselben Rechte, Ansprüche auf die administrative Leitung derselben zu erheben, wie das gewerbliche Fachschulwesen. Ich sage »mindestens«, denn soviel lässt sich nicht bestreiten, dass die Mädchenfortbildungsschulen — wie schliesslich das ganze Fortbildungsschulwesen überhaupt — mit dem Volksbildungswesen so innig zusammenhängen, dass die administrative Vereinigung nur von

einem bedeutenden Vorteil sein dürfte, denn die Organisierung, die Leitung und Beaufsichtigung dieser Schulen erfordert praktische Kenntnis des Volksschulwesens und setzt pädagogische Erfahrungen aus diesem Schulgebiete voraus.

Diese Frage sollte an kompetenter Stelle zur Besprechung gelangen, bevor man mit der Aktion überhaupt beginnen wird. Und die Organisierung der Frauenbildungsanstalten sollte nicht länger aufgeschoben werden, sie ist ja doch heutzutage zu einer brennenden Zeitfrage geworden, denn es ist wirklich schon an der Zeit, dass der Pflug einer systematischen, modernen Reform dieses öde Brachfeld lockere, und das blühende Schulwesen Österreichs um eine neue, interessante Kategorie bereichere — nämlich um ein modernes Mädchenbildungswesen, das uns einzig und allein fehlt, damit wir mit den übrigen Staaten in der Lösung der grossen Kulturfragen nicht nur Schritt halten, sondern sie auch überbieten können.

Neues von Jaroslav Vrchlický.

Von Dr. Arne Novák.

Es waltet ein eigentümlich süsser Zauber über dem Spätsommer eines Dichterlebens: während man seine reifen, duftigen Früchte geniesst, die in anmutigem Flug von dem reichen Baum der Erkenntnis sacht zur Erde fallen, fühlt man sich einer stillen Landschaft gegenüber, über deren sattem Farbenreichtum leichte Wolken in sanfter Wehmut schweben. Diese sonnige, milde Stimmung begrüsst uns gleich in den ersten Versen von Goethes »West-östlichem Divan«; sie durchweht fast alle prosaischen Meisterwerke Gottfried Kellers; sie verleiht der gesamten Altersdichtung Robert Brownings ihren königlichen Glanz und ihre feierliche Weihe.

Vergeblich würde man aber nach ähnlichen Eindrücken in den letzten Gedichtsammlungen des Altmeisters der čechischen Poesie, Jaroslav Vrchlický, suchen, der schon vor Jahren ausdrücklich betont hatte, sein Zenith sei bereits überschritten. Mit einer fast fieberhaften Hast, die keinen Ruhepunkt kennt, mit einer nimmermüden Arbeitslust, für die es keine Rasttage gibt, wirft der unglaublich fruchtbare Dichter ein neues Werk nach dem anderen auf den Markt und füllt fast täglich seine künstlich geschliffenen und üppig geschmückten Becher mit jungem, unausgegorenem Wein, ohne sich überhaupt darum zu bekümmern, ob die dankbaren und freundlich gesinnten Gäste sich zu seinem reichen poetischen Gastmahle einstellen werden. Dieser riesenhaften Produktivität wird man wohl seine Bewunderung nicht versagen wollen; doch diejenigen, die seine besten Leistungen innig lieb gewonnen und sie verständnisvoll zu ihrem persönlichen Besitz umgewandelt haben, werden ihre Verstimmung nicht unterdrücken können, dass allen diesen so schnell konzipierten und so hastig fertig gestellten Werken des genialen Improvisators ein allzuleicht bemerklicher Mangel an künstlerischer Reife, an strengem Stilgefühl, an innerer Einheit anhaftet.

Im eben verflossenen Jahre (1906) hat Jaroslav Vrchlický nicht weniger als acht Bücher veröffentlicht, von denen je drei Bände auf eigene und übersetzte Gedichte fallen; ein Band ist ein Kinderbuch in Versen, dazu kommen noch zwei Bände Essays.

Es ist vielleicht angezeigt, die Betrachtung dieses bunten Reigens von Vrchlickýs Büchern mit der zuletzt genannten Sammlung zu eröffnen. Der Dichter selbst, der zugleich ein feiner Literaturkenner von immenser Belesenheit und eingehender Kenntnis der westlichen Poesie ist, hat öfters die Forderung ausgesprochen, sein Werk möge mit dem Masstabe derjenigen Künstler gemessen werden, die ihm homogen und verwandt sind und teilweise seine Entwicklung mitbeeinflusst haben; solchen literarischen Persönlichkeiten hat er auch diesmal seine anregenden Essays, die den schlichten Titel »Rozpravy literární« (Literarische Abhandlungen, im Verlage der Verlagsgesellschaft »Máj«) führen, gewidmet. Fünf dichterische Charakterköpfe werden da gezeichnet, von denen nur einer, der des čechischen Dichters aus der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, Čelakovský — die Abhandlung ist übrigens aus einer Festrede entstanden — dem einheimischen Schrifttum angehört. Von den übrigen Aufsätzen will derjenige über den jüdischen Dialektdichter Morris Rosenfeld, dem Vrchlický unlängst eifrige Dolmetscherdienste erwiesen hat, bloss kurz informieren; der Kern des Buches, das sich den älteren vorzüglichen Essaysammlungen von Vrchlický »Studie a podobizny« (»Studien und Porträts«) und »Nové studie a podobizny« (»Neue Studien und Porträts«) anreiht, ist also ausschliesslich in den drei ausführlichen Studien über Parini, Carducci und Alfred de Vigny zu suchen.

Seit seinem längeren Aufenthalte in Italien (1875—1876), der so tiefe und fruchtbare Furchen in seine Dichtung gegraben hat, beschäftigt sich Vrchlický systematisch mit der italienischen Poesie, die bis dahin in Böhmen gänzlich unbekannt war. Als Übersetzer hat er seinem Volke nicht nur die grossen Epen von Dante, Tasso und Ariost, sondern auch die gesamte Lyrik von Leopardi und Carducci geschenkt; in zwei umfassenden Anthologien hat er ein vollständiges Bild der modernen italienischen Dichtung entrollt, ja auch manches, was sonst in der Weltliteratur nicht heimisch ist, wie die Gedichte Michel Angelos und die schlichten Lieder des sicilianischen Naturdichters Cannizzaro, hat er in Böhmen bekannt gemacht. Hatte seine Jugendzeit die tiefsten

Eindrücke von Dante und Leopardi empfangen, so wurde später die kräftige Rhetorik Giosuè Carduccis für seine Dichtung entscheidend: sein freies, mutiges Verhältnis zu der Antike, seine entwicklungsfröhliche, antiklerikale Tendenz, seine meisterhafte Verschmelzung der odischen und idyllischen Dichtkunst, sein schwungvoller, fester Strophenbau, der sich selbständig an die altrömischen Vorbilder anlehnt — das alles fand bei dem kongenialen Vrchlický den aufrichtigsten Beifall, der sich schnell in direkten Einfluss umwandelte. Und so ist Vrchlický der richtige Mann, um seinem Volke Carduccis Bedeutung und poetische Technik sinnig und kundig klarzulegen.

Wenn in demselben Buche die feine und zierliche, dabei aber beissende und ätzende Satire des grossen italienischen Dichters aus dem XVIII. Jahrhundert Parini mit derselben Begeisterung analysiert und aus den Lebensbedingungen des Dichters und seines Zeitalters erklärt wird, so befremdet das einigermassen, obgleich es vielleicht eben Carducci war, der Vrchlický zuerst auf Parini aufmerksam gemacht hat. Der ironische Abbé Parini, dessen prächtigen »Giorno« Vrchlický stückweise schon übersetzt, wenn auch nicht veröffentlicht hat, steht mit seiner Rokokokunst eigentlich schroff dem Neoklassiscimus eines Carducci gegenüber: sollte man vielleicht annehmen, dass seine strenge reformatorische Tendenz, die grimmig die Götzen ihrer Zeit zerstört, Vrchlický über diesen inneren Widerspruch hinweggetäuscht hat? Ein solches Urteil wäre allerdings falsch, denn dieser Widerspruch wurzelt in Vrchlickýs poetischem Wesen. Man muss nämlich bei Vrchlický zwei entgegengesetzte Auffassungen der Antike genau unterscheiden. Einmal ist er ein strenger, goethisch gesinnter Hellenist, der die Götter Griechenlands in ihrer edlen Einfalt und stillen Grösse wieder zu erwecken strebt und dessen Träume dem Zeitalter entgegenfliehen »wo die Götter menschlicher noch waren und die Menschen göttlicher«; es ist nur erfreulich, dass die Mehrzahl von Vrchlickýs antikisierenden Gedichten und Dramen in diesem Geiste gehalten ist. An der Grenze der achtziger und neunziger Jahre machte sich aber bei Vrchlický eine entgegengesetzte Auffassung der Antike geltend, für die er in seiner Gedichtsammlung »Fresky a gobeliny« (1890) die treffende Bezeichnung »Hellas im Rokokogewand« geprägt hat. Die griechische Mythologie wird da zu einem bunten, anmutigen, bisweilen auch frivolen Mummenschanz, wo die lustige, leichtsinnige, adelige Gesell-

schaft, wie sie Crébillon und Wieland besungen und Fragonard gemalt, die Kostüme des göttlichen Olymps angezogen hat. Diese Neigung für die Rokokozeit, welche mit staunenden Augen den ersten Ausbrüchen der Revolution entgegensieht, brachte Vrchlický auch Parini nahe; schon vor einem Jahrzehnt weihte er ihm ein wundervolles Gedicht (»Občan Kristus«, d. h. »Bürger Christus«), das den Mailänder Dichter als Patrioten, Christen und Humanisten darstellt; jetzt analysiert er seinen »Giorno« hauptsächlich von rein formalistischem Standpunkte aus.

Auch der Aufsatz über Alfred de Vigny gibt sich als begleitender und einleitender Text zu einer Übersetzung, die vor drei Jahren in Buchform erschien. Es handelt sich um Vignys erhabene Sammlung von philosophischen Gedichten »Les déstinées«, die Vrchlický in leider nicht einwandsfreier Weise seinen Landsleuten vermittelt hat, und deren Übersetzung als eine organische Ergänzung seiner Umdichtungen der Werke von Victor Hugo und Leconte de Lisle betrachtet werden kann. Von den neufranzösischen Romantikern ist ihm keiner so fremd wie der strenge fast unfranzösische Denker und Dichter Alfred de Vigny; sein tiefer, menschenscheuer Pessimismus, der schliesslich in einen schweigsamen Stoicismus ausklingt, seine skulpturale, wortkarge Kunst, seine schlichte und marmorne Verstechnik, seine herbe philosophische Note, seine absolute Gleichgiltigkeit gegen jede Bilderbuntheit, gegen jeden Wortschmuck, dies alles konnte bei einem bilderreichen Wortkünstler, einem hoffenden und begeisterten Optimisten, bei einem geborenen Epiker, wie es eben Vrchlický ist, keinen Anklang finden. Deshalb ist auch alles, was Vrchlický über Vigny geschrieben und von seinem Werke übersetzt hat, keineswegs denjenigen Leistungen ebenbürtig, die Vrchlickýs Namen mit seinem poetischen Ahnherrn Victor Hugo verbinden.

Wie diese Abhandlungen, so gewähren auch Vrchlickýs neue Übersetzungen einen lehrreichen Einblick in seinen Entwicklungsgang und in seine poetische Werkstätte. Am bedeutendsten ist die umfassende Auswahl aus der ausserhalb Italien kaum bekannten Lyrik Torquato Tassos (in dem »čechischen Reklam«, »Světová knihovna«, bei J. Otto, erschienen), die nach formellen Gesichtspunkten geordnet ist, so dass die erste Abteilung Tassos Madrigals, die zweite dessen Sonette, die dritte endlich Tassos Canzonen, Ballaten, Idyllen, Sestinen und lyrische Stanzen bringt. Wie in Tassos epischem Hauptwerk, so konnte auch in seinen

gewandten lyrischen Stücken bloss das rein formale Interesse des Übersetzers befriedigt werden. Da boten nun aber diese prunkhaften Kleinigkeiten, die den mittelalterlichen Formsinn mit der selbstbewussten Virtuosität der Renaissance verbinden, eine willkommene Gelegenheit, Vrchlickýs Formkunst zu zeigen. Eine Frage für sich bleibt es allerdings, ob sich in Böhmen für diese poetische Kleinkunst, die meistens museenartig anmutet, auch aufmerksame Bewunderer finden werden.

Auch eine knappe Auswahl aus Lord Tennysons Dichtungen (sie erschien bei B. Kočí), die eine ganze Bibliothek von Vrchlickýs poetischen Übersetzungen eröffnen soll, ist unzeitgemäss zu nennen, denn alle Versuche das Interesse für Englands moderne Dichtung in Böhmen zu wecken sind gescheitert und mit Byron endet — einige ästhetische Feinschmecker ausgenommen — die neuenglische Poesie für das čechische Publikum noch immer. Vrchlickýs Bewunderung für Tennyson ist ebenso warm als aufrichtig und sie fand schon bei Tennysons Tode in einem fein stilisierten Essay ihren edlen Ausdruck; aber Tennysons bis zur Pedanterie strenges Stilgefühl, seine aristokratische Ruhe, die mit philosophischem Gleichgewicht eng verbunden ist, seine unpopuläre Denkungsart lassen sich mit Vrchlickýs poetischen Mitteln unmöglich ausdrücken. Die dritte Übersetzung will ich nur mit einem Worte streifen: es handelt sich um eine neue Auswahl von Petöfis Gedichten (im Selbstverlage der čechischen Akademie), an der dem Prager Lektor des Magyarischen F. Brábek der Löwenanteil gebührt, da von Vrchlický bloss die formelle Versifikation herrührt, wie es schon vor zehn Jahren in einer Übersetzung des magyarischen heroischen Epos »Buda halála« von Arany der Fall war. Vrchlickýs Versuch, seine Dichtkunst auch in die Dienste der Kinderstube zu stellen, über dessen Angemessenheit die Herren Pädagogen ihr Urteil zu fällen haben, sei nur erwähnt; es handelt sich um die leichte, anmutige Versifikation eines beliebten mittelalterlichen Stoffes aus der Zeit der Kreuzzüge, der auf die dem Dichter gegenwärtig so liebe Burg Svojanov an der böhmisch-mährischen Grenze verlegt wird. Das Buch führt den Titel »Svojanovský křižáček« (Der kleine Kreuzfahrer von Svojanov), und ist im Verlage des »Máj« erschienen.

Vrchlickýs eigene dichterische Ernte vermehrt diesesmal seine gesammelten poetischen Werke — sie erscheinen in dem Verlage von J. Otto — die es bis Dato auf siebenundfünfzig Bände gebracht hatten, um drei stattliche Gedichtbände; einer davon enthält

objektive Epik, einer schwelgt in poetischer Reflexion, der dritte umfasst Vrchlickýs lyrische Nachlese.

Das blasse Gestade der Ostsee, dessen Schönheit und Ruhm in Vrchlickýs neuem Epos »Píseň o Vinetě« (»Das Lied von Vineta«) so beredt besungen wird, erscheint in der čechischen Dichtung nicht zum erstenmale. Schon die panslavistischen Dichter der nationalen Wiedergeburt, Kollár und Vocel, träumten am weissen Strande der brandenden Ostsee tief erschüttert von den traurigen Schicksalen der wendischen Slaven, ihren blutigen und erfolglosen Kämpfen mit dem trotzigen Vikingervolke, ihrer stolzen Handelsstadt Vineta, deren Burgen und Hallen, Tempel und Türme unter den schäumenden und rauschenden Wellen acht Jahrhunderte lang begraben liegen — dies sollte aber bei ihnen ein blutiges Memento für die ganze slavische Welt sein, die mit dem Germanentum in offenem Kampfe liegt. In ähnlichem Geiste interpretierte auch Sv. Čech diese schreckliche und tragische Episode der altslavischen Geschichte, die er mit den Geschicken seiner anmutigen Heldin Dagmar, jener böhmischen Prinzessin, die Dänemarks Königin wurde, in Verbindung brachte.

Für Vrchlický existiert dieses slavische Interesse überhaupt nicht; rein objektiv bearbeitet er ohne Vorurteile und ohne Tendenz die Jomsvikinger- und die Knytlingersage, für deren elementare Darstellung er volles Verständnis bezeugt; mit gewaltiger epischer Kraft weiss er ein Liebesdrama mit dem Untergang einer Stadt zu verknüpfen; stets ist er um den spannenden Wechsel von blutigen Kampfszenen und zarten, duftigen Liebesidyllen bemüht; wirkungsvoll lässt er die brausende See, den salzigen Meereswind, die alten Buchenwälder an der Ostsee die bewegte Handlung mitbestimmen.

Aber das Leitmotiv dieser freien epischen Improvisation, die sich zu der Höhe eines geschlossenen und fest gegliederten Epos kaum irgendwo emporschwingt, ist doch der leidenschaftliche Kultus der nackten, barbarischen Lebenskraft, die mit wilder Lust in den rauhesten und grausamsten Vorgängen schwelgt; die ganze Schöpfung ist eine Reihe von grellen, riesenhaften Freskogemälden, die man ja nicht aus der Nähe betrachten darf.

Solch eine epische Objektivität ist bei Vrchlický selten: immer betrachtete er die Sage und die Geschichte, die Legende und den Mythus durch das Medium des philosophischen Gedankens aus dem XIX. Jahrhundert; immer knüpfte er an jeden

epischen Stoff seine weitschweifige Reflexion, belebte auch das kleinste Bruchstück der Weltgeschichte durch tiefsinnige Meditationen, die jedoch einen allzubunten Eklektizismus, vom pantheistischen Materialismus bis zum Cousinschen Idealismus, verrieten. So entstand diejenige Gattung von Vrchlickýs Epik, die er »Bruchstücke der Epopöe« genannt hat und die in Victor Hugos »Légendes des siècles« ihr Vorbild hat: hier findet sich dieselbe grandiose Vermischung des Hymnischen und des Chronikartigen, der Allegorie und des Heldengedichtes, dieselbe ungeheuere Verschmelzung der visionären und der rhetorischen Kunst. Oft schon hat der Dichter erklärt, seine Hände seien bereits zu müde, um für diese gigante Mauer, »die zusammengesetzt ist aus den menschlichen Geschlechtern und ihren Schicksalen«, neue Steine herbeizutragen — aber immer bringt er neue und neue. Die zwei zuletzt veröffentlichten Bücher dieser Reihe, »Votivní desky« (Votivtafeln, 1902) und »Episody« (1904) sind gewiss nicht die letzten. Des Dichters Beschäftigung mit diesem Genre verrät auch sein vorletzter Gedichtband, der sonst nur rein formales Interesse bezeugt.

Es ist die Rondeauxsammlung »Fanfary a kadence«, für die man in der älteren Dichtung Vrchlickýs manches Analogon findet. Ich nenne nur zwei vollendete Werke »Hudba v duši« (»Seelenmusik« 1886) u. »Moje sonata« (»Meine Sonate« 1893), wo sein eminenter Formsinn, seine ausgesprochene Vorliebe für die schwierigsten Strophengebilde, seine erstaunliche Fähigkeit die romanischen Versformen in čechischer Sprache treu nachzubilden, seine Neigung zum Spielerischen, Leichten, Anmutsvollen wahre Triumphe feiern. Will man sich einen Begriff von dieser Formkunst Vrchlickýs machen, muss man an die Virtuosenstücke eines Théodore de Banville, des Autors der gewagten »Odes funambulesques« denken; muss man sich der genialen Reimtechnik und Wortmusik des unübersetzbaren Edgar Allan Poe erinnern; ja man muss sich die französischen Lyriker des späten Mittelalters vergegenwärtigen.

Freilich, dieses prunkhafte und bezaubernde Gewand muss manche psychologische Leere, manchen argen Truismus, manche hohle Rhetorik verdecken; und gesellt sich zu ihm manchmal ein witziger Einfall, eine blank geschliffene Pointe, eine fein hingehauchte Stimmung, ein zartes Gefühl, so stimmt wieder der Inhalt selten mit der Form überein. Fand man in den bereits

erwähnten älteren Sammlungen von glänzenden Schmucksachen auch den zarten Zauber einer einheitlichen Stimmung, die alles mit einem süssen, verklärenden Schimmer umgibt, so blickt man sich in den »Fanfaren und Cadenzen« nach einer solchen vergebens um.

Sie bringen neben schwer melancholischen und bitteren Ausbrüchen einer tief verwundeten Seele auch schalkhafte, übermütige und drollige Verslein von nicht ganz natürlicher Ausgelassenheit; sie bieten neben anmutigen, wenn auch allzu oberflächlich gezeichneten Genrebildern auch schwermütige und resignierende Friedhofsgedanken; eine ganze Reihe von liebevoll und geistreich geschnittenen Medaillons mit Charakterköpfen aus der Literatur, Malerei und Musik wechselt da mit leicht hingeworfenen Toasten in Reimen. Man fühlt bei der Lektüre, wie hastig die Einfälle zu Gedichten verarbeitet werden, wie Bilder, Metaphern, ja Reime und Epitheta, die sich dem Dichter fast aufgedrängt haben, ohne Auswahl und sorgfältige Prüfung von ihm hingenommen wurden, und man wendet sich unbefriedigt von diesem Schauspiele, wo die Poesie den Dichter so rücksichtslos kommandiert hat.

Vrchlickýs allerletzte poetische Gabe »Svlačce na úhoru« (»Winden auf dem Brachfelde«) enthält seine lyrische Nachlese aus den letzten Jahren. Es ist ein müdes Buch, in Schwarz und Grau gehalten, auf Moll gestimmt; jeder Reichtum an Bildern und sonstigem poetischem Beiwerke, alle feine Formkunst und edle Verstechnik sind aus ihm verbannt; die einfache Weise eines schlichten Volksliedes, die klare antike Strophe müssen herhalten, um des verstimmten Dichters melancholische Klagen, elegische Erinnerungen, stoische Betrachtungen auszudrücken. Diese Weise Vrchlickýs ist im Ausland bisher gänzlich unbekannt, obwohl sie bei ihm seit zwölf Jahren immer mehr vorherrscht. Damals, eben nachdem er sein leben- und kraftstrotzendes Buch »Nové zlomky epopeje« (»Neue Fragmente der Epopöe«) veröffentlicht hatte, meldete sich bei ihm zum erstenmale dieser herbe ätzende Ton in seiner strengen und finsteren Sammlung »Okna v bouři« (»Fenster im Sturme« 1894), wo besonders die Erotik einen bitteren, peinlichen Beigeschmack hat. Bald erklang diese traurige Melodie ganz gewaltig in den fast allgemein unterschätzten »Písně poutníka« (»Lieder eines Pilgers« 1895), die mit ihrer ernsten Einfachheit und ihrer herben Weisheit ganz abseits von allen seinen übrigen Dichtungen stehen und das gesamte Menschenleben mit einem unheimlichen Zauberstabe in ihren dunkeln Anschauungskreis schliessen.

Seither ertönen diese trüben Motive auch inmitten von Vrchlickýs frischesten und hellsten Schöpfungen, zu denen ich aber die »Winden auf dem Brachfelde« keineswegs zählen möchte.

Es ist freilich fast unmöglich zu erraten, wo eigentlich die Wurzeln dieser Verbitterung und Verstimmung des Dichters verborgen liegen; man wird jedoch kaum fehlgehen, wenn man annimmt, dass die mitbestimmenden Ursachen davon auch in der čechischen literarischen Öffentlichkeit zu suchen sind.

Dem hohen, kühnen Fluge von Vrchlickýs Poesie, die alles, von dem verborgensten Zittern der lebendig gewordenen Materie bis zu den erhabensten Problemen der Philosophie und der Geschichte, von den barbarischen Kämpfen des wilden Urmenschen bis zu der Leidensgeschichte des modernen Denkers und Dichters, in ihr Bereich gezogen hat — diesem Fluge konnte die čechische, durch nationale Vorurteile beengte Literatur freilich nicht folgen. Man rief bis zum Überdruss dem stolzen, einsamen Dichter zu: »Komm, kühner Fremdling, auch unter uns und versuche da mit uns in Freud' und Leid zu leben!« Und der Dichter, der lange genug seinen hohen einsamen Pfad gewandelt hatte, folgte diesen Lockrufen der nationalen Menge und ihrer geistigen Führer — er stieg in das ruhige, aber enge Tal hinab und — akklimatisierte sich bald.

Da war aber keine günstige Luft für seinen geistigen Entwicklungsgang, die Düfte seiner bunten Blüten konnten sich in dieser Enge kaum ausbreiten, seine Früchte konnten da nicht reif werden, denn in diesem Lande, wo der rauhe Kampf ums Dasein allzubald die besten Kräfte erschöpft, folgt auf den Sommer gleich der Winter.

Diese rein menschliche Tragik eines Dichterlebens musste eine so sensitive Natur, wie es Jaroslav Vrchlický ist, schmerzlich berühren. Wer darf es ihm verargen, dass er unter diesem Gefühle so schwer leidet? Und wer will es versuchen, das Werk, dessen Schöpfer durch die Fügung eines strengen Schicksals in eine kleine Nation verschlagen wurde, würdig und glorreich in seine geistige Heimat einzuführen, die man die Weltliteratur nennt?

RUNDSCHAU.

Die XXI. Ausstellung des Vereins bildender Künstler »Manes«.

Sie ist keine von den stärksten, welche wir unterhalb des Kinskygartens gesehen, aber sie hält sich doch auf der Höhe, an die der Manes in den letzten Jahren das Prager Publikum gewöhnt hat.

Meine Absicht ist es nicht, ein ausführliches Referat zu schreiben; ich will bloss die Gelegenheit benützen und einige Worte über die Bestrebungen und Ziele dieser Gruppe zu sagen, welcher die besten Künstler der jungen Generation angehören.

Als die Künstler, welche sich im Manes zusammengetan, vor Jahren zum erstenmal kollektiv ausstellten, — damals noch im Salon Topič — hatten wir zu unserer freudigen Überraschung den Eindruck, dass sich hier geschlossen eine neue, zielbewusste Generation melde, Leute gleicher Bestrebungen und gemeinsammer Instinkte. Und es war dies in der Geschichte der čechischen Kunst vielleicht das allererstemal.

Denn die Geschichte der čechischen Kunst war bis dahin sehr kurz und arm, und ihre Träger waren weit eher einzelne gewesen, als ganze Vereinigungen oder Richtungen.

In den fünfziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts ist es Josef Manes, bei dem die eigentliche moderne čechische Kunst einsetzt. Ein jüngerer Zeitgenosse Schwinds und Richters stand er eine Zeitlang als Jüngling unter dem Einflusse dieser beiden kerndeutschen Künstler, aber nach seiner Rückkehr aus München rang er sich bald formell und gedanklich zu einer eigenen, rein slavischen Kunst durch, in der sich ein frischer Realismus, eine idyllische Poesie und ein herrlicher dekorativer Sinn zu einem überaus reizenden Ganzen verbinden. Weich und passiv veranlagt, brachte er es nicht zustande, seine Kunst einer Zeit, die ihn nicht begriff, aufzuzwingen, und er kam bei der Mehrzahl seiner Projekte nicht über Entwürfe und Skizzen hinaus. Eine Zeitlang in Vergessenheit geraten, übte er nach seinem Tode einen grossen Einfluss auf eine Reihe jüngerer Künstler aus und wurde der grosse Anreger der čechischen Kunst.

Von seinen Zeitgenossen nimmt einen hervorragenden Platz Jaroslav Čermák ein, ein hochbegabter Maler und ein Künstler von seltener Kultur. Ein Schüler Gallaits und ein Freund Fromentins, hielt er sich zeitlebens in der Fremde auf, besonders in Paris und in den südslavischen Ländern, woher er die Motive seiner Bilder nahm. Daheim quittierte man zwar dankbar, dass er uns in Ehren vor der Fremde repräsentiere, allein sein Einfluss auf die čechische Kunst und sein Kontakt mit den heimischen Künstlern war ein geringer; in čechischen Besitz ging bei seinen Lebzeiten kein einziges grösseres Werk von ihm über.

Nach diesen vereinzelten Erscheinungen trat um das Jahr 1880 eine Reihe junger Talente in den Vordergrund, von denen die Mehrzahl bei der Konkurrenz um die künstlerische Ausschmückung des Nationaltheaters in Prag Gelegenheit fand, auf sich aufmerksam zu machen. Bis heute verblieb ihnen die gemeinsame Benennung »Generation des Nationaltheaters«, aber diese Benennung bezieht sich nur auf eine oberflächliche Verwandtschaft, gerade so wie der Umstand nur ein zufälliger war, der sie zusammengeführt. Es waren dies ganz heterogene Talente, die verschiedene Ziele hatten und deren Wege sich nie mehr trafen. So V. Hynais, ein eleganter Pariser Dekorateur aus Baudrys Schule und interessanter Porträtist, V. Brožík, ein Maler grosser historischer Leinwandflächen, der seiner künstlerischen Gesinnung und Bedeutung nach ungefähr zwischen Piloty, seinem Meister, und Múnkacsy, seinem Schwager, steht, und M. Aleš, ein urwüchsiges, ganz unkultiviertes Talent, aber vielleicht das grösste, das wir je gehabt, dessen Jugendwerk, der für das Nationaltheater geschaffene grossartige Zyklus »Vlast« (Das Vaterland) sein Meisterwerk blieb, und der seine ungeheuere Kraft in einer Unmasse von Skizzen und Illustrationen in allen möglichen Zeitschriften vergeudete. Seine Werke haben bei uns eine einzige Analogie: unser Volkslied.

Der gleichen Generation gehört auch A. Chittussi an, ein später Schüler der Schule von Fontainebleau; seine älteren Arbeiten aus der französischen Zeit erinnern sehr an den Corot der italienischen Periode; nach seiner Heimkehr wurde auch er selbständig und schwang sich in der zweiten Hälfte seines allzukurzen Lebens zum Begründer der čechischen paysage intime auf. Auch H. Schwaiger, unser kernigster Realist, welcher anfangs je nach Laune in der Vermummung eines alten deutschen oder eines holländischen Bauers aufzutreten pflegte, M. Pirner, ein Sonderling, dessen eigentliches Werk unbekannt ist und der mehr durch seine Persönlichkeit wirkte, — sie alle sind wirkliche Künstler, originell und ganz, denen vielleicht nur das eine fehlte, um einen entscheidenden Einfluss auf die Jüngeren auszuüben: das Bewusstsein der Zusammengehörigkeit. Sie hoben das technische Niveau, wiesen den Weg in die Fremde, nach Paris hauptsächlich, wirkten auch unmittelbar als Lehrer an der Malerakademie, — aber die Generation, welche nach ihnen kam, suchte sich ihre Wege allein und ausserhalb ihrer Einflusssphäre.

Die Devise dieser jungen Leute wurden zwei Namen: der halbvergessene Manes, nach dem auch der Verein benannt worden ist, und der verkannte Aleš. Schon in diesen Namen war das ganze Programm enthalten, das Programm einer čechischen Nationalkunst. Nichtsdestoweniger entgingen die unter dieser Fahne stehenden Leute nicht dem Vorwurfe des Internationalismus und der Bevorzugung des Westens, während den Manesausstellungen selbst des öfteren vorgeworfen wurde, dass sie den Eindruck schwacher internationaler Ausstellungen machen, da sich dort so viele fremde Einflüsse kreuzten. Dieser Vorwurf ist nur scheinbar berechtigt und verliert schon deshalb an Wert, weil er von Leuten ausgeht, denen es sich um das nationale Gepräge oder auch nur um den Anstrich mehr handelt, als um die eigentliche Kunst. Im Grunde ist es sicherlich der Ehrgeiz einer jeden Kunst, kosmopolitisch zu wirken, über die heimatlichen Grenzen hinaus — aber sie erzielt es nicht dadurch, dass der Künstler die Unterscheidungsmerkmale seiner Rasse abstreift oder verleugnet, sondern im Gegenteil dadurch, dass er sie möglichst vertieft und dass er dartut, wie sie mit dem rein Menschlichen zusammenhängen. Jeder echte Künstler ist daher ipso facto, dass er aufrichtig ist, ein Nationaler, und auch bei unserer Kunst wird gewiss der nationale Charakter von selbst hervortreten, sowie wir künstlerisch reifer sein werden.

So weit sind wird heute noch nicht. Die junge Generation ging ins Ausland in die Lehre und bekannte sich offen zu der heutigen europäischen Kunst, als deren Angehörige sie sich fühlte; dass zum Verarbeiten aller Kunstrichtungen, die sich heute in Europa kreuzen, und von denen wir manche erst einholen mussten, Zeit nötig war, ist klar; aber wer dieses junge Gären auf den Manesausstellungen der letzten Jahre verfolgt hat, muss gestehen, dass sich daraus schon heute manches herauskrystallisiert. Auch in der heurigen Ausstellung ist dies zu bemerken.

Es sind hier vor allem die zwei Ältesten und Originellsten — Aleš, welcher sich immer noch jung fühlt und es mit der Jugend hält, und der Slovake J. Úprka, welcher nach vielen Kämpfen eine spezifische Ausdrucksweise für seine Umgebung und Rasse gefunden hat und heute im Mannesalter so glücklich ist, aus dem Vollen schaffen zu können.

Aus der engeren Manesgruppe fehlt diesmal auf der Ausstellung M. Švabinský, das brillanteste Talent der jungen Generation. Er begann vor Jahren unter dem Einflusse englischer Ästheten mit etwas süsslichen Kompositionen, aber sein eigentliches Feld fand und die grössten Erfolge errang er in der Porträtkunst, in der seine besten Eigenschaften zur Geltung kamen: die Leichtigkeit und Meisterschaft im Zeichnen, die Schärfe und Feinheit in der Charakteristik. Seine Tätigkeit als Porträtist führte ihn aber auch auf ein realeres und lebendigeres Gebiet in seinen Kompositionen, wo er von der leichten Sentimentalität zu einer eigenen Pracht erotischer Sinnlichkeit überging. In technischer Hinsicht verbindet er mit Vorliebe das Aquarell mit der Federzeichnung, wodurch er ganz eigenartige Effekte erzielt.

In seiner Abwesenheit beherrscht J. Preisler ohne einen Rivalen die heurige Ausstellung. Er ist ein grosser Maler und ein dekoratives Talent von seltener Noblesse, das von allen am meisten dem Vorwurf der Fremdheit ausgesetzt war. Nach der diesjährigen Ausstellung, die ihn abermals fortgeschrittener und seiner ureigenen Ausdrucksweise näher zeigt, wird es vielleicht auch denen, die ihn bisher nicht begriffen, einleuchten, wie nah er uns ist und wie er unser im besten Sinne des Wortes ist: er bringt uns etwas Neues und Reines, das unsere innersten Instinkte der Schönheit weckt und bereichert.

Von den Landschaftsmalern der reichste ist Slavíček; charakteristisch für ihn sind die ärmliche Gegend aus dem böhmisch-mährischen Hügelland und die schmutzigen Gassen Altprags, Motive, die bei ihm in satter Farbenharmonie voll gedämpften Lichtes wechseln.

Hudeček ist subtiler und einseitiger; aber gerade heuer fand er für einzelne seiner oft wiederkehrenden Motive einen so kühnen Ausdruck, wie noch nie. Von den Jüngeren verspricht am meisten und erfüllt bereits vieles Nejedlý.

Ich will nicht durch Namen ermüden — von einer Reihe anderer zu sprechen, wird sich gewiss eine für sie charakteristischere Gelegenheit bieten, für diesmal handelte es sich nur um die, welche zur Zeit Träger der Entwicklung von heute sind. *M. Jiránek.*

Čechische Musikinstitutionen.

Von Zdeněk Nejedlý.

(Schluss.)

I.

Die Oper des Nationaltheaters.

Neben dem Opernchef weist unsere Oper in ihrer jetzigen Zusammensetzung keine höhere künstlerischen Einheiten auf. Es hängt dies mit unterschiedlichen persönlichen und sachlichen Fragen zusammen. So repräsentieren gleich die Kapellmeister unserer Oper, welche dem Chef untergeordnet sind, in keiner Hinsicht das Niveau unserer Dirigentenkunst, ja sie reichen nicht einmal im Durchschnitt zur Höhe dieser unserer Kunst hinan. Schuld daran ist einerseits die schlechte Personenauswahl, andererseits das verfehlte System, dass unser Kapellmeister dem ersten Dirigenten (Chef) nicht nur dienstlich, sondern auch künstlerisch bis zur Preisgebung seiner eigenen Selbständigkeit untergeordnet ist. Unsere Oper kennt nicht das in Deutschland herrschende System, dass ein Theater so und so viele Kapellmeister hat, von denen ein jeder das dirigiert, wozu er befähigt ist. Bei uns kommt es darauf an, der »wievielte« ein solcher Kapellmeister ist. Seit Errichtung des Nationaltheaters sind die Kapellmeister numeriert:

erster, zweiter, dritter Kapellmeister, was sich auch bei ihrem Repertoir immer geltend macht. So verschlug es nichts, dass unser ehemaliger dritter Kapellmeister, der verstorbene Vyskočil, ein besserer Musiker, als der erste und zweite Kapellmeister war — da er der »Dritte« war, durfte er bloss Ballette und hie und da irgend eine Operette dirigieren, so dass er überhaupt äusserst selten am Dirigentenpult erschien. Heute sind zwar diese Benennungen verschwunden, neben dem Chef gibt es einfach nur »Kapellmeister«, aber das Klassifizieren ist geblieben. Dass auf diese Weise unsere besten und zugleich selbstbewusstesten Dirigenten vom Theater ausgeschlossen sind, begreift jeder. Unsere Kapellmeister sind bloss die Gehilfen des Herrn Chefs, nicht selbständig schaffende Dirigenten. Unter ihrer Leitung spielt das Orchester derart, dass es nicht wiederzuerkennen ist, wenn man es kurz zuvor unter Kovařovic gehört. Ja, übernimmt sogar ein solcher Kapellmeister ein von Kovařovic selbst einstudiertes Werk, so entspricht die Vorstellung bei weitem nicht der vollkommenen Darbietung unter dem Opernchef. Das aber ist der wundeste Punkt unserer Oper, dass diese Entwertung geleisteter Arbeit durch die untergeordneten Kapellmeister sehr häufig vorkommt. Kovařovic dirigiert, wenn er irgendein grosses Werk einstudiert, nicht gern das laufende Repertoir, was oft geradezu ertötend auf unser Opernleben einwirkt. Das Dirigieren eines Werkes einem anderen zu überlassen, ist übrigens ein Unfug, den ich von anderen Bühnen her nicht kenne, und er untergräbt geradezu jede Dirigentenkunst. Aus den vorangeführten Gründen nehmen wir von einer speziellen Charakteristik der einzelnen Kapellmeister Abstand, da es sich hier um keine Fachgrössen handelt.

Zu den eigentlichen ausübenden Kräften unserer Oper übergehend, beginnen wir mit dem künstlerischesten Bestandteil einer jeden Oper, dem Orchester Die Geschichte unseres Opernorchesters ist sehr interessant, ich kann mich aber mit ihr an dieser Stelle nicht befassen. Uns handelt es sich nur um das jetzige Orchester, dessen Entstehungsjahr in die jüngste Zeit fällt. Bis zum Jahre 1901 besass nämlich das Nationaltheater ein Orchester, welches aus bescheidenen Anfängen um die Zeit der Gründung des Interimstheaters emporgewachsen und besonders unter der Leitung Smetanas zu einem echt künstlerischen Körper geschmiedet worden war. Die Traditionen der ruhmvollen Ära Smetanas wurden dann weiter gepflegt und noch an der Neige des 19. Jahrhunderts war es ein Orchester ersten Ranges, was die Qualität der Musiker selbst betrifft. Allein die Schwäche der Kapellmeister in den achtziger und neunziger Jahren machte aus den Traditionen — einen Schlendrian, der in der Folge besiegelt und als ein Privileg des Orchesters anerkannt wurde. Als Kovařovic seinen Posten antrat, kam dann allerdings auch ein frischer Zug ins Orchester, der Schlendrian wehrte sich und so brach im Jahre 1901 gegen Kovařovic ein unseliger Streik des Orchesters aus, welcher zur Entlassung der Streikenden und zum Engagement neuer Mitglieder zu dem Rest der alten führte. Damit beginnt unser neues, zweites Theaterorchester. Qualitativ kann es sich zwar mit dem alten nicht messen,

dafür ist es wieder diszipliniérter. In musikalischer Hinsicht sind unsere beiden Orchester, das alte und das jetzige, infolge eines Umstandes interessant: bei beiden lassen die Geigen viel zu wünschen übrig. Wer einen prächtigen, vollen Geigenklang in einem orchestralen Körper hören will, der suche ihn nicht — an der Stätte der Ševčíkschule. Keine Stadt birgt vielleicht in ihren Mauern so viele Geiger wie Prag, aber für eine ernste Orchestermusik hat Prag kein hinreichendes Material. Auch das Orchester Kovařovic' leidet darunter, vom Konzertmeister angefangen, obzwar man für diesen leicht einen besseren Ersatz finden könnte. Dafür besitzt unser Theaterorchester Holzinstrumente, wie sie die weltbekannten Orchester nicht besser haben. Es genügt zu sagen, dass aus ihm (freilich noch aus dem alten Orchester) der Wiener Bartoloměj hervorging und andere Klarinettisten und Hoboisten. Die Blechinstrumente des Theaterorchesters zeichnen sich wieder vornehmlich durch ihre Mässigung und ihren angenehmen Ton aus, was heute bei uns eine grosse Seltenheit ist.

Was vom Orchester gilt, gilt auch im allgemeinem vom Opernchor. Auch der machte im Jahre 1901 dieselbe Krise durch. Er ist nicht so hervorragend, wie die Chöre der grossen ausländischen Opern, aber er hat vor allem den einen Vorzug, den wir nicht so bald anderswo finden, nämlich die dramatische Agilität. Ich meine damit nicht etwa eine gewisse Lebendigkeit auf der Bühne, obwohl auch sie keine ganz alltägliche Erscheinung ist, sondern ein wirkliches dramatisches Spiel, mit dem man bei uns besonders in Volksszenen grosse Effekte erzielt. Vor allem unterscheiden sich die Aufführungen Smetanascher Opern bei uns wesentlich durch die Leistungen ihrer Chöre von dem »Singen« der Chöre auf anderen Bühnen.

Verhältnismässig am wenigsten will ich über die Sänger berichten, um nicht ins Detail zu geraten. Ich beginne hier mit dem Hinweis auf das Hauptübel in diesem Fache bei uns: unser Theater ist eine Schule für die Fremde. Bildet sich bei uns ein Sänger zu einem grossen Künstler aus — dann geht er gewöhnlich. Nicht als ob ihm unsere Kunstverhältnisse nicht genügen würden, sondern einfach, weil er sich überzahlen lässt. Das Nationaltheater kann nie die Summen zahlen, die irgend eine Hofoper bieten kann. Es ist daher immer ein Akt nationaler Opferwilligkeit, wenn ein solcher Künstler auch in seiner künstlerischen Vollkraft an unserem Theater bleibt. Messen wir aber die Kunst nicht nach den Finanzen, dann gehören uns auch die heute jenseits der Grenzen wirkenden Künstler ganz an, welche uns schon in der vollen Blüte ihrer Kunst verlassen haben: in Wien vor allem Wilhelm Heš und Frau Förster-Lauterer, in Berlin Emmi Destinn, in Dresden Karl Burián u. a. Dass es sich hier nicht um einen Unterschied des Niveaus handelt, erhellt am besten daraus, dass ein bei uns ziemlich mittelmässiger Künstler dann in der Fremde eine grosse Rolle spielt, z. B.: Ella Tvrdek in München, welche auch heute in Prag nicht den Platz ausfüllen könnte, den sie an der bayerischen Hofoper einnimmt. Es mangelt uns daher nicht an Gesangskünstlern, sondern an Geld, um uns die Sänger erhalten zu können. Eine um so

grössere Anerkennung verdienen natürlich die Künstler, welche bei uns trotz aller Anträge der Fremde ausharren. In der älteren Periode war es hauptsächlich Jos. Lev, einer der grössten Sänger seiner Zeit, heute ist es der Barytonist Bohumil Benoni und der Bassist Wenzel Kliment. Diese stehen heute an der Spitze unseres Opernensembles, sowohl mit ihren gesanglichen Leistungen, als auch mit ihrer schauspielerischen Routine. Stilistisch zeichnet sich unsere Oper besonders durch eine spezifische Art und Weise der Aufführung von Smetanas Opern aus u. zw. der komischen, welche in ihrer Wiedergabe bis in die kleinsten Details durchgearbeitet sind. Hier leisten neben den zwei angeführten Künstlern Hervorragendes vor allem der Tenorist Ottokar Mařák und die Sopranistin Amalie Bobek in den Liebhaberrollen dieser Opern, während Adolf Krössing Smetanas vollendetster Vašek, Skřivánek und Michálek ist (diese zwei Rollen schrieb Smetana direkt für ihn). Eine komische Oper Smetanas mit diesen Sängern in den Hauptrollen ist heute eine durch und durch spezifische, čechische Glanzleistung unserer Oper, an der man am besten erkennen kann, was eigentlich ein Smetana war.

Dieser Musikapparat unserer Oper arbeitet auf der Bühne bei einer Ausstattung, welche zu den lichtesten Seiten unseres heutigen Theaters gehört. In erster Linie gilt dies von der Dekorationsmalerei des Malers K. Štapfer. Bis zum Regimewechsel im J. 1900 begnügte sich unser Theater gerade bei den grossen Opern- und Schauspielwerken mit dem Allernotwendigsten, unter der neuen Verwaltung trat dann ein Umschwung ein, der so jäh war, dass nicht ganz unberechtigte Zweifel rege wurden, ob unser Theater hierin nicht allzu einseitig vorgehe. Man sprach sogar von einer »tapezierermässigen« Leitung des Theaters, besonders des Schauspiels. Heute aber kann nicht geleugnet werden, dass damit ein grosser Fortschritt erzwungen wurde, so dass eine Rückkehr zu dem alten primitiven Zustande jetzt unmöglich wäre. Szenisch werden unsere Opern in einem Milieu aufgeführt, das den Gesamteindruck des Werkes schon durch seine malerische Schönheit und Echtheit unterstützt. Einer besonderen Beachtung wert ist ferner das Moderne unserer Dekorationsmalerei. Auf Hofbühnen kann man vielleicht eine noch kostspieligere, reichere Ausstattung sehen, aber die Dekorationsmalerei leidet hier fast durchwegs an einer veralteten Malmethode. Dies gilt vor allem von der sonst unerreichten Ausstattung an der Wiener Hofoper. Es kommt hier hauptsächlich auf den Standpunkt an, den die Malerei zu der Landschaftskunst einnimmt, welche bei uns — in gleichem Schritt mit dem Aufschwung der modernen Kunst im Verein »Manes« — auch unsere Bühne beherrscht. Solche Proben moderner Landschaftsmalerei, an welche wir uns fast schon gewöhnt, würden wir schwerlich auf anderen Bühnen mit verhältnismässig so bescheidenen finanziellen Mitteln finden. In dieser Hinsicht glaube ich den Geschmack unseres Dekorationsmalers anderen Theatern als Muster hinstellen zu dürfen.

Leider hat unsere Oper heute keinen gleichwertigen Regisseur, welcher es verstehen würde, behufs Erzielung einheitlicher

Wirkung des Stückes den Dekorationsmaler zu ergänzen. Nicht dass wir in der Opernregie der Welt nachstehen würden, sondern es treten im Gegenteil die üblen Gewohnheiten in der Regie, welche heute fast auf allen Bühnen herrschen, bei uns noch schärfer in den Vordergrund. Es ist dies das Bestreben, die Szene zu »beleben«. Unser Opernregisseur Robert Polák entwickelt in dieser Richtung einen unermüdlichen Eifer, wie ihn wenige bei Versehung ihres Amtes zeigen. Aber dieser Jagd nach Belebung der Szene fehlt die Kritik; es genügt die Frage: Belebt es die Szene? Wenn ja, dann gibt es keine Berufung mehr. Ich meine damit nicht einmal so das Übertreiben in der szenischen Lebhaftigkeit: auf deutschen Bühnen tritt heute z. B. im »Freischütz« eine ganze Menagerie aller möglichen und unmöglichen Ungeheuer auf, während bei uns wieder die gewöhnlichen volkstümlichen »Hexenfeuer« in ein wahres Feuerwerk umgewandelt worden sind. Unsere Regie geht auch in den Details so weit, dass sie selbst die ernstesten Szenen nicht verschont. Der Regisseur hat z. B. in Erfahrung gebracht, dass die alten Čechen ihre Wahrsagerin hatten, welche ihnen die zukünftigen Dinge prophezeite. Deshalb humpelt bei dem feierlichen Aufzuge in Smetanas »Libuše« ein altes Mütterchen in grauem Kittel inmitten all der Pracht farbiger Trachten einher. Auch der, welcher die alte čechische Geschichte gut kennt, verfällt schwerlich darauf, was dieses Mütterchen vorstellen soll, aber darum kümmert sich der Regisseur nicht. Derartige Beispiele fallweiser und ganz unsystematischer »Szenenbelebungen« könnte ich in Hülle und Fülle anführen. Hierin aber ist, wie erwähnt, unsere Opernbühne »westeuropäischer« als selbst die deutschen Bühnen.

Aus einem anderen Grunde ist der Verfall des Balletts auf unserer Bühne zu erklären. Das Ballett hat sich überhaupt derart überlebt, dass es nur das leichtlebige Wien wenn nicht höher, so doch auf die gleiche Stufe mit der eigentlichen Oper zu stellen vermag. Allein auch dort ist das Ballett nur mehr ein Schatten von dem, was es war. Soviel mir bekannt, wahrt sich heute nur noch Warschau die echte alte Ballettüberlieferung. Bei uns ist das Ballett eine blosse Opernzugabe, eine blosse »Verschönerung« der Oper. Dass dann ein solches Verschönern oft sehr geschmacklos ausfällt, ergibt sich aus dem Wesen der Sache selbst und aus dem Geschmack — des Ballettmeisters. Solange noch bei uns A. Berger, der jetzige Ballettmeister der Dresdner Oper, war, zeigte sich die Tanzkunst auf unserer Bühne in ihrem besten Lichte; besonders die von ihm komponierten Volkstänze in den Opern Smetanas wirken geradezu faszinierend durch ihre Unmittelbarkeit und volkstümliche Frische. Aber nach seinem Abgange übernahm die Leitung des Balletts ein Italiener, welcher zwar selber die bravourösesten Sprünge macht, sich jedoch für eine moderne Opernbühne nicht eignet. Dafür besitzen wir eine heimische Kraft und eine wahre Zierde der ganzen jetzigen Ballettkunst in Anna Korecká, einer Künstlerin, die so delikat und anmutig ist, dass sie eine noch so banale Ballettszene in der Tat künstlerisch wertvoll

gestaltet. Und wird wo eine Künstlerin der Pantomime benötigt, da ist Frau Korecká unübertrefflich.

Dieses ganze Theaterensemble unserer Oper ergänzt ein, sagen wir es gleich, nicht nur zahlreiches, sondern auch im Grunde tüchtiges Publikum. Dass das Publikum einen wesentlichen Teil des Theaters bildet, bestätigt nicht nur die Kassa, sondern auch das künstlerische Niveau des Theaters. Ohne ein diszipliniertes Publikum gibt es kein richtiges Theater; allein die Bühne kann das Publikum gerade so demoralisieren, wie das Publikum die Bühne. Wir sind in dieser Richtung in rein deutschem Geiste erzogen und es ist daher bei uns keine Spur jener Zügellosigkeit zu finden, wie sie z. B. in den Theatern der uns so verwandten polnischen Nation vorkommt. Im Gegenteil, unser Publikum ist vielleicht das ernsteste, das existiert. Die schon erwähnte Heiligkeit des Nationaltheaters, seine Popularität trägt viel dazu bei. Aber auch sonst ist die Zucht unseres Publikums anderen Theatern gegenüber geradezu musterhaft, sowohl vor, als auch — und daran ist uns freilich am meisten gelegen — während der Vorstellung. Was ich mir am meisten schätze, ist seine Unvoreingenommenheit im allgemeinen. Die Kunstrichtungen, hauptsächlich wenn es sich um altmodische Schlagworte handelt, repräsentiert eigentlich immer nur die Kritik, nie das Publikum, allerdings als Ganzes, also nicht was die Einzelnen betrifft. Am besten können wir das sehen, wenn etwas gegeben wird, worüber in den »berufenen« Kreisen eine ablehnende Meinung herrscht, die von Parteilichkeit oder Festhalten an alten Prinzipien diktiert ist. Ist das Werk wirklich gut, so hat es bei uns Erfolg, und wenn es noch so modern ist. Es ist z. B. nicht wahr, dass bei uns Ibsen oder Fibich in der Oper missfällt. Wahr ist, dass bei ihren Werken das Publikum geradezu begeistert ist und alles mit der grössten Aufmerksamkeit verfolgt — aber die Kritik macht am nächsten Tag darüber ein Kreuz. Umgekehrt kann wieder für ein Werk, das nicht stark genug ist, die grösste Reklame gemacht werden, wie es bei Kienzls Evangelimann geschehen ist — alles umsonst, die Oper fiel nach Gebühr durch. Aber der beste Beweis für den gesunden Geschmack unseres Opernpublikums, u. zw. der weitesten Schichten, ist der ungewöhnliche Erfolg des »Fidelio«, der in der Regel nur zu »Ehren« des grossen Meisters gegeben wird. Kein Theater kann sich rühmen, dass bei ihm Beethovens »Fidelio« ein Zugstück ist, dass seine Kassen ein — Beethoven füllen kann. Ich glaube auch, dass das hundertjährige Jubiläum dieses Meisterstückes bei uns nicht besser als durch diesen Erfolg gefeiert werden konnte.

Diesen allgemeinen Stand der Oper unseres Nationaltheaters müssen wir uns vor Augen halten, wenn wir die einzelnen Ereignisse auf unserer Opernbühne verstehen wollen.

Die čechische Biologie.

Zwei Naturforscher, Joh. Ev. Purkyně und Joh. Sv. Presl, unternahmen es in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, in unserem Volke eine exakte nationale Wissenschaft zu begründen. An der Tätigkeit ihrer Zeitgenossen und Freunde, Jungmann, Kollár u. a., sahen sie, dass es möglich war, auf anderen Gebieten des geistigen Lebens, in der Poesie, Philologie, Geschichte, die nationalen Ideen zu verwirklichen, und fühlten sich dadurch angeregt, es auch auf dem Gebiete der exakten Wissenschaft zu versuchen.

Wohl hatten sie von Anfang an eine weit schwierigere Aufgabe zu lösen als ihre Freunde: die Poesie ist schon ihrem Wesen nach der Ausdruck eines besonderen Nationalbewusstseins, die Philologie, insbesondere jene Philologie, welche Jungmann und seine Zeitgenossen trieben, war Slavistik, welche aus dem Studium der nationalen Sprache und Literaturgeschichte hervorging und in der Poesie, im nationalen Schrifttum überhaupt das Gebiet fand, wo sie sich unmittelbar praktisch bewähren konnte; auch die Geschichte fand in der Schilderung der Vergangenheit unseres Volkes einen grosartigen Stoff und bei dem Volke ein williges Ohr. Die Naturwissenschaft war jedoch nicht in dieser glücklichen Lage: ihrem Wesen, ihrem positiven Inhalte nach strebt sie nach Internationalität und der Versuch ihrer Nationalisierung erscheint vielen wie ein Angriff an ihre Exaktheit selbst.

Doch bei uns wurde der Versuch gemacht und wird noch immer fortgesetzt. Die Welt mag über seine innere Notwendigkeit urteilen, wie sie will: Tatsache ist, dass unser kleines Volk seine eigene Wissenschaft, d. h. seine spezifischen wissenschaftlichen Ideale hat und dass diese Wissenschaft fast ohne jede Tradition entstanden ist. Es wird vielleicht auch für einen, unseren nationalen Bestrebungen ferne stehenden Leser einigen Wert haben, zu erkennen, wie sich diese unsere Wissenschaft — ich beschränke mich auf die Schilderung der Biologie — entwickelt hat und welcher Sinn dem Begriffe »nationale Wissenschaft« zu verschiedenen Zeiten beigelegt wurde.*)

I.

J. Purkyně (1787—1869), eine naive und enthusiastische Natur,**) welche nicht nach a priori festgestellten Zielen strebt, sondern sich dem unmittelbaren Eindruck der Umgebung hingibt, ist gleich

*) Man darf also in meiner Studie keine detaillierte Anführung der wissenschaftlichen Arbeiten jedes čechischen Forschers suchen; man wird auch nicht nach der Zeilenzahl, die ich diesem oder jenem widme, seine Bedeutung für die exakte Wissenschaft beurteilen wollen, obwohl ich mich überall bemüht habe, auch dieser durch einige Worte gerecht zu werden.

**) Goethe nannte umgekehrt Purkyně einen Heautontimorumen; von dieser Eigenschaft ist aber seinen heimischen Biographen nichts bekannt
Anm. d. Redaktion.

vom Beginne seiner wissenschaftlichen Tätigkeit an Patriot. Aus seinen deutsch und lateinisch geschriebenen Abhandlungen würde man dies kaum erraten, obwohl man an ihrer Heterogeneität, der Bevorzugung der Selbstbeobachtung, der Unmittelbarkeit der Anschauung und insbesondere an ihrem anffallenden Mangel an begrifflicher Analyse erkennen kann, dass sie von keinem Deutschen geschrieben sind. In jener Zeit seiner regen wissenschaftlichen Tätigkeit, als er in Breslau wirkte, arbeitete Purkyně für sein Volk dadurch, dass er über čechische literarische Erscheinungen in deutschen Zeitschriften referierte, dass er čechische Gedichte schrieb — in Breslau hat er Schillers Gedichte ins Čechische übersetzt*) und herausgegeben — und dass er in die von Presl gegründete Zeitschrift »Krok« (eine Art Revue) Studien schrieb und zwar nicht nur über biologische Probleme, sondern auch z. B. »über Eisenbahnen« (1839), »über die Gymnasialreform in Bezug auf das naturwissenschaftliche Studium« (1841) u. ä.

Purkyně kehrte 1849 nach Prag zurück und widmete sich ganz der patriotischen Tätigkeit. Die glänzende Laufbahn der originellen Entdeckungen hatte er bereits hinter sich; er kam nach Hause, wie er von sich selbst erzählt, »nach Art der alten böhmischen Ritter, welche erst, nachdem sie an fremden Höfen nach Ruhm geabenteuert hatten, nach der Anerkennung in der Heimat strebten«. 1853 gründete er mit J. Krejčí (dem Geologen) eine populärwissenschaftliche Zeitschrift »Živa«, welche »die naturwissenschaftlichen Kenntnisse bei uns verbreiten sollte«; Purkyněs Beiträge für diese Zeitschrift betreffen naturphilosophische Probleme, ferner Fragen, welche er früher exakt bearbeitet hatte. (Über die Sinne im allgemeinen, die Topologie der Sinne im allgemeinen, Untersuchungen über das Gehör u. a.)

Man hat Purkyně vorgeworfen, dass er seit seiner Heimkehr nach Prag die Wissenschaft vernachlässigt habe; man hat ihm dadurch doppelt Unrecht getan: von einem 62jährigen Greise, als welcher er nach Prag berufen wurde, wird man doch nicht mehr viel wissenschaftlich Neues erwarten dürfen (er hat jedoch einige kleinere Unternehmungen in Prag ausgeführt), und ganz besonders ungerecht wäre es, zu glauben, dass er in Prag untätig gewesen sei; wenn man die popularisierende Tätigkeit Huxleys, v. Helmholtz', Häckels so in den Vordergrund stellt, warum soll gerade Purkyně der Vorwurf treffen, dass er der internationalen Wissenschaft untreu geworden, weil er aus den idealsten Gründen und in idealster Form seine wissenschaftliche Autorität in den Dienst seines Volkes gestellt hat? Ohne Zweifel liegt viel Naives in seinem Patriotismus, doch nicht mehr, als bei anderen von seinen Zeitgenossen. Sein Ideal, ein naturwissenschaftiches Knabenseminar, in welchem Knaben von Kindheit an in naturwissenschaftlichem Geist erzogen würden, ist wohl naiv, allein der modernere Gedanke der Erziehung der Jugend nach darwinistischen Prinzipien ist

*) Die Übersetzung hat er — bezeichnend für jene Zeit — dem russischen Zaren gewidmet. In Presls Zeitschrift »Krok« veröffentlichte Purkyně auch eigene Gedichte.

es nicht weniger. Wohl kann es heute als ein naiver Ausdruck seines Patriotismus betrachtet werden, dass er sich nach der Heimkehr statt »Purkinje« in unserer Schreibweise »Purkyně« zu unterschreiben begann, allein ihm daraus einen Vorwurf zu machen, wie wäre dies engherzig.*)

Für unser nationales Leben hat Purkyně insofern Bedeutung, als er durch seinen Patriotismus den Jüngeren ein wirksames Beispiel gab und seine Wissenschaft bei uns popularisierte. Von der Möglichkeit einer exakten nationalen Naturwissenschaft war er fest überzeugt, doch betätigte er diese Überzeugung nur praktisch, ohne ihre Formen und Grenzen analysiert zu haben. Aus diesem Grunde hinterliess er auch keine Schule; um diese zu bilden, muss man einer allgemeinen Idee, einem Programm, sei es geschrieben oder nicht, folgen, jedoch die ganze Natur Purkyněs widerstrebte einem »Programm«.**)

Während Purkyně ein Mann der Entdeckungen war und die exakte Wissenschaft zuerst ohne jede Beziehung zur Vaterlandsliebe, nur dem Forschungsdrang folgend, pflegte, war der zweite obengenannte Begründer der čechischen Wissenschaft, Jan Svatopluk Presl (1791—1849), Professor der Zoologie und Mineralogie an der Prager Universität, seinem ganzen Streben nach, fast von allem Anfang an bemüht, die Nationalisierung der Wissenschaften durchzuführen. Presls Bedeutung für die exakte Wissenschaft ist ziemlich gering; zwar hat er auch mehrere selbständige Arbeiten botanischen, zoologischen, mineralogischen Inhalts veröffentlicht, legte aber selbst weniger Gewicht auf dieselben; es seien insbesondere seine »Flora čechica« (1819) genannt, welche er gemeinschaftlich mit seinem Bruder K. B. Presl verfasst hat, ferner kleinere Beiträge zu den Werken von Graf Berchtold und Graf Sternberg; auch in den Abhandlungen d. böhm. Ges. d. Wiss. hat er einige Beobachtungen veröffentlicht. Soviel ich weiss, bleibt ihm heute nur das Verdienst, einige Pflanzenarten als neu erkannt und beschrieben zu haben.***)

---

*) Wie man mit der Zeit, in welcher Purkyně wirkte, rechnen muss, zeigt folgende Episode. 1853 öffnete Purkyně die Versammlung der naturwiss. Abt. des böhm. Museums mit folgenden Worten (čechisch): »Mein erstes Wort in unserem böhmischen Vaterlande sei ein böhmisches Wort, das ist unsere heilige Sprache ....« und erhielt wegen dieser Worte eine scharfe Rüge vom Prager Polizeidirektor.

**) Zu seinen Schülern in Böhmen gehörten: Jul. Sachs, der deutsche Pflanzenphysiologe, J. N. Czermak, der Ophthalmologe, und die čechischen Physiologen Vl. Tomsa und F. Novotný. Purkyně wurde auch in den Reichsrat (1861) gewählt: es seien die Worte, mit welchen er sich um das Mandat bewirbt, angeführt: ». . . Diese Tatsachen zeigen zur Genüge, dass ich imstande bin, die wissenschaftlichen Interessen, es sei dies wo immer, zu vertreten und zu verteidigen, und ich hege das Vertrauen, auch in Angelegenheiten des höheren und Volksschulwesens guten Rat geben zu können.«

Der Mitarbeiter Purkyněs, J. Krejčí (1825—1827), gehört seinen wichtigsten wissenschaftlichen Arbeiten nach der Geologie an, schrieb aber auch mehrere populäre Bücher aus dem Gebiete der Botanik und Zoologie; diese sind jedoch heute schon sehr veraltet. — Über J. Krejčí vgl. den Artikel von V. J. Procházka in Rozhledy 1901.

***) Sehr instruktiv und kritisch wird Presls Bedeutung von L. Čelakovský in dem in der Akademie 1891 gehaltenen Vortrage behandelt. (Üb. die wiss. Bedeutung von J. S. Presl.)

Unvergleichlich höher stehen seine Bestrebungen auf dem Gebiete der Nationalwissenschaft. Wie überhaupt das nationale Streben jener Zeit ein ganz vorwiegend philologisches, auf die Hebung, Reinigung und Durchbildung der čechischen Sprache gerichtetes war, so stellte sich auch Presl die Aufgabe, eine čechische d. h. čechisch geschriebene Naturwissenschaft zu schaffen. Er stand in dieser Hinsicht seinem Freunde Jos. Jungmann, dem einflussreichen Vorkämpfer für die čechische Literatur, zur Seite und gehörte einem literarischen Kreise an, in welchem insbesondere Purkyně, Jungmann und die beiden Presl das grosse Wort führten. 1821 fingen diese Männer an, die erste čechisch geschriebene Revue, benannt nach dem Weisen der Sage »Krok«, unter der Redaktion J. S. Presls herauszugeben. Es seien aus dem Programm desselben die Worte angeführt, welche wohl am besten die Intentionen der Mitarbeiter zum Ausdruck bringen: . . . »Uns fehlt nur, unsere ausgezeichnete und sehr bewunderungswürdige Sprache, welche durch das strenge volksbeherrschende Schicksal einige Jahrhunderte hindurch aus dem wissenschaftlichen Getriebe fast ausgeschlossen war, und nur isoliert, nicht parallel mit anderen Sprachen fortlebte, durch eine einmütige Vereinigung unseres Geistes und Strebens so zu verbessern und heranzubilden, wie es der jetzige Stand des Wissens verlangt; so werden wir uns auf einmal dorthin stellen, wohin uns ein langer und beschwerlicher Weg spät hinführen würde.«

Das Programm dieser Zeitschrift war auch das Programm Presls. In der Zeitschrift selbst veröffentlicht er nebst kleineren Beiträgen eine Klassifikation der Tiere und Beiträge aus den mineralogischen und technologischen Wissenschaften. Um die čechische wissenschaftliche Terminologie auszubilden, verfasste er grosse Handbücher über die Pflanzen und die Säugetiere. Die Bücher sind Kompilationen im guten Sinne des Wortes und haben den Zweck, das in ihnen enthaltene Material čechisch zu behandeln, wofür Presl eine Menge čechischer Ausdrücke neu bilden musste; ein empfindlicher Fehler derselben ist, abgesehen von dem Mangel an eigenen Gedanken, ihre namentlich für die damaligen Verhältnisse allzubreite Anlage; aus diesem Grunde haben sie auch weniger Einfluss geübt, als man wünschen würde.*)

Die Bedeutung von J. S. Presl für unsere čechische Wissenschaft**) ist ohne Zweifel sehr gross; doch kann seinem Streben nicht der Vorwurf erspart werden, dass es sich wenig positive Stützpunkte für seine Betätigung gesucht hat: einerseits war es keine Wissenschaft im wahren Sinne des Wortes, was zur Folge hat, dass die Neueren nichts als die Sprache aus seinen Büchern lernen können; anderseits sind wieder seine Schriften wenig populär und haben auch für die geistige Hebung unseres Volkes weniger als Naturwissenschaft, denn als Philo-

*) Von den populären Schriften aus der Periode Presls haben insbesondere die Arbeiten von dr. V. Staněk eine grosse Beachtung gefunden.

**) Ich habe seine analogen Bestrebungen um eine čechische Chemie und Technologie ausser acht gelassen.

logie Bedeutung. Dass unter diesen Umständen Presl keine Schule hinterliess, ist erklärlich.*)

Das wissenschaftliche Milieu, in welchem Presl und Purkyně ihre Ideen einer nationalen Wissenschaft entwickelt haben, war sehr rege; insbesondere wurde zu jener Zeit die Botanik eifrig gepflegt. Die böhmischen Förderer der Wissenschaften standen in einer mehr oder weniger nahen Beziehung insbesondere zu J. S. Presl, ohne sich jedoch für die Čechisierung der Wissenschaft besonders zu exponieren. Es sei insbesondere der berühmte Kaspar Graf Sternberg (1761—1838) genannt, welcher 1810 von Regensburg nach Prag zurückkam und hier die Pflanzensystematik und Phytopalaeontologie förderte; Sternberg wurde auch der erste Präsident des im Jahre 1822 auf seine Veranlassung gegründeten (utraquistischen) böhmischen Museums. Auch die Arbeiten von Aug. Jos. Corda (1809—1849), welche die verschiedensten Gebiete der Botanik betreffen, sind in Prag entstanden; diese haben bis auf den heutigen Tag ihre wissenschaftliche Bedeutung nicht verloren. Auch die pflanzengeographischen und systematischen Arbeiten von K. B. Presl, dem Bruder J. S. Presls, werden noch heute beachtet.**) Eine sehr rege Tätigkeit entwickelte der Bankbeamte Ph. M. Opiz (1787—1858), welcher seit 1818 ein grosses Unternehmen zur systematischen Durchführung der Pflanzengeographie von Böhmen gründete. Opiz hat deutsch und čechisch geschrieben. Auch der Botaniker Friedrich Graf Berchtold hat durch wissenschaftliche Arbeit wie durch finanzielle Unterstützung das geistige Leben jener Zeit sehr gefördert.

Wie sich das Verhältnis zwischen diesen Forschern, welche zwar alle aufrichtige Böhmen, allein keine prononzierten Čechen waren, und den Bestrebungen Presls gestaltete, weiss ich nicht zu sagen, doch fehlte es auch unter den aufrichtigen Čechen nicht an solchen, welche den Bemühungen Presls ziemlich skeptisch gegenüber standen, wozu sie desto mehr Grund hatten, als Presl, noch mehr aber einige seiner Mitarbeiter (insbesondere der Naturphilosoph K. S. Amerling) die Čechisierung der wissenschaftlichen Termine übertrieben hatten und keineswegs konsequent in der Anwendung der von ihnen geschaffenen Terminologie waren.***)

*) Auch J. S. Presl war Reichsratsabgeordneter.

**) K. B. Presl stand zwar den Bestrebungen nach Nationalisierung der Biologie nicht ganz fremd gegenüber — er schrieb einige kurze Artikel in die von seinem Bruder redigierte Zeitschrift — doch brachte er sein ganzes Interesse der internationalen Wissenschaft entgegen und schrieb seine Arbeiten lateinisch oder deutsch.

***) Das naturwissenschaftliche Leben jener Zeit war hauptsächlich um das Museum konzentriert, welches sich sehr günstig durch die (latein.) Bearbeitung des in Amerika von T. Haenke gesammelten botanischen Materials (Reliquiae Haenkeanae 1825—1835) eingeführt hat; die (deutschen und lateinischen) Abhandlungen erschienen meistens in den Abhdl. der kön. böhm. Gesellsch. d. Wiss. (seit 1784). Den Idealen Purkyněs diente die genannte Zeitschrift »Živa«, mit Arbeiten von Purkyně, von J. Sachs (dem deutschen Pflanzenphysiologen; er lebte in der Familie Purkyněs, schrieb deutsch, und Purkyně liess die Artikel ins Čechische übersetzen), J. Krejčí (dem Geo-

Obwohl die literarische Tätigkeit Presls und Purkynés von den Čechen selbst günstig aufgenommen wurde, so wurden doch Stimmen laut, welche ihre Ideale ungünstig kritisierten. In einem Artikel der Zeitschrift des böhm. Museums klagt z. B. 1854 ein Anonymus (Lambl?) darüber, dass sich die neuentstehende čechische Literatur nicht den allgemeinen Bedürfnissen unseres Volkes anpasst, sondern (Presl wird dabei insbesondere hervorgehoben) allzu fachwissenschaftlich bleibt. Ein anderer Autor, K. B. Storch, hält sogar die Worte »eine nationale Wissenschaft« für Unsinn und versucht ausführlicher zu beweisen, dass es keine nationale Philosophie geben kann. Ablehnend gegenüber einer čechischen Wissenschaft scheinen auch die Worte des Biographen der böhmischen Naturforscher vom Anfang des XIX. Jahrhunderts, W. Weitenweber*) zu sein: »Es diene der Verstand der ganzen Welt, das Herz jedoch dem Vaterlande.**) Doch fanden diese Stimmen keine allgemeinere Beachtung.

II.

Presls und Purkynés Anschauungen über die čechische Biologie haben am besten A. Frič und L. Čelakovský begriffen, welche den Höhepunkt der älteren Periode bedeuten, indem sie am besten die

logen), Edv. Grégr (der über Anatomie schrieb, sich jedoch später der Politik widmete), J. Schöbl, später Prof. an d. med. Fakult. (über Isopoden; auch deutsch), von A. Frič, L. Čelakovský, K. Starý u. a. m. 1864 ging die »Živa« ein; seit 1900 erscheint eine neue naturw. Zeitschrift unter demselben Titel, doch mit einer anderen Richtung.

Die meisten der genannten Männer haben sich ferner durch Vorträge u. ä. an den Versammlungen der naturwissenschaftlichen Abteilung der Gesellschaft des Museums (seit 1852) beteiligt. An der Prager Universität wurden von einigen, insbesondere von Purkyně selbst nebst deutschen auch čechische naturwissenschaftliche Vorlesungen gehalten. Der heute deutsche naturwissenschaftliche Verein »Lotos« war damals utraquistisch; in seiner (seit 1851 erscheinenden) gleichnamigen Zeitschrift erschienen auch Beiträge von K. S. Amerling, A. Frič, L. Čelakovský, J. Woldřich, J. Palacký.

*) Živa 1853. S. 21.

**) Literatur zu diesem Abschnitte: J. Purkyně, O vzniku časopisu Kroku i zaniknutí jeho. Živa V. 1857. — V. K. Weitenweber, Memoiren über K. B. Presl, K. v. Sternberg, M. Opiz in Živa VIII. 1858. — Lad. Čelakovský, Opiz a Jordan. Příspěvek k otázce rostlinného druhu. Čas. čes. Mus. 50. 1876. — Die Artikel über einzelne oben genannte Männer in Ottův slovník naučný. — Über J. S. Presl siehe insbesondere die Artikel von K. Chodounský in (Raýmans) Živa 1891, und v. A. Bernard in »Osvěta« Jg. 21.; über K. v. Sternberg die Rede v. F. Palacký in Abh. d. böhm. Ges. d. W. — Über Purkyně vgl. die Arbeit v. R. Haidenhain in Allg. deutsche Biographie, ins Čechische v. K. Chodounský übersetzt, und meine Arbeit über seine histolog. Arbeiten (Sitzber. d. Ges. Wiss. 1900). Purkyně selbst schrieb zwei Autobiographien; eine über seine Jugend, die andere über seine wissensch. Leistungen; Vergleiche Kraus, Goethe a Čechy, S. 51-55. — Über die čechische Naturphilosophie jener Zeit habe ich in »Česká Mysl« 1900 geschrieben. Über die literarischen Strömungen jener Zeit in Böhmen handelt in der »Literatura česká XIX. stol.« II. der Artikel über J. Jungmann v. J. Vlček. Über die böhmische Botanik schrieb eine ausführliche Monographie V. Maiwald (Geschichte der Botanik in Böhmen. Wien und Leipzig 1904). Über die populären čechischen Schriften aus den Jahren 1848—1852 referiert J. Malý in Čas. čes. Musea 1852.

exakte wissenschaftliche Arbeit mit nationalen Tendenzen zu verbinden wussten. Die wissenschaftliche Laufbahn des Univ. Prof. A. Frič (seit 1880 Direktor der zoolog. Sammlungen des Museums) bewegte sich von Anbeginn in den Gebieten, welche mit dem Museum zusammenhingen: zuerst war er Ornithologe, *) förderte dann die Fischzucht, und erreichte in seinen palaeontologischen Untersuchungen den Höhepunkt seiner wissenschaftlichen Laufbahn.

Viel bedeutender als auf dem Gebiete der Ornithologie waren Fričs Erfolge in der Fischzucht. Seit 1867 bereist er unermüdlich die böhmischen Flüsse und gründet, wo er günstige Verhältnisse antrifft, künstliche Lachs- und Forellenzucht; bereits 1873 wies er in einer in Wittingau gehaltenen Vorlesung auf die Bedeutung des Planktons (der im Wasser schwebenden Organismen) für die Ernährung der Karpfen hin und bereits 1871 fing er an, die Seen des Böhmerwaldes wissenschaftlich zu durchforschen. Das Interesse an diesen seinen Bemühungen scheint zwar in neuerer Zeit abgenommen zu haben, doch kann sich Frič rühmen, dass er uns eine sehr gesunde Grundlage für die Fischzucht gegeben hat und dass er nebst dem bekannten Fachschriftsteller über die Fischzucht, Jos. Šusta**) der beste Förderer derselben bei uns war.

Es wird auch in der internationalen Wissenschaft Frič das Verdienst nicht abgesprochen, dass er unter den ersten war, welcher die Limnobiologie, d. i. die systematische Durchforschung der Organismen des Süsswassers, als ein neues biologisches Gebiet pflegte, und wenn auch dieser Wissenschaft nicht ganz mit Unrecht vorgeworfen wird, dass sie nicht viele allgemeinere Resultate bietet, so trifft dieser Vorwurf Frič nur in geringerem Grade, da er bewussterweise die praktischen Resultate der Limnobiologie, ihre Bedeutung für die Fischzucht, in den Vordergrund stellte. Im Adjunkten des böhmischen Museums V. Vávra, dem bekannten Fachmann über die Ostrakoden, fand Frič einen gründlichen Förderer dieser seiner Unternehmungen.***)

Durch diese literarische Tätigkeit hat Frič die Ideale seiner Vorgänger, eine čechische exakte Naturwissenschaft zu pflegen, realisiert: seine Unternehmungen waren insofern böhmisch, als sie einheimische Fragen, die Geologie, Palaeontologie, Faunistik Böhmens betreffen.†) Noch eifriger war Frič tätig auf dem Gebiet der Popularisierung der Wissenschaft. Als Direktor der naturwissenschaftlichen Sammlungen des böhmischen Museums realisierte er in diesen Sammlungen seine wissenschaftlichen Ideale: sie sollen die einheimische Fauna möglichst

*) Naturgeschichte der Vögel Europas Prag 1870.

**) J. Šusta, Výživa kapra a jeho družiny rybničné (1884, deutsch mit Zusätzen 1888, 2. Aufl. 1905).

***) Die bedeutendsten wissenschaftlichen Resultate erzielte jedoch Frič auf dem Gebiete der Palaeontologie, doch muss ich das Referat über diese bei uns sehr eifrig gepflegte Wissenschaft einer berufeneren Feder überlassen.

†) In dieser Hinsicht war Frič der tätigste Mitarbeiter des seit 1864 erscheinenden »Archiv für die Landesdurchforschung von Böhmen«.

vollständig repraesentiren und nebstdem nach paedagogischen, dem grossen Publikum zugänglichen Prinzipien geordnet sein. Seine popularisierende Tätigkeit entwickelte er auch literarisch.

Anstatt der eingegangenen Živa wurde 1871 »Vesmír« (Das Weltall) gegründet, und 1873 übernahm es Frič, die Kosten desselben zu tragen; die neue Zeitschrift arbeitete nun für seine Ideen, in populärer Weise die Kenntnisse über die Naturwissenschaften, insbesondere soweit sie den heimischen Boden betreffen, unter dem Volke zu verbreiten.

Der Vesmír blieb leider nicht auf der wissenschaftlichen Höhe, auf welche Purkyně seine Živa gehoben; Frič wehrte sich gleich vom Anfang an gegen den Gedanken, dass man dem Volke wissenschaftliche Ideen vorlegen solle, und füllte seine Zeitschrift nur mit Tatsachen, welche zusammen ein buntes Gemisch bildeten, und dies nahm wieder seinen Mitarbeitern jede Gelegenheit weg, ihre wissenschaftliche Individualität in der Zeitschrift zur Geltung zu bringen; ein oft etwas niedriges Niveau der Mitarbeiter war die Folge davon. Unter den Studenten jedoch und unter den Lehrern war früher die Zeitschrift verbreitet und hat gewiss manches junge Talent für die Naturwissenschaften gewonnen. In den letzten Jahren, als neue wissenschaftliche Richtungen sich bei uns Geltung zu verschaffen anfingen, sank die Bedeutung des Vesmír je weiter je mehr, in den letzten Tagen ist er in andere Hände übergegangen und hat auch seine Richtung geändert. *)

Ich kann Fričs Bemühungen nicht besser charakterisieren als durch seine eigenen Worte, durch welche er das Programm seiner Tätigkeit auf dem Kongress der polnischen Naturforscher und Ärzte in Krakau (1881) geschildert hat:

»Zuvörderst ist die Grundlage nötig, nämlich in der Jugend die Liebe zur Naturwissenschaft zu wecken. Zu diesem Zwecke werden wir durch die Erziehung guter Mittelschullehrer gelangen; nicht durch ein Lehren ex cathedra, sondern durch eine Anschauungsmethode im grossen Maasstab: durch Diagramme, Praeparate, Modelle, wie uns dies Purkyně gelehrt hat. Es ist nötig, die Schüler hinaus, in die freie Natur zu führen, auf dass sie den Reichtum der Geschöpfe erkennen, in den Laboratorien sollen sie dann die Bestimmung der Pflanzen lernen, die Präparierung der Tiere, die Handhabung der Mikroskope und anderer Hilfsmittel, welche die Lösung der Probleme ermöglichen.

Wir sind keine Anhänger der monopolisierenden Wissenschaft, welche zur Vermehrung des Nimbus eines Einzigen dienen sollte, sondern bemühen uns, die Errungenschaften der internationalen Wissenschaft dem Volke mitzuteilen, indem wir die populäre Art wählen, durch Publikationen, Vorträge und Sammlungen mit belehrenden Inschriften. Wir folgen in dieser Hinsicht A. Komenský und lernen viel von den Engländern, welche die wahren Meister sind in der Begründung unschätzbarer Vorlesungen für die weitere Öffentlichkeit.

*) Sehr bekannt war und in mehreren Auflagen erschien Fričs populäres Büchlein »Malá Geologie« (Kleine G. 1869).

Die zweite Richtung, die wir zu befolgen haben, ist rein wissenschaftlich, sie besteht in selbständigem Forschen und in dem Bestreben, dasselbe auf der Höhe der Wissenschaft anderer Kulturvölker zu erhalten.«

Die ganze von Frič geförderte Richtung kann heute wohl als überwunden gelten; wenn auch seine Tätigkeit nicht frei von Naivitäten war, so lässt sich ihm das Verdienst nicht absprechen, dass er einer der besten, eifrigsten und uneingennützigsten Förderer der beschreibenden Naturwissenschaften bei uns war. Frič hat Ideale gehabt und diente ihnen treu; wer an Ideale glaubt, wird vor Fričs Tätigkeit immer mit Hochachtung den Hut abziehen.

Neben Frič habe ich den Botaniker Lad. Čelakovský (1834 bis 1902, Prof. der Botanik an der Univ.) genannt: Čelakovský war kein theoretischer »vlastenec«, wenigstens erinnere ich mich nicht, dass er irgendwo sein Čechentum besonders betont hätte, desto leichter ist dasselbe an seiner Tätigkeit zu erkennen.

Wie Frič, so kann auch Čelakovský als Schüler Purkyněs gelten; Purkyně und der Vater des Botanikers, F. L. Čelakovský, einer der grössten čechischen Dichter aus der ersten Hälfte des XIX. Jahrh., waren schon in Breslau, wo sie beide wirkten, befreundet und der junge L. Čelakovský war dort, wie auch später in Prag, mit der Familie Purkyněs innig verbunden. Die wissenschaftliche Bedeutung Čelakovskýs dürfte wohl allgemein bekannt sein: in seiner Jugend von der älteren morphologischen Richtung eines A. Braun beeinflusst,*) versuchte er später dessen idealistische Anschauungen durch den Darwinismus zu ersetzen, welchen er erst nach einer kritischen Sichtung annahm; man wird in seinen wissenschaftlichen Arbeiten diese beiden Einflüsse gewahr: seine teratologischen Arbeiten, seine Untersuchungen über die Blütenstände**) und z. T. auch seine embryologischen Arbeiten erinnern, durch die Betonung der abstrakt-logischen Seite, an A. Braun; doch bemüht sich Čelakovský wie in diesen so auch in anderen Arbeiten die logische Deduktion durch darwinistische Spekulationen zu ersetzen.***) Über den Darwinismus hat Čelakovský eine grössere Abhandlung verfasst,†) in welcher er »von diesem Problem ganz selbständig vom Standpunkte seiner Wissenschaft, seiner Betrachtungen und seines eigenen Nachdenkens, wohl auch mit Berücksichtigung der in der

---

*) Dieser Einfluss lässt sich u. a. aus seiner čechisch geschriebenen Geschichte der Metamorphosenlehre (Osvěta 1884) und aus seinem Vortrag »Über die zweifache Richtung in der neueren Entwickelung der Botanik« (Čas. čes. Mus. 1878, čechisch) erkennen.

**) »Nauka o květenství na základě deduktivním«. Rozpravy Akademie 1892 d. h. Theorie der Blütenstände auf deduktiver Grundlage, Abh. d. böhm. Akad. 1895. Čechisch mit deutschem Resumé. Čelakovský verwirft in dieser Arbeit die Sachssche Zweiteilung der Inflor. in racemöse und cymöse und versucht alle Blütenstände auf die Thyrsen zurückzuführen, welche den allgemeinsten und ursprünglichsten Blütenstand darstellen sollen.

***) Am besten in seiner Untersuchung über die Gymnospermen 1890.

†) Rozpravy o Darwinově theorii a o vývoji rostlinstva (Abhandlungen über die Darwinische Theorie und über die Entwickelung der Pflanzenwelt Prag 1895 (erschien zuerst z. T. 1869, dann 1877 in verschied. Zeitschriften).

darwinischen Literatur in der letzten Zeit lautgewordenen Stimmen handeln will«. Ich würde den Rahmen dieser Studie überschreiten, wenn ich auf den Inhalt der Abhandlung eingehen wollte; vielleicht werde ich ein anderesmal Gelegenheit finden über Čelakovskýs darwinistische Ansichten, welche in ihre Zeit ganz gut hineinpassen, zu referieren, hier sei nur bemerkt, dass die Schrift, soviel mir bekannt, bei uns ganz ohne Einfluss blieb, obwohl sie dieses Schicksal weder durch ihren Inhalt, noch durch ihre sprachlichen Form verdiente — doch das sind die schlimmen Seiten der wissenschaftlichen Arbeit in einem kleinen Volke. (Schluss folgt.)

Ein Zentral-Genossenschafts-Kreditinstitut in Prag.

In der Herbstsession hat der Herr Finanzminister im Abgeordnetenhause des Reichsrates eine Regierungsvorlage, betreffend die Errichtung einer Reichs-Zentralgenossenschaftskassa eingebracht. Die Vorlage erweckt ein grosses Interesse und lehnt sich vielfach an das Muster der preussischen Zentral-Genossenschaftskassa an. Es ist wohl an der Zeit darauf hinzuweisen, dass in Prag bereits seit dem J. 1898 ein Landes-Kreditinstitut besteht, welches viel Ähnlichkeit mit der geplanten Reichs-Zentralkassa aufweist und nach einiger Reorganisation auf engerem Gebiete sehr leicht im wesentlichen dieselben Aufgaben erfüllen könnte, wie die projektierte Reichs-Zentralgenossenschaftskassa in Wien. Es sind dies die Kaiser und König Franz Josef I. Landes-Jubiläums-Kreditfonde zur Unterstützung der kleinen Landwirte und Gewerbetreibenden.

Zur Feier des 50jährigen Jubiläums des Regierungsantrittes des Kaisers und Königs Franz Josef I. hat nämlich der Landtag des Königreiches Böhmen bereits im J. 1896 beschlossen, ein Institut zur Pflege des Personalkredites der Kleingewerbetreibenden und kleinen Handelsleute und ein analoges Institut für die kleinen Landwirte zu schaffen.

Diese Fonde haben im allgemeinen die Aufgabe, den Personalkredit der Mittelklassen, also derjenigen Bevölkerungsschichten, die auf eigenes Risiko mit mässigem Kapitale und eigener Arbeit an der wirtschaftlichen Produktion beteiligt sind, zu fördern und zu kräftigen.

Die Errichtung dieser Fonde muss als ein bedeutsames Ereignis in der Entwickelungsgeschichte des böhmischen Genossenschaftswesens und des kleinbürgerlichen Kredites betrachtet werden, obwohl die ganze Idee nicht in dem Umfange verwirklicht worden ist, wie es die ursprüngliche Absicht der Handels- und Gewerbekammer in Prag war, die durch ihre Petition vom 21. Jänner 1896 zur Errichtung eines Landeskreditfondes zur Förderung des Personalkredits des Kleingewerbes und des Kleinhandels im Königreiche Böhmen den ersten und ausführlich begründeten Anlass gab.

Nach der ursprünglichen Absicht der Antragstellerin sollte der Kreditfond zur Förderung des gewerblichen Personalkre-

dites eine ziemlich ähnliche Organisation erhalten, wie die preussische Zentralgenossenschaftskassa. Insbesondere sollte dem Landeskreditfonde der Betrieb aller Bankgeschäfte gestattet werden, die zur Erreichung seines Zweckes notwendig erscheinen, also auch die Annahme von Einlagen, die Übernahme von Depositen, dann die Emmission von Schuldverschreibungen etc. Dem gegebenen Beispiele folgend haben die landwirtschaftlichen Kreise die Errichtung eines analogen Kreditfondes zur Unterstützung des landw. Genossenschaftswesens erwirkt.

Die beiden Landesjubiläumskreditfonde sind am 2. Dezember 1898 in Wirksamkeit getreten. Das Grundvermögen der Fonde bildet der vom Landtage des Königreiches Böhmen laut Beschlusses vom 14. Feber 1896 gewidmete Betrag von 1 Mil. Kronen, welcher im J. 1905 durch Einzahlung der letzten Raten von je 100.000 K vollständig erlegt worden ist. Dieses Vermögen ist nicht rückzahlbar, dient als Betriebskapital der Anstalt und haftet gleichzeitig für die Verbindlichkeiten des Fondes.

Mit der banktechnischen Verwaltung der Fonde wurde die Landes-Bank des Königreiches Böhmen betraut.

Der Wirkungskreis des gewerblichen Kreditfondes umfasst ein engeres Gebiet, als ursprünglich seitens der Handels- und Gewerbekammer beabsichtigt wurde; auf Grund der mit Allerhöchster Entschliessung vom 26. Oktober 1898 (Nr. 75 des L. G. Bl.) genehmigten Statuten fallen ihm folgende Aufgaben zu:

1. Die Gewährung von Krediten insb. im Wechseleskompte, die Gewährung und Vermittlung von Darlehen, Vermittlung der Übernahmen von grösseren, namentlich öffentlichen Lieferungen, die Erteilung von Ratschlägen und Auskünften behufs der Errichtung und des Betriebes von gemeinschaftlichen Unternehmungen:

a) an Gewerbegenossenschaften und Handelsgremien, sowie an Verbände dieser Korporationen,

b) an aus Kleingewerbetreibenden und kleinen Handelsleuten bestehende, auf Grund des Gesetzes vom 9. April 1873 Z. 70. R G. B. errichtete oder zu errichtende Rohstoff-, Magazin-, Produktiv-, Kredit- und andere Genossenschaften, sowie an Verbände dieser Vereinigungen.

2. Die Reeskomptierung von Wechseln, die Aufnahme von Darlehen von anderen Kreditinstituten und öffentlichen Kassen und die Anlage der jeweiligen Kassabestände bei den Erstgenannten.

3. Die Aufnahme von Depositen zur Aufbewahrung von Seite der Gewerbegenossenschaften und Handelsgremien, ferner der Meister-, Gehilfen- und Lehrlingsunterstützungs- oder Krankenkassen. Überhaupt ist der Fond berechtigt, im Wege der sub a) u. b) angeführten Korporationen alle Massregeln zu treffen und alle Unternehmungen zu fördern, welche die Hebung des Kleingewerbestandes bezwecken.

In der bei der Handels- und Gewerbekammer in Prag am 8. November 1905 stattgehabten, die wünschenswerte Vereinheitlichung der Gewerbeförderungsaktion im Königreiche Böhmen betreffenden Konferenz wurde u. a. namentlich auch beschlossen, dass Verhandlungen jeder Art, welche die juristische Seite der Errichtung von gewerblichen, auf Selbsthilfe beruhenden Genossenschaften in Böhmen betreffen,

fortan beim Landesjubiläumskreditfonde zur Unterstützung der Kleingewerbetreibenden zu vereinigen sind.

Die Revision jener Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften, die sich der Landesausschuss des Königreiches Böhmen im Sinne des § 14 des Gesetzes vom 10. Juni 1903 No. 133 R. G. B. vorbehalten hat, wird jedoch vom Jahre 1905 angefangen nicht vom Kreditfonde, sondern von dem kgl. böhm. Landesgenossenschaftsbureau in Prag durchgeführt.

Während in den ersten Jahren ein bedeutender Teil des Grundvermögens des Fondes bei der Landesbank angelegt war, ist zur Zeit beinahe das ganze Vermögen durch gewährte Darlehen erschöpft und der Fond war gezwungen, vorübergehend auch den ihm von der Landesbank eröffneten Kredit in Anspruch zu nehmen, welcher zuweilen teuerer ist, als der vom Fonde verlangte Zinsfuss. An dem Kredite des Fondes sind zum überwiegend grössten Teile die nach dem Gesetze vom 9. April 1873 errichteten Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften, in viel geringerem Masse gewerbliche Genossenschaften beteiligt; über den Antrag des Kuratoriums auf eine Abänderung der Statuten,nach welcher auch die Kreditgewährung an freie Vereinigungen einer kleineren Anzahl einzelner Gewerbetreibenden behufs Übernahme grösserer Lieferungen zulässig sein würde, hat der Landtag noch zu entscheiden.

Aus dem gewerblichen Kreditfonde waren mit Schluss des Jahres 1905 im ganzen K 3.627.222·22 ausgezahlt, K 2,688.987·83 rückgezahlt, daher betrug der Stand mit Jahresschluss 1905 K 938.234·39. Es wurden langfristige Darlehen, Kontokorrentkredite, Eskomptkredite und Vorschüsse an gewerbliche Genossenschaften, sowie an die auf Selbsthilfe beruhenden Erwerbs-und Wirtschaftsgenossenschaften (Kredit-, Einkaufs-, Absatz-, Werk-, Produktiv-, Schlachthofgenossenschaften) gewährt. (Ähnlich wurde während der ganzen Dauer des Bestandes des landwirtschaftlichen Fondes an Investionsdarlehen, an Vorschüssen und an Betriebskredit im ganzen 995.950 K ausbezahlt, 205.350·90 K rückgezahlt, woraus der Stand mit Schluss des Jahres 1905 per K 790.599·10 resultiert. An diesem Kredite sind namentlich Getreidelagerhäuser, Molkerei-, Spiritusbrennerei-, Obst- und Gemüse-Verwertungs-, Einkaufs- und andere landw., auf Selbsthilfe beruhende Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften beteiligt.)

Der Beirat, welcher ein informatives Organ des Kuratoriums und des Landesausschusses bildet, ist bisher bloss einmal (im Jahre 1905) zusammengetreten. Die unmittelbare Verwaltung des Fondes führt das Kuratorium, welches aus einem vom Landesausschusse auf drei Jahre ernannten Vorsitzenden, bezw. Stellvertreter derselben, aus 5 vom Landesausschusse ernannten Mitgliedern, aus einem Vertreter des Landesausschusses und aus einem Vertreter der mit der banktechnischen Verwaltung betrauten Anstalt zusammengesetzt ist. Zwei durch die Wahl des Kuratoriums für jedes Jahr zu bestimmende Kuratoriumsmitglieder, von denen eines in jedem Falle der Vorsitzende des Kuratoriums oder dessen Stellvertreter sein soll, bilden mit dem Sekretär des Fondes

das engere Komitee des Kuratoriums. Das Komitee bereitet Anträge für die Beschlussfassung des Kuratoriums vor und entscheidet an Stelle des Kuratoriums über minder wichtige Angelegenheiten.

Das Komitee erstattet dem Kuratorium über die erledigten Geschäfte regelmässig einen kurzgefassten Bericht. Die Überwachung des Fondes steht ausser dem Kuratorium in gewissen Beziehungen auch dem Beirate, dem Landesausschusse, dem Landtage, ferner der k. k. Regierung zu.

Über einlangende Kreditgesuche werden von Seite des Kuratoriums in der Regel Gutachten der zuständigen Handelskammern, der Gewerbegenossenschaften, event. des Gemeindeamtes eingeholt, nach Bedarf auch durch eigene Organe Erhebungen gepflogen, und bei der Bemessung der Darlehen einerseits die Höhe des eigenen Vermögens der Genossenschaft (eingezahlte Genossenschaftsanteile und Reservefond), sowie die Höhe der statutenmässigen Haftung der Mitglieder berücksichtigt, andererseits auch die Vertrauenswürdigkeit der an der Spitze der Genossenschaft stehenden Personen, über welche vertrauliche Auskünfte eingeholt werden, in Betracht gezogen. In Ermangelung anderweitiger Sicherstellungsmittel erschien es notwendig, in einzelnen Fällen behufs Sicherstellung grösserer Darlehensforderungen zu der persönlichen solidarischen oder gruppenweisen Haftung der Mitglieder, oder zur Verpfändung des genossenschaftlichen Warenlagers zu greifen, welch letztere nach Massgabe der geltenden gesetzlichen Vorschriften nicht anders, als durch das Einbringen entsprechender Aufschriften in den Lagerräumen bewerkstelligt werden konnte. In anderen Fällen wurde die Form des Wechseleskomptkredites, bzw. die Sicherstellung durch Abtretung von Forderungen vorgezogen.

Was die bisherigen Erfahrungen mit den auf Selbsthilfe beruhenden gewerblichen Genossenschaften betrifft, kann man im Allgemeinen feststellen, dass die Einkaufs-(Rohstoff-, Magazin-)Genossenschaften verhältnismässig noch am besten prosperieren, während man dies von den Produktivgenossenschaften, namentlich von solchen, die die Hebung der hinsiechenden hausindustriellen Produktion (Erzeugung von Web- und Wirkwaren etc.) zum Zwecke haben, nicht behaupten kann.

Jedenfalls lässt die Entwickelung des gewerblichen, auf Selbsthilfe beruhenden Genossenschaftswesens überall noch manches zu wünschen übrig und es ist nicht immer begründet, den, wie man zu sagen pflegt, überraschenden Aufschwung des Genossenschaftswesens in Österreich mit einer allzugrossen Dosis vom Optimismus zu beurteilen. — Auf dieses Gebiet hinüberzugreifen ist jedoch keineswegs der eigentliche Zweck dieser Zeilen; wir wollten nur darauf hinweisen, dass die geplante Reichs-Zentralgenossenschaftskassa nicht das erste und einzige Gebilde dieser Art in den im Reichsrate vertretenen Königreichen und Ländern ist, sondern dass vielmehr in Böhmen Landes-Kreditfonde bestehen, die nach der ursprünglichen Absicht grösstenteils ähnliche Aufgaben erfüllen sollten und tatsächlich auch, wenn gleich nur teilweise, ähnliche Zwecke auf engerem territorialen Gebiete er-

füllen, wie sie die Zentral-Genossenschaftskassa im ganzen Reiche verfolgen soll. Die projektierte Schaffung der Reichs-Zentralkassa ist ein Beweis dafür, dass die Landes-Kreditfonde schon von allem Anfange an auf breitere und selbständigere Basis hätten gestellt werden sollen und dass dieselben, falls sie an weiterer Entwickelung nicht gehindert werden sollen, einer entsprechenden Reorganisation dringend bedürfen, die ohne Rücksicht darauf, ob die Reichs-Zentralgenossenschaftskassa nun errichtet wird oder nicht, und ohne Rücksicht auf das zukünftige Verhältnis der Fonde zu derselben im Interesse unseres Genossenschaftslebens durchgeführt werden sollte.

Einer ähnlichen Reorganisation bedarf auch der landw. Kreditfond. In den massgebenden Kreisen stellt man sich die Reorganisation und den Ausbau beider Fonde im Wesentlichen derart vor, dass durch Vereinigung derselben eine Landes-Genossenschaftskassa als selbständige Bankanstalt geschaffen wird. Die Betriebsmittel der Landes-Genossenschaftskassa sollten durch eine dauernde, mässig verzinsliche Einlage des Landes und des Staates vermehrt verden; für ihre Verbindlichkeiten hätte das Land unter Vorbehalt einer entsprechenden Einflussnahme auf ihre Verwaltung die Garantie, wenn auch nur im beschränkten Masse zu übernehmen. Der neuen Anstalt müsste der Betrieb aller zweckmässigen Bankgeschäfte gestattet werden; es wäre ausser der Anteilnahme der bisherigen Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften die Angliederung der Zentralverbände der čechischen und der deutschen landwirtschaftlichen Genossenschaften in Böhmen und der landw. Vorschusskassen zu gewärtigen. Natürlich wäre es nicht ausgeschlossen, falls die Reichs-Zentral-Genossenschaftskassa errichtet wird, dass die Landeskassa derselben als Mitglied beitrete. *)

Dr. *V. Schuster.*

Jaromír Čelakovský.

Im März l. J. vollendete sein 60. Lebensjahr Prof. Dr. Jaromír Čelakovský, einer der ersten Rechtshistoriker Böhmens, und wir benützen diese Gelegenheit, um in kurzen Umrissen auch die deutschen Fachkreise, welche von seiner wissenschaftlichen Tätigkeit keine genügende Kenntnis zu haben scheinen, über diese genauer zu unterrichten. Jaromír Čelakovský, neben Hermenegild Jireček der Mitbegründer der böhm. Rechtsgeschichte, wurde am 21. März 1846 in Breslau als Sohn des bekannten böhmischen Dichters Fr. Lad. Čelakovský geboren, der damals Professor an der dortigen Universität war. Schon im dritten Lebensjahre kam er mit seinen Eltern nach Prag,

*) Vergl.: Die Geschäftsberichte der Landes-Jubiläums-Kreditfonde 1899—1905, die Protokolle der Handels- und Gewerbekammer in Prag v. J. 1896, Statuten und Geschäftsordnung des gewerblichen Landes-Kreditfondes, die Instruktion für das Landes-Genossenschaftsbureau, die Regierungsvorlage betreffend die Errichtung einer Zentral-Genossenschaftskassa etc.

wohin sein Vater an die Universität berufen wurde, verlor aber sehr bald und zwar im Laufe des Jahres 1852 seine beiden Eltern. Des Verwaisten nahm sich sein Onkel, Advokat und Univ. Dozent Dr. Josef Frič an, und sorgte für ihn auf das beste. Nach Absolvierung des akademischen Gymnasiums in Prag trat er die juridischen Studien an der Universität in Prag an.

Die Zeit seiner Hochschulstudien war eine sehr bewegte; in das Jahr 1866 fiel der österr.-preussische Krieg und im Jahre 1867 trat die grösste staatsrechtliche Umwälzung Österreichs, nämlich die Bildung des österreichisch-ungarischen Dualismus ein. Čelakovský nahm bei fleissigem Studium auch an dem öffentlichen Studentenleben teil, und war Vorstand und Mitbegründer des juristischen Studentenvereines »Všehrd«. Ausserdem war er auch literarisch sehr eifrig tätig. Den ersten Anlass zu seiner wissenschaftlichen Tätigkeit gaben die Arbeiten, welche er für Palacký im Landesarchive und für Gindely in den Provinzarchiven Böhmens und in der böhm. Landtafel besorgte, insbesondere aber die Ordnung des Archives in Kuttenberg, welche er noch als Jurist mit Petr Veselský und Slavibor Bräuer durchführte. Das Resultat der Studien Čelakovskýs im Kuttenberger Archiv war seine erste rechtshistorische Arbeit: »Postavení vyslaných král. měst na českých sněmích a spor měst Hory Kutné, Plzně a Čes. Budějovic o přednost místa a hlasu na sněmě« (Die Stellung der königl. Städte auf den böhm. Landtagen und der Streit der Städte Kuttenberg, Pilsen und Böhm. Budweis um die erste Stelle und Stimme auf dem Landtage: ČČM. 1869 und 1870.*) — Trotz seiner öffentlichen und literarischen Tätigkeit besuchte Čelakovský eifrig die Universitätsvorlesungen und war insbesondere der Liebling des Professors Esmarch. Am 23. März 1871 wurde Čelakovský zum Doktor der Rechte promoviert; sein Promotor war der berühmte Rechtshistoriker Heinrich Brunner. Gleich nach der Promotion trat Čelakovský in die Praxis des Landesgerichtes in Prag, woselbst er aber nicht lange verblieb, da er noch im Laufe des J. 1871 zum Adjunkten des Archives der kgl. Hauptstadt Prag ernannt wurde. Materiell gesichert, begann er sich der wissenschaftlichen Laufbahn gänzlich zu widmen, und zwar wollte er sich ursprünglich zur Dozentur des römischen Rechtes vorbereiten; zu diesem Zwecke liess er sich in genaue Studien über den Charakter der juristischen Personen ein. Bei diesem Studium gelangte er jedoch bald zu der Überzeugung, dass er in dieser Richtung auf Grund des blossen römischen Rechtes zu keinem befriedigenden Resultate gelangen könne, sondern dass er diese Frage vom Standpunkte der einheimischen Rechtsgeschichte behandeln und sich auf dieser Art die volle Aufklärung über die Entstehung der Stadtgemeinden, des Staates, des Staatsvermögens und an-

*) Abkürzungen: ČČM. = Časopis Musea král. Českého (Zeitschrift des böhm. Landesmuseums), Pr. = Právník (Organ der böhm. juridischen Gesellschaft in Prag), ČMM. = Časopis Matice Moravské (Zeitschrift der Matice Moravská in Mähren), OSN. = Ottův Slovník Naučný (Ottos Konv. Lexikon), AČ. = Archiv český, O. = Osvěta; wo keine Zeitschrift angegeben ist, ist das Werk selbständig erschienen.

derer damit zusammenhängenden Fragen verschaffen müsse, worin ihn auch die Rechtshistoriker Stobbe und Gierke bestärkten. So tauchte vor ihm eine Menge von verschiedenen Fragen auf, die er beantworten musste und deren Beantwortung ihn auf das Gebiet der böhm. Rechtsgeschichte führte, welches er von der Zeit an eifrig bearbeitete, hauptsächlich, soweit es die Verfassung und Verwaltung der böhmischen Städte und die damit zusammenhängenden Fragen betraf. So gründlich vorbereitet erreichte er im J. 1883 endlich die Erfüllung seines Lieblingswunsches; er habilitierte sich nämlich für böhm. Rechtsgeschichte an der eben abgetrennten böhm. Universität in Prag; schon nach drei Jahren, 1886, erfolgte seine Ernennung zum ausserordentlichen Professor desselben Gegenstandes und zum Mitglied der rechtshistorischen Staatsprüfungskommission als Examinator für die deutsche und öster. Reichs- und Rechtsgeschichte und 1892 seine Ernennung zum ordentlichen Professor der böhm. Rechtsgeschichte. In demselben Jahre 1892 wurde Čelakovský zum zweiten und im Jahre 1896 zum ersten Archivar der kgl. Hauptstadt Prag ernannt.

Nach diesen kurzen biographischen Notizen wollen wir eine gedrängte Übersicht der literarischen Arbeiten Čelakovskýs liefern. Diese lassen sich in folgende Gruppen einteilen:

Das Hauptgebiet bilden die Forschungen aus der böhm. Rechtsgeschichte, unter welchen wieder eine grosse Anzahl direkt oder indirekt die Städteverfassungen oder Rechte betreffen.*) Von diesen letzteren sind hervorzuheben: »O úřadu podkomořském v Čechách« (Von dem Unterkämmereramte in Böhmen, ČČM. 1877 und 1878), eine sehr wertvolle Arbeit, welche die Entwickelung dieses bedeutungsvollen Amtes einer Art Ministerium in den königl. Städten und damit zugleich einen wichtigen Teil unserer Rechts- und Kulturgeschichte überhaupt behandelt, indem es in die Geschichte der Stadtverfassung, Gerichts- und Finanzverwaltung in Böhmen gleichmässig eingreift; »O soudní právomocnosti panovníka a jeho úředníků nad církevními korporacemi a král. městy v Čechách« (Über die gerichtliche Gewalt des Landesfürsten und seiner Beamten bezüglich der kirchlichen Korporationen und königl. Städte in Böhmen Pr. 1878, 1879) eine gediegene Arbeit, welche sehr gründlich und anschaulich die Entwickelung der gerichtlichen Gewalt in Bezug auf die Untertanen der geistlichen Patrimonialobrigkeiten von der ältesten Zeit bis zur Zeit Kaiser Josefs II. und der gerichtlichen Gewalt in den königl. Städten Böhmens im Mittelalter, in diesem Rahmen aber fast das ganze Bild der mittelalterlichen Gerichtsorganisation in Böhmen überhaupt zeichnet; »Obnovování rad v král. městech v Čechách« (Die Erneuerung der Räte in den königl. Städten Böhmens«, ČČM. 1879); »Právo obce Pražské k řece Vltavě« (Das Recht der Ge-

*) Hier führen wir auch Arbeiten an, welche nur teilweise die Stadtverfassungen und Rechte betreffen, während sie sehr oft auch andere Gebiete der Rechtsgeschichte sehr gründlich bearbeiten.

meinde Prag auf den Moldaufluss, Samosprávný Obzor 1882); Nástin dějin českého práva horního« (Abriss der Geschichte des böhm. Bergrechtes OSN 1896, auch separat und ergänzt als II. Exkurs bei den »Povšechné české dějiny právní«), eine übersichtliche Geschichte des Bergrechtes in Böhmen und Mähren von den ältesten Zeiten bis zur Mitte des XIX. Jahrh., wobei auch die Verfassung und Kompetenz der Berggerichte und der administrativen Bergbehörden behandelt wird; »O původu středověké ústavy městské« (Über den Ursprung der mittelalterlichen Städteverfassung, Almanach Čes. Akademie XIII 1903), später in eine umfassende Studie eingearbeitet unter dem Titel »O vzniku a vývoji městského řízení radního vůbec a v Čechách a na Moravě zvláště.« (Über die Entstehung und Entwicklung der Stadtratsverfassung überhaupt und in Böhmen und Mähren insbesondere); diese Studie prüft kritisch die umfangreiche Literatur über den Ursprung der mittelalterlichen Stadtratsverfassung in Italien, Frankreich, den Niederlanden, Deutschland, und über den Zusammenhang der römischen Munizipalverfassung mit der mittelalterlichen Ratsverfassung in den Städten und die sehr abweichenden, auf diesem Gebiete ausgesprochenen Ansichten, behandelt selbst die Entwicklung dieser Verfassung in den erwähnten Ländern und gelangt zu dem Resultate, dass die freie Stadtverfassung in Deutschland sich unzweifelhaft nach dem Vorbilde der romanischen Länder und später als in diesen entwickelt, dass sie sich aber in Deutschland länger als in dem romanischen Westen und Süden erhalten hat; von der letzten und wichtigsten Abteilung dieser Studie, welche von dem Ursprunge der städtischen Verfassung in Böhmen und Mähren handeln soll, wurde erst der Anfang im Druck veröffentlicht. Vorarbeiten zu dieser Arbeit sind folgende Arbeiten Čelakovskýs: »O začátcích ústavních dějin Starého Města Pražského. (Über die Anfänge der Verfassungsgeschichte der Prager Altstadt, »Pocta na oslavu 70letého jubilea Randova« (1905), auch französisch und russisch); »O středověkém radním zřízení městském v Německu.« (Über die mittelalterliche Stadtratsverfassung in Deutschland, ČČM 1904); »O středověkém radním zřízení v král. městech moravských.« (Über die mittelalterliche Stadtratsverfassung Mährens, ČČM 1905).

Neben den die Stadt-Verwaltung und Verfassung behandelnden Arbeiten ist aus der Feder Čelakovskýs aber auch eine grosse Reihe von Arbeiten hervorgegangen, welche andere Partien der böhm. Rechtsgeschichte behandeln, von welchen insbesondere folgende hervorzuheben sind: »O vzniku patrimoniálního soudnictví na statcích zádušních v Čechách (Über die Entstehung der Patrimonial-Gerichtsbarkeit auf den geistlichen Gütern in Böhmen, Pr. 1882); »O domácích a cizích registrech, zvláště o registrech českých a jiných rakouských dvorských kanceláří« (Über die einheimischen und fremden Register, insbesondere die Register der böhmischen und anderer österreichischer Hofkanzleien, Pr. 1890), eine hervorragende, preisgekrönte Schrift, welche die Register

der kgl. böhm. Kanzlei und diese Kanzlei selbst, ferner die Kanzlei der böhm. Kammer und der böhm. Statthalterei sehr instruktiv behandelt; »O deskách zemských a krajských v zemích českých« (Über die Land- und Kreis-Tafel in den böhm. Ländern, OSN 1905, und als I. Exkurs bei den »Povšechné právní dějiny české«), eine wertvolle Arbeit, in welcher die Entwickelung der Land- und Kreis-Tafel in Böhmen, Mähren und den schles. Fürstentümern Troppau, Jägerndorf und Teschen von den ältesten Zeiten bis zu Ende des XVIII. Jahrh. übersichtlich, und doch gründlich geschildert wird; »Soud komorní za krále Vladislava« (Das Kammergericht zur Zeit König Wladislaus II., Pr. 1895, auch IV. Exkurs der »Povšechné české dějiny právní«), eine wichtige Arbeit, welche auf Grund der Register des Kammergerichtes die Entwickelung der Organisation und Kompetenz dieses Gerichtes während der Regierung König Wladislaus II. (1477 bis 1516) und sein Verhältnis zu den übrigen Gerichten behandelt, wodurch ein wichtiger Beitrag auch zur Bestimmung der Kompetenz der übrigen Gerichte Böhmens in dieser Zeitperiode geliefert wird; »Hrad pražský a majetková práva k němu do r. 1526« (Siehe unten die Rezension). Manche von den die Stadt-Verfassung berührenden Arbeiten behandeln allerdings auch andere Gebiete der böhm. Rechtsgeschichte, wie der Leser schon aus deren Aufschriften leicht erkennen kann, und dasselbe gilt auch von der in der Biographie angeführten Erstlingsarbeit Čelakovskýs. Ausser diesen Spezialarbeiten schrieb Čelakovský auch ein übersichtliches Werk unter dem Titel »Povšechné právní dějiny české« (Grundriss der böhm. Rechtsgeschichte, 1 Aufl: OSN 1892, 2 Aufl.: selbständig noch nicht beendet, 1899 u. ff. mit 6 Exkursen, von welchen bisher 5 erschienen sind), ein Auszug aus den Universitätsvorlesungen Čelakovskýs über diesen Gegenstand und die erste Gesamt-Bearbeitung dieses Stoffes.

Die zweite Gruppe der literarischen Arbeiten Čelakovskýs bilden die Editionen von Rechtsquellen. An der Spitze dieser letzteren steht die »Sbírka pramenů práva městského v Čechách« oder »Codex juris municipalis regni Bohemiae« eine Sammlung von Quellen des böhm. Stadtrechtes, welche der Erfolg eines langjährigen unermüdeten Fleisses ist; die Quellen wurden aus den verschiedensten Archiven und Bibliotheken, aus den verschiedenen Stadt- und Privilegienbüchern u. s. w. zusammengetragen. Bisher sind 2 Teile erschienen: I. Teil: »Privilegia král. měst pražských (Privilegien der kgl. Prager Städte: 1886) mit einer gründlichen Einleitung, welche die Entwickelung der Stadtrechte und der Gemeindeverfassungen der Prager Städte behandelt; II. Teil: »Privilegia královských venkovských měst v království Českém z let 1225 až 1419« (Privilegien der auswärtigen königlichen Städte des Königreiches Böhmen aus den J. 1225 bis 1419, erschienen 1895) mit einer die Gründung und Entwickelung der Verfassungen der kgl. Städte in Böhmen bis zu den Hussitenkriegen behandelnden Einleitung. Zum Drucke vorbereitet ist der dritte Teil, welcher die städtischen Privilegien von 48 Städten aus den Jahren 1420—1526 enthält. Nach dieser Edition

ist die wichtigste Quellenpublikation Čelakovskýs »Registra soudu komorního z let 1471 až 1519« (Register des Kammergerichtes aus den Jahren 1471—1519: AČ VII.—XIII. und XIX. [1887—1901]), eine wichtige Quelle für die Geschichte dieses Gerichtes und der böhm. Gerichtsbarkeit überhaupt. Zu diesen zwei wichtigen Quellenausgaben gesellt sich eine dritte nicht minder wichtige Publikation: »Knížky nálezů soudu zemského a komorního z první polovice XVI. století« (Bücher der Erkenntnisse des Landrechtes und Kammergerichtes aus der ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts AČ XIX. 1901), die Ausgabe einer vor dem grossen im J. 1547 stattgefundenen Brande der kgl. Burg in Prag, bei welchem die Landtafel verbrannte, im J. 1541 zusammengestellten Sammlung, welche in dem ersten Teile die Erkenntnisse des Landrechtes bis zum J. 1528 und im zweiten Teile die Erkenntnisse des Kammergerichtes vom J. 1500 angefangen enthält; der erste Teil könnte zur teilweisen Rekonstruktion der im Jahre 1547 verbrannten Landtafel dienen, wodurch die von Emler herausgegebenen »Reliquiae tabularum regni Bohemiae« ergänzt würden, der zweite Teil ergänzt die uns erhaltenen Register des Kammergerichtes, wenn nicht anders, wenigstens in der Richtung, dass das in den Registern enthaltene Material hier systematisch geordnet erscheint, wobei die Grundsätze der Erkenntnisse angegeben sind. Ausser diesen drei Quellen-Editionen beabsichtigt Čelakovský noch eine vierte wichtige Quellen-Publikation herauszugeben, nämlich »Sněmy české od r. 1500—1526« (Die böhm. Landtage vom J. 1500—1526), welche eine wichtige Ergänzung der von dem Landesausschusse des Königreiches Böhmens publizierten Landtage bilden wird, da diese letztere erst mit dem J. 1526 beginnt; zu dieser Publikation hat Čelakovský das Material bereits zum grössten Teile beisammen.

Die dritte Gruppe literarischer Arbeiten Čelakovskýs bilden seine die Geschichte der Rechts-Quellen oder die äussere Rechtsgeschichte behandelnden Arbeiten, von welchen folgende hervorzuheben sind: »O právních rukopisech města Litoměřic« (Über die Rechts-Handschriften der Stadt Leitmeritz: ČČM 1879); O právech městských mistra Brikcího z Licska a o poměru jich k našim sbírkám právním (Über die Stadt-Rechte des Magisters Brikci von Licsko und von ihrem Verhältnisse zu unseren Rechtssammlungen: Pr. 1880, 1881); »O právních rukopisech města Brna« (Über die Rechts-Handschriften der Stadt Brünn: ČČM 1882), Beschreibung der wertvollen im Brünner Stadt-Archive befindlichen Rechtsbücher und Sammlungen von Erkenntnissen der Brünner Stadtgerichte, welche vom Autor für äusserst wichtige Quellen der böhmischen Rechtsgeschichte erklärt werden; »Jan z Gelnhausenu a staré městské knihy Jihlavské« (Johann von Gelnhausen un die alten Stadt-Rechte von Iglau: ČČM 1898).

Alle vorstehend bezeichneten Gruppen von literarischen Arbeiten Čelakovskýs betrafen das Gebiet der Rechtsgeschichte im weiteren Sinne des Wortes; aus der Feder Čelakovskýs gingen jedoch auch Werke hervor, welche sich mit dem geltenden Rechte befassen. Es sind dies teilweise Kommentare zu gültigen Gesetzen,

teilweise Anträge auf eine eventuelle Berichtigung oder Änderung derselben. Unter diesen sind hervorzuheben: »Zákony a nařízení u věcech obecného a pokračovacího školství« (Gesetze und Verordnungen in Sachen des Volks- und Fortbildungs-Schulwesens: 1. Aufl. 1873, 2. Aufl. 1878 und 3. Aufl. 1886); »Zákony a nařízení ve věcech obecní a okresní samosprávy« (Gesetze und Verordnungen in Sachen der Gemeinde- und Bezirks- Autonomie 1874, 2 Teile); »Reorganisace zemské školní rady pro království České« (Die Reorganisation des Landesschulrates für das Königreich Böhmen, 1880 auch deutsch.)

Endlich schrieb Čelakovský eine Reihe von wertvollen historischen Artikeln, welche nicht die Rechtsgeschichte, sondern andere Gebiete der Geschichte, hauptsächlich die Kultur-Geschichte im engeren Sinne betreffen, welche wir hier nicht näher erörten wollen, da sie für die Tätigkeit Čelakovskýs nur geringere Bedeutung haben.

Wie aus der vorstehenden sehr gedrängten und nicht erschöpfenden Übersicht zu ersehen, war die literarisch wissenschaftliche Tätigkeit Čelakovskýs eine sehr fruchtbare und wir verdanken ihr sehr wertvolle Arbeiten. Ausserdem hat aber Čelakovský als akademischer Lehrer und im öffentlichen Leben nicht nur als Publizist und als Landes- und Reichsrats-Abgeordneter, sondern auch als Förderer der kulturellen Tätigkeit seines Volkes eine sehr verdienstvolle Tätigkeit entwickelt; die nähere Darstellung dieser Tätigkeit liegt jedoch ausserhalb des Rahmens dieser Arbeit.

Die verdienstvolle Tätigkeit Čelakovskýs auf dem Gebiete der Rechtsgeschichte fand auch allseitige Anerkennung im In- und Auslande. Wir führen nur an, dass Čelakovský im J. 1887 zum ausserordentlichen Mitgliede der kgl. Gesellschaft der Wissenschaften in Böhmen und zum Mitgliede der historischen Landes-Kommission, im J. 1889 zum Ausschuss-Mitgliede der Gesellschaft des Museums des Königreiches Böhmen, im J. 1890 zum k. k. Konservator der III. Sektion, zum ordentl. Mitgliede der Kaiser Franz Josefs-Akademie für Wissenschaft und Kunst in Prag und nach Errichtung des Archiv-Rates zum Mitgliede desselben, ausserdem zum Ehren-Doktor der kaiserl. Universität in Petersburg, zum korrespondierenden Mitgliede des Institut de France (Academie de sciences morales et politiques), zum Mitgliede der Akademie in Krakau und im J. 1906 vom slavischen wohltätigen Vereine in Sofia (Bulgarien) wegen seiner Verdienste um die slavische Wissenschaft zum Ehren-Mitgliede ernannt wurde. Es wäre nur zu wünschen, dass es dem Jubilanten vergönnt sei, noch viele Jahre zum Vorteile der historischen Rechtswissenschaft und zum Ruhme seines Volkes zu wirken.

JUDr. *J. Demel.*

BESPRECHUNGEN.

Dr. Josef Král, **Řecká a římská metrika**. (Metrik der Griechen und Römer.) I. Band, A. u. d. T. Rhythmik und Metrik d. G. u. R. II. Prag 1906, XVI + 466 S. K 15.

Die čechische wissenschaftliche Literatur ist um ein Buch bereichert worden, das jeder grossen Literatur zur Ehre gereichen würde. Prof. Král nimmt unter den modernen Metrikern eine hervorragende Stellung ein. Es muss mit Nachdruck hervorgehoben werden, dass er nicht zu denjenigen Fachmännern gehört, die ab und zu nach Art der Feuilletonisten die Welt mit ihren Einfällen überrumpeln und verwirren, die aber nicht zu bewegen sind, ihre Ansichten klar und systematisch darzulegen. Der vorliegende Band ist der erste Teil des ganzen Werkes und behandelt die daktylischen, anapaestischen, iambischen, trochäischen, ionischen und päonischen Metra. Das Buch ist nicht aus anderen systematischen Werken kompiliert, sondern auf einem gründlichen Studium der betreffenden monographischen Literatur aufgebaut. Auch wichtigere Ausgaben griechischer und römischer Dichter sind nicht unberücksichtigt geblieben. Wenn man einen Beweis der gewissenhaften Benützung der einschlägigen Literatur haben will, so schlage man das Verzeichnis der den daktylischen Hexameter betreffenden Literatur auf (S. 166—171.). Überhaupt überschreitet die ganze Partie über dieses Metrum fast die Grenzen einer in systematischen Werken üblichen Behandlung und nimmt sich wie eine selbständige Studie aus. Sie gehört auch zu den gelungensten und fruchtbarsten Partien des ganzen Buches.

Ganz besonders interessant sind die Ausführungen über die Caesur und Diaeresis. Král hebt wieder die schon den Alten bekannte Anschauung hervor, dass die Caesur und Diaeresis die Bestimmung haben, dem Vortragenden als wirkliche Ruhepause zu dienen, dass sie also nicht überall dort vorkommen, wo das Wort inmitten des Fusses aufhört, wie mit G. Hermann beginnend wiederholt behauptet worden ist. Da bei dieser Anschauung ein Vers mehrere Caesuren haben würde, so sah man sich gezwungen, Haupt- und Nebencaesuren zu unterscheiden. Eine Hauptcaesur kommt nach Boeckhs Ansicht dort vor, wo eine Pause möglich ist. Král behauptet, dass, wie in den lebenden Sprachen eine Pause nicht nach einzelnen Wörtern, sondern erst nach gewissen Gruppen derselben vorkommt, Caesur und Diae-

resis nur dort anerkannt werden darf, wo sie der Sinn zulässt, wie schon Engelbrecht ganz richtig ausgeführt hat. Daraus folgt nun, dass die Caesur nicht anerkannt werden darf zwischen zwei zusammenhängenden Wörtern, z. B. zwischen einer Praeposition und einem Substantivum, oder gar an der Grenze eines Kompositums, wie noch immer gelehrt wird, obzwar die richtige Ansicht längst ausgesprochen wurde.

Grosse Aufmerksamkeit wendet Král auch dem Verhältnisse der Interpunktion zur Caesur zu, und da die Interpunktion auch eine Pause ist, behauptet Král (S. 57), dass die Interpunktion der Caesur nicht nahe stehen darf, und dass es natürlich am besten ist, wenn beide zusammenfallen. Sehr genau registriert Král alle Arbeiten über das Verhältnis der daktylischen und spondeischen Takte im Hexameter und gelangt zur Überzeugung, dass das Verhältnis zwischen den Daktylen dnd Spondeen von dem Geiste der Zeit und von der Individualität des Dichters abhängig ist.

Ausführlich behandelt Král auch die Lehre über die Hermannschen Reihen im Hexameter. Diese Lehre stützt sich auf die oben als falsch erwiesene Definition der Caesur und auf die daraus folgende Behauptung, dass der Hexameter mehrere Caesuren hat. Dem gegenüber behauptet Král (S. 95), dass der Hexameter nur zwei, höchstens drei (bei einer Interpunktion) Reihen haben kann und dass er nur in daktylische und anapaestische Reihen zerfällt. Es ist also unrichtig, z. B. von amphibrachyschen Reihen im Hexameter zu sprechen, wie es z. B. Christ tut.

In den Ausgaben, die uns vorliegen, stehen wohl einzelne Wörter selbständig da, aber ganz anders ist es in der Aussprache, wo nicht nach jedem Worte eine Pause folgt, sondern immer mehrere Wörter ein Continuum bilden, das nur durch die Caesur oder Interpunktion unterbrochen wird.

Mit Recht hat sich Král gegen die mikrologischen Betrachtungen gewendet, die z. B. die Messung einzelner Wörter vor oder nach den angeblichen Caesuren zum Gegenstande haben, und man bedauert den Verlust der kostbaren Zeit, die auf solche Kleinigkeiten vergeudet worden ist. Das Resultat ähnlicher Arbeiten ist, wie wir jetzt aus Králs Betrachtungen sehen, gleich Null. Welchen Nutzen hat die Wissenschaft davon, wenn Jemand feststellt, dass ein x-beliebiger Dichter im ersten Fusse mehr Daktylen als Spondeen hat. Es ist ein grosses Verdienst dieses Buches, dass endlich mit dieser Wissenschaft, ob sie von Hilberg oder Porson stammt, aufgeräumt wurde. Es ist nur zu bedauern, dass Králs Buch gerade in Deutschland nicht gelesen werden kann. — Selbstverständlich nimmt Král auch bei dem iambischen Senar in Sachen der Caesur denselben Standpunkt ein, wie bei dem daktylischen Hexameter.

Im weiteren möchte ich noch auf Králs Ausführungen über die Prosodiaken oder Enoplien aufmerksam machen, die jetzt gewöhnlich ionisch gemessen werden. Král behauptet richtig, dass man diese Reihe anapaestisch und ionisch messen kann und bestreitet die ausschliesslich ionische Messung aus guten Gründen. Man kann ihm nur

beistimmen, wenn er die Enoplien als ein ursprünglich anapaestisches Metron bezeichnet, da es in Märschen und Prozessionsliedern geläufig war. Sehr ausführlich bespricht Král den Choliambus, und hauptsächlich jenen des Babrios, bei dem die Betonung der vorletzten Silbe konsequent durchgeführt ist. Král prüft alle Deutungen dieser Erscheinung und findet, die alte Erklärung von Ahrens sei noch immer die beste.

Bei den Ionikern und Choriamben folgt Král den neueren Theorien, wie sie schon in Gleditschs Buche in Hauptumrissen aufgestellt worden sind. Es ist aber wichtig, dass er diese Theorien immer rhythmisch erklären und unterstützen will, was bis jetzt eigentlich nur Jurenka getan hat. Bei der Anaklasis findet Král als die einzige, dem rhythmischen Standpunkte entsprechende Lösung diejenige von Crusius, dass die Anaklasis ein altes Analogon für unsere Synkope ist. Hiebei hätte ich den Wunsch, dass sich Král gegen die jetzt übliche Verwechslung von Anaklasis und Hyperthesis schärfer ausgesprochen hätte, da die letztgenannte, die mit dem mechanischen Umstellen der Silben operiert, eine leere Spielerei ist, wogegen die Anaklasis, als Synkope aufgefasst, ein guter rhythmischer Begriff ist.

Bei den Ionikern setzt Král den Iktus wie folgt, —́ — ∪ ∪ und ∪ ∪ — —́ und macht darauf aufmerksam, dass Ionikus a minore von Diiambus vertreten wird, der auch den Iktus auf der letzten Silbe trägt.

Über die Choriamben äussert sich Král, dass sie nicht von den Ionikern getrennt werden können, da sie nur Species von Ionikern sind. Darum zählt Král solche Strophen, in denen Choriamben überwiegen, den ionischen zu. Von diesen echten Choriamben unterscheidet er isische Choriamben, die durch Anaklasis aus den Diiamben entstehen.

Überblickt man nun noch einmal Králs Buch, so findet man seine Hauptvorzüge in der erschöpfenden Benützung der ganzen einschlägigen Literatur, in dem festen, r h y t h m i s c h e n Standpunkte, von dem aus alles geordnet ist, in dem selbständigen Urteil über alle Probleme, und in der klaren Diktion. Es ist noch hervorzuheben, dass alle in den behandelten Füssen komponierten Strophen analysiert werden, wobei auch auf metrisch wichtige Textfragen kurz Rücksicht genommen wird. Die ungemein schwierige Korrektur ist sehr sorgfältig gewesen. Referent ist nur auf sehr wenige unbedeutende Druckfehler gestossen, deren Aufzählung in Anbetracht der Bedeutung des Werkes lieber wegbleiben soll. Das Buch ist im Verlage des Vereines čechischer Philologen erschienen, der wie so oft opferwillig für unsere Akademie einspringen muss. Dass dies bei manchen Gelehrten geradezu die Regel ist, würde ein Fremder wohl kaum begreifen.

K. Wenig.

Prof. Dr. Jaromír Čelakovský: **Hrad Pražský a majetková práva k němu do r. 1526.** (Die Prager Burg und die Eigentumsrechte auf dieselbe bis zum J. 1526.) (Separatabdruck aus dem »Sborník příspěvků k dějinám král. hlav. města Prahy.« Prag. 1906. Verlag der Prager Stadtgemeinde.)

Die vorliegende Arbeit verdankt ihre Entstehung der vom Landesausschusse des Königreiches Böhmen an die Professoren der böhmischen Universität in Prag, Hofrat Dr. Stupecký, Dr. Jos. Kalousek, Dr. Jar. Čelakovský und Dr. Boh. Freiherr Rieger am 19. Jänner 1906 ergangenen Aufforderung, sich darüber zu äussern, wem das Eigentumsrecht auf die Burg Hradschin zusteht, ob die jetzige Eigentumseinverleibung für das k. k. Hofärar in der böhm. Landtafel dem wirklichen Rechtszustande entspricht oder nicht, und was für Schritte im verneinenden Falle zur Richtigstellung dieser Einverleibung vorzunehmen wären. Die Aufgeforderten teilten sich in die Aufgaben unter einander in der Weise, dass Prof. Dr. Kalousek die Bearbeitung der äusseren Geschichte der erwähnten Burg, Prof. Rieger die allgemeine Beantwortung der gestellten Fragen, Prof. Čelakovský die pragmatische Bearbeitung des rechtshistorischen Materiales in der vorhabsburgischen Zeit, Prof. Hofrat Stupecký die Erstattung der Äusserung über die nach dem geltenden Rechte vorzunehmenden Schritte übernahm.

Čelakovskýs Arbeit enthält die pragmatische Entwicklung der Rechtsverhältnisse der königlichen Güter in Böhmen überhaupt und der königlichen Burg auf dem Hradschin in Prag insbesondere in der vorhabsburgischen Zeit bis zum J. 1526.

Nach einer kurzen Einleitung werden die Rechtsverhältnisse der königlichen Güter in der ältesten bis zum Ende des 13. Jahrhunderts reichenden Periode dargestellt. Zu dieser Zeit gab es in Böhmen wie in anderen europäischen Staaten keinen Unterschied zwischen dem Privatvermögen des Herrschers und dem Staatsvermögen. Der Herrscher wurde gleichmässig für den Eigentümer des ganzen Familienvermögens des Herrscherhauses wie des Fiskalvermögens angesehen und in seiner Disposition in Bezug auf dieses nicht beschränkt. So wurde auch die Prager königliche Burg für das Eigentum der Fürsten und Könige von Böhmen gehalten. Erst die zerrüttelten Verhältnisse am Ende des 13. und am Anfange des 14. Jahrh. [1278 – 1282 (Vormundschaft Ottos v. Brandeburg) und 1306 (Aussterben der Přemysliden)] liessen eine neue Konstruktion der Rechtsverhältnisse des königlichen Vermögens notwendig erscheinen, welche dieses vor eigenmächtiger Veräusserung schützen sollte.

Diese Regelung, an welcher nicht nur die Herrscher, sondern — wenigstens zu dieser Zeit — auch die Stände interessiert waren, fand — schon früher allmählig vorbereitet — ihre gründliche Regelung erst unter der Regierung Karls IV., welcher den Begriff der »königlichen Krone« und der »Krongüter« von Frankreich nach Böhmen verpflanzte. Die »königliche Krone« bedeutete in dieser in Frankreich ausgebildeten Bedeutung das personifizierte Königtum als eine von

dem jeweiligen Könige verschiedene juristische Person, und diese letztere war Eigentümer der sogenannten Krongüter, welche unveräusserlich waren. Diese Begriffe wurden durch die berühmte »Majestas Carolina« festgestellt, wo sich auch ein Verzeichnis der unveräusserlichen Burgen (11) und Städte (19) befand. Ausserdem wurden 14 Burgen und 13 Städte angeführt, welche »für den dringenden Bedarf der kgl. Majestät« auf 10 Jahre verpfändet werden konnten. Obwohl die königlichen Burgen auf dem Hradschin und Vyšehrad in diesem Verzeichnisse nicht angeführt erscheinen, ist es, wie der Autor richtig hervorhebt, doch zweifellos, dass sie zu den unveräusserlichen Burgen gehörten, da sich die Unveräusserlichkeit derselben als Sitze des Königs, mit deren Besitze nach alten Traditionen sogar der Besitz oder Verlust des Thrones verbunden war, von selbst verstand. Das war vielleicht der Grund, warum sie Karl IV. im Verzeichnisse der unveräusserlichen Burgen nicht anführte; es ist aber auch möglich, dass sie, wie Čelakovský meint, unter der »urbs Praga« (»Stadt Prag«) als deren Bestandteile inbegriffen waren. Ein jeder König von Böhmen sollte mit dem Königseide versprechen, dass er von diesen Kron- oder Dominialgütern nichts veräussern werde. Nicht einmal die Stände hatten das Recht, in eine solche Veräusserung einzuwilligen. Die Majestas Carolina musste zwar widerrufen werden, Karl IV. wusste jedoch den darin ausgesprochenen Grundsätzen bezüglich der Krongüter auf andere Weise Geltung zu verschaffen.

In den zerrüttelten Verhältnissen nach Karls IV. Tode kamen diese Grundsätze zwar praktisch ausser Kraft, da sogar die Prager Burg auf längere Zeit in die Macht der Herren kam und so der »Krone« entzogen wurde, sie kamen aber wieder zur Geltung, als sich die Königsmacht allmählich zu ihrer früheren Kraft erhob; die veräusserten Königsgüter wurden nach und nach ausgelöst und die Könige Ladislaus Posthumus mit dem Majestätsbrief vom 1. Mai 1453 und Georg von Poděbrad mit dem Majestätsbrief vom 15. Mai 1461 versprachen den Ständen wieder, nichts von der böhmischen Krone zu veräussern, wobei die Begriffe »böhmische Krone, königliche Kammer und Königtum« identisch waren. Und gerade unter Georg von Poděbrad, der ein grosses Familienvermögen besass, kam der Unterschied zwischen dem Familienvermögen des Herrschers, welches auf seine Erben überging, und den Einkünften und Gütern des Königs, welche auf den Nachfolger auf dem böhmischen Throne zu übergehen hatten, in vollem Masse zur Geltung.

In der Jagellonischen Zeit entwickelte sich der Begriff der »böhmischen Krone« auch in dem Sinne des »böhmischen Staates«, trotzdem aber wurde die kgl. Burg in Prag immer als Königsgut anerkannt. König Wladislaus hat damals sogar, um sich einen von ihm abhängigeren Verwalter der kgl. Burg zu schaffen, als es der ständische Prager Burggraf mit dem ihm übergeordneten Oberst-Burggrafen von Prag war, im J. 1484 das Amt des Hauptmannes der kgl. Burg in Prag geschaffen. Wichtig in dieser Periode sind hauptsächlich der Majestätsbrief vom 16. Juni 1471, durch welchen sich König Wladislaus den

Ständen verpflichtete, Krongüter überhaupt nicht zu veräussern und der Majestätsbrief vom 12. November 1499, in welchem sich derselbe König den Ständen verpflichtete, Krongüter ohne Einwilligung des Landes weder zu verpfänden noch zu veräussern, und auch im Falle der Einwilligung eine solche Veräusserung nur für Landesbedürfnisse vorzunehmen. Der Unterschied zwischen beiden Majestätsbriefen ist der, dass nach dem ersten die Veräusserung von Krongütern überhaupt verboten war, die Verpfändung aber ohne weiters stattfinden konnte, ohne dass hiezu die Einwilligung des Landes notwendig war, nach dem zweiten nicht nur die Verpfändung, sondern auch die Veräusserung der Krongüter in Ausnahmsfällen zulässig war, jedoch beides nur mit Einwilligung des Landes und nur für »Landesbedürfnisse«. Krongüter waren damals alle königlichen Güter ausser den heimgefallenen erblosen Gütern, welche der König unter Lebenden frei veräussern konnte. Eine besondere Stellung unter den Krongütern nahm die kgl. Prager Burg ein, welche unzweifelhaft auch in der Jagellonischen Zeit als unveräusserliches und unverpfändbares Königsgut angesehen werden muss, welches dem Zwecke der Erhaltung des kgl. Hofes gewidmet war. — Zur Zeit der ständischen Oligarchie bestrebten sich zwar die beiden höheren Stände die Burg in ihre Macht zu bekommen, was ihnen auch auf eine Zeit gelang, und nahmen in den im J. 1508 abgeschlossenen St. Jakobs-Vertrag die Bestimmung auf, dass der im J. 1484 neu eingesetzte kgl. Hauptmann der Prager Burg sich während der Abwesenheit des Königs aus dem Lande nach dem Oberstburggraf richten muss und dass er nur während der Anwesenheit des Königs von dieser Unterordnung befreit sei, aber mit dem Majestätsbrief vom J. 1513 wurde über Einschreiten der kgl. Städte mit Prag an der Spitze diese Bestimmung des St. Jakobs-Vertrages für ungültig erklärt und der Charakter der kgl. Burg als unveräusserlichen Krongutes neuerdings verbürgt. Dieser Majestätsbrief stiess auf den Widerstand der höheren Stände, welche dessen Verwirklichung auf längere Zeit unmöglich machten, aber im J. 1523 kam es endlich zu einem gewissen Kompromiss zwischen beiden Ansichten, bei welchem nach der Meinung des Autors der Standpunkt des städtischen Standes siegte, welcher Meinung man nur beipflichten kann; die Prager Burg wurde als »freier Sitz des Königtums« anerkannt und festgesetzt, dass der Hauptmann der Prager Burg dem König, bzw. in seiner Abwesenheit seinem Statthalter, dem obersten Hauptmann des Königreichs, untergeordnet sei.

Auf Grund der geschilderten Entwickelung gelangt der Autor zu dem Resultate, dass die kgl. Burg in der vorhabsburgischen Zeit unveräusserliches und unverpfändbares Eigentum der böhm. Krone war, welche in Zeiten, in denen der Königsthron besetzt war, die personifizierte Königswürde als eine selbständige, von dem jeweiligen König verschiedene, juristische Person war und nur zur Zeit der Vakanz des Königsthrones den Staat bedeutete, in dessen Namen

sie der Oberstburggraf für den künftigen König durch den ihm in der Zeit der Sedis-Vakanz untergeordneten Schlosshauptmann verwaltete.

Es verdient volle Anerkennung und wir sind dem Autor dafür zu grossem Danke verpflichtet, dass er die äusserst schwierige und bisher noch sehr ungenügend bearbeitete Frage der Rechtsverhältnisse der Krongüter in Böhmen in der vorhabsburgischen Zeit so gründlich und klar bearbeitet hat; die Kasuistik und die sehr oft abnormalen Staatszustände dieser Zeitperiode machten diese Aufgabe noch schwieriger und lassen es erklärlich erscheinen, wenn der Faden der Hauptidee nicht immer ganz leicht und ununterbrochen in der Schrift verfolgt werden kann. — Nur die gründliche Vertrautheit des Autors mit allen Fragen der älteren böhmischen Rechtsgeschichte machte es ihm möglich, die Aufgabe in so kurzer Zeit mit so erfreulichem Erfolge zu lösen. Wir freuen uns auf die Fortsetzung durch den nicht minder bewährten Kenner der neueren böhmischen und österreichischen Rechtsgeschichte, Prof. Dr. Boh. Freiherrn von Rieger.

Dr. Jaroslav Demel.

NOTIZEN.

Fr. X. Svoboda, geb. 1861, Beamter der Prager städtischen Sparkasse, hat seine schriftstellerische Laufbahn vor 23 Jahren mit dünnen Bändchen dichtgedruckter Verse eröffnet, die zur Zeit ihres Erscheinens keine besondere Beachtung fanden. Und doch brachten sie gar neue Töne in unsere poetische Literatur, einen gemässigten, hellen, schlichten Realismus, der die Natur, das ländliche und städtische Leben, die kleinen Angelegenheiten der Jugendliebe mit einer gewissen Gefühlsfeinheit empfand und ihre Eindrücke durch ernste Betrachtungen vertiefte; ein Zug vielversprechender, ungewöhnlicher Reife lag in allen diesen Gedichten. Bald darauf wandte sich Svoboda auch der Prosa zu und seine ersten Erzählungen verrieten einen grübelnden Tiefsinn, der sich nicht damit begnügte, eine beliebige Geschichte klar, glatt und wirksam darzustellen, sondern weit mehr beflissen war, die menschlichen Dinge von der Höhe der fernsten Ausblicke zu zeigen. Es konnte sogar scheinen, er sei auf didaktische Ziele bedacht und stelle seine Phantasie zu sehr in die Dienste seiner Reflexionen. Später, nachdem er sich schon durch seine Erzählungen einen festen Platz in der zeitgenössischen Literatur gesichert hatte, versuchte er es endlich mit dem Theater und sein zweites Schauspiel, das dreiaktige Studentendrama Lebensrichtungen (welches in

mancher Hinsicht mit Halbes J u g e n d verglichen werden kann), ist zum beliebten Repertoirstück geworden, das trotz seines anscheinend lehrhaften Ernstes bis heute nichts von seiner Frische, von seinem leichten, gutmütigen Humor und von der Lebendigkeit seiner Gestalten eingebüsst hat.

In diesen drei Gattungen betätigt und entwickelt sich also das innige, reine Talent Svobodas, und in allen hat er Vortreffliches geleistet, das allerdings ausserhalb aller sogenannten modernistischen Bestrebungen unserer Literatur geblieben ist, das jedoch im besten Sinne čechisch modern genannt werden darf. Svoboda macht kein Hehl daraus, dass er an den Erzeugnissen der fremden Kunst keinen grossen Geschmack findet und dass er möglichst wenig fremde Bücher liest. Dabei wusste er aber sowohl in seinen Romanen und Erzählungen als auch in seinen Dramen die wichtigsten Fragen und Probleme unserer nationalen Gegenwart so zu behandeln, wie nur wenige sie erfasst und noch wenigere sie vorgeführt haben. Sein grosser, sechsbändiger Roman »D e r A u f s c h w u n g« und ein anderer, »D i e e n t w u r z e l t e E i c h e«, sind da, um zu beweisen, wie viel, wie gründlich, wie konkret und positiv Svoboda über die tatsächlichen Bedingungen und Erscheinungen unserer rasch emporstrebenden Energie nachgedacht und in wie mächtigen, inhalts- und bedeutungsvollen Bildern er dieselben angeschaut hat. Natürlich, der Politik, dem, was man gewöhnt ist so zu nennen, bleibt er überall fremd; es handelt sich ihm eben nur darum, den eigentlichen Volkscharakter, die verschiedenen Kräfte, Fähigkeiten und Neigungen unserer Volksseele im Kampfe des Lebens selbst aufzuspüren und auf dem Boden neuerer national-ökonomischen und gesellschaftlichen Forderungen zu ergründen. Von diesem Standpunkte aus muss man dann auch alles andere, was er geschaffen hat, verstehen können. In d i e s e m Sinne ist er politisch selbst da, wo er idyllische oder rührende oder sinnige Jugenderinnerungen aus seinem Liebesleben erzählt oder wo er Gestalten aus dem heimatlichen Winkel, aus seinen Sommerfrischen oder aus seiner bürgerlichen Prager Umgebung schildert. Man kann es an der Erzählung vom Hauptmann Vocel beobachten, welche in dieser Nummer den Lesern der Čechischen Revue geboten wird. Man gehe nur von dem Absatze aus, wo der Hauptmann seinem Schicksal auf den Grund zu gehen trachtet: »Mein ganzes Unglück kommt daher, dass ich von armen Leuten, aus Not und Elend stamme . . .« Das ist wirklich ein richtiger čechischer Hauptmann, weich, gutherzig, voll Demut und Niedergeschlagenheit vor der scheinbaren Kühle seines Weibes, mit der Vergangenheit eines mittellosen Bauern- oder Handwerker- oder Beamtensohnes, dessen Leben ein einziges langes, hartes Ringen mit den täglichen materiellen Bedrängnissen war. Eine Fülle von psychologischen und nationalökonomischen Motiven ausschliesslich čechischen Gepräges steckt in einer solchen Gestalt.

Und so verhält es sich überall in den vielen Büchern Svobodas; nicht durch ihre ausgesprochene Absicht erlangen sie diese Bedeutung, sondern durch ihre künstlerische Beschaffenheit, durch die Art und

Weise, wie Svoboda der Welt seines Schaffens gegenübersteht und wie er sie schildert. Durch seine männliche, zielbewusste Philosophie hat er sich zu einer Ruhe und Heiterkeit emporgearbeitet, wie wir sie wahrlich bei keinem anderen čechischen Schrifsteller vorfinden; diese ermöglichen ihm, Menschen und Dinge ohne Voreingenommenheit, ohne vorgefasste Ideen, mit aufrichtiger, unbeirrter Liebe, mit warmem Interesse in ihrer reinen Menschlichkeit aufzufassen und darzustellen. Eben deshalb, weil er für das rein und unvermischt Menschliche so empfänglich ist, gedeihen ihm am besten blutjunge, zarte Mädchen und närrische, unerfahrene Jünglinge mit den ersten Regungen erwachender Gefühle, unbestimmten Sehnens und Verlangens. Die leisesten, unmerklichsten Wallungen ihres Innern weiss er zu erraten und umgibt die kindlichen Irrtümer ihrer Herzen mit einem unnachahmlichen Zauber, einer duftigen Lieblichkeit des Ausdrucks, der Bilder, der Vorstellungen. Und dieselben Eigenschaften sind es, die seine berühmten, stimmungsvollen Naturschilderungen auszeichnen. Dort, wo in seinen Werken heftige, leidenschaftliche Naturen vorkommen (es geschieht nicht selten), fühlt man, wie er sich ihnen mit einer gewissen anziehenden Scheu, mit einer gewissen entzückten Angst, aber auch mit einem schonenden Mitleid wegen ihrer unheilbringenden Bestimmung nähert, und recht gern zeigt er sie durch Erschütterungen gereinigt oder wenigstens aufgerüttelt. Nur einer Leidenschaft begegnet er mit freudiger Ehrfurcht und Begeisterung, und das ist die Leidenschaft des Guten, diejenige der Olga Rubešová, der Viléma Lounská, der Krista; aller derer, welche gegen die Verrohung der sexuellen Sitten, gegen den Schmutz und die niedrigen Gelüste der gemeinen Sinnlichkeit ins Feld ziehen.

J. Vodák.

Druck von Eduard Leschinger, Prag-II., 609.

Hauptmann Vocel.

Aus der Sammlung »Leidenschaft und Schicksal« von F. X. Svoboda.

(Schluss.)

Um fünf Uhr sperrte Vocel den Tisch ab und bereitete sich zum Weggehen vor. Es regnete nicht mehr, obzwar es noch bewölkt war. Dünne Wölkchen waren am westlichen Himmel ausgespannt. Der Major hatte sich schon vor einer Weile entfernt. Vocel schien es, als habe er sich freundlich verbeugt. Der sommersprossige Oberleutnant rasselte im Nebenzimmer mit dem Säbel. Vocel erinnerte sich an das rote Ausrufungszeichen im Buche und dachte nach, wer es wohl gemacht habe. Er konnte es nicht erraten.

Er ging in seine Wohnung in einer nahen, stillen Gasse Der Diener putzte auf dem Gange einen Mantel und öffnete verlegen die Türe. In die benachbarte Türe auf dem Korridor lief ein Dienstmädchen. Ihr roter Rock erglänzte dort. Der Diener erwartete eine strafende Bemerkung. Er dachte, dass der Hauptmann gesehen habe, mit wem er gesprochen, aber der wusste von nichts.

Die Wohnung war rein, gelüftet, eigentümlich traurig ohne Weib und Kind. Alle Zimmer waren mit vertrauten Gegenständen, alten Kästen, Tischchen, intimen Ecken, Bilderkleinzeug, Porzellannippes und mannigfaltigen Möbeln überfüllt. Überall verrieten sich die gefälligen, zarten Spuren einer Frauenhand. Der eigentümliche Duft des alten Hausrats und der Atem des trockenen Holzes erfüllte den Raum. Ein Pastellporträt der Frau Vocel, weich, mit zauberisch verträumten Augen, zartem und weissem Nacken strahlte so viel Leben aus, als wollte es aus dem schwarzen Rahmen ins einsame Zimmer einen schönen Traum der Liebe senden, als könnten sich seine weichen, roten Lippen nicht schliessen, um nicht die wie Porzellan weissen und glänzenden Zähne zu verbergen, und als würden sie nicht müde werden, ihn ihrer Zufriedenheit zu versichern.

Vocel, der hochgewachsene Mann mit dem vernachlässigten Körper, nahm sich hier sonderbar aus. Er hatte nicht einmal Interesse an all den Gegenständen, die er seit zwölf Jahren aufgehäuft hatte, um damit seine Frau zu erfreuen. Es schien ihm immer wieder, dass alles dies ein Friedhof sei, eine verlorene Schlacht, dass das eine Menge von Zeugen alter und neuer Enttäuschungen sei. Ihre grossen, schönen schwarzen Augen schauten immer unzufrieden, heute wie vor zwanzig Jahren. Wenn er fragte, warum sie traurig sei, wunderte sie sich stets über die Frage, immer wieder versicherte sie, dass er sich irre, immer redete sie ihm solche Vermutungen aus, aber vergeblich. Diese Augen — davon war er stets überzeugt — verrieten etwas Unbekanntes, etwas Trauriges, das man nicht erraten konnte, das ihn jedoch drückte und zu stetem Kampfe aufstachelte.

Er setzte sich in seinem Zimmerchen nieder, wo er umgeben von zahlreichen Photographien seiner Frau und seines Sohnes, einen Brief ins Pensionat schrieb, der breit und mit einer gewissen Naivität alles schilderte, was er gesehen und was ihm begegnet war. Er verschwieg nur die quälenden Gefühle, die der sommersprossige Oberleutnant und die ungewohnte Ignorierung seitens des Majors in ihm geweckt hatten.

Er wollte den Abend in einem Garten zubringen, aber nach dem Gewitter war es feucht und kühl. Er kehrte bald nach Hause zurück. Legte sich nieder. Wollte ausruhen. Sehnte sich nach Schlaf.

In seinen Gedanken tauchten der Oberleutnant und der Major auf. Als würde er sie lebendig vor sich sehen. Wieder stand der Oberleutnant auf, wieder hob er die breiten Schultern, wieder schaute er mit den gläsernen Augen, wieder salutierte er so eigentümlich und ging weg -- und wieder schritt der Major wortlos durch das Zimmer, wieder schimmerte sein langer Backenbart weiss und wieder blieb im Zimmer jene Erregung zurück. Er rief sich das Benehmen der beiden Offiziere ins Gedächtnis zurück, jede ihrer Bewegungen, und bemühte sich daraus die Wahrheit zu ergründen, die Überzeugung zu gewinnen, dass er sich irre, dass niemand etwas gefunden habe noch etwas wisse. Schon begann er aus manchen Kleinigkeiten diese bestimmte Hoffnung zu schöpfen, aber immer wieder brach alles plötzlich zusammen.

Er wurde wieder unruhig. Eine Reihe von Erinnerungen aus seinem Leben stieg in ihm auf und umdüsterte seine Seele. Seine alten Wunden taten sich wieder auf.

»Mein ganzes Unglück war,« sprach er vor sich hin, »dass ich von armen Leuten, aus Not und Elend stamme. Einem solchen Menschen hängt sich in der Verzweiflung die ganze Sippschaft an die Rockschösse. Hat man nicht die Kraft, sie rücksichtslos abzuschütteln, vermag man nicht, sie mit dem Stock über die Finger zu klopfen, bis sie loslassen und in ihr altes Elend zurückfallen, so bezahlt man sein Vorwärtskommen mit dem eigenen Blute. Alles hat sich an mich gehängt. Einer nach dem andern kam und saugte mich aus. Und was habe ich dem Schwager geholfen? Nichts. Er ist doch zu grunde gegangen. Und damit hat's angefangen. Die Frau durfte nichts wissen. Ich hätte mich ihr anvertrauen können, sie hätte mich begriffen, aber ich habe es nicht über mich gebracht, ich hatte nicht den Mut dazu, ich musste meine Sorgen verheimlichen. Und dann — — der selige Hauptmann Schoch war ein so guter Kerl. Nie achtete er darauf, was ich tat. Ich habe die Bestechungen angenommen, aber . . . ich habe mich gesträubt es zu tun. Niemanden hab' ich betrogen, nein, ich habe es als Geschenk angenommen . . . . natürlich, er hat es ja gleich gesagt. Und dann das andere . . . Aber ich habe mir doch vorgenommen, alles gut zu machen, alles zurückzugeben!« (Entsetzen über alles, was so unwillkürlich geschehen war, erfüllte seine Seele.) »Ich konnte aber nicht. Kaum hatte ich etwas erspart, um die Unregelmässigkeiten zu begleichen, sofort kam jemand, wie gerufen, als würde er es ahnen. Ich war nicht imstande, einen Freund abzuweisen, ich konnte die Not nicht sehen, ich ertrug nicht die traurigen Augen meiner Frau. Und so ging es immer weiter. Jahrelang. Das ist es . . . niemandem schwante Böses.« (Plötzlich öffnete er die Augen in das Dunkel und sprach laut): »Weil ich ein Schwächling bin! Was soll man mit mir anfangen? Ein Schwächling war ich, ein Elender! Ich hätte nicht so handeln sollen. Recht geschieht mir, wenn ich jetzt solche Qualen durchmache! Das ist das böse Gewissen! Ich verdiene keine Entschuldigung. Ich bin ein Feigling! Wenn ich kein Feigling wäre, ginge ich zum Major, um ihm zu sagen, was geschehen ist . . . .« Mit stieren Augen unterbrach er sich. Das Herz schlug ihm heftig. Er stand auf und ging zum Fenster. Die drei welken Akazien in dem kleinen Garten rauschten im kühlen Winde. Die Sterne erschienen im bläulichen Schimmer grösser und feuchter. Von irgendwo schlug dumpf die elfte Stunde. Vocel atmete auf und fühlte etwas

wie Erleichterung. Er legte sich nieder. Er war müde; er fühlte, dass er einschlafen werde.

Der sommersprossige Oberleutnant erschien ihm wieder im Traume. Aber er verschwand. Andere Bilder kamen mit einemmale und streuten ihre Farben in seine entschlummernde Seele. Er ging mit Frau und Kind längs der Moldau an dem grünen Ufer. Das Wasser rauschte, weisse Wölkchen glitten am bläulichen Himmelsmeer über das Flussbett. Seine schlanke Frau in ihrem schwarzen Kleide schwebte dahin, als berühre sie die Erde gar nicht. Befreiung, Friede erfüllten seine Brust. Vom anderen Ufer stieg blauer Rauch auf. Weiber wuschen und bleichten dort Wäsche. Stimmen wurden laut. Die Maškin mit ihrer Tochter und zwei Enkeln weichten hinter einer dichten Erle blaue Männerhemden ein. Das hübsche Gesicht der Greisin blickte freundlich. Der elastische Körper der Tochter spiegelte sich in farbigen Flecken in den Wellen des Wassers. Und sie gingen weiter durchs Tal, einem kleinen Bach entlang ins Pensionat. Ganz schmale Stege spannten sich über das Wasser; Forellen schossen durch die Flut. Dann erreichten sie das sonnige Třisov mit den Gemeindebettlern im Hirtenhaus. Weisse Giebel glänzten. Und ergriffen von dem Elend und der Not gingen sie wieder auf dem Waldweg heim. Erdbeeren dufteten, der Himmel blaute. Das Dach des Pensionats winkte aus der Ferne.

Ein noch anmutigeres Bild stieg vor dem beruhigten Gemüte Vocels auf. Ein Schwarm von Kindern flog ihm durch den Garten entgegen. Die Sonnenstrahlen tanzten auf ihren Kleidern. Die nackten Arme und rosigen Wangen schimmerten zwischen den Stämmen. Sie hüpften herbei wie zarte Lämmer, fassten ihn an den Händen, umringten ihn wie einen guten Hirten und baten ihn, mit ihnen zu spielen. Sehnsüchtig blickten ihre Augen zu ihm auf. Helle Locken flossen von den Köpfchen der drei grössten Mädchen nieder. Der Knabe mit den blauen Augen, beweglich wie ein Äffchen, bat wieder, sie möchten Kämmerlein vermieten spielen. Und dann stieg nebelfern in ihm die Erinnerung auf, wie er nach Sonnenuntergang den Kindern eine traurige Geschichte aus Bosnien erzählt, von einem unglücklichen Freund, wie alle aufgehorcht und ihn fragend angeblickt. Er fühlte noch die trauten Händchen der Knaben, hörte das Stimmchen eines täppischen Knaben und das Lachen eines kleinen Mädchens, und bei diesen

süssen Tönen schlief er ein. Durch das offene Fenster wehte ein leiser Wind in das schwüle Zimmer.

III.

Am folgenden Tage war Vocel vollständig beruhigt. Er bemerkte zwar einen gewissen Lakonismus der Offiziere im Verkehr, aber er erklärte sich dies durch die Nachricht, dass jetzt der Generalmajor öfter hier erscheine. Nichts geschah mehr, was ihn von neuem aufgeregt hätte.

Er freute sich auf den Samstag, bis er wieder hinausfahren werde. Er kaufte die Sachen ein, die er der Frau und dem Sohne mitbringen wollte. Am Donnerstag fragte der Major, ob er fahren werde. Als er die Frage bejahte, sagte der Major kein Wort. Er strich nur seinen grauen Backenbart mit seinen bleichen Fingern und ging wie in Gedanken versunken fort. »Vielleicht reise ich zu oft,« dachte der Hauptmann, »und das freut ihn nicht.« Er folgte ihm und fragte, ob er nicht etwa bleiben solle.

»Ach nein,« sagte der Major kurz, mit einer Handbewegung.

Vocel bereitete sich in heiterer Stimmung auf die Reise vor. Zum hundertstenmale stellte er sich vor, wie sich Frau und Kind freuen würden, zum hundertstenmale freute er sich auf dieses sein einziges Glück. Er schrieb ihnen einen langen Brief. Wo er ging, überall dachte er an sie. Das blasse, feine Gesicht des Sohnes im Rahmen der dunklen Haare, mit den seltsam stillen und süssen Augen stand unausgesetzt vor seiner Seele. Abends ging er, die Hand zwischen den Knöpfen des Waffenrockes, in seiner Stube auf und ab, rauchte eine Zigarre und blieb immer wieder vor dem Porträt seiner Frau stehen. Stets von neuem wehte ihn der Zauber ihrer Schönheit an, immer wieder konnte er das grosse Glück nicht begreifen, dass sie ihn damals genommen, und wieder erschien ihm alles wie ein Traum.

Er war froher Laune, ging aus, besichtigte die Auslagekästen und fand neue und wieder neue Dinge, die er kaufte und sorgsam zu den übrigen Geschenken packte.

Am Freitag nachmittag, als er nach Hause zurückkehrte, fand er auf seinem Schreibtisch einen Brief von seiner Frau. Er war lang, länger als sonst und, wie es ihm schien, auch wärmer, heiterer und eingehender. Er las mit solcher Inbrunst, dass er die einzelnen Sätze nicht einmal ganz begriff. Sie teilte ihm mit, dass

die ganze Jugend im Pensionate sich auf ihn freue. Sie würden ihm, schrieb sie, auf den Bahnhof mit Lampions und Gesang entgegenkommen. Der Vater der drei grösseren blonden Mädchen werde der Führer der Partie sein. Am Sonntag werde er ihn mit allen seinen Zuhörern photographieren. Die Kinder versammeln sich täglich und erinnern sich an einige seiner Erzählungen. Die Eltern seien geradezu eifersüchtig. Früh höre sie, kaum aufgestanden, unter dem Fenster die Kinder fragen: »Ist der Herr Hauptmann gekommen?« Und nach einer Weile gingen andere und andere Kinder dort unten in der törichten Erwartung vorüber, dass Vocel zum Frühstück in den Garten kommen werde. Die Knaben wollen Säbel und Czakos haben, die Mädchen stritten schon jetzt miteinander, welche neben dem Herrn Hauptmann sitzen werde. Alles sei ergriffen von seiner Güte, Freundlichkeit und der Geduld, die er zu den Kindern habe.

Diese Einzelheiten schrieb Frau Vocel offenbar, um ihrem Manne eine Freude zu machen. Aber sie war darauf einzig aus dem Grunde verfallen, weil die ihrem Manne geltende Liebe der Kinder auch ihr wohltat. Gerne lauschte sie einer von den Frauen, wenn sie von ihm zu schwärmen begann, und je schöner die Frau war, desto grösser war ihre Freude. Sie fühlte sich erleichtert. Oft beengte sie ein seltsames Schamgefühl, dass ihr Mann so vernachlässigt aussehe, dass sein Körper durch das beständige Sitzen und den Mangel an Pflege sich so ungeschlacht entwickelt habe, dass seine Kleidung so salopp sei, dass er überhaupt von ihr so absteche. Wenn sie zusammen durch die Strassen Prags gingen, war sie immer peinlich berührt, immer schien es ihr, dass die Leute sich zuflüstern, wie er ausschaue, dass sie über ihn spotten und vielleicht gar ihr die Schuld zuschrieben. So gerne hätte sie seinen grossen Körper in eine knappere neue Uniform geschnürt, so gerne hätte sie seinen Bart gepflegt, und so gerne hätte sie ihn bewogen, stramm zu gehen wie andere Offiziere. Allein vergebens. Er vermochte es nicht, an sich zu denken und hatte keinen Sinn dafür. Darum hörte sie ihn gerne loben. Sie lächelte und stimmte zu. Sie begriff auf einmal, dass er so viele gute und edle Eigenschaften besitze, dass alles davor zurücktrat, was ihr an ihm missfiel. Und in solchen Augenblicken dachte sie an ihn mit einem gewissen zarten Mitgefühl, mit einer leisen Empfindung von Reue, als hätte sie ihm immer nur wehe getan, und als wäre er einer von den guten Menschen, die die Welt nicht versteht.

Zum Schlusse des Briefes teilte sie ihm mit, dass es dem Sohne vortrefflich gehe, dass er Schmetterlingen nachjage, dass er täglich bade und dass seine blassen Wangen eine gesunde rosige Farbe anzunehmen beginnen.

Der Brief stimmte ihn freudig und sehnsuchtsvoll. Er ging erregt in der ganzen Wohnung auf und ab. Alles duftete förmlich. Er blieb vor dem Bildnis seiner Frau stehen. Es schien ihm, dass sie leibhaftig vor ihm stehe. Ihre grossen Augen blickten ihn liebevoll an. Er schnallte schnell den Säbel um, nahm die Mütze, sah zum Fenster hinaus und ganz erfrischt und erfreut trat er auf die Gasse.

Er fuhr in den Park. Er promenierte ganz allein unter den alten Linden, beobachtete den goldenen Sonnenuntergang und träumte von der morgigen Reise. Um neun Uhr abends wird er an Ort und Stelle sein. Er stellte sich den Fackelzug der Kinder vor und lächelte.

Der Abend war still und duftig. Er liess sich in der Restauration nieder und ass zur Nacht. Manchmal rasselte ein Wagen, trabte ein Reitpferd vorüber, vernahm man das Lachen einer Dame. Dann wurde alles still. Die Sterne leuchteten am tiefen Himmel auf. Die Zweige der alten Pappeln im Westen schienen schwarz geworden zu sein.

Erst um zehn Uhr ging er nach Hause. Er dachte an seine Frau, sein Kind und all die Jugend im Pensionat. Er schlief leicht ein, alles in seiner Seele war beruhigt und geschlichtet. In diesen klaren Spiegel leuchtete die innige Liebe zu Weib und Kind wie die strahlende Sonne.

Früh litt es ihn nicht im Bett. Er stand früher auf als sonst. Er überblickte und ordnete noch einmal alle Sachen, die er eingekauft hatte. Dem Diener befahl er, sie gegen zwei Uhr auf den Bahnhof zu schaffen.

Vor neun Uhr ging er ins Stationskommando. Auf dem Wege traf er lauter hübsche Leute. Alle schienen sich zu freuen und allen leuchteten die Wangen. Einer schwarz gekleideten Dame hob er den Sonnenschirm auf.

Im Tore lächelte er den Soldaten an, der ihm salutierte. Auf der hölzernen Treppe begegnete er einem befreundeten Hauptmanne einem hübschen Menschen mit rötlichem Schnurrbart, der irgendwohin eilte und nur flüchtig grüsste. Vocel hatte die ersten Dienstjahre mit ihm verlebt und kannte ihn als einen gutmütigen

Sonderling, der viele amusante Stückchen ausgeführt hatte. »Von dem werde ich den Kindern erzählen,« dachte er, »ja; gut, dass ich ihn getroffen und mich auf ihn besonnen habe.«

Im ersten Zimmer, in dem der sommersprossige Oberleutnant amtierte, stand der Major mit dem grauen Backenbart am Fenster und starrte irgendwohin in die Ferne. Den Säbel hatte er umgeschnallt, die Mütze auf dem Kopfe. Der Oberleutnant stand an seinem Tisch wie in Gedanken verloren. Er blätterte mit der rechten Hand in einem kleinem Hefte und blickte hinein, ohne zu lesen.

Als Vocel eintrat, nahm der Oberleutnant seine Mütze, salutierte und ging. Der Major wandte sich um.

»Herr Hauptmann!« rief er Vocel an, der salutierend zu ihm trat.

»Ich will — ich muss —,« fuhr der Major fort, aber auf einmal wurde er feuerrot, als drohe er zu ersticken, seine Augen mit den grauen Wimpern schlossen sich und seine Lippen zogen sich so krampfhaft zusammen, dass er nicht weiter konnte.

Die bläulichen Augen Vocels blickten ihn gutmütig an.

Der Major wandte sich heftig um und ging einigemale im Zimmer auf und ab. Der Säbel schlug regelmässig auf den Fussboden. Eine grosse Brummfliege wollte durchs Fenster entfliehen und pochte vergeblich an das Glas.

Vocel horchte auf ihr leidenschaftliches Summen in einer gewissen peinlichen Verlegenheit, die er nicht fassen konnte. Er stand an derselben Stelle, ohne sich zu rühren.

Der Major trat von neuem zu ihm. Er war bleich und aufgeregt.

»Herr Hauptmann,« begann er still, mit ganz veränderter Stimme, »ich zeige Ihnen an,« (er stockte zeitweilig und fuhr in Pausen fort) »dass die Unregelmässigkeiten in ihren Büchern entdeckt worden sind.«

Vocel stockte der Atem, er erblasste und seine blauen Augen öffneten sich vor Angst.

»Heute um zehn Uhr,« fuhr der Major fort, »kommt der Herr Generalmajor aus dieser Ursache her; Sie sind Offizier, — Sie wissen, was Sie zu tun haben!«

Vocel konnte nicht reden. Vor seinen Augen verschwamm alles und funkelte es feurig. Die Füsse bebten ihm. Die Worte: »Sie sind Offizier, — Sie wissen, was Sie zu tun haben,« erschollen plötzlich in seiner Seele und er begriff, was er vollbringen müsse.

Er erbebte vor unermesslichem Schmerz und mit gesenktem Kopfe schleppte er sich ganz gebrochen in das zweite Zimmer.

Der Major blieb stehen und sah ihm nach.

Als der Hauptmann in der Türe stand, begegneten sich ihre Blicke. Der Major winkte ihm unwillkürlich mit der Hand und flüsterte leise vor sich: »Adieu.«

Vocel schloss die Türe hinter sich. Im Bureau war niemand. Die Uhr tickte regelmässig in die furchtbare Stille.

Er presste die Hände an die Wangen und tränenloses Schluchzen erschütterte ihn. Vor ihm schien seine Frau mit seinem bleichen, jetzt schon rosig angehauchten Sohne zu stehen. Ihre grossen dunklen Augen blickten ihn an. Schwere Scham erfüllte sein ganzes Sein. Er fühlte das Bedürfnis, sich bei ihr zu entschuldigen. Er trat zum Tische, um einige Worte niederzuschreiben. Er erblickte in der Schublade einen Militärrevolver und wandte sich ängstlich ab.

Der Fackelzug der Kinder mit ihren Lampions erglänzte farbenhell in seiner Vorstellung.

»Meine lieben Kinder,« flüsterte er. Die drei blondlockigen Mädchen liefen zu ihm. Ein Grauen vor dem gähnenden finsteren Abgrund erfüllte seine Brust.

Er ergriff die Feder, wollte auf ein dort liegendes halb bekritzeltes Papier schreiben, aber die Hand zitterte ihm so sehr, dass er nichts fertig brachte.

Er blickte stumpf vor sich hin. Er vernahm die Schritte des Majors. Er ging regelmässig im Nebenzimmer auf und ab, als warte er ungeduldig auf Vocels Tat.

»Ich zaudere, ich zaudere,« flüsterte der Hauptmann in Angst und richtete sich auf. Er wollte auflachen, er wollte sich sagen, dass das menschliche Leben wertlos sei, aber er konnte es nicht. Es wurde ihm plötzlich klar, dass das Ende da sei, und banges Entsetzen durchschauerte ihn.

Seine Blicke irrten scheu umher. Irgendwo wurde eine Türe zugeschlagen.

Sein Herz klopfte stürmisch.

Er ergriff den Revolver. Er war geladen. Er blickte ihn an und seine Augen blieben einen Augenblick starr auf ihn geheftet.

Ein seltsamer Entschluss gab ihm plötzlich Kraft.

Er legte den Revolver weg und schrieb schnell auf das Papier:

»In grösstem Schmerze rufe ich: Lebt wohl! Du allein wirst begreifen, verzeihen und um mich trauern. Das Kind soll nichts davon erfahren . . . Beklage, — beklage mich — mein Weib!«

Er legte das Papier zusammen und klebte es mit einer Vignette zu.

Er seufzte schwer auf. Er legte die Mütze weg, setzte sich und ergriff den Revolver.

Seine blauen Augen irrten noch nach der Uhr hin. Es war neun Uhr sieben Minuten.

Er knöpfte den Rock auf und suchte das Herz. Er legte die Waffe an. Der Lauf war eisig kalt. Er fühlte, dass er in Weinen ausbrechen müsse. Es kam ihm vor, dass seine Frau ihm die linke Hand drücke.

Zwei Schüsse dröhnten rasch nach einander durch das Haus.

Der grosse Körper Vocels glitt vom Stuhl herab auf den Fussboden. Lichter, Kinder, Lampions, dann die grossen Augen seiner Frau und die zarten Wangen seines Sohnes tauchten vor ihm auf. Dann versank alles in tiefe Finsternis.

Als die Offiziere aus den benachbarten Lokalitäten herbeigeeilt kamen, war er schon tot.

Der Major stand ganz blass über ihn gebeugt. Seine weissen zitternden Finger zupften nervös an dem langen grauen Barte Draussen im Pensionate bereiteten die Kinder Lampions zum abendlichen Empfange vor. Frau Vocel mit dem kleinen Knaben war durch die Allee spazieren gegangen. Der Himmel war blau, der Wind rauschte in dem gelben Weizen.

Übersetzt von *Johanna Kraus.*

Gratis-Volkskonzerte — ein Frauenwerk.

Von Teréza Nováková.

Eines der ersten Zeichen der unter den Frauen erwachenden Bewegung war die von ihnen geübte öffentliche Wohltätigkeit; die Frau, welcher der Mutterberuf, zu dem sie bestimmt ist, die Opferwilligkeit und das Mitleid förmlich ins Leben mitgibt, sah sich um, sah viel Elend und Schmerz und wollte den ihr Fernstehenden in grossem Masstabe helfen, wie sie es ihren Nächsten im kleinen Kreise schon längst getan hatte. In der Tat war für die humanitäre Arbeit, wie sie vor Jahren geübt wurde, die Frau geeigneter als der Mann; diese Bittgänge, diese Wohltätigkeitsfeste, Bazare und Bescherungen etc., waren Kleinarbeit, brachten Demütigungen, Enttäuschungen, welche das so lang unterdrückte Weib, ein Sklavenwesen, besser gewohnt war als »der Herr der Schöpfung«.

In den letzten Jahren hat der Begriff der Wohltätigkeit, der sozialen Hilfe, wohl durch den sich rasch entwickelnden theoretischen und praktischen Sozialismus, eine durchdringende Änderung erfahren. Es heisst nicht mehr Unterstützung, sondern Selbsthilfe, oder wenigstens Gelegenheit zur Selbsthilfe, nicht mehr Almosen, sondern Arbeit, an die Stelle von Repressivmitteln trat die Präventive. Nicht dass die Armen, Kranken, Leidenden oder Darbenden keiner Hilfe mehr bedürfen, — diesen idealen Zustand werden auch die besten und modernsten Gesetze nicht so bald herbeiführen! — aber man sucht das Werk, das getan werden muss, aus den Händen einzelner Wohltäter auf das Land, den Staat, die Gemeinden, die organisierten Korporationen zu übertragen und ihm durch Heranziehung der Hilfebedürftigen zur Beisteuer eine gesündere, sittlichere Grundlage zu geben.

Die Frauenarbeit wird auch bei fortschreitender Ausbildung sozialer Hilfe kaum ihre Berechtigung und ihren Boden verlieren, aber sie wird allmählich auf eine modernere Grundlage gestellt werden. Die Frau, welche Sammlerin, Bittende, Arrangeurin war, wird als Experte, Vertrauensperson, Gehilfin den öffentlichen

Institutionen nützen, wie es ja die Waisenpflegerinnen, die Vormünderinnen, die Wohnungs- und Gewerbeinspektorinnen, die bereits in vielen Kulturländern sorgsam ihres Amtes pflegen, zur Genüge beweisen.

Setzen wir den Fall, es käme langsamen, aber sicheren Schrittes die Zeit heran, wo es dem Armen, dem Proletarier, dem Arbeiter, dem kleinen, in drückenden Verhältnissen darbenden Gewerbs- und Handelsmanne infolge von vorzüglichen Gesetzen und Schutzmassregeln und einem aus diesen resultierenden besseren Wohlstande ermöglicht sein wird, ganz allein für seine leiblichen Bedürfnisse (Kost, Wohnung, Kleidung, Heizung, ärztliche Hilfe) aufzukommen; immer wird für hochherzige und aufopfernde Frauen ein grosses Arbeitsfeld übrig bleiben, abgesehen von den oberwähnten, zeitgemässen Berufen.

Denn nicht vom Brote allein lebt der Mensch, die Befriedigung bloss der leiblichen Bedürfnisse macht nicht jeden glücklich und froh; auch der Proletarier, der Arbeiter, der sozial Entgleiste sehnt sich nach Erhebung, nach geistiger Erfrischung, nach Entrückung aus dem Staube und den schweren Sorgen des alltäglichen Lebens.

Mit ihrer Sehnsucht nach geistigen Gütern werden die unbemittelten Schichten wohl noch geraume Zeit auf ihre besser situierten Mitbrüder und -Schwestern, oder genauer gesagt, auf die Kreise der Intelligenz angewiesen bleiben. Die Vermittlung der Künste, Wissenschaften, der reinen Lebensfreude an die Stiefkinder der Gesellschaft ist wohl die zarteste Blüte der sozialen Arbeit; in Ländern hoher ethischer Kultur, in England und Amerika, hat sie ihren Ausdruck in den »Settlements« gefunden, den Toynbee- und ähnlichen Halls, wo auch den Ärmsten bildende und dramatische Kunst, Musik, Poesie, Vorträge, Naturgenüsse etc. zugänglich gemacht wurden durch gebildete, meist junge Leute, welche inmitten der Armenviertel ihre Wohnung aufschlugen.

Für Bibliotheken, Lesesäle, Vorträge, Zutritt zu den Galerien, ja selbst für billiges Theater sorgen manche Gemeindeverwaltungen, in den Hauptstädten die Arbeiterorganisationen selbst. Am schlimmsten ist es um Konzerte bestellt, um wirkliche Künstlerkonzerte, die geeignet wären, den Volksmassen einen reinen und erhebenden Genuss zu bieten, nicht schales, ermüdendes Gesurre von impotenten Dilettanten. Künstlerkonzerte sind überall ein teueres

Vergnügen, das bis in die letzten Jahre nur den wohlhabendsten Kreisen oder Fachleuten vorbehalten war.

In Prag hat nun seit Jänner 1902 eine ganze Reihe von wirklichen Künstlerkonzerten stattgefunden, die vollkommen gratis zugänglich waren und jedesmal von hunderten, ja oft von tausenden von Zuhörern besucht und bejubelt wurden. Dem Zentralverein der čechischen Frauen ist es gelungen, bis Dezember 1906 fünfzehn solche Gratis-Volkskonzerte zustande zu bringen und das Gedeihen dieses Unternehmens hat auch den »Amerikanischen Damenklub« (schon 1862 von dem Mäcen Náprstek gegründet) bewogen, seine sonntägigen Vorträge für Frauen und Mädchen der Arbeiterstände in Konzerte kleineren Masstabes umzuändern. Da solche Konzerte einen überaus grossen erziehlichen Einfluss ausüben und es wohl verdienen, auch anderswo eingeführt zu werden, stehen wir nicht an, die Details dieser »Frauenarbeit« und die Art ihrer Ausführung mitzuteilen.

Im Grunde war es ganz dieselbe Tätigkeit, die von den Frauen längst ausgeübt wurde; nur handelte es sich diesmal um geistige, künstlerische und literarische Werte. Hatten die Freundinnen des Volkes, der Armut, sonst an die Türen der Begüterten, des finanziellen und Geburtsadels angeklopft, um Kleidung, Speise, Heizung, Geldmittel für ihre Schützlinge zu erbitten, so sprachen sie nun bei denjenigen vor, welche ebenfalls die Höhen und Spitzen der Gesellschaft bilden, bei dramatischen und Gesangskünstlern, bei Virtuosen, Schriftstellern und Professoren, bei grossen musikalischen Gesellschaften, um sie zu bewegen, das Gold ihrer Töne, den rhythmischen Fall ihrer Sprache, den Schatz ihrer Gedanken den Volksmassen für einige Stunden zu spenden, und so durch den Reflex der genossenen Kunst deren eintönigen, grauen Lebenskampf zu verklären.

Dankbar sei anerkannt, dass auch die ersten und beliebtesten Künstler des čechischen Nationaltheaters, dass Virtuosen von bedeutendem Können, dass ihnen ebenbürtige Dilettanten es nicht verschmähten, die Volksmassen mit ihrer Kunst zu erfreuen, ja, dass sie, angenehm berührt von dem spontanen, wahrhaft elementaren Jubel, auch für die Zukunft ihre Bereitwilligkeit versprachen. Geachtete Schriftsteller und Professoren sprachen die einleitende »Conférence«; denn bald nachdem den Gratis-Volkskonzerten der Weg gebahnt war, entschloss sich der Zentral-Frauenverein, jedes der Konzerte zu Ehren einer bedeutenden vaterländischen Erschei-

nung stattfinden zu lassen, deren Leben und Werk eben die »Conférence« beleuchtete. War es ein Musiker, so wurden ausschliesslich seine Kompositionen gespielt und gesungen, war es ein Dichter oder Romanzier, so wurden seine Verse und Bruchstücke seiner Werke rezitiert, die vorgetragenen Lieder waren womöglich auf seine Texte komponiert, und die Musikpiècen entsprachen wenigstens seiner Zeit und Art. So wurde bisher Smetana, Fibich, Dvořák und Bendl, Vrchlický und Čech, Čelakovský und Havlíček, Němcová und Neruda, Mácha und Světlá vorgeführt, und die Arrangeurinnen haben noch eine ziemliche Reihe von Lieblingen der čechischen Musen auf ihrer Liste.

Diese Art von Verherrlichung verdienter Männer und Frauen vor grossen Volksmassen hat gewiss nicht zum geringsten Teile die ausübenden Künstler zu so aufopfernder Teilname bewogen; Dvořáks weltbekannter Name bestimmte sogar die »Philharmonische Gesellschaft«, ein Monstremusikkorps, zur unentgeltlichen Mitwirkung; um Bendl, seinen Gründer und Chormeister, zu ehren, fand sich der Gesangverein »Hlahol« mit seinen imposanten Chören ein, Fibichs Konzert bereicherte der Musikverein »Smetana« und das Akademische Orchester.

Auch sonst wurde dem Zentral-Frauenverein manche Hilfe zuteil; die Inhaber der Produktenbörse verleihen ihren Riesensaal zu ermässigtem Preise; reiche Industrielle stellen ihre Wägen den Künstlern zur Verfügung; die Sängerinnen und Schauspielerinnen verzichten auf die üblichen Blumenspenden; Geschäftsleute spenden Inserate für das Programm, das zum Preise von 10 Hellern verkauft, aber niemandem aufgedrängt wird.

Immerhin erwachsen den Arrangeurinnen aus jedem solchen Konzerte ziemlich bedeutende Kosten, für welche die Vereinskasse aufkommt, und es wäre nur billig, wenn reiche Korporationen und Gemeindevertretungen diesem unleugbaren Volkserziehungsmittel durch Subventionen die Bahn ebnen wollten. Den Frauen bliebe dann die Arbeit, die weder leicht, noch frei von Verdruss und Enttäuschungen ist; auch bei dem besten Willen der Künstler ergab es sich öfters, dass zwei oder drei Tage vor dem Konzerte wegen Repertoirwechsels im Theater das Programm vollständig umgeändert werden musste.

Das erste Gratis-Volkskonzert wurde durch grosse und kostspielige Plakate an den Strassenecken angezeigt, die vier oder fünf nachfolgenden durch kleine Affichen, die in frequentierten

Geschäften Prags und der Vorstädte ausgehängt waren; jetzt genügt eine Notiz in den Tagesblättern, um Hunderte in den Saal der Produktenbörse zu locken. Bereits um die Mittagsstunde beginnt sich das Publikum einzufinden, vor drei Uhr müssen gewöhnlich die Türen geschlossen werden, um Unglück zu verhüten. Bei Dvořáks und Fibichs Konzert beispielsweise gab es lebensgefährliches Gedränge.

Das Publikum ist herzlich dankbar für den ihm gebotenen Genuss und die Arrangeurinnen wurden öfters von schlichten Frauen aufgefordert, wenigstens ein geringes Eintrittsgeld zu erheben. Der Zentral-Frauenverein gedenkt jedoch diese Konzerte auch ferner gratis zu veranstalten. Ein Comité von jungen Politikern, der »Klub der Arbeiterfreunde« veranstaltete einige Konzerte mit ziemlich kleinem, zwei Kronen nicht übersteigendem Eintrittsgeld und immer wurde die Klage laut, diese Produktionen von renommierten Künstlern seien nur mässig und nie von denjenigen besucht, für die sie bestimmt waren. Vielleicht hatten die Arbeiterorganisationen ihre Reihen nicht beordert, sich zu den Konzerten einzufinden.

Ob die Gratis-Volkskonzerte des Zentral-Frauenvereins von diesen Organisationen begünstigt werden, wissen wir nicht; immerhin gibt es in einer Hauptstadt Tausende, ja Hunderttausende von nicht (oder nicht stramm) organisierten Angehörigen der niederen Schichten, hauptsächlich unter dem weiblichen Geschlechte: Dienstboten, Näherinnen, Handelsgehilfinnen, Handwerkerfrauen, Wärterinnen etc., etc., die genügen, um zehn Konzertsäle zum Erdrücken zu füllen, und denen es auch not tut, sich bildend zu vergnügen und zu erheben. Aus solchen Kreisen rekrutiert sich wohl das Gros unserer Besucher; übrigens gibt es unter dem Publikum auch eine grosse Anzahl junger und älterer Männer, besonders wenn es sich um einen Freiheitsmann und Dichter handelt, wie es bei Havlíček, Neruda der Fall war.

Gratis-Volkskonzerte zu veranstalten, ist jedenfalls eine dankbare Frauenarbeit, das Schüren eines wohltätigen Feuers, welches lange wärmt und in traurige oder müde Herren hineinleuchtet. Möchte doch das Beispiel von Böhmens Hauptstadt auch anderswo liebende Frauengemüter zur Nachfolge anspornen!

Die finanzrechtliche Verantwortlichkeit.

(Ein Beitrag zur Reform des Steuer- und Gebührenrechtes.)

Von Dr. Č. Klier.

In allen Zweigen der öffentlichen Verwaltung hat die moderne Zeit erspriessliche Reformen durchgeführt, nur das Gebiet der Finanzverwaltung ist bisher jeder Neugestaltung verschlossen geblieben. Deshalb ist es auch nicht zu verwundern, dass wir da noch Einrichtungen vorfinden, welche aus den traurig berüchtigten Zeiten der Inquisition stammend, damals zwar zulässig erschienen, aber nach unseren geklärten Ansichten einer modernen Staatsverwaltung unwürdig sind. Wir führen da beispielsweise die gewiss ganz verwerflichen Förderungen des sogenannten Anzeigewesens bei der Hauszinssteuer an. So ordnet der Finanzministerialerlass vom 8. Juli 1903 Z. 20141 an, dass, wenn der Anzeiger nicht auf Geheimhaltung seines Namens verzichtet, den Akten nur ein Auszug mit Hinweglassung der die Person des Anzeigers bezeichnenden Angaben beizulegen, die Originalanzeige aber vom Amtsvorstande unter Sperre zu verwahren ist. Noch mehr aber nimmt die Denunzianten der stets noch geltende Finanzministerialerlass vom 22. Juni 1860 Z. 4906 in Obhut, welcher bestimmt, dass, »wenn der Anzeiger auf seine Geheimhaltung, welche im allgemeinen Interesse des Ärars geboten erscheint (!), nicht verzichtet, es Sache der untersuchenden Behörden sein wird, von den Angaben des Anzeigers in der Art einen angemessenen Gebrauch zu machen, dass er der beschuldigten Partei gegenüber nicht blossgestellt (!) werde, und dass sohin, wenn sich die Angabe nicht bewährt hat und die gepflogene Untersuchung daher mit keinem weiteren Nachteile für die Partei verbunden war, auch dem Einschreiten derselben um Bekanntgebung des Denunzianten zum Behufe seiner gerichtlichen Belangung aus dem Titel einer ver-

meintlichen Ehrenbeleidigung nicht stattgegeben werden könne.« — Die Anschauungen der modernen Zeit sehen in einem jeden Denunzianten einen Auswurf der Menschheit und unser Staat unterhandelt mit ihnen und unterstützt ihre verwerfliche Tätigkeit durch Gewährung grosser Denunziantenanteile. Ist dies eines Kulturstaates würdig? Mit allgemeiner voller Zustimmung wurde seinerseits die teilweise Abschaffung des berüchtigten »Ergreifersanteiles« begrüsst; wird auch bald schon die Zeit kommen, wo durch gänzliche Abschaffung des Anzeigewesens das Finanzrecht sich von diesem unehrenhaften Überreste der alten Zeiten reinigen wird?

Den grössten Mangel der bisherigen Einrichtung sehen wir aber in der gänzlichen Unverantwortlichkeit der Finanzbeamten für steuer- und gebührenrechtliche Übergriffe gegenüber den Steuerträgern. Wir geben zu, dass der Standpunkt der Finanzbehörden ein äusserst schwieriger ist, denn auf keinem Gebiete der öffentlichen Verwaltung kreuzen sich derart die Interessen der einzelnen Staatsbürger mit den Interessen des Staates wie in der Finanzverwaltung. Auf Seite der Steuerträger herrscht natürlich die Sucht, sich den Steuerpflichten so viel als möglich zu entziehen und daher die einzelnen Bestimmungen des Steuergesetzes in der für sie günstigsten Art auszulegen, während die Finanzbeamten bestrebt sind, den Steuerträgern soviel als möglich an Steuern abzunehmen und daher die einzelnen Bestimmungen der Steuergesetze in der für das Ärar günstigsten Weise zu interpretieren und zu handhaben. Es entspinnt sich also zwischen zwei konträren Bestrebungen ein Kampf, der allerdings hie und da recht stramm geführt zu werden pflegt, doch darf derselbe nie ausarten. Und wenn auch auf Seite der Privatpersonen die Schranken der Billigkeit manchmal überschritten werden, so lässt sich dies dadurch entschuldigen, dass die Verteidigung der eigenen persönlichen Interessen leicht zu leidenschaftlichen Kundgebungen reizt, während aber ohne Widerspruch zugestanden werden muss, dass es sich mit der Würde des Staates nicht verträgt, wenn in diesem Kampfe Mittel angewendet werden, welche mehr als verwerflich sind, und wenn die Finanzbeamten bestrebt sind, alle Bestimmungen der Gesetze so auszulegen, dass trotz des klaren Wortlautes, trotz der grundsätzlichen Ideen, trotz des Geistes der Gesetze, trotz bereits von der höchsten, gleichsam unparteiischen Instanz des Verwaltungsgerichtshofes ausgesprochenen Anschauungen den Steuerträgern eine noch grössere Steuerbürde aufgelegt wird und die ihnen

vom Gesetze eingeräumten Begünstigungen soviel als möglich eingeschränkt oder behoben werden.

Wenn wir auch nur die wesentlichsten Sünden der Finanzbehörden gegen die gesetzlichen Bestimmungen aufzählen wollten, müssten wir ganze Bücher vollschreiben. Deshalb wollen wir nur einige ungefähr ausgewählte Beispiele anführen. So wurde durch eine Reihe von unzähligen Entscheidungen des Verwaltungsgerichtshofes der Grundsatz ausgesprochen, dass nach den gesetzlichen Bestimmungen auch beim Gebührenäquivalent vom beweglichen Vermögen eine zehnjährige Besitzdauer die Bedingung der Gebührenpflicht bilde, und dennoch machen die Finanzbehörden bis zum Finanzministerium hinan stets noch den Versuch, wider die klare Bestimmung des Gesetzes, wider die geschichtliche Entwicklung und die Tendenz der darauf bezüglichen Norm das Gebührenäquivalent vom beweglichen Vermögen ohne Rücksicht auf die Besitzdauer zu bemessen. Die Zulassung der Abzugsposten bei den Personalsteuern wird trotz einer grossen Anzahl von Entscheidungen des Verwaltungsgerichtshofes stets noch oft gegen den Wortlaut und die Tendenz des Gesetzes verweigert. Und was sollen wir von den Versuchen sagen, welche seitens der Gebührenbemessungsämter immer wieder gemacht werden, um die Begünstigungen des Gesetzes vom 27. Dezember 1899 R.-G.-Bl. Z. 262 rücksichtlich der Gebührenerleichterungen bei Konversionen der Hypothekarforderungen einzuschränken oder gar zu beheben? Und wie sollen wir das Vorgehen des Prager Gebührenbemessungsamtes qualifizieren, welches im J. 1906 einigen Geldinstituten in einer gewiss gegen jede legale Aequität arg verstossenden Weise von den der gefallenen Skt. Wenzels-Vorschusskasse im Jahre 1879 eskontierten Wechseln nachträglich Gebühren vorzuschreiben sich erkühnt hat, welche dann allerdings über Rekurse der betreffenden Anstalten abgeschrieben werden mussten. Lassen sich solche Amtshandlungen mit der Würde eines Kulturstaates vereinigen?

Die Schuld an allen diesen Übergriffen tragen nicht so sehr die einzelnen Finanzbeamten, in deren Reihen sich ja auch ehrenhafte Charaktere vorfinden, welche den Übelstand der bisherigen Einrichtungen wohl einsehen; hier wirkt verderblich der berüchtigte fiskalische Geist, der vielleicht in keinem Lande so ausgeartet erscheint, wie in Österreich, wo es dem Finanzbeamten als ein grosses Verdienst zugeschrieben wird, wenn er recht fest an der Steuerschraube zieht und den Steuerträgern recht viele

Abgaben abpresst, und wo es als ein Verbrechen angesehen wird, wenn er rücksichtsvoll wider das Publikum seines Amtes waltet. Bei der legislativen Beratung der neuen Personalsteuern, als durch sie die Steuerlast bedeutend vergrössert werden sollte, wurde von Seite der Regierung oft und oft die Zusicherung gegeben, dass die Finanzbehörden bei der Handhabung des Gesetzes liberal vorgehen werden. Allein wie ernst man es mit diesem Versprechen meinte, ersieht man schon daraus, dass durch dieses Gesetz der Instanzenzug eingeschränkt wurde, indem der Rekurs ans Ministerium in den meisten Fällen ausgeschlossen erscheint, und die ungeheuere, schon jetzt in die Tausende reichende Zahl der Entscheidungen des Verwaltungsgerichtshofes gibt den besten Beweis, wie »liberal« die Finanzbeamten das Gesetz handhaben und wie sie dasselbe den Steuerträgern geradezu unleidlich zu machen bestrebt sind, indem sie diese zwingen, ihr Recht vor dem Forum des Verwaltungsgerichtshofes zu verteidigen.

Hier ist eine Verbesserung nicht nur angezeigt, sondern geradezu dringend nötig. Das Gesetz gewährt zwar dem durch eine gesetzwidrige Amtshandlung sich verletzt Fühlenden das Recht der Beschwerde und des Rekurses, aber beide Rechtsmittel sind für den Steuerträger mit grossen Auslagen verbunden. Denn wie viele sind in der Lage sich die Beschwerde selbst zu verfassen? Und die Beschwerden an den Verwaltungsgerichtshof, bis zu welchem sich zu berufen man gewöhnlich gezwungen ist, müssen stets durch einen Advokaten überreicht sein und fordern eigentlich seine Anwesenheit bei der mündlichen Verhandlung in Wien. Ausserdem müssen in Steuersachen alle Rekurse und in Gebührensachen die Rekurse an die dritte Instanz sowie alle Berufungen an den Verwaltungsgerichtshof gestempelt werden, und wenn auch die höhere Instanz die Entscheidung der Finanzbehörde als ungesetzlich erklärt und behebt, wird dem obsiegenden Steuerträger nur der ungebührlich vorgeschriebene Betrag abgeschrieben und ein Ersatz an Zinsen gewährt, aber eine Entschädigung für die ihm erwachsenen und häufig nicht kleinen Kosten wird ihm nicht geleistet, selbst dann nicht, wenn aus den Akten eine geradezu strafbare Gesetzunkenntnis oder ein leichtsinniges Vorgehen der Finanzbeamten erhellt. Entspricht dieser Stand den modernen Grundsätzen der Gerechtigkeit?

Ja, die bisherige Einrichtung widerspricht sogar den Gesetzen der Moral. Denn die Höhe der Berufungskosten nötigt die Steuer-

träger, sich dem durch ungesetzliche Vorschreibung verursachten Unrechte zu fügen und den ihnen ungerechter Weise an Steuern oder Gebühren vorgeschriebenen Mehrbetrag lieber zu bezahlen, als die grösseren Kosten der Berufung zu tragen. Das Traurigste ist dabei, dass die Wolhabenderen sich durch Ergreifung von Rechtsmitteln gegen die ihnen zugefügten Unbilden wehren können, wogegen gerade die Unbemittelten, welche jeden an Steuern oder Gebühren ihnen auf diese unehrliche Weise abgezwungenen Mehrbetrag desto härter fühlen, sich dem Unrechte fügen müssen, um durch die Kosten der Berufung nicht noch härter mitgenommen zu werden.

In dieser geradezu schreienden Ungerechtigkeit und Unmoralität sehen wir das grösste Übel unserer Finanzverwaltung. Hier muss in erster Reihe eine eingreifende Reform vorgenommen, eine Verbesserung geschaffen werden und zwar empfehlen wir als Remedium die finanzrechtliche Verantwortlichkeit. Dieselbe kann derart durchgeführt werden, dass der Staat für den Schaden verantwortlich erklärt werden wird, welcher den Steuerträgern durch ungerechte Steuer- und Gebührenvorschreibung verursacht wird. Zu diesem Zwecke empfehlen wir die Herausgabe eines Gesetzes, durch welches die Bestimmung getroffen wird, dass demjenigen, welchem unrechtmässiger Weise mehr an Steuern oder Gebühren vorgeschrieben und über seinen Rekurs oder seine Beschwerde infolge Entscheidung einer höheren Instanz der Mehrbetrag abgeschrieben würde, nebst diesem Betrage samt Zinsen auch noch die Kosten ersetzt werden, welche ihm durch das Ergreifen des Rechtsmittels erwachsen sind. Wir fordern da nichts mehr, als was mit den Grundsätzen der Gerechtigkeit im innigsten Einklage steht und was auch die Prinzipien der Moralität fordern, welche lehren, dass kein Unrecht ohne Sühne bleiben soll.

Der Staat könnte dann eine Entschädigung von jenen Beamten fordern, welche durch Gesetzunkenntnis oder Fahrlässigkeit die ungesetzliche Vorschreibung und dadurch auch den Schadenersatz verursacht haben. Infolge einer solchen Einrichtung würden die übereifrigen Finanzbeamten vorsichtiger vorgehen und es würden da die bisherigen Übelstände aufhören, wo die Behörden stets eher den Steuerträgern mehr vorschreiben als weniger, denn bisher wird ein solches Vorgehen von den höheren Behörden als ein

Verdienst, als ein Beweis einer strammen Durchführung der Amtspflicht angesehen.

Nur die finanzrechtliche Verantwortlichkeit könnte nach unserer Ansicht die gewünschte Reform des Finanzwesens herbeiführen und wir können nicht nachdrücklich genug eine solche Verbesserung anempfehlen. Allerdings fordert diese Reform eine starke Hand, aber derjenige, der genug Energie hätte, um hier Gerechtigkeit und Ordnung zu schaffen, würde sich in der Steuerrechtsgeschichte einen dauernden ruhmvollen Platz erwerben. Wird der jetzige Finanzminister Ritter von Korytowski, der einen anerkennenswerten Eifer z. B. bei der Durchführung der Zentralgenossenschaftskasse bekundet hat, auch in dieser Richtung die nötige Energie bezeugen?

Das Volkswirtschaftliche Institut bei der Böhmischen Akademie.

Von Dr. Albin Bráf.

Unter dem Titel »Volkswirtschaftliches Institut bei der Böhmischen Kaiser Franz-Josefs-Akademie für Wissenschaft, Literatur und Kunst in Prag« ist in jüngster Zeit eine Anstalt entstanden, welche in genau dieser Art kaum ihresgleichen findet, jedenfalls keinem fremden Vorbilde nachgemacht ist. Sie wuchs eben nach Zweck und Struktur ganz aus den Verhältnissen und Bedürfnissen unseres Volkes heraus. Wenn ich — der freundlichen Einladung der Redaktion folgend — die Leser dieser Zeitschrift mit den statutarischen Aufgaben und Einrichtungen des neuen Instituts bekannt machen soll, so kann ich nicht umhin zuvor noch mit einigen Worten auf diese besonderen Verhältnisse und Bedürfnisse selbst einzugehen.

Wenn wir auch zuweilen gewisse, auf nicht ganz einwandfreien statistischen Deduktionen beruhende Behauptungen von unserer relativen wirtschaftlichen Rückständigkeit zu berichtigen trachten, zumal wenn aus solchen den Einfluss der langen Germanisationsepoche auf die Gesamtgestaltung der Dinge ignorierenden Darstellungen nationalpolitische Ansprüche abgeleitet werden, so verhehlen wir uns trotzdem die Tatsache nicht, dass unser Volk in Bezug auf Zahl und Stärke seiner Positionen im Bereiche des industriellen und kaufmännischen Grossbetriebs den deutschen Landesgenossen noch entschieden nachsteht. Und wir wären wirklich unsere eigenen Feinde, wollten wir vor dieser Tatsache und ihrer Tragweite die Augen verschliessen. Der Nachweis wäre gar nicht schwer zu erbringen, dass schon frühzeitig die Aufmerksamkeit der besten Männer unseres Volkes den Notwendigkeiten unserer wirtschaftlichen Prosperität zugewendet wurde. In den

letzten Jahrzehnten wird dieses Ziel immer mehr in den Vordergrund unserer nationalen Bestrebungen gerückt.

Bei tieferem Einblick in unseren Entwicklungsgang seit den Anfängen unserer nationalen Wiedererweckung finden wir, dass der seit eben diesen Anfängen sich vollziehende gesellschaftliche Wiederaufbau unseres Volkes eine einseitige Richtung nimmt und dass selbst manche von unseren heutigen nationalen Streitpunkten auf diesem Umstande beruhen. Man denke nur an alle die Gegensätze, die sich aus der Präponderanz im Bereiche der industriellen, bergmännischen und kaufmännischen Grossbetrieben bei relativ geringerem Nachwuchs in den sogenannten gelehrten Berufen, insbesondere auch in den Berufen des öffentlichen Dienstes auf Seite der Deutschen und aus der in diesen Beziehungen gerade umgekehrten Gestaltung der Verhältnisse in unserem Volke ergeben. Man denke an den Zusammenhang dieser Verschiedenheiten mit den Fragen der nationalen Minoritätsbildungen im sogenannten deutschen Sprachgebiet, mit dem Streit um den besonderen deutschen Beamtenstatus u. dgl. Diese Erscheinungen näher zu behandeln, behalte ich mir für eine spätere Gelegenheit vor. Gegenwärtig möchte ich nur vorgreifend bemerken, dass es eben aus den Umständen und Begleiterscheinungen des gerade auch in sozialer Hinsicht so vielfach interessanten Prozesses unserer nationalen Wiedergeburt wohl erklärlich ist, wenn unser, unter mannigfach erschwerenden Umständen begonnener und fortgesetzter sozialer Wiederaufbau seine aus dem unverhältnismässigen Andrange zu den gelehrten Berufen sich ergebende einseitige Richtung genommen hat. Dieser gesellschaftliche Neuaufbau musste sich aus den Schichten der ackerbau- und gewerbetreibenden Kleinbürger und dem Arbeiterstande heraus vollziehen. Und ganz abgesehen davon, dass hiebei aller soziale Aufstieg die längste Zeit, je höher hinauf, desto mehr in Milieus führte, die rein sozial, ohne jeden gesetzlichen Einfluss, germanisierend wirkten, hat es gerade in unserem Sprachgebiet und innerhalb der dem nationalen Leben erhaltenen oder langsam wiedergegebenen Klassen an Milieus gefehlt, welche den sozialen Aufstieg in die höheren Positionen des industriellen und kaufmännischen Unternehmertums begünstigen, Milieus, die den Einzelnen spontan ergreifen und hinreissen, die Herrschaft über sein Denken und Trachten gewinnen, wie solche die Deutschen in ihren Industriegegenden zur Zeit der entschiedensten offiziellen Germanisieung besassen

und selbst in ihren in eben dieser Epoche inmitten unseres Volkes aufgeblühten Industrie- und Handelsstätten sich geschaffen haben. So waren für die Söhne unseres Volkes die psychologischen Voraussetzungen des sozialen Aufstiegs in die höheren Unternehmerschichten der Industrie und des Handels selbst dann noch spärlich gegeben, als bereits die Kapitalskraft unseres Volkes ihn in einem grösseren Masse gestattet hätte. Es ist in der Richtung der Abhilfe gewiss manches versucht worden; die Tatsache, dass unser nationaler Fortschritt auf wirtschaftlichem Boden jenem auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft bei weitem nicht gleichkommt, konnte nicht leicht überwunden werden. Aber das Bewusstsein wurde immer kräftiger, dass sie überwunden werden müsse und dass diese Überwindung nicht bloss in unserem nationalen Interesse, sondern auch im eminenten Interesse des Staates und der Dynastie gelegen sei.

Wenn man von diesen Gesichtspunkten ausgehend die Statuten des neuen Volkswirtschaftlichen Instituts überliest, so wird man nicht nur die Beweggründe der Errichtung dieser Anstalt, sondern auch gewisse charakteristische Seiten der ihr gegebenen Einrichtungen leicht begreifen. Zunächst handelt es sich hier um keine wissenschaftliche Anstalt, wie manchenorts, wohl mit Rücksicht auf die Verbindung mit der Böhmischen Akademie, angenommen wurde und wird. Im Gegenteil. Es ist eine Anstalt zu rein praktischen Zwecken. Diese werden in den Statuten zunächst ganz allgemein dahin festgesetzt, dass das Volkswirtschaftliche Institut die Bestimmung habe, sich »für die Hebung der volkswirtschaftlichen Leistungen des böhmischen Volkes in praktischen Richtungen einzusetzen, vor allem durch Aufmunterung zum *Fortschritte auf jeglichem Gebiete* der *Produktionstechnik* (Industrie, Landeskultur, Bergbau) und des *Handels*, sowie durch Fürsorge um die Erhöhung der Leistungsfähigkeit im Bereiche der *höheren selbständigen Unternehmeraufgaben.*«

Im einzelnen werden dann im Art II. der Statuten die Aufgaben näher ausgeführt. Es heisst da von dem Institut:

»1. es verfolgt den volkswirtschaftlichen Zustand und Entwickelungsgang im böhmischen Volke, deckt deren Mängel und Lücken auf, gibt zu ihrer Beseitigung Anregungen und wirkt durch das moralische Gewicht seiner Stimme auf die Förderung und

Kräftigung der wirtschaftlichen Tugenden im böhmischen Volke überhaupt hin;

2. es hält sämtliche auf dem Gebiete der Produktionstechnik und des Handels hervorragende böhmische Talente, mögen sie daheim oder auswärts wirken, zu dem Behufe in dauernder Evidenz, damit es in jedem Bedarfsfalle möglich werde, die Aufmerksamkeit auf dieselben zu lenken und sie in Stellungen zu bringen, in welchen sie ihre Fähigkeiten am besten verwerten und vervollkommnen könnten;

3. es erleichtert jungen Männern böhmischer Nationalität, welche eine aussergewöhnliche Eignung in irgend einem Gebiete der Produktionstechnik oder des Handels auch schon praktisch bewährt haben, durch moralische und materielle Unterstützung den Aufenthalt an hervorragenden Produktions- und Handelsstätten, damit dieselben durch Beschäftigung in besonders fortgeschrittenen Betrieben und durch unmittelbares Sicheinleben in das Wirken und Walten wichtiger Produktions- und Handelsmilieus Vervollkommnung in der einschlägigen Fachtechnik gewinnen, einen erweiterten Gesichtskreis sowie erhöhte Unternehmertauglichkeit erwerben und dadurch in die Lage kommen, die gewonnenen Erfahrungen sodann in der Heimat fruchtbar zu verwerten;

4. es schreibt öffentliche Preisbewerbungen zwecks Lösung von Problemen aus, welche für die Technik einzelner Produktionszweige besonders wichtig erscheinen;

5. es unterbreitet an den kompetenten Stellen Anträge auf Änderungen in der Organisation von für die fachliche Ausbildung in einzelnen Zweigen der Produktions- oder Handelstechnik wichtigen Lehranstalten, auf die Errichtung neuer Arten solcher Lehranstalten oder von Lehrstühlen und Instituten an Hochschulen u. dgl.;

6. es veranstaltet einzelne Vorträge oder Vortragsreihen über Gegenstände, welche einzelne oder alle Zweige der Produktions- und Handelstechnik berühren;

7. es unterstützt die Zwecke der Gesetzgebung sowie der Staats- und Landesverwaltung dadurch, dass es stets bereit ist über kompetentes Verlangen Gutachten in Angelegenheiten zu erstatten, welche das wirtschaftliche Gemeinwohl des Staates und Landes berühren.«

Literarische Zwecke sind ausdrücklich ausgeschlossen, so dass die Anstalt selbst ausser ihren Jahresberichten nichts im Druck veröffentlicht, auch keine Unterstützungen zu Forschungs- oder

literarischen Vorhaben gewährt. Andererseits ist ebenso jede Beteiligung an Produktions- und Handelsbetrieben durch Subventionen oder Zeichnungen von Geschäftsanteilen statutenmässig verpönt. Zugleich erhellt aus dem eben Angeführten, dass das Volkswirtschaftliche Institut keine wirtschaftspolitische Anstalt nach der Art unserer Interessenvertretungen, der Handelskammern, Landeskulturräte u. dgl. ist, kein unter den gegebenen Verhältnissen wirklich überflüssiges Konkurrenzinstitut diesen sowie den freien Interessenvertretungen gegenüber sein soll. Die Erstattung von Anträgen und Gutachten im weitesten Umfange wirtschaftspolitischer Belangen soll dem Institut zwar nicht benommen sein, allein diese Betätigung ist nicht seine wesentliche oder gar einer der Gründe seiner Errichtung. Letztere liegen vorzüglich in den Zwecken der technischen Hebung und in der Schaffung von Gelegeheiten zur Ausbildung der Fähigkeit für Unternehmeraufgaben höheren Stiles. Wenn demnach ein Analogon mit irgendwelchen einheimischen Einrichtungen gesucht werden wollte, so müsste man eher in die Vergangenheit als in die Gegenwart greifen und die ehemalige Wirksamkeit der Patriotisch-ökonomischen Gesellschaft und des Vereins zur Aufmunterung des Gewerbfleisses, dieser beiden um die volkswirtschaftlichen Fortschritte unseres Landes höchst verdienstreichen Vereine, zur Vergleichung heranziehen. Der letzt genannte Verein hat durch zwei Jahrzehnte vor der Schaffung der Handels- u. Gewerbekammern, die erstgenannte Gesellschaft durch ein Jahrhundert vor der Begründung des Landeskulturrats wohl auch die wirtschaftspolitischen Aufgaben einer Interessenvertretung versehen, indes lag, je weiter wir in der Geschichte der Wirksamkeit jeder dieser Korporationen zurückgehen, desto mehr das Schwergewicht ihrer Betätigung in den auf die technische Hebung der einschlägigen Erwerbszweige gerichteten Bestrebungen. Aber auch für die Pflege des technischen Fortschritts an sich gibt es heutzutage in unserem Lande mannigfache Stätten — Schulen, Museen, Bibliotheken — Reisestipendien u. s. w. Wenn trotzdem eine neue Pflegstätte gegründet wird, so liegt der Beweggrund in einem durch die Geschichte geschaffenen spezifischen Bedürfnis nationaler und sozialer Natur. Nicht die Pflege des technischen Fortschritts an sich, sondern im Verein mit den im Verfügungsbereiche einer Fachmännerkorporation stehenden Erziehungsmitteln für höhere Unternehmeraufgaben und mit dem Zwecke eines planmässigen Hinarbeitens zur allmähligen Korrektur der Einseitigkeit der sozialen Entwickelung unseres Volkes — das

ist die eigentümliche Seite der Aufgabe des neuen Instituts, durch welche sich dasselbe von den historischen Vorgängern auf heimatlichem Boden unterscheidet. Die Frage, warum ein solches Institut national sein solle, warum es nicht in Absicht auf alle Landeskinder ohne Unterschied der Nationalität errichtet worden — wie das bei den erwähnten älteren Korporationen der Fall war — könnte füglich nur ein unserer Verhältnisse völlig Unkundiger stellen. Wenn die Deutschen im Lande das geringste Bedürfnis nach Errichtung von etwas Derartigem empfänden, sie hätten es schon längst in irgend welcher Form gegründet. Aber sie haben die entsprechenden Milieus zuhause, senden ihre Söhne nebstdem auch in ausländische Betriebe. Sie haben eben ein solches Institut gar nicht nötig, ja sie beklagen sich gegenwärtig über eine ganz andere Einseitigkeit ihrer sozialen Entwickelung im Lande, nämlich über eine hinter dem Bedürfnis d. i. hinter dem Verhältnisse der Bevölkerungsziffer zurückbleibende Zahl der Bewerber um öffentliche Ämter!

Kehren wir zu den Aufgaben des Volkswirtschaftlichen Instituts zurück. Der Organismus der Mitgliedschaft ist dem bei gelehrten Akademien üblichen nachgebildet. Natürlich mit dem Unterschiede, dass hier Männer der Praxis das ausschlaggebende Element bilden. Es werden ordentliche, korrespondierende und Ehrenmitglieder unterschieden, von welchen die erstgenannten vor allem zur Verwaltung des Instituts berufen sind, wenn auch die korrespondierenden in den nach Hauptberufsgruppen abzugrenzenden Sektionen Sitz und Stimme haben sollen. Über die erforderlichen Qualitäten der ordentlichen und korrespondierenden heisst es in den Statuten:

»Ordentliche und korrespondierende Mitglieder können Männer böhmischer Nationalität werden, welche ihren ordentlichen Wohnsitz innerhalb der im Reichsrate vertretenen Königreiche und Länder haben und in den praktischen Berufszweigen der Produktion und des Handels als selbständige Unternehmer, als Mitglieder leitender Körperschaften von Grossbetrieben oder als leitende Beamte solcher Betriebe aussergewöhnlich hervorragen oder überhaupt bewährt sind durch ihre Kenntnis der Produktions-, der Handels- und der volkswirtschaftlichen Verhältnisse und Bedürfnisse.«

Da behufs Ermöglichung des Aufenthalts an hervorragenden Produktions- und Handelsstätten durch Beschäftigung in besonders fortgeschrittenen Betrieben vorwiegend das fortgeschrittene Ausland in Aussicht genommen wird, so ist es offenbar, dass hiezu nicht Kenntnis

der Verhältnisse und gute Absicht genügen, sondern einflussreiche Hilfs- und Vermittlungsorgane nötig sind. Allerdings ist der Anstalt der unmittelbare Verkehr mit den diplomatischen und kommerziellen Vertretungen Österreich-Ungarns im Auslande gestattet, was gerade zu dem genannten Behufe ausgenützt werden dürfte — allein es ist noch ein besonderes Organ für diese Aufgabe vorgesehen, das sind die Ehrenmitglieder, rücksichtlich deren es im Statute heisst:

»Zu Ehrenmitgliedern können ohne Rücksicht auf Nationalität und Staatsangehörigkeit besonders hervorragende Persönlichkeiten — möglichst aus Produktions- und Handelsberufen — gewählt werden, welche einen gewichtigen Ruf und Einfluss geniessen und bereit sind die Bestrebungen des Volkswirtschaftlichen Instituts in Ansehung der unter Z. 3, Art. II bemerkten Aufgaben zu fördern«.

Man wird es begreiflich finden, dass, eben um die Ehrenmitgliedschaft mit einem gewissen Ansehen zu umgeben, das Volkswirtschaftliche Institut den Nimbus einer öffentlichen Anstalt nach Art der Gelehrtenakademien erhalten musste. Und hierin liegt vornehmlich die Ursache der Angliederung des Instituts an die Böhmische Akademie, weil damit zugleich alles in dieser Beziehung Erreichbare gegeben erscheint, der Glanz des kaiserlichen Namens im Titel der Anstalt, das Protektorat eines Mitgliedes des Kaiserhauses, wozu noch das Erfordernis der Allerhöchsten Bestätigung jeder Ehrenmitgliedswahl hinzutritt. Gelänge es, ein entsprechendes Netz wirklich hervorragender und einflussreicher Ehrenmitglieder zu gewinnen, so wäre das für den hier in Betracht kommenden Zweck des Instituts sehr erfolgverheissend. Allerdings ist dies aber im besten Falle eine Aufgabe vieler Jahre, so dass die Vermittlung der österreichisch-ungarischen Konsulate wahrscheinlich für lange Zeit vorwiegend in Anspruch genommen werden dürfte. An materiellen Mitteln steht dem Institute gegenwärtig ein Kapital von rund 330.000 K zur Verfügung (aus einer älteren anonymen Dotation und aus dem grossen Geschenke des Akademiepräsidenten Hlávka), dessen Ertrag ja zu weitaus überwiegendem Teile für diesen Zweck des Institutes verfügbar sein wird. Es handelt sich übrigens gar nicht darum, die Sendlinge des Instituts im Auslande gänzlich zu unterhalten, sie müssen Beschäftigung in Produktions- und Handelsbetrieben suchen und finden und werden wohl zumeist bald in die Lage kommen, sich selbst ganz oder wenigstens zum Teile auszuhalten. Bewerbungs-

ausschreibungen zum Behufe materieller Unterstützung von derartigen Studienexpeditionen sollen jährlich zweimal erfolgen; wer nicht materielle, sondern bloss moralische Unterstützung (durch Anempfehlungen, Plazierungsvermittlung u. dgl.) anstrebt, kann zu jeder Zeit die Hilfe des Instituts anrufen.

Der innere Organismus des Instituts ist ziemlich einfach. Das in wichtigen Fragen entscheidende Organ ist die Plenarversammlung, in welcher die ordentlichen und die eventuell anwesenden Ehrenmitglieder Sitz und Stimme besitzen. Ferner wird sich die Mitgliedschaft in Sektionen, deren Umgrenzung der Plenarversammlung zusteht, teilen, welchen die Vorbereitung von die in der Sektion vertretenen Erwerbszweige tangierenden Anträgen an die Plenarsitzungen obliegen wird. Hier haben, wie erwähnt, auch die korrespondierenden Mitglieder Sitz und Stimme. Die massgebende Antragstellung bei Bewerbungsausschreibungen steht einer besonders zu wählenden Jury zu. In gewissen ökonomischen Fragen entscheidet der aus dem Präsidium des Instituts und den Sektionspräsidien zusammengesetzte Vorstand. Für Probleme, deren Lösung die Mitwirkung von Männern der Praxis und Wissenschaft erfordert, sind von Fall zu Fall gemeinsame Kommissionen aus Mitgliedern der Böhmischen Akademie und des Volkswirtschaftlichen Instituts zu bestellen. Darüber hinaus wird die Verbindung der Böhmischen Akademie und des Volkswirtschaftlichen Instituts lediglich durch die Person des gemeinsamen Protektors und Protektorstellvertreters aufrecht erhalten, also durch ein personelles Element ohne Vorhandensein irgendwelcher pragmatisch festgesetzten gemeinsamen Angelegenheiten. Seine Angelegenheiten besorgt das Volkswirtschaftliche Institut, sobald es einmal unter Mitwirkung der Akademie konstituiert worden, vollkommen selbständig. Nur bei dem Inslebenführen der Anstalt hatte die Akademie mitzutun. Sie beschloss die Errichtung auf Grund der an ihre Adresse gemachten Widmung und sie beschloss das Statut des Instituts als Zusatz zu den eigenen Statuten. Für die dem Kaiser vorbehaltene Ernennung des ersten Dritteils der ordentlichen Mitglieder stand das Vorschlagsrecht ebenfalls ihr zu. Das zweite Dritteil war schon von den Allerhöchst ernannten unter dem Vorsitze des Akademiepräsidenten zu wählen, von beiden diesen Gruppen gemeinsam dann die übrige ihrer Vereinbarung überlassene Zahl im Rahmen der statutenmässig auf 50 festgestellten Gesamtziffer. Tatsächlich wurden auf die erwähnten Arten

nur 40 Plätze besetzt und sodann unter dem Vorsitze des Protektorstellvertreters das Institutspräsidium d. i. der Präsident, sein Stellvertreter und der Generalgeschäftsleiter gewählt. Nach der kaiserlichen Genehmigung dieser Wahl wird die formelle Konstituierung des Instituts vorgenommen werden und seine von da ab ganz selbständige Tätigkeit beginnen. Es wäre ganz müssig, derselben Prognostiken stellen zu wollen. Auf der einen Seite fehlen optimistische Schwärmereien, die wer weiss was für Wunder erwarten, ebensowenig wie auf der anderen Misstrauensäusserungen, die sich an die personale Zusammensetzung des Instituts knüpfen oder die auch schon bei uns wie anderwärts traditionelle Aversion gegen »Akademien«, dem unserer Akademie affiliierten Institute quasi den Misserfolg eskomptierend, im voraus entgegenbringen. Es wird gut sein, sich etwas zu gedulden. Die Wahlen wurden in einem hohen Grade sorgsam und gewissenhaft vorbereitet und auch vorgenommen. Den Nachweis der Leistungsfähigkeit des neuen Instituts im Sinne unserer Hoffnungen, im Sinne der ernsten Bedürfnisse und Erwartungen unseres Volkes zu erbringen, das wird jetzt die Aufgabe der Männer sein, welche mit der Ehre des Mitgliedstitels auch ernste Pflichten übernommen haben.

Prag, im Jänner 1907.

Zur Urgeschichte der Slaven in Böhmen und Deutschland.

Von Gudmund Schütte.

In unseren Tagen hat eine tendenziöse Darstellung der Urgeschichte der Völker und ihrer ältesten Niederlassungen oft eine Rolle gespielt, wenn es galt das »historische Recht« auf dieses oder jene Land geltend zu machen. Je weniger man an wissenschaftlich festgestellten Tatsachen besass, desto mehr Spielraum war für wissenschaftliche Hypothesen gegeben, und was der wissenschaftliche Scharfsinn in seiner Unerforschlichkeit herausbrachte, das wurde sofort mit Haut und Haar von den national interessierten Laien als »wissenschaftliche Tatsache« geschluckt.

Ein Beispiel für die Forschung dieses Schlages ist die Frage nach dem Dänentum oder Deutschtum der alten Angeln, welches in dem dänisch-deutschen Streit um Schleswig eine übermässig grosse Rolle gespielt hat, weil in diesem Lande eine Gegend namens Angeln sich befindet. Ein ähnlicher Streitpunkt ist die Frage über die ursprüngliche Nationalität von Ostdeutschland, welche unter Deutschen und Slaven viel Staub aufgewirbelt hat.

Eine und dieselbe Färbung zeigen alle populärwissenschaftlichen Tendenzbilder aus der Urzeit: sie sind durchwegs Glanzbilder, die uns die Ahnen als unüberwindliche Helden zeigen, die alle ihre Nachbarn in jeder Richtung weit übertrafen. Wenn die eigenen Ahnen mit Feuer und Schwert den Nachbarn Land wegnehmen, so ist das eine edle Heldentat, ein himmlisches Strafgericht über die Feigheit oder Gottlosigkeit der Nachbarn; sind es dagegen die Nachbarn, die sich dasselbe gegen unsere Ahnen erlauben, so ist es Vermessenheit und abscheuliche Barbarei und kann nur durch Verrat oder Tücke gelungen sein. Wenn wir Dänen von den dänischen Vikingern sprechen, welche England eroberten, so stellen wir sie immer als glänzende Helden dar; kommen wir

aber auf die Slaven zu sprechen die kurz darauf den Einfall hatten, Dänemark in ähnlicher Weise heimzusuchen, da hören wir immer von »abscheulichen und niederträchtigen Piraten«.

Die hier geschilderte lyrischtendenziöse Geschichtsauffassung wird sich gewiss nie ausrotten lassen, aber darum darf man es doch nie aufgeben, ihr durch realistische Kritik entgegenzuarbeiten. Und ganz besonders geboten muss eine solche Kritik in einem Staate wie Österreich-Ungarn sein, wo Einwohner vieler verschiedenen Nationalitäten durch die Fügungen der Geschichte darauf angewiesen sind, Tür an Tür mit einander zu leben. Es müsste gerade hier der Volkserziehung daran gelegen sein, die schiefen Vorstellungen anzugreifen, aus denen der Nationalhass seine Nahrung zieht, und die versöhnenden Gesichtspunkte hervorzuheben.

Als ein Beitrag zur Lösung dieser Aufgabe kann vielleicht die folgende Skizze gelten.*)

Vor allem andern müsste man suchen dem Rückfall in die nationalen Prioritätsstreitigkeiten vorzubeugen. Es ist ja in Wahrheit geradezu wahnwitzig, die politischen Grenzen mit Rücksicht auf das Bild einzurichten, das die Nationalitätenkarte vor hunderten oder gar tausenden von Jahren hatte. Mögen Gespenster mit Gespenstern kämpfen, aber sie mögen nicht als Faktoren im leibhaftigen Leben der Neuzeit auftreten! — Dass die germanischen Markomannen und ihre Verwandten, die Goten, einmal in Böhmen beziehungsweise Polen gewohnt haben, — was ich mit den Deutschen für zweifellos halte, nach dem Zeugnis der römisch-griechischen Geographen und der gotischen, altenglischen, altnordischen und altdeutschen Volkssagen — das kann den Deutschen kein Recht verleihen, auch in der Neuzeit Böhmen und Polen für urdeutsche Länder zu erklären. Dass das gesamte Deutschland östlich der Elbe seit dem 6.—7. Jahrhundert slavisch war, kann den Slaven kein Recht verleihen, die heutigen Ostdeutschen zu vertreiben. Sonst könnten ja auch wir Skandinaven Ansprüche auf Ostdeutschland erheben, denn die Goten stammten nach ihren eigenen alten Sagen aus Skandinavien, und dort lebt noch bis zum heutigen Tag ein Gotenstamm auf der Insel Gotland. Und die Franzosen könnten kommen und Ansprüche auf Böhmen erheben, denn es hat ja seinen

*) Ähnliche Gesichtspunkte habe ich in einem Artikel in der »Allgemeinen Universitätszeitung« hervorgehoben, der, soweit ich mich erinnere, betitelt war »Der Nationalismus im Lichte der Vergangenheit und der Gegenwart«.

Namen nach den Boiern, welche vor Markomannen und Slaven dort lebten und von gallischem Blute waren wie die Franzosen. Diese Beispiele zeigen zur Genüge, wie der nationale Prioritätsstreit zu geradezu lächerlichen Konsequenzen führt.

Ganz unbegründet sind auch die üblichen Würdigungen der moralischen Eigenschaften der kämpfenden Nationen; das biblische Wort trifft auf sie in hohem Grade zu: »Was siehet du aber den Splitter in deines Bruders Auge, und wirst nicht gewahr des Balkens in deinem Auge?« Wenn ein Volk das andere im Kampf überwindet, so kann man sich in den allermeisten Fällen die Mühe sparen, moralische Predigten über die Heldenkraft der siegreichen Nation und die Feigheit oder Schlechtigkeit der unterliegenden zu verfassen. Der sogenannte Nationalgegensatz ist zum grössten Teil durchaus kein Charaktergegensatz, sondern bloss ein Altersunterschied. Gesetzt ein zehnjähriger Knabe raufe mit einem vierjährigen, so kann man getrost jede Wette eingehen, dass es der Vierjährige sein wird, der die Prügel kriegt. Gesetzt aber, dieselben zwei raufen nach Verlauf von zwanzig Jahren wieder, so wird man im vorhinein nicht die mindeste Sicherheit für den Ausfall besitzen Auf ähnliche Art geht es auch unter Völkern zu, mit dem Unterschied bloss, dass es ein gewisses Übergangsalter gibt, — nämlich den Übergang von wilder Barbarei zur Halbkultur, in der die Nationen sich auf einem kritischen Punkt befinden, und eine schwächere Widerstandskraft nicht bloss gegen die vollerwachsenen Nachbarn mit der höhern Kultur besitzen, sondern auch gegen die jüngeren mit der niedrigeren. Halten wir uns nun diese Beobachtung vor Auge, so werden wir bei Lesung der Geschichte finden, dass eine Menge von glänzenden Siegen, mit denen die Nationen prahlen, über Nachbarn errungen wurde, die dank ihrer Entwicklung naturnotwendig in dem gegebenen Zeitpunkt die Schwächeren waren.

Betrachten wir nun von dem hier dargelegten Gesichtspunkt das übliche deutsche Nationalgemälde. Da sehen wir, wie die entarteten Gallier ihre Nationalität von der römischen aufsaugen lassen, während dagegen die edlen Germanen siegreich dem Angriff widerstehen und schliesslich selber das römische Kaiserreich zerstören. Wir sehen, wie die Germanen nur vorübergehend vor den Hunnen zurückweichen und dann diese wilden Horden zurückwerfen. Wir sehen, wie die Germanen bei ihrer Auswanderung nach Süden freiwillig ihr östliches Bereich entvölkern, so dass die Slaven einwandern und die schwachen zurückgebliebenen germa-

nischen Reste überwältigen können*), wie aber schliesslich die Germanen dank ihrer unüberwindlichen Heldenkraft und Kulturmission die meisten von diesen slavischen Parasiten von dem geraubten Boden verdrängen oder sie verschlingen.

Das hier gezeichnete Bild germanischer Heldenkraft lassen die Deutschen zum grossen Teil auch für ihre Stammverwandten, die Engländer und Skandinaven, gelten. Als Skandinave sollte ich mich natürlich geschmeichelt fühlen, aber leider muss ich für meinen Teil auf die Ehre verzichten, denn das Bild verträgt schwerlich eine genauere Betrachtung.

Dass die Gallier eine weniger heldenmütige und zähe Nation gewesen wären als die Deutschen, dürfte eine sehr gewagte Behauptung sein. Diese erscheint widerlegt schon durch die blosse Tatsache, dass die Nachkommen der Gallier, die Franzosen, grössere Einheit und national-sprachliche Widerstandskraft zeigen als sowohl Deutsche wie Skandinaven.

Und zu der Zeit, als die Goten und Deutschen das Römerreich zerstören, schneiden sie selber sehr schlecht gegen die Hunnen ab. Diese Unterlegenheitsperiode wird gewöhnlich als etwas ganz Vorübergehendes abgefertigt, aber tatsächlich dauerte sie lang genug, denn Attilas Hunnen erhielten ebenso gefürchtete Nachfolger in Avaren, Magyaren und andern Ostvölkern finnischen Stammes, die von den Deutschen sämtlich als Hunnen angesehen wurden. Die Hunnenmacht hat denn auch starke Spuren in den Heldensagen zurückgelassen, und es ist bloss der Einseitigkeit der modernen Forschung zu verdanken, dass man die Augen dafür nicht recht geöffnet hat. Wenn man davon spricht, wie Deutsche und Goten sich durch 600 bis 700 Jahre immer und immer wieder gegen das Römerreich heranwälzten, da darf man nicht vergessen, dass sie selber eine ebenso lange Zeit hindurch einem gleichen Druck seitens der hunnischen Völkergruppe ausgesetzt waren.

Diese Beobachtung der langewährenden Übermacht der Hunnen wird den Deutschen schwerlich besonders gefallen; doch können sie sich damit trösten, dass es den übrigen Europäern nicht besser gegangen ist: die hunnische Volksgruppe war für jene Zeit eine ähnliche internationale Geissel, wie es später die Türken wurden.

---

*) So z. B. Wietersheim und Dahn, Geschichte der Völkerwanderung[2] I, 148, gegen Šafařík, der in der Slavischen Altertumskunde I, 18, S. 413 und II, 43, S. 507 geltend macht, dass die Auswanderung der Goten eine Folge des Druckes der Slaven war.

Und die Beachtung der historischen Rolle der Hunnen wird für uns wieder von Wichtigkeit zum Verständnis für das Vorrücken der Slaven nach Westen.

Der deutschen Auffassung ist sehr daran gelegen, zwei Positionen zu behaupten. Einerseits dürfen die Deutschen und ihre Verwandten keine grosse Einbusse an ihrer kriegerischen Ehre erlitten haben; daher muss ihre Auswanderung aus den alten Wohnsitzen freiwillig erfolgt sein. Andererseits gilt es, die slavischen Einwanderer als Parasiten darzustellen, und das Recht der deutschen Ureinwohner auf das Land festzuhalten; darum behauptet man, dass die Slaven eine schwache deutsche Bevölkerung vorfanden, die sie durch ihre Überzahl mit Leichtigkeit überwältigen konnten,*) die aber doch ihr Leben weiter fristete und später, als die deutsche Wiedereroberung stattfand, aus ihren Schlupfwinkeln hervorkam und die slavischen Parasiten zurückdrängen half.**)

Das alles mag recht schön klingen, es hat aber den einzigen Fehler, dass es reine Hypothese ist. Es gibt keine einzige Quelle, die ausdrücklich von einer freiwilligen Entvölkerung der deutschen und gotischen Ostlande erzählte, und es gibt jedenfalls einige, die etwas ganz Entgegengesetztes erzählen.

Ich will hier eine Quellenschrift hervorziehen, die ein interessantes und bisher unbeachtetes Licht auf die älteste Geschichte der Slaven wirft. Es ist das eine bayerische Kaiserchronik aus dem XIV. Jahrhundert (herausgegeben in den Monumenta Germaniae S. XXIV, 221). In dieser Schrift, die ein aussergewöhnlicher Sinn für die ethnographischen Verhältnisse charakterisiert, heisst es:

»Unter diesen Königen (den Römerkaisern) wanderten Chams Söhne (hier = Slaven) ein und eigneten sich in Europa allen Grund an von dem Flusse, der Neper (Dněpr) genannt wird und der der vandalische (d. i. wendische) Fluss heisst, welcher an Kywe (Kiew) vorbeifliesst, bis zur Donau und Wizla (Weichsel). Japhets Söhne (hier = die gotisch-deutsche Völkergruppe), welche jenseits von Kywe wohnten, wo es nun das obere Ruria (Russland) heisst, wollten die Tyrannei der Chamssöhne nicht ertragen und zogen zu Schiffe nach den niederen Inseln des Westens und eigneten

*) Vergl. Wietersheim und Dahn.

**) So zum Beispiel Nabert in seiner Darstellung der Geschichte des Deutschtums.

sich sie an, nämlich Irland, Britannien, Island, Friesland und Schweden. Die übrigen Inseln, nämlich Dänemark, Norwegen, Gotland und andere wurden von Japhets Söhnen eingenommen, indem sie den Slaven von Ruria bis zum Rhein Platz machten.

Darauf zog Justinian gegen die Slaven und vernichtete viele von ihnen. Da flohen sie vor seinem Antlitz und einige von ihnen kamen zu den Ebenen Germaniens, welche sie, da die Germanen von den Hunnen getötet und verjagt waren, von Einwohnern entblösst fanden bis zur Saale von der Weichsel, welche als Landesgrenze der vandalische Fluss genannt wurde. Und sie eigneten sich sie an und nannten sich in ihrer Sprache darnach Poloni, d. i. Ebenenvolk, nach den Ebenen. Zu dieser Zeit floh auch ein Slave, Bohemus, ebenso wie die Polonen mit seinem ganzen Geschlecht aus Ungarn, wanderte in ein Tal in Germanien, das unter den Mordzügen der Hunnen verheert war, eignete es sich an und liess seinen Namen seinen Abkömmlingen und dem Tale zurück.

Aber Japhets Söhne gelangten wieder zu Kräften, eigneten sich das kleinere und das grössere Skythien an und seither unterlassen sie es nicht, ihre Grenzen bis zu ihrem alten Umfange zu erweitern und die Slaven zu unterdrücken.«

Wir haben hier eine zusammenhängende Darstellung der Völkerverschiebungen in Ostdeutschland und seinen Nachbarländern — die einzige, die auf uns gekommen ist — und das Merkwürdige daran ist, dass sie uns von einer gewaltsamen Vertreibung der Germanen erzählt, jedoch die Ursache davon nicht bei den Slaven, sondern bei den Hunnen sucht. Diese Nachricht hat die Forschung bisher ganz übersehen, aber in der Tat wird sie durch alte Zeugnisse gestützt.

In dem altenglischen Gedichte Widsith, aus dem VI. oder VII. Jahrhundert, einer Art Reisebeschreibung, heisst es u. a:

Ich besuchte
. . . die stolze Schar der Withmyrginge
Den Wulfhere besuchte ich und Wyrmhere; . . .
Als das Heer der Hräden (Goten) mit scharfen Schwertern
Um Wistlawudu (Weichselwald) schützen sollte
Das alte Herrengut vor den Leuten Attilas.

Wir hören hier nichts von dem Ausfall des Kampfes, aber davon handelt ein altnordisches Gedicht, das Lied von Angantýr. Es heisst hier, dass die Hunnen von Hunland nach Norden vor-

rücken durch den Myrkvidwald. Als sie auf die flachen Ebenen nördlich davon herabkommen, tritt ihnen der Grenzwächter Ormar (= Wyrmhere) entgegen; er erleidet eine entscheidende Niederlage und muss zu seinem König fliehen, welchen er mit den Worten begrüsst:

»Von Süden komme ich Botschaft zu künden,
Verbrannt ist die mächtige Myrkvidebene;
Nun schwimmt das ganze Gotenland im Blut der Männer.

Das Gedicht fügt nun eine Darstellung an, wie der Gotenkönig seine Niederlage rächt und die Hunnen hinausjagt. Aber diese Wiedervergeltung ist nichts anderes als der berühmte Sieg. den Aëtius und die Goten über den Hunnenkönig Attila in Gallien erfochten: in Ermangelung eines bessern hat man diesen westgotischen Sieg entlehnt, um damit die Niederlage der Goten in Ostdeutschlaud aufzuwägen. Das einzige Sichere, das wir aus dem nordischen Gedicht lernen, ist, dass die Goten eine entscheidende Niederlage erlitten haben, welche die Einleitung zur vollständigen Verheerung und Entvölkerung von Ostdeutschland wurde — ein Trauerspiel, das noch durch ein Jahrhundert fortgesetzt wurde.

Schon um das Jahr 512 teilen Reisende dem byzantinischen Historiker Prokopios mit, dass die Gegenden zwischen den Slaven (in Ungarn) und Dänen öde liegen. Und etwa um die Mitte des VI. Jahrhunderts wurde Deutschland von einem neuen Hunnensturm heimgesucht. Die Avaren setzten sich in Thüringen fest und bedrohten die Ostgrenze des fränkischen Reiches. Der tapfere fränkische König Sigebrecht zog gegen sie zu Felde, wurde aber im Jahre 565 vom Avarenchan gefangen genommen. Darauf wurde Friede geschlossen, aber nach Sigebrechts Ermordung 572 gingen die Avaren wieder den Kriegspfad und im Jahre 595 musste seine Witwe Brunhild sie aus Thüringen wegkaufen.

Wir sehen also, dass der avarische Hunnensturm in Norddeutschland gerade unter Justinians Regierung raste, d. h. zu der Zeit, in welche die bayrische Chronik die Einwanderung der Slaven verlegt. Das Bild, welches die Chronik zeichnet, findet dadurch seine volle Bestätigung, und wir verstehen nun den ganzen Vorgang: Die slavische Völkerwanderung war bis dahin gegen die Balkanhalbinsel gerichtet gewesen, als aber Justinian durch seinen grossartigen Wehrbau längs der Donaulinie diesen Weg absperrte,

wälzte sich der Strom nach Norden über Ungarn und von da nach Böhmen und Deutschland.

Wir erhalten dadurch ein willkommenes Licht über einen bisher dunklen Abschnitt von Europas Geschichte, das zu verstehen wichtig ist. Aber das wichtigste im gegenwärtigen Zusammenhang ist doch, dass das so gezeichnete Bild von der Art ist, dass sich Deutsche und Slaven ganz friedlich darüber einigen könnten. Die Deutschen und wir Skandinaven (als nächste Verwandte der Goten) müssen allerdings auf die Vorstellung von der Unüberwindlichkeit unserer Volksgruppe im Altertume verzichten. Aber die Ursache der Vertreibung unserer Volksgruppe aus Böhmen und Ostdeutschland sind nicht die Slaven; es sind es die wilden Hunnen, welche der gemeinsame Feind für Deutsche, Slaven und für die übrigen Europäer der alten Zeit waren. Selbst wenn die Slaven vielleicht im Norddeutschland auf eigene Hand deutsche Ureinwohner verdrängt hätten, so ist doch gewiss, dass sie in den Ländern, um welche sich der Streit jetzt besonders dreht, nämlich in Böhmen und Polen, herrenloses Gut vorgefunden haben und nicht mit dem geringsten Rechte als Usurpatoren angesehen werden können. Wenn diese Lehre in das Bewusstsein der Völker eingehen wollte, so wäre damit ein wenn auch ganz kleiner Schritt vorwärts zu einem friedlichen Verständnis zwischen den österreichischen Nationalitäten getan.

Alt-Prag.

Von J. Emler.

Wer einmal die Kleinseite gesehen hat, wie sie unter einer Schneedecke lag, wenn sich der Tag hinter den Laurenziberg neigte, der begreift sogleich, was »Alt-Prag« ist. Und wenn er erfährt, dass man einen Kampf um »Alt-Prag« führt, so wird er keiner Erklärung mehr bedürfen, es sei denn dafür, wer diejenigen sind, die solche Schönheit nicht begreifen. Und doch ist, oder wenigstens war dies noch vor kurzem die Mehrheit. Vielleicht deswegen, weil die »Spiessbürger« überall gleich sind, überall einem unverdauten, schlecht aufgefassten Neuen nachjagen, obwohl sie leicht begreifen könnten, wie ledern sie darin aussehen. Ledern und konfus... Das Wesen der Sache ist überall das gleiche — Alt-Wien, Alt-Nürnberg, Alt-Prag. Die Herren haben Häuser, alte, stattliche Häuser, leider nur zweistöckig — also etwas wie Bauparzellen — auch Gärten haben sie und grosse Höfe — welch ein Verlust an Zinsen! . . . Und dann: die Gassen sind eng, die Luft kann nicht gehörig hinein und die »besseren Parteien« wollen nicht dort wohnen, und wären dort noch so grosse Zimmer mit Alkoven und Erkern und traulichen Winkeln.

Also geschwind eine Kommunikation und Bahngeleise her, damit ein starker Verkehr und Absatz sich entwickle. (Der Verkehr stellt sich vielleicht ein, aber nur als Durchgangsverkehr, der die früheren Abnehmer und den Absatz nach den Endstationen und den Verkehrsknoten mitreisst.) Was nützen die Gärten, Höfe und Laubengänge... Die neuen fünfstöckigen Häuser der achtzehnmetrigen Gassen sind doch etwas ganz anderes — auch wenn die altansässigen Gewerbsleute irgendwo in die Vorstädte hin verschwinden. Aber die Häuser tragen — oder sie werden wenigstens tragen, bis sie sich »be-

völkern« bei ihren hohen Mieten. — Dieses Fieber ist überall das gleiche — und auch Prag hat es durchgemacht. Zum Glück erzielten erfahrene Ärzte inmitten der Krankheit einen milderen Verlauf. Und so ist das Schlagwort »Alt-Prag« in seiner heutigen Kraft schon einige Jahrzehnte alt — beinahe ebenso alt, wie im Westen, ja teilweise älter und oft besser . . . In Prag haben sich seine Konsequenzen, bis auf wenige Ausnahmen, nicht in unorganische Stilabsurditäten gotischer Wohnhäuser im XX. Jh. entwickelt — nur aus Furcht gebrauche ich nicht das Wort »ausgeartet« — wie an so vielen Stellen in Nürnberg und vielleicht wird man diesem Unheil bis auf weiteres schon steuern können.

Das, was kam, ist freilich lange kein Ideal und an dem Zauber der Altprager Winkel darf man es nicht messen, wenn es nicht schmählich durchfallen soll. Und schon deswegen ist es ein Glück, dass das schönste Prag noch steht, das überwiegend barocke am linken Ufer. Auf dem rechten stirbt das Ghetto und die Altstadt verliert — bis auf einige Gassen und Komplexe — von Tag zu Tag mehr ihren Namen. Nur das wertvollste von ihr wird überleben — zwei Fronten des Grossen Ringes, die älteste Rathausfaçade, der Tein mit dem Ungeld, die uralte, mittelalterlich ausmündende Melantrichgasse, die winkelige, lebhafte, stilvolle Karlsgasse — wenn auch sie schon unter dem Schlagwort »Kommunikation« einen Schlag erhalten hat — und der kleine Ring vielleicht nicht einmal mehr, der Rathausumbau bedroht dessen Renaissance-Häuser mit den tüchtigen Sgraffiti-Resten.

Für die Reste der Altstadt hat man — durch eine Konkurrenz — Regulationspläne herstellen lassen, zu spät, als dass man alles, was von Wert war, hätte retten können. Umfassende historische und ästhetische Studien lagen ihnen zu Grunde, mit wärmster Würdigung des alten Malerischen und der Entwicklung des Stadtbildes. Aber man liess dem preisgekrönten Künstler-Architekten nicht das vollkommen freie entscheidende Wort und die Konzessionen, denen er nach dem Votum irgend einer städtischen Bauinstanz sein Placet geben musste, bedeuteten ein Niedermetzeln und eine Stimmungsentwertung von Vielem, was der Projektant nicht hatte opfern wollen. Bei einem Teile der Altstadt wäre übrigens alles Sträuben umsonst gewesen.

Sanitäre Interessen, von den entscheidenden Kreisen wenigstens als unstreitig anerkannt, rieten allen Verteidigern Alt-Prags zu verstummen, wenn auch der konsequente zähe Kampf derselben

nicht nur um einzelne Kunstdenkmale geführt wird, sondern immer mehr um das Pittoreske der Erscheinung, um das durch die Zeiten zusammengekittete Ganze. Die Assanation war ein zu mächtiger Gegner.

So musste auch das Ghetto fallen, obwohl es zu den besten von allen gehörte und der Schatz seiner Stimmungen unverhältnismässig gross war gegenüber dem Wert des Künstlerischen im Gassengewirre dieser uralten Prager Stadt. Die Assanierung ist noch nicht fertig; dürftige Reste dieser vermoderten dichten Atmosphäre des nach aussen so armen Ghettos halten sich immer noch mit ihren letzten Bewohnern, den kleinen Gewerbsleuten mit Kreuzererwerb. Die Nachkommen Jener, die diesem Labyrinth einst Charakter und Namen gegeben, leben dort längst nicht mehr.

Nur ein einziger lieber Winkel ist hier geblieben, der halbtausendjährige Friedhof, immer noch wie verzaubert, und nur ein einziges Blatt aus der künstlerischen Geschichte hat sich hier erhalten — die Altneu-Schule. Schade, dass man sie beinahe ihrer Wirkung beraubt hat.

Der mächtige Eindruck, durch den sie noch vor kurzem wirkte — gänzlich hat sie ihn nicht verloren — verdankte auch der Situation seine Kraft.

Die Enge der Gassen und die Proportion der Häuser im typischesten Judenviertel erzielten hier ausser einer gedämpften, düsteren Stimmung auch einen sonderbaren rätselhaften Lichteinfall, in welchem nicht nur die Gesimse an dem barocken alten jüdischen Rathause, sondern auch alle Details wunderbar in einem eigentümlichen, mystischen Zwielicht sich abschatteten.

Auch der Schattenriss und die Konturen stachen bestimmter ab. Schade, dass es niemanden mehr so sehr hieherlockt. Wer von Zeit zu Zeit sich hieher verirrte, um sich entweder in die Stille des »Holunderfriedhofes« der längst vermoderten Juden zu flüchten, oder, um sich am Abend an dem Raum zu erfreuen, den man hätte den jüdischen Kultusringplatz nennen können, in der glänzenden Stimmung der beiden Synagogen, der Altneu- und der Hochschule, mit dem Abglanz der Lichter der ungezählten Kronleuchter in den hohen Fenstern; wer die vor vier Jahren zerstörte Häusergruppe in der Roten Gasse im Gedächtnis hat, welche ebenso wie das Rathaus durch die Bauform, das durchbrochene Steingeländer der nach aussen offenen

Treppe und das nach spanischer Art ausgebauchte Gitter des Nachbarhauses überraschte, wird nicht begreifen, dass es so viel Anstrengung kostete, der aus dem XIII. Jahrhundert stammenden Synagoge, die aus dem Ghetto einzig und allein erhalten werden sollte, wenigstens den unentbehrlichen Hintergrund der »Hochschule« und des jüdischen Rathauses zu retten. Diese drei Gebäude hat die Zeit zu einem bewunderungswürdigen Ganzen zusammengestimmt, gekrönt von dem Barock des über die Hohlziegel des Rathauses emporragenden Turmes von nicht ganz begriffener Originalität mit dem im Detail meisterhaften und wie Spitzen feinen Gitterwerk des Geländers: Es gab von diesem Ambit über der hebräischen Uhr einen wundervollen Blick auf das rote Meer der Dächer über den Häuschen, die sich unten anschmiegten.

Dieser Prospekt ist vollständig verschwunden. Schon türmen sich rundumher die Zinshäuser der stolzesten Prager Assanationsstrassen zu jener Höhe, die das Gesetz zulässt. Nur die an die »Hochschule« grenzende Ecke wurde einem Künstler zur Lösung des Höhenproblems anvertraut. Und so ducken sich nach alledem Bemühen die Reste der alten Zeit mit ihrer Plage fast wie ein Pasquill.

Es bleibt nur übrig zu bedauern, dass die Verhältnisse es geboten haben, dass es so werde, und dass die alte Bauordnung noch in Geltung ist. Und die Bauordnung, auf den Parzellen der Privaten, — ach, mit der ist jeder Kampf vergebens . . Besonders da es in Prag keine strengen baupolizeilichen Vorschriften gibt, etwa von der Art wie in Hessen oder speziell in Hildesheim, in Augsburg, Rothenburg an der Tauber. Dass es überhaupt in Österreich keine h i n r e i c h e n d e offizielle Kontrolle über Neubauten vom künstlerischen oder ästhetischen Standpunkt gibt — abgesehen von dem Votum der Bauinstanz, die, auch wenn sie will, keine Stütze im Gesetz hat — so bleibt als entscheidender Faktor nur der persönliche Geschmack übrig und der steht viel zu oft unter dem souveränen Bann des Spekulationsfiebers und der Folgen des Bodenwuchers, der in Prag zwar nicht schlimmer ist als anderswo in unsern Breiten, dessen sich aber Prag nicht erwehren kann. Prag ist um nichts böswilliger als andere europäische Städte, aber es sündigt v e r h ä l t n i s m ä s s i g m e h r als andere, wenn es der Schablone und dem niederdrückenden

Aussehen Einlass gewährt, weil das, was dem Neuen Platz macht, so aussergewöhnlich schön ist und den ästhetischen Ruhm Prags gedichtet hat.

Um das Bild von Prag handelt es sich vor allem. Wie schon gesagt: der Kampf um Alt-Prag wogt eigentlich gar nicht so sehr um einzelne künstlerische Denkmäler. Selbst wenn man, wie vor etwa vier Jahren, ein Werk Dienzenhoffers zerstört, eines von seinen ersten (die Peter- und Paulskirche auf dem Zderaz — Schuld trägt hier der Staat), so ist doch das Nichtniederreissen von Denkmälern schon ein selbstverständliches Ding — wir leben nicht mehr vor hundert oder noch vor fünfzig Jahren. Aber »Alt-Prag« ist die Frage des Stadtcharakters: die Frage der Erhaltung dieser hinreissenden Gruppen und allerdings auch der Erhaltung der Umgebung der einzelnen Denkmäler, damit sie nicht in schlechte, sie ungebührlich bedrückende Gesellschaft geraten. Alt-Prag beruht in der majestätisch erhabenen Komposition des Ganzen.

Und so hat die Spekulationswut gleich rücksichtslos auch dort, wo sie die Erbschaft der zerstörenden hygienischen Tendenzen angetreten hat, bis heute, wo auch der Podskal mit seiner typischen Bevölkerung fällt, nur mehr die Kleinseite, mit kleinen Ausnahmen, ganz verschont.

Die Kleinseite wirkt heute noch, mag man durch ihre Gassen pilgern oder sie von der Höhe des Burgberges betrachten, und weckt jenes Entzücken, mit dem wir noch vor 12 Jahren vom Belvedere auf die Altstadt blickten. Das war ein Epos von altem Bürgerruhm, ein Lied von den Patriziern, welche die ältere politische Geschichte der Stadt geschaffen haben. Und wo ist heute die hinreissende Aussicht auf die Altstadt und das bezaubernde Bild des Ghetto hingekommen? Sie sind verschwunden wie Zaubervisionen vor der vielleicht notwendigen, aber in ihrer Erscheinung monströsen Assanation. Und aus dem Bilde der Altstadt sind fast die Türme verschwunden, jene Türme, denen Prag sein schmükkendstes Epitheton verdankte: Dicht über den Hausdächern nur glänzen heute in den rosigen Flammen des Sonnenuntergangs die goldenen Kirchenkuppeln, die sonst hoch, hoch über die bizarren Linien der Mansarden sich erhoben. Nur die Teinkirche hat wie durch Schicksalsmacht die Oberherrlichkeit ihrer Türme behauptet.

Vor hundertfünfundzwanzig Jahren hat die starke Hand der Josephinischen Säkularisation unzählige Kunstschätze aus dem Antlitz

Prags weggewischt, alte Kirchen, Kapellen und Coenobien wurden verlassen, dann entweiht und eventuell niedergerissen.*) Das war auch im Geist der Zeit, aber eigentlich litt dabei, wenn auch in hohem Grade, nur die Ausstattung von Alt-Prag. Aber die heutigen baulichen Veränderungen sind eine gefährlichere Krankheit und könnten für das Ganze ansteckend werden. Prag wird zum Opfer der Regulierung einer modernen Grosstadt — es ist ein für Prag verhängnisvoller Fehler, dass man es jeden Augenblick von oben betrachtet. Jeder längere Spaziergang zwingt einen dazu. Und schade, dass die Altstadt schon das Stigma einer Zinshäuserstadt trägt.

Mit der Kleinseite — diesem Unikum von Stadtbau — darf es aber nicht so weit kommen. Sie hat eine noch empfindlichere Poesie und gleich vom Quai aus (wohin jeder sich verirrt, mag er auch nur auf einen Tag in die ehrwürdige Königsstadt kommen) wirkt es bezaubernd, wie ihre Gebäudemassen jenseits der Wasserfläche auf dem sanft ansteigenden Terrain zur Gesamtwirkung in die Atmosphäre komponiert sind.

Die Verantwortlichkeit für die Kleinseite ist also weit grösser und der bedächtige Architekt, dem die hier beizeiten zur Sorgfalt erwachte Stadt die Sorge aufgebürdet hat, in die alten Grundrisse ohne schädliche Beschränkung die Wünsche des neuen regen Lebens der Kleinseitner zu bergen, schafft schon lange an seinem künstlichen Plane. Und fast würde er einen Zauberstab benötigen: jede Berührung der Kleinseite weckt Befürchtungen, dass man ihr wehetun wird.

Wenn die Freunde und Verteidiger von Alt-Prag — und ihre sichtbare Organisation der Alt-Prag-Klub (Klub »Za Starou Prahu«), welcher fleissig an den alten Mauern Wache hält und in der Stille der hundertjährigen Gärten leidenschaftlich die Poesie seiner Stadt verteidigt — wenn diese Freunde einträchtig belehrend, tadelnd und angreifend für die Romantik von Prag kämpfen, — denn darin liegt heute der Kern des Ringens, — so ist die Kleinseite die Quelle des Aufschwungs. Darum wird die Zukunft von Kämpfen um den Charakter der Kleinseite erfüllt sein, um ihre Silhouetten, Dächer, Lauben

*) Die damals an öffentlichen Prager Denkmälern verursachten Schäden hat vor zwei Jahren Dr. L. Jeřábek in einer umfänglichen Broschüre »Der Kampf gegen den altertümlichen Charakter Prags vom XVIII. Jh. bis auf unsere Zeit (Boj proti starobylému rázu Prahy . . .) Prag 1904.« mit gründlicher Sachkenntnis beschrieben.

und Gärten, von Kämpfen, in welchen nichts Reaktionäres und keine unmoderne Erstarrung sein wird, sondern nur Pietät gegen die steinerne Tradition, die uns für jeden einzelnen Stein zittern lässt, der aus dieser originellen Umfassung eines bisher ganz eigentümlichen charakteristischen Lebens, aus diesem Interieur von Museumsstücken alter Architektur herausfallen könnte. Darum ist die Frage von Alt-Prag heute eigentlich, wenn auch nicht ausschliesslich, so doch in erster Reihe die Frage der Kleinseite — weil die Kleinseite mit ihrem Charakter steht und ihren Wert behält — das Verderben der Kleinseite bedeutet den Fall von Alt-Prag und damit auch den Verlust des alten ästhetischen Ruhmes von Prag überhaupt.

Otakar Hostinský.

Von Dr. Franz Krejčí.

Man sieht es — wieder ist eine Generation herangereift, wieder ist eine Epoche unserer kulturellen Entwicklung ihrem Abschluss nahe; die sich mehrenden Jubiläen und leider auch Nekrologe von Männern der Wissenschaft und Kunst markieren den Übergang zu einer neuen; die Čechische Revue ist an ihrem Anfange geboren — sollte man darin mehr als einen Zufall erblicken? Das aber ist sicherlich kein Zufall, dass alle die Jubiläen auf das Inslebentreten der čechischen Universität zurückweisen, welches gerade vor fünfundzwanzig Jahren durch sprachliche Teilung der altehrwürdigen Carolo-Ferdinandea erfolgte. Fünfundzwanzig Jahre des Bestandes einer selbständigen Universität, eigentlich unserer einzigen Pflegestätte der Wissenschaft, für eine Epoche im Leben eines kleinen, vorwärtsstrebenden Volkes zu halten, ist nichts Widersinniges, wenn man bedenkt, wie mächtig der Einfluss einer blossen Konzentration von so vielen Männern der Wissenschaft zur gemeinschaftlichen erzieherischen Tätigkeit auf das gesamte Volksleben sein kann und sein muss, wenn ferner der Zeitraum von fünfundzwanzig Jahren eben hinreicht, um die Tragweite jenes Einflusses an konkreten Erfolgen und dauernden Schöpfungen messen zu können. Und da dieser Zeitraum mit der Periode der Schaffenskraft und Schaffenslust derjenigen zusammenfällt, denen es beschieden war, von der Universität aus die kulturelle Entwicklung des Volkes zu beeinflussen, so bieten die Jubiläumsmeditationen zugleich Beiträge zur Charakteristik der besagten Epoche und zur Würdigung der Bedeutung der Universität für die Hebung der kulturellen Entwicklung des gesamten Volkes. Man wird das Universitätsjubiläum gewiss nicht ohne zusammenfassenden Rückblick vorübergehen lassen — vorderhand wollen wir des sechzigsten Geburtstages eines Mannes gedenken, dessen Tätigkeit die Beziehung der theoretischen Pflege der Wissen-

schaft, wie sie dem Berufe eines Universitätslehrers entspricht, zum wirklichen Leben des Volkes so deutlich erkennen lässt.

Es ist Professor dr. Otakar Hostinský (geb. 2. Jänner 1847), und das Gebiet, auf welchem seine fachwissenschaftliche Tätigkeit — er ist Professor der Aesthetik — direkt in den geistigen Entwicklungsgang des Volkes hinübergreift, ist das der Kunst. Was Hostinský in dieser Hinsicht für uns bedeutet, wird jedem, der nur einigermassen unsere Fortschritte in der Kunst, speziell in der Musik, verfolgt hat, durch Nebeneinanderstellung der Namen Hostinský-Smetana klar; und für die übrige Welt glaube ich jetzt, wo Smetanas künstlerischer Weltruf unbestritten ist und wo es für jeden Musikfreund und Musiktheoretiker zur Pflicht geworden ist, sich mit Smetanas künstlerischer Eigenart vertraut zu machen, Hostinskýs wissenschaftlich ästhetische Bedeutung dadurch angedeutet zu haben, dass ich ihn als Theoretiker des Smetanismus bezeichne. Die Präzisierung des Begriffes Smetanismus wollen wir den Fachkennern überlassen, ich bemerke nur soviel, dass darin die Stellung der Smetanaschen Musik in der Gesamtentwicklung dieser göttlichen Kunst und dadurch auch der Anteil des spezifisch čechischen Volkselements an derselben im allgemeinen und speziell das Verhältnis dieser Faktoren zum Wagnerianismus enthalten ist. Das genügt, um begreiflich zu machen, dass das Epitheton »Theoretiker des Smetanismus« etwas bedeuten kann. Und bei Hostinský, das wollen wir uns bei Gelegenheit seines sechzigsten Wiegenfestes ins Gedächtnis rufen, bedeutet es viel.

Hostinský hat in sich alle Bedingungen vereinigt, um die Rolle eines Theoretikers des Smetanismus übernehmen zu können und die damit verbundenen Aufgaben mit Erfolg durchzuführen. Eine durch und durch künstlerisch beanlagte Natur, welche ihn zur gründlichen Einsichtnahme in alle Geheimnisse der Kunstpraxis befähigte — er musizierte, zeichnete, komponierte, dichtete — widmete er sich dem wissenschaftlichen Studium der Aesthetik und arbeitete sich gleich im Anfang inmitten der verschiedenen Strömungen und einander heftig bekriegenden Ansichten zu einem festen, wohlbegründeten Standpunkte durch, der ihm einen klaren Überblick über das ganze Gebiet gewährte, der für seine ganze nachherige Tätigkeit den Ausgangspunkt bildete und von welchem aus er an die Lösung der konkreten Fragen und Probleme — wir können es jetzt kurz ausdrücken — des Smetanismus herantrat.

Dieser Standpunkt ist am deutlichsten aus der ersten grösseren, deutsch geschriebenen Schrift: »Das Musikalisch-Schöne und das Gesamtkunstwerk vom Standpunkte der formalen Aesthetik« (Leipzig 1877) zu ersehen. Hostinský greift hier in den Streit der »Formalisten« und der »metaphysischen« Aesthetiker ein, und zwar insoferne das Streitobjekt der wagnerische Begriff der Oper als Gesamtkunstwerkes bildete. Die Formalisten, als deren Hauptrepräsentanten in der Schrift der bekannte Musiktheoretiker Eduard Hanslick, ein Prager, und der Herbartianer Robert Zimmermann, ebenfalls ein Prager, bezeichnet werden, stellten sich in Konsequenz ihres Prinzips, (dass das Wesen der ästhetischen Schönheit nicht in der Qualität einzelner einfacher noch so angenehmer Eindrücke besteht, sondern in gewissen Verhältnissen von zwei Eindrücken [Vorstellungen im weiteren Sinne]), dem Begriffe des Gesamtkunstwerkes und der ganzen Wagnerschen Musik ablehnend gegenüber. Jede Kunst hat ein eigenes Gebiet zugewiesen bekommen, wo sie sich nach ihren eigenartigen Gesetzen entwickelt und innerhalb dessen sie zu ihrer Vollendung gelangen kann und soll. Keine Kunst kann über die ihrem Schaffen gesteckten Grenzen hinaus mit den ihr zu Gebote stehenden, ihrem Schaffenskreise angemessenen Mitteln mit anderen Künsten in der Darstellung ihres spezifischen Inhaltes konkurrieren wollen, ohne Gefahr zu laufen an ihrer eigenen Reinheit und Wirkungskraft Einbusse zu erleiden. Somit ist in der Instrumentalmusik der Höhepunkt der Entwicklung dieser Kunst zu erblicken, und soll die Oper als ein musikalisches Kunstwerk betrachtet werden, so muss das dramatische Moment zurücktreten und dem musikalischen Prinzip die Oberherrschaft in der Oper eingeräumt werden. Eine Oper, in der die Musik immer und wirklich nur als Mittel zum dramatischen Ausdruck gebraucht wird, ist ein musikalisches Unding. Eine solche Vereinigung der Künste, in der sich die beschränkten Fähigkeiten der einzelnen Künste ergänzen und unterstützen und gleichwertig einem gemeinsamen Ziele zustreben, ist ein Ding der Unmöglichkeit.

So ist der Stab über Wagners Musikdrama gebrochen, seine reformatorische Tätigkeit als verfehlt gekennzeichnet und die Begeisterung, mit welcher jedes neue Werk des Bayreuther Meisters von immer weiteren Kreisen aufgenommen wurde, wird als Verirrung des echt musikalischen Geschmackes gebrandmarkt.

Hostinský fasst die Sache anders auf. An dem Formprinzipe, und zwar im Sinne der Herbartschen Voraussetzungen festhaltend, sucht er zu beweisen, dass die Konsequenzen des Formprinzips, wenn sie nur richtig gezogen worden sind, keineswegs zur Ablehnung des Wagnerschen Musikdramas führen, sondern das vielmehr das Prinzip der Wagnerischen Theorie des Musikdramas sich als nötige Konsequenz des formalistischen Standpunktes ergibt und somit als ästhetisch berechtigt erscheint. Für den Verein von Künsten gelten eben andere Grundsätze als für die isoliert ihre Macht entfaltenden und ihrem spezifischen Ideal zustrebenden Künste. Die Oper ist kein rein musikalisches, sondern ein zusammengesetztes Kunstwerk und zwar, da alle theatralischen Künste an ihm beteiligt sind, ein Gesamtkunstwerk; folglich ist das gegenseitige Verhältnis der beteiligten Künste nach Massgabe ihrer Befähigung, zum gemeinsamen Zwecke beizutragen, zu bestimmen, und Wagners Grundsatz, jede beteiligte Kunst möge ihre eigenen Aspirationen dem Interesse des Gesamteindrucks unterordnen und nie auf Kosten dieses Gesamteindrucks hervortreten wollen, ist vollkommen berechtigt und alle für den Komponisten daraus sich ergebenden Regeln sind vollkommen zu billigen. Das Gesamtkunstwerk unterliegt nur als fertiges Ganze der ästhetischen Beurteilung, da kommen die allgemeinen ästhetischen Grundsätze zur Geltung; aber die Regeln für dessen Entstehung zu bestimmen fällt der Kunstlehre zu und die sind nicht einfache Applikationen der für einzelne Künste geltenden ästhetischen Normen.

Diese Ansicht verknüpft also den Wagnerianismus, wenigstens seinen wichtigsten und für die musikalische Entwicklung fruchtbarsten Gedanken, mit dem ästhetischen Formalismus, bedeutet aber keineswegs einen oberflächlichen Vermittlungsversuch zwischen den streitenden Parteien und wir können Hostinský aufs Wort glauben, wenn er sich zum Schlusse seiner schönen Schrift gegen den Verdacht verwahrt »zu dem allerdings verführerischen Auskunftsmittel einer goldenen Mittelstrasse gegriffen zu haben.« Die Verknüpfung ist auf dem Boden der wissenschaftlichen, auf rein empirischer, allen metaphysischen Voraussetzungen entzogenen Basis ruhenden Ästhetik bewirkt worden, welche keine Mittelstrasse zulässt und bloss einen Weg offen hält: den der streng logischen Durchführung des Prinzips. Diesen Weg eingeschlagen zu haben ist Hostinskýs Verdienst; die Verknüpfung der entgegengesetzten Ansichten und nicht von entgegengesetzten Standpunkten, welche in

ihrer Unversöhnlichkeit dastehen bleiben, ist dadurch über den Vorwurf eines seichten Eklektizismus erhoben.

Man sieht, Hostinský ist kein unbedingter Wagnerianer. Er steht anders seiner Theorie als seiner Kunst gegenüber. An der Theorie Wagners musste er als ausgesprochener Empiriker (ich werde später erklären, warum ich nicht sage: Herbartianer) die metaphysische, dem Schopenhauerischen Willensprinzipe entsprungene Grundlage perhorreszieren samt allen daraus sich ergebenden Konsequenzen, das Wesen der Kunst überhaupt und der Musik speziell betreffend. Und von der Kunst Wagners sagt er ausdrücklich, dass er in seinen Musikdramen zwar das höchste Ideal des Gesamtkunstwerkes noch lange nicht verkörpert sieht, aber doch dafürhält, der Bayreuther Meister sei nicht nur auf dem richtigen Wege zu jenem Ideal, sondern auch dem Ziele viel näher, als je Einer vor ihm. Wagner bedeutet also nicht die Vollendung; die Entwicklung geht über ihn hinaus zu neuen Formen und der Weg ist auch für Smetana offen, für den Smetanismus sind aber die Grundbegriffe gegeben: der Wagnerianismus ist darin mitinbegriffen.

Daraus ergibt sich auch die Art und Weise, in welcher Hostinský in die Kämpfe, welche den Werdeprozess der čechischen modernen Musik auf heimatlichem Boden begleiteten, eingriff. Diese Kämpfe begannen im J. 1861, als Smetana von Gothenburg in Schweden nach Prag zurückkehrte und durch seine mächtige künstlerische Individualität die modernen, fortschrittlichen Ideen auf das dortige, recht konservative musikalische Milieu einwirken liess. Aus dem trefflichen čechisch geschriebenen Buche F r i e d r i c h S m e t a n a u n d s e i n K a m p f u m d i e m o d e r n e b ö h m i s c h e M u s i k. Erinnerungen und Betrachtungen von O. Hostinský (Prag, J. Laichter, 1900), über welches in deutscher Sprache ein zwar kurzes, aber erschöpfendes, instruktives Referat von J. Goll (Wiener Zeitung, Beilage Nr. 298, 1901) vorliegt, erfahren wir, wie sich diese Kämpfe gestalteten, welche Rolle darin Smetana und welche Hostinský zufiel. Das durch äussere Bedingungen begünstigte Streben der Volksseele nach Sicherung der eigenartigen Individualität auf allen Gebieten führte auf dem Gebiete der Musik zum Auftauchen des Ideales einer nationalen čechischen Musik und die Verkörperung dieses Ideales sollte durch den genialen Smetana stattfinden. Nur er hatte die Bedingungen dazu und sein künstlerisches Genie hätte das Problem sicherlich in seinen Werken

allen Hindernissen zum Trotze gelöst, die spätere Generation hätte das gewiss begriffen, sowie seiner Kunst erst nach seinem Tode von der übrigen Welt die gebührende Anerkennung zuteil geworden ist. Doch je eher ein Genius von denen begriffen wird, denen zum Heile ihn die Vorsehung werden liess, desto besser für sie, desto besser für die kulturelle Entwicklung seines Volkes; und zum Verständnis eines Genies unter dem Volke beizutragen, für seine Ideen zu kämpfen, bedeutet für die kulturelle Hebung des Volkes, für sein Wohlergehen nicht minder als selbst schaffendes Genie sein. Was nützen dem Eigentümer Schätze, die er nicht zu würdigen weiss?

Hostinský liess sein musikalisches Feingefühl, vertieft und verklärt durch seinen theoretischen Standpunkt, die reformatorische Tätigkeit Smetanas und seine Bedeutung für die Verwirklichung des Ideals einer čechischen Musikkunst sofort erkennen und sobald er den Kampfplatz betrat, musste sich für ihn der Kampf um fortschrittliche Ideen in einen Kampf um Smetana verwandeln. Es galt zu diesem Zwecke den Begriff einer spezifisch čechischen Musik sowohl, ich möchte sagen — negativ, als positiv abzugrenzen. Den starrköpfigen Konservativen unter unseren tonangebenden Faktoren des Kunstlebens musste bewiesen und klargemacht werden, dass der Smetana zum Vorwurfe gemachte Wagnerianismus dem Begriffe einer čechischen nationalen Oper nicht nur nicht widerspreche, sondern vielmehr eine unerlässliche Bedingung zu deren Schaffung sei. Denn den prinzipiellen Gegnern der neuen Richtung kam bei der Bekämpfung ihres gefährlich genialen Verfechters folgender für durchschnittliche Patrioten so plausibler Schluss zu statten: Wagner ist der Schöpfer der nationalen deutschen Oper: wie könnte eine Nachahmung seiner Schöpfungen zu einer čechischen nationalen Oper führen? Und einem Smetana musste es passieren, dass seiner ersten, jetzt anerkannt nationalen Oper »Die Brandenburger in Böhmen«, mit welcher der Meister um den Harrachschen Preis konkurrierte, der Mangel an Volkstümlichkeit vorgeworfen wurde!

Das hat Hostinský veranlasst, eine Reihe von Artikeln in die musikalische Zeitschrift Dalibor über Wagner und den Wagnerianismus und dessen Verhältnis zum Streben nach einer čechischnationalen Musik zu schreiben, welche bis heutzutage das Beste repräsentieren, was bei uns überhaupt über Wagners Musik geschrieben worden ist. Darin hat er seinem wissenschaftlich ästhe-

tischen Standpunkte gemäss gezeigt, was in der Wagnerschen Musik und Theorie dauernden Gewinn und unverrückbare Grundlage für die weitere Entwicklung der musischen Kunst überhaupt, folglich auch der čechischen ausmacht. In zahlreichen Zeitungsartikeln, Referaten und Rezensionen suchte er das Publikum zu überzeugen, dass Smetana kein blinder Nachahmer der Wagnerschen Manier sei, sondern in seinen genialen Schöpfungen selbständig dem von allen heissersehnten Ziele auf dem einzig richtigen Wege zustrebt. Hierin wurde er von recht vielen Gleichgesinnten unterstützt; aber die Fehde gegen die theoretischen Gegner der neuen Richtung aus dem Lager der Herbartianer auszukämpfen und ihren mächtigen, auf die öffentliche Meinung verwirrend einwirkenden Einfluss durch gleichwertige wissenschaftliche Autorität zu paralysieren, hat er allein unternehmen müssen.

Ich habe schon erwähnt, dass die enragierten Bekämpfer Wagners, die formalistischen Ästhetiker Hanslick und Zimmermann, seiner Zeit in Prag gewirkt haben und es ist begreiflich, dass dadurch die öffentliche Meinung zu Ungunsten der Smetanaschen Richtung beeinflusst wurde. Gegen diese Autoritäten wurde eben die schon erwähnte deutsche Schrift Hostinskýs geschrieben. Nun gesellte sich zu ihnen der čechische Professor dr. Josef Durdík, der, für Herbartsche Philosophie begeistert, in der Ästhetik sich Zimmermann bedingungslos anschloss und mit seinen Prinzipien auch den antiwagnerischen Standpunkt samt und sonders acceptierte. Durdík, einige Jahre älter als Hostinský, hatte sich durch seine schriftstellerische und sonstige Tätigkeit, bei welcher er viele, den weitesten Kreisen imponierende Eigenschaften an den Tag gelegt hatte, eine hervorragende Stellung in den literarischen und künstlerischen Kreisen erworben und galt namentlich in allen, die Philosophie betreffenden Dingen als Autorität. Sein Votum fiel auch in der uns hier angehenden Frage bedeutend ins Gewicht, besonders deswegen, weil sich Hostinský in der Ästhetik als Anhänger Herbarts bekannte, desselben Herbart, für dessen gründlichsten Kenner und berufensten Vermittler gerade Durdík galt. Obgleich sich Durdík an dem journalistischen Kampfe um Smetana, wo Hostinský das erste Wort führte, nicht direkt (nur einmal pseudonym) beteiligte, so unterliess er es doch nicht in seinen Schriften seiner antiwagnerischen Stimmung recht heftigen Ausdruck zu verleihen und tat es in einer die polemische Tendenz gegen bestimmte Persönlichkeiten geschickt verhüllenden, aber den ungenannten, jedoch

geahnten Gegner umsomehr beleidigenden Weise. Indem er das oben erwähnte Buch Hostinskýs einfach ignorierte, wich er einer regelrechten Diskussion aus und suchte das nicht genügend orientierte Publikum durch vehemente, mitunter geistreich klingende Phrasen zu blenden. Sein deutsch geschriebenes Schriftchen: »Das Gesamtkunstwerk als Kunstideal« gibt Proben dieser nicht eben vornehmen Kampfweise.

Hostinský parierte diesen Ausfall indirekt, ohne sich aus dem Gleichgewicht bringen zu lassen, aber sehr wirksam. In einer čechisch und deutsch verfassten Abhandlung: »Über die Bedeutung der praktischen Ideen Herbarts für die allgemeine Ästhetik« (Prag 1883) versuchte er zu beweisen, dass Zimmermann und Durdík erstens den Geist des Herbartschen Formprinzipes völlig missverstanden, indem sie die fünf ethischen Grundideen zu Grundideen der allgemeinen Ästhetik schablonenartig erweiterten, da doch die Auffindung der ästhetischen Grundformen auf verschiedenen selbständigen Kunstgebieten auf verschiedene, der Eigenart des betreffenden Gebietes entsprechende Weise erfolgen müsse; ferner dass auch die von ihnen unternommene Nebeneinanderstellung der ethischen und allgemein ästhetischen Grundformen nicht einwandfrei geschehen sei. Und um diesen gewichtigen Vorwurf noch zu erhärten, verfasste Hostinský das Werk: »Herbarts Ästhetik in ihren grundlegenden Teilen quellenmässig dargestellt« (Hamburg und Leipzig 1891), worin die in sämtlichen zahlreichen Schriften Herbarts zerstreuten Andeutungen über den Ausbau des Systems einer allgemeinen Ästhetik sorgfältig gesammelt und mit kritischen Anmerkungen versehen sind, aus welchen zu entnehmen ist, wie oft die Nachfolger Herbarts seine Meinungen missverstanden und wie kühn sie eigene Gedanken hineininterpretiert haben. Dadurch wurden die Grundlagen der so stolz und selbstbewusst auf- und ausgebauten ästhetischen Systeme erschüttert und die von da aus gegen Wagner direkt, gegen Smetana indirekt gerichteten Angriffe geschwächt. Die Wirkung auf die čechische Öffentlichkeit blieb nicht aus.

So hat Hostinský in negativer Hinsicht für die Klarstellung des Begriffes der čechischnationalen Kunst vorgesorgt und für Smetana gearbeitet.

In positiver Hinsicht galt es, die Frage nach dem Wesen des Čechischnationalen in der Musik zu beantworten. Hostinský trat der üblichen Ansicht entgegen, welche das nationale musika-

lische Element im Volksliede suchte und das Volkstümliche mit dem Populären vermengte, woraus sich für den national sein wollenden Komponisten die Nachahmung des Volksliedes als höchste Regel ergab. Hostinský wies nach, dass auf diesem Wege ein Fortschritt zur wirklich modernen nationalen Musik unmöglich sei. Im Volksliede habe man kein neues, in der Musik noch nicht ausgenütztes Element zu erblicken, sondern ein Überlebsel der älteren Kunst; und das unverfälscht nationale musikalische Element sei zu jeder Zeit im melodischen Tonfalle der Sprache gegeben. Ist nun nach den für die Kunstvereinigung geltenden Grundsätzen der Gesang eine stilisierte Sprache, und hat sich nach denselben Grundsätzen im Drama die Musik dem gesungenen Worte anzupassen, so ist die musikalische Deklamation dasjenige, worin das nationale Element am deutlichsten zur Geltung gebracht werden kann und soll, und von wo aus der Hauch der Volksseele dem Gesamtkunstwerke den nationalen Charakter einprägt. Das begriffen zu haben ist das grösste Verdienst Hostinskýs, welches ihm für immer einen Ehrenplatz in der Entwicklung nicht nur der heimischen, sondern auch der Musik überhaupt sichert. Es ist dem geistreichen Theoretiker auch die denkbar schönste Anerkennung dadurch zuteil geworden, dass Smetana seine Ansicht in dieser Hinsicht rückhaltlos gebilligt und dieselbe zur Richtschnur seines künstlerischen Schaffens gemacht hat, und das heutzutage die geringste Abweichung von diesem Prinzip als grobes Vergehen gegen die Regeln des musikalischen Schaffens geahndet wird. Diese Kämpfe sind nun ausgekämpft, Smetana ist in seinem Heimatlande zum nationalen Heiligen erhoben, seine Kunst hat sich inzwischen auch die übrige Welt erobert; um Smetana braucht nicht mehr gekämpft zu werden: es handelt sich nun darum, den Smetanismus von allen möglichen Seiten zu begreifen und den Ideenreichtum von Smetanas Schöpfungen in seiner Bedeutung für die weitere Entwicklung des Volkes zu erkennen.

Auch hierin hat Hostinský vorgearbeitet, indem er zu dem individuell Originalen der Smetanaschen Kunst durchzudringen versuchte und den Monothematismus als Kennzeichen des Smetanismus entdeckte. Es erübrigt nun den philosophischen Sinn der Wirkung des Genius für die Gesamtentwicklung des Volkes und der Menschheit festzustellen. Die jüngere Generation hat in dieser Hinsicht schon die Hand ans Werk gelegt und wird sich dabei dankbar jenes Mannes erinnern, ohne dessen begeisterte, zielbe-

wusste Vorarbeit kein Schritt in dieser Richtung möglich gewesen wäre.

Die Smetanacampagne bildet den Glanzpunkt der Tätigkeit Hostinskýs; aber diese ist dadurch noch lange nicht erschöpft. Sowie das musikalische Leben überhaupt mit dem übrigen Leben des Volkes organisch zusammenhängt, so weisen die hierin zu lösenden Aufgaben so viele Berührungspunkte mit den Problemen auf anderen Gebieten auf, dass ihre Lösung die gleichzeitige oder vorhergehende Lösung der letzteren gebieterisch erheischt. Hostinský war vollkommen mit dem nötigen Wissen und wissenschaftlichen Scharfblick ausgerüstet, um auch dieser Anforderung mit bestem Erfolge Genüge zu leisten; sein wissenschafticher Standpunkt erlaubte ihm überall, wo ästhetische Fragen mit in Betracht kamen, festen Fuss zu fassen, und wo immer er einsetzte, hat er Bleibendes und Erspriessliches geschaffen. Das zuletzt erwähnte Problem der Nationalität in der Kunst führte ihn zur näheren Beschäftigung mit dem Volksliede und wie Wichtiges er auf diesem Gebiete geleistet hat, darüber kann der Leser das Referat Dr. Nejedlýs über das Buch: »Das čechische Volkslied« (Prag 1906) zu Rate ziehen. (Čech. Rev.-S. 88 f.) Wir stimmen vollkommen bei, wenn der Referent Hostinskýs Ansichten über das Wesen und die Entstehung des Volksliedes als unverrückbare Grundlage für weitere Forschungen bezeichnet.

Die Vertiefung in die Probleme des Gesamtkunstwerkes und des Wesens der Kunst liess ihn klar das Ziel der Kunst, ihr Verhältnis zur Wissenschaft und zur Religion, das gegenseitige Verhältnis der einzelnen Künste in richtiger Weise erblicken und für die aktuellen Fragen des čechischen geistigen Lebens daraus Schlüsse ziehen, welche in ihrer Richtigkeit durch die weitere Entwickelung grösstenteils Bestätigung fanden. Jetzt nach dreissig Jahren können wir sehen, was früher so Manchem nicht einleuchten wollte, dass Hostinský Recht hatte. Er sprach Forderungen aus, die sich die jetzige Gesellschaft zu verwirklichen anschickt. Ich erwähne bloss die Forderung nach dem Studium der Phantasietätigkeit beim Kinde, den Ruf nach der Sozialisation der Künste, nach der Heranziehung der Kunst als Erziehungsmittel. All das bildet den Gegenstand zahlreicher Abhandlungen und Aufsätze, von denen eine Auslese in zwei Sammlungen vorliegt. (Šest rozprav 1877. Čtyři rozpravy 1894.)

Dass er dabei die streng wissenschaftlichen Forschungen in seinem Leibfache fortwährend betrieb, beweist das Buch: »Die Lehre von den musikalischen Klängen« 1897 und der Artikel »Über experimentelle Ästhetik« in Česká Mysl 1900.

Es wäre noch vieles zu erwähnen, zum Beispiel das Verhältnis Hostinskýs zu Fibich, dem glücklichen Nachfolger Smetanas auf dem Wege zu neuen musikalischen Formen und zur Vervollkommnung des Ideals des Gesamtkunstwerkes — ich begnüge mich damit, den Leser auf das 1. Heft der philosophischen Zeitschrift »Česká Mysl« zu verweisen, welches ausschliesslich Hostinský gewidmet ist, seine Tätigkeit in Einzelschilderungen eingehend darstellt und in einer von Dr. Nejedlý mit Liebe und Verständnis verfassten Gesamtübersicht zusammenfasst. Das aber kann nicht unerwähnt bleiben, dass diese ganze umfangreiche, vielseitige Tätigkeit, welche bei der oberflächlichen Betrachtung den Eindruck einer planlosen Zersplitterung machen könnte, einen einheitlichen Zug aufweist, der in jedem noch so kleinen Aufsatze ein überzeugungstreues Streben nach einem klarbewussten Ziele ahnen lässt. Keine Zeile, die Hostinskýs Feder entfloss, ist überflüssig, keine weicht von der planmässigen, durch das einheitliche Streben bedingten Richtung ab und keine läuft einer anderen zuwider. Der am Anfange dieser Abhandlung angeführte wissenschaftliche Standpunkt gewährte ihm sicheren Halt und der Erfolg alles dessen, was auf dieser Grundlage unternommen wurde, liess Hostinský das konsequente Festhalten an derselben nie bereuen.

Mit diesem Standpunkt ist auch Hostinskýs philosophische Anschauung gegeben. Um diese noch zum Schlusse zu charakterisieren, bemerken wir, dass es unrichtig wäre, ihn für einen Herbartianer auszugeben. Er erklärt sich zwar für einen Anhänger Herbarts in der Ästhetik, indem er Herbart das Verdienst vindizert, die Ästhetik auf wissenschaftliche Basis gestellt zu haben, er acceptiert sein Formprinzip und ist voll Lobes und Anerkennung des echt wissenschaftlichen Geistes, der Herbarts ästhetische Grundsätze durchweht. Dies hat aber mit den Fragen, deren Beantwortung die Weltanschauung eines Denkers ausmacht, nichts zu schaffen. Hostinský ist ein **Positivist**. Das erhellt aus der Art und Weise, wie er die Kunst in ihrem Wesen und ihrem Verhältnis zum wirklichen Leben auffasst, und namentlich daraus, wie er sich zur Religion stellt. Dieser Positivismus passt so gut zu Hostinskýs ganzem Wesen, zu seiner Fortschrittlichkeit, die ihn allem Reaktio-

nären abhold macht, zu seiner Charakterfestigkeit, die er in den heiklen Situationen, welche unsere literarische Kämpfe mit sich brachten, an den Tag gelegt, und die ihn allgemeiner Sympathien nie entbehren liess.

Ich habe oben des Universitätsjubiläums gedacht und von dem nicht allzu fernen Abschluss der mit der Kreierung der čechischen Universität beginnenden Epoche gesprochen: unter den Repräsentanten dieser Epoche unserer Entwicklung ist Hostinský einer der bedeutendsten.

Moderne Aufgaben der Unterrichtsverwaltung.

Von N. N.

Die neuen Verhältnisse, welche der gewaltige Fortschritt des Wirtschafts- und Kulturlebens unter den modernen Völkern Europas im verflossenen Jahrhunderte hervorgerufen hat, erfordern auf das dringlichste und entschiedenste neue Institutionen und stellen der Staatsverwaltung neue, epochale Aufgaben, von welchen weder die letzten noch die unbedeutendsten gerade das Gebiet des Unterrichtswesens betreffen.

Das österreichische Unterrichtswesen hat gegenwärtig, zur Zeit der allgemeinen Schulreformbewegung, gar viel zu unternehmen, um den hohen Rang, den es zu Bonitz' Zeiten unter den modernen Staaten eingenommen hat, auch für die Zukunft zu erhalten.

Überall, wohin man auch den Blick nur wenden mag, tritt die Schulreformbewegung an den Tag, überall zeigt sich das aufrichtige Bestreben, jene verhängnisvolle Kluft, welche sich zwischen den Anforderungen des heutigen Lebens und der Organisation der Schule öffnet, zu überbrücken, für immer zu beseitigen. Denn der Unterschied zwischen den beiden Grundelementen — dem Leben und der Schulbildung — ist wohl der erste und wichtigste Grund der Reformbewegung.

Sollten aber alle die verschiedenen und nicht selten einander widersprechenden Reformvorschläge, über die in unseren Vereinen resolutionsartig abgestimmt wird, alle diejenigen Reformaufsätze, welche die Spalten beinahe aller unserer Zeitschriften von der streng wissenschaftlichen fachmännischen Revue bis zu der populären Tagespresse zu bringen pflegen, für die Reform unseres Schulwesens wirklich von Bedeutung sein, dann wäre es wohl an der Zeit, die Sache einmal ernst aufzufassen und zum Gegenstande eines gründlichen Studiums in der höchsten

Schulbehörde zu wählen. Denn die Unterrichtsverwaltung ist vornehmlich berechtigt, die Schulreformfrage zu diskutieren. Sie ist auch dafür in erster Linie verantwortlich. Wird sie ja doch für ein gediegenes Reformwerk die verdienten Lorbeeren ernten — wie man eben der ruhmreichen Tätigkeit Bonitz' stets zu gedenken pflegt — widrigenfalls wird sie aber von der Geschichte zur Verantwortung gezogen werden. Und die Geschichte ist ein strenger Richter, ein Richter der Wahrheit.

Ja, unsere höchste Schulbehörde sollte eigentlich den Brennpunkt der ganzen Reformbestrebung bilden, von ihr sollte der Anlass, die Initiative zu Werken und Taten ausgehen, welche die glücklichen Völker Österreichs jubelnd begrüssen, die Nachbarstaaten als Muster ansehen und nachahmen müssten.

Doch bei der jetzigen Einteilung des Unterrichtsministeriums wird es wohl kaum möglich sein, diese schweren, aber aktuellen Zeitfragen zu übernehmen, um dieselben in der nächsten Zeit zum Wohle des Reiches und seiner Völker mit Erfolg zu lösen.

Um den modernen Aufgaben in jeder Hinsicht gerecht werden zu können, wird wohl die oberste Unterrichtsbehörde nicht nur frischer Kräfte — vornehmlich, wie unten noch genauer erwiesen werden wird, erfahrener Praktiker und tüchtiger Fachmänner — bedürfen, vielmehr wird es vielleicht notwendig erscheinen, auch neue Abteilungen zu stiften.

Insbesondere würde ich die rechtzeitige Errichtung folgender Departements wärmstens anempfehlen: eines Studienbureaus für allgemeine Schulangelegenheiten und eines Bureaus für die Volksbildung. Ähnliche Abteilungen bestehen ja seit Jahren bei einzelnen Unterrichtsministerien des Auslandes. Wegen Mangel an Raum kann hier nur zweier solcher Behörden Erwähnung geschehen. In Amerika arbeitet seit dem Jahre 1867 »The United States Bureau of Education«, welches jährlich über seine Tätigkeit Berichte im Umfange von ungefähr 80 Druckbogen publiziert, die nebst einer ausführlichen Vorrede und der einschlägigen Statistik interessante Beiträge zur Kenntnis des auswärtigen Schulwesens zu enthalten pflegen, z. B. »History of the German School Systems, Education in Central Europe, Education in France, The public Schools and the public Library« u. s. w.*) Auch im deutschen Reiche

*) Report of the commissioner of education (Washington: Government Printing office).

existiert ein ähnliches Institut, das den Namen »Auskunftsstelle für höheres Unterrichtswesen« führt und ein »selbständiges« Departement bildet. Diese Auskunftsstelle hat die spezielle Aufgabe die Schulbücher- und Lehrmittelkontrolle auszuüben, Lehrmittel zu sammeln, und zwar nicht nur die in Deutschland bereits eingeführten, sondern auch jene des Auslandes, und die entsprechende Statistik zu führen. Die Sammlung soll erstens Verwaltungszwecken dienen, zweitens Kandidaten und Schulbücherautoren Gelegenheit bieten, vergleichende Studien zu machen, drittens Verlegern mit Auskunft aller Art zur Hand sein.

Wenn gleich die erwähnten Aufgaben bei uns das Lehrmittelbureau übernommen hat, so erlaube ich mir doch auf diese Schulbehörde der deutschen Unterrichtsverwaltung wegen der ausländischen Studien hinzuweisen. Das hier vorgeschlagene Studienbureau müsste allerdings noch andere Aufgaben übernehmen. Es sollte vornehmlich der bei uns gegenwärtig so aktuellen Schulreformfrage dienen. Die Schulreform setzt ja ein Studienbureau voraus.

Denn soll sich die Schulreform wirklich aus der gegenwärtigen Periode der Verwirrung glücklich herausarbeiten, dann bedarf sie jetzt schon fester Anhaltspunkte, die ihr wohl das Studium der ausländischen Vorbilder und Erfahrungen wie auch die Kenntnis der einheimischen Verhältnisse, speziell der Wünsche und Bedürfnisse der Gesellschaft in hohem Grade gewähren dürften.

Diese Abteilung müsste demnächst mit auswärtigen Unterrichtsbehörden Fühlung suchen, sich über die Reformbestrebungen des Auslandes gründliche Kenntnisse erwerben, sowohl die Fachliteratur des Auslandes, als auch die verschiedenen die Bildungs- und Kulturfragen überhaupt befördernden Einrichtungen, Anstalten, Kurse, Kongresse systematisch studieren. Die Ergebnisse dieser gewiss nicht geringen Arbeit würden nicht nur für die höchste Unterrichtsbehörde von nennenswertem Vorteile sein, indem sie derselben zu jeder Zeit genaue Informationen erteilen könnten, sie dürften wohl auch ein wichtiges literarisches Werk ins Leben rufen, dessen Bedeutung niemand in Abrede stellen kann, sie würden nämlich das beste Material für eine internationale pädagogische Bibliographie liefern.

Solche »Internationale Jahrbücher für pädagogische Bibliographie« würden in ganz Europa auf das herz-

lichste begrüsst und empfangen werden. Den grössten Nutzen genösse jedoch von dieser Einrichtung das einheimische Schul- und Bildungswesen. Wenn die preussische Regierung gegenwärtig über Antrag des Prof. Dr. Ewald Horn,*) das seinerzeit durch Prof. Dr. Wychgram begründete, leider nach einigen Jahren wieder eingegangene Projekt einer Zeitschrift für ausländisches Unterrichtswesen wieder aufnehmen will, indem sie die Herausgabe eines internationalen Unterrichtszentralblattes bereits genehmigt hat, dann sollte Österreich allerdings nicht zurückbleiben und zur Hebung der europäischen Fachliteratur durch die obenbezeichneten Jahrbücher einen bedeutenden Beitrag liefern. Für die Notwendigkeit eines solchen literarischen Unternehmens mag wohl der Umstand den besten Beweis erbringen, dass Privatvereine fast dieselbe Idee zu verwirklichen beabsichtigen. So hat z. B. die in Prag voriges Jahr gebildete Gesellschaft »Společnost Českého Musea pedagogického« (Gesellschaft des čechischen pädagogischen Museums), durch welche die vor einigen Jahren von dem auf dem Gebiete des Schulwesens rastlos tätigen Direktor Bílý vorgeschlagene Organisation endlich ins Werk gesetzt wurde, beinahe dieselbe Aufgabe im Programm.

Wenn ich hier trotzdem denselben Gegenstand in Vorschlag bringe, so tue ich es einzig und allein aus dem Grunde, dass die bibliographischen Publikationen mit den wegen der Schulreform unerlässlichen Studienarbeiten eng zusammenhängen, dass sie ferner mit nicht geringen materiellen Auslagen verbunden sind, die vornehmlich der Staat übernehmen kann, ja übernehmen soll, und endlich auch eigener Mitarbeiter benötigen, die sich vollkommen ihrer Aufgabe widmen könnten. Die Gesellschaft, welche nebstdem eine Reihe von edlen, vielleicht noch wichtigeren Zielen anstrebt, würde vorläufig kaum imstande sein, in der nächsten Zeit ans Werk zu schreiten, die Schulreform aber erheischt förmlich, dass dieses Projekt, das unstreitig eine schöne und praktische Ergänzung des Berliner Unterrichtszentralblattes bilden wird, sobald als möglich ins Leben trete.

Dasselbe haben wir auf dem Gebiete der Schulreform zu verzeichnen. Auch da sind bereits mehrere Vereine tätig, wofür unsere Presse, in welcher man auf Schritt und Tritt verschiedenen

*) Prof. Dr. Ew. Horn: Das höhere Schulwesen der Staaten Europas. Berlin, Trowitzch & Sohn. 1906. Seite IV.

Vorschlägen begegnen kann, die besten Nachweise liefert. Wie oft muss da ein lebensfähiger Gedanke zugrunde gehen, weil er nicht das Glück hatte, einen einflussreichen Gönner gefunden zu haben, der ihm den kaum erklimmbaren Weg zu der obersten Behörde gebahnt hätte.

Es wird daher der Studienabteilung auch obliegen, die höchste Schulbehörde über die in der Presse und Literatur geäusserten Wünsche und Bedürfnisse der Bevölkerung rechtzeitig zu informieren, was wohl einzig und allein durch ein eigenhendes Studium der Reformbewegung und durch von Fall zu Fall zu veranstaltende Enqueten in den einzelnen Kronländern erzielt werden kann.

Aber der angeführten Abteilung müssten auch noch andere Geschäfte übertragen werden. Welche Aufgaben harren der Staatsverwaltung auf dem Schulgebiete! Die Mittelschulreform, die Lehrerbildungsfrage, die Fortbildungsschulorganisation, die Organisation der Frauenbildung, die Fachlehrerbildungsfrage, die Reform der Hochschulen, die Gründung neuer Schultypen u. s. w. — alle diese ernsten Probleme stehen der Unterrichtsverwaltung bevor. Wann wird eine günstige Lösung derselben — bei der jetzigen Überbürdung einzelner Departements mit administrativen Arbeiten — erfolgen können? Laufen wir da nicht beinahe schon Gefahr mit der Reform gar zu spät zu kommen, vielleicht sogar in eine Zeit, wo das neue System gleich von Anfang an veraltet und reformbedürftig sein wird? Wäre es nicht an der Zeit mit sämtlichen Schulreformangelegenheiten ein neues Departement zu betrauen, um eine Beschleunigung in den Vorbereitungsarbeiten zu erlangen und auf Grund ausländischer und einheimischer Fachliteratur Reformpläne durch erfahrene Fachmänner ausarbeiten zu lassen, diese an einzelnen Schulen probeweise einzuführen und ihre Erfolge zu kontrollieren?

Die Entlastung der übrigen Departements hätte wohl auf die Durchführung der Tagesgeschäfte nicht geringen Einfluss, und der sogenannte administrative Weg würde dadurch eine besondere Verkürzung erfahren, was wohl im Interesse des Schulwesens nur zu wünschen wäre.

* * *

Und schliesslich ein Wort über Volksbildung! Auch die Volksbildung gehört zu den erhabenen Aufgaben eines modernen

Unterrichtsministeriums. Der Wahrheit gemäss muss eingestanden werden, dass die Regierung in der jüngsten Zeit auch auf diese so wichtigen Kulturprobleme das Augenmerk richtet, indem sie nicht nur für die Universitäts-Extension eine ansehnliche Subvention zu genehmigen pflegt, sondern auch die Mittelschullehrer zur Abhaltung gemeinnütziger Vorträge auffordert und schliesslich — bei den Gewerbe- und Fachschulen — den Wanderunterricht einführt. Der Wanderunterricht ist wohl am besten eingerichtet. Da hat sich wieder einmal die Unterrichtsverwaltung zu einer entschiedenen Tat aufgerafft. Denn der Wanderunterricht wird auch wirklich auf Staatskosten unternommen und amtlich geleitet. Soll er aber die erwünschten Früchte tragen, dann muss er mit der Zeit selbständig stabilisiert und, was ich mir mit Nachdruck zu betonen erlaube, auch durch entsprechende volkstümliche Fachlektüre ergänzt werden. Ein wohlfeiles, hübsch geschriebenes Volksbuch ist wohl der beste Wanderlehrer, und es dürfte auch in materieller Richtung nicht ohne Vorteile sein. Dasselbe muss natürlich gleichfalls für die Mittelschul-Extension gelten, auch die sollte von der Regierung unterhalten werden,*) auch da sollten billige Volksbücher im Verlage des k. k. Schulbücherverschleisses herausgegeben werden. Wenn der Staat für die wohlfeile Verbreitung der Volksschulbücher Sorge trägt, sollte er auch das Verlegen von gemeinnützigen, volksbildenden Flugschriften und Bibliotheken, insbesondere wirtschaftlichen oder gewerblichen Inhaltes, übernehmen.

Denn das dürfen wir uns nicht verhehlen, dass es in gar mancher Gegend Österreichs recht erbärmlich aussieht, und dass unsere braven Land- und Gewerbsleute einen bedeutend grösseren Ertrag von ihrer Arbeit haben könnten, wenn sie mehr Bildung besässen, ja man kann mit Sicherheit annehmen, dass die soziale und wirtschaftliche Lage unserer niederen Schichten durch Hebung des Bildungsniveaus einen mächtigen Aufschwung erfahren würde, welcher Umstand gewiss nicht ohne wesentlichen Einfluss auf die Steuereinnahmen des Reiches bleiben dürfte. Insofern wusste man bereits unter der segensreichen Regierung Kaiser Josefs II.

*) Die čechischen Mittelschullehrer üben seit zwei Jahren in Böhmen, Mähren und Schlesien eine imposante Extension aus, die im vorigen Jahre über 900 Vorträge betrug.

die Volksbildung zu würdigen, und schon damals ist der Erfolg nicht ausgeblieben. Gegenwärtig wäre es aber wieder an der Zeit das Banner der Volksbildung hochzuhalten, denn wenn in irgend einer Hinsicht, so haben uns gerade auf dem Gebiete der Volksbildung andere Kulturstaaten überboten!

* * *

Die Aufgaben der bezeichneten neuen Abteilungen dürften also folgenderweise definiert werden:

1. Studium des auswärtigen Bildungswesens: Volksschulen, Fortbildungsschulen, Volksbildung, Mittelschulen, Lehrerbildungsanstalten, Frauenbildungswesen, Hochschulen, Kunst- und Fachschulen. Referat über die Schulreformbewegung im Auslande, Reformgesetze, pädagogische Literatur, Zeitschriften, Publikationen, Schulbücher, Lehrmittel, Lehrkurse, Kongresse. Studium der einheimischen Lage. Redaktion der internationalen Jahrbücher für Schulbibliographie. Reisestipendien.

Sämtliche Angelegenheiten der Schulreform. Prüfung und Ausarbeitung der Organisationsentwürfe und Lehrpläne, Reformschulen, Reformlehrpläne, Lehrerbildungsfrage, Fachlehrerbildungsfrage, Frauenbildungsfrage, Enquêten, Schulreformvereine und Zeitschriften, Pädagogische Museen, Elternabende, Reform der Schülerlektüre, Schülerlesehallen, Schülervereine, Vorträge für Schüler.

2. Sämtliche Angelegenheiten der Volksbildung. Die Hochschul- und Mittelschulextension, Wanderunterricht, Volksvortragswesen, Volksabende, Volksheime, öffentliche Volksbüchereien und Volkslesehallen, Volksliteratur, Volksbücher und Volkszeitschriften; Unterstützung der volksbildenden Korporationen, Inspektion der Tätigkeit derselben. Redaktion der Fachliteratur und Instruktionen für Volksschullehrer, ferner Flugschriften und praktische Volksbücher, und besonders für die Land- und Gewerbsleute und Arbeiter Volksbildungskongresse. Ausarbeitung entsprechender Normen für Hebung der Volksbildung in Österreich.

Daraus erhellt, dass die geplanten Abteilungen auch einzelne Obliegenheiten administrativer Richtung anderer Departements übernehmen würden, das sollte aber nur insoferne der Fall sein, als diese mit den hier vorgeschlagenen Reformen im engen Zusammenhange stehen und als sie den gegenwärtigen

allerdings im wahren Sinne des Wortes überbürdeten Departements eine Entlastung bringen könnten.

So dürften z. B. die Reisestipendienangelegenheiten, die gewiss dem Studium des ausländischen Bildungswesens sehr nahe stehen, der neuen Abteilung zugeteilt werden, dasselbe gilt von der Universitäts-Extension und dem Wanderunterrichte, die wieder in das Volksbildungsdepartement eingereiht werden sollten.

Die Errichtung der bezeichneten neuen Abteilungen dürfte nicht allein für die Hebung des österreichischen Bildungswesens von Bedeutung sein, sondern sie würde auch noch aus anderen Gründen anzuempfehlen sein.

Die Frage der Teilnahme an der obersten Unterrichtsverwaltung seitens der Schulpraktiker wird von Tag zu Tag aktueller. Nicht nur einzelne Vereine, sondern selbst der Zentralverband österreichischer Professoren hat bereits die Verwendung der Praktiker im Ministerium als eine der wichtigsten Forderungen aufgestellt. Durch die Stiftung der genannten Abteilungen würden auch die heissen und gewiss in jeder Hinsicht berechtigten Wünsche des Professorenstandes in Erfüllung gehen, indem ihnen endlich doch mehr Gelegenheit geboten würde, sich an den Arbeiten der Schulverwaltung zu beteiligen. Das lässt sich doch keineswegs in Abrede stellen, dass in den bezeichneten Bureaus ausschliesslich nur erfahrene, im Schulwesen praktisch erprobte Lehrkräfte verwendet werden dürften. Dann könnte wohl von einer rechtmässigen Teilung der Arbeit die Rede sein, dann würde auch der Schulmann in der obersten Schulbehörde seine Stelle behaupten, die ihm gewiss mit dem gleichen Rechte gebührt, wie im Reichskriegsministerium dem Soldaten. Dann könnte der alte juristische Wahlspruch »Suum cuique« im wahren Sinne des Wortes auch von der Arbeit in der Schulverwaltung gelten.

Ich glaube wohl nicht mit besonderem Nachdruck hervorheben zu müssen, dass die neuen Institutionen einzig und allein in dem Falle mit Erfolg arbeiten können werden, wenn man gleich bei der Organisierung derselben den Kulturverhältnissen und Bedürfnissen einzelner Völker in jeder Beziehung Rechnung tragen wird. Denn selbst das Interesse des Staates erfordert auf das Entschiedenste, dass eben bei der Lösung der wichtigsten Kulturaufgaben die verschiedenen Kulturverhältnisse und Bildungsbedürfnisse, sowie die daraus

sich ergebenden Rechtsansprüche einzelner Völker in gebührendem Masse berücksichtigt werden. Bei diesen Institutionen müssten eben Fachleute einzelner Nationalitäten zugleich als Vertreter ihres Volksstammes zur Mittätigkeit herangezogen werden.

Hiemit will keineswegs gesagt werden, dass die Praktiker ausschliesslich in dem Studienbureau verwendet werden dürften, im Gegenteil, sie sollen gleichfalls, wie es gegenwärtig der Zentralverband mit vollem Rechte anstrebt, auch an der Administrative teilnehmen. Durch die Aktivierung des Studienbureaus soll nur die Zahl der Verwendeten vermehrt werden.

Wenn ich hier aber unter den Gründen für die Stiftung der vorgeschlagenen Abteilungen auch die Standesfrage erwähne, so wollte ich sie keineswegs als Hauptgrund angeführt wissen. Nicht die Standesinteressen, sondern vornehmlich das Interesse des österreichischen Schulwesens und der allgemeinen Volksbildung — daher also auch der Völker Österreichs — und des ganzen Staates erfordern die baldigste Lösung dieser Fragen. Der Geist der Zeit diktiert diese Anforderung, und wollen wir wirklich nicht die letzten bleiben, dann ist es unsere Pflicht, eben auf dem Gebiete des Bildungswesens eine äusserst intensive Aktion hervorzurufen, welcher durch die hier bezeichneten Vorschläge allerdings gute Dienste erwiesen werden können. Wo sind denn gegenwärtig die übrigen Staaten in der Schulreformfrage? Deutschland hat längst Reformschulen verschiedener Systeme, von Frankreich darf man dasselbe behaupten, in Russland wird eine moderne Reorganisation vorbereitet, ja selbst Ungarn und die kleinen Balkanstaaten scheinen uns in dieser Beziehung überholen zu wollen! Und ähnlich verhält es sich mit der Volksbildung. Was für Aufgaben haben wir nur zu lösen, um die kolossalen Fortschritte der Volkserziehung, z. B. in dem kleinen Dänemark einzuholen! Und eben an Dänemark könnten wir die süssen Früchte der intensiven Volksbildung am besten kennen lernen.

Denn gerade in Dänemark hat der Zauber der Volksbildung in der Tat enorme Erfolge erreicht, indem er die überraschendsten ökonomischen Wirkungen und die Überwindung schwerer Krisen erzielte. Möge das auch in unserem Staate der Fall sein!

Und so erlaube ich mir die bescheidenen Vorschläge, die gewiss für die grossartige Kulturaufgabe der obersten Unterrichtsbehörde nichts mehr bedeuten als ein einfacher Ziegelstein in einem monumentalen Baue, der Gunst aller wahren Freunde

der Schule und des Bildungswesens überhaupt wärmstens anzuempfehlen.

Speziell aber wende ich mich an die kollegialen Vereine und Verbindungen, an die Vereine für die Schulreform und für die Volksbildung mit der Bitte, falls sie die hier angeführten Gedanken teilen können, dieselben durch Eingaben entsprechender Petitionen zu unterstützen.

Denn sollen die hier dargelegten Gedanken wirklich sowohl für unsere Schulreformbewegung als auch für die Volksbildung von Vorteil sein, dann muss rechtzeitig dafür gesorgt werden, dass sie sobald als möglich ausgeführt werden. Wenn auch die vorgeschlagenen Departements heuer kaum noch errichtet werden könnten, so dürften vielleicht doch wenigstens die Vorbereitungsarbeiten unternommen werden, um nächstes Jahr wenigstens eine Abteilung aktivieren zu können.

Die Schulreform stellt ihre Anforderungen, und das Interesse des Staates erfordert es, dieselben baldigst zu befriedigen. Mögen diese bescheidenen, gut gemeinten Zeilen zu dem grossen Werke auch eine kleine Beisteuer liefern! —

RUNDSCHAU.

Die čechische Biologie.

(Fortsetzung.)

Diese nur čechisch veröffentlichte Arbeit Čelakovskýs führt uns auf das Gebiet seiner vaterländischen Tätigkeit. Čelakovský war kein solcher Popularisator, der dem Volke einen pädagogisch vorbereiteten Auszug aus seinen und fremden wissenschaftlichen Untersuchungen gibt; seine čechischen sogenannten populären Schriften sind auch wissenschaftliche Untersuchungen: ich führe hier seinen Artikel über Adam Zalužanský an,*) in welchem er die Bedeutung dieses böhmischen Ritters beleuchtet, welcher nach älteren Angaben bereits 1592 behauptete, dass einige Pflanzen Zwitter, andere getrennten Geschlechtes sind; ich führe ferner seinen Vortrag »über die wissenschaftliche Bedeutung von J. S. Presl an,**) in welchem er diesen oben geschilderten Mann in eine richtigere Beleuchtung stellt, die überschwänglichen Überschätzungen seiner wissenschaftlichen Tätigkeit zurückweist und auf seine Bedeutung als Popularisator und Begründer der čechischen wissenschaftlichen Terminologie hinweist. Hierher gehört ferner seine Parallele zwischen dem čechischen Botaniker Opiz und dem französischen Systematiker Jordan;***) Opiz war von der Tendenz geleitet, jede noch so geringe Varietät zu einer selbständigen Art zu erheben, einer Tendenz, welcher bekanntlich viele Systematiker folgen. Čelakovský war jedoch weit entfernt davon, die Bemerkungen Opizs deshalb gering zu schätzen (obwohl er auch Gründe hatte an einigen von ihm angeführten Tatsachen zu zweifeln), sondern von der Idee geleitet, in den Bestrebungen seines Vorgängers einen wahren Kern zu entdecken, verglich er sie mit den (experimentellen) Arbeiten des viel höher stehenden Franzosen, der sich bemühte nachzuweisen, dass die Linnéischen Arten in kleinere Arten gespalten werden müssen — ein Gedanke, welcher bekanntlich in neuester Zeit wieder zur Geltung kommt;

*) Ad. Zalužanský von Zalužan in seinem Verhältnis zur Lehre vom Geschlecht der Pflanzen (Osvěta 1876).

**) Almanach d. böhm. Akad. 1892.

***) Čas. čes. Mus. 1876.

Čelakovský verwarf die Idee Jordans und Opizs, indem er sich aut den Boden der darwinistisch (als eine Summe von kleinen Variationen) aufgefassten Spezies stellte.

Das ist, glaube ich, die einzig richtige Methode, welcher sich ein Forscher seinen Vorgängern gegenüber befleissen kann; denn mit einer sei es nun gutmütigen sei es böswilligen Geringschätzung auf das von anderen Gewollte und Geleistete hinüberzublicken, ist sehr leicht — aber wo bleibt dann die historische Kontinuität der Ideen? Čelakovský war bisher unter unseren Biologen der einzige, der es für der Wissenschaft würdig hielt, sich mit einheimischen Forschern, mögen sie bedeutend oder unbedeutend sein, in wissenschaftlicher Form auseinanderzusetzen und in dieser Weise eine Kontinuität seiner und der früheren botanischen Ideen in Böhmen aufzustellen; Schade, dass er so wenig Nachahmer gefunden hat!

Auch Čelakovský war wie A. Frič bemüht, sein Vaterland wissenschaftlich zu durchforschen; er war ebenfalls Kustos (der botanischen Abteilung) am böhmischen Museum und seit 1864 Mitglied des Comités für die Landesdurchforschung von Böhmen. Als solcher veröffentlichte er čechisch und deutsch eine Monographie über die Verbreitung der Pflanzenarten in Böhmen*) und verfasste im Anschluss daran einen Schlüssel zur Bestimmung der Pflanzenarten, welche in Böhmen, Mähren und Schlesien wild wachsend vorkommen. Dieser Schlüssel wurde zwar neuerdings von mehreren anderen, welche mehr praktisch und leichter zu handhaben sind, verdrängt, steht aber noch immer dem wissenschaftlichen Inhalt nach am höchsten.

Ich habe L. Čelakovský nur als alten korpulenten, äusserst kurzsichtigen und in seinen Vorlesungen stockdürren Professor gekannt; wenn man seinen monotonen Vortrag hörte, konnte man sich kaum vorstellen, wie dieser alte Mann, für den ausser der Pflanzenzelle kaum noch etwas zu existieren schien, in seinen jüngeren Jahren für die Poesie begeistert sein konnte, so dass er sogar drei Dramen Shakespeares (König Lear, Heinrich IV, Sturm) ins Čechische übersetzte!

Mit A. Frič und L. Čelakovský schliesst die ältere Periode unserer Biologie; Frič lebt zwar noch, doch ist die Zeit seiner Blüte schon seit lange vorüber; seine Schüler glauben zwar noch eine Schule zu bilden, doch ist keiner von ihnen, F. Vejdovský ausgenommen, mehr als ein Epigone, welcher Frič und seine Arbeit aus Pietät ehrt, etwas Neues jedoch zu seinen Idealen hinzuzufügen, oder über dieselben noch hinauszugehen wird keiner von ihnen versuchen wollen.**)

---

*) Prodromus der Flora von Böhmen im Archiv für die Landesdurchforschung v. Böhmen Bd. IV. 1868—1883.

**) Als Schüler und Anhänger Fričs können u. a. angeführt werden: V. Vávra (Ostracoda), F. Prach (verstorb., Arachnida), Lad. Duda (verstorb., Entomol.). B. Hellich (verst., Cladocera, Ostracoda), Landesschulinspektor F. V. Rosický (Botanik), Mittelschullehrer F. Klapálek (Entomol.), Univ. Prof. F. Počta (Palaeont.), Mittelschull. F. Bayer (vergl. Anat.), Jar. Perner (Palaeont.), Jos. Kafka (Limnologie), Mittelschullehrer F. Nekut (Redakteur), Dr. K. J. Taránek (verst., Protozoa), F. Hlava (Rädertiere). Die Schule Fričs ist insbesondere um das Museum konzentriert und hat

L. Čelakovský hat keine Schule hinterlassen, es wird wenigstens von niemandem wissentlich und öffentlich an ihn angeknüpft; seine Ideen wirken mehr heimlich und unbewusst, so dass einer von sich glauben kann, dass er im schroffsten Gegensatze gegen ihn stehe, während er nur seine Gedanken wiederholt.*)

Derart waren also die Ideale der älteren čechischen Biologie: im Anschlusse an die literarische Renaissance am Anfang des XIX. Jahrhunderts entstanden, hat die Biologie die Ideale dieser Renaissance in sich aufgenommen und durchzuführen versucht; so entstand eine čechische Biologie, in der das Wort čechisch bedeutete: einmal čechisch geschrieben, und zwar in gutem Čechisch; man hat eine neue Terminologie gebildet, hat vor Germanismen gebangt, bestenfalls auch auf Stil gehalten; zweitens, soviel wie die Landesdurchforschung von Böhmen betreffend, und drittens, soviel wie Popularisierung der Wissenschaft innerhalb der Grenzen des eigenen Volkes. Das böhmische

unter den älteren Pädagogen viele Anhänger. Die Zeitschrirft »Vesmir« diente ihren Idealen, welche heute in den Worten: Museum, Sammlungen, Pädagogik verkörpert sind. Fričs Schule hat Brehms Tierleben ins Čechische übertragen; das Werk ist bei J. Otto in Prag in mehreren Auflagen schön ausgestattet erschienen. Den popularisierenden Ideen Fričs diente ferner der »Klub přírodovědecký v Praze« (Naturwissenschaftlicher Verein in Prag, seit 1870), welcher die Akademiker in das wissenschaftliche Studium der Naturwissenschaft einführen sollte; unter der allgemeinen Krisis, welche Fričs Richtung heute durchlebt, hat leider auch dieser Verein zu leiden Nebst diesem Klub besteht in Prag ein utraquistischer Verein »Fysickratická společnost« (Physiokratische Gesellschaft), von dessen Tätigkeit jedoch wenig zu hören ist; viel reger ist dagegen die 1905 von F. Klapálek gegründete »Societas entomologica Bohemiae« (Česká společnost entomologická), welche ihre eigene Zeitschrift (auch mit fremdsprachigen Beiträgen) herausgibt. In Prossnitz (Mähren) und in Pilsen bestehen seit einigen Jahren ebenfalls čechische naturwiss. Vereine, der Prossnitzer gibt auch jährlich einen »Věstník« (Anzeiger) heraus, in dem auch wissenschaftliche (meistens faunistische und floristische) Artikel erscheinen.

Unter den (Geologen und) Palaeontologen Böhmens, welche sich mehr oder weniger an der čechischen wissenschaftlichen Arbeit beteiligten, seien genannt B. Katzer, K. Feistmantel, O. Feistmantel, Ot. Novák, Jos. Velenovský, Ed. Bayer, Č. Zahálka, J. N. Woldřich, J. Jahn, J. Palacký, J. V. Procházka u. a.

*) Von anderen čechischen Botanikern aus der Zeit Čelakovskýs seien angeführt: L. Čelakovský jun., Prof. an der Technik, Mykologe; E. Formánek, Mittelschullehrer in Brünn († 1900) bearbeitete die Floristik Mährens, insbesondere in seiner Monographie »Květena Moravy a rakouského Slezska« (d. i. Die Flora v. Mähren und v. Österr.-Schlesien), nebstdem schrieb er eine Reihe von Abhandlungen über die Flora der Balkanhalbinsel; V. Spitzner, Mittelschullehrer in Prossnitz, Mähren, arbeitet über die Floristik Mährens, Fr. Bubák, Prof. an d. landw. Akad. in Tabor, Pflanzenpathologe, Fr. Polívka, Realschuldirektor in Olmütz, welcher eine grosse auf biologischen Grundsätzen begründete und hübsch ausgestattete Flora der Länder der böhm. Krone (Názorná květena zemí koruny české) Olmütz (1900) herausgab. Prof. Dr. Ant. Hansgirg hat seine meisten Schriften pflanzenbiologischen Inhalts deutsch veröffentlicht (u. a.: Phytodynamische Untersuchungen 1889). Univ. Prof. Dr. Jan Palacký, Pflanzengeograph, K. Vandas, Prof. an d. Brünner čechischen Technik, schrieb über die Flora des Balkans. — Die Biographie L. Čelakovskýs hat sein Sohn in d. Sitzungsber. d. k. böhm. Ges. d. Wiss. 1903 veröffentlicht.

Museum, die im Archiv für die Landesdurchforschung von Böhmen enthaltenen Arbeiten, der grösste Teil der Palaeontologie, sofern sie Böhmen betrifft, ferner die sprachlichen Grundlagen der čechisch geschriebenen Biologie und die ganze wissenschaftliche Tätigkeit A. Fričs, L. Čelakovskýs und ihrer Anhänger sind der Ertrag der Ideale dieser Periode der čechischen Biologie.

Im Anschluss an diese ältere Richtung der čechischen Biologie will ich einen Forscher anführen, welcher zwar mit ihr zusammenhängt, sich aber ihr gegenüber selbständig verhält. Es ist dies Josef Velenovský, Prof. der Botanik an der Universität, ein Schüler Čelakovskýs, von dem er seine Sympathie für die idealistische Pflanzenmorphologie übernommen hat; Velenovský stellt sie jedoch, nicht ganz unberechtigter Weise, in einen schärferen Gegensatz zum Darwinismus als sein Lehrer; seine Ansichten darüber entwickelte Velenovský in mehreren Monographien, insbesondere jedoch in dem 1905 erschienenen Buch »Všeobecná botanika. Srovnávací morfologie, Díl I.« (Allgem. Bot. Vergleichende Morph. I. Teil. Prag 1905, čechisch und deutsch), welche den ersten Teil einer gross angelegten allgemeinen Botanik darstellen soll. Velenovský sucht die Morphologie ganz von der Physiologie zu emanzipieren und ist deshalb ein Gegner der modernen insbesondere durch K. Goebel geförderten Organographie; er glaubt ferner, dass alle Organe (Wurzel, Spross, Blatt) bereits in der primitiven Pflanzenzelle angelegt sind und dass die Ähnlichkeit, welche gewisse Algen mit den Blättern der Phanerogamen, oder z. B. die sogenannten Blüten der Moose mit wirklichen Blüten höherer Pflanzen aufweisen, keineswegs zufällig, sondern durch die Struktur des Plasmas selbst begründet sind. Velenovský ist ausserdem ein eifriger Pflanzensammler und besitzt viel Originalität und Ausdauer in der Durchforschung der Gebiete, die er sich gewählt hat; seine »Flora bulgarica« (1891) und seine grosse Monographie über die böhmischen Moose (Mechy české 1897) sind wichtige systematische Werke.*) Früher war Velenovský ein eifriger und glücklicher Pfleger der Phytopalaeontologie; als solcher veröffentlichte er wichtige Beiträge über die Flora der böhmischen Kreideformation.

III.

Der Schüler A. Fričs F. Vejdovský (Professor der Zoologie an d. Univ.) trat in Opposition gegen seinen Lehrer. Er stellte gegen die Musealwissenschaft die Universitätswissenschaft, gegen das Studium der durch die Grenze Böhmens beschränkten biologischen Probleme die internationale Wissenschaft, gegen den altruistischen Patriotismus der älteren Schule, welcher auf Purkyně als auf sein glänzendes Vorbild hinweisend in der Aufopferung ihres ganzen wissenschaftlichen Strebens

*) Unter den Schülern J. Velenovskýs sind J. Podpěra und K. Domin in der Pflanzensystematik tätig.

für die Zwecke des eigenen Volkes das höchste Ideal sah, das Ideal eines **berühmten** Forschers, welcher diesen seinen Ruhm auf das Vaterland zurückstrahlt und ihm dadurch Anerkennung in der Welt erobert.

Die wissenschaftliche Arbeit F Vejdovskýs ist den Fachgenossen bekannt: sie hat, glaube ich, 1874 mit einer »Vorläuf. Übersicht der bis jetzt bekannten Anneliden Böhmens*) begonnen, die Systematik, Anatomie und Histologie der Würmer wurde darauf unermüdlich bearbeitet und die Resultate in einer sehr grossen Reihe von Publikationen veröffentlicht, um in dem grossen Werke »System und Morphologie der Oligochaeten 1884« wenn auch nicht den Abschluss, so doch den Höhepunkt zu erreichen. Auch die Süsswasserschwämme, die Protozoen, die Krustaceen bildeten ein mehrmals von Vejdovský anatomisch bearbeitetes Material. F. Vejdovský strebte in diesen Werken weniger nach originellen Gedanken, als nach einer durch Tatsachen begründeten Analyse der eben in der Wissenschaft behandelten Probleme: in der Histologie sucht er alle Gewebeelemente auf Zellen zurückzuführen, in der Anatomie interessiert ihn die Beziehung von Ektoderm, Mesoderm und Entoderm und der aus denselben sich entwickelnden Organe, die darwinistisch aufgefasste Systematik und eine Reihe ganz spezieller Fragen. Eine ebenfalls grössere Reihe von Arbeiten widmete ar der Frage der Reifung, Befruchtung und Segmentierung des Eies,**) in welchen er eine besondere Auffassung über das sog. Zentrosoma und seine Umgebung aufgestellt hat, eine Auffassung, welche ebenfalls die internationale Wissenschaft interessierte.

Wie gesagt, die Reihe der wissenschaftlichen Publikationen von F. Vejdovský ist gross und die Tiere, die er anatomisch untersucht, sind sehr mannigfaltig, so dass er viel mehr als ein einseitiger Fachmann ist; doch brachte es die Richtung, der er gehuldigt, mit sich, dass vom nationalen Standpunkte betrachtet, seine Tätigkeit nicht zu der Vielseitigkeit anderer čechischen Forscher geführt hat. Wenn man darin überhaupt einen Fehler sehen will, so ist es kein Fehler der Person, sondern des Systems, für das Vejdovský der typische Repraesentant ist. Denn es ist nur eine Folge der wissenschaftlichen Richtung, welche F. Vejdovský angeschlagen hat, dass man auf die einheimische günstige oder ungünstige Kritik wenig Gewicht legte und die Anerkennung von der internationalen Wissenschaft als dem wahren und einzigen Masstab der Bedeutung dieses oder jenes Forschers betrachtete. Begreiflicherweise gewann unter dieser Anschauungsweise das Ideal eines čechischen Forschers einen ganz anderen Inhalt: die popularisierende Tätigkeit ist offenbar sinnlos, wenn der Engländer dieselbe nicht kritisieren kann und es ist verlorene Mühe, ein nur uns Čechen interessierendes biologisches Problem zu behandeln, ja noch mehr, es gibt dann keine solchen Probleme.

---

*) Abhdl. d. böhm. Ges. d. Wiss. 1874.

**) Sein grösstes hergehöriges Werk sind Entwickelungsgeschichtliche Untersuchungen (Prag 1888—1892).

F. Vejdovský ist auch diesem Prinzip gefolgt; zwar hat er in seinen jüngeren Jahren auch in diese oder jene Zeitschrift einen populären Artikel geschrieben, ohne jedoch in demselben mehr als eine Nebenarbeit zu sehen;*) er hat auch viele wissenschaftliche Arbeiten čechisch verfasst, allein es sind darin dieselben Probleme behandelt wie in den deutschen; oft ist die deutsche nur eine gründlichere Bearbeitung der čechischen.

F. Vejdovský hat bei uns eine Richtung angebahnt, welche durch analoge Entwickelung der Zustände in anderen Wissenschaften unterstützt, rasch an Boden gewonnen hat und in den letzten Jahren als fast allgemein befolgt betrachtet werden kann. Wenn heute jemand von einer čechischen Biologie spricht, so denkt er dabei meistens nicht an irgend eine biologische Richtung, welche für uns Čechen überhaupt, oder für den derzeitigen Stand unserer Wissenschaft charakteristisch wäre, sondern man versteht darunter nur die čechisch sprechenden Biologen selbst und misst nach dem Masstab ihrer Bedeutung für die internationale Wissenschaft auch ihre Bedeutung für unsere Biologie; man rühmt sich wohl eines Purkyně z. B., hat aber dabei nicht im mindesten jenen Purkyně im Sinn, der die Zeitschrift »Živa« redigierte und čechische populäre Vorlesungen über Physiologie hielt, sondern jenen Purkinje, der von Breslau aus seinen internationalen Ruhm als Histologe und Physiologe begründete, und so auch in anderen Fällen. Übrigens gilt diese Auffassung der Dinge heute in der ganzen Welt. Wenn die Deutschen einen Vesalius, einen Leonardo für sich beanspruchen, so kann dies ebenfalls nur bedeuten, dass diese Männer, als Angehörige des deutschen Stammes Grosses geleistet haben und den Glanz des deutschen Ruhmes erhöhen, keineswegs jedoch, dass ihre Ideen aus dem geistigen Leben der Deutschen ihrer Zeit geschöpft wären.

Es ist kein Wunder, dass unter diesen Umständen bei uns die Ideale eines Presl und Purkyně sehr in den Hintergrund treten müssen. Purkyně wird noch durch seine Facharbeiten gerettet, Presl jedoch hat kaum etwas, wodurch er sich bei dieser neuen Richtung geltend machen könnte. Seine Bemühungen um eine čechische wissenschaftliche Sprache verlieren sehr an Bedeutung, wo nur die international anerkannte Berühmtheit zum alleinigen Masstab der wissenschaftlichen Bedeutung wird; und die čechische Terminologie und wissenschaftliche Sprache, auf deren Begründung Presl und Purkyně so stolz waren, wird nicht mehr so beachtet wie früher, wie es z. B. noch bei Lad. Čelakovský der Fall war; oft geht heute die Nichtbeachtung der čechischen Terminologie sehr weit.**)

---

*) Am besten vielleicht ist in dieser Hinsicht sein Artikel über den derzeitigen Stand der böhmischen Zoographie (Živa I. S. 133—140. Man findet dort auch die Kritik der älteren Arbeiten und eine Andeutung der Ansichten des Autors selbst.)

**) Es sei ausdrücklich bemerkt, dass dies bei F. Vejdovský nicht der Fall ist.

Ich habe Prof. Vejdovský als den typischen Repraesentanten dieser neuen Richtung unserer Biologie angeführt, doch ist er weder ihr einziger Förderer noch ihr Urheber, obwohl er ohne Zweifel durch seinen ausgesprochenen Gegensatz gegen die Richtung A. Frič's der neuen Auffassung den stärksten Vorschub geleistet hat. Von denjenigen, welche in einem dem seinigen ähnlichen Sinne die čechische Biologie fördern, wäre an erster Stelle B. Němec, Prof. der Pflanzenphysiologie an der Universität zu nennen, welcher seine wissenschaftliche Laufbahn mit dem Studium der Myriopoden und dann der Isopoden (bei F. Vejdovský) begann, später jedoch sich der Pflanzenphysiologie widmete; seine Arbeiten über reizleitende Strukturen bei den Pflanzen (1901), über das Wesen des Geotropismus, über Regeneration (1905) und über cytologische Probleme haben ihm eine internationale Autorität verschafft. Ein anderer Schüler Prof. Vejdovskýs, Univ.-Prof. Al. Mrázek, ist den Fachgenossen durch seine Arbeiten über die Anatomie und Systematik der Würmer und Krustaceen bekannt; Mrázek hat ins Čechische einen Teil des Romanesschen Werkes »Darwin and after Darwin« übersetzt. Univ.-Prof. J. Janošík (Prof. d. Anatomie an d. med. Fakult.) schrieb über das Urogenitalsystem der Wirbeltiere und gab ein čechisches Lehrbuch der Histologie (1892) und ein Lehrbuch der Anatomie des Menschen mit Atlas (1897) heraus.*)

Die Biologen dieser, wie der geleisteten Arbeit, so ihrer Anzahl nach am stärksten bei uns vertretenen Forschungsrichtung, sind heute um unsere Akademie der Wissenschaften und um die königl. böhmische Gesellschaft der Wissenschaften (welch letztere utraquistisch ist, seit längerer Zeit jedoch ausschliesslich čechische Mitglieder hat) geschart, wo ihre

*) Ein kleineres čechisches Lehrbuch der Mikroskopie gab der Mittelschullehrer B. Řezník heraus.

Von anderen Biologen dieser modernen Richtung wären noch anzuführen: Prof. J. V. Rohon (Histol.), Prof. K. Weigner (Anat.), Prof. O. V. Srdinko (Histol.), alle drei an der mediz. Fakultät: MUDr. V. Růžička (Histol.) und ferner eine Reihe von Schülern des Prof. F. Vejdovský, insbesondere: Priv.-Doz. A. Studnička (in Brünn), welcher über mehrere Punkte der Histologie der Wirbeltiere schrieb und insbesondere als Fachmann über das Scheitelauge der Wirbeltiere gilt; Priv.-Doz. Ant. Štolc (an d. Technik; schreibt über die Würmer und Protozoen); Priv.-Doz. J. Uzel (an d. Technik; über Thysanoptera) MUDr. J. Babor (Mollusca), ich (vergl. Anat. u. Physiologie); Mittelschullehrer: J. Janda (Ornithologe), J. Zavřel (Arthropoda), A. Nosek (Arachnida) usw.

Ziemlich unabhängig von den erwähnten Richtungen arbeitet K. Absolon, ein fleissiger Forscher auf dem Gebiete der Höhlenfauna Mährens. Nebst kleineren auch deutsch geschriebenen Abhandlungen erscheint jetzt von ihm eine grosse hübsch ausgestattete Monographie über die mährischen Höhlen (Kras moravský a jeho podzemní svět, Prag seit 1905).

Ich darf schliesslich zwei Namen nicht übergehen, obwohl über dieselben wenig Rühmliches anzuführen ist: Dr. Ant. Stecker, welcher Afrika bereiste und nebstdem über verschiedene hauptsächlich die Anatomie und Systematik der Arachniden betreffende Fragen schrieb. Seine Angaben erwiesen sich leider als sehr unzuverlässig. Noch schlimmer ist der Ruf des Ornithologen J. P. Pražák. Soweit mir bekannt, haben diese Autoren nichts Čechisches geschrieben: beide sind bereits gestorben.

Arbeiten entweder čechisch, mit deutschem oder französischem Resumé (die Akademie veröffentlicht ein deutsch und französisch geschriebenes für die internationale Wissenschaft bestimmtes Bulletin über ihre čechischen Publikationen) oder, wie in k. böhm. Ges. d. Wiss., deutsch, seltener französisch erscheinen. Die meisten Arbeiten dieser Forscher erscheinen jedoch in ausländischen Zeitschriften. Im periodisch erscheinenden »Věstník« (Anzeiger) der Akademie (Redakteur Univ. Prof. B. Rayman) werden von einigen der genannten Forscher Jahresberichte über die Fortschritte der internationalen Biologie veröffentlicht, so u. a.: von B. Němec über Botanik, von E. Babák und K. Weigner über das Nervensystem, von † K. Thon über die Limnologie, von mir üb. die Sinnesorgane usf.

Zur Verbreitung der Ideen einer Gruppe der genannten Forscher dient die monatlich erscheinende Zeitschrift »Živa« (der Name stammt von Purkynės Zeitschrift). Ihr Redakteur ist B. Rayman.

Leider haben es unsere Biologen nicht vermocht eine čechische Fachzeitschrift herauszugeben; es lässt sich nicht bestreiten, dass sie in dieser Hinsicht ihren Genossen nachstehen, denn es besteht eine čechische Zeitschrift für Mathematik und Physik, eine medizinische Fachzeitschrift (nebst einem zwanglos erscheinenden Unternehmen), zwei chemische Zeitschriften usw. Nur eine čechische entomologische Zeitschrift (Acta societatis entomologicae Bohemiae) besteht seit zwei Jahren.

(Schluss folgt.)

Čechische Musikinstitutionen.

Von Zdeněk Nejedlý.

II.

Die Čechische Philharmonie.

Wer an einem anschaulichen Beispiele sehen will, wie nationale Zwistigkeiten die Entwicklung künstlerischer und anderer kultureller Institutionen buchstäblich zu vernichten imstande sind, der schenke einmal der Geschichte der Čechischen Philharmonie, die ich hier kurz wiedergeben will, Beachtung. In ihr ist das ganze Problem unserer Philharmonie enthalten, wir müssen sie kennen, sollen wir auch den gegenwärtigen Stand der Philharmonie, auf den es uns vor allem ankommt, gerecht beurteilen. Die Geschichte dieser Institution rechtfertigt oder macht wenigstens so manches erklärlich, was sich heute zuträgt, ein Umstand, der gerade von den machthabenden Faktoren immer zur Bemäntelung des wahren Sachverhaltes ausgenützt wurde. Ich bin freilich weit entfernt davon zu behaupten, dass die Geschichte aus einer guten Sache eine schlechte und umgekehrt mache, das Recht der absoluten Kritik lässt sich durch nichts beschränken; immerhin aber ist der Kampf um die Čechische Philharmonie mehr als

lehrreich und von einer allgemeinen, über die musikalischen Kreise hinausreichenden Bedeutung.

Der Begründer regelmässiger, čechischer Konzerte ist der Schöpfer unseres ganzen Musiklebens, Smetana. Als er im Jahre 1861 aus der Fremde nach Prag zurückkehrte, brachte er zu uns die Ansprüche der in der ganzen Welt sich bemerkbar machenden Bewegung in Dingen der Konzert- und Theaterkunst und suchte sie auch bei uns zur Geltung zu bringen. Die Dirigentenstelle beim Theater erlangte er erst nach fünf Jahren, deshalb waren der Ausgangspunkt seiner Reform gerade die Konzerte. Die damals junge »Umělecká Beseda« ging an ein Unternehmen, das für unser Konzertleben ausschlaggebend wurde, nämlich an die Veranstaltung der Prager Abonnementskonzerte, die das čechische und deutsche Prag bisher nicht gehabt und bei denen die Konzerte des Leipziger Gewandhauses Smetana als Muster dienten. Diese Konzerte wurden typisch für uns, wiewohl der junge Verein genötigt war, sie wegen ihres Defizits bereits nach einer Saison (4 Konzerte) einzustellen. Smetanas Reform musste hier nicht nur in künstlerischer, sondern auch in gesellschaftlicher Hinsicht bei der primitivsten Seite des Konzertlebens einsetzen (auf der Rückseite des ersten Programmes befand sich eine Anleitung, wie sich das Publikum zu benehmen habe). Die Konzerte wurden von den vereinigten Orchestern des čechischen und deutschen Theaters exekutiert. Als dann im Jahre 1866 Smetana zum Kapellmeister unserer Oper bestellt worden war, war er bestrebt, sein älteres Unternehmen durch Aufstellung eines einheitlichen Orchesters der beiden Landestheater zu neuem Leben zu erwecken; so entstand zu Ende der sechziger Jahre die Philharmonie, ein in nationaler Hinsicht utraquistischer Verein, in welchem čechische und deutsche Kapellmeister abwechselnd dirigierten, und zwar mit einer solchen Konsequenz, dass z. B. Beethovens neunte Sinfonie, als sie aufgeführt wurde, der Kapellmeister des deutschen Theaters Stránský dirigierte, obwohl hiezu künstlerisch einzig und allein Smetana qualifiziert war. Als jedoch Smetana das Gehör verlor, siechte die Philharmonie dahin, bis sie endlich einging. Wie überall so auch hier erwies sich der Utraquismus, nachdem sich die Verhältnisse geändert, als unfruchtbar.

Ein neues, selbständiges Orchester zu gründen war ein zwar naheliegender, aber unausführbarer Gedanke. Prag ist zwar eine so grosse Stadt, dass sie zwei grosse Opernbühnen verträgt, sie ist aber nicht in der Lage zwei selbständige philharmonische Körper zu erhalten, was auch Residenzen mit einer Millionenbevölkerung nicht vermögen. Deshalb war unser Konzertleben ausschliesslich auf die Theaterorchester angewiesen. Das deutsche Theater begann im Jahre 1887 philharmonische Konzerte (die noch heute dauern) zu arrangieren. Es sind dies Unternehmungen der Theaterverwaltung und sie werden im Theater abgehalten (der jüngste deutsche Versuch, selbständige »Neue Philharmonische Konzerte« in einem Konzertsaale zu begründen, missglückte). Das čechische Theater veranstaltete im Theater nur in Ausnahmsfällen ein Konzert, lieh aber von Zeit zu Zeit sein Orchester

selbständigen Konzertunternehmungen. Das vornehmste, rein čechische Konzert war in der Folge das alljährliche »Slavische Konzert«, in welchem namentlich die neuen Werke unserer ersten Meister, sowie die grossen (allerdings nicht nur slavischen) Werke des Auslands aufgeführt wurden. Diese Slavischen Konzerte waren das Bindeglied zwischen der älteren Zeit und der neuen, welche mit der Begründung des Vereins der Čechischen Philharmonie ihren Anfang nahm.

Im Jahre 1894 brach im Nationaltheater wegen Lohndifferenzen ein Orchesterstreik aus, welcher eine selbständigere Organisation dieses Körpers zur Folge hatte. Es wurde der Verein »Čechische Philharmonie« gegründet, der es sich zur Aufgabe stellte, bei uns regelmässige Abonnementkonzerte zu veranstalten. Von einem selbständigen Orchester war hier freilich keine Rede, sondern es handelte sich hier um eine festere Organisation des Theaterorchesters. Darin stak eben der Hauptfehler des neuen Vereins, welcher in steter Fehde mit der Theaterleitung lag, wenn auch nur hinter den Kulissen. Das Gebundensein beider Teile war ein gegenseitiges: ein ausübendes Mitglied der Philharmonie konnte nur ein Mitglied des Theaterorchesters sein, wodurch aus dem Vereine alle nicht zum Theater gehörenden Elemente ausgeschlossen waren; dafür machte es die Theaterleitung jedem neuengagierten Orchestermitgliede zur Pflicht, der Philharmonie beizutreten, wodurch wieder ihre sinfonische Einheitlichkeit und Stabilität verbürgt war. Diese Kämpfe und Massnahmen kosteten dem Vereine zwei Jahre, so dass er mit Konzerten erst in der Saison 1896 nach der ernsten Konkurrenz, die ihm im Jahre 1895 erstanden war, in die Öffentlichkeit trat. In diesem Jahre veranstaltete nämlich auf der ethnographischen Ausstellung Kovařovic sinfonische Konzerte, u. zw. mit seinem selbständigen Orchester, dessen Popularität den Gedanken zeitigte, dieses Orchester zu erhalten, sowie das Bestreben weckte, Kovařovic den Kapellmeisterposten beim Nationaltheater zu verschaffen. Allein die erstere Idee reichte, soviel Anklang sie auch fand, nicht hin, das Orchester finanziell zu konsolidieren, so dass man von der Forderung nach einem selbständigen Orchester wieder Abstand nehmen musste, hauptsächlich als Kovařovic an die Spitze der neuen Čechischen Philharmonie trat und selber deren Tätigkeit einleitete.

Das Jahrfünft 1896—1900 gehört zu den denkwürdigen Jahren der Čechischen Philharmonie, welche in dieser Zeit eine Reihe unserer besten Konzerte absolvierte. Non multa, sed multum war hier die Regel. Allerdings behinderten sie auch damals mannigfache Widerwärtigkeiten; namentlich die unzulängliche Anzahl von Proben infolge von Theaterverbindlichkeiten und das beständige Sichablösen der Dirigenten schadete sowohl der Qualität der Aufführung, als auch der Programmwahl. Dennoch aber brachten uns diese Jahre grosse heimische und fremde Werke u. zw. in einer Darbietung, mit der sich unsere heutige Philharmonie nicht messen kann. Unsere Meister Dvořák und Fibich machten uns damals mit ihren reifsten Konzertschöpfungen bekannt und übernahmen oft selbst die Leitung des Orchesters. Diri-

gent mit Leib und Seele war von den beiden nur Dvořák, der ein ungewöhnlich feuriges, ja überschäumendes Temperament besass, so zwar, dass die unter ihm spielenden Orchestermitglieder nicht allzu feinfühlig bei jedem seiner Worte und bei der Kritik sein durften, mit der er äusserst rücksichtslos gegen jedermann vorging. Allein unter ihm spielte das Orchester immer mit Begeisterung. Seine Darbietung der achten Sinfonie Beethovens gehörte zu seinen grössten Leistungen als Dirigent. Fibich dagegen war kein Dirigent. Er hatte nicht die Schule durchgemacht, wie sie Dvořák als langjähriges Mitglied von Kapellen und Orchestern hinter sich hatte; sanft von Natur verstand es ferner Fibich nicht, mit entsprechender Energie aufzutreten. Was ihn aber am meisten behinderte, war seine Bescheidenheit und Verträumtheit, in der er alles, was gespielt wurde, gleich für vollkommen hielt, obwohl dem Orchester zu diesem Grade noch viel fehlte. Smetana freilich war auch im Dirigieren unser grösster Künstler von diesen drei, indem er die Dirigentenpraxis mit seiner ungewöhnlichen Feinfühligkeit in der Darbietung und seinen fortschrittlichen künstlerischen Intentionen verband.

Neben Dvořák und Fibich und neben den Kapellmeistern des Theaters, von denen Adolf Čech zwar der alten Dirigentenschule angehörte, jedoch vieles durch seinen Fleiss und seine Gewissenhaftigkeit zu ersetzen wusste, so dass wir noch heute seine Darbietung Bruckners und der Meistersinger in dankbarer Erinnerung haben, taten sich an der Spitze der Čechischen Philharmonie noch zwei jüngere Dirigenten hervor: den älteren von ihnen, Kovařovic, kennen wir schon aus dem vorigen Kapitel, der jüngere, Nedbal, ist der berühmte Violaspieler des Böhmischen Quartetts. Sein grösster Vorzug ist die achtunggebietende Energie, mit der er auf die mannigfachste Art sein eruptives musikalisches Empfinden äussert. Allerdings fehlt ihm das Sichunterordnen der Gesamtheit gegenüber, das in der Kunst der Stil erfordert. Ebenso, wie er mit seinem Spiel im Böhmischen Quartett, in welchem die Viola häufig auf Kosten des Ganzen dominierte, bekannt ist, schiesst er oft auch in seiner Dirigentenkunst über die Grenzen seiner eigentlichen Aufgabe hinaus, das Mittel wird ihm zum Zwecke und der Weg des virtuosenhaften Dirigierens ist betreten. Seine Dirigentendebüts in Wien, Paris, Petersburg, London und anderswo im Auslande haben allerdings diesen seinen Hang zum Virtuosenhasten noch bestärkt. Deshalb nimmt er oft mit Vorliebe Retouchen vor u. zw. in den Werken Smetanas, speziell in dessen sinfonischen Dichtungen. Sein Muster war Felix Weingartner, der es sich z. B. erlaubte, auf geradezu unerhörte Art den ganzen Schluss der »Vltava« zu verhunzen. Wenn nur irgendeiner, bin ich es sicherlich, der die Dirigentenkunst Weingartners hoch zu schätzen weiss, aber dies sein Vorgehen lässt sich nur aus der Unkenntnis der Sache u. zw. nicht nur des dichterischen Programms, sondern auch der musikalischen Struktur der Tondichtungen Smetanas erklären. Denn sonst könnte er nicht den poetischen Schluss des Werkes vernichten, das Motiv von Vyšehrad just in der Mitte zerreissen und dessen Ende

einfach streichen! Nedbal brachte dann auch diese Verhunzung der »Vltava« zu uns, was natürlich eine umso grössere Sünde war, als wir allen Anlass haben, gerade von unseren Dirigenten das Verständnis für Smetanas Werke zu fordern.

Im Jahre 1900 trat eine Wendung in der Geschichte der Čechischen Philharmonie ein. Im Theater wurde eine neue Verwaltung eingesetzt, Kovařovic wurde Opernchef. Wie im Theater so auch im Konzertleben legte Kovařovic immer ein volles Verständnis für die Hauptaufgaben und auch die Mängel unserer Musikverhältnisse an den Tag; deshalb lehnte er es ab, die philharmonischen Konzerte zu dirigieren, indem er auf den Fehler seiner Vorgänger im Theater hinwies, welche die selbständige Entwicklung der Philharmonie behindert hatten. So wurde Nedbal der ständige Dirigent aller vier Konzerte der Philharmonie, wodurch unsere musikalische Betätigung schliesslich in zwei selbständige Gebiete geteilt wurde: die Leitung des Theaters übernahm Kovařovic, die der philharmonischen Konzerte Nedbal. Und doch datiert gerade aus dieser Zeit das Leiden der Čechischen Philharmonie, das noch heute nicht behoben ist. Im Jahre 1901 brach der gleichfalls schon erwähnte neue Streik des Theaterorchesters aus, welcher gegen Kovařovic selbst gerichtet war. Diese persönliche Spitze hatte allerdings naturgemäss die Reorganisierung des Theaterorchesters, das jetzige neue Orchester unseres Theaters zur Folge. Kovařovic engagierte sich neue Kräfte, das alte Orchester, in seiner Zusammensetzung natürlich unvollständig, war stellenlos und ohne Beschäftigung. Dieses für beide Seiten gewiss nicht sehr löbliche Ereignis führte zur Bildung eines selbständigen Orchesters aus sich selbst und zwang es, zur Herbeischaffung finanzieller Mittel Konzerte zu veranstalten. Das streikende Orchester, das voll Siegeshoffnung war, gab anfangs nur gelegentlich Konzerte, indem es dabei die offenkundige Sympathie des Publikums ihm gegenüber und dessen Stellungnahme gegen die Theaterleitung ausnützte. Die Entwirrung fiel jedoch anders aus, als die Anstifter erwartet hatten, und so musste sich das Orchester nolens volens in ein selbständiges Konzertorchester verwandeln.

Der künstlerische Leiter des Orchesters war in dieser schweren Zeit L. V. Čelanský, ein junger Dirigent, welcher vor dem Jahre 1900 »dritter« Kapellmeister des Nationaltheaters geworden war, den aber Kovařovic zum grossen Nachteil unseres ganzen Musiklebens nicht für sich engagiert hatte. Čelanský ist heute neben Kovařovic unser bester Dirigent, wenn er auch nicht den Platz einnimmt, der ihm nach seinen Fähigkeiten als Dirigent gebühren würde. Sein eigentliches Dirigentenfach ist besonders die čechische Musik: so wie er versteht es niemand, Fibichs Konzertschöpfungen zu dirigieren, bei Smetana schuf er weiters eine Tradition in der Vorführung sinfonischer Dichtungen, wodurch er das Werk ergänzte, das Kovařovic hinsichtlich der vollkommenen Aufführung des ganzen Smetana vollbracht hatte. Seine Auffassung der sinfonischen Dichtungen Smetanas wurde zu einem Vorbilde, dem heute bei uns jeder Dirigent dieser Kompositionen mehr oder weniger erliegt. In der Musik-Weltliteratur bringt er ferner äusserst ge-

schickt sowohl die alte Literatur vor Beethoven, als auch die modernste jung deutsche Musik in gediegener Durcharbeitung und mit viel Empfinden heraus. Ein grosser Vorzug ist bei ihm ferner die Klarheit, mit der er selbst die kunstreichsten Werke vorführt, wodurch er wieder die breitesten Schichten des Publikums an sich zu reissen verstand, ohne das Niveau der populären Konzerte herabzudrücken. Das alles vollführte er bei uns in der kurzen Zeit einer Saison, welche das glänzendste Jahr der selbständigen Philharmonie bedeutet (1901—1902).

Die Philharmonie musste aber auch im ersten Jahre ihrer Selbständigkeit nicht nur auf die Kunst, sondern auch auf ihren finanziellen Nutzen bedacht sein. Einige grosse Konzerte hätten zur Erhaltung des Orchesters nicht ausgereicht, deshalb begann Čelanský die populären Konzerte zu pflegen, u. zw. nach fremdem Muster in Restaurationslokalen »bei Tisch«. In einer einzigen Saison tat er für die künstlerische Erziehung der breiteren Schichten des Publikums so viel, dass er den Grund zur Möglichkeit legte, dieses selbständige Orchester zu erhalten. Auf dem Programm waren hervorragende heimische und fremde Werke, die Darbietung erreichte oft einen bei uns vordem ungeahnten Grad der Vollkommenheit. Durch die Reinheit der Wiedergabe riss er sein Publikum bei den Werken Smetanas, Fibichs und Dvořáks, sowie der grossen fremden Meister zu unbeschreiblicher Begeisterung hin. Nach dieser Saison machte er dann einen interessanten Versuch: er liess das Publikum über das Programm des Schluss-Konzertes abstimmen. Welch ein hohes Niveau repräsentierte dieses vom schlichten Publikum »bei Tisch« verlangte Programm! Wie könnte sich selbst auch ein »gebildetes« Konzertpublikum zu dem Geschmack gratulieren, der bei diesem interessanten Experimente auf dem Gebiete der Erziehung zur Kunst zum Ausdrucke gelangte! Und doch hatte für diese ganze Tätigkeit, deren Folgen wir heute noch spüren und der wir zu Dank verpflichtet sind, unsere Musikkritik kein Wort der Anerkennung, noch schenkte sie ihr irgend welche Beachtung. Ohne Propaganda und Reklame musste Čelanský diesen seinen Plan ausführen, der für die Erziehung unseres Publikums die zweite Etappe nach den sinfonischen Konzerten der ethnographischen Ausstellung war: der Hunger des Publikums nach guter Musik steigerte sich derart, dass für das Unternehmen bei einer guten Organisation auch der finanzielle Erfolg nicht hätte ausbleiben können.

Diese Organisation war jedoch nicht vorhanden, was den Verfall dieses musterhaften Orchesters verschuldete, das sich bei längerem Zusammenspiel unter Čelanský zu einem der ersten Orchester überhaupt hätte aufschwingen können. Dass auch hier persönliche Fragen, namentlich die Eifersucht und der Mangel an Verständnis seitens anderer, ihre Rolle spielten, braucht wohl nicht erwähnt zu werden. Diese Wunde aber fühlen wir noch heute. Der ganze traurige Zustand unseres jetzigen Orchesters in der Čechischen Philharmonie wurzelt in diesem Wandel in peius — und wozu es verhehlen? Neben dem mustergiltigen Theaterorchester haben wir heute kein ebenbürtiges Konzertorchester. Čelanský ging in die Fremde und ihm folgten auch

die besten Orchestermitglieder, so dass durch seinen Abgang das Orchester in ziffernmässiger und künstlerischer Hinsicht plötzlich geschwächt wurde. Eine Reihe von Dirigenten guten Willens führten das Orchester weiter, ja es fanden sich sogar Mäzene (Kubelík), welche kein Geldopfer scheuten, aber alles blieb bisher vergebens. Eine Sanierungsaktion löste die andere ab, das Orchester steht aber noch immer auf einem Niveau, das unseren Anforderungen nicht genügt. Im Jahre 1902 wurde der »Čechische Verein für orchestrale Musik« gegründet, welcher jährlich vier Elitkonzerte veranstaltet. Damit aber ist niemandem geholfen worden, denn das Orchester bleibt, wie es war, und es hätte diese Konzerte auch ohne diesen Verein gegeben. Es hatte in der Folge den Anschein, als sollte sich die Prophezeiung, dass wir um einen Verein für orchestrale Musik mehr und um ein Orchester weniger haben werden, erfüllen; denn das Orchester musste sogar das Stammkapital angreifen, was zum »Run« auf die Čechische Philharmonie als Verein führte: die Mitglieder entnahmen ihre Beiträge und der Verein blieb ohne Mitglieder. Dafür wurde im Jahre 1903 die »Čechische Philharmonische Gesellschaft« nach Art eines Aktienunternehmens gegründet, welches allerdings weit reellere Ziele verfolgt: sie übernahm das Orchester in ihre Verwaltung, engagiert selbst dessen Mitglieder und zahlt ihnen die Gagen aus. Dadurch bekam das Orchester einen festeren Halt. Leider mangelt der artistischen Leitung das gehörige Bestreben, diese Stütze auch zur qualitativen Verbesserung des Orchesters auszunützen.

Und trotz alledem tut die Čechische Philharmonie (so wird jetzt kurz das »Orchester der Philharmonischen Gesellschaft« bezeichnet) recht gute Dienste, wenigstens nach einer Seite hin. Ihre grossen Konzerte im Rudolfinum sind für unsere Musikverhältnisse nicht von Vorteil, denn so, wie sie sind, genügen sie uns nicht (wir hatten schon bessere Konzerte) und wenn sie nicht da wären, könnte sich das Theater nicht der Verpflichtung entziehen, solche Konzerte selbst zu veranstalten, wie es das hiesige deutsche Theater tut; diese (čechischen) Theaterkonzerte würden aber ein künstlerisches Ereignis ersten Grades bedeuten, wenn sie Kovařovic selbst in die Hand nehmen würde. Dafür leistet dieses unser zweites Orchester recht Tüchtiges mit seinen populären Konzerten, mit denen es, allerdings mit einem doppelten Unterschied, direkt an Čelanský angeknüpft hat. Ein Fortschritt ist es, dass diese Konzerte im Konzertsaale (immer Sonntag Nachmittag) und nicht bei Tischen abgehalten werden, wodurch deren Besuch auch denjenigen, denen die Restauranteinrichtung aus welchem Grunde immer nicht passt, ermöglicht wird. Die Čechische Philharmonie veranstaltet allerdings jetzt auch Konzerte in Restaurants, somit die »allerpopulärsten«, in denen sie leider, selbst was ihr Programm betrifft, mit den gewöhnlichen Orchestern konkurriert; sie spielt hier Potpourris, Operetten, ja sogar Tanzstücke, wozu Čelanský sein Orchester nicht einmal in der ärgsten Zeit erniedrigte. Man kann sagen, dass die jetzigen populären Konzerte der Philharmonie einerseits dem

Geschmack der mittleren musikalischen Schichten nützen, andererseits aber die von Čelanský erzielten Erfolge in der Volkserziehung vernichten. Der zweite Unterschied zwischen den älteren und jüngeren populären Konzerten besteht in deren Qualität. Čelanský riss das Publikum durch seine tadellose, oft ideale Darbietung mit sich fort; heute müssen wir uns nur mit der negativen Seite begnügen, nämlich wenn es »nicht so schlecht« ist.

Wie sehr in Prag solch ein selbständiges Orchester vonnöten ist und wie die Angehörigen beider Nationalitäten dessen Dienste in Anspruch nehmen, zeigt am besten das Publikum dieser populären Konzerte. Die Deutschen bilden einen sehr starken Prozentsatz dieses Publikums. Die deutschen Musiker haben, wie erwähnt, in Prag nur vier Theaterkonzerte, an denen die Čechische Philharmonie den Löwenanteil hat. Ebenso wie beinahe das ganze Orchester des deutschen Theaters čechisch ist, ergänzt sich dieses auch bei Konzerten durch Mitglieder der Čechischen Philharmonie (an deutschen Musikern herrscht in Prag ein grosser Mangel). Diese Dienste des čechischen Orchesters wusste der Direktor des deutschen Theaters, Angelo Neumann, zu schätzen, der sich der Unmöglichkeit wohl bewusst ist, in Prag irgendeine reindeutsche orchestrale Vereinigung ins Leben zu rufen. Nirgends herrschte und herrscht vielleicht in der čechisch-deutschen Frage eine so völlige Übereinstimmung, wie hinter den Kulissen des deutschen Theaters und der Čechischen Philharmonie. Dass Neumann deswegen angefeindet wurde, versteht sich natürlich von selbst, aber ganz ohne Erfolg.

Das ist der Stand der heutigen Čechischen Philharmonie: mit ihren populären Konzerten, in denen sie das reiche sinfonische Repertoir des ganzen 19. Jahrhunderts (besonders jedes Jahr den ganzen Beethoven) aufführt, leistet sie zweifellos eine nicht genug zu lobende Arbeit. Allein eine qualitative Verbesserung des Orchesters und seiner Leistungen ist unumgänglich notwendig, soll dieses Orchester das werden, was es sein sollte und könnte: unser erstes selbständiges Orchester, das allen, auch den strengsten Anforderungen gerecht werden würde. Da wir ein solches Orchester vor nicht langer Zeit bereits besassen, ist es klar, dass wir ein solches haben können. Es ist aber ein General nötig, der es verstünde, seine Soldaten auszurüsten, die schlechten auszuscheiden und mit den guten Sieg auf Sieg zu erringen. Der jetzige Dirigent der Philharmonie, Dr. Wilhelm Zemánek, ist ein sehr fleissiger und künstlerisch gewiss nicht unvorbereiteter Kapellmeister, der mit bleibenden Lettern in der Geschichte der letzten traurigen Jahre unserer Philharmonie eingetragen ist. Es tut jedoch eine rasche, gründliche Reform not. Es hilft hier nicht etwa nur eine neue Subvention der Stadt Prag zur Begleichung des Defizits, noch irgendein anderes Mittel dieser Art, sondern einzig und allein: die Einführung einer strengen Disziplin beim Orchester und dessen ehrliche Begeisterung für die künstlerischen Aufgaben der Gegenwart, u. zw. vor allem für jene eigenen čechischen Aufgaben,

welche unsere Musik immer, selbst in der Fremde zum Sieg geführt haben. Nur so wird die Čechische Philharmonie wieder ihre künstlerische Tüchtigkeit, wieder ihre nationale Individualität erlangen.

Konzentration.

Lange vor dem Beginn der Wahlreformaktion im Abgeordnetenhause haben ernste Elemente der čechischen politischen Öffentlichkeit eingesehen, dass der Kampf, den das čechische Volk nun einmal führen muss, in der bisherigen Form nicht weitergeführt werden kann. Die Desorganisation, die innerhalb der politischen Parteien in Böhmen eingerissen ist, hat eine Situation geschaffen, die fast jede Hoffnung auf ein halbwegs vernünftiges Resultat des mit zwei Fronten, gegen oft verbundene Gegner, geführten Kampfes geradezu ausschloss. War und ist dieser Kampf an und für sich aufreibend, so waren seine Folgen auf das öffentliche Leben umso verderblicher, als durch die erwähnte Desorganisation der Streitkräfte auch zu Hause in Böhmen, das ganze Jahr hindurch ein frischer, aber wenig fröhlicher Kampf geführt wurde.

Solange die Altčechen unter Führung Dr. Riegers am Ruder waren, war unter jungčechischer Fahne alles gesammelt, ws mit der Politik der herrschenden Partei aus politischen, nationalen, sozialen und kulturellen Gründen unzufrieden war. Die Jungčechen hatten zu diesem Kampfe gegen die Altčechen verschiedene glückliche Voraussetzungen: ein grosses, vielgelesenes Blatt, die »Národní Listy«, ein freisinniges Programm, eine tüchtige Organisation, einige gute Redner, glänzende Agitatoren und vor allem ein damals unfehlbar wirkendes Agitationsmittel: das Staatsrecht, dessen Verwirklichungsmöglichkeit die auf den Boden der praktischen Politik im Wiener Reichsrate eingetretenen Altčechen für sehr gering zu halten begannen, und das nun die agitierende jungčechische Opposition umso ungestümer fordern konnte, je nebuloser ihr der Inhalt desselben war. Weil also in diesem Lager alles versammelt war, was die altčechische Politik und Taktik in Böhmen negierte, konnte 1890 und 1891 ein so totaler Zusammenbruch der Partei Riegers herbeigeführt werden. Hier sei gleich bemerkt, dass die ersten, die früher aus dem bunt zusammengewürfelten Wallensteinlager der Jungčechen gesprungen waren, die sogenannten Realisten unter der Führung Prof. Masaryks waren. Die politischen, nationalen, sozialen und kulturellen Bedenken, die diese, ausschliesslich aus der Intelligenz des čechischen Volkes sich rekrutierende Partei, gegen die altčechische Politik hatte, waren jedenfalls gross genug, um dieser Partei nicht Gefolgschaft zu leisten. Aber die Gewissenhaftigkeit in diesen Fragen liess auch eine formelle Gemeinschaft mit den Jungčechen auf die Dauer nicht zu, namentlich dann nicht, als es durch den Streit um die Königinhofer Handschrift klar wurde, dass die Jungčechen eine rein agitatorische, aber keine im guten

Sinne politische Partei sein wollen und können. Sie hatten zwar die Menge für sich — die Unzufriedenen überhaupt — aber zur Führung der öffentlichen Angelegenheiten aller Art mangelte es ihnen an Intelligenz. Damals unternahmen die Führer der Realisten den Versuch, die altčechische Partei zu modernisieren und knüpften mit Dr. Rieger Verhandlungen in dieser Richtung an. Die Umgebung des alternden Führers aber brachte diesen Versuch zum Scheitern. Umso mehr Verständnis zeigte für den Gewinn dieser Partei der Führer der Jungčechen Dr. Julius Grégr, und die Häupter der Realisten Prof. Masaryk, Prof. Kaizl und Dr. Kramář traten in die jungčechische Partei ein, wo ihnen alsbald hervorragende Positionen eingeräumt wurden. Dieses Verhältnis dauerte nicht lange und die Realisten zogen sich mit Prof. Masaryk von den Jungčechen wieder zurück, trotzdem Prof. Kaizl und Dr. Kramář in der Jungčechenpartei verblieben. Zu den Hauptursachen dieses Rückzuges gehörte die Überzeugung Prof. Masaryks, dass weder die Taktik noch die sonstige Tätigkeit der Jungčechen dem in sozialer und kultureller Hinsicht unter seinem Einflusse neugeschaffenen jungčechischen Programm entspreche, vielmehr zu denselben Resultaten führen müsse wie bei den Altčechen.

Durch die seit fast 14 Jahren betriebene agitatorische Politik der Jungčechen war bei ihrem Sieg keine bessere Situation in Böhmen geschaffen. Im Gegenteil. Die Altčechen waren besiegt, aber die Sieger sollten nun ihre Versprechungen einlösen, bessere Zustände auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens schaffen. Das waren sie in keiner Hinsicht imstande Die gegen die Altčechen bestandene, von den Jungčechen genährte Unzufriedenheit herrschte weiter, wurde durch die eben von den Jungčechen betriebene jahrelange Agitation noch begehrlicher, politisch war in Wien wenig zu erreichen, kulturell blieben die Jungčechen teils passiv, teils impotent, und zu alledem kamen noch die inzwischen akut gewordenen sozialen Fragen, die Erstarkung der sozialdemokratischen Organisationen, das Misstrauen der čechischen Intelligenz und schliesslich die Katastrophen unter Badeni, Thun und Körber.

Die nun mit den Altčechen und Jungčechen Unzufriedenen schichteten sich aber umsomehr je nach der Art ihrer Unzufriedenheit. Die Realisten gingen ihrer Wege, die wenig fortschrittliche und freisinnige Politik der Jungčechen bekämpfend, die Staatsrechtlichradikalen urgierten wiederum die Erfüllung der staatsrechtlichen Wünsche. Um der immer mehr wachsenden sozialen Organisation zu begegnen, riefen die Jungčechen seinerzeit die »nationalsoziale« Organisation unter Führung J. V. Klofáčs ins Leben in der Meinung, die grossen Massen der Arbeiterschaft im eigenen Lager zu behalten. Den Kinderschuhen rasch entwachsen, verliess aber diese Partei bald das gemeinsame Banner und steht nun an erster Stelle gegen die Jungčechen, mehr das Nationale als das Soziale in ihrem Programm pointierend. Die für die jungčechische Partei als solche gefährlichste Schichtung hatten aber soziale und wirtschaftliche Fragen durch die Gründung, stramme Organisation und Erstarkung der Agrarierpartei herbeigeführt.

Dadurch ist die jungčechische Partei ihrer ureigensten Domänen beraubt worden.

Alle diese Parteien bekämpfen sich nun seit Jahren in Böhmen, die nationalsoziale und agrarische Partei haben zudem die agitatorische Kraft der Jungčechen, des gemeinsamen Vaters, beibehalten und dieser Partei eine stattliche Anzahl von Mandaten im böhmischen Landtag und Reichsrat abgenommen. Es wird naturgemäss in Böhmen alles vom Parteistandpunkte behandelt, beurteilt und beschlossen. Dass dieser Kampf bei der intellektuellen Verschiedenheit der Kämpfenden oft arg ausartet, braucht nicht erst hervorgehoben zu werden. Das alte Spiel des wenig und selten sachlichen, stark persönlichen Kampfes der Jungčechen gegen die Altčechen wiederholt sich in vollem Umfange mit dem alleinigen Unterschied, dass die persönlich reine und erhabene Gestalt des alten Dr. Rieger fehlt. Was den Jungčechen ferner die Position erschwert, ist die Teilnahme der Altčechen am Kampfe, die publizistisch gut ausgerüstet, den ehemaligen Siegern alles Erlittene heimzahlen.

In dieser Disposition befinden sich also dermalen die čechischen Parteien, die insgesamt angeblich ein und dasselbe Ziel haben: ihrem Volke zu nützen. Weil dies jede nach ihrer Façon tun will und auch soll, ist an eine in früheren Jahren so beliebte Einigkeitstheorie nicht zu denken, soweit es sich um dieses in patriae serviendo zu Hause handelt, wenigstens. Anders steht die Sache mit der Arbeit in Wien. Da, sollte man meinen, ist dieses gemeinsame Ziel viel enger gesteckt, die Verhältnisse und Umstände, Voraussetzungen und Folgen des geführten Kampfes sind andere. Hier tut also eine andere Taktik not. Dieser Erwägung entsprang die eingangs erwähnte Ansicht der politisch Einsichtsvollen in Böhmen über die Gefahr der Disparation auf dem Wiener Parlamentsboden. Wir haben gesehen, dass es selbst einem geschlossenen Vorgehen aller čechischen Vertreter oft sehr schwer wird, jenen Druck auf Parlament und Regierung auszuüben, der einmal in den Verhältnissen des noch bestehenden österreichischen Abgeordnetenhauses notwendig erscheint, will man die Interessen des čechischen Volkes mit Erfolg vertreten.

In dieser Verfassung überraschte die Wahlreformaktion die Čechen und die čechischen Parteien. Und je mehr die Wahlreform ihrer Perfektionierung zueilte, desto klarer wurde es: im Parlamente des allgemeinen gleichen Wahlrechtes wird es keine adeligen Scheinčechen mehr geben, an ihren Plätzen werden čechische Volksabgeordnete die Sache der Nation vertreten, an Zahl wesentlich vermehrt, aber die Verantwortung diesem Volke gegenüber wird viel grösser sein, als bisher, grosse Fragen von weittragender Bedeutung werden einer Erledigung zugeführt werden und es kann sicherlich ein Zeitpunkt eintreten, wo das Verhältnis des čechischen Volkes zum Staate definitiv wird geregelt werden können. Das neu geschaffene Parlament ohne Kurien stellt die Abgeordneten vor neue Fragen, neue Phasen des Verfassungslebens, vor Fragen, die nicht allein das politische und soziale Leben dieses Staates bringt, sondern auch vor solche, welche

die Zeit selbst, die politische und wirtschaftliche Situation Europas überhaupt an die Oberfläche treibt. Mit den heutigen Parteiverhältnissen und den Männern, die diese in die vordersten Reihen gestellt haben, vermag das čechische Volk den Aufgaben der Zukunft nicht gerecht zu werden. Dieser Erkenntnis, die in Böhmen längst bestanden, der zuletzt Dr. Kramář in seiner Broschüre beredt Ausdruck verliehen, entstammt der Ruf nach Konzentration bei den Čechen Man erkennt, dass die zu lösenden grossen Fragen ganze Männer, Arbeiter im besten Sinne des Wortes erfordern, sie müssen also gesucht und gefunden werden, wo immer sie seien, in welcher Partei immer sie stehen.

Es ist begreiflich, dass sich diesem Rufe, im ersten Moment der Erkenntnis von der Richtigkeit dieser Tendenz, keine Partei abweisend entgegengestellt hat. Aber schon bei den ersten Schritten zur Verwirklichung dieser guten Absichten zeigen sich engherzige Parteistandpunkte, persönliche Momente, die heute noch die Möglichkeit des Gelingens einer Raillierung der besten Männer sehr in Frage stellen.

Es ist keine Frage: dadurch, dass die meisten Programme der einzelnen Parteien stark durch deren Anhänger kompromittiert erscheinen, ist eine Konzentration unter gemeinsamer Flagge schwer erzielbar. Zudem hat die noch herrschende Partei, die Jungčechen, begreiflicherweise das grösste Interesse daran, die Kontinuität ihrer Stellung zu erhalten, zumal in der gegenwärtigen Regierung zwei ihrer Parteigenossen sitzen. Andererseits will keine der die Jungčechen bekämpfenden Parteien — die Agrarier und Radikalen – die Chancen ihrer möglichen Wahlsiege einschränken. Die Mandatssucht bleibt allemal die stärkste Triebfeder aller Entschlüsse. Indessen dürfte man wohl schliesslich auch darüber hinwegkommen. Bedauerlich und für eine Konzentration sehr gefährlich aber wäre es, wenn man sich nicht innerhalb der čechischen Parteien über ein gemeinsames Programm für Wien einigen könnte. Ohne grössere Schwierigkeit kann freilich auch das nicht abgehen. Aber der Wille müsste da sein. Es wird recht schwierig sein, die strengkonservativen Altčechen, die bis zum letzten Moment das allgemeine gleiche Wahlrecht bekämpften, programmatisch mit den Jungčechen zu versöhnen, die vor Beginn der neuen Ära ein wahrhaft modernes, freisinniges Programm versprachen. Dass die Agrarier einer Konzentration nicht beitreten wollen, hat seine Ursache einzig allein in der Mandatsfrage. Sie fühlen sich kräftig organisiert, kennen die Unzufriedenheit mit den Jungčechen und wollen sich als grosse politische Partei ausleben. Dass ihnen eine richtige politische Erfahrung noch gänzlich abgeht, schreckt sie nicht ab. Der Umstand, dass die Agrarier nicht in eine einheitliche parlamentarische Organisation eintreten wollen, ist betrübend. Diese Partei hat vorläufig weder intellektuell noch politisch hochstehende Führer — sie wird also weiter gezwungen sein, Licht und Wärme von anderen zu empfangen. Der konservative Feudaladel wird ihnen gewiss ebenso gern zur Verfügung stehen, wie bisher. Und darin allein liegt eine politische Gefahr für eine wahrhaft demokratische, dem čechischen

Bauernstand übrigens einzig entsprechende Politik. Die Beziehungen der Jungčechen zu den radikalen Nationalsozialen waren und sind bekanntlich nicht die besten. Einmal wollte die Klofáčpartei den Obmann des Čechenklubs wegen seines durch die Wahlreformaktion begangenen Volksverrates aufknüpfen lassen, ein anderesmal erklärte Dr. Kramář, es sei mit »diesen Leuten« nicht zu arbeiten. Zum Schluss dürfte das schlechte Gedächtnis der Beiden siegen, vielleicht nicht zum Nutz und Frommen der Konzentration. Es ist oben gesagt worden, dass der Nichteintritt der Agrarier nur auf Mandatssucht zurückzuführen ist, dass aber die Agrarier in programmatischer Hinsicht den Jungčechen — die sie ja alle sind, nur von Zunftgeist befangen — am nächsten stehen. Die Radikalen waren ebenfalls Jungčechen, entfernen sich aber von diesen zusehends und wenn eine Konzentrationsallianz zustandekommt, wird sie stets den Keim neuer Differenzen bergen. Die Existenzberechtigung der Nationalsozialen liegt nicht im Sozialismus, sondern im Radikalismus. Das ist also eine taktische Frage — und die Jungčechen dürften wohl vorerst nicht die Absicht haben, fürderhin radikale Politik zu treiben. Wenn also nicht eine klare und bindende Auseinandersetzung mit Klofáč und Genossen zustande kommt, bei der diese Partei an extensiver Kraft naturgemäss einbüssen muss, bleibt sie im Schosse der Konzentration eine Gefahr für diese selbst. Die Fraktion der staatsrechtlich radikalen »Hajnpartei« spielt keine besondere Rolle bei den Konzentrationsaktionen. Sie ist keine festgefügte Partei und ist mit den Nationalsozialen eng verknüpft. Es bleiben also noch die Realisten. Ohne Frage müssten die Jungčechen in dem Momente, wo sie ernste, positive politische Arbeit in Wien leisten wollen, nach dieser Partei der Intelligenz greifen, sie würden es wahrscheinlich auch viel entschlossener tun, wenn sie nicht mit den Empfindungen der Národní Listy und des diesen blind folgenden Teiles der Prager Parteileitung rechnen müssten. Zwischen dem Führer der Realisten Prof. Masaryk und einzelnen Jungčechen (aber am meisten zwischen ihm und den Nár. Listy) schweben alte Differenzen meist persönlicher Natur, die aber in der streng sachlichen, wenn auch rücksichtslosen Kritik Masaryks ihren Ursprung haben. Den Národní Listy und ihren Freunden sind die Realisten zu wenig national (sprich: chauvinistisch), daher ihre Abneigung. Es wird sich bei der Konzentration eben noch zeigen müssen, ob die von Dr. Kramář offen zugegebene Disparation zwischen dem Prager Generalstab und dem Wiener Operationskorps im Sinne des letzteren zu beheben ist. Wollen die Jungčechen tatsächlich die besten Männer des čechischen Volkes ohne Parteiunterschied in Wien haben — und die Wiener Führer wollen es — dann wird die Konzentration der čechischen Parteien gelingen. Sie kann gelingen, weil es für Wien, für die Politik im Wiener Reichsrate für čechische Abgeordnete nur ein Programm gibt und nur eines geben kann: an der Entwicklung der Dinge in diesem Staate wirksam mitzuarbeiten, den Einfluss und die Macht der Čechen in Österreich auf jene Stufe zu erheben, die ihnen nach Gesetz und Recht zukommt. Ob nun die

Wahlreform allen gerechten Ansprüchen der Čechen entspricht oder nicht: ihre Position im neuen Hause ist quantitativ eine derartige, dass gegen sie oder ohne sie nichts zu erreichen, nichts durchzuführen ist Das Wort des zukünftigen Čechenklubs wird endlich gleichwertig sein mit dem der Deutschen und Polen. Es kommt nun darauf an, wer es sprechen soll. Eine aufrichtige loyale Aussprache der verschiedenen Parteiführer muss zum Ziele führen — wenn der gute Wille da ist. *F. H.*

Die Weltsprache der Wohltätigkeit und die Wohltat der Weltsprache.

»Weltsprache« betitelt sich eine Weihnachtsgeschichte von Auguste Hauschner in Nro 51 des XV. Jahrganges der Berliner Illustrierten Zeitung. Diese Geschichte spielt auf dem Boden Gross-Prags unter wohltätigen Frauen und ihren Beschenkten. Eine kurze Nacherzählung sei uns gestattet.

Wenzel Gärtner kommt als Knabe zu einem čechischen Meister, er heiratet eine Čechin und lässt sich in einem ganz čechischen Vorort von Prag nieder, Gründe genug, dass er seine deutsche Muttersprache fast verlernt und sich Václav Zahradník nennt (das geht freilich nach österreichischem Gesetze nicht). Seine Kinder wachsen natürlich als Čechen auf und wissen nichts von dieser Verwandlung, die mit ihrem Vater vorgegangen, kein Zweifel plagt ihre jungen Seelen, wem sie angehören. Die Sprache, die die Mutter ihnen geträllert, die sie auf der Gasse und auf dem Spielplatz umrauscht, umsingt, die ihnen auf Schildern und Gassenecken entgegenleuchtet, das ist ihre Sprache, ihre zweite Mutter; sie gibt ihnen das dumpfe Bewusstsein von einem Vaterlande, von einem Volksganzen, zu dem sie gehören. Wie dieses Ganze ist, danach fragen sie nicht, das fühlen sie in sich selber, sie fühlen unbewusst, dass es ein Glück ist, ein Volk zu haben, und dieses Glück ist fast ihr einziges, denn sie sind bettelarm.

Die Mutter ist sogar gezwungen, an das Mitleid zu appellieren, das den Kindern der Ärmsten — denn für mehrere langt es nicht — ein dürftiges Mittagssüppchen in der Schule verabfolgt. Da, — ob er nun den Einfall selber hat, oder ob er ihm suggeriert worden ist, jedenfalls kennt er seine Leute und weiss, wie er aufgenommen werden wird — geht Václav Zahradník mit den Kindern zur Einschreibung in die deutsche Volksschule, wo man zum Mittagsessen nicht nur Suppe sondern auch Fleisch mit Knödeln bekommt. Wie der armen čechischen Mutter dabei zu Mute sein mag, übergeht die Autorin aus Zartgefühl.

»Stockčechische Kinder in eine deutsche Schule . . . Das ist ein Verbrechen« ruft die prächtige Frau Doktor Fanta, »diese Kinder stören ja den Unterricht der unseren . . .« Aber die Frau Präsidentin ist anderer Ansicht. »Es sind Renegatenkinder, wir wollen sie unserem Volkstum zurückgewinnen.« Renegatenkinder — aber von den Eltern

ist ja nur eines ein Renegat, der Vater; und die Mutter, der sie ihre Sprache verdanken? — die Autorin berührt auch hier diesen zarten Punkt nicht.

Die beiden Knaben sitzen in der deutschen Schule, ihre Schwestern werden als Engel für eine deutsche Weihnachtsvorstellung engagiert, die Mutter darf in deutschen Familien waschen . . . aber das Glück ist teuer erkauft. Das dumpfe Bewusstsein der Kinder ist gestört, sie haben sich deklassiert, sind zu einer fremden Gesellschaft, die sie nicht sehen, nicht verstehen, in Beziehungen getreten und ernten Hass und Verachtung bei denen, die sie auf Schritt und Tritt umgeben, an deren Urteil ihnen immer am meisten gelegen war. Das kann nicht so bleiben, es kommt zu einem Zusammenstosse und die tüchtige Frau Doktor Fanta setzt es durch, dass die Kinder von den Beteilungen und damit offenbar aus der deutschen Schule ausgeschlossen werden. Sie haben inzwischen als Renegaten auch die viel bescheideneren Genüsse verloren, die ihnen die heimische Wohltätigkeit zu bieten vermochte, das Elend, dem der Vater seine Familie entziehen wollte, ist nur ins Unendliche gesteigert worden. Da besinnt sich die Präsidentin, die an dem ganzen Unheil schuld ist, noch zur rechten Zeit — Weihnachten ist vor der Türe – eines besseren. Sie lässt Schule Schule, Nationalität Nationalität sein und spricht zu der unschuldigen, aber am schwersten betroffenen Mutter die Sprache der Wohltätigkeit, die einzige, wirkliche, überall verstandene Weltsprache.

So endet die kleine Erzählung als richtige Weihnachtsgeschichte und entlässt uns mit der Hoffnung, dass die arme Familie Arbeit und Unterstützung erhalten werde, ohne dass man dafür ein schmerzliches Opfer von ihr verlangte. Wie viel wir von diesem Glück und seiner Dauer halten, lassen wir dahin gestellt sein, uns gefällt die mutige Tendenz der Verfasserin, welche der Heuchelei der sogenannten nationalen Wohltätigkeit kühn die Maske vom Gesichte reisst und ihren Volksgenossinnen in den verschiedenen Schul- und Wohltätigkeitsausschüssen die Pflege der uninteressierten Wohltätigkeit empfiehlt. Man könnte diese Tendenz in die Worte zusammenfassen: »Sprecht die Weltsprache der Wohltätigkeit und lasst das heuchlerische Gerede von der Wohltat der Weltsprache.«

Das ist nähmlich eines der Schlagworte, die Jahr aus Jahr ein soviel Zwist und Verwirrung in unsere Verhältnisse bringen. Man denkt an Heines Lady Mathilde, die sich wundert, »dass manche reiche Leute dieser Gattung, die wir als Präsidenten, Vizepräsidenten oder Sekretäre von Bekehrungsgesellschaften eifrigst bemüht sehen, etwa einen alten, verschimmelten Betteljuden himmelfähig zu machen und seine einstige Genossenschaft im Himmelreich zu erwerben, dennoch nie daran denken, ihn schon jetzt auf Erden an ihren Genüssen teilnehmen zu lassen und ihn z. B. nie des Sommers auf ihre Landhäuser einladen, wo es gewiss Leckerbissen gibt, die dem armen Schelm ebenso gut schmecken würden, als genösse er sie im Himmel selbst.«

So wollen auch die wohltätigen Damen der Frau Hauschner ihren Nebenmenschen vor allem das Beste schenken, was sie haben, die Weltsprache, und sie wissen die Bedeutung dieser Wohltat nicht genug zu rühmen. Weltsprache ist ein gutes Ding, aber die Weltsprache allein tut es doch nicht — Millionen, die die Weltsprache mit auf die Welt bekommen, leben trotzdem in den elendesten materiellen und Bildungsverhältnissen ... wer gewährleistet dem čechischen Kinde, dass es nicht zu diesen gehören wird? Wohl die Zweisprachigkeit? Ja, aber das ist ja eben das Geheimnis der fremdsprachigen Schule, dass man die eigene Sprache nicht wirklich erlernt, dass man die Ausdrücke für Abstrakta und höhere Begriffe, also eben die Kulturgüter, die in ihr vorhanden sind, sich nie aneignet, dass man in der eigenen Nation deklassiert ist, weil man seine Muttersprache nicht grammatikalisch und orthographisch richtig schreibt. Und in der fremden Sprache, da muss das Gros der Schüler froh sein, wenn es sich auch nur zur banalsten Konversation durchbuchstabiert.

Das ist der normale Verlauf, denn die Schule ist kurz, der Tag ist lang, und die Freude am Lernen ist gering. Es ist ja nicht ausgeschlossen, dass sich auf diesem Wege eine Kultursteigerung ergeben kann. Nur ist der Weg dazu ein weiter Umweg, der oft eine, zwei, oder drei Generationen in völlige Unkultur stürzt, damit sich die nächsten allmählich emporarbeiten können. Hätte man das Ziel nicht auf direktem Wege schneller erreichen können, wenn man die armen Verirrten auf ihre eigene Weise den langsamen, aber sicheren Weg zu einer, wenn auch tieferen Kulturstufe hätte aufsteigen lassen, ohne in jede Familie das Schwert zu bringen, drei gegen zwei zu stellen, wo fünfe sind, die Kinder den Eltern, Geschwister untereinander zu entfremden.

Denn es ist ein gewaltiger Unterschied, wie die fremde Sprache, ob Weltsprache oder nicht, gelernt wird. Die Schule muss national sein, und kann es bleiben, mögen noch so viele fremde Sprachen in ihr gelehrt werden. Aber der Übergang in eine fremde, gleichfalls nationale Schule bedeutet nicht bloss ein intensiveres Studium der fremden Sprache, sondern auch Erziehung in einem fremden Geiste, Liebe zu Dingen, die den Unsern gleichgiltig oder verhasst sind, Hass oder Gleichgiltigkeit zu dem, was ihnen das liebste ist. Der Einzelne, soweit er nicht den Einfluss der Schule abschüttelt, also gerade der Begabte, zur höheren Bildung Bestimmte, wird sein Leben lang mit dem Elend des Renegatentums sich schleppen, er wird zu einem Volke gehören und sich innerlich der Lüge dieser Zugehörigkeit bewusst sein — erst die folgenden Generationen bedeuten im allergünstigsten Falle einen wirklichen Gewinn für die Nationalität, ist der aber so bedeutend, dass alle diese ungezählten schmerzlichen Opfer gebracht werden müssen? Ist der Genuss der unnatürlichen Vermehrung so gross, dass er vor keiner gesetzlichen oder Gewissensschranke zurückweichen kann?

In den vorjährigen mährischen Pakt wurde die čechische Forderung aufgenommen, dass ein Kind nur jene Schule besuchen darf,

deren Unterrichtssprache es versteht, die sogenannte lex Perek. Der Pakt ist zum Gesetze geworden, auf Grund dieses Gesetzes ist der mährische Landtag gewählt worden, die deutsche Minorität in Mähren ist dadurch vor jeder Majorisierung für immer geschützt, aber von einer ehrlichen Durchführung der Lex ist leider wenig zu bemerken. Das Gesetz lässt wie fast jedes Ausnahmen zu und als Grund, eine Ausnahme von der Regel des Gesetzes zu statuieren, wird jetzt schon zuweilen — der Wille der Eltern statuiert, ihre Kinder in die deutsche Schule zu schicken. Das ist geradezu köstlich! Ein Gesetz, welches ausdrücklich gemacht ist, um das freie Verfügungsrecht der Eltern über ihre Kinder einzuschränken, wird für aufgehoben erklärt, wenn — die Eltern dagegen Einspruch erheben. Hoffentlich werden sich nicht viele Behörden finden, die eine solche Ausnahme guthcissen werden.

Wenn man statt dieses Gesetzes den mährischen nationalen Landtagskurien auch eine gewisse selbständige Wirksamkeit gegeben hätte mit dem Rechte, die Angehörigen ihres nationalen Katasters zu Schulzwecken zu besteuern und dafür im ganzen Lande, wo es ihnen beliebt, Schulen aller Kategorien zu errichten, so hätte alle Not ein Ende. Jeder Nationalität müsste doch daran gelegen sein, dass ihre Schulen nur ihren eigenen Kindern offen stehen und ihnen eine möglichst gediegene Bildung bieten, dass also keine Zeit durch den Unterricht fremdsprachiger Schüler verloren geht und auch die Kosten der Schulerhaltung durch diese unberufenen Gäste nicht wachsen.

Heute aber ist die Schulerhalterin vor allem die territoriale Gemeinde, die zweite Instanz ist der territoriale Bezirk und die dritte das territoriale Land — Gemeinde und Bezirk werden von Angehörigen einer Nationalität verwaltet, die natürlich nur an der Errichtung von Schulen der eigenen Nation ein wahres Interesse haben können. Die Schule der andern, wenn die Gemeinde sich sie endlich abzwingen lässt, wird zum Stiefkind, zum Gegenstand der steten Missgunst.

Die fremden Kinder sollen in unsere Schule, damit wir keine besondere Schule für diese errichten müssen, anderswo müssen möglichst viele fremde Kinder in unsere Schule, damit die fremde Gemeinde für uns mehr Schulen mit mehr Klassen errichten müsse. Der Fabrikant, der fremdsprachige, billigere Arbeitskräfte zum Schaden seiner Volksgenossen herbeizieht, findet eine Entschuldigung, ja seinen Ruhm darin, wenn er sich bemüht, diese fremde Masse zu entnationalisieren, wenn er die Familien, die er selbst aus ihrer Umgebung gerissen hat, zwingt, ihm ausser Kopf und Muskeln auch ihre Kinder zu opfern . . .

Eine Vergewaltigung reiht sich an die andere, und weil man sie in unserem Staatsgebiete nicht so offen einbekennen darf, wie in Preussen, in Ungarn, so gesellt sich dazu die Heuchelei und man spricht von Wohltaten.

Die wohltätigen deutschen Damen Prags sollten über die Lehre, die ihnen Auguste Hauschner erteilt, nachdenken. Nicht, dass ich ihre uninteressierte Wohltätigkeit für die anderssprachigen Armen in Anspruch

nehmen wollte, — sie mögen uns vor allem mit der Wohltat der Weltsprache verschonen, selbst wenn sie dabei ganz aufhören sollten, die Weltsprache der Wohltätigkeit zu uns zu sprechen.

Vorläufig ist das letztere mehr ein Bedürfnis für sie als für uns. Sie bilden in Prag und den Vorstädten eine recht zahlreiche Gesellschaft, das deutsche Prag entspricht einer ganz bedeutenden Provinzstadt von 20 – 40.000 Einwohnern, aber diese Einwohner gehören mit verschwindenden Ausnahmen fast durchgehends zur Oberklasse — es sind Familien von selbständigen Unternehmern und Geschäftsleuten und ihren höheren Angestellten, ein Heer von Beamten, Offizieren, Lehrern, Pensionierten aller Kategorien, einige Kleingewerbetreibende, dazu ein ganz unbedeutender Prozentsatz von Kellnern, Dienstboten aller Art u. s. w., die eigentliche Masse, die berufen ist alle diese Verzierungen zu tragen, die Arbeiter, die tieferen Schichten der Erwerbsuchenden von Lande, das alles gibt es in dieser verzauberten Stadt nicht. Wenn nun der Wohltätigkeitstrieb sich entladen soll, so findet er innerhalb des Kreises der eigenen Volksgenossen nicht Material genug, dagegen ist es im Übermass in der wirklich grossen anderssprachigen Stadt vorhanden und wird unwillkürlich aufgesucht. Man profitiert nicht selten dabei; die Frau Präsidentin, welche der Frau Zahradník die Wohltat erweist, dass sie bei ihr waschen oder bedienen darf, gewinnt dabei viel mehr als die Frau Zahradník, wenn diese gut und billig wäscht. Aber die Wohltat mag noch so gross sein, ein Recht, dafür auch den Kindern der Frau Zahradník eine nicht verlangte Wohltat aufzudringen, erwächst daraus nicht. Und selbst, wenn im Kopfe der armen Frau Zahradník der tolle Gedanke Platz finden sollte, dass sie die arme unwissende Wäscherin ist, weil sie in die čechische, und die Frau Präsidentin die reiche, vornehme, feine Dame, weil sie in die deutsche Schule gegangen ist, auch dann wäre es Pflicht der letzteren, als gebildete Dame, als Frau, als Mitmensch die arme Schwester zu belehren, wie falsch sie schliesst und was sie und was ihre Kinder bei dem Experiment verlieren können, wie ungewiss der Gewinn ist . . . aber d i e s e Weltsprache, den Ausdruck einer hohen Herzenskultur, lernt man nicht in der Schule. *K. V.*

Die Notwendigkeit juridischer Bildung an der Mittelschule.

Phil. u. JUDr. Wenzel Müller von der čechischen Realschule in Jungbunzlau hielt am 22. November in der Juristenvereinigung »Právnická Jednota« in Prag einen Vortrag, wo er zu beweisen suchte, dass die Mittelschule in ihr Programm eine gewisse Dosis von juristischen, volkswirtschaftlichen und soziologischen Disziplinen aufnehmen müsse, damit ihr Zweck, eine allgemeine Bildung und zugleich die Vorbereitung zu Spezialfächern zu bieten erreicht würde. Er wies auf das Beispiel der französischen, reichsdeutschen, italienischen und bulgarischen

Schulen hin, wo eine derartige Praxis schon seit den neunziger Jahren besteht.

Diese Stimme kommt gerade zur rechten Zeit, da bei uns eine Schulreform nahe bevorsteht.

Die erwähnte Frage wurde bereits vor einigen Jahren in einer Enquete der »Wage« erörtert, neuerdings hat Privatdozent Foustka über die Notwendigkeit soziologischer Bildung an der Mittelschule geschrieben. (Progr. des Smichover Gymn.)

Es besteht kein Zweifel, dass die vorgeschlagene Einführung gewisser soziologischer und juridischer Disziplinen vorteilhaft wäre. Es ist ja ein kläglicher Anblick zu sehen, wie den Absolventen unserer Mittelschulen die einfachsten Elemente des staatlichen Lebens ein Rätsel sind. Ein solcher Intelligent kennt dann weder seine Rechte noch seine Pflichten und ist ein Spielzeug dessen, der ihn mit guten Worten zu berücken weiss. Daraus dürfen sich dann auch viele Erscheinungen des politischen Lebens in Österreich erklären; das stete Fluktuieren der Parteiverhältnisse, allerlei Überraschungen bei den Wahlen etc. Die Kenntnisse, die unter dem Namen Statistik geboten werden, sind so oberflächlich und unzureichend, sie bilden beinahe nur ein Anhängsel, so dass ihr Wert für das Leben recht gering ist. Es müsste den Mittelschülern ein festes Ganze von theoretischem und praktischem Wissen über unseren Staat und seine Rechtsverhältnisse geboten werden, damit endlich ein Interesse an allen seinen Geschicken in ihnen geweckt werde.

In den klassischen Sprachen sowie in der Geschichte wird sich Gelegenheit genug bieten, auf die rechtlichen Verhältnisse hinzuweisen. Lernen doch die Schüler die Staatsverfassung der griechischen Staaten sowie des römischen Reiches eingehend kennen, hundertmal besser als die unseres eigenen Staates. Ein Lehrer, der dies überblickte, könnte spielend durch Vergleiche des modernen Staates mit dem antiken dem Schüler lebendige Kenntnisse schaffen. In der Geographie liesse sich durch einen richtigen Vergleich der Staaten ebensoviel erzielen. Der Geschichtsunterricht müsste natürlich etwas weiter gehen als bis zum Jahre 1848, wo er bei uns gewöhnlich stehen bleibt; nur in wenigen Fällen wird die folgende Zeit eingehender behandelt (der Ausgleich v. J. 1867, die Modifikation der Stellung Österreichs in Europa). Dem Mittelschüler fehlt so der Zusammenhang der Vergangenheit mit der Gegenwart, die Gelegenheit, die aus der Geschichte gewonnenen Kenntnisse auf die Gegenwart zu applizieren. In unserer Zeit allgemeiner Skepsis müsste man wenigstens dem jungen Menschen einen gewissen festen Boden schaffen, damit er überhaupt weiterstrebe.

Soviel für den Vorschlag. Gegen ihn indirekt einige Einwände. Eben im Namen der allgemeinen Bildung. Jede Fachbildung determiniert schon im voraus die Schüler. Wir sehen es an unseren Gymnasien und Realschulen, die ganz verschiedene Menschen erziehen. Wir wollen doch die Entscheidung für ein Lebensfach möglichst weit hinausschieben. Dann noch etwas anderes. Was will man denn jetzt nicht noch alles für Disziplinen einführen! Die Ärzte rufen nach Anatomie und Hygiene,

die Professoren, die sich für Kunst interessieren, und natürlich alle Zeichenlehrer, wollen Kunstpflege in der Schule, unsere Soldaten verlangen von der Schule militärische Vorbildung, die Chemiker wollen mehr Chemie, die Mathematiker mehr Mathematik u. s. w. Jeder sieht nur seinen Vorteil, jeder möchte sein Fach an erster Stelle wissen. Und doch ist und bleibt Zweck der Schule überhaupt und der Zweck der Mittelschule ganz besonders die Vorbereitung zum Leben, zum allseitig tätigen, selbständigen und möglichst selbstbestimmten Leben im Staate. —

Und noch ein Wort. Warum bemüht man sich so wenig um eine Hebung der körperlichen Übungen, des Turnens und Spielens in unseren Schulen. An unseren Gymnasien gibt es mit wenigen Ausnahmen überhaupt keinen obligaten Turnunterricht. In unseren Lehrbüchern steht noch als Eigenschaft des braven Schülers, dass er nicht spielt, dass man ihn selten auf der Gasse sieht, dass er nur lernt. Und dann wundert man sich über zunehmenden körperlichen und moralischen Verfall. Ich verweise auf England, Amerika — und das alte Griechenland.

Also omnia modo, alles mit dem festen Blicke auf das Ganze!

Jaroslav Novák.

NOTIZEN.

— —

Jaroslav Hilberts Aufsatz »Wir čechischen Schrifsteller« (S. 219—225) hat daheim eine so lebhafte Diskussion hervorgerufen und zu soviel Betrachtungen über die Stellung des čechischen Schriftstellers angeregt, dass wir uns leicht mit der Tatsache abfinden, dass er vorläufig in der Fremde und namentlich bei den kleinen Völkern, bei denen bis zu einem gewissen Grade ähnliche Verhältnisse herrschen mögen, so gar keinen Wiederhall gefunden hat. Jaroslav Hilbert hätte sicher eine ähnliche Wirkung durch keinen čechisch geschriebenen Aufsatz erzielen können, und darin liegt die beste Rechtfertigung für sein Vorgehen, gegenüber den Vorwürfen der Bettelei, der Demütigung vor dem Auslande, die man ihm gemacht hat, wobei für die Fernestehenden bemerkt sein mag, dass Jaroslav Hilbert, wie daheim jeder weiss, bei der drastischen Schilderung der materiellen Nöten des čechischen Schriftstellers auch nicht entfernt an sich gedacht hat. Von den polemischen Aufsätzen erwähnen wir die Antwort eines angeblichen Prager Deutschen in den sozialdemokratischen »Rudé Květy« (Rote Blüten), die Entgegnung Dr. J. Herbens im »Čas«, die bedeut-

same Erwiderung »Internationale Bettelei« (von A. Procházka?) in der »Moderní Revue«, die wir gerne ganz reproduziert hätten, wenn der Raum unserer Zeitschrift nicht gar so beschränkt wäre. Robert Saudek macht Hilbert den Vorschlag, er wolle ein Werk aus dem Čechischen übersetzen und in einer hervorragenden Zeitschrift veröffentlichen, wenn Hilbert es mit einer Vorrede versehen wolle: Hier ist das Werk, worin Europa finden wird, was usw. . . . Auf diesen Vorschlag wird Hilbert wohl schwerlich eingehen, so war es gewiss auch nicht gemeint. Wer würde die Verantwortung übernehmen, hier alles auf eine Karte zu setzen? Wer kann sein Urteil einer fremden Literatur aufzwingen wollen? H. C. Andersen ist heute ein Element der Weltkultur, aber die Dänen haben ihn nie so hoch gestellt, dass jemand sich verpflichtet hätte, gerade in seinen Märchen würde Europa etwas Neues finden! Hilbert kann seine »kontraktliche Verpflichtung« nur einlösen, wenn in der Fremde — und die Čechische Revue will nicht bloss zu den Deutschen sprechen — sich Männer finden, die sich in das Studium der čechischen Sprache, Geschichte, Kultur, Literatur vertiefen, um das »Neue«, das »Andere« zu finden, auf die Gefahr hin, nichts zu finden, das des Suchens wert gewesen, Curtiusse, die sich in den dunklen Abgrund stürzen, um vielleicht darin für immer zu versinken . . . Ihre Seelen werden dann von ihm Rechenschaft fordern. Erst nach Jahren kann und darf die Abrechnung erfolgen; mit einer Kritik, und stünde sie in dem vornehmsten Weltblatt, ist es nicht getan. Wir überlassen es also der Zukunft, in dem Streite zwischen Hilbert und seinen Angreifern zu entscheiden, ohne dass wir es uns darum versagen, auf die, wie gesagt, sehr interessante Diskussion noch des nähern einzugehen. Noch eine kleine Anmerkung: In den meisten Polemiken zitierte man korrigierend »Wir čechische Schriftsteller«, aber wir müssen zu unserem Bedauern die Belehrung dankend ablehnen, »Wir čechischen« ist das Üblichere.

Zur Aufnahme der Čechischen Revue. Wir beendigen mit diesem Hefte die erste Hälfte unseres ersten Jahrganges. Wir waren nie so sanguinisch, schon in so kurzer Zeit Wirkungen zu erwarten, und nur von guten Wünschen, die uns mitgegeben werden, können wir auch heute noch wie in unserem dritten Hefte sprechen. So entnehmen wir einem Briefe von Professor Dr. Fr. Paulsen in Berlin die schönen Worte:

. . . Es freut mich sehr, dass Sie sich entschlossen haben, in dieser Weise der gegenseitigen Kenntnis und dem hoffentlich folgenden Verständnis der beiden Nationen zu dienen. Ich bin überzeugt, dass es der einzig mögliche Weg zum Frieden und zum Gedeihen für beide ist: erst sich kennen und dann sich achten zu lernen. Man wird das alte Wort: artem non odit nisi ignorans auch auf dies Verhältnis anwenden dürfen: eine Nation hasst und verachtet nur, wer sie nicht kennt.

Ich habe daher auch den Entschluss des Deutschen Volksrats; die Erlernung der čechischen Sprache zu empfehlen, mit lebhafter Freude begrüsst. Möge der so von beiden Seiten begonnene Brückenbau glücklichen Fortgang haben.«

»Politiken« in Kopenhagen verspricht in einer kurzen Notiz, auf unsere Zeitschrift noch zurückzukommen, und will »vorläufig nur die Aufmerksamkeit darauf lenken, dass es eine Stelle gibt, wo man böhmische Verhältnisse anders als in den deutschgefärbten Darstellungen kennen lernen kann, auf welche diejenigen, die nicht čechisch können, bisher hingewiesen waren.« — »Vort Land« begrüsst unsere Zeitschrift ebenfalls, macht uns aber die grössten Vorwürfe, dass wir nicht das Englische als wirkliche Weltsprache für unsere Zeitschrift gewählt haben. Wir dürften auf diese Frage (die für uns, beiläufig gesagt, nie eine Frage war) noch zurückkommen, haben aber schon auf S. 163 d. Zs. angedeutet, dass uns die für uns wichtigste Sache, nämlich eine kulturelle Verbindung der kleinen Völker durch die Wahl einer passenden Weltsprache nicht wesentlich gefördert erscheint. Wir müssen in den sauern Apfel einer angemessen verteilten Vielsprachigkeit beissen, wenn wir der Vormundschaft der Grossen entwachsen wollen. — Die Agramer »Hrvatska smotra« (II, 2) bringt unseren Artikel »Ein politischer Prozess in Ungarn« in Übersetzung.

Auch ein tüchtiges dänisches Provinzblatt »Östsjällands Folkeblad« bespricht die Č. R. in sehr sympathischer Weise. Aus einer Lokalnotiz der uns zugesandten Nummer (93) ersehen wir dabei, dass der Ringer Bech-Olsen (bekanntlich der Stolz Dänemarks) in Kristiania von »einem Böhmen« nach $43^1/_2$ Minuten währendem Kampfe geworfen wurde. Unsere Freude mindert leider der Umstand, dass der Böhme »Czicanewicz« heisst! Es gibt also in der Welt draussen, z. B. in Kristiania falsche Böhmen, wie bei uns falsche Franzosen oder Montenegriner vorkommen.

Zur Ortsnamenčechisierung. Der Artikel von Dr. J. V. Šimák auf S. 257—276 dieser Zeitschrift reagierte auf einen Artikel der »Deutschen Arbeit«. Es hätte vielleicht nachdrücklicher hervorgehoben werden können, dass die »D. A.« diesen Aufsatz aus dem erwähnten Flugblatt bloss abgedruckt hat, wie die Redaktion im neuesten (4.) Hefte, die Verantwortung für ihn ablehnend, bemerkt. Aber dem Autor musste es willkommen sein, statt auf ein im Buchhandel unzugängliches Flugblatt sich auf eine auch in čechischen Kreisen gelesene Zeitschrift berufen zu können.

Druck von Eduard Leschinger, Prag-II., 699

Tiroler Elegien.

Von Karl Havlíček.

I.

Leise durch die dichte Wolke
Wirf, Mond, deinen Schein!
Wie gefällt es dir in Brixen?
Blick nicht finster drein!

Eil nicht — geh noch nicht zu Bette,
Halt ein wenig an,
Dass ich 'mal mit dir ein Weilchen
Diskurieren kann.

An dem Schnabel merkst mir's, dass ich
Nicht hieher gehöre;
Lauf nicht -- bin nicht »treu und bieder«,
Bin hier in der Lehre.

II.

Bin vom Land der Musikanten,
Spielte die Posaun'
Und die rüttelte die Wiener Herren
Stets aus ihrem Traum.

Um von ihrer schweren Arbeit
Tüchtig auszuruhn
Einen Wagen voll von Polizisten
Sandten sie mir nun.

Zwei Uhr früh war schon vorüber,
Drei Uhr nahte schier,
Ein Gendarme wünschte guten Morgen
Bei dem Bette mir.

Und mit ihm in voller Gala
Kam die Obrigkeit,
Mit dem Degen festgeschnallt den Nabel,
Eitel Gold am Kleid.

»Nicht erschrecken, Herr Redakteur,
Wollens aufstehn schon —
Kommen nachts zwar, sind doch keine Diebe,
Nur 'ne Kommission.

Besten Gruss aus Wien von allen,
'nen Kuss von Herrn Bach —
Das Befinden? fragt er — und dies Schreiben
Schickt er Ihnen nach.«

Auch wenn nüchtern noch mein Magen,
Ist mir Grobheit fremd
Kaiserliche Kommission, Verzeihung,
Dass ich noch im Hemd.

Aber Džok, mein schwarzer Bulldogg,
Ist ein Grobian,
Sehr gewöhnt ans »Habeas corpus«, —
Ist ein Englishman.

Übertreten hätt' der Kerl ja
Fast 'nen Paragraph;
Unterm Bett die löbliche Behörde
Anbellt' er: haf, haf!

Unters Bett das Reichsgesetzbuch
Schmiss ich ihm daher,
Gut, dass ich den weisen Einfall hatte,
Denn er quiekt' nicht mehr.

III.

Als ein Bürger ordnungsliebend —
Es war nicht im Lenz —
Zog zuerst ich an die Strümpfe unter
Hoher Assistenz.

Dann erst las ich jenes Schreiben —
Habe es ja mit,
Und verstehst du österreich'sches Amtsdeutsch,
Lies es selbst, ich bitt!

Bach schreibt mir darin als Doktor,
Dass für meine Lung'
Böhmen nicht gut sei und dass ich brauche
Luftveränderung.

Es sei gar zu schwül in Böhmen,
Heisser Boden und
Viel Gestank auch nach der Oktroyierung,
Gar zn ungesund.

Dass er also eigens um mich
Die Kalesche sandt',
Dass sie auf Staatskosten fort mich führe
In ein andres Land.

Den Gendarmen anbefohlen
Hätt' er mich zu zwingen,
Falls bescheiden ich mich etwa sträubte,
Und mich herzubringen.

IV.

Dumm ist's, dass ich die Gewohnheit
Hab' wie mancher Mann,
Dass ich 'mal Gendarmen mit Gewehren
Nichts abschlagen kann!

Dedera tät nöt'gen, dass ich
Mit ihm fahr' sofort,
Denn die Broder könnten früh auch wollen
Uns begleiten dort.

Auch sagt' er, dass keine Waffen
Auf den Weg ich brauch',
Es sei ihnen anbefohlen
Mich zu schützen auch.

Inkognito geh's durch Böhmen,
War noch seine Bitt',
Denn sonst gäben zudringliche Leute
Massen Grüsse mit.

Noch manch andern weisen Ratschlag
Dedera mir gab,
Wornach ich als Bach'scher Pazient mich
Nun zu richten hab'.

So lockt er wie 'ne Sirene,
Mich den Ahnungslosen,
Bis ich Stiefel, Rock, Pelz, Weste anzog,
Früher doch die Hosen.

Pferde und Gendarmen standen
Längst schon vor der Tür.
»Meine Lieben, nur Geduld ein Weilchen,
Gleich dann fahren wir.«

V.

Lieber Mond, du kennst die Weiber
Sicher gut bereits
Und du weisst, dass man sehr oft mit ihnen
Hat ein grosses Kreuz.

Warst auch Zeuge manches Abschieds
In der Einsamkeit
Und kennst besser als die Novellisten
Dessen Bitterkeit.

Mutter, Gattin, Schwester, Tochter,
Meine Sidonie,
Standen um mich her und weinten stille,
Wie bisher noch nie.

Bin ein alter Eisenfresser,
Trag' schon manchen Hieb,
Diesmal hatt' ich doch die Brust beklommen
Und die Augen trüb.

Drückte mir die Poděbradka
Fest ins Angesicht,
Dass die Polizisten glänzen sehen
Meine Träne nicht,

Denn sie alle an der Türe
Hielten stets noch Wacht,
'ne Staffage, die diese triste Szene
Österreichisch macht.

VI.

Posthornblasen, Räderknarren,
's geht nach Iglau, sieh,
Hinterher, damit wir nichts verlieren,
Trabt Gandarmerie,

Und in Borová das Kirchlein
Auf dem Hügel ragt,
Traurig blickt es nach mir durch die Wälder.
»Kind, bist du's?« es sagt.

»Deine Wiege stand hier unten,
Sah dich taufen ja,
Dem Vikar, dem alten, ministrieren
Fleissig lernen da.

Sah dich, als du in die Welt zogst
Und die Fackel schwangst,
Unsrer Schar mit lustger Flamme leuchtend
Auf den Weg ohn' Angst.«

Dreissig Jahre kenne ich dich,
So verfliesst die Zeit,
Aber, Bursche, was für Ungetüme
Reisen mit dir heut?«

VII.

Als wir über Iglau fuhren,
Ich an Spielberg dachte,
Hinter Linz ich Kufstein nicht mehr
Aus dem Kopfe brachte.

Erst als wir, ich sah 's, den Kufstein
Rechts hübsch liessen stehn,
Konnt' ich die alpine schöne Gegend
Angenehmer sehn.

Dumme Fahrt, wenn unbekannt dir
Bleibt, wohin der Zug,
Der Postillone fröhlich Blasen
Ist nur Lug und Trug.

Überall geschmiert und üb'rall
Pferde umgespannt —
Wenn in Wien ihr doch umsatteln wolltet,
Besser wär's für's Land! —

Eine hübsche Einrichtung doch
Ist der Telegraph,
Wohin wir auch kamen, die Massregeln
Vor mir gleich er traf,

Dass die fürsorgliche Mutter,
Unsre Polizei,
Früher schaue, dass für mich der Ofen
Wärmestrahlend sei.

Über Budweis aber muss ich
Sagen noch ein Wort,
Denn vier Flaschen Melniker ja kaufte
Dedera mir dort.

Regte sich's so patriotisch
Jetzt ihm in der Brust?
Oder hofft' er, Böhmen-Lethe werd' ich
Trinken unbewusst?

Melniker ist ausgetrunken,
Welschen trink ich nun;
Doch es scheint, dass gleich unruh'ge Säuren
In den beiden ruhn.

VIII.

Jetzt, mein Möndchen, Schluss der Elegien,
Und heroisch sei nun unser Ton,
Denn, was ich dir jetzt will vorerzählen,
War des Teufels schon.

Jener Weg von Reichenhall nach Weidring,
— Sicher kennst du ihn, bleibst du auch stumm, —
Kein Erlass von noch so hoher Stelle
Oktroyiert ihn um.

Berge, Felsen, fast noch kolossaler
Als die Dummheit in den Völkern, weh'!
Bodenlos ein Abgrund starret wie der
Rachen der Armee.

Nacht so schwarz wie unsre heil'ge Kirche
Und wir fliegen nur den Berg daher,
Dedera zwar schreiet: »Halt die Pferde!« —
Doch der Bock ist leer.

Krachend eilt der Wagen, Pferde rasen,
Wie vom Teufel fortgeschleppt im Nu,
Und der Postillon schlägt hinterm Berge
Feuer wo in Ruh'.

Wie vom Turme steil herab vom Berge
Uns der Weg herführt,
Werden irgendwo in einem Abgrund
Wir jetzt interniert?

Ach, das war ein Augenblick gar selig,
Denn ich kenne keine grössre Lust,
Als zu sehn, wie Sanct Hermandad zittert,
Angstbeklemmt die Brust.

Bin ein fleiss'ger Bibelleser und so
Fiel sogleich mir jener Vorfall ein,
Wie man Jonas, um den Sturm zu stillen,
Warf ins Meer hinein.

»Lasst uns losen, einer von uns sicher
Ist vor Gott dem Herrn ein Sünder gross,
Deshalb muss auch aus dem Wagen springen,
Wen jetzt trifft das Los.

Kaum gesagt, sieh da! die Polizisten
Prüften ihr Gewissen gar nicht lang,
Rechts und links zu einer Türe jeder
Aus dem Wagen sprang.

O, du Welt, du ganz verkehrte, aufwärts
Streckt die Polizei jetzt ihre Bein
Und im Wagen, der dahinrast, sitzt der
Delinquent allein.

O, Regierung, törichte Regierung,
Völker willst du führen an der Schnur,
Und du kannst nicht 'mal ohn' Leitseil lenken
Zwei Paar Pferde nur! —

Ohne Kutscher, Leitseil und im Finstern —
Wo statt Gräben Abgründe nur sind —
So fuhr ganz allein ich in dem Wagen
Wie der Alpenwind.

Sollt' ich bangen, einmal dieses Leben
Scheuen Pferden anvertraut zu sehn?
Österreich'scher Bürger! Kann mir etwas
Schlimm'res noch geschehn?

So gelangte ich mit kaltem Blute
Warm jedoch im Munde die Zigarr' —
Guter Laune schneller zu dem Posthaus
Als der Russen Zar.

Aller Delinquenten Muster — unbewacht ich
Meine Abendmahlzeit hier einnahm,
Eh' die Polizei mit blut'gen Nasen
Nachgehumpelt kam.

Ich schlief gut, die Polizei doch schlaflos
In Weidring noch lange lag und sass:
Applizierte Spiritus dem Rücken,
Arnika der Nas'.

Und so endet hier die Epopöe,
Zugedichtet ist kein Pfifferling,
Postmeister Dahlrupp wird dir's bestät'gen
Heut' noch in Weidring.

IX.

Und wir kamen dann nach Brixen
Ungestört im Trab;
Dedera für mich die Kreisregierung
Eine Quittung gab.

Dies Papier nach Böhmen sandten
Sie statt meiner, traun,
Mich, ach, hält der schwarze Doppeladler
Hier in seinen Klau'n.

Kreisregierung, Kreisbeamte
Und Gendarmen ja,
Diese gaben sie mir als Schutzenglein
Hier in Kamtschatka.

Brixen, 1852.

Übersetzt von Rudolf Illový.

Die Kanalisierung des Moldau- und Elbeflusses in Böhmen.

Von Dr. Anton Klir.

Zu den wichtigsten Wasserbauten, welche derzeit in Böhmen in Ausführung begriffen sind, gehört auch die Umgestaltung der Moldauflusstrecke Prag-Melnik und der Elbeflusstrecke Melnik-Aussig zu einer den Bedingungen der Grosschiffahrt entsprechenden Wasserstrasse und zwar unter Anwendnng der Kanalisierungsmethode. Es soll hiedurch in dem berührten Flusslaufe durchwegs eine minimale Wassertiefe von 2·1 m geschaffen werden, um auch den grössten Elbekähnen, welche eine Tragfähigkeit bis über 900 Tonnen aufweisen, während der ganzen Schiffahrtsperiode und unabhängig von dem jeweiligen Wasserstande den freien Verkehr zu sichern.

Zur Durchführung dieser Aufgabe, welche einen Kostenaufwand von 44·4 Millionen Kronen erfordern wird, wurde von der Regierung im Jahre 1896 eine eigene Kommission bestellt, welche unter dem Vorsitze Seiner Exzellenz des Herrn Statthalters von Böhmen aus je 4 Vertretern der Regierung und des Landes gebildet ist und welche in allen das Kanalisierungsunternehmen betreffenden Angelegenheiten autonom beschliesst. Dieser Kommission sind auch Ersatzmitglieder und Fachexperten beigegeben; nebstdem besitzt dieselbe ihre eigenen technischen und administrativen Bureaus.

Von den angeführten Ausführungskosten übernahm der Staat $^2/_3$ und das Land Böhmen $^1/_3$.

Den Ausgangspunkt der Moldaukanalisierungs-Arbeiten bildete der Karolinentaler Hafen; die weitere Fortsetzung der Schiffbarmachung des Moldauflusses stromaufwärts in das Weichbild der Stadt Prag bildet Gegenstand des bekannten Wasserstrassengesetzes vom 11. Juni 1901, in welchem für diese hochwichtige

Arbeit die Summe von 14·4 Millionen Kronen veranschlagt erscheint. Die Verfassung des Durchschiffungsprojektes in der Stadt Prag sowie die Ausführung desselben wurde im Jahre 1902 ebenfalls an die Kanalisierungs-Kommission übertragen; aus diesem Anlasse wurde die Zusammensetzung der Kommission durch je einen Vertreter des Handels- und des Finanzministeriums ergänzt. Im Sinne der Bestimmungen des vorerwähnten Wasserstrassengesetzes trägt der Staat von den Kosten der Schiffbarmachung in Prag $^{7}/_{8}$ und das Land $^{1}/_{8}$.

Die Kanalisierungs-Kommission besorgt auch die Arbeiten betreffend die Ausgestaltung des Holešovicer Hafens zu einem modernen Verkehrshafen.

Mit dem Schlusse der Bausaison des Jahres 1906 hat die Kanalisierungs-Kommission das zehnte Jahr ihrer Tätigkeit beendet, und es dürfte ein kurzgefasster Rückblick auf die in diesem ersten Dezennium erzielten Resultate nicht nur für die technischen Kreise, sondern auch für die weitere Öffentlichkeit wohl von Interesse sein. Bei dieser Gelegenheit soll zugleich über die bei den Kanalisierungsbauten zur Anwendung gelangten neuartigen Konstruktionen kurz berichtet werden.*)

Diese Revue soll stromabwärts von Prag beginnend vorgenommen werden.

*) Bekanntlich wird bei einer Flusskanalisierung die für die Schiffahrt vorgeschriebene Minimalwassertiefe dadurch erzielt, dass das Wasser künstlich mit Benützung von beweglichen Wehren entsprechend hoch gestaut wird; auf dieser vorgeschriebenen Stauhöhe wird der Wasserspiegel oberhalb des Wehres konstant gehalten, das Wehr muss daher je nach der wechselnden Wasserführung des Flusses entweder noch mehr abgedichtet, oder bei höheren Wasserständen teilweise geöffnet werden.

Durch die Einschaltung von Stauwehren in gewissen Abständen in den Flusslauf wird die frühere natürliche geneigte Wasseroberfläche in eine Reihe von stufenartig hintereinander folgenden Stauhaltungen umgestaltet, zwischen welchen der Schiffsverkehr unter Benützung von Kammerschleusen ermöglicht wird. Für den lediglich talwärts gehenden Flossverkehr sind in den Stauwehren separate Flosschleusen vorgesehen, welche in Form von geneigten Gerinne ausgebildet sind, über welche das gestaute Wasser allmählich in das Unterwasser beim Wehr hinabfliesst und die Holzflösse mitnimmt. Für Wanderfische sind in den Stauanlagen spezielle Fischpässe errichtet worden.

Die im Vorstehenden nominell angeführten Bauobjekte bilden zusammen eine Staustufe.

Moldaukanalisierung.

1. Die I. Staustufe an der Moldau unterhalb Prag bei Troja weist in mancher Beziehung interessante Konstruktionen auf. Die Stauanlage besitzt drei Öffnungen von je rund 39 m lichter Weite; die Stauhöhe beträgt 2·7 m. Für den Verschluss gelangte daselbst ein Nadelwehr zur Ausführung, dessen mit Hacken versehenen Nadeln im Schiffsdurchlasse eine Länge von 4·65 m und ein Gewicht von nahezu 50 kg erhalten mussten. Diese Abmessungen und Gewichte bilden zugleich die äusserste Grenze der praktischen Anwendbarkeit eines Nadelverschlusses.

Die Flosschleuse hat eine Breite von 12 m und eine Länge von 409 m erhalten; der Einlaufsschweller liegt 1·2 m unter dem Stauspiegel, so dass bei geöffneter Flosschleuse rund 25 m^3 Wasser pro Sekunde zum Abflusse gelangen. Bei niedrigen Wasserständen kann die Flosschleuse mit Benützung von gegen einen Schubsteg sich stützenden Nadeln abgesperrt werden.

Am linken Ufer zweigt vom Flusse in einer Entfernung von 120 m oberhalb des Stauwehres der zu der Schleusenanlage bei Podbaba führende 3·0 km lange Schleusenoberkanal ab, welcher eine Sohlenbreite von 20 m und eine Wassertiefe von 2·5 m besitzt. Das Kanalbett musste durchwegs in einem sehr wasserdurchlässigen, schotterigen Materiale ausgehoben werden, weshalb die Befürchtung begründet erschien, dass in dem unweit gelegenen Baumgarten die daselbst bis 1·3 m unter dem künftigen Stauspiegel gelegenen Parkanlagen infolge der Wasserdurchsickerung überflutet werden könnten. Um dies zu verhüten, wurde der Schleusenkanal auf eine Länge von 880 m künstlich durch Lettenbeton abgedichtet, welche Vorkehrung sich vollständig bewährt hat.

Am Schleusenoberkanal sind an geeigneten Stellen Umschlagsplätze vorgesehen. Für die Aufrechthaltung der Kommunikation von Baumgarten nach dem beliebten Ausflugsorte Troja wurde über den Schleusenkanal eine eiserne Strassenbrücke von 23 m Spannweite errichtet.

Die Schleusenanlage bei Podbaba wurde als eine Doppelschleuse ausgebildet, dieselbe besteht aus der für einzelne fahrende Schiffe bestimmten kleinen Kammer von 73 m nutzbarer Länge und 11 m Breite und aus der Schleppzugsschleuse

von 143 m Länge und 20 m Sohlenbreite, in welcher zugleich vier grosse Elbekähne samt dem Remorqueur Platz finden können.

Der Unterschied zwischen dem Ober- und Unterwasser, oder das Mass, um welches bei der Durchschleusung die Schiffe in der Schleusenanlage senkrecht gehoben oder gesenkt werden, beträgt 5·4 m.

Neuartig ist bei diesem Objekte die Anwendung von 12 m langen, 3 m hohen Klapptoren in den Schleusenoberhäuptern. Die Absperrung der zur Füllung oder Entleerung der Schleusen dienenden beiderseits in den Schleusenmauern angebrachten Umlaufskanäle von je 3·14 m² Querschnittsfläche besorgen im Oberhaupte horizontale Rollschützen, System Mayer, im Unterhaupte abbalancierte vertikale Rollschützen.

Der Aufenthalt der Personendampfer infolge der Durchschleusung dauert in der kleinen Kammer kaum 8 Minuten; in der Schleppzugsschleuse, welche zur einmaligen Füllung rund 16.000 m³ Wasser erfordert, wurde die Füllungs- und Entleerungsdauer mit etwa 12 Minuten ermittelt.

2. Die zweite Staustufe an der Moldau ist bei Klecan situiert. Das Stauwehr erhielt einen Nadelverschluss, wobei jedoch in diesem vereinzelten Falle das System mit der Kummer'schen Auslösung zur Anwendung gebracht wurde. Die ganze Staustufe, welche bereits seit dem Jahre 1899 im Betriebe steht, bietet sonst nichts Bemerkenswertes; es bliebe nur anzuführen, dass bei der Schleusenanlage die Schleusen nicht nebeneinander wie in Podbaba, sondern in der Fahrtrichtung hintereinander liegen. Die unten situierte Schleppzugsschleuse hat über dem Unterwasser nur 1 : 1 geböschte Wände erhalten.

3. Bei der Staustufe Nr. III in Libšic verdient die Wehranlage näher erwähnt zu werden, und zwar namentlich inbetreff des daselbst ausgeführten Schützenwehres, System Boulé, in der als Schiffsdurchlass dienenden 65 m weiten rechtsseitigen Wehröffnung. Die Staudifferenz beträgt 3·56 m, so dass eine Nadelwehrkonstruktion nicht mehr anwendbar war. Das Schützenwehr besteht aus 51 umlegbaren 6 m hohen, genieteten Wehrböcken, welche in Abständen von je 1·25 m aufgestellt sind. Der Verschluss zwischen je zwei Wehrböcken bilden 5 übereinander angebrachte Schützentafeln. Die Verbindung der Wehrböcke erfolgt oben mittels eines Laufsteges, der mit zwei für Schützenkräne dienenden Schienengeleisen versehen ist. Das Niederlegen der Wehrböcke samt

den Stegtafeln geschieht nach dem Systeme Mégy mit Benützung einer durchlaufenden Kette. Das vollständige Öffnen des Schützenwehres erfordert einen Zeitraum von 6 Stunden, wobei zusammen 10 Mann beschäftigt sind.

Für die Absperrung der Flosschleuse in Libšic gelangte ein Segmentwehr, System Prášil, zur erstmaligen Ausführung. Das Wehr bildet einen 12·5 m langen, 1·3 m hohen eisernen Fachwerkträger, welcher im Querschnitte die Form eines Kreisausschnittes besitzt und zu beiden Enden starke Drehzapfen trägt. Der auf die Blechhaut des Hauptträgers wirkende Wasserdruck überträgt sich zentral in die beiden Endlager; das Eigengewicht des Segmentwehres ist ausbalanciert.

Die Schleusenanlage von Libšic ist derjenigen bei Klecan nachgebildet; auch die sonstige Einrichtung der Staustufe gibt zu keinen besonderen Bemerkungen Anlass.

4. Die vierte Moldaustaustufe bei Miřovic bot Gelegenheit zur Kombinierung des Stauwehres mit einer neuen Reichs-Strassenbrücke; die mittlere Wehröffnung von 56 m lichter Weite wurde daher als Brückenwehr ausgebildet. Der Stau beträgt hier 3·9 m. Das Brückenwehr besteht aus genieteten 10·5 m langen Losständern, welche oben an der Brücke drehbar aufgehängt und paarweise zu 25 Rahmen vereinigt sind. Zwischen den Losständern bewegen sich eiserne 5·3 m hohe, 1·84 m breite Schützentafeln auf Walzen. Mittels einer auf der Brücke fahrenden elektrischen Winde können die Schützentafeln bei vollem Wasserdrucke 4·5 m über das Normalwasser hochgezogen werden, worauf es möglich ist, die Losständerelemente mit einer zweiten fahrbaren elektrischen Winde 60 cm über das höchste Hochwasser unter die Brückenkonstruktion umzudrehen.

Auf diese Weise werden sämtliche zur Wasserstauung dienenden Konstruktionsteile gänzlich aus dem Wasser entfernt, dieselben können bequem revidiert und nach Bedarf repariert werden. Diese Vorteile sowie die Ermöglichung der Wehrbedienung von der Brücke aus, somit unabhängig von allen Wasserständen, reihen die Brückenwehre unter die vorteilhaftesten Stauwerke, mit welchen lediglich der Nachteil einer grösseren Kostspieligkeit untrennbar verknüpft ist.

Das Brückenwehr von Miřovic repräsentiert eine der grössten Konstruktionen dieser Art, die zugleich durch die zweckmässige Mitbenützung des Eigengewichtes der beiderseitigen an die Wehr-

öffnung anschliessenden Brückenfelder zur gehörigen Verankerung der eigentlichen Tragkonstruktion des Brückenwehres gekennzeichnet ist.

Die Flosschleuse in Miřovic weist auch eine neuartige Konstruktion auf; um dem zur Bedienung des Wehres bestellten Dienstpersonale einen Übergang über die Flosschleuse zu ermöglichen, wurde über deren Einfahrt ein abbalancierter Hubsteg errichtet, welcher unter Verwendung des Wasserauftriebes selbsttätig gehoben oder gesenkt werden kann.

Die sonstige konstruktive Ausbildung der Flosschleuse besteht aus einem ähnlichen Segmentwehre wie in Libšic, nebstdem sind am Ende des festen Abschlussbodens derselben die zur Mässigung der daselbst entstehenden Wasserwelle dienenden, bei allen Flossschleusen an der Moldau in Anwendung gebrachten Flossfedern (klapačky) vorgesehen.

Die Schleusenanlage in Miřovic ist derjenigen von Libšic nachgebildet; ein Unterschied besteht nur darin, dass die Mauern der Zugschleuse analog wie in der Kammerschleuse senkrecht vollgemauert sind.

5. Die fünfte Staustufe, die letzte an der Moldau, zerfällt in drei grosse Objekte:

a) das Stauwehr bei Wraňan mit der für den Lokalverkehr dienenden kleinen Kammerschleuse;

b) den Lateralkanal von 10 km Länge zwischen der Moldau bei Wraňan und der Elbe bei Melnik;

c) die Schachtschleuse bei Hořin mit 8·9 m Gefälle.

Das Stauwehr ist ein Nadelwehr mit geschweissten und geschmiedeten Böcken von gleichen Abmessungen wie in Troja; die lichte Weite des Schiffsdurchlasses beträgt jedoch 60 m, und somit ist dieses Nadelwehrfeld, bei welchem auch die Nadeln eine Länge von 4·62 m und im nassen Zustande ein Gewicht von 50 kg pro Stück erreicht haben, das grösste Wehr dieser Kategorie, welches nicht nur bei der Kanalisierung der Moldau und Elbe in Böhmen, sondern soweit es uns bekannt ist, auch im Auslande jemals zur Ausführung gelangt ist.

Die Schleuse für den Lokalverkehr weist eine nützbare Länge von 60 m und eine Breite von 8 m auf, und ist dazu bestimmt, den kleineren Fahrzeugen, welche den Verkehr zwischen den oberhalb der Wraňaner Wehranlage und den unterhalb der-

selben liegenden Ortschaften bis zur Moldaumündung vermitteln, den Umweg durch den langen Lateralkanal zu ersparen.

Bei Hochwasser und Eisgang wird sowohl das Ober- wie auch das Untertor dieser Schleuse geöffnet, und es wird ausnahmsweise durch die Schleuse ein Teil des Hochwassers durchgelassen, wogegen alle übrigen Verkehrsschleusen an sämtlichen Staustufen bei Hochwasser geschlossen bleiben.

Der Lateralkanal mit der Schleusenanlage bei Hořin bilden zusammen ein Bauwerk von besonderer Bedeutung. Die Doppelschleuse bei Hořin ist eine der grössten Anlagen dieser Art überhaupt, und beim Baue derselben gelangte eine ganze Reihe von technisch interessanten neuartigen Konstruktionen zur Verwendung. Über dieses Bauwerk wird in einem späteren Aufsatze separat berichtet werden.

Der Lateralkanal mündet bei Melnik schon in die Elbe, und bildet somit seine Mündung zugleich den Abschluss der Moldaukanalisierung. Die kanalisierte Moldaustrecke von Karolinental bis Melnik hat eine Stromlänge von rund 51 km und sinkt der normale Wasserspiegel bei dieser Länge um 25·16 m; diese Höhendifferenz wird in den Schleusen der vorangeführten fünf Staustufen bei der Berg- sowie bei der Talfahrt der Schiffe überwunden. Die Kanalisierungsarbeiten haben in dieser Strecke einen Kostenaufwand von rund 20 Millionen Kronen erfordert, woraus sich ergibt, dass ein Kilometer durchschnittlich 400 000 Kronen gekostet hat. Die ganze Strecke wurde im Jahre 1905 dem öffentlichen Verkehre übergeben.

Elbekanalisierung.

Bei Melnik beginnt die Kanalisierung der 71 km langen Elbestrecke Melnik—Aussig. Der Höhenunterschied zwischen dem Wasserspiegel bei Normalwasser in Melnik und in Aussig beträgt 21·44 m. Nach dem genehmigten generellen Projekte sind an der Elbe sechs Staustufen und ein Seitenkanal zur Umgehung der Stromschnellen bei Schreckenstein zur Ausführung beantragt.

Von den Elbestaustufen ist bisher keine gänzlich vollendet worden. Am meisten fortgeschritten ist der Bau der Staustufe bei Unter-Beřkovic, welche im laufenden Jahre in Betrieb gesetzt werden wird. Die nächstfolgende Staustufe bei Wegstädtl wird erst in zwei Jahren der gänzlichen Vollendung zugeführt

werden. Betreffs der weiteren Staustufe Nr. VIII bei Raudnitz wird bemerkt, dass daselbst auf den entsprechend erhöhten und verstärkten Pfeilern des Nadelwehres von der Stadtgemeinde Raudnitz eine neue Strassenbrücke errichtet werden soll. Mit dem Baue wurde erst im vorigen Jahre angefangen. Die weiteren drei Staustufen an der Elbe sind bei Leitmeritz, Lobositz und Praskovic geplant.

Bezüglich der Elbestrecke von Leitmeritz nach Aussig ist dermal noch nicht die Frage endgiltig entschieden, ob daselbst die für den ungehinderten Schiffahrtsbetrieb erforderliche Wassertiefe durch Kanalisierung oder aber durch systematische Regulierung auf Niedrigwasser erzielt werden soll. In dieser Beziehung haben im vorigen Jahre die Handelskammern in Reichenberg und Prag enquetmässige Beratungen der Schiffahrtsinteressenten durchgeführt, bei welchen alle hiebei vorkommenden Fragen technischer und kommerzieller Natur eingehend erörtert worden sind. Gemäss des im Jahre 1905 gefassten Beschlusses im Landtage des Königreiches Böhmen wurde das weitere Studium dieser Angelegenheit sowie deren Entscheidung an die Kanalisierungs-Kommission übertragen.

Die konstruktive Ausgestaltung der im Bau begriffenen drei Elbestaustufen unterscheidet sich von den an der Moldau ausgeführten Vorbildern hauptsächlich dadurch, dass der Schweller im Schiffsdurchlasse der Stauwehre 1·4 m unter das Normalwasser gelegt wurde, wogegen an der Moldau dieses Mass nur 0·7—0·9 m beträgt. Mit Rücksicht auf die grössere Wasserführung des Elbeflusses mussten auch die Stauwehre grössere Wehrweiten erhalten; das erste Stauwehr bei Unter-Beřkovic besitzt drei Öffnungen von je 54 m lichter Weite. Die Schleusenanlagen sind durchwegs als Doppelschleusen ausgebildet, so dass in der Kammer- sowie in der Zugschleuse ganz unabhängig von einander die fahrenden Schiffe von einer Haltung in die andere befördert werden können. Die Abmessungen d. i. die nutzbaren Längen und Breiten der Schleusenanlage sind in Vergleich mit den Moldauschleusen etwas vergrössert worden.

Für den Abschluss der Umlaufskanäle in den Schleusen sind im Oberhaupte die an der Moldau bewährten Horizontal-Schützen verwendet worden. Im Unterhaupte werden sogenannte Segmentschützen zur Ausführung gelangen. Das Prinzip dieser neuen

Konstruktion fand bereits bei den grossen Hořiner Schleusen seine erstmalige Verwendung.

Eine besondere Bemerkung verdient noch die für die Staustufe bei Wegstädtl zum erstenmale zur Ausführung gebrachte Konstruktion des Nadelwehres mit genieteten, in Entfernungen von 3·0 m von einander abstehenden Wehrböcken — Zusammengefasst bilden die in Böhmen bisher ausgeführten Kanalisierungsbauten interessante Beispiele von verschiedenen Wehr- und Schleusenkonstruktionen, wie solche auch bei ausländischen Flusskanalisierungen nicht vorkommen, weshalb es begreiflich erscheint, dass diese Bauten alljährlich von zahlreichen Fachmännern des In- und Auslandes besichtigt werden; auch bei den internationalen Ausstellungen in Paris und Chicago sind denselben die höchsten Preise zuerkannt worden.

Die Prager Universitäten und ihre Bibliothek.

Von J. Strakatý.

Den vieljährigen eifrigen Bemühungen der berufenen Kreise ist es endlich gelungen, den Bau neuer Gebäude für die beiden Prager Universitäten zu sichern. Doch suchen wir unter den projektierten Bauten vergebens ein neues Heim für die Universitätsbibliothek; sie ist das Aschenbrödel, das man immer wieder »auf später« vertröstet ohne Rücksicht darauf, dass es sich um eine nicht nur den beiden Prager Universitäten gemeinsame Institution handelt, sondern dass diese überdies als »Caesarea regia bibliotheca publica« auch weiteren Kreisen zugänglich und für die gesamte Öffentlichkeit höchst wichtig ist.

Umso rücksichtsloser muss auf die in der Universitätsbibliothek herrschenden unerträglichen Zustände hingewiesen werden, deren Beseitigung übrigens schon jahrelang vergeblich verlangt wird.

Diese Zustände verschlimmern sich von Jahr zu Jahr, da die Zahl der Hörer an den beiden Prager Universitäten, besonders an der böhmischen juridischen und philosophischen Fakultät, beständig anwächst. Ein klares Bild dieser stetig steigenden Frequenz der böhmischen und deutschen Universität in dem Jahrzehnt 1896/97 bis 1905/06 bietet die beigefügte statistische Übersicht des letzten Dezenniums, welche zugleich eine Statistik der Frequenz der Bibliothek enthält.

Hauptsächlich sind die Philosophen bei ihrem Studium auf die Bibliothek angewiesen, besonders bei den Seminar- und Prüfungsarbeiten; für sie sind Bücher das geistige »tägliche Brot«. Das rapide Steigen der Frequenz der philosophischen Fakultäten ist daher auch eine Hauptursache der heutigen unhaltbaren Missstände in der Bibliothek.

Selbstredend kann eine Einrichtung der Bibliothek, welche im Jahre 1896 für die 4239 Hörer (darunter 475 Philosophen)

beider Universitäten kaum hinreichend war, nicht nach zehn Jahren genügen, wo im Wintersemester des Jahres 1905—6 5462 Hörer inskribiert sind, also um 1223 Hörer mehr als im Jahre 1896. Die Zahl der inskribierten Philosophen aber beträgt 1995, die Zunahme innerhalb von zehn Jahren also 1520, mit anderen Worten ihre Zahl hat sich mehr als vervierfacht!

Natürlich geht mit der steigenden Zahl der Hörer und besonders der Philosophen ein Anwachsen der Zahl der Leser Hand in Hand; im Jahre 1897 besuchten die Bibliothek 59.159 Leser, im J. 1906 102.457 Leser, also um 43.298 d. i. um $73^{0}/_{0}$ mehr! Diese Ziffern schreien geradezu nach einer Wandlung zum Bessern.

Ich will hier nicht alle die schon so oft*) angeführten Mängel ins Detail aufzählen: dass das Gebäude des Klementinums selbst äuserst herabgekommen und für Bibliothekszwecke durchaus ungeeignet ist, dass die Lesezimmer unzulänglich sind und ihre Einrichtung der einfachsten Grundsätze der Hygiene spottet und dass endlich die Kanzleien eher engen und unbequemen Spelunken als Amtslokalitäten ähnlich sind.

Ich will mich damit begnügen, eine Reihe von Zahlen anzuführen, denn diese drücken am deutlichsten die ganze Misère der in der Universitätsbibliothek herrschenden Zustände aus.

In der Bibliothek sind zu wenig Beamte angestellt. Statistisch ist nachgewiesen, dass auf einen Beamten der Prager Universitätsbibliothek um 79 Hörer mehr entfallen als durchschnittlich in allen übrigen Universitätsbibliotheken der im Reichsrat vertretenen Königreiche und Länder, ganz abgesehen davon, dass wir es in Prag mit einer öffentlichen Bibliothek zu tun haben. Wenn die Zahl der Beamten der Prager Universitätsbibliothek nur diesem Durchschnitte entsprechen sollte, müsste ihr Personalstand um 4 Beamte vermehrt werden (von 16 auf 21 Beamte).

Im Lesezimmer der Universitätsbibliothek sind 134 Plätze, im Wintersemester d. J. 1905/6 waren an den beiden Prager Universitäten 5462 Hörer inskribiert; es kann somit erst jeder 41. Hörer das Lesezimmer benützen, oder — in Prozenten ausgedrückt — es ist nur $2{\cdot}48^{0}/_{0}$ der gesamten Studentenschaft zugänglich.

---

*) Der Bibliothekar Regierungsrat Dr. Kukula selbst gesteht diese Mängel ein in seinem Aufsatze in der Revue »Deutsche Arbeit«, V. Jhrg., S. 107 – 113.

Im Lesezimmer der Wiener Universität sind 344 Plätze, die Zahl der im Wintersemester 1905/6 inskribierten Hörer betrug 8108, d. h. jeder 23. Hörer oder 4·25% aller Hörer konnte das Lesezimmer benützen. Dabei fällt jedoch noch der Umstand auf die Wagschale, dass, während alle übrigen Universitätsbibliotheken ausschliesslich für die Universitätshörer bestimmt sind, die Prager Bibliothek öffentlich ist und vom Publikum zahlreich frequentiert wird, so dass die Behauptung, es entfalle ein Platz nicht auf jeden 41., sondern erst auf jeden 60.—65. Hörer, durchaus nicht übertrieben ist.

Wenn wir die Wiener Verhältnisse als Masstab nehmen, finden wir, dass nach Analogie derselben die Zahl der Plätze im Lesezimmer — resp. Lesesaal — der Prager Bibliothek auf 237 erhöht werden müsste.

Die Prager Bibliothek ist mit 36.000 K dotiert. Die übrigen österreichischen Bibliotheken sind mit je 20.000 K dotiert, ausgenommen die Wiener und Czernowitzer, von denen erstere eine Dotation von 60.000 K, letztere eine von 18.000 K geniesst.

Wenn wir die bewilligte Summe durch die Zahl der Hörer dividieren, so entfällt nach der untenstehenden statistischen Übersicht auf einen Hörer am meisten in Czernowitz (26·24 K), am wenigsten in Lemberg (6·18 K) und in Prag (6·57 K).

Durchschnittlich entfällt von den Dotationen der Universitätsbibliotheken in den im Reichsrat vertretenen Königreichen und Ländern auf einen Hörer 8·41 K; es »erspart« somit der Staat an jedem Prager Hörer 1·84 K. Soll auf jeden auch nur der durchschnittliche Betrag von 8·41 K entfallen, dann muss die Dotation der Prager Universitätsbibliothek um 10.050·08 K erhöht werden.

Ausser der Dotation bekommt noch eine jede Universitätsbibliothek für ihre Zwecke die Matrikeltaxen und die neu eingeführten Semestralgebühren, deren Erträgnis allerdings mit jedem Jahre sich ändert. Berechnen wir nun nach den Angaben des Staatsbudgets für das Jahr 1907 den auf den einzelnen österreichischen Universitäten auf einen Hörer entfallenden Betrag aus der Gesamtsumme der Dotation, der Matrikeltaxen und der Semestralgebühren, so ergibt sich wiederum der grösste Betrag für einen Hörer in Czernowitz (29·15 K), der kleinste für einen Hörer in Lemberg (8·61 K) und in Prag (8·78 K). Durchschnittlich entfällt auf einen Hörer im Staatsgebiet 10·92 K, also »erspart«

Statistische Übersicht

des Besuches der böhmischen und deutschen Universität und der k. k. öffentlichen und Universitätsbibliothek in Prag

in den letzten 10 Jahren.

Winter-semester oder Sommer-semester	Universität	Theologische Fakultät Hörer		Juridische Fakultät Hörer		Medizinische Fakultät Hörer		Philosophische Fakultät Hörer		Pharmaceuten	Summe der Hörer			Daher im ganzen		Leser im Jahre
		o.	a. o	o.	a. o.	o.	a. o.	o.	a. o.		o.	a. o.	Hospit.			
W. S. 1896/97	B	133	7	1237	219	762	48	275	57	77	2407	408	—	2815	4239	1897
	D	44	13	533	79	540	144	99	44	18	1126	298	—	1424		
S. S. 1897	B	125	7	1189	202	601	26	256	39	76	2171	350	—	2521	3699	59.159
	D	42	14	520	58	333	70	92	32	17	987	191	—	1178		
W. S. 1897/98	B	137	4	1298	253	650	28	321	83	84	2406	452	—	2858	4194	1898
	D	36	6	526	71	392	132	105	44	24	1059	277	—	1336		
S. S. 1898	B	135	2	1249	204	474	62	323	67	72	2181	407	—	2588	3716	70.944
	D	32	8	507	51	272	101	102	32	23	913	215	—	1128		
W. S. 1898/99	B	134	2	1412	291	549	50	456	83	89	2551	515	—	3066	4392	1899
	D	32	6	555	74	342	113	129	52	23	1058	268	—	1326		
S. S. 1899	B	129	—	1384	239	397	58	448	58	92	2358	447	—	2805	3967	68.589
	D	31	5	540	53	273	85	116	38	21	960	202	—	1162		
W. S. 1899/1900	B	135	—	1559	306	441	31	484	99	88	2619	436	—	3143	4464	1900
	D	34	6	566	45	292	107	144	102	25	1036	285	—	1321		
S. S. 1900	B	137	—	1501	229	822	29	483	78	89	2443	336	—	2868	4034	67.097
	D	29	3	546	41	234	84	137	67	25	946	220	—	1166		

W. S. 1900/1901	B	129	1	1696	253	368	32	525	135	85	2718	421	—	3224	4567	1901
	D	41	1	586	53	271	110	194	63	24	1092	251	-	1343		
S. S. 1901	B	125	1	1625	199	218	29	533	101	77	2501	330	—	2908	4093	68.123
	D	40	1	566	45	200	69	186	58	20	992	193	—	1185		
W. S. 1901/1902	B	138	2	1760	286	328	48	663	154	80	2889	490	—	3459	4847	1902
	D	43	7	636	68	216	63	220	100	25	1116	263	—	1388		
S. S. 1902	B	127	1	1652	234	263	36	652	148	71	2694	419	—	3184	4450	74.417
	D	43	5	589	61	167	70	229	70	26	1028	232	6	1266		
W. S. 1902/1903	B	123	4	1674	302	307	43	784	245	68	2888	594	—	3550	4985	1903
	D	43	8	592	99	184	64	276	126	23	1095	297	20	1435		
S. S. 1903	B	122	4	1568	4	230	42	718	261	66	2638	311	—	3015	4298	79.417
	D	41	8	575	67	144	42	259	117	20	1019	234	10	1283		
W. S. 1903/1904	B	122	6	1629	272	314	55	949	292	69	3014	625	—	3708	5203	1904
	D	51	9	630	92	199	52	308	127	11	1189	291	15	1495		
S. S. 1904	B	114	3	1551	321	247	53	892	245	61	2804	622	—	3487	4795	77.718
	D	49	8	576	56	155	39	294	105	10	1074	208	16	1308		
W. S. 1904/1905	B	120	10	1501	305	354	89	700	544	104	2675	948	290	4017	5582	1905
	D	62	17	616	78	193	53	357	140	17	1228	288	32	1565		
S. S. 1905	B	125	4	1393	248	300	38	726	375	92	2544	665	193	3494	4845	83.198
	D	61	16	583	46	169	27	333	91	14	1146	180	11	1351		
W. S. 1905/1906	B	120	3	1467	271	413	25	1182	304	90	3182	603		3875	5462	1906
	D	73	17	603	65	235	32	356	153	18	1267	267	35	1587		
S. S. 1906	B	107	6	1350	212	335	14	986	355	87	2778	587		3452	4847	102.457
	D	68	17	566	55	195	23	320	121	18	1149	216	12	1395		

der Staat auch in diesem Falle an jedem Prager Hörer 2 K 14 h.

Was Wunder, dass unter den obwaltenden Verhältnissen der neue Erlass des Ministeriums für Kultus und Unterricht, es habe jeder Universitätshörer für die Bibliothek die Semestralgebühr von 1 Krone zu entrichten, unter den Prager Universitätshörern einen Sturm der Entrüstung hervorrief.

Diese Aufregung ist umso berechtigter, als die Prager Universitätsbibliothek zugleich eine öffentliche Bibliothek ist und daher einem jeden Bürger **unentgeltlich** offen steht, während alle übrigen Universitätsbibliotheken nur von den Hörern der betreffenden Universitäten benützt werden dürfen.

Es kann da freilich nicht auf einen Schlag Abhilfe geschafft werden, denn wenn auch das Ministerium für Kultus und Unterricht zu einer raschen Abhilfe bereit wäre, so wird das Finanzministerium seine Zustimmung verweigern.

Vor allem müssen wir eine Erhöhung der Dotation verlangen, ferner eine Erhöhung der Beamten- und Dienerzahl. Die Krone der Reform wäre freilich erst die Errichtung eines neuen Gebäudes, welches allen modernen Anforderungen entspräche. Solange es nicht dazukommt, so lange wird die Universitätsbibliothek nicht leben, sondern nur vegetieren.

Und was für Aussichten hat der Bau eines neuen Bibliotheksgebäudes? Nach der gegenwärtigen Sachlage ist daran nicht eher zu denken, als bis die Neubauten für die juridische und philosophische Fakultät beider Universitäten ausgeführt sein werden. Dann käme auch die Bibliothek an die Reihe. Es muss also die jetzige Universitätsbibliothek als ein Provisorium betrachtet werden, welches noch einige — ich will nicht sagen viele — Jahre dauern kann.

Gegenwärtig ist das Lesezimmer der Bibliothek eher ein Studierzimmer, denn den bei weitem grösseren Teil der Besucher bilden Universitätshörer, die sich hier zu ihren Prüfungen vorbereiten. Diese Besucher könnten aber entfallen, wenn in den projektierten Universitätsgebäuden Handbibliotheken und Studierzimmer für die juridische und philosophische Fakultät untergebracht würden, wie es Doz. Dr. W. Tille*) vorgeschlagen hat.

*) Dieser Vorschlag ist näher erörtert in den »Nár. Listy« vom 28. November 1905.

Für die medizinischen Fakultäten sollten solche Studienbibliotheken sobald als möglich errichtet werden, denn die Benützung der Universitätsbibliothek wird für die Mediziner wegen der grossen Entfernung des Klementinums von den Gebäuden der medizinischen Fakultäten fast zu einer Unmöglichkeit. Übrigens streben die Mediziner schon seit einigen Jahren die Errichtung einer solchen Bibliothek eben deshalb an. Durch die Errichtung solcher Fakultätsbibliotheken würde die Frequenz der Universitätsbibliothek bedeutend sinken.

Prof. Dr. Sauer *) hat einen bemerkenswerten Vorschlag gemacht, dem nur lebhaft beigestimmt werden muss, dass nämlich das Gebäude der Universitätsbibliothek zum Zwecke der Durchführung der nationalen Gleichberechtigung zwei vollständig abgesonderte Lesezimmer haben soll: eins für die böhmische, und eins für die deutsche Universität. Vielleicht wäre es aber ratsam noch weiter zu gehen und bei jeder von den beiden Prager Universitäten eine neue Bibliothek zu errichten, welche nur den Mitgliedern der betreffenden Universität zugänglich wäre; dagegen könnte die jetzige öffentliche und Universitätsbibliothek vollständig eine öffentliche Bibliothek sein. Zweifellos wäre die Errichtung dieser neuen Bibliotheken sowohl für die bisherige Bibliothek als auch für die beiden Universitäten von grossem Vorteil, denn es könnte sich eine jede von den beiden Bibliotheken selbständig entwickeln und so besser das Interesse der zugehörigen Universität wahren, als es unter den jetzigen Verhältnissen möglich ist, wo natürlich die Interessen der beiden so ungleichartigen Universitäten verschieden sind.

Zur Erhaltung dieser beiden Bibliotheken würden neben einer gleichmässig verteilten Staatsdotation die Matrikelgelder und die neu eingeführte Semestralgebühr dienen. Für die Bibliothek der böhmischen Universität wäre das freilich vorteilhafter, weil ihr die Matrikelgelder und Semestralgebühren aller böhmischen Universitätshörer zufielen, deren Zahl die der deutschen Universitätshörer mehr als um das doppelte übertrifft. Denn von allen Prager Universitätshörern sind 29% an der deutschen und 71% an der böhmischen Universität inskribiert, und in demselben Verhältnis stünden dann auch die Einkünfte der Bibliotheken.

* * *

*) Siehe Deutsche Arbeit, V. Jahrg., S. 347.

Das Bestreben, die trostlosen Verhältnisse unserer Universitätsbibliothek erträglicher zu machen, währt schon mehrere Jahre; ich konstatiere gerne, dass in mancher Beziehung ein Wandel zum Bessern eingetreten ist. Wollen wir hoffen, dass auch die übrigen Unzulänglichkeiten bald beseitigt werden!

Statistische Übersicht

der Verhältnisse an den österreichischen Universitätsbibliotheken.

Universität	Summe der Hörer im Wintersemester 1905/6	Bibliotheksdotation	Matrikelgelder und Inskriptionsgebühren	Zusammen	Auf einen Hörer entfällt		Zahl der Beamten*)	Auf einen Beamten Hörer:
					von d. Dotation	vom ganzen Betrage		
Czernowitz	686	18.000	2.000	20.000	26·24	29·15	8	86
Innsbruck	1074	20.000	3.000	23.000	18·61	21·41	9	119
Graz	1971	20.000	5.000	25.000	10·14	12·68	10	197
Krakau	2517	20.000	7.100	27.100	7·94	10·76	10	251
Wien	8108	60.000	21.000	81.000	7·40	9·91	26	312
Prag (beide Universitäten)	5462	36.000	12.000	48.000	6·57	8·78	16	341
Lemberg	3249	20.000	8.000	28.000	6·18	8·61	9	361
Durchschnittlich	—	—	—	—	8·41	10·92	—	262

*) Die nicht honorierten Praktikanten sind nicht miteingerechnet.

Noch einige Gedanken über die Antike.

Von Dr. Franz Krejčí.

Im 2. Heft dieser Zeitschrift hat Dr. E. Peroutka »Gedanken über die Antike« veröffentlicht, auf die ich mir die Freiheit nehme zu reagieren.

Der Verfasser hat mich selbst dazu berechtigt, um nicht zu sagen aufgefordert, indem er das Verhältnis der philosophischen Zeitschrift »Česká Mysl«, deren Redakteur ich bin, zur Antike und meine eigene Stellungsnahme zu den Reformbestrebungen auf dem Gebiete des Mittelschulwesens in einer Weise bestimmt, die ich weder vor unserer noch vor der fremden Öffentlichkeit gelten lassen möchte. Ich bemerke aber im voraus, dass es sich hier um keine Replik im gewöhnlichen Sinne des Wortes handelt, sondern vielmehr um die Beseitigung eines Missverständnisses. Dem Meritum des mit anheimelnder Wärme geschriebenen Aufsatzes, welches in der Ansicht besteht, dass die Antike auf die weitere kulturelle Entwicklung der mitteleuropäischen Völker und durch diese auf die Entwicklung der gesamten Menschheit noch lange befruchtend und veredelnd einwirken soll und wird, stimme ich vollkommen bei und wenn der Verfasser zum Schlusse von der Zukunftsmittelschule fordert, sie solle von mehr philosophischem Geist — wie bei den alten Griechen — beseelt werden, so hätte er keine Reformidee aussprechen können, die meiner Überzeugung mehr entspräche.

Der Verfasser hat sich dabei jedoch auf einen Standpunkt gestellt, von dem es unmöglich ist, einen klaren Überblick über den Stand der Reformbewegung auf dem Gebiete des Mittelschulwesens zu gewinnen und verschiedenen darauf bezüglichen Ansichten gerecht zu werden. Denn er vermengt die Begriffe

»Antike« und »klassisches Sprachstudium« oder besser gesagt: er hat keine Vorsorge getroffen, dass für den Leser diese beiden Begriffe auseinandergehalten werden. Es ist wohl möglich gegen das humanistische Gymnasium d. h. gegen das Studium der klassischen Sprachen aus dem Grunde aufzutreten, weil man gegen die Antike überhaupt ist; aber es ist kein logischer Schluss, einen jeden, der gegen das klassische Sprachstudium auftritt, oder die Beschränkung des klassischen Sprachunterrichtes an der Mittelschule anstrebt, für einen Gräcophoben zu halten. Ja auch darin wird ein ruhig denkender Gräcophile nichts widersinniges erblicken können, wenn jemand aus lauter Vorliebe für die Antike und aus aufrichtiger Anerkennung ihres Bildungswertes dem jetzigen humanistischen Gymnasium bei uns keinen Geschmack abzugewinnen vermag. Qui bene distinguit, bene docet. Hätte sich der Verfasser das vor Augen gehalten und hätte er sich der Mühe unterzogen, die Motive der Stellungnahme der von ihm angeführten Zeitschriften und Persönlichkeiten von diesem einzig berechtigten Standpunkte zu prüfen, so wäre sein einleitender Überblick sicherlich anders ausgefallen.

Wenn wir den Begriff der Antike und des klassischen Sprachstudiums strenge auseinanderhalten, so ist nach meinem Ermessen der Stand der Reformbestrebungen auf dem Gebiete des Mittelschulwesens bei uns folgender: Zunächst sind bei uns die beiden extremen Richtungen in analoger Weise vertreten wie überall, wo die Mittelschulreform sich auf der Tagesordnung befindet; es gibt nämlich solche, welche die unbedingte Beseitigung des klassischen Sprachunterrichtes von der Mittelschule anstreben, und andere, die davon nichts wissen wollen, und an dem Prinzipe des klassischen Unterrichtes festhaltend, eine Vertiefung und Vervollkommnung desselben zur Bedingung einer jeden Reform machen. Zu den ersteren gehören unter den Pädagogen die meisten Techniker und Naturforscher und — es muss unumwunden konstatiert werden — das Gros des intelligenten Publikums. Und wenn man noch die Meinung der übrigen das Leben nur von der praktischen Seite ansehenden Volksschichten mit in Betracht ziehen wollte, so müsste man sagen, dass unsere Öffentlichkeit im ganzen gegen den klassischen Sprachunterricht eingenommen ist. Ein Plebiscit würde sicherlich zu Ungunsten des humanistischen Gymnasiums ausfallen. Dieser Umstand ist bei der Frage der Schulreformen keineswegs ausser acht zu lassen, da die

jetzige soziale Organisation auch den breitesten Schichten genug Gelegenheit bietet, ihre Meinung, mag sie von den höheren Kreisen noch so geringgeschätzt werden, auch bei der Gesetzgebung zur Geltung zu bringen.

Das andere Extrem ist bei uns vorwiegend durch die Fachphilologen unter den Hochschul- und Mittelschulprofessoren vertreten. Ihre mitunter recht resolut vernehmbare Stimme gewinnt gegenüber der ziemlich allgemeinen antihumanistischen Strömung an Wichtigkeit, weil die einflussreichen Stellen des bureaukratischen Schulorganismus bis zum Ministerstuhle hinauf bis jetzt von entschiedenen Anhängern des klassischen Sprachunterrichtes besetzt waren und noch sind. Was das zu bedeuten hat, ist jedem Kenner der Entwicklungsgeschichte des österreichischen Schulwesens klar.

Zwischen diesen Extremen gibt es eine dritte Richtung, eine im gewissen Masse vermittelnde, deren Vertreter den aus dem Missverhältnisse des jetzigen humanistischen Gymnasiums zu dem Sehnen und Trachten der modernen Gesellschaft sich ergebenden Übelständen durch eine mehr oder weniger radikale Beschränkung des klassischen Sprachunterrichts Abhilfe verschaffen wollen. Die radikalste Beschränkung besteht in der Beseitigung des Griechischen, die weniger radikale in der Verlegung desselben in die höheren oder höchsten Klassen des Gymnasiums. Hieher gehören bei uns vor allem die Verfechter einer einheitlichen Mittelschule und des Reformgymnasiums und ich glaube die Behauptung aussprechen zu dürfen, dass sich diese Richtung der meisten Sympathien unter den Pädagogen, natürlich den Nichtphilologen, erfreut.

So stehen die Sachen bei uns. Ich will die Motive unerörtert lassen, welche die das öffentliche Leben beherrschende Abneigung gegen den klassischen Sprachunterricht erzeugt haben, die von Peroutka angeführten Umstände mögen dabei mitbestimmend gewirkt haben: das erhellt jedoch aus meiner Übersicht, dass den Anhängern der dritten Richtung, zu denen auch die Redakteure der »Česká Mysl« gehören, eine ablehnende Haltung der Antike gegenüber nicht a priori zum Vorwurfe gemacht werden kann. Ich sage zum Vorwurfe: denn Peroutka scheint diese vermeintliche ablehnende Stellungnahme aus der Unterschätzung des Bildungswertes der Antike und aus ungenügendem Verständnis für das Wesen der antiken, speziell der griechischen

Kultur herleiten zu wollen. Wenn ich nun zur Abweisung dieses Vorwurfes schreite, so spreche ich selbstverständlich für mich allein.

Vorerst stelle ich aller Begeisterung für die Antike, soferne sie den schlagendsten Grund für die Beibehaltung des klassischen Sprachunterrichtes abgeben soll, folgende Erwägungen entgegen: 1. Durch den klassischen Sprachunterricht, wie er an der heutigen Mittelschule betrieben wird und wie er sich im Sinne der vorgeschlagenen Reformen noch so gründlich und ausgiebig gestalten könnte, ist es unmöglich zu dem den — sagen wir — Gräcophilen vorschwebenden Ziel zu gelangen. 2. Es ist möglich auf anderen Wegen dieses Ziel zu erreichen.

Der Sprachunterricht gilt nicht mehr als Selbstzweck und die Fabel von dem formalen Überwerte des Studiums der klassischen Sprachen wird heutzutage von niemandem für Wirklichkeit gehalten. Er wird als das wirksamste und unter den gegebenen Umständen praktischeste Mittel zum Erfassen des Geistes der Antike, soweit dieser in literarischen Schöpfungen seine veredelnde und verschönernde Kraft erstrahlen lässt, betrachtet; er soll die jungen empfänglichen Seelen in unmittelbare Berührung mit der Quelle der antiken Schönheit und Lebensweisheit bringen, um dadurch seine segensreiche Wirkung auf die Charakterbildung einzelner Individuen und auf eine mehr ideale Gestaltung des öffentlichen Lebens zu stärken. Gewiss schön gedacht. Dann muss aber als Zweck des klassischen Sprachunterrichtes die Beibringung einer solchen Kenntnis des Griechischen und Lateinischen aufgestellt werden, welche den Absolventen befähigt die griechischen und lateinischen Schriftsteller im Original zu lesen, sich dem Genusse der Lektüre ungestört hinzugeben und so das Interesse für die Klassiker auch inmitten des alltäglichen Treibens zu bewahren.

Dieser Zweck wird an unseren Gymnasien nicht erreicht. Oder wagt jemand zu behaupten, dass ein durchschnittlicher Gymnasist nach abgelegter Matura, nachdem er seinen Büchervorrat an Klassikern an den Mann gebracht, noch einmal zu Homer oder Sophokles greift, um sich der Schönheit der griechischen Poesie an der Quelle zu erfreuen, oder sogar den Drang in sich fühlt sich auch mit anderen Werken als jene, die er in der Schule kennen gelernt, bekannt zu machen? Um das Latein ist es in dieser Hinsicht besser bestellt; ich spreche aber vom Griechischen, da es sich bei der Beschränkung des klassischen Sprachunterrichtes um dieses handelt und auch Peroutka in seinem Aufsatze des Lateinischen keine Er-

wähnung tut. Um den besagten Zweck zu erreichen, müsste dem griechischen und überhaupt dem humanistischen Unterricht viel mehr Zeit gewidmet werden, so wie es vor der Thunschen Reform der Fall war, und so wie es jetzt, da eine ausgiebige Pflege der Naturwissenschaften zur unabweisbaren Forderung der modernen Kultur geworden ist, rein unmöglich erscheint. Und anders lassen sich die allgemein gefühlten und von den orthodoxesten Humanisten durch ihre Reformbestrebungen am deutlichsten dokumentierten Übelstände nicht beseitigen. Das zu bewältigende grammatische und lexikalische Material ist beim Griechischen so schwierig und gross, die Auswahl der beim Unterrichte zu behandelnden Schriftsteller so gering im Verhältnisse zu dem ganzen Reichtum der griechischen Literatur, dass von einem Eindringen in das Wesen der griechischen Antike und von einer befruchtenden Einwirkung desselben auf die den modernen Strömungen unmittelbar unterliegenden Seelen füglich keine Rede sein kann. Der ganze jetzige Unterricht im Griechischen ist vielmehr nur die elementarste Vorbereitung, welche nur für denjenigen von Wert sein kann, der auf dieser Grundlage das Studium in bewusster Absicht zum Ziele zu gelangen fortsetzt. Das trifft bloss bei den Fachphilologen zu, obgleich es auch hier wenig Auserwählte gibt. Freilich hat der Sprachunterricht an sich auch seinen Bildungswert; ob aber das Überwiegen desselben, wie es an unseren Gymnasien der Fall ist, für die harmonische Ausbildung aller Fähigkeiten des modernen Menschen nur vorteilhafte Folgen hat, das scheint mir keineswegs eine ausgemachte Sache zu sein.

Man ist gewohnt aus dem Unterschiede, der im äusseren Auftreten und in der Befähigung zu gewissen Berufstätigkeiten zwischen den Gymnasisten und Realisten naturgemäss tatsächlich besteht, auf die Vorzüge der einen oder der anderen Erziehungsweise zu schliessen. Beide Parteien wissen etwas zu Gunsten der von ihnen bevorzugten Erziehungsrichtung zu sagen. Ich will nicht entscheiden. Wenn aber auf Grund dieses Unterschiedes dem Sprachunterrichte, gegenüber dem intensiveren Studium der Naturwissenschaften, ein idealisierender, dem im öffentlichen Leben grassierenden Materialismus entgegenwirkender Einfluss auf den Charakter nachgerühmt wird, so möchte ich das sehr bezweifeln. Ich halte mich an Goethe und könnte seinen ganzen Hymnus auf die Natur zitieren zum Beweise, wie das Eindringen in die Gesetzmässigkeit des Naturlaufes auf den Menschen veredelnd wirken und seine Seele zur idealsten Auffassung seiner Aufgabe inmitten des

nach ewigen Satzungen verlaufenden Weltprozesses führen kann. Bei Rücksichtnahme auf diesen Zweck der Erziehung kommt weniger der Unterrichtsgegenstand als der suggestive Einfluss des Lehrers in Betracht. Eine dürre, pedantische Seele, sei es eines Natur- oder eines Sprachforschers, wird sich nicht über den engen Gesichtskreis ihres Forschungsgebietes zur philosophischen Auffassung des Zusammenhanges alles Geschehens erheben und ein Lehrer dieses Schlages wird in seinen Schülern keinen Funken idealer Emotion anfachen. Was unserer Mittelschule am meisten not tut, ist der philosophische Geist in der erziehenden und unterrichtenden Praxis — das hat Peroutka sehr richtig hervorgehoben, — und wer durch Schulerziehung der materialistischen Verrohung des öffentlichen Lebens entgegensteuern will, muss auf dieses Ziel durch die entsprechende akademische Vorbildung der Lehrer hinarbeiten. In dieser Beziehung gebührt dem klassischen Sprachunterrichte kein Vorrang, der die besagten Übelstände paralysieren könnte.

Ist es bei diesem Sachverhalte nicht besser, auf das Griechische im Lehrplane des Gymnasiums zu verzichten, da wir das Lateinische, obgleich es in Bezug auf die idealen Bildungszwecke dem Griechischen entschieden nachsteht, aus den bekannten Gründen, welche sich aus seinem Verhältnis zur Entwicklung der modernen Kultur ergeben, für absehbare Zeit nicht entbehren können?

Ich glaube, dadurch würde von der Antike für uns nichts verloren gehen. Der griechische Geist würde auf uns durch die römische Kultur wenigstens mittelbar einwirken — Graecia capta ferum victorem cepit!; in der römischen Poesie, in der Philosophie, in der Rhetorik, in der Mythologie hätten wir wenigstens einen Abglanz, einen Wiederhall des griechischen Ideenreichtums und wenn nur ein Teil der Zeit, welche jetzt mit dem griechischen Sprachunterrichte auf so unfruchtbare Weise verbracht wird, dem innigeren Bekanntwerden mit der griechischen plastischen Kunst und dem sozialen und politischen Leben gewidmet würde, so könnte es uns eher gelingen die Schätze der griechischen Kultur für Bildungszwecke auszunützen, als es auf dem bisherigen, mit so vielen Hindernissen verlegten Wege möglich ist.

Es würde zwar die Sprache und was von dem griechischen Geiste in ihr verkörpert ist, entfallen; doch über diesen Verlust könnten wir uns durch den Hinweis auf die Übelstände vertrösten, welche jetzt der griechische Sprachunterricht verursacht, und welche

jene dem Einflusse der Antike störend entgegenwirkende Abneigung zur Folge haben. Aus der Beschäftigung mit den römischen Dichtern und aus den Andeutungen beim geschichtlichen Unterricht würde dagegen natürlicherweise die Neugierde erweckt, die griechischen Muster kennen zu lernen und der Schüler würde mit Lust zu Übersetzungen der Gedichte greifen, deren Genuss ihm jetzt durch sprachliche Schwierigkeiten so verleidet wird. Das ewig Menschliche, welches für Peroutka das eigentlich erziehende Moment der griechischen Ideenwelt bildet, wird an seiner Wirksamkeit in gelungenen Übersetzungen nichts einbüssen, so wie es aus Übersetzungen eines Shakespeare, eines Calderon oder Goethe auf uns einwirkt.

Um den Einfluss der Antike auf das moderne Leben brauchen wir nicht besorgt zu sein; der würde notwendig bestehen, auch wenn das klassische Sprachstudium gänzlich aus den Mittelschulen beseitigt wäre. Die Wissenschaft und die Kunst werden diese erfrischende Quelle nie versiegen lassen und Wissenschaft und Kunst sind die Hauptfaktoren der Erziehung überhaupt, deren Entwicklung auch die pädagogische Arbeit, die gesamte Schulorganisation wesentlich bedingt. Glaubt Peroutka, dass die Antike, speziell der griechische Geist, durch das geistige Medium eines Schiller, Goethe, Vrchlický, Machar weniger intensiv und weniger segensreich wirken wird, als durch das Medium der jetzigen Schulatmosphäre? Die Meisterwerke der griechischen Plastik prangen in Herrlichkeit und verkünden die Lebensideale der Griechen in einer allgemein verständlichen Sprache. Ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich der heutzutage von allen Seiten propagierten Kunsterziehung die Aufgabe zuweise, die Antike von einer Seite pädagogisch auszunützen, welche bis unlängst für die Schule rein eine terra incognita war, und so das ästhetische Element des entfallenden griechischen Sprachunterrichtes zu ersetzen. Wenn nun die akademische Ausbildung der angehenden Mittelschullehrer mit Zuhilfenahme der griechischen Sprache so geregelt werden wird, dass sie nicht bloss als Kenner der klassischen Sprachen, sondern als begeisterte Anhänger der griechischen Lebensweisheit an ihre erzieherische Aufgabe werden herantreten können, dann wüsste ich nicht, warum der Einfluss des griechischen Geistes geringer sein sollte als jetzt bei dem so problematische Erfolge aufweisenden griechischen Sprachunterricht.

Das ist also mein Standpunkt, welcher keine noch so grosse Begeisterung für die Antike ausschliesst, aber auch für das Wirk-

liche die Augen offen hält und folglich den Vorwurf der Abneigung gegen die Antike nicht verdient. Auch dann nicht, wenn ich nicht in der Lage bin, Peroutka darin bedingungslos beizustimmen, wie er das Verhältnis der Antike zur modernen Kultur auffasst und daraus ihren Bildungswert zu bestimmen sucht.

In der Antike vermag ich die Vollendung der menschlichen Entwicklung in keiner Hinsicht zu erblicken. Ich sehe nicht, dass die Griechen einen Gipfel erklommen hätten, der von uns zu erklimmen wäre; das Ideal des griechischen Menschen gilt mir nicht als Ideal des Menschen überhaupt, auch nicht als das Ideal eines Čechen. Das griechische Leben ist nicht das Muster, welchem sich unser modernes Leben zu nähern versuchen sollte. Das widerspricht durch und durch dem Begriffe der Entwicklung, welche ich mir nach starren Gesetzen der Notwendigkeit vorwärtsgehend vorstelle und welche auf verschiedenem Boden verschiedene Erscheinungen hervorruft, ohne hiebei die Richtung zum höchsten, uns. Menschen unbekannten Ziele zu verfehlen. Wir brauchen nicht und sollen auch nicht trachten dort anzufangen, wo die Griechen aufgehört haben, auf keinem Gebiete. Unser Verhältnis zur Antike ist kein derartiges, wie z. B. jenes der chinesischen oder japanischen Kultur zu der abendländischen. Die Griechen sind uns in keiner Hinsicht voraus, so dass wir sie auf demselben Wege einzuholen hätten. Man darf nicht vergessen, dass die Antike länger als ein Jahrtausend unsere Entwicklung bedingt hat und dass die gesamte europäische Kultur aus der Antike und der hebräischen Kultur direkt hervorgewachsen ist. Die Periode des bewussten Anschlusses an die Antike behufs weiteren Fortschrittes ist schon vorbei: die Griechen haben uns in dieser Hinsicht nichts mehr zu bieten und wir werden bei ihnen weiter nichts finden, auch wenn alle Pergamente wieder gefunden und ganze Städte ausgegraben würden. Das Alles ist schon geleistet.

Ich finde es unrichtig, von einer gewaltsamen Unterbrechung der Entwicklung der griechischen Kultur zu sprechen. Nein, die Griechen haben sich ausgelebt, haben ihre Aufgabe, die ihnen von der Vorsehung zugedacht war, gelöst und sind dann von der Weltbühne abgetreten. Ihre Entwicklung verläuft nicht in einer fortwährend aufsteigenden Linie, sie weist eine Periode des Aufschwungs bis zum Gipfel und eine Periode der Dekadenz, des Verfalls auf, vor welchem sie ihre eigene Kultur hat nicht retten können. Darum haben die Römer die führende Rolle übernehmen

müssen, um nach bestimmter Zeit ebenfalls wegen Unfähigkeit, sie weiter zu führen, von der Weltbühne abzutreten. Auch die Römer hat die griechische Kultur, welche sie sich angeeignet haben, vor dem Tode nicht gerettet. Ist das nicht ein Fingerzeig, dass diese Kultur nicht alle Bedingungen des Wohlgedeihens der Menschheit zu Bewusstsein gebracht hat? Dass sie einseitig war und dass diese Einseitigkeit durch andere unter anderen Sonnen aufgekeimte Triebkräfte ergänzt und wettgemacht werden musste zum Wohle der Menschheit? War das Christentum kein Fortschritt? War es nicht notwendig die physisch degenerierten Träger der antiken Kultur durch Verschmelzung mit physisch unverdorbenen Barbarenvölkern zu verjüngen?

Wenn man von diesem Standpunkte die Sache betrachtet, so sind wir in der Tat über die Antike hinaus. Wir können und dürfen ihre Weltanschauung in ihrer Ganzheit nicht mehr zu der unsrigen machen. Die ethische und die darauf gegründete soziale Entwicklung hat uns weiter gebracht. Der Vollblutmensch des altgriechischen Typus würde sich in unsere Verhältnisse nicht hineinfinden, und wir könnten ihn nicht zu unserem Führer auf dem Wege zur Glückseligkeit machen. Der würde unsere Leiden nicht verstehen; auf die brennendsten Fragen unseres sozialen Lebens hat die Antike keine Antwort, diese Probleme sind ihr gänzlich fremd. Ihre Moral, ihre Lebensweisheit ist national exklusiv und klassenegoistisch, for the happy few, für die oberen Zehntausend — sie verliert ihr spezifisches Gepräge ohne die Begriffe: Barbare, Sklave und geknechtes Weib!

Peroutka sieht das Alles wohl; er will jedoch, dass die Antike der blutarmen, neurasthenischen Menschheit die Furcht vor dem Jenseits austreiben helfe. Er stellt die lebensfrohe, das Leben bejahende Weltanschauung der Griechen der matten lebensfeindlichen Weltanschauung des Christentums entgegen, welche dem gottesfürchtigen, der Vergänglichkeit alles Irdischen sich bewussten Menschen das Leben als ein Jammertal erscheinen lässt und den sinnlichen Genuss verachten lehrt. Er will den pessimistischen Zug der modernen Welt durch den Optimismus der Alten überwinden.

Ich lasse es dahingestellt, ob der Grundzug der antiken Lebensweisheit und Religion optimistisch ist, ob nicht eher ein dumpfer Fatalismus die Grundlage der griechischen Religion bildet, dessen beängstigender Hauch uns bei der Lektüre namentlich der grie-

chischen Tragiker anweht und in dessen Lichte die griechische Lebensfroheit als eine Art von Selbstbetäubung erscheint, um den Drangsalen des irdischen Daseins zu entgehen — so wie es Nietzsche mit seinem dionysischen Traum meint, oder wie es das horazische Carpe diem oder Čelakovskýs: »Ej, čo já dbám na farára . . . .« andeutet.

Peroutka vergisst, dass die Antike die ihr von ihm bei der Revision des Christentums eingeräumte Aufgabe schon mit Erfolg durchgeführt hat und dass sich jetzt die Dinge zu sehr anders verhalten, um von ihrem Einfluss einen ähnlichen Erfolg erwarten zu können. Es war in der Zeit der Renaissance, wo sich gegen das einseitige, dem irdischen Leben entfremdende, die Völker physisch zu degenerieren drohende christliche Ideal der gesunde Instinkt des Volkes stemmte und wo die Kunst aus der Antike Begeisterung schöpfend und Stoff entnehmend die Reaktion in entgegengesetzter Richtung einleitete. Damals feierte die lebensfrohe, kraftstrotzende, sinnlich schöne Schar der mythischen Gestalten, Aphrodite voran, ihren jauchzenden Einzug ins verdüsterte Reich der mittelalterlichen Phantasie, verscheuchte die Nebel des Lebensüberdrusses und zeigte den abgemagerten Anwarten des himmlischen Reiches die Erde in der verschönenden Beleuchtung der hellenischen Sonne — um mit Machar zu sprechen. Und um mit Schiller zu reden — die entgötterte Natur war wieder vergöttert, durch die Schöpfung floss wieder die Lebensfülle und es ward wieder so, als da man noch bekränzte die Tempel der Venus Amathusia Es war eben die Renaissance des antiken Lebensideals auf dem Boden des Christentums und die Umwandlung des christlichen Lebensideals im Sinne der hellenischen Lebensweisheit. Die Kirche hat diese Umwandlung durch ihre weltliche Repraesentation am deutlichsten dokumentiert; die Nachfolger des schlichten Fischers und die Nachfolger der Jünger des Bergpredigers, des grossen Dulders, verschmähten nicht die Genüsse des irdischen Lebens und gingen in der Bejahung des Willens zum Leben der übrigen Gesellschaft voran.

Auch innerlich vollzog sich diese Umwandlung durch die wunderbare Inkarnation des lebensbejahenden Prinzips in der Vorstellung der Mutter Gottes. Dieses recht heidnische Element im christlichen Ideenkreise war vorzüglich geeignet die sinnlich erwärmende, aus der Antike ausstrahlende Lebenslust aufzunehmen und das »Gift aus Judäa« zu paralysieren. Der Marienkultus ge-

wann die Herzen wieder für die Erde, versöhnte sie mit dem Leben, indem er den Weg zur himmlischen Seligkeit durch seine Poesie und mystische Gefühlsfülle verschönerte.

So hat sich die christliche Weltanschauung unter dem Einfluss der Antike zu einer lebensbejahenden optimistischen umgewandelt und ist fortan trotz aller Umwälzungen und Erschütterungen eine solche bis auf den heutigen Tag geblieben. Ich sehe die Kirche weder durch ihre Organisation, noch durch ihre Lehre dem Ideal der evangelischen Armut huldigen; ich sehe auch nicht im Leben der jetzigen Gesellschaft, soferne es durch das Christentum bestimmt wird, eine lebenverneinende Neigung. Das asketische Ideal des Urchristentums ist in der heiligen Schrift so gut wie begraben und wurde nur von Zeit zu Zeit als Reaktionsmittel gegen die Ausartungen der christlichen Lebensbejahung von den Moralisten zu kurzem Leben aufgerufen, um wiederum der lebensfrohen Weltanschauung Platz zu machen. Es ist nicht nötig, gegen das Christentum die Antike in dieser Hinsicht zu Hilfe zu rufen — und es wird auch in Zukunft nicht nötig sein, da die grosse Krisis in der gegenwärtigen Gedankenwelt nicht im Gegensatze der lebenbejahenden und lebenverneinenden Weltanschauung, sondern im Konflikte der wissenschaftlichen Erkenntnis mit dem auf Offenbarung ruhenden Glauben besteht. Dem modernen Menschen ist es erschwert zu glauben, er will wissen; aber die Sehnsucht nach dem Jenseits brennt ihn so wie früher. Gelingt es ihm nicht, diese Sehnsucht durch die Negation der positivistischen Weltanschauung zu stillen, so verfällt er in den Mysticismus, der ihm die Hoffnung entgegenbringt, sich mit eigenen Augen und Ohren die Gewissheit von dem Leben nach dem Tode zu verschaffen. Die von Peroutka in Aussicht gestellte Revision des Christentums wird im pantheistischen Sinne vorbereitet, auch Ibsens Synthese der zwei Welten deutet darauf hin. Was für eine Aufgabe könnte hier der Antike mit ihrer ebenfalls auf Offenbarung und Wunderglauben ruhenden Religion zugemessen werden?

Ich glaube also, die Antike habe ihre Rolle in der Entwicklung der mitteleuropäischen Völker ausgespielt, diese haben sich unter dem Einflusse der Antike entwickelt und sie ist für alles, was ist und was noch folgen wird, mitverantwortlich. Die Antike ist mit uns fertig. Wir aber sind nicht fertig mit der Antike — das will besagen, dass sie für uns einen grossen Bildungswert hat. Nur dass man denselben nicht darnach bestimmen soll,

was die Antike für uns sein könnte, sondern darnach, was sie für uns tatsächlich gewesen ist. Das Leben der Griechen und Römer ist ein Stück unserer eigenen Vergangenheit — von dem Standpunkte der Kulturentwicklung betrachtet – seine Erfassung von allen Seiten, das Eindringen in sein Wesen wird uns zum Bewusstsein der Probleme des menschlichen Lebens überhaupt bringen. Als Objekt der wissenschaftlichen Forschung wird die Antike fortwährend erziehend auf uns einwirken. Die Literatur und die Kunstschöpfungen der Griechen werden uns immer zum Nachdenken und weiteren Schaffen anspornen. Inwieweit das alles bei der Schulbildung auszunützen wäre und inwieweit der klassische Sprachunterricht zu dieser Ausnützung geeignet ist, das ist eine andere Frage. Für ihre Beantwortung sind ausser der Begeisterung für die Antike auch andere Rücksichten massgebend.

Auf dieses Thema will ich mich nicht einlassen. Ich wiederhole nur, dass ich den Bildungswert der Antike auch in dieser Hinsicht so hoch schätze, dass es mir notwendig erscheint bei der Schulerziehung überhaupt dieselbe als Erziehungsmittel heranzuziehen. Auf Grund dieser Überzeugung kann ich mich mit dem jetzigen Dualismus im Mittelschulwesen nicht befreunden; und eine einheitliche Mittelschule mit Latein scheint das zweckmässigste Reformziel zu sein. Es ist doch im eigensten Interesse des Einflusses der Antike, möglichst viele der humanistischen Ausbildung teilhaftig zu machen. Bei der jetzigen Einrichtung des Schulwesens bei uns wird nur einem verhältnismässig kleinen Bruchteil der Gesellschaft die Wohltat einer humanistischen Ausbildung zuteil, warum sollten die Übrigen von dem gelobten Lande ausgeschlossen sein? Oder genügt es vielleicht zum Wohle des Volkes, dass nur ein gewisses Prozent seiner Angehörigen seine Seelen an den Strahlen der hellenischen Sonne erwärmen kann? Das widerspricht den ethischen Grundsätzen, wonach ein jedes menschliche Individuum gleichen Anspruch darauf hat, was für seine Entwicklung als notwendig oder vorteilhaft anerkannt wird. Diesen Grundsatz muss die Pädagogik akzeptieren und auf die Ausgleichung des Bildungsniveaus durch Gewährung einer gleichen, sogenannten allgemeinen Bildung hinarbeiten.

Das Zustandekommen einer einheitlichen Mittelschule ist aber ohne Einschränkung des klassischen Sprachunterrichtes undenkbar. Den Entschluss dazu zu fassen wird noch durch die Furcht er-

schwert, dass dadurch der Einfluss der Antike geschmälert würde. Ich war bestrebt, in dieser Abhandlung den tiefempfundenen »Gedanken« Peroutkas gegenüber zu zeigen, dass diese Furcht unberechtigt ist, und was um uns herum in Norwegen, Ungarn, Deutschland schon geschehen ist, so wie das, was bei uns in Österreich durch schüchterne Vermittlungsversuche vorbereitet wird, kann mich in meiner Überzeugung nur bestärken.

Das böhmische Landesarchiv und die Landespublikationen.

Von Dr. J. V. Šimák.

(Mitteilungen aus dem Landesarchive des Königreiches Böhmen, I. Band. Redigiert vom Direktor Dr. Adalbert J. Nováček, Prag 1906; Verlag des böhm. Landesausschusses. 8⁰ F., 211 S., 2 Beilagen [Pläne]).

Der grosse Reichtum der böhmischen Geschichte hat auch seine Schattenseiten. Sie zu beseitigen war bisher nicht möglich und ist es noch immer nicht. Wenn überhaupt eine Klage über die Unzulänglichkeiten einer kleinen Nation am Platze ist, so ist sie's in erster Linie auf diesem Gebiete. Die Ernte ist sicherlich eine reiche, aber der Arbeiter sind wenige. Wieviel, um nicht zu sagen, der Auserwählten, sondern der Glücklichen gibt es in Wirklichkeit, welche sich ihrer Wissenschaft als ihrem eigentlichen Berufe widmen können und für sie nicht die Stunden der Erholung von der täglichen, in der Regel heterogenen Beschäftigung abstehlen müssen!

Wir besitzen bis heute keine vollständige böhmische Geschichte und werden sie noch lange nicht haben. Palackýs Werk führt bis zum Jahre 1526. Tomek überschritt diese Grenze bis ans Ende der Zeit Rudolfs; Rezek und Gindely ergänzten diese Periode und gelangten bis zum Beginn der Regierung Leopolds. Aber während das, was Palacký aufgebaut hat, langsam bereits durch immer neue Arbeiten abgeändert wurde, blieb die neuere Zeit nur in grossen Umrissen und in Arbeiten verschiedener Herkunft skizziert, denen jede Einheitlichkeit mangelt, ausgenommen vielleicht Denis' geniale Synthese. Tomeks Werk lässt gerade in den letzten Abschnitten den weltgeschichtlichen Hintergrund vermissen, Gindelys Werk wieder eine gründliche Durcharbeitung, Rezeks glänzende Anfänge aber blieben Torso. Es tut daher noch immer eine Fortsetzung Palackýs not.

Aber von der Beendigung des dreissigjährigen Krieges an wissen wir vollends gar nichts. Svátek schrieb allerdings eine Fortsetzung, von der Regierung Leopolds bis Maria Theresia, allein nur auf Grund der ärmlichen, im Druck erschienenen Quellen und auch das noch wenig zuverlässig. Dagegen ist schon die theresianische und josefinische Zeit dank der literarhistorischen Forschung über den Beginn der nationalen Wiedergeburt einigermassen besser bekannt, aber die Jahre 1656—1740 sind für uns geradezu in völliges Dunkel gehüllt.

Es ist nur natürlich, dass dieses Dunkel nicht sehr verlockend ist und dass daher die Mehrzahl der Historiker immer wieder auf das dankbare ältere Feld zurückkehrt — besitzen wir doch schon die fünfte Bearbeitung der älteren Zeit bis zum Jahre 1526! Welche Schwierigkeiten und Differenzen ergeben sich aber aus dieser ungleichmässigen Kenntnis nicht nur für die Wissenschaft, sondern auch für das Leben und die Politik!

Wir sehen immer nur die alte Zeit in ihrem Strahlenglanze und haben dabei kein Verständnis für die Bedeutung der furchtbaren Schicksalsschläge nach der Schlacht auf dem weissen Berge.

Nicht als ob es an Material gebräche. Im Gegenteil, es existiert hier tatsächlich ein »embarras de richesse.« Aber wie sieht es mit der Zugänglichkeit und der Orientierung aus? Es kommen da nur zwei Prager Archive öffentlichen Charakters in Betracht, das der Statthalterei und das erzbischöfliche. Das erstere wurde bis in die jüngste Zeit — in einer Katakombe unter der Kleinseitner Nikolauskirche aufbewahrt; die Kanzleien befanden sich in den niedrigen, halbdunklen Hofgewölben eines gegenüberliegenden Hauses, wo neben den Beamten ungefähr noch für zwei Forscher Platz war. Heute sind die gröbsten Mängel beseitigt, das Archiv ist in dem ehemaligen Graf Pálffyschen Palais, einem lichten und geräumigeren Gebäude, untergebracht. Aber dieses ungeheuere Archiv — diese Registratur der königlichen Ämter vom 16. Jahrhundert bis in die jüngste Zeit — wird von nur fünf (vor kurzem noch von zwei) Beamten, die Fachmänner sind, verwaltet und ist nicht bloss ein wissenschaftliches Institut, sondern auch gleichzeitig die Registratur der k. k. Statthalterei; seine übrigens nur grobzügige Ordnung und seine Repertorien stammen aus einer Zeit, die mehr als ein Jahrhundert zurückliegt, und die Repertorien, sind nebenbei bemerkt, dem Forscher gar nicht zugänglich. Wenn die Beamten, welche selbst suchen müssen, wenn sich ein Forscher

mit Bewilligung der k. k. Statthalterei Zutritt verschafft, nicht so entgegenkommend wären, so wäre eigentlich jedes Forschen illusorisch.

Noch weniger zugänglich für ein wissenschaftliches Arbeiten ist das erzbischöfliche Archiv; es befindet sich im erzbischöflichen Palais in drei ebenerdigen, halbdunklen Gewölben, wo ein Aufenthalt bei kalter Witterung überhaupt nicht möglich ist, und ist nur insofern geordnet, als die einzelnen Partieen in den Regalen verteilt und in diesen die Schriften der einzelnen Jahre zu ungeheueren Paketen zusammengebunden sind. Repertorien gibt es keine und mit der Verwaltung ist ein einziger Beamter betraut.

In diesen zwei Archiven allein liegen Hunderttausende von wichtigen Dokumenten gerade für die dunkelste Zeit unserer Vergangenheit, in dem ersteren politische, in dem letzteren religiöse. Eine gediegene Niederschrift der neueren Geschichte ohne deren Benützung ist überhaupt nicht denkbar. Wenn man noch das unbekannte Material der staatlichen Archive in Wien, der adeligen und städtischen Archive hinzuzählt, ferner die nötige Durchsicht ausländischer Archive und dabei bedenkt, dass von all dem fast nichts verarbeitet ist — welch eine Perspektive eröffnet sich da für den, der an eine Niederschrift der neueren böhmischen Geschichte geht!

Nimmt die Heuristik bei geschichtlichen Arbeiten den ersten Platz ein, so absorbiert sie hier für lange Zeit überhaupt alle Arbeit. Was nützt es, mit Forderungen eines höheren Standpunktes zu kommen und nach den höchsten Zielen wissenschaftlicher Forschung zu streben, wenn man hier mit der gröbsten Arbeit, die undankbar und geisttötend ist, beginnen muss, nicht einmal um den Grund zu legen, sondern um die Wege fernen kommenden Geschlechtern zu ebnen. Auch dazu knüpfen sich die ersten Absätze schon an den Namen Palackýs.

Palacký enthüllte und schrieb uns nicht nur die ältere čechische Geschichte, sondern er hinterliess uns auch als Erbe das Programm der künftigen Arbeit. Dieses Programm enthielt auch die Fortsetzung seines Werkes: sein Nachfolger sollte Ant. Gindely sein, und diesem zur Hand wurde mit Beschluss des Landtags im Jahre 1862 als Hilfsapparat das Landesarchiv errichtet; freilich liessen es sich weder Palacký noch Gindely träumen, dass noch lange nach Gindelys Ableben diese Aufgabe ihrer Erfüllung harren würde, und sie hatten allerdings auch keine Ahnung davon,

wozu sich die in ihren Anfängen bescheidene, damals noch junge Institution entwickeln würde.

Das Landesarchiv veröffentlichte im Vorjahre, nach einer fast fünfzigjährigen Tätigkeit, seinen ersten Bericht unter dem obenangeführten Titel. Aber seine Aufsätze, namentlich der Bericht des Direktors über die Tätigkeit des Archivs in den letzten Jahren geben uns kein vollkommenes Bild von dem, was die Öffentlichkeit vom Landesarchive wissen sollte; es bleibt nichts anderes übrig als nach den älteren Berichten zu greifen, die das Archiv lediglich dem Landtage erstattete und die in dessen Sitzungsprotokollen enthalten sind.

Die Idealaufgabe des Landesarchivs, wie Gindely sich sie vorstellte, war, dieses zur Zentrale des gesamten Materials für die böhmische Geschichte zu machen, u. zw. zu einer möglichst vollkommenen, aus den böhmischen und ausserböhmischen Ländern, in übersichtlicher Ordnung. Gleich zu Beginn erhielt die Verwaltung als Angebinde einige Originale, einen Teil der bisherigen ständischen Registratur, die sog. Steuerrollen u. a. Da aber nicht zu erwarten war, dass die Originale dem Bedarf entsprechend zunehmen würden, setzte die Sammeltätigkeit gleich zu Beginn mit der Beschaffung von Abschriften ein, was für die Forscher entschieden vorteilhafter war.

Durch ein systematisches Studium, in einem Bezirk nach dem andern, wurde die Mehrzahl der böhmischen Archive erforscht, von den grossen herrschaftlichen bis zu den Orts- und Pfarrregistraturen herab — was noch heute fortgesetzt wird. Auf diese Weise erfolgt durch versierte Kopisten die Beschaffung von Abschriften all dessen, was von allgemeinerem Interesse ist. Beamte kollationieren die Kopien, damit ihr Text vollkommen das Original ersetze. Das Format aller Abschriften ist ein gleiches, für ein jedes Archiv oder jede Archivabteilung ist eine Enveloppe bestimmt und in diese werden die Kopien chronologisch hineingelegt, so dass man auf den ersten Blick konstatieren kann, aus welcher Quelle dies oder jenes geschöpft ist. Jede Abschrift wird jedoch zuvor behandelt, d. h. ihr Kopf mit Regesten versehen, einer kurzen Inhaltsangabe, ferner mit dem Datum und dem Orte. Die Regesten werden ferner mit der Angabe, woher das Original stammt, auf besondere Zettel lithographiert, aus welchen übersichtliche Repertorien zusammengestellt werden. Zettel gibt es immer soviele, als Personen- und Ortsnamen, sowie sachliche Schlagworte

in der Abschrift enthalten sind; von sachlichen Schlagworten ist eine Reihe im voraus festgesetzt, z. B. die Dynastie, Landesangelegenheiten, Kreisorganisationen, Gerichte, Krieg, Untertänigkeit u. dgl. Nach der Herkunft, der Zeit, den Namen und Schlagworten werden dann die Zettel alphabetisch in fünf Repertorien eingeordnet und so kommen aus den verschiedenen Abschriften die Zettel zusammen, die sich auf einen und denselben Gegenstand beziehen, so dass der Forscher hier sofort das Material aus all den durchforschten Archiven beisammen hat, abgesehen von der grossen Zeitersparnis, dass er sich nicht erst mit dem Lesen der oft schwer leserlichen und vergilbten Manuskripte abgeben muss.

Befasst sich jemand z. B mit dem Schulwesen, so braucht er bloss aus dem sachlichen Repertorium den Zettelbund mit dem Schlagworte dieses Namens zu verlangen, nach den Lokalverweisungen suchen ihm die Beamten die Abschriften heraus und so verschafft sich der Forscher bequem in kurzer Zeit an einem einzigen Orte das Material aus dem ganzen Königreiche und sogar aus fernen Ländern, das er aus den Originalen kaum nach mehreren Monaten zusammenbringen würde. Und so desgleichen, wenn jemand Nachrichten über irgend eine Person oder einen Ort sucht.

Diese Arbeiten waren und blieben die ursprüngliche Aufgabe des Archivs. Durch systematisches Forschen in den einzelnen Gegenden, das besonders seit dem Jahre 1893 betrieben wird, wurde ferner eine Konskription des gesamten Archivreichtums in ganz Böhmen beschafft, wobei auch nicht selten Originale vor dem Untergange gerettet wurden. Die Auswahl der Abschriften wurde allerdings nicht immer nach demselben Prinzipe und in demselben Umfange vorgenommen; anfangs wurde das abgeschrieben, was dem wissenschaftlichen Werke Gindelys als Grundlage dienen sollte, dann wurde wieder auf die Publikationen Rücksicht genommen, die im Landesarchiv entstanden; schliesslich aber dehnte man je weiter, desto mehr die Beutezüge aus, um nur alles das zusammenzutragen, was den Historiker in irgend einer Richtung interessieren könnte. Von allem Anfang an aber wurde nicht nur innerhalb der Grenzen von Böhmen und Mähren geforscht und gesammelt, sondern auch in Wien, Budapest und in den grösseren ausländischen Archiven.

In dem Berichte des Direktors finden wir ein Verzeichnis von 104 Ortschaften in Böhmen, 16 in Mähren und 29 im Auslande, von wo geschöpft wurde, sowie die Anzahl der abgeschriebenen Stücke; die einzelnen Nummern bekunden aber gleichzeitig auch, wo sich noch grössere Archive erhalten haben, so in Beraun, Kuttenberg, Neuhaus, Eger, Komotau, Kolin, Kouřim, Leitmeritz, Prachatitz, Rakonitz, Rokycan, Raudnitz, Mies, Wittingau u. s. w.; ausserhalb Böhmens erbeutete man am meisten in Mähren u zw. in Brünn und Blauda, dann in Budapest, Innsbruck, Bruck an der Leitha, Wien, Dresden, München und Weimar.

Heute werden im ganzen 109.025 Stücke gezählt, von denen mehr als $^{2}/_{3}$ vollständig bearbeitet sind.

Verhältnismässig wurden die meisten Kopien in Prag angefertigt, namentlich im erzbischöflichen und im Statthaltereiarchive; aus dem, was ich oben von den beiden Archiven gesagt, erhellt am besten, warum sich gerade hier der Sammeleifer am meisten betätigte, und dies sollte in noch intensiverem Masse geschehen, solange sich hier die Verhältnisse nicht bessern.

Allein die an sich schon bedeutungsvolle Aufgabe des Landesarchivs entwickelte sich im Laufe von vierzig und einigen Jahren in die Tiefe und Breite, immer neue Zweige kamen hinzu und lenkten die Aufmerksamkeit auf sich so zwar, dass zur Zeit die ursprünglichen Aufgaben ganz in den Hintergrund treten.

Es begannen sich die Original-Archivalien zu mehren, welche die Verwaltung bei jeder Gelegenheit zu erwerben suchte. So kamen zu den bereits erwähnten ursprünglichen Sammlungen in den Jahren 1875—86 hinzu: ein Teil des Prager Universitätsarchivs aus der Grenze des XVI. u XVII. Jahrhunderts das sogenannte Kronarchiv (Staatsurkunden v. J. 1158 an), die 64 Bände des sog. kleinen ständischen Archivs, 200 Bücher des Appellationsgerichtes, dann der sog. theresianische Kataster, in den Jahren 1886—89 der sog. Josefinische Kataster, welcher mit der Steuerrolle aus dem Jahre 1654 und den Revisitationsbänden von 1683 eine komplette Wirtschafts- und Steuerstatistik des Königreichs im XVII. und XVIII. Jahrhundert bildet. Im Jahre 1893 kam die Registratur des ehemaligen Burggrafenamtes hiezu, 1895 die Registratur der patriotischen Gewerbegesellschaft aus den Jahren 1770—1872, die Sammlung von Burgrechtsbüchern der Herrschaft Landskron, eine Menge Urkunden, mit unterschiedlichem genealogischem Material u. a. Die grösste Bereicherung erfuhr das Institut durch die Aus-

folgung der alten Grundbücher seitens der k. k. Bezirksgerichte, um die sich dasselbe seit dem Jahre 1903 zu bewerben begann. Bis heute wurden in den Schränken des Archivs 10.520 Bände hinterlegt. Die Arbeiten mit dem Schlichten, Ordnen und Inventarisieren dieses ungeheueren Zuwachses sind noch nicht beendet; und wieviel Zeit wird noch das Anfertigen der Repertorien kosten!

Mit dem Landesarchiv hängt jedoch dermalen auch eine umfangreiche Publikationstätigkeit zusammen, welche in weiteren Abschnitten der »Mitteilungen« behandelt wird.

Der ältesten Zeit gehört der Codex diplomatarius an. Auf ihn hatte es bereits vor mehr als fünfzig Jahren Palacký abgesehen; bis in die jüngste Zeit ersetzen ihn recht und schlecht der Codex diplomaticus Moraviae und Erbens, sowie Emlers Regesten, beide leider durch zahlreiche Fälschungen des mährischen Archivars Boček verunstaltet. Erst im Jahre 1898 beschloss der Landtag die Herausgabe des Codex diplomatarius, indem er die Arbeit Dr. Gustav Friedrich, dem jetzigen Universitätsprofessor, übertrug, der in den Mitteilungen unter dem Titel »Der Codex diplomatarius regni Bohemiae« die Geschichte der vorbereitenden Arbeiten, das Programm und die eigene Methode seiner Arbeit darlegt. Die Sammlung wird die Zeit bis 1306 umfassen und soll den strengsten kritischen Anforderungen gerecht werden. Es war kein Nachteil, dass die Herausgabe eines so wichtigen Werkes bis heute verzögert wurde, sie wäre früher kaum ohne Mängel gewesen; das beweist der Umstand, dass die Mehrzahl der vorbereitenden Versuche wenig taugte, und Friedrich von neuem beginnen und eine Menge heuristischer, mechanischer und kritischer Arbeiten bewältigen musste, ehe man an die Drucklegung gehen konnte. Der erste Teil wird bereits zu Ende gedruckt; fünf Teile werden noch folgen, deren letzter Teil, die Formularien des XIII. Jahrhunderts, neben Friedrich der Konzipist des Landesarchivs dr. J. F. Novák bearbeitet, welcher durch mehrere kleinere Publikationen auf diesem Gebiete Aufmerksamkeit erregt hat. Bei seinen Arbeiten sammelt Friedrich auch ein vorzügliches paläographisches Material, wie wir es bisher nicht besassen. Die ökonomische Leitung bei der Ausgabe des Diplomatars besorgt eben das Landesarchiv.

Der Luxemburger Zeit sind die Forschungen in den päpstlichen Registern im Vatikan gewidmet, über die der Dozent Dr. Kamil Krofta schreibt. Bereits die älteren čechischen Gelehrten mit Palacký an der Spitze arbeiteten dort, in der Folge trat Goll im

Jahre 1886 im Athenaeum für ein systematisches Studium dortselbst ein, und gleichzeitig entschied sich der Landtag für eine ständige böhmische Expedition in Rom auf Kosten des Königreichs. Seit dem Jahre 1887 weilt also in Rom alljährlich wenigstens ein Historiker, in der Regel ein Beamter des Landesarchivs; im Jahre 1894 erteilte dann der Landtag die Bewilligung zur Veröffentlichung der Forschungen und auch hier fiel der Hauptteil der Arbeiten Mitgliedern des Archivs zu. Das Material wurde vom Jahre 1305 an gesammelt, der Druck aber begann aus verschiedenen Gründen erst mit dem Jahre 1342. Der I. Teil (Klicman) der umfangreichen Publikation Monumenta Vaticana ist bereits erschienen, desgleichen der V. Teil (Krofta), der II. Teil (J. F. Novák) erscheint in den nächsten Tagen; der III. Teil (Nováček) ist in Vorbereitung, an dem IV. wird gearbeitet, für den VI. ist wenigstens der ganze Stoff vorhanden. Bis dann in einem besonderen Teile die Zeit vorher zum Abdrucke gelangt, wird die ganze Forschung über die Jahre 1305—1415 beendet sein; ältere Stücke wurden dem Diplomatar einverleibt. Bei den Forschungen ist man indes bis zum Jahre 1464 gekommen, mit dem XVI. Jahrhundert werden die Studien abschliessen. Die Ergebnisse der römischen Arbeiten sind für die Geschichte des XIV. und XV. Jahrhunderts unschätzbar, wenn man hier auch keine überraschenden Entdeckungen gemacht hat, wie es Sanguiniker zuversichtlich erwartet hatten; eine Reihe vorzüglicher Abhandlungen über diese Zeit ist bereits entstanden u. zw. eben unter Zugrundelegung des gesammelten Materials, der Mehrzahl nach Arbeiten der Forscher selbst.

Seit dem Jahre 1877 gibt das Landesarchiv, was seine eigentliche Aufgabe ist, die von seinen Beamten redigierten »Böhmischen Landtage vom Jahre 1526 angefangen« heraus; bisher sind 10 Teile bis zum Jahre 1604 erschienen. Die Publikationen umfassen nicht nur die amtlichen Propositionen und Artikel, sondern auch eine Menge nichtamtlicher Dokumente, welche die Akten nach allen Seiten hin beleuchten. Die Einwendungen, welche gegen die älteren und neueren Bände laut wurden, führten seinerzeit zu polemischen Auseinandersetzungen, riefen jedoch das Bestreben hervor, die Mängel zu beheben; besonders jetzt wird bei den weiteren Bänden mit grosser Umsicht gearbeitet. Die »Landtage« stellen unbedingt die wertvollste Quellensammlung zu der Geschichte der habsburgischen Zeit dar.

Für diesen Zeitraum gewinnt jedoch noch eine andere Quelle an Bedeutung u. zw. wieder eine römische, von der Dr. J. F. Novák in dem Aufsatze »Über die Bedeutung der Nuntiaturberichte für die böhmischen Landtagsverhandlungen« handelt; die Abhandlung hat zwar nur die letzten Regierungsjahre Rudolfs II. zum Gegenstande, sie wirft aber ein grelles Licht auf die in der Tat überraschend wichtige Rolle, die am kaiserlichen Hofe der Einfluss Roms durch den päpstlichen Nunzius spielte, welcher auf Rudolfs Politik den Ständen gegenüber geradezu richtunggebend einwirkte. Hierüber war bis jetzt nur sehr wenig bekannt und es ist zu bemerken, dass die böhmischen Historiker dieser Berichte heute nicht mehr entraten können. Novák beweist überzeugend, dass die Forschung auch nach dieser Richtung ausgedehnt und die Nuntiaturen gleichfalls in das Programm der publizistischen Tätigkeit mit aufgenommen werden müssen.

Die Zeit zwischen den Monumenta und den Nuntiaturen nimmt eine dritte grosse Sammlung ein, das Böhmische Archiv, eine Publikation, die bis vor kurzem nur čechische Quellen brachte und bloss bis zum Jahre 1526 reichte. Die ersten 6 Bände gab 1840—1872 Palacký heraus; vom VII. Band (1886) an ist der Redakteur der Universitätsprofessor Dr. Kalousek, welcher eine Abhandlung für die Mitteilungen: »Über die Herausgabe des Archiv český (1840—1906)« geschrieben hat. Die Herausgabe leitet eine Kommission, welche bei der Königlichen böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften bestellt worden ist und welcher auch der Landesarchivar angehört; auch ein Teil der Kopierarbeit wurde von den Archivkräften ausgeführt; ausserdem beteiligten sich an den Arbeiten in hervorragender Weise der Direktor Dvorský und Nováček. Das »Archiv český« druckt nach Palackýs Programm in 5 Abteilungen vor allem čechische Schriftstücke aus heimischen Quellen des XIV. bis XVI. Jahrhunderts ab. Die einst von Palacký geforderte Mannigfaltigkeit des Materials, die zwar nicht immer befriedigend ausfiel, und Ausschliesslichkeit der Sprache verschuldete eine gewisse Systemlosigkeit und Unvollständigkeit, welche die Redaktion durch Übersichten und Revokationen auszugleichen trachtete, bis man in den letzten Bänden von diesen beiden Prinzipien zum besten der Sache dauernd abkam.

Bis heute wurden 23 Bände der Reihe nach veröffentlicht, und vorweg der 27. Band. In der Abteilung A (Korrespondenzen) sind 34 Sammlungen abgedruckt, von denen die reichhaltigsten

die Korrespondenz des Zdeněk Leo von Rosental (herausg. von Dvorský), die Briefe des Geschlechts von Neuhaus und Rosenberg (Rezek, Mareš, Kalousek, Antl, Gross) und das Pernsteiner Epistolar (Dvorský) sind; an Umfang übertrifft sie aber die Korrespondenz Karls von Žerotín, deren Herausgabe jedoch aus verschiedenen Gründen beim I. Bande in Stockung geraten ist. — Die Abteilung B (Landtags- und öffentliche Eintragungen) gab zum grössten Teile Frant. Palacký heraus, worauf sie von Kameníček, Rezek, Tomek, Teige und Dvorský ergänzt wurde. — Die Abteilung C (private Urkunden) umfasst 28 Sammlungen, an denen neben Palacký ausser den schon genannten Historikern Brandl, Emler, Kollmann und Čelakovský arbeiteten. — Die Abteilung D (juristische und geschichtliche Auszüge) übernahm nach Palacký hauptsächlich Čelakovský, welcher hier die Register des Kammergerichtes 1462—1519 abdruckte, ferner noch Braniš, Dvorský, Kalousek, Nováček und Patera; die letzten 2 Teile, Kalouseks Bauernordnungen 1350—1698, enthalten äusserst wichtige Quellen für die Geschichte des Bauernstandes. Die Abteilung E enthält Auszüge aus Urkunden, welche Palacký, Emler und Tomek bearbeitet haben. —

Eine weitere Abhandlung H. Kollmanns unterrichtet den Leser von dem reichhaltigen Material für das XVII. Jahrhundert, das in dem Archiv der Kongregation de Propaganda fide vorhanden ist. Habent sua fata — auch Forschungsresultate. Die čechischen Historiker dachten eigentlich gar nicht an dieses Archiv und gelangten dahin durch einen reinen Zufall. Und doch ist es für die böhmische Geschichte nach der Schlacht auf dem Weissen Berge eine Quelle ersten Ranges, von unermesslichem, unschätzbarem Werte. Allerdings gleich beim ersten Besuche erkannte man die Bedeutung des Archivs und man begann mit Bewilligung des Landesausschusses sogleich mit dem Studium an Ort und Stelle. Es war nicht leicht, dort zu einer dauernderen Arbeit, die auf alle mögliche Art eingeschränkt und bedroht wurde, zu gelangen, die Anspannung aller Kräfte, die Vermehrung des Arbeitspersonals und die Heranziehung von Schreibern war nötig, und so gelang es, ehe noch das Archiv der Kongregation im Jahre 1903 den Forschern unzugänglich wurde, die Bemühungen erfolgreich mit der Sichtung des ganzen Materials vom Jahre 1622 (als dem Anfangsjahre) bis zum Jahre 1800 und mit der Beschaffung von weit mehr als 1600 Kopien, mehreren tausend Exzerpten

und Anmerkungen abzuschliessen. All die Ereignisse des gewaltigen Umsturzes im XVII. Jahrhundert und seine Folgen werden hier gründlich beleuchtet, denn die Regierung in den böhmischen Ländern tat zum grössten Teil, was Rom wollte, und in Rom war die Seele des Ganzen eben die Kongregation, welche sich über alle Geschehnisse in Böhmen Bericht erstatten liess, Instruktionen und Direktiven erteilte und Gutachten abgab; dieses ganze Material liegt jetzt im Landesarchiv und wird zur Herausgabe vorbereitet.

Die Abhandlung von Julius Pažout »Zur Geschichte der ehedem oberstburggräflichen, jetzt Landesgüter«, die eben aus der ehemaligen oberstburggräflichen Registratur schöpft, macht uns mit der Anzahl, dem Ertrag, der Geschichte, den Büchern und den jetzigen Verhältnissen dieser kleineren Güter bekannt.

Mit einem Verzeichnis der Grundbücher, einem Handschriftenkatalog und zwei kleinen Plänen der Archivlokalitäten schliessen die Mitteilungen ab, indem sie ein schönes Bild von der heuristischen Arbeit böhmischer Historiker geben, die sich aus bescheidenen Anfängen so erfreulich entwickelt hat.

Es erübrigt freilich noch so mancher Wunsch. So sollten dem Landesarchiv auch die Land- und Hoftafeln einverleibt werden, welche heute beim k. k. Landesgerichte einen untergeordneten Platz einnehmen und in ihrer heutigen Verfassung so gut wie unzugänglich sind. Weiters sollten hier auch die alten herrschaftlichen Registraturen, vor allem die Urbarien und Bücher der Patrimonialgerichte, verwahrt werden, welche jetzt zum grössten Teile unbenutzt und gefährdet in Kanzleien oder gar auf Dachböden liegen, dann vielleicht auch jene städtischen Archive, melche keine eigene fachmännische Verwaltung haben, — und wär's im Zwangswege, ehe es zu spät ist.

Zu wünschen wäre auch, dass die Forschungen und Editionen des Archivs intensiver, im Verhältnis zum Bedarf fortschreiten und erweitert werden. Ferner sollte es auch zur Fortsetzung der Regesten oder zur Ergänzung des Böhmischen Archivs durch ältere und anderssprachliche Stücke und zur Gründung einer ähnlichen Publikation in mehreren Abteilungen für das XVII. und XVIII. Jahrhundert kommen, da nicht anzunehmen ist, dass die »Landtage« in absehbarer Zeit zu diesen Zeitabschnitten gelangen werden; endlich muss auch die Ausgabe der Steuerrolle, die Bearbeitung des umfangreichen Materials der Grundbücher und anderer

Sammlungen vorausgehen, bevor man ernstlich an eine Geschichte der neueren Zeit denken kann. Zu all dem ist an erster Stelle das Landesarchiv berufen.

Bei den jetzigen Verhältnissen kann man aber nichts dergleichen vom Archiv fordern. Sein mächtiges Anwachsen hatte eine noch grössere Vermehrung der verschiedenen Unzukömmlichkeiten zur Folge u. zw. in einem grossen Missverhältnisse. Aus den alten Räumlichkeiten auf dem Kleinseitner Ringplatze übersiedelte das Archiv bereits im Jahre 1891 in das linke Souterrain des Landesmuseums, später erhielt es auch das rechte Souterrain. Der Beamtenkörper des Landesarchives (zuerst unter der Gindelys, dann Dvorskýs Leitung, seit 1903 Dr. A. J. Nováčeks) wurde derart vermehrt, dass im Archiv heute ausser zwei Direktoren noch drei Konzipisten, eine Kanzleikraft, mehrere Kopisten und Diener beschäftigt sind; trotzdem aber reichen bei weitem weder die Räumlichkeiten, noch die Zahl der Arbeitskräfte hin. Die Pläne — aber noch besser der Augenschein zeigen, wie die Arbeitsräume, ja selbst die Gänge überfüllt sind. Heute schon sind die Forscher und das Personal übermässig beengt, und doch wächst das Material, wächst die Handbücherei, mehren sich die Besuche und die Arbeit, und was wird erst noch hinzukommen!

Man darf nicht vergessen, dass mit dem Zuwachs der ungeheueren Menge von Archivalien der Vervaltung die mit dem Ordnen verbundenen Arbeiten angewachsen sind; und heute ist man kaum mit dem Übersichtsinventar fertig, umsoweniger ist an die unumgänglich notwendige Anfertigung von Repertorien zu denken. Die Agenda der Beamtenschaft wächst von Tag zu Tag; ihre Pflicht ist es, den Besuchern mit Rat und Tat behilflich zu sein, was mit mustergiltiger Bereitwilligkeit geschieht. Aber über diese innere Agenda hinaus nimmt die äussere zu, die Menge von Gutachten, das Leihen und Entlehnen von Schriftstücken und Büchern; mit der Verwahrung der Grundbücher kam noch die Verpflichtung hiezu, den Gerichten und Privatpersonen Rechtsmaterial in strittigen Angelegenheiten zusammenzusuchen, namentlich in Sachen der radizierten Gewerbe, in Adels- und Verwandtschaftsangelegenheiten, womit sich heute die Beamtenschaft, die vor allem zu wissenschaftlichen Zwecken bestellt worden ist, fast ausschliesslich beschäftigen muss.

Das Landesarchiv sollte daher anderswohin übersiedeln und so der Museumsbibliothek den Platz räumen, die gleichfalls bereits

räumlich beschränkt ist, am besten in ein eigenes, zweckmässig eingerichtetes Gebäude. Allerdings ist da auch eine Vermehrung des fachmännischen Personals mindestens um das doppelte dringend nötig, wodurch nicht nur die einzelnen Fächer entlastet, sondern auch die böhmischen historiographischen Arbeiten erwünschtenmassen gefördert würden. Ist heute schon der Fortschritt ein erfreulicher, so wird er dann von einer umso grösseren Bedeutung sein und es wird das Landesarchiv als das böhmische historische Institut kat exochen eine vorzügliche Grundlage für das bilden, wovon wir alle träumen, für den herrlichen Bau der vollständigen böhmischen Geschichte.

RUNDSCHAU.

Die čechische Pädagogik.

I.

Die moderne Pädagogik unterscheidet sich von der älteren durch eine systematische Arbeitsteilung. Unser Schulwesen war allzusehr in einem einseitigen Intellektualismus erstarrt unter dem Einflusse der schlecht begriffenen Herbartischen Grundsätze von dem erziehenden Unterricht und von der Vielseitigkeit des Interesses. Auch bei den Čechen hört man seit dem Jahre 1890 immer bestimmter formulierte Stimmen gegen diese Erziehungsrichtung in der Schule. Das gereicht den Volksschullehrern, welche damals an der Spitze der Reformbestrebungen standen, zur Ehre. Diese Reaktion gegen die ältere Pädagogik konzentrierte sich in der Gesellschaft »Dědictví Komenského« (Comeniusheredität), welche auf Antrag des Lehrers Kožíšek von der »Učitelská Beseda« im Jahre 1892 gegründet wurde. Das »D. K.« dient heute einerseits als Mittelpunkt der ganzen Lehrerschaft aller Schulstufen und Schulkategorien und andererseits als Ausgangspunkt der wissenschaftlichen Arbeit auf allen Gebieten der Pädagogik. Systematische Publikation von methodischen Hilfsbüchern und Jugendliteratur war das ursprüngliche Programm der neugegründeten Gesellschaft. Aber bald erhob sich gegen dieses allzu enge Ziel eine starke Opposition, welche nach einem konzentrierten und höheren Erziehungsideal strebte.

Diese äusserte den Wunsch, dass die Gesellschaft als ihr Ziel den fortschreitenden Aufschwung der heutigen Pädagogik ins Auge fasse und nicht aufhöre, die Lehrerbildung selbst auf eine höhere Stufe zu stellen. Es wurde verlangt, dass billige Übersetzungen wichtiger ausländischer Schriften und eine pädagogisch-wissenschaftliche Revue dem Lehrer die nötige Auswahl aus der pädagogischen Weltliteratur darbieten sollen. Man war auch bestrebt, die Jugendliteratur auf eine höhere und künstlerische Stufe zu erheben. Endlich sollte diese Gesellschaft der neueren Komenský-Forschung folgen. Dadurch sollte das »D. K.« zu einer wissenschaftlichen Institution erhoben werden. Mit diesen Postulaten trat die Lehrerversammlung in Polic auf und unter ihren Verfechtern sehen wir die fortschrittlichen Lehrer J. Janů,

J. Tůma, Václav Černý, Jos. Černý und J. Mrazík. Unter ihrer Führung begann in der Gesellschaft eine regere Tätigkeit. Es wurden bald einige Schriften veröffentlicht; so Jos. Černýs Buch »Die Aufgaben der Individual- und Sozialerziehung«[1]); A. Janů lässt das auf psychologischen und logischen Studien begründete Buch »Die Muttersprache und die Volksschule«[2]) erscheinen; Jos. Úlehla verfasste »Briefe pädagogischen Inhalts.«[3]) Bald erschienen auch die Übersetzungen der bekannten pädopsychologischen Schrift von G. Compayré (J. Mrazík und V. Černý) und der »Sozialentwicklung« von B. Kidd (Škoda). Ausserdem wurden die Studien G. A. Lindners aus dem Nachlass herausgegeben und die Gesellschaft übernahm die grösste pädagogische Zeitschrift »Pädagogische Rundschau«[4]) genannt unter der Redaktion J. Mrazíks. Bis zu jener Zeit war ihr Redaktor der pädagogische Schriftsteller J. Klika, der Herausgeber der »Kurzgefassten pädagogischen Enzyklopädie«[5]) J. Janů veranlasste gleichzeitig die Gründung einer Enzyklopädischen Bibliothek, die dem Lehrer als Hilfsbibliothek dienen und auf dem Niveau der gegenwärtigen wissenschaftlichen Forschung stehen sollte. Nach Janůs Tode nahm sich J. Úlehla dieses Unternehmens mit Eifer und Begeisterung an. Unter seiner Redaktion erschienen in dieser Bibliothek folgende Schriften: Steinich: »Die Anfänge der astronomischen Geographie«[6]); Wimmer: »Abhandlungen aus dem Gebiete der allgemeinen Botanik«[7]); J. Úlehla: »Geschichte der Mathematik«[8]) und Fr. Krejčí: »Grundlagen der Psychologie.[9])

Die Reaktion gegen das ältere Schulsystem könnte als Hauptmerkmal dieser Reformrichtung betrachtet werden, und die einzelnen damals noch unsystematisch und zerstreut gewählten Übertragungen fremdsprachlicher pädopsychologischer, pädopathologischer und hygienischer Schriften weisen doch darauf hin, dass es hier an bewusstem Streben sich der ausländischen wissenschaftlichen Forschung zur Seite zu stellen nicht fehlte. Aus der Literatur dieser Bewegung, die zum erstenmal die čechische Pädagogik revolutionierte, sind besonders folgende Schriften hervorzuheben: Die schon oben erwähnte Schrift »Briefe pädagogischen Inhalts« von J. Úlehla, der auch Spencers pädagogische Schrift ins Čechische übertragen hatte. Die Briefe sind im Sinne der Entwicklungslehre und des Kulturkampfes geschrieben und neben Spencer sind es hauptsächlich die freisinnigen pädagogischen Ansichten Tolstojs, die auf den Verfasser besonders eingewirkt haben. Dieselbe Richtung er-

1) »Úkoly výchovy individuální a sociální«.
2) »Jazyk mateřský a škola obecná«.
3) »Listy pedagogické«.
4) »Pedagogické Rozhledy«.
5) »Stručný slovník pedagogický«.
6) »Počátky zeměpisu hvězdářského«.
7) »Rozpravy z oboru botaniky obecné«.
8) »Dějiny matematiky«.
9) »Základy psychologie.« I., II. (der III. Teil wird demnächst erscheinen.)

kennt man an den Abhandlungen, die J. Mrazik in der Zeitschrift »Česká Škola« (1895) erscheinen liess. Es sind: »Die psychologischen Grundlagen der Moralerziehung«*) und namentlich »Der Wendepunkt in der deutschen Pädagogik,«**) welcher letzteren Abhandlung E. Lindes unter dem Einfluss von Hildebrands Buch »Vom deutschen Unterricht« verfasste Schrift »Persönlichkeitspädagogik« zu Grunde liegt. J. Černýs erwähnte Schrift »Die Aufgaben der Individual- und Sozialerziehung« zeigt das Bestreben, die Erziehung auf Grund der modernen Ethik aufzubauen. Die Übersetzung von Rousseaus »Emil« von A. Krecar, dessen Abhandlung: »Einige Gedanken vom ethischen Unterricht«***) und F. V. Krejčís »Über den Individualismus in der Erziehung«†) weisen auf dasselbe Ziel hin. Alle diese Abhandlungen und Schriften bezeugen, dass auf dem Gebiete der čechischen pädagogischen Literatur eine gewisse Gärung entstanden war, die zwar das volle und bestimmte Ziel ins Auge zu fassen wusste, sich aber der dazu führenden Mittel nicht vollständig bewusst war. Dass aber schon damals das Bedürfnis der Arbeitsteilung gefühlt wurde, davon zeugen einige Übersetzungen aus der pädopsychologischen Literatur. J. Mrazík und V. Černý übersetzen, wie schon erwähnt, die Schrift von Compayré. V. Černý übersetzte noch einen Teil von Perez' Buche »Les trois premières années de l'enfant« und die Schrift Paul Janets »Familie«; Sullys Schrift »Study of Child« wurde von Sýkora ins Čechische übertragen. Von den pädagogischen Zeitschriften dieser vorbereitenden Periode sind besonders hervorzuheben: »Pedagogické Rozhledy«, »Český Učitel« mit der Beilage »Česká Škola«, »Národ a Škola« und »Učitelské Noviny«, welche letzteren in Opposition gegen den »Central-Lehrerverein« stehen, gegen dessen einseitiges Streben nach wirtschaftlicher Hebung der Lehrerschaft sie ihre kulturelle Vervollkommnung besonders betonen.

Aus dieser kurzen Übersicht der pädagogischen Literatur vor dem Jahre 1900 ist klar zu ersehen, dass die alten Bahnen zwar verlassen wurden, dass aber zu den neuen Zielen erst die richtigen Wege gesucht wurden. Dieses Streben auf pädagogischem Gebiete musste in eine systematische und streng wissenschaftliche Arbeit und Forschung verwandelt werden, und es sind besonders Professor Fr. Drtina und Professor Fr. Čáda, welche seit dem Jahre 1900 in der philosophischen Forschungen gewidmeten Zeitschrift »Česká Mysl« und seit dem Jahre 1903 hauptsächlich in den »Pedagogické Rozhledy« mit einer Reihe von pädagogischen Schriftstellern an der Lösung von theoretischen und praktischen pädagogischen Problemen arbeiten. Wir können aber nicht umhin, ehe wir den heutigen Zustand der čechischen pädagogischen Literatur dem Leser vorführen, kurz die Ansichten des hervorragenden Mannes anzuführen, der auf so manchem Gebiete neue

*) »Psychologické základy mravní výchovy».
**) »Obrat v německé pedagogice«.
***) »Některé myšlenky o vychování ethickém«. (Ped. Rozhl. 1899.)
†) »O individualismu ve výchově«.

Bahnen einzuschlagen und auch zum Aufschwung der čechischen Pädagogik mit so vielem beizutragen wusste. Es ist Professor T. G. Masaryk. Er ist der erste, der die einzelnen Gebiete der Pädagogik klassifizierte und mit neuen, fruchtbaren Gedanken bereicherte. Seine Ansichten finden wir in den Vorträgen, die er in den Universität-Kursen zur Fortbildung der Lehrer hielt und die in der Zeitschrift »Český Učitel« (Jahrg. III. 1900) veröffentlicht wurden. Masaryk geht von dem Standpunkte aus, dass die mehr und mehr hervortretende Skepsis gegen die heutige Schule gerechtfertigt ist, und er sucht auch Erklärungsgründe dafür. Er findet dieselben in dem wachsenden Determinismus und weist darauf hin, dass die pädopathologische Literatur uns am besten den schlechten Einfluss der heutigen Schule, der Klassenüberfüllung und des Bureaukratismus erkennen lehrt. Der Mensch ist nach Masaryks Ansicht ein soziales und politisches Wesen; demgemäss muss auch das Ziel der Schule ein sozialhistorisches sein. Es ist also die Sozialisierung der Schule, die jedoch die Individualisierung nicht ausschliesst, das erste Programm aller Reformbestrebungen. Ist das Ziel der Schule ein soziales, dann wird es auch Aufgabe der Lehrer sein, sowohl die physiologischen und psychologischen Einflüsse der Vererbung, als auch die Verhältnisse der Familienerziehung, das wechselseitige Verhältnis der Kinder, ihre Nachahmungskraft und andere Probleme zu studieren. Da die Ansicht Masaryks von der Demokratisierung der Schule es mit sich bringt, dass alle Kinder mit ihresgleichen und gleichartig unterrichtet und erzogen werden, so folgt daraus auch seine Forderung, dass auch die Lehrer die moralische Ungleichheit der Kinder und den wechselseitigen Umgang in dieser kleinen Gesellschaft nicht aus den Augen lassen. Was die Frage der Koedukation betrifft, so hegt Masaryk die Überzeugung, dass sie bei regelmässigen Verhältnissen namentlich in den Schulen, wo die Zöglinge sich im Stadium der Pubertät befinden, günstig zu wirken vermag. Die Schule wird aber niemals im Stande sein, allen diesen Aufgaben nachzukommen, wenn der Lehrer nicht selbst frei, wirtschaftlich selbständig und politisch unabhängig sein wird. Das Studium der Pädopsychologie ist das nächste Mittel, das es dem Lehrer ermöglicht, die an ihn gestellten Aufgaben vom richtigen Standpunkte zu fassen und das richtige Ziel zu erreichen. Masaryk lenkt die Aufmerksamkeit sowohl auf das richtige Konstatieren der Tatsachen als auch auf deren richtige Beschreibung. Darin sieht er einen Mangel der jetzigen pädopsychologischen Forschung, die oft die Beobachtung aller Umstände, welche die Erscheinungen begleiten, vergisst. Nebstdem macht er auf das Studium der Physiognomik und der Sensibilität der Kinder überhaupt aufmerksam. Masaryk verwirft die Gedächtnismethode, welche die psychologische Tatsache nicht zu berücksichtigen weiss, der gemäss der Unterschied zwischen dem Gedächtnisse der Kinder und dem der Erwachsenen nur quantitativ und nicht qualitativ vorhanden ist. Er betont gleichzeitig die Notwendigkeit des Studiums anderer pädopsychologischen Probleme, zum Beispiel bis zu welchem Masse das

Denken des Kindes konkreter ist als jenes des Erwachsenen, von der Generalisation der Kinder, von ihrer Phantasie und Erfindungsgabe usw.

Was die Willens- und Gefühlserziehung betrifft, so wünscht er, dass die Schule das Kind zwinge, wirklich zu wollen, und dabei einen Unterschied mache zwischen dem Wunsche und dem tatsächlichen Wollen, unter welchem Begriffe Masaryk die fortwährende Kontrolle der blinden instinktiven Kräfte und Bewegungen versteht. Die Gefühlserziehung soll sich auch nicht mit einer augenblicklichen Regung begnügen, sondern sie soll trachten, die Gefühle (z. B. die Nächstenliebe) den Kindern fortwährend in Erinnerung zu bringen. Dadurch werden die Spontaneität, die Persönlichkeit entwickelt, die Verantwortlichkeit für eigene Handlungen und das Bewusstsein der inneren Freiheit, wenn auch unter äusseren Bedingungen befördert. In der Frage *der Pädopathologie* lenkt er die Aufmerksamkeit der Lehrer auf das *Studium der abnormen Kinder und auf die Schularztfrage*. Theoretisch stellt sich Masaryk gegen das Streben einzelner Pädagogen, welche die Erziehung auf Grund eines einzigen Prinzips aufzubauen suchen; er weist darauf hin, dass z. B. das biogenetische Gesetz in der Erziehung nicht konsequent anwendbar ist, und dass überhaupt das Ziel der Pädagogik und Didaktik auf mehrere Prinzipien zu gründen sei. Die vollständige Ausnützung aller Kräfte, aller Verhältnisse und Umstände könne auch hier als Mittel zum Zwecke dienen. Den grössten Fehler der heutigen Schulorganisation sieht er in dem Umstande, *dass die einzelnen Schulkategorien weder physiologisch noch psychologisch und logisch abgestuft sind*. Was den Unterricht selbst betrifft, so verlangt Masaryk, *dass die Didaktik der konkreten Logik gemäss aus der logischen und historischen Klassifikation der Wissenschaften die Begriffe so wähle*, dass der eine den andern trage. Die Kenntnisse sollen organisiert werden und das Wissen ein Ganzes bilden. Didaktisch unterscheidet Masaryk 1. die einzelnen Fachwissenschaften, welche der wissenschaftlichen Klassifikation entsprechen sollen, 2. die allgemeine Bildung und 3. die philosophische Ausbildung, wo es sich um den ganzen Grund und um die Erkenntnisrichtung handelt. Demgemäss unterscheidet er 1. Fachschulen, 2. Schulen, welche eine allgemeine Bildung gewähren, 3. philosophische Schulen. Da es aber infolge dessen nötig wäre, eine grosse Anzahl von Schulen zu errichten, so könnten alle diese drei Richtungen in einer jeden Schule vereinigt werden. Eine den logischen und didaktischen Aufgaben entsprechende Schulorganisation wird man nach Masaryk erst in Zukunft erreichen, und er äussert den Wunsch, dass ein allgemeiner Schulrat sich das Ziel stecke alle Schulkategorien in ein organisches Ganze zu vereinigen. Was die einzelnen Unterrichtsgegenstände anbelangt, so will er den Lehrplan unserer Schulen um einen *politischen und volkswirtschaftlichen Unterricht* erweitert haben. Mit Hinblick auf die ethischen Gegenstände spricht Masaryk in erster Reihe von der *Nationalerziehung*, die er nicht nur vom Standpunkte der Sprache, sondern auch von dem der Staats-

organisation, der Volkswirtschaft und der Kultur überhaupt zu begründen sucht. Die Nationalerziehung selbst soll nach ihm auf der moralischen Idee der Humanität und nicht auf der Verneinung der fremden Nationen beruhen. In einer solchen Nationalerziehung sieht er wie Fichte und unser Kollár das beste Mittel aller ethischen Erziehung, welche auf diese Weise ihren bloss abstrakten Charakter verliert, da das Individuum sich als Glied eines grossen Nationalkörpers fühlt. Den Moralunterricht selbst empfiehlt Masaryk nicht für die Unterstufe, für die Oberstufe ist jedoch nach seiner Meinung eine Ethik wünschenswert. Diese Ansicht Masaryks unterscheidet sich von den Bestrebungen der heutigen Gesellschaften für ethische Kultur, welche den Moralunterricht in allen Schulkategorien einzuführen trachten. Wenn wir aber an dem ethischen Katechismus zwei verschiedenartige Abteilungen unterscheiden, erstens den Moralunterricht selbst und zweitens das, was man unter den Begriffen »Instruction civique« und »Lebenskunde« versteht, so sehen wir daraus, dass in ersterem Falle manche Pädagogen (Ziegler, Natorp) seiner Ansicht beistimmen; Masaryk wäre aber wohl geneigt, den andern Teil des ethischen Katechismus in den Lehrplan aufzunehmen; denn dieser Teil belehrt die Kinder über die ganze soziale Umgebung und die Lebensfülle, die auch Masaryk als Hauptprogramm der ganzen Erziehungskunst gilt. In der Frage der religiösen Erziehung verwirft Masaryk ganz entschieden jeden dogmatischen Unterricht als eine vorzeitige Beschäftigung mit Problemen, die das Kind noch nicht begreifen kann. Er hegt die Überzeugung, dass keine positive Religion als Grundlage der Erziehung dienen könne, wohl aber die Frömmigkeit und das wahre religiöse Gefühl.

Um das Schönheitsgefühl bei den Kindern zu wecken, sollte man nach Masaryks Ansicht den Kindern Gelegenheit bieten, sich an den Kunstwerken selbst zu ergötzen und ihre Schönheit zu geniessen. Masaryk richtet unsere Aufmerksamkeit auch auf die Jugendliteratur, die romantisch, wie sie ist, die Kindererziehung leicht auf Abwege verleiten kann. Das Studium Ruskins scheint ihm in dieser Richtung wünschenswert. Aus den Gedanken Masaryks ersehen wir, dass er einerseits alle Gebiete der heutigen pädagogischen Forschung in seiner Person zusammenfasste und andererseits auf die Notwendigkeit der Arbeitsteilung in der Pädagogik hinwies, so dass wir den heutigen Aufschwung der wissenschaftlichen Pädagogik in mancher Beziehung Masaryk zu verdanken haben. *Dr. Ot. Chlup.*

Die čechische Biologie.

(Schluss.)

IV.

Die eben geschilderte Periode der čechischen Biologie scheint keineswegs die definitive Lösung des Problems gefunden zu haben, eine exakte und zugleich nationale Wissenschaft zu schaffen. Wohl hat

sie, wenigstens in einigen Fällen, den Zweck erreicht, den sie sich stellt, nämlich den unsere Biologie repräsentierenden Männern eine internationale Anerkennung zu erkämpfen; allein dieses ihr Ziel hatte zur Folge, dass die Bedürfnisse der Heimat zu einseitig gestillt wurden, indem nur der internationale Ruhm eines in seinem tatsächlichen Streben von der Öffentlichkeit unverstandenen Mannes, also zuletzt doch nur eine Äusserlichkeit, als das einzige für das Volk erzielte Resultat der wissenschaftlichen Arbeit dargestellt wurde. Die exakte Wissenschaft steht von diesem Gesichtspunkte dem Volke und das Volk ihr fremd gegenüber; es gibt nur einen — bei der geringen Anzahl der Forscher in einem so kleinen Volke, wie wir es sind, sehr engen Kreis derjenigen, welche ein aktives Interesse an dem Inhalt des von diesem oder jenem Forscher Produzierten haben können, was wieder alle die Misstände zur Folge hat, welche sich überall dort einstellen, wo die Tätigkeit des Menschen der öffentlichen Kritik entzogen wird. Doch auch dann, wenn man nur die allgemeineren Resultate dieser modernen Richtung unserer Biologie beachtet, wird man einiges gegen sie einzuwenden haben. Unsere Wissenschaft, die Biologie, hat wesentlich nur theoretisches Interesse; zwar hängt sie eng mit der Medizin, mit der Tier- und Pflanzenzucht zusammen, allein es wird kaum jemand aus diesem Grunde annehmen wollen, dass sie eine praktische Wissenschaft sei, wie etwa die Chemie. Eine praktische Wissenschaft nun, die findet leicht eine Berührung mit dem allgemeinen Streben des Volkes: es gibt čechische Fabriken, Bauunternehmungen, Krankenhäuser, wo sich ein praktischer Forscher leicht betätigen und dem Vaterlande nützlich sein kann; bei der theoretischen Wissenschaft fehlt jedoch dieser Berührungspunkt — wo gibt es einen anderen? Wenn es überhaupt einen Sinn haben soll, von einer nationalen Wissenschaft zu sprechen, so muss diese einen organischen Teil des geistigen Lebens des Volkes bilden, nicht nur der Einzelne, sondern das Volk in seiner Gesamtheit muss Interesse an der Wissenschaft haben; so wie man heute Poesie, Musik, bildende Kunst bei uns pflegt, muss auch unsere Wissenschaft gepflegt werden.*) Es ist tatsächlich bei uns eine geistige Bewegung entstanden, welche sich just das Ziel gesteckt hat, die Wissenschaft organischer mit unserem Patriotismus zu verknüpfen; die Bewegung ist zwar ausserhalb des Rahmens der Biologie entstanden, allein sie hat auf diese Einfluss geübt und wird ihn gewiss noch üben; ich will sie also kurz erwähnen; sie wurde durch T. G. Masaryk, Professor der Philosophie an unserer Universität, hervorgerufen und geleitet.

Es sei mir erlaubt, die unser Thema betreffenden Anschauungen T. G. Masaryks in aller Kürze zu charakterisieren. Der offizielle

*) Es lässt sich nicht verschweigen, dass die čechische Wissenschaft früher in einem besseren Verhältnis zum öffentlichen Leben stand als heute: Purkyně und Presl waren nicht nur die Leiter der čechischen Wissenschaft, sondern auch des literarischen Lebens überhaupt: Krejčí war noch Abgeordneter wie jene: Frič ist Vorsitzender des Huskollegiums, eines liberalen Studenten-Unterstützungsvereins — heute gibt es nichts Ähnliches; praktisch steht heute unsere Biologie (die im folgenden erwähnten Strömungen ausgenommen) dem öffentlichen Leben fremd gegenüber.

Patriotismus ist nach M. sehr seicht; lauter Gerede von der Vaterlandsliebe, beschränktes Spiessbürgertum, Gehässigkeit gegen fremde Anschauungen, Furcht vor der Kritik. Das Beste noch, was in diesem Patriotismus liegt, ist, dass die Idee unseres Volkstums der Kampf gegen die Deutschen und die Verteidigung der čechischen Sprache ist. Allein diese Auffassung ist falsch, unser Ideal ist keineswegs bloss negativ, auch wir Čechen streben einem positiven Ziel nach und der Kampf gegen die Deutschen ist nur eine und ganz bestimmt nicht die wichtigste Äusserung unserer nationalen Ideale. Auch der Glaube, dass das nationale Bewusstsein in der Betonung und Aufrechterhaltung unserer čechischen Sprache aufgeht, dieser »philologische Standpunkt« ist beschränkt und verwerflich.

Wir müssen nach einer philosophischen Durcharbeitung unserer Ideale streben, und diese Durcharbeitung muss freiheitlich, konsequent, rücksichtslos und modern sein. Negativ wird sich diese Arbeit als Kritik des Bisherigen, positiv als Organisation der nationalen Arbeit darstellen.

Masaryk hat diesen Gedanken in einer Reihe von Vorlesungen, Reden und Schriften auszuführen versucht. In der von ihm gegründeten Monatsschrift »Athenaeum« zählte Masaryk*) die aktuellen Postulate der čechischen Wissenschaft auf: Lehrbücher (eventuell Übersetzungen) für Hochschulen,**) eine čechische Akademie***), eine Encyklopaedie (Konversationslexikon,†) Fachzeitschriften, Revuen, wissenschaftliche Kritik, Pflege der Wissenschaften durch die Tagespresse,††) populäre Vorlesungen,†††) Bibliotheken, eine deutsch geschriebene Revue für unser

---

*) II. S. 273.

**) Bis jetzt sind folgende Lehrbücher (Handbücher) aus dem Gebiete der Biologie čechisch erschienen (die ältere Epoche nicht gerechnet): Zoologie (nur allgemeiner Teil) von F. Vejdovský; Botanik von Jos. Velenovský (bis jetzt die Morphologie der Kryptogamen); Palaeontologie von F. Počta; Histologie v. J. Janošík; Anatomie des Menschen von demselben: Physiologische Chemie von J. Horbaczewski; Physiologie (I.) von F. Mareš; einige Lehrbücher sind, glaube ich, unter der Presse. Masaryk hatte jedoch keinen direkten Einfluss auf das Erscheinen dieser Bücher.

***) Unsere čechische Akademie wurde 1891 gegründet, auf anderen Prinzipien jedoch, als es M. verlangte; er stellte sich ein nationales Institut vor, welches alle seine Kräfte der Organisation der nationalen Arbeit widmen sollte; tatsächlich wurde die Akademie nach dem Muster anderer grosser Akademien organisiert.

†) Unter seiner Leitung wurde ein Konversationslexikon von dem Buchhändler Otto begründet (»Ottův slovník naučný«); auch dieses Unternehmen wurde jedoch von anderen Leuten als Masaryk selbst durchgeführt. Nebst diesem Lexikon, welches nach zwanzigjährigem Erscheinen noch nicht vollendet ist, besitzen wir ein älteres, welches der bekannte Politiker F. L. Rieger redigierte.

††) Das jungčechische Journal »Národní Listy« hat 1900 eine wöchentlich erscheinende Beilage mit wissenschaftlichen Beiträgen gegründet; dieselbe ging jedoch sehr bald ein; das Organ Masaryks »Čas« gibt seit einiger Zeit eine solche Beilage wöchentlich heraus.

†††) Wir besitzen die Institution der volkstümlichen Vorträge bei der Universität: sie werden am eifrigsten von den Anhängern Prof. Masaryks gefördert; soviel ich weiss, haben populäre Vorlesungskurse über Biologie gehalten: Vejdovský, Mrázek, Němec, Weigner, Babák u. a. Die Popularisation der Wissenschaft wird auch sonst bei uns eifrig betrieben.

geistiges Leben, Kenntnis fremder Sprachen, eine zweite Universität u. a. Systematisch hat dann Masaryk seine Ideale über das Wesen des Čechentums, sofern sie die Politik, die Wissenschaft, das öffentliche Leben überhaupt betreffen, in den Broschüren »Česká otázka« (Die böhmische Frage 1893) und »Naše nynější krise« (Unsere jetzige Krisis, Prag 1895) bearbeitet.

Die in diesen Schriften geübte Kritik Masaryks war ohne Zweifel geeignet, wie unserer gesamten national aufgefassten wissenschaftlichen Arbeit überhaupt, so auch der čechischen Biologie eine neue Richtung zu geben, allein obwohl der Kampf, der sich für und gegen Masaryk erhob, die breitesten Massen ergriff, scheinen die Folgen, was die exakte Wissenschaft anbetrifft, kaum den Erwartungen zu entsprechen, welche seinerzeit an die neue Bewegung geknüpft wurden. Auf anderen Gebieten der Wissenschaft (in der Geschichte, Soziologie, Philosophie, Literaturgeschichte) machte sich sein Einfluss eher fühlbar — in der exakten Wissenschaft, speziell der Biologie, kann man bis auf diesen Tag nur von indirektem Einfluss seiner Ideen reden.

Mächtig hat jedoch Masaryk auf das volkstümliche Interesse für allgemeine wissenschaftliche Fragen eingewirkt; immer war er bestrebt aus Fragen, welche andere für Fragen eines engen Kreises hielten, Fragen des ganzen Volkes zu machen, aber er hat auch den Respekt der Wissenschaft vor populären Strömungen zerstört und mit einer terroristischen Tagespresse den Kampf um die Freiheit der Wissenschaft aufgenommen, einmal als es die Fälschungen Hankas, dann als es das Märchen vom Ritualmord galt.

Durch seinen fortschrittlichen Standpunkt steht Masaryk im schroffen Gegensatze zur Kirche und dies hat zur Folge, dass unsere neuere popularisierende Biologie, welche mehr oder weniger auf seinen Einfluss zurückzuführen ist, scharf antikirchlich wirkt. Unsere sehr rührige Sozialdemokratie unterstützt dieses Streben, indem sie dankbare Hörer für die Vorträge liefert, in der wirksamsten Weise.*)

V.

Die Betonung der Philosophie und der Ernst der Bestrebungen T. G. Masaryks haben unter den Biologen insbesondere bei F. Mareš, Professor der Physiologie an der čechischen Universität in Prag, Anklang gefunden. Mareš bildet einen ganz selbständigen Typus unter unseren Biologen und es lohnt sich umso mehr, über ihn ausführlicher zu berichten, als er seine Tätigkeit fast ganz in den Grenzen der čechischen Literatur entwickelte. Zwar hat er auch deutsch und französisch

*) Die Monatsschrift Athenaeum erschien 1883—1893; von den Biologen lieferten ihr Beiträge F. Vejdovský, L. Čelakovský, F. Mareš u. a. Unter den Übersetzungen, welche mehr oder weniger auf die Anregung Masaryks zurückzuführen sind, seien angeführt Haycrafts »Darwinism and Race Progress« und Collins Auszug aus der Philosophie H. Spencers.

geschrieben, *) doch liegt der Schwerpunkt seiner Tätigkeit nicht in der Lösung der Probleme, welche da besprochen werden, sondern in einem in seiner ganzen literarischen Tätigkeit klar hervortretenden Streben nach einer neuen, tiefer und philosophischer, als es heute der Fall ist, begründeten Biologie. Dieses Streben ist bereits in den ersten Arbeiten Marešs, welche im Athenaeum erschienen, erkennbar: bereits die Titel der Studien »Die Lebenskraft« **), Über die hemmende Tätigkeit« ***), »Über die spezifische Energie«†) weisen darauf hin, dass sich ihr Verfasser die schwierigsten Probleme der Physiologie klar zu machen sucht, und bereits in der ersten dieser Arbeiten ist der Weg angedeutet, den Mareš später für den einzig richtigen erklären sollte: weder der Mechanismus noch der Vitalismus seien wissenschaftlich zu beweisen, beide seien in die Natur vom denkenden Menschen als seine, nicht ihre Prinzipien hineingetragen. Als Mareš 1891 mit seinem Freund B. Raýman (Prof. d. Chemie) eine populärwissenschaftliche Zeitschrift »Živa« gründete — die Zeitschrift sollte besser den allgemeinen Postulaten der exakten Wissenschaft entsprechen als der allzu schlichte »Vesmír«, — fing er an, in dieser Zeitschrift seine Ideen zu entwickeln, Ideen, welche sich um die Behauptung drehten, dass die Tätigkeit der lebendigen Substanz keine bloss physikalisch und chemisch erklärbaren Vorgänge bietet, wie es insbesondere an der Muskeltätigkeit, an der Lichtproduktion, am Geotropismus, überhaupt an den zweckmässigen Reaktionen der Organismen zu sehen ist. 1894 versuchte Mareš in einem Buch »Všeobecná fysiologie« (Allgemeine Physiologie) seine Ansichten in einem geschlossenen Ganzen dem čechischen Leser vorzuführen. Das Buch verfolgt ganz andere Zwecke, als die deutschen »Allgemeinen Physiologien«; es soll nicht ein Überblick über die Tatsachen und Theorien sein, welche derzeit in der Physiologie als allgemein interessant betrachtet werden, sondern der Autor sucht sich selbst durch das physiologische Material durchzuarbeiten, um einen ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht zu finden: das Suchen, das Diskutieren der Probleme, die Unzufriedenheit mit all dem Dargebotenen ist der Hauptcharakter der Schrift. Mareš glaubt, und gewiss sehr mit Recht, dass die Physiologie nicht gleichen Schritt mit anderen biologischen Wissenschaften gehalten habe; insbesondere habe sie nicht versucht, die Evolutionstheorie in gleichem Masse anzuwenden wie die Anatomie, obwohl — und auch darin, glaube ich, hat Mareš Recht, — sie auf die Darwinsche und Lamarcksche Evolutionstheorie mehr Ansprüche hat als die Anatomie. Denn das wahre Wesen des Organismus besteht nach Mareš weniger in der Organisation seiner Form, als in der Organisation seiner Funktionen: Die Funktion ist nach Mareš früher da als das Organ und bedingt dieses, und dies ist nach Mareš auch eine Folgerung der Evolu-

---

*) L'excrétion du sulfate d'indigonatrium. Arch. slaves de biol. I. 1886 (auch deutsch in Sitzber. Wien Akad. XCI.) — L'origine de l'acide urique chez l'homme. Arch. slaves d. b. III. 1887 und einige Arbeiten in den Sitzungsb. der k. böhm. Ges. der Wiss. und in der Akademie u. a.

**) Ath. 1884.

***) Ibid. — †) Ibid.

tionstheorie. Man kann wie immer über die Richtigkeit dieser These denken, zweifellos berührt sie eines der tiefsten und in der mannigfachsten Weise gelösten Probleme; dass die Antwort, welche Mareš gibt, ganz folgerichtig auf den Vitalismus führt, ist ganz klar. Der ganze Inhalt seiner Allg. Physiologie sucht übrigens für den Vitalismus eine sympathische Stimmung bei dem Leser vorzubereiten: es wird die Assimilation und Dissimilation besprochen, wobei unter ersteren überhaupt alle Vorgänge vom Aufbau der lebendigen Substanz verstanden werden, also: Atmung, Aufnahme von Wasser, Kalium, Kalcium, Kohlenstoff, Stickstoff usw., Verdauung, überhaupt den Stoff- und Kräftewechsel und das Wachstum des Organismus. Unter Dissimilation subsumiert er alle Vorgänge der Empfindlichkeit (verschiedene Tropismen), die subjektiven Vorgänge und die Produktion von Elektrizität, Licht, Wärme und Bewegung. Überall wird bewiesen, dass der Organismus mehr ist als eine physikalische und chemische Maschine, dass das Leben etwas Besonderes bringt, welches nicht in der anorganischen Natur zu finden ist. Mareš bemüht sich überall den modernsten Standpunkt zu vertreten, und obwohl die Masse des Materials ihn öfters nötigt sich mit blosser Andeutung der Probleme zu begnügen und die Konsequenzen beiseite zu lassen, hat seine Schrift viel dazu beigetragen bei uns das Interesse für allgemein-biologische Probleme zu erwecken — der beste Beweis davon ist, dass das nicht leicht lesbare Buch vergriffen ist.

Ein Grundsatz von Prof. F. Mareš, den er oft verteidigt hat und der das innerste Wesen seines wissenschaftlichen Strebens darstellt, ist der bekannte Gedanke Lessings, dass das Streben nach der Wahrheit deren Besitze selbst vorzuziehen sei. Folgerichtig ist kein Werk Marešs von der Art, dass man es als den definitiven Ausdruck seiner Meinungen erklären könnte. Die »Allg. Physiologie« bildete keinen Abschluss der Gedankenarbeit Marešs, in seiner Živa vertiefte er sich in seine Probleme mehr und mehr und schrak auch nicht davon zurück, sich über den »Mystizismus« gegenüber den üblichen mechanistischen Auffassungen der biologischen Probleme nicht ungünstig auszusprechen. Das Wort war vielleicht stärker als der ihm zu Grunde liegende Gedanke, denn praktisch kam es damals darauf an, dass Mareš auf die Diskussionen hinwies, welche eben zwischen O. Hertwig und W. Roux und zwischen den deutschen Vitalisten und Mechanisten geführt wurden; insbesondere beurteilte er jedoch günstig die Kritik der französischen Biologie, welche Delage im Vorwort zu seinem Traité d' hérédité veröffentlichte, und in welcher über den Monographieschreiber, der keine höheren Probleme behandelt, der Stab gebrochen wird.

Der Artikel, in welchem die Kritik Delages dem čechischen Publikum vorgelegt wurde, gab Anlass zu einer Diskussion zwischen Mareš, welcher die Notwendigkeit der philosophischen Analyse für die Wissenschaft vertrat, und B. Rayman, welcher das Hauptgewicht auf die Laboratoriumswissenschaft legte. Die Diskussion betraf auch konkrete Probleme, namentlich die Frage, ob die chemischen und energetischen Veränderungen, welche insbesondere bei der Atmung platzgreifen, bloss chemisch zu beurteilen sind, oder ob für sie ein anderer

(physiologischer) Masstab zu wählen sei; die Polemik, welche mit allgemeinem Interesse verfolgt wurde, ward leider zu heftig geführt und hatte die üble Folge, dass sich zwei Parteien bildeten, welche noch heute bestehen.

Um seinen Standpunkt tiefer zu begründen, veröffentlichte Mareš ein ziemlich grosses Buch über »Idealismus und Realismus in der Naturwissenschaft,« *) in welchem er ausführlich die philosophischen Systeme und die allgemeinen biologischen Theorien der Neuzeit bespricht und insbesondere Kant ausführlich analysiert und zu dem Schlusse kommt, dass die Biologie von der bis jetzt gültigen materialistischen und mechanistischen Auffassung zurückzutreten anfängt und sich anschickt, idealistisch zu werden. Kants kritische Methode wird von Mareš als die wahre Grundlage der begrifflichen Analyse in der Wissenschaft empfohlen. In der neuesten Zeit gab Mareš ein čechisches Lehrbuch der Physiologie heraus; bisher ist der erste Teil davon, die allgemeine Physiologie erschienen. **)

Die Bedeutung Prof. F. Marešs für die čechische Biologie besteht einerseits darin, dass er das durch Masaryk geweckte Interesse für philosophische Probleme innerhalb der biologischen Wissenschaft fortpflanzte und uns mit den modernsten Idealen der internationalen Biologie bekannt machte; andererseits führte er den Beweis, dass es möglich ist, sich auch innerhalb der Grenzen unseres Vaterlandes zu einer wissenschaftlichen Individualität emporzuarbeiten, welche auf den breitesten philosophischen Grundlagen angelegt ist und alle Resultate der internationalen wissenschaftlichen Arbeit sich nutzbar zu machen versteht. Es wäre nur zu wünschen, dass dieser Beweis anderen ein Ansporn zu ähnlichen Versuchen würde. ***)

VI.

Ich will schliesslich mit einigen Worten der namentlich in der Tagespresse öfter auftauchenden Behauptung entgegentreten, dass unsere exakte Wissenschaft nur eine čechisch geschriebene deutsche Wissenschaft sei. Ich habe in der vorliegenden Studie — so glaube ich wenigstens — zur Genüge dargetan, dass es einen Sinn hat, auch von einer ihrem Inhalt nach čechischen Biologie zu sprechen: dass sie zwar anfangs vorwiegend in philologischem Sinne, als eine čechisch geschriebene Biologie, aufgefasst wurde, dass aber später alle bedeutenderen čechischen Biologen, insbesondere jedoch L. Čela-

*) Idealism a realism v přírodní vědě. V Praze 1901.

**) Fysiologie. Díl I. Všeobecná fysiologie. V Praze 1906.

***) Von den Schülern des Prof. F. Mareš seien angeführt: Priv.-Doz. E. Babák, welcher über Probleme aus der Physiologie und allg. Biologie (auch deutsch u. französisch) schrieb, Priv.-Doz. K. Lhoták (Physiologie und Pharmakologie). Nachdem Mareš 1898 aus der Redaktion der »Živa« ausgetreten war, blieb er ohne eigenes publizistisches Organ; in neuerer Zeit kann die populär- wissenschaftliche Zeitschrift »Příroda« (»die Natur«, Redakteur J. Kranich) zum Teil als Organ seiner Schüler betrachtet werden.

kovský, A. Frič, F. Mareš es verstanden haben, auch inhaltlich ihrer Wissenschaft einen nationalen Charakter zu verleihen. Dass unsere Biologie sich mit der deutschen am nächsten berührt, wird niemanden, der unsere geographische und politische Lage kennt, überraschen, und der Aufschwung und die heutige leitende Rolle der deutschen Biologie machen es ebenfalls nötig, sich in ein Abhängigkeitsverhältnis zu den Deutschen zu stellen, welchem am Ende auch die Franzosen und Engländer nicht entrinnen; es ist aber keineswegs wahr, dass unsere Wissenschaft in dem Sinne von der deutschen abhängig ist, dass sie überhaupt keiner inhaltlichen Selbständigkeit fähig wäre.

Wohl aber gibt es auch unter den aufrichtigsten Čechen solche, welche unwillkürlich auf eine solche bloss philologische Auffassung der čechischen Biologie zusteuern. Ich zähle hierher alle diejenigen, welche nur die Arbeit als čechisch betrachten, die čechisch geschrieben ist. Die Auffassung dieser Kreise hat am bestimmtesten Prof. K. Chodounský formuliert,*) indem er behauptet, »dass es für jeden von uns ohne Ausnahme ein Gebot ist, in der Sprache des Volkes zu schreiben, dem wir unsere Dienste geweiht haben, und zwar alles und nicht nur Brocken, gleichsam ein beleidigendes Almosen . . . Durch fremdsprachige Publikationen kann zwar der Einzelne zur Anerkennung gelangen, das Volk jedoch gelangt zu nichts, und wer etwas anderes behauptet, hat kein čechisches Bewusstsein . . .« In unserer Tagespresse kann man solche Stimmen oft lesen, so z. B. in den »Národní Listy« vom 25. November 1906, wo es hiess: »Es muss deshalb im Interesse des čechischen Volkes ohne Ausnahme die Regel befolgt werden, dass die Professoren und Dozenten der čechischen Hochschulen ihre wissenschaftlichen Werke zuerst nur čechisch herausgeben müssen.« »Was nutzt uns eine čechische Universität, wenn die an derselben wirkenden čechischen Gelehrten die deutsche Literatur bereichern und auf diese Art dazu beitragen, dass der Umfang der čechischen wissenschaftlichen Literatur fortwährend zu unseren Ungunsten sich von dem Umfange der Literatur unserer nationalen Gegner unterscheide?«

Es wird dabei vorausgesetzt, dass der Autor entweder selbst dafür sorgen wird, dass seine Abhandlung in eine internationale Sprache übersetzt werde, oder — und besonders die der Wissenschaft Fernestehenden haben solche Ansichten — dass die Angehörigen anderer Nationen der čechischen wissenschaftlichen Literatur zuliebe čechisch lernen werden. Es wird auch auf die Referate hingewiesen, durch welche man čechisch geschriebene Arbeiten dem internationalen Publikum zugänglich machen kann.**)

---

*) Athenaeum I. 1884. S. 211—213; denselben Gedanken wiederholt er in der Zeitschrift »Zvon« 1905. S. 533—535, 5 9—1, 569.

**) Ich habe bereits erwähnt, wie unsere Akademie und Gesellschaft der Wissenschaften dies ermöglichen. Nebstdem referierten über čechische Arbeiten aus dem Gebiete der Biologie in das Zoologische Zentralblatt: A. Mrázek, ich, † K. Thon. — 1886 wurde unter der Redaktion von M. Mendelssohn und Ch. Richet (später H. Varigny) eine in Paris erscheinende

Ich halte den Standpunkt K. Chodounskýs nicht für ganz richtig — es ist praktisch unmöglich nur čechisch zu schreiben. Keiner von unseren Biologen wird so naiv sein zu hoffen, dass um seiner Arbeiten willen fremde Forscher čechisch lernen werden — ich behaupte nicht, dass es keine Ausnahmen geben kann. Die Frage, welche der Fachmann sich stellen muss, ist, für wen er denn seinen wissenschaftlichen Bericht schreibt; nun ist es ohne allen Zweifel wahr, dass es Probleme gibt, welche keinen oder nur wenige Einzelne unter uns Čechen interessieren und es ist gewiss keine qualitative Bereicherung unserer Literatur (wer wird denn von einer quantitativen sprechen?), wenn über solche Probleme čechisch geschrieben wird. Hier aber liegt der Kernpunkt der Frage: soll ein čechisch fühlender Mann seine Kräfte auch an solche Probleme vergeuden? Und welche biologischen Probleme sind für den Čechen interessant und welche nicht?

Was die erste Frage anbelangt, muss jeder mit »ja« antworten, keine andere Antwort ist praktisch zulässig — was aber möglich und notwendig ist, wäre, unter den Arbeiten einen Unterschied zu machen, die čechischen zu organisieren und, das hat doch die Journalistik in ihren Händen, sie zu favorisieren. Allein um dies zu können, muss man zuerst wissen, welche wissenschaftliche Arbeit für uns Čechen notwendig ist und welche nicht; und in dieser Richtung hat bisher namentlich die Tagespresse viel weniger gearbeitet, als sie hätte können und sollen. Die wissenschaftlichen Bestrebungen der Männer, von welchen ich oben geschrieben habe, sind von unserer öffentlichen Meinung nicht mit dem ihrer Bedeutung gebührenden Interesse aufgenommen worden. Die fachwissenschaftliche Arbeit wird gewöhnlich als unserem nationalen Leben fernestehend betrachtet, als Luxus und Privatsache der einzelnen Forscher; es entstehen selbstverständlich unter unseren Fachleuten Diskussionen; von der Journalistik werden sie jedoch zu sehr nach ihrer persönlichen Seite betrachtet und totgeschwiegen, obwohl eine taktvolle Leitung einer solchen Diskussion (und diese Leitung wäre für die Öffentlichkeit möglich) in der Diskussion das kräftigste Mittel zur Popularisierung der Wissenschaft finden könnte.

Nicht darum handelt es sich, dass man nur čechisch schreibt, sondern darum, dass, was čechisch geschrieben wird, auch gelesen werde — und dies liegt nicht in der Macht des Schriftstellers allein, sondern auch in der des Publikums. Von dem Forscher wird das Opfer verlangt, dass er erst auf Umwegen die internationale Wissenschaft suche, welche er bequemer und schneller direkt finden kann; wenn irgend jemand, so ist jedoch die Öffentlichkeit zu Opfern verpflichtet,

französisch geschriebene Zeitschrift (Archives slaves de biologie) gegründet, welche den Zweck hatte, die slavischen sonst zerstreut erscheinenden Arbeiten in einer Zeitschrift dem internationalen Leserkreis vorzuführen. Hier befinden sich Beiträge von A. Frič, F. Počta, F. Mareš, den Medizinern Hlava und Thomayer, Horbaczewski u. a. Die čechischen Beiträge wurden in den späteren Bänden seltener — es ist mir nicht bekannt, warum. Von der Zeitschrift sind leider nur 4 Bde (1886a, 1886b, 1887a, 1887b) erschienen.

denn ihr soll die čechische Wissenschaft nutzen, nicht dem Forscher. Es ist zweifellos, das das Problem, den Patriotismus, insbesondere den Patriotismus eines so kleinen Volkes, wie wir es sind, mit der internationalen Wissenschaft in einen organischen Zusammenhang zu bringen, kein leichtes ist. Ich habe es in dieser Studie nicht verschwiegen, dass die praktischen Lösungen, die man bisher bei uns versucht hat, alle mit Unvollkommenheiten behaftet sind. Trotzdem beweisen sie zur Genüge, dass sich der Patriotismus und die wissenschaftliche Arbeit keineswegs ausschliessen; es wäre nur zu wünschen, dass sie in der künftigen Entwicklung unseres Volkes noch inniger verschmelzen, auf dass einmal jede wissenschaftliche Arbeit dadurch, dass sie wirklich wissenschaftlich ist, eine patriotische Leistung sei.

Dr. *Em. Rádl.*

Das čechische landwirtschaftliche Genossenschaftswesen in Böhmen.

I.

Das moderne Genossenschaftswesen entstand bei uns wie überall zur Zeit, als der wirtschaftliche Liberalismus mit seinen äusserst individualistischen Bestrebungen in voller Blüte stand. Wir werden kaum das richtige verfehlen, wenn wir annehmen, dass die Anfänge der genossenschaftlichen Bewegung bei uns zugleich auch als Beginn der bewussten Reaktion gegen den äussersten wirtschaftlichen Individualismus aufzufassen sind: die Genossenschaftswirtschaft ist somit die moderne Form der Kollektivwirtschaft. Diese Charakteristik gilt allgemein und die weitere Verfolgung dieser Auffassung würde kaum im stande sein, irgend eine spezielle Eigentümlichkeit der čechischen Genossenschaften aufzudecken.

Wir wollen vielmehr versuchen, die praktische Gestaltung der Genossenschaftsbewegung in dem heimatlichen Wirtschaftsleben zu verfolgen.

Die ersten Verkünder der čechischen Genossenschaftsbewegung waren MUDr. Cyrill Kampelík, praktischer Arzt und Lehrer an der landwirtschaftlichen Schule in Kukleny (Bez. Königgrätz) und Adalbert Bělák (Franz Šimáček), ein Publizist, dessen Zeitschrift »Posel z Prahy« (gegründet 1857) noch heute nicht hoch genug zu schätzen ist.

Wenn man jetzt nachträglich die Tätigkeit der beiden Männer charakterisieren sollte, würde man geneigt sein, zu behaupten, dass Kampelík die Raiffeissenschen Ideen propagierte, während Bělák eher als Parteigänger der Schultze-Delitzschschen Richtung anzusehen wäre. — Hiemit soll jedoch keineswegs gesagt werden, dass die genannten Männer bloss deutsche Vorbilder nachgeahmt hätten; im Gegenteil war namentlich Kampelík ein sehr origineller Kopf und seine Schrift

über die Pfarrsprengelsparkassen*) geht zeitlich dem grundlegendem Werke Raiffeisens voran. (Die Darlehenskassenvereine in Verbindung mit Konsums-, Verkaufs-, Winzer-, Molkerei-, Viehversicherungs- etc. Genossenschaften zur Abhilfe der Not der ländlichen Bevölkerung. Heddersdorf-Neuwied 1866.)

Eine Mittellstelung zwischen Kampelík und Bělák nimmt Dr. Frant. Lad. Chleborád ein; während Kampelík bei seiner genossenschaftlichen Organisationstätigkeit hauptsächlich die landwirtschaftlichen Verhältnisse auf dem flachen Lande vorschwebten und Bělák hauptsächlich die Organisation des Personalkredites für die Bedürfnisse des städtischen Bürgertums förderte, wollte Chleborád den Genossenschaftsgedanken auf den Boden der erwachenden Arbeiterbewegung verpflanzen.

Die grössten praktischen Erfolge vom dauernden Werte konnte noch zu Lebzeiten Bělák aufweisen; über seine Anregung und manchmal unter seiner direkten Mitarbeit sind viele der čechischen bürgerlichen Vorschusskassen in Böhmen und Mähren entstanden; gerade diese Kreditanstalten sind spezifisch als čechisch-nationale Geldinstitute rühmlichst bekannt geworden. Auf dem Prinzipe der Selbsthilfe beruhend, vom nationalen und opferwilligen Geiste jener Zeit der wirtschaftlichen Wiedergeburt unseres Volkes getragen, zur Zeit der liberalistischen Ära auch von der Regierung — wenigstens anfänglich — in ihrer Entwicklung nicht gehindert, sind sie zu Burgfesten geworden, von welchen mancher nationale Kampf erfolgreich dirigiert wurde. Ziemlich spät hat die čechenfeindliche Regierung ihre nationale Bedeutung eingesehen und darnach auch ihr Verhalten eingerichtet.

Nach Bělák folgt, was die unmittelbaren praktischen Erfolge anbelangt, gleich Chleborád. Wie schon erwähnt, wollte Chleborád den Genossenschaftsgedanken in den Dienst der Arbeiterbewegung stellen; seine Schöpfung sind die s. g. Bienenstöcke (ouly), welche in den sechziger Jahren namentlich in Böhmen wie die Pilze aufschossen; nach der heutigen Terminologie würden wir diese Genossenschaften Konsumvereine nennen. Der erste derartige Bienenstock wurde im J. 1868 in Prag unter grosser und feierlicher Anteilnahme der gesamten national gesinnten Bevölkerung gegründet; dieser Gründung folgten dann zahlreiche andere, so dass in den siebziger Jahren so ziemlich jede Stadt und in industriereichen Kreisen — selbst Märkte und Dörfer eigene Bienenstöcke hatten. Ende der siebziger Jahre beginnt schon ihr Verfall; es hatte noch an moralischer und kaufmännischer Erziehung der leitenden Geschäftsführer gefehlt und so sind die meisten Bienenstöcke an der Gewissenslosigkeit und Unredlichkeit ihrer Funktionäre zu Grunde gegangen. Unter ihren Trümmern wurde in den meisten Fällen das Zutrauen zu genossenschaftlichen Unternehmungen überhaupt begraben.

Kampelík hat die Erntezeit seiner Ideensaat überhaupt nicht erlebt; die s. g. Raiffeisenkassen liessen noch lange auf sich warten;

*) Spořitelny po farských kollaturách orbě, řemeslu ze svízelů pomohou (1861).

sie begannen bei unseren Landsleuten in Böhmen eigentlich erst Ende der neunziger Jahre und ihre Entwicklung scheint noch heute nicht ihren Höhepunkt erreicht zu haben,

Die weitere Verfolgung der Einzelheiten muss der späteren Erörterung vorbehalten werden.

II.

Alle bisher angeführten Anfänge der Genossenschaftsbewegung in Böhmen vollzogen sich zu einer Zeit, wo eigentlich ihre rechtliche Grundlage noch nicht gesetzlich geregelt war. Sie entstanden durchwegs auf Grundlage des älteren Vereinsgesetzes v. J. 1852 und unterlagen der Oberaufsicht der politischen Behörden.

Diese Vormundschaft der politischen Behörden ist namentlich den bürgerlichen Vorschusskassen verhängnisvoll geworden; zur Zeit, als man bei den politischen Behörden der Ansicht huldigte, die erwachende čechisch nationale Bewegung sei im Staatsinteresse zu unterdrücken, sind selbst čechische Kreditinstitute von der staatlichen Missgunst nicht verschont geblieben. Nicht nur dass čechischen Gemeinden die Errichtung von kommunalen Sparkassen rechtswidrig verweigert wurde, selbst die Vorschusskassen hatten bittere Tage zu erleben. Es geschah sogar, dass die staatlichen Verwaltungsbehörden in Mähren ohne wesentliche gesetzliche Gründe zwei Vorschusskassen auflösten. Unter solchen Verhältnissen war es ganz natürlich, dass man in patriotischen čechischen Kreisen bemüht war, die bürgerlichen Vorschusskassen der unberechenbaren Willkür der politischen Behörden zu entreissen und ihre rechtliche Grundlage auf ein spezielles Gesetz zu stellen, mit dessen Durchführung die Gerichte betraut wären. Im J. 1866 wendeten sich 28 čechische Vorschusskassen mit separater Eingabe an den Landtag des Königreichs Böhmen, wo diese unhaltbaren Verhältnisse ausführlich erörtert wurden und der Landtag ersucht wurde, die Verhältnisse durch ein spezielles Landesgesetz zu regeln; dieser Schritt wurde über Anregung des berühmten Rechtslehrers Prof. Dr. Randa unternommen; diesem Gelehrten gebührt auch das Verdienst, dass er in Österreich überhaupt der erste war, welcher die Notwendigkeit der gesetzlichen Regelung des Genossenschaftswesens wissenschaftlich verfocht und auch die bezügliche Vorlage für ein Landesgesetz verfasste. Der Landtag des Königreiches Böhmen, welchen die čechischen Abgeordneten zu dieser Zeit verlassen hatten, erklärte sich zur Herausgabe eines derartigen Gesetzes für unkompetent und so kam es endlich zu dem Reichsgesetze vom 9. April 1873 RGBl. Nr. 70 über die Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften. Durch dieses Gesetz ist zum erstenmal in Europa die unbeschränkte Haftung der Mitglieder eingeführt worden.

Dieses Gesetz ist bis zum heutigen Tage die Rechtsgrundlage unseres Genossenschaftswesens; das Gesetz über die direkten Personalsteuern vom 25. Oktober 1896 RGBl. Nr. 220 brachte dann den land-

wirtschaftlichen Genossenschaften gewisse steuerrechtliche Begünstigungen und durch das Gesetz vom 10. Juni 1903 RGBl. Nr. 133 ist der Revisionszwang allgemein eingeführt worden.

III.

Nach dieser kurzen Exkursion in das Gebiet der genossenschaftlichen Gesetzgebung schreiten wir nun zur Schilderung des heutigen Standes unseres landwirtschaftlichen Genossenschaftswesens. Der älteste Typus der čechischen Genossenschaften ist — wie schon erwähnt — der Konsumverein. Dieser Typus hat in der landwirtschaftlichen Bevölkerung, welche ihre meisten Konsumartikel selbst produziert und eher verkauft als einkauft, bei uns niemals Eingang gefunden. Die erste Periode der čechischen Genossenschaften ging daher an der bäuerlichen Bevölkerung vorbei, ohne auf diese den geringsten — sei es sozialen oder wirtschaftlichen — Einfluss geübt zu haben. Dieser Genossenschaftstypus hat fast ausschliesslich dem Arbeiterstande angehört; sein Aufblühen und zugleich sein Verfall gehören den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts an.

Der zweite Typus der čechischen Genossenschaften ist die Kreditgenossenschaft; die Kreditgenossenschaften, sei es die Schultze-Delitzsch-Vorschusskassen, sei es die Raiffeisenkassen, bilden gegenwärtig den Hauptstock des čechischen Genossenschaftswesens.

Die Vorschusskassen nach dem System Schultze-Delitzsch sind älteren Datums; die älteste Vorschusskassa dieser Art ist jene in Vlašim (gegründet 1858); die meisten wurden noch vor Herausgabe des neuen Genossenschaftsgesetzes v. J. 1873 errichtet und haben erst nachträglich ihre Statuten den neuen Gesetzvorschriften angepasst. Fast alle diese Vorschusskassen haben in ihren Statuten das Prinzip der beschränkten Haftung angenommen. Wenn auch die Vorschusskassen für das čechische Genossenschaftswesen recht charakteristisch sind, wollen wir in diesem Zusammenhange ihre Verhältnisse nicht näher besprechen: sie sind in den seltensten Fällen landwirtschaftliche Institute in dem Sinne, dass sich ihre Mitglieder aus den landwirtschaftlichen Bevölkerungsschichten rekrutieren würden; wohl ist aber nicht zu leugnen, dass sie noch heute einen nicht unbedeutenden Teil ihrer Mittel den Bedürfnissen des landwirtschaftlichen Personal- und Realkredites zur Verfügung stellen und dass sie auch von der landwirtschaftlichen Bevölkerung bei Anlage ihrer Ersparnisse mit Vorliebe benützt werden. — Nach der Idee deren Gründer sollen sie den Bedürfnissen des Personalkredites der städtischen Handwerker, Kaufleute und dgl. dienen. Viele von ihnen haben sich jedoch diesem Zwecke ganz bedeutend entfremdet; die grösseren haben sich auf den Betrieb von Bankgeschäften geworfen, in vielen Bezirken wurde sogar die planmässige Güterschlächterei von diesen Geldinstituten gefördert oder gar geleitet, jene, welche grössere Reservefonds angesammelt hatten, erklärten — entgegen dem klaren Wortlaute des Gesetzes — ihre Mit-

gliederzahl für geschlossen etc.: kurz dieser Genossenschaftstypus ist in den meisten Fällen dem Grundprinzipe des Genossenschaftswesens untreu geworden.

Im Gegensatze zu den bürgerlichen Vorschusskassen sind die s. g. Raiffeisenkassen in Böhmen echt landwirtschaftliche Institute. Die Benennung »Raiffeisenkasse« ist dem Namen nach der österreichischen Gesetzgebung ganz unbekannt; dem Wesen nach sind jedoch alle diejenigen Kreditgenossenschaften als Raiffeisenkassen aufzufassen, welche den Erfordernissen des Gesetzes vom 1. Juni 1889 RGBl. Nr. 91 entsprochen haben. Durch dieses Gesetz wurden nämlich grosse steuer- und gebührenrechtliche Begünstigungen solchen Kreditgenossenschaften zugestanden, welche folgenden Bestimmungen entsprechen: 1. die Haftung der Mitglieder muss unbeschränkt sein; 2. ihr Tätigkeitsgebiet darf sich nur auf kleinere Gebiete erstrecken; 3. die Geschäftsanteile dürfen nicht über 50 Kronen betragen und nicht höher als Spareinlagen verzinst werden; 4. der Geschäftsgewinn darf nicht unter die Mitglieder verteilt, sondern muss dem Reservefond zugewiesen werden; 5. Darlehen dürfen nur den Mitgliedern gewährt werden; 6. Wechseldarlehen sind ausgeschlossen; 7. der Zinsfuss aus dem Darlehen samt allen Nebengebühren darf jenen von den Einlagen höchstens um $1^1/_2\,^0/_0$ übersteigen. — Kreditgenossenschaften, welche diesen Bedingungen entsprochen haben, nennt man schlechthin Raiffeisenkassen. Diese Raiffeisenkassen sind die reinsten Darsteller des Genossenschaftsprinzipes in unserem Wirtschaftsleben; sie sind noch heute vor allen anderen Genossenschaftstypen die weitaus zahlreichsten und was ihre soziale und wirtschaftliche Tätigkeit anbelangt, sind sie gegen alle übrigen Genossenschaften unstreitbar die ersten. — Ihre Anfänge reichen kaum 16 Jahre zurück; Kampelíks Ruf nach Pfarrsprengelkassen war ein Rufen in der Wüste.

Erst im J. 1890 sind in Böhmen die ersten zwei čechischen Raiffeisenkassen gegründet worden (in Deutsch-Rybná, Bez. Senftenberg, und Rtyn, Bez. Eipel). — Die weitere Entwicklung wird durch folgende Statistik illustriert: im J. 1891 folgten zwei neue Gründungen, 1893 weitere drei, 1894 neun, 1895 sechzehn, 1896 siebenundzwanzig, 1897 dreiundfünfzig, 1898 achtundsiebzig, 1899 einundneunzig, 1900 hundertsechzehn und 1906 wurde in den Sommermonaten die tausendste čechische Raiffeisenkassa gegründet. Das raschere Tempo in der Entstehung von neuen Raiffeisenkassen ist namentlich dem Umstande zu verdanken, dass der Landtag des Königreichs Böhmen im J. 1893 den Beschluss fasste, die Gründung neuer Raiffeisenkassen auf alle mögliche Art zu fördern; in Verfolgung dieses Beschlusses wurde in das Landesbudget eine spezielle Post per 5000 fl. jährlich eingestellt, wovon den neu entstehenden Kassen unrückzahlbare Beiträge per 250—300 fl. zur Beschaffung des nötigsten Inventars (Kasse, Bücher etc.) gewährt wurden. Im J. 1896 entstand dann der Zentralverband der čechischen Genossenschaften in Böhmen, welcher von nun an die Leitung der Genossenschaftsbewegung übernahm. — Neben der organisatorischen und aufklärenden Tätigkeit ist ihm auch die Aufgabe einer

Geldausgleichungsstelle zwischen den einzelnen Mitgliederkassen zugefallen und seit der Wirksamkeit des neuen Revisionsgesetzes (1903) ist der Verband auch als Revisionsorgan staatlich autorisiert.

Die Raiffeisenkassen sind zur Zeit die wichtigsten landwirtschaftlichen Genossenschaften; ihnen gebührt unter den čechischen landwirtschaftlichen Genossenschaften zweifellos die erste und wichtigste Stellung. Diese Stellung behaupten sie nicht nur durch ihre Zahl, sondern vielmehr durch ihren echt genossenschaftlichen Geist und ihre sozialwirtschaftliche Tätigkeit. Sie sind die einzige Art von Genossenschaften, welche von dem Prinzipe der unbeschränkten Solidarhaftung ihrer Mitglieder nie abgewichen sind, deren Tätigkeit nie auf Gewinn berechnet ist, bei welchen die Gewinnverteilung unter die Mitglieder absolut verboten ist und dgl. Alle diese Vorzüge lassen sich dermalen bei den s. g. Betriebsgenossenschaften oder Ankaufs- und Verkaufsgenossenschaften vorläufig noch nicht konstatieren; bei diesen Genossenschaften ist die ganze Auffassung der Genossenschaft noch viel zu kapitalistisch (man spricht — selbst unter den Mitgliedern — von Aktienunternehmungen), überall wird noch zu viel Gewicht gelegt auf das eingezahlte Kapital und zu wenig auf die moralische und wirtschaftliche Individualität der Mitglieder.

Der verdienstvollen Tätigkeit der Raiffeisenkassen wird allgemein volle Anerkennung gezollt. Veruntreuung, Insolvenz und dgl. sind bei Raiffeisenkassen unbekannt. Die unbeschränkte Haftung hat sich speziell hier ausgezeichnet bewährt: sie zwingt förmlich bei jeder Aufnahme eines neuen Mitgliedes auch dessen moralische Eigenschafften in Rechnung zu ziehen. — Die ländliche Intelligenz beteiligt sich an diesen Genossenschaften fast überall: Arzt, Pfarrer, Lehrer sind gewöhnlich Vorstandsmitglieder unserer Raiffeisenkassen. Diesen Kassen gebührt auch das Verdienst den ländlichen Wucher — in allen seinen Formen — erfolgreich bekämpft und beschränkt zu haben. Von diesen Sparkassen wird bei der ländlichen Bevölkerung der Sparsinn geweckt und der geschäftliche Ordnungssinn gepflegt. Bei jeder Raiffeisenkasse ist auch eine separate Abteilung für Dienstboten- und Kindereinlagen; in dieser Richtung wirken sie erzieherisch auf die untersten sozialen Schichten und auf die heranwachsende Jugend. — In neuerer Zeit verschliessen sich die Kassen nicht einmal den weittragenden sozialen Aufgaben: sie fördern — als Agenturstellen der Franz-Josefs-Landesversicherungsanstalt — sämtliche Arten des Versicherungswesens, namentlich aber der Altersversicherung der ländlichen Dienstboten und der Grundsbesitzer; auch bei der Konvertierung der lästigen Hypothekarschulden sind sie der Hypothekenbank als bereitwillige Berater der ländlichen Bevölkerung unentgeltlich behilflich. Dort, wo die örtlichen Verhältnisse oder einzelne massgebende Vorstandsmitglieder zu einer Abschwenkung von den anerkannt guten Grundsätzen in der Geschäftsgebarung raten würden, werden derartige Gelüste von dem Zentralverbande vermöge seines Revisionsrechtes sofort gedämpft. Vor dem Handel mit anderen als landwirtschaftlichen Bedarfsartikeln — namentlich mit Konsumartikeln — werden die Raiffeisenkassen stets ge-

warnt; gleichfalls wird ihnen stets vor Augen gehalten, dass sie zur Pflege des ländlichen Personalkredites berufen sind.

In letzterer Richtung wäre jedoch wirklich hie und da mancherlei vorzuwerfen; es tritt deutlich die Tendenz hervor, wegen der Schwierigkeiten, welche mit der Beschaffung eines tüchtigen Bürgen und dgl. beim Personaldarlehen verbunden sind, dem Hypothekardarlehen, wo persönliche Haftung eines Bürgen überflüssig erscheint, den Vorzug zu geben.

Die Raiffeisenkassen, welche grössere Spareinlagen angesammelt haben, fördern das Hypothekar-Kreditgeschäft wegen seiner Sicherheit und Bequemlichkeit. Ein derartiges Gebaren ist mindestens als Unzukömmlichkeit zu bezeichnen: hiedurch werden die Raiffeisenkassen ihrem eigenen Berufe — Pflege des ländlichen Personalkredites — entfremdet.

Es verdient noch eine spezielle Erwähnung, wie sich die Raiffeisenkassen in Böhmen gegenüber den landwirtschaftlichen Bezirksvorschusskassen verhalten. Diese Bezirksvorschusskassen sind eine spezifisch böhmische Institution: sie gehen bis auf die alten Josefinischen Getreide- und Kontributionsfonde zurück: die Vermögensmassen der alten Kontributionsfonds wurden versilbert, im J. 1882 durch ein Landesgesetz bezirksweise vereinigt und zu landwirtschaftlichen Bezirksvorschusskassen umgebildet. Auch diese Kreditinstitute sollen gesetzmässig vor allem dem ländlichen Personalkredite dienen.

In dieser Tätigkeit begegnen sie immer mehr einer rührigen Konkurrenz der Raiffeisenkassen; in einigen Bezirken ist diese Konkurrenz in förmlichen Streit ausgeartet. Alljährlich laufen beim Landesausschusse des Königreichs Böhmen einige Petitionen ein, welche die Auflösung der landwirtschaftlichen Bezirksvorschusskassen und Zuweisung ihres Stammvermögens an die bestehenden oder neu zu errichtenden Raiffeisenkassen anstreben. Der Landtag hat sich gegenüber diesem Begehren bis jetz passiv verhalten; ganz erfolglos ist die Konkurrenztätigkeit der Raiffeisenkassen allerdings nicht geblieben: der Landtag hat das Gesetz über die Bezirksvorschusskassen wiederholt geändert und die Bezirksvorschusskassen selbst arbeiten gerade jetzt sehr eifrig an ihrer Reorganisation. Gegenüber den Raiffeisenkassen sind die Bezirksvorschusskassen durchwegs kapitalskräftiger; dies ist ihr grosser Vorzug; in manchen Bezirken, u. zw. speziell in solchen, welche wirtschaftlich hoch stehen, haben die Bezirksvorschusskassen die Konkurrenztätigkeit der Raiffeisenkassen überhaupt nicht zu fürchten; eine hoffnungsvolle Zukunft der Raiffeisenkassen eröffnet sich namentlich in ärmeren Gebirgsbezirken.

IV.

Wie schon hervorgehoben wurde, steht das čechische landwirtschaftliche Genossenschaftswesen zur Zeit im Zeichen der Kreditgenossenschaft und auf dem flachen Lande speziell im Zeichen der Raiffeisenkasse.

In neuerer Zeit tauchen jedoch in den landwirtschaftlichen Kreisen immer neue und neue Genossenschaftsformen und Gattungen auf. Wir besitzen anfangs 1907 über 50 Ankaufs- und Verkaufsgenossenschaften, gegen siebzig Molkereigenossenschaften, cirka 15 Cichoriendörrengenossenschaften, 8 Spiritusbrennereigenossenschaften, 14 Lagerhausgenossenschaften, 3 Obstverwertungsgenossenschaften, 3 Genossenschaften zur Erzeugung der elektrischen Kraft behufs Betriebs von landwirtschaftlichen Maschinen, 10 genossenschaftliche Flachsbrechhäuser, und schliesslich über 50 Dampfdreschmaschinengenossenschaften. Die s. g. Viehzuchtgenossenschaften sind nur in seltenen Fällen Genossenschaften nach dem Gesetze über die Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften v. J. 1873, vielmehr sind es Vereine nach dem Vereinsgesetze v. J. 1867.

Die älteste Gattung unter den aufgezählten Genossenschaftstypen ist die Ankaufs- und Verkaufsgenossenschaft; die erste Genossenschaft dieser Art wurde im J. 1892 in Kuttenberg gegründet; sie sind Vereinigungen von Landwirten behufs gemeinschaftlichen Ankaufs der landwirtschaftlichen Bedarfsartikel und behufs gemeinschaftlichen Verkaufs der landwirtschaftlichen Produkte. Zur Zeit prävalieren die Ankaufsgeschäfte ganz bedeutend; der gemeinschaftliche Verkauf ist ganz minimal. Den Hauptartikel ihres Ankaufsgeschäftes bilden namentlich alle Arten vom Kunstdünger, ferner Kohle und Kraftfuttermittel. Seitens der berufsmässigen Kaufleute werden gerade gegen diese Genossenschaften Klagen laut, dass sie ihren Geschäftsbetrieb gegen den Wortlaut ihrer Statuten auch auf Konsumartikel ausdehnen, dass sie mit Nichtmitgliedern in Geschäftsverbindung stehen etc.; auch die Dividendensucht wird manchen vorgeworfen. Ohne hier die Berechtigung dieser Klagen näher prüfen zu wollen, müssen wir konstatieren, dass seit der Einführung der Zwangsrevision von dem Zentralverbande als Revisionsorgane gegen derartige ungenossenschaftliche Auswüchse des Genossenschaftswesens rücksichtslos vorgegangen wird. Im Interesse des gesamten Genossenschaftswesens wäre bei solchen Fällen die höchste Strenge zu begrüssen.

Zum Zwecke eines intensiven Betriebes von Verkaufsgeschäften bilden sich s. g. Lagerhausgenossenschaften; derartige Genossenschaften bestehen in Jaroměř (die älteste v. J. 1898), Čáslau, Kouřim, Böhm.-Skalitz, Welwarn, Woděrad (Bez. Leitomischl), Rakonitz, Königgrätz, Nimburg, Pardubitz, Schlan, Moldautein und Duschnik (Bez. Unhoscht). — Diese Genossenschaften bezwecken hauptsächlich den gemeinschaftlichen Verkauf der landwirtschaftlichen Produkte ihrer Mitglieder. Jede von diesen Genossenschaften hat ihr eigenes Lagerhaus, wo das von den einzelnen Mitgliedern gelieferte Getreide geputzt und sortiert wird, um dann gemeinschaftlich verkauft zu werden. Die Genossenschaft tritt nur als Kommissionär auf; Propregeschäfte sind grundsätzlich ausgeschlossen; für die Mitglieder ist durchwegs Lieferungszwang eingeführt. Das Einkaufsgeschäft wird gleichfalls betrieben. Dieser Genossenschaftstypus ist noch zu jung; es fehlt manchenorts noch die nötige Geschäftpraxis und hie und da selbst der richtige Genossenschaftsgeist;

der Lieferungszwang und kommissioneller Verkauf mussten manchen Genossenschaften von den subventionierenden Faktoren (Staate und Lande) aufgezwungen werden. — Gerade von diesem Genossenschaftstypus hat man sich hierlands wie im Auslande zur Zeit der akutsten Agrarkrisis viel versprochen. Preussen ist hier mit seinem Millionen-Lagerhauskredit vorangegangen; Bayern hat ebenfalls ein Netz von landwirtschaftlichen Lagerhäusern hervorgerufen, um die Heereslieferungen zum Nutzen der Landwirtschaft besser organisieren zu können.

Diesen Beispielen folgte auch Österreich und dessen einzelne Kronländer. Seit 1898 werden bei uns die genossenschaftlichen Lagerhausbauten vom Staate und Lande subventioniert. Der Staats- und Landeszuschuss besteht aus einer unrückzahlbaren Unterstützung (Subvention) und aus einem unverzinslichen, jedoch nach 10 Jahren rückzahlbaren Darlehen. Die Subventionen belaufen sich auf ca 15% der gesamten Bau- und Maschinenkosten und die rückzahlbaren Darlehen auf ca 10% derselben Summe.

Die pekuniäre Förderung, welche ursprünglich bloss auf die genossenschaftlichen Lagerhäuser beschränkt wurde, wurde später sowohl vom Staate, als vom Lande auf alle übrigen oben aufgezählten Arten von Genossenschaften mit der Modifikation ausgedehnt, dass den genossenschaftlichen Spiritusbrennereien grundsätzlich vom Staate bloss unverzinsliche Darlehen gewährt werden, während den Dampfdreschmaschinen sowohl vom Lande als vom Staate nur unrückzahlbare Subventionen bewilligt werden.

V.

Zum Schlusse noch einige Worte über den genossenschaftlichen Kredit. — Wie jede Wirtschaft bedarf auch die Genossenschaftswirtsschaft von Zeit zu Zeit des Kredits. Bei den Genossenschaften, welche grössere Einkaufs- und Verkaufsgeschäfte betreiben und welche ihr ganzes eigenes Vermögen verbaut hatten, ist dieser Bedarf besonders gross. Woher wird dieser Bedarf gedeckt? In dieser Richtung ist die Entwicklung des čechischen Genossenschaftswesens kaum noch als vollendet anzusehen. Es ist zwar richtig, der Landesjubiläumsfond des Kaisers und Königs Franz Josef I. gewährt genossenschaftliche Darlehen; auch den landwirtschaftlichen Bezirksvorschusskassen ist es durch eine Änderung des bezüglichen Landesgesetzes gestattet worden; hiedurch ist jedoch den Bedürfnissen keineswegs vollends genügt worden. Die Fälle sind noch viel zu häufig, wo für die Bedürfnisse der Genossenschaft ihre Vorstandsmitglieder mit ihrer persönlichen Haftung und sogar mit ihren eigenen Wechseln aufkommen müssen. Diese Verhältnisse sind für die Dauer unhaltbar und es ist eine der dringendsten Aufgaben der Zukunft unseres Genossenschaftswesens demselben den Zugang auf den grossen Geldmarkt zu eröffnen und namentlich dasselbe an den Vorteilen des Eskomptegeschäftes einer öffentlichen, mit Emmissionsrecht ausgestatteten Bank teilhaftig zu machen. Die Lösung dieses Problems ist der Sinn der vorbereiteten zentralen Genossenschaftsreichskasse, sowie der geplanten Reform des böhmischen Kaiser und König Franz Josef I.-Jubiläumsfonds. *Dr. S. Kolařík.*

Preussen und Dänemark.

Die Optantenfrage in Nordschleswig.*)

Die am 11. Januar dieses Jahres zwischen Preussen und Dänemark verabredete und am 21. Januar bestätigte Konvention hat den Zweck das staatsbürgerliche Verhältnis der sogenannten »Optanten« in Nordschleswig in befriedigender Weise zu ordnen.

Nachdem Dänemark 1864 die Herzogtümer Schleswig und Holstein an Preussen und Österreich abgetreten hatte, wurde es in dem von diesen drei Staaten am 30. Oktober desselben Jahres in Wien unterzeichneten Friedenstraktate den dänischen Schleswigern freigestellt innerhalb einer Frist von 6 Jahren für die Bewahrung ihres dänischen Untertanenverhältnisses zu optieren. Man überliess es der freien Selbstbestimmung der Optanten, entweder mit beweglichem Hab und Gut nach Dänemark auszuwandern oder als dänische Untertanen in Schleswig zu bleiben.

Im letzteren Falle raubte der Traktat den Optanten nicht das angeborene Heimatsrecht in den Herzogtümern. Den Schleswigern, welche sich zur Zeit der Ratifikation des Wiener Friedenstraktats in Dänemark oder im Auslande aufhielten, wurde dasselbe Wahlrecht gesichert.

Die hier berührten Verhältnisse wurden im Artikel XIX des originalen Traktats in folgender Weise geordnet:

»Les sujets domiciliés sur les territoires cédés par le présent Traité jouiront pendant l'espace de six ans, à partir du jour de l'échange des ratifications, et moyennant une déclaration préalable à l'autorité compétente, de la faculté pleine et entière d'exporter leurs biens-meubles en franchise de droits, et de se retirer avec leurs familles dans les États de Sa Majesté Danoise, auquel cas la qualité de sujets Danois leur sera maintenue. Ils seront libres de conserver leurs immeubles situés sur les territoires cédés.

La même faculté est accordée réciproquement aux sujets Danois et aux individus originaires des territoires cédés et établis dans les États de Sa Majesté le Roi de Danemarc. Les Sujets qui

*) Wir glauben keiner Entschuldigung zu bedürfen, wenn wir diesen Aufsatz eines hervorragenden Kenners der Verhältnisse und geborenen Schleswigers veröffentlichen. Er entspricht so sehr dem in unsern einleitenden Zeilen gegebenen Versprechen, dass wir uns eher entschuldigen müssten, dass wir noch nicht in der Lage waren, von anderen kleinen Völkern ähnliche Informationen bringen. Das Faktum, dass einmal Gerechtigkeit und Billigkeit im Völkerverkehr gesiegt hat, dass ein Herzenswunsch eines kleinen Volkes erfüllt worden ist, dem Fanatismus der Gewaltpolitiker zum Trotz, ist an sich erfreulich und wissenswert; und speziell die Leiden der Optantenkinder sind dem čechischen Publikum nicht unbekannt; wir besitzen u. a. die Erzählung von Laura Kieler „Dein Volk sei mein Volk" in Übersetzung. (Prag, Šimáček.) *Die Red.*

profiteront des présentes dispositions ne pourront être, du fait de leur option, inquiétés de part ni d'autre dans leurs personnes ou dans leurs propriétés situées dans les États respectifs.

Le délai susdit de six ans s'applique aussi aux sujets originaires soit du Royaume de Danemarc, soit des territoires cédés qui, à l'époque de l'échange des ratifications du présent Traité, se trouveront hors du territoire du Royaume de Danemarc ou des Duchés. Leur déclaration pourra être reçue par la Mission Danoise la plus voisine, ou par l'autorité supérieure d'une province quelconque du Royaume ou des Duchés.

Le droit d'indigénat, tant dans le Royaume de Danemarc que dans les Duchés, est conservé à tous les individus qui le possèdent à l'époque de l'échange des ratifications du présent Traité.«

Es geht aus dem letzten Punkte des Citats klar und deutlich hervor, dass die Bewahrung des angeborenen Heimatsrechts allen Bewohnern der Herzogtümer gesichert wurde, welche zur Zeit des Friedensabschlusses im legalen Besitze dieses Rechts waren. Die Optanten konnten demnach gleichzeitig dänische Untertanen und Inhaber des bürgerlichen Heimatsrechts in Schleswig sein.

Ein beträchtlicher Teil der dänischen Bevölkerung in Nordschleswig machte in dankbarer Stimmung von dieser scheinbar liberalen Konzession Gebrauch. Das praktische Resultat der »freien« Nationalitätswahl äusserte sich jedoch schnell in einem unklaren staatsrechtlichen Zwitterverhältnis, welches seitens der preussischen Behörden zu langjährigen Verunglimpfungen der in Nordschleswig ansässigen dänischen Optanten und deren Nachkommen Anlass gegeben hat.

Man muss jedoch nicht einseitig der preussichen Regierung die peinlichen Folgen des Optantensystems zur Last legen. Die Gesetzgebung Preussens räumt den auf preussischem Grund und Boden geborenen und erzogenen Kindern von »Ausländern« — fremden Untertanen — eine staatsbürgerliche Gleichstellung mit deutschen Kindern nicht ein. Umgekehrt hatten die vor dem Jahre 1898 im Auslande geborenen Kinder dänischer Eltern nach dänischem Gesetze kein Heimatsrecht in Dänemark. Diese verschiedenen staatsrechtlichen Bestimmungen waren u. a. daran schuld, dass in Schleswig die Anzahl der nationalitätslosen Nachkommen dänischer Optanten von Jahr zu Jahr zunahm, bis die Verhältnisse schliesslich so unerträglich wurden, dass man in beiden Ländern Hand in Hand einer neuen und besseren Ordnung zustrebte.

Die am 21. Januar d. J. abgeschlossene Konvention hat durch gegenseitiges Entgegenkommen viele der alten Schwierigkeiten in humaner Weise beseitigt und dadurch zur Besserung der nationalen und volkswirtschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschland und Dänemark beigetragen: Die Regenten der beiden Länder, der deutsche Kaiser und der dänische König, haben persönlich an den Verhandlungen teilgenommen und den Diplomaten den rechten Weg zum Ziel gezeigt.

Die neuen Bestimmungen der Konvention lassen sich in folgende zwei Hauptpunkte zusammenfassen:

1. Die auf preussischem Staatsgebiete ansässigen nationalitätslosen Optantenkinder, welche in der Periode zwischen der Optionserklärung des Vaters (1864—1870) und des dänischen Heimatsrechts-Gesetzes vom 7. April 1898 ausserhalb Dänemarks geboren sind, können unter näher festgestellten Bedingungen in das preussische Untertanenverhältnis eintreten.
2. Die im Zeitraume zwischen dem 16. November 1864 und dem Tage der dänischen Nationalitätswahl des Vaters in den abgetretenen Herzogtümern geborenen Optantenkinder werden als Dänen angesehen und behandelt.

Das deutsche Nationalitätsgesetz vom 1. Juni 1870 ist als Leitfaden für die neue Ordnung benutzt worden.

Ein grösserer Teil der unter Punkt 2 erwähnten Optantenkinder ist bereits aus verschiedenen Gründen: Heirat, Militärdienst, Naturalisation etc. in die Rechte preussischer Staatsbürger eingetreten. In der Hauptsache ist die Optantenfrage also jetzt gesetzlich gelöst worden.

Während Preussen in dieser Weise den dänischen Wünschen entgegengekommen ist, hat Dänemark seinerseits in der Einleitung zur Konvention die zwischen Preussen und Österreich am 23. August 1866 und 11. Oktober 1878 getroffenen Dispositionen bezüglich der dänischen Bevölkerung in Nordschleswig aufs neue ohne Vorbehalt anerkannt.

§ 5 des Prager Friedens von 1866.

Neben der hier erörterten individuellen Optantenfrage zieht sich wie ein roter Faden das allgemeine Prinzip der freien Nationalitätswahl durch die Sturm- und Drangperiode der dänischen Bevölkerung in Nordschleswig, seitdem die Herzogtümer vor reichlich 40 Jahren in Deutschland inkorporiert wurden.

Im Prager Friedenstraktat vom 23. August 1866 zwischen Preussen und Österreich wurde den dänischen Schleswigern das Recht der Nationalitätswahl in folgenden klaren Worten zugestanden:

§ 5. »Seine Majestät der Kaiser von Österreich überträgt auf Seine Majestät den König von Preussen alle Seine im Wiener Frieden vom 30. Oktober 1864 erworbenen Rechte auf die Herzogtümer Holstein und Schleswig, mit der Massgabe, dass die Bevölkerungen der nördlichen Distrikte von Schleswig, wenn sie durch freie Abstimmung den Wunsch zu erkennen geben, mit Dänemark vereinigt zu werden, an Dänemark abgetreten werden sollen.«

Die frohen Hoffnungen, welche dieses traktatmässig gesicherte Zugeständnis ins Leben rief, sind leider nicht erfüllt worden. Preussen verschob den Zeitpunkt der Abstimmung und in einer späteren preussisch-österreichischen Konvention vom 11. Oktober 1878 wurde Preussen von der im § 5 des Pragerfriedens übernommenen Verpflichtung bedingungslos entbunden.

Für Dänemark und die dänische Bevölkerung in Nordschleswig war dies ein harter Schlag. Man hatte sich in weiten Kreisen mit dem Gedanken vertraut gemacht, dass das grosse deutsche Reich früher

oder später dem friedlichen kleinen Nachbarstaate die für Deutschland unbedeutenden dänischen Distrikte in Nordschleswig zurückgeben würde. Bis jetzt hat sich diese Hoffnung nicht bewährt und die dänischen Nordschleswiger blicken heute wie vor 40 Jahren trauernd über die Grenze, welche sie so lange vom alten Vaterlande trennt.

Höher als das Recht des Siegers steht das Menschenrecht und die Fürstenpflicht dieses Recht ehrlich und in ritterlicher Weise zu fördern. Das Nationalitätsprinzip kann nicht durch Traktate getilgt und zertreten werden. Gesetze leben wie Gesetzgeber nur so lange, bis sie sterben. Das Recht der freien Nationalitätswahl wird mit jedem Geschlecht neugeboren und lebt vorwärts kämpfend weiter.

Leider gilt von Staaten wie von einzelnen Bürgern, was Schiller vom Charakter der Sieger und Besiegten sagt: »Gross kann man sich im Glück, erhaben nur im Unglück zeigen.«

Deutschland hat in den letzten dreissig Jahren grosse Erfolge erzielt. Ein Beispiel von erhabenem Rechtsgefühl sucht man in der neueren Geschichte des deutschen Reichs vergebens. Möglicherweise steht es in den meisten andern Staaten nicht viel besser um die Achtung für das ritterliche Pflichtgebot: Noblesse oblige!

In den skandinavischen Ländern, die Deutschland in mancher Beziehung so nahe stehen, würde die freiwillige Abtretung des Streifens Landes mit dem dänischen Volksstamme überall als grossmütige Ausgleichung eines alten Unrechts angesehen werden, und die freundschaftliche Gesinnung dem deutschen Kaiserreiche gegenüber in allen Schichten der nordischen Völker stärken.

Wenn auch jeder Gedanke an ein juridisches Recht zur Wiedervereinigung des dänischen Teils von Nordschleswig mit Dänemark längst aufgegeben ist, so bleibt doch die Tatsache bestehen, dass man 1866 in Preussen und Österreich das Recht der dänischen Schleswiger zur freien Nationalitätswahl traktatmässig anerkannte. Ein späterer Traktat befreite Preussen von der übernommenen Verpflichtung, den Wunsch der Nordschleswiger zu erfüllen, aber das moralische Recht und die damit verknüpfte Hoffnung lebt ungeschwächt weiter. Diese Festigkeit in der Treue für das alte Vaterland erweckt selbst bei vorurteilsfreien Gegnern den Wunsch die Treue zu belohnen. Nicht allein in den nordischen Ländern, sondern auch im deutschen Kaiserreiche wird das moralische Rechtsgefühl von den besten und edelsten Persönlichkeiten unter allen Verhältnissen als Richtschnur für die Beurteilung menschlicher Handlungen anerkannt.

Man hört in Deutschland bisweilen politische Bedenken, wenn von einer Abtretung der nordschleswigschen Distrikte an Dänemark die Rede ist. Man spricht von Elsass-Lothringen und befürchtet, in diesen neuen Grenzländern des deutschen Reichs durch Konzessionen in Schleswig französischnationale Unruhen anzufachen. Diese Bedenken haben keine ernste Bedeutung. Die Abtretung der nördlichen Distrikte Schleswigs schwächt Deutschland nicht im geringsten in strategischer Beziehung. Dasselbe lässt sich nicht von der neuen Grenze

gegen Frankreich behaupten. Die Verhältnisse in den beiden Grenzländern sind, vom politisch-deutschen Gesichtspunkte aus beurteilt, grundverschieden.

In den breiten Schichten des deutschen Volks würde die freiwillige Zurückgabe des dänischen Landstreifens von Nordschleswig an Dänemark mit Sympathie begrüsst werden. Das Gefühl der treuen Anhänglichkeit an das Vaterland ist keiner Nation der Welt in wärmeren und schöneren Worten von Dichtern und Helden vorgehalten worden als den deutschen Völkern.

Und wenn irgendwo ein deutscher Stamm unter ähnlicher unerschütterlicher Treue und Ausdauer 40 Jahre lang für seine deutsche Nationalität gerungen und gestritten hätte, wie es die Dänen in Nordschleswig für ihr altes Vaterland getan haben, dann würde man in allen deutschen Gauen von der Hütte des Arbeiters bis zur Hofburg des Fürsten diese Treue in den wärmsten Worten schätzen und ehren.

Leider hat der Glanz und die Grösse des vereinigten deutschen Reichs das nationale Urteil mancher ehrlichen deutschen Denker in trauriger Weise verwirrt. Man wundert sich darüber, dass die kleinen Völker der Grenzländer sich nicht mit Stolz an Deutschland anschliessen und sich nicht bemühen, ihre Sprache und ihre Nationalität mit der deutschen Sprache und der deutschen Nationalität zu vertauschen.

Auch hier gibt uns ein biederer deutscher Dichter die echte wahre Antwort:

»Es ist das kleinste Vaterland der grössten Liebe nicht zu klein;
Je näher es Dich rings umschliesst, je näher wird's dem Herzen sein.«

Kopenhagen, 8. Februar 1907.

A. Peschcke Köedt.

BESPRECHUNGEN.

Aurel C. Popovici: **Die Vereinigten Staaten von Gross-Österreich.** Mit einer Karte des föderativen Gross-Österreich. Leipzig, Elischer 1906. II u. 427 Seiten.

Der Verfasser des Buches, A. Popovici, vor einigen Jahren Mitglied des »memorandistischen National-Komitees« der Rumänen und politischer Märtyrer der Rumänen in Ungarn, hat sich die Aufgabe gestellt in der Form einer opinion documentée die europäische politische Öffentlichkeit mit seinen Ansichten über die österreichisch-ungarische Monarchie bekannt zu machen. Popovici ist ein vorzüglicher Kenner der deutschen, französischen, englischen und magyarischen staatswissenschaftlichen und politischen Literatur und sein Buch ist so gründlich geschrieben, dass es gute Dienste auch in den ernsten politischen Kreisen Europas leisten kann. Popovicis Buch enthält zwei Hauptteile, deren erster eine Kritik der gegenwärtigen, durch den ungarischen Ausgleich geschaffenen Lage bietet, während der zweite positive Vorschläge zu einer Reform unserer Monarchie erbringt. Popovici, wie schon mehrere andere österreichischen Politiker vor ihm (insbesondere unter den Čechen), ist ein entschiedener Gegner des Dualismus. Er erblickt in ihm, wie die Čechen, ein grosses Unglück für unser Reich. Der österreichische Dualismus ist vom nationalen Standpunkte, aus nichts anderes als eine Teilung des Reiches in zwei Hälften, derart dass in der ersteren die magyarische Minorität, in der zweiten die deutsche Minorität herrschen soll und herrschen will. Popovici glaubt gleich den führenden čechischen Politikern, nicht an die Möglichkeit einer Entnationalisierung und führt ganz richtig aus, dass es weder den Magyaren in Ungarn noch den Deutschen in Österreich jemals gelingen werde, die übrigen Völkerstämme ihres Volkstums zu entkleiden. Aus diesem Grunde meint Popovici, dass der Dualismus fallen müsse und er hegt die etwas optimistische Erwartung, dass das in kurzer Zeit geschehen werde. Im Interesse der Nationalitäten, welche Österreich-Ungarn bewohnen, hält Popovici das weitere Bestehen der ganzen Monarchie für notwendig und zeigt in dem zweiten Teile seines Werkes, wie die Monarchie eingerichtet werden müsse, um in der Zukunft stark dazustehen. Das Nationalitätenprinzip muss endlich im staatlichen Leben zur Geltung

kommen. Die Regierungen dürfen nicht mehr der Lösung der Nationalitätenfrage ausweichen. Wie diese Lösung ausfallen solle, das erörtert Popovici in gründlichen Ausführungen. Was unsere čechischen Politiker (z. B. Palacký, Rieger) stets behauptet haben und was in den letzten Jahren die moderne Schule französischer Historiker (Denis, Eisenmann u. a.) behauptet, das ist auch die Ansicht Popovicis: Die österreichisch-ungarische Monarchie muss in eine monarchische Schweiz umgewandelt werden. Das heisst: Die österreichisch-ungarische Monarchie kann bloss als demokratischer Bundesstaat gedeihen. Diese Staatsform kann nicht nach historisch-politischen Individualitäten durchgeführt werden, sondern nach den national abgegrenzten Territorien. Dasselbe, wofür unser Palacký i. J. 1848/9 gekämpft hat, verkündigt jetzt Popovici. Popovici schlägt für das ganze Österreich 15 national abgegrenzte Territorien vor. Unter ihnen führt er als viertes Territorium: Böhmen — das gesamte čechische Gebiet Böhmens, Mährens und Schlesiens und als zehntes Territorium: Slovakenland, ein. Den grösseren Nationalminoritäten will er Bürgschaften gegen gewaltsame Entnationalisierung sichern. Im Sinne seiner Theorien hat Popovici auch Grundzüge einer föderativen Reichsverfassung ausgearbeitet. Wie denkt sich Popovici die Durchführung seines Vorschlags? Er weiss keinen anderen Weg als eine Oktroyierung der föderativen Reichsverfassung durch den Kaiser. Wenn man auch vom čechischen Standpunkte aus mit Popovicis Kritik des Dualismus übereinstimmen kann, so geht es doch nicht an, seine Grundzüge der föderativen Reichsverfassung ohne alle Bedenken anzunehmen. Obwohl Popovici mit seiner interessanten Schrift gegen die Information der Öffentlichkeit durch deutsch-jüdische und magyarische Journalisten ankämpfen wollte, unterlag er doch ihrem Einflusse, indem er von ihnen Nachrichten über uns Čechen übernommen hat. Popovici, der, soviel ich weiss, keine slavische Sprache beherrscht, ist falsch über die nationalen Verhältnisse in den böhmischen Ländern unterrichtet und darum ist auch sein Entwurf der nationalen Abgrenzung unrichtig. Die mährische Hauptstadt Brünn kann doch nicht als rein deutsche Stadt gelten, und wenn man die Bürgschaften für nationale Minoritäten in Cisleithanien behandelt, so darf man nicht die halbe Million Čechen in Wien vergessen. Und dann: die Čechen in den Ländern der böhmischen Krone und die ungarischen Slovaken sind eine und dieselbe Nation! Warum sollen sie also in zwei verschiedene Territorien getrennt werden? Meiner Ansicht nach ist auch die Art der Durchführung des ganzen Vorschlages unmöglich. Popovici rechnet bei der Durchführung bloss mit der Oktroyierung durch die Krone. Wie falsch er gerechnet hat, als er sein Buch schrieb, das haben die Verhältnisse in Ungarn, bald nachher, gezeigt. Der König von Ungarn hat nicht, wie Popovici erwartete, das allgemeine, gleiche Wahlrecht oktroyiert, sondern er hat sich mit der Opposition versöhnt und ihr die ganze Wahlreform übergeben. Das bedeutet doch: Der König von Ungarn ist nicht gewillt, etwas, was gegen die ungarische Koalition ist, zu oktroyieren.

Dr. *Zd. V. Tobolka.*

Zwei Bücher über Jaroslav Vrchlický. Jaromír Borecký: Jaroslav Vrchlický. (Separatabdruck aus der Zeitschrift »Zvon«.) Im Verlage des Vereines »Máj«. Prag. 1906. 241 S. — Alfred Jensen: Jaroslav Vrchlický. (Autor. Übersetzung aus dem Schwedischen von Arnošt Kraus.) J. Otto. Prag. 1906. 321 S. (Beides in čechischer Sprache.)

Sollte man einmal eine Geschichte der čechischen Kritik im XIX. Jahrhundert schreiben wollen, so wird darin wohl das Kapitel »Jaroslav Vrchlický und die Kritik« eines der lehrreichsten sein: die ganze Umwandlung der Anschauungen über das Wesen der Dichtung und der Kritik, die sich in den Jahren 1885—1900 abgespielt hatte, wird sich darin abspiegeln.

In der Zeit seiner poetischen Anfänge wurde Vrchlický von zwei durchaus verschiedenen kritischen Gruppen beurteilt. Zu der ersten gehörten seine ergebenen und wohlwollenden Freunde, die aufrichtig nnd tapfer für seine fremdartige Kunst eintraten und diese dem Verständnis der čechischen Lesewelt nahe bringen wollten; sie haben sich eher als Anempfinder und Erklärer denn als Kritiker erwiesen. Zu dem anderen Lager gehörten alle die, die sich einbildeten, über diese eigenartige Erscheinung die Achseln zucken zu müssen — da waren patriotisch und panslavistisch gesinnte Doktrinäre, denen dieser Erotiker schon vom rein stofflichen Standpunkte aus nicht behagen konnte, da waren engherzige und pedantische Krittler von schulmeisterlichen Grundsätzen und Manieren, die an Vrchlickýs Sprach-, Vers- und Bildertechnik allerlei auszusetzen hatten; da waren hausbackene Moralprediger, die diesen heidnisch kühnen Erotiker am liebsten zum Familien- und Schulgebrauch zugestutzt hätten. Dies konnte freilich den Dichter kaum günstig für die Kritikerzunft stimmen; er machte aus seiner Geringschätzung der Kritiker auch kein Hehl und so konnte man in der Mitte der achtziger Jahre fast in jeder seiner Gedichtsammlungen Aussprüche lesen, die dem üblen Goethe-Wort »Schlagt ihn tot den Hund, er ist ein Rezensent«, an Heftigkeit und Verachtung kaum nachstehen. Während in der reifen Persönlichkeit Jan Nerudas der Kritiker von dem Dichter kaum zu trennen war, während sich Svatopluk Čech über die Kritiker in einer witzigen und anmutigen Weise lustig machte, erklärte Vrchlický der Kritik geradezu den offenen Krieg. Und sie vergalt es ihm durch ihr kühl ablehnendes Benehmen; seine Bücher wurden kaum besprochen, geschweige denn eingehend analysiert. Erst im Jahre 1893 machte Vrchlickýs Freund und Gönner, der berühmte Wiener Gelehrte und Chirurg, Professor Eduard Albert in seinem knappen, anregenden Essay den allerersten Versuch, Vrchlickýs Werke zu ordnen und zu erklären.

Dann kamen die Sturm- und Drangjahre der neuen Generation, wo man aus allen Kräften um eine neue Welt- und Kunstanschauung kämpfte — und dabei galt Vrchlický für einen Vertreter der alten, so ehrlich gehassten Richtung. Zuerst war es Professor T. G. Masa-

ryk, der Vrchlickýs Eklektizismus heftig angriff; freilich konnte sich ein Philosoph und Ethiker, in dessen damaligem Wesen sich Positivismus und Puritanismus mischten, für diesen konsequenten l'art pour l'art-Dichter nicht erwärmen — sie waren geradezu Antipoden. Aber auch im Kampfe um die neue Kunst wurde gegen Vrchlický und seine Richtung gestritten; da verlangte man von ihm strenge Wort- und Bildökonomie, da verwarf man sein unphilosophisches Spielen mit den verschiedensten Ideen und Systemen; da vermisste man bei ihm künstlerische Strenge und poetische Einheit. In den kühn, beredt und glänzend geschriebenen Besprechungen der beiden besten Kritiker der neuen Schule, F. X. Šalda und Jiří Karásek ze Lvovic, fand diese heftige Polemik gegen Vrchlický ihren vollständigen Ausdruck. Dabei gewann man aber neue Standpunkte für das Verständnis von Vrchlickýs Entwicklung, für seine Vorbilder und seine Kunsttechnik und man wurde in der Anschauung einig, dass man sein Wesen unbedingt nur durch Literaturvergleichung erfassen könne.

Aber weder Vorarbeiten dieser Art noch monographische Untersuchungen zu Vrchlickýs Kunst stellten sich ein. Als man im J. 1903 des Dichters fünfzigsten Geburtstag feierte, war es um Studien über Vrchlický schlecht bestellt. Dieses Jubiläum gab jedoch Anlass zu drei umfänglichen Studien über Vrchlický, von denen zwei hier kurz angezeigt werden sollen. Die dritte hatte den jungen Albert Pražák, einen liebevoll anempfindenden Kritiker, dem aber die sichere Kraft eines selbständigen Urteils fehlt, zum Verfasser; sie ist in dem »Časopis Českého Musea« erschienen.

Boreckýs Buch interessiert eher durch seinen Verfasser als durch seinen Inhalt. Es ist aus einer Gelegenheitsstudie entstanden und später durch einige Zusätze, die nirgends in die Tiefe gehen, erweitert worden; diesen Ursprung verleugnet es nirgends. Jaromír Borecký ist unter Vrchlickýs Schülern wohl der bedeutendste; sein lyrisches Erstlingswerk »Rosa mystica« (1892), ein zarter, duftiger Traum einer scheuen, angekränkelten Dichterseele, eröffnete die Neuromantik in Böhmen: Boreckýs edle Gotik, seine morbide Erotik, seine verträumte Melancholie wurde für die moderne čechische Lyrik bestimmend. Dabei trennte sich Borecký nicht von seinem Meister, wie es die meisten Modernen damals taten, ja in seinen späteren Gedichten näherte er sich ihm noch mehr. Sein Vrchlický-Buch ist eher eine Apotheose als eine ruhige Würdigung; Borecký will die Werke seines Lieblingsdichters, die er einfach chronologisch durchnimmt und aus denen er inhaltliche Auszüge gibt, geniessen, aber nicht beurteilen. Für die unzähligen Feinheiten der poetischen Form, für die kunstvollen Gebilde der raffinierten Verstechnik, für das Musikalische in Vrchlickýs Lyrik hat er mehr Verständnis als sonst einer; diesen Wert wird Boreckýs Buch immer behalten, wenn auch seine Werturteile sehr problematisch sind und ebenso peinlich wie die rein äusserliche Anordnung des Stoffes berühren.

Das Buch des schwedischen Slavisten und Literarhistorikers Alfred Jensen erschien vor zwei Jahren und war augenscheinlich

als begleitender Text zu einer grossen Reihe trefflicher Übersetzungen aus Vrchlický für die schwedische Leserwelt gedacht. Die čechische Übersetzung ist jedoch durchaus berechtigt, da die čechische Literatur ein so umfangreiches Buch über Vrchlický noch immer vermisst

Alfred Jensen gehört zu den aufrichtigsten Freunden der čechischen Sache im Ausland, er wirbt durch lehrreiche Anthologien und populäre Studien jahrelang für slavische Poesie, er stellt seine gewaltigen Sprachkenntnisse, sein vortreffliches Übersetzungstalent, seine feine Kunst des Anempfindens, sein umfassendes literarhistorisches Wissen besonders gern in den Dienst der neueren čechischen Poesie, wovon besonders drei Sammelwerke »Ur Böhmens moderna diktning Fran Čechiskan« (1894), »Ur Slavernas Diktvärld. Poetiska tolkningar« (1894) und »Svatopluk Čech. Dikter« (1898) Zeugnis ablegen.

Als Kritiker und Literarhistoriker vertieft sich Jensen gründlich in seinen Gegenstand, strebt eifrig diesen zu erfassen, versucht seine Ergebnisse referierend und deskriptiv vorzuführen — und so erweist er auch da mit seiner aufrichtigen Begeisterung seinem Autor treue Dolmetscherdienste. Versagt jedoch ist es Jensen, eine literarische Erscheinung aus ihren psychologischen und literarischen Bedingungen organisch zu erklären — das Verhältnis der Dichtung zu dem Erlebnis bleibt ihm dunkel. Auch eine einheitliche Methode wäre erwünscht; Jensens Untersuchungen über einzelne, an Vrchlickýs Werk angeknüpfte Fragen bilden doch kein Ganzes. Es ist nicht leicht, sich in diesem Buche zu orientieren. Es zerfällt in drei grössere Abschnitte (Vrchlickýs Lyrik; die Faustidee bei Vrchlický und Vrchlickýs epische Dichtungen), denen eine kürzere biographische und eine längere bibliographische Einleitung vorangehen; aber in diesen Abschnitten findet man eine ganze Reihe von selbständigen Exkursen und Einzeldarstellungen. So nenne ich zum Beispiel die eingehende, aber ein wenig matte Auseinandersetzung mit Vrchlickýs Verhältnis zum Patriotismus und Kosmopolitismus, wobei Jensen gelegentlich mit einem paradoxen Eifer jegliche Abhängigkeit Vrchlickýs von V. Hugo bestreitet. In dem zweiten grossen Abschnitt über die Faustidee bei Vrchlický kann man sich auch, wenngleich nicht lückenlos, über Vrchlickýs Berührungen mit Dante und Goethe informieren; bald aber muss sich der Leser durch einen wortreichen und ideenarmen Aufsatz über Leben und Tod in Vrchlickýs Dichtung durcharbeiten, ohne zu einem präzisen Resultate zu gelangen. Leicht hingeworfen ist die dritte grosse Abteilung, die eine fleissige, jedoch bibliographisch unvollständige Übersicht von Vrchlickýs epischen Stoffen bietet.

Alles in allem: das Buch wirkt nirgends erschöpfend, doch überall anregend; nirgends steht der Kritiker über dem Dichter, stets aber stellt er sich in seine Dienste; er will ihn nicht richten, sondern für ihn werben. In diesem Sinne hat das Buch in Schweden seine Aufgabe gelöst, so kann es auch in Böhmen in der sorgfältigen Übersetzung von Professor Kraus gut wirken. Die Kenntnis von Vrchlickýs Poesie ist nicht einmal daheim so allgemein, wie man annehmen möchte, und so wird man jene Bücher willkommen heissen, die dieses

Studium warm und beredt empfehlen. Später wird vielleicht auch jene Arbeit kommen, zu der die Bücher von Borecký und Jensen nur Vorstufen sind, d. h. ein kritisch historisches Werk über Jaroslav Vrchlický und seine Kunst. *Dr. Arne Novák.*

Wie bei wenig andern Stoffen, ja vielleicht bei keinem einzigen, vermag die Č. R., wenn sie Neues von oder über Vrchlický bespricht, auf Verständnis bei der deutschen Lesewelt zu rechnen, und warmer Dank gebührt denen, die sich darum bemüht haben; ihrer sind nicht wenige, an Essays und Übersetzungsversuchen ist kein Mangel, wenn sie auch gegen das Buch von Alfred Jensen (im Original 334 S. Gross-Oktav) bedeutend zurückstehen — fragt man aber, wem der Versuch gelungen ist, wer es war, der Vrchlický deutschen Lesern nicht nur bekannt, sondern auch so vertraut gemacht hat, wie es nur die in der Weltliteratur so seltenen innigen, kongenialen Nachschöpfungen vermögen, so kann die Antwort nur eine sein und die wird lauten: Friedrich Adler.

Dieser aus Amschelberg in Südböhmen stammende deutsche Dichter, — nennt man die besten Namen, wird auch der seine genannt — vereinigte wie kein zweiter intime Kenntnis der Sprache, Liebe zu seinem Autor, mächtige Sprachgewalt, staunenswertes Formtalent mit einer so feinsinnigen Auswahl, dass fast alles, was an Kenntnis Vrchlickýs, alles, was an Liebe zu ihm unter den Deutschen vorhanden ist, von seinem Reklambändchen ausstrahlt.

Wir fühlten uns zu diesen wenigen Zeilen veranlasst, weil, wie wir in den Zeitungen lasen, Friedrich Adler in diesen Tagen seinen fünfzigsten Geburtstag gefeiert hat. Als freundlicher Gruss und Glückwunsch sind sie gemeint. *K—s.*

Travaux géographiques tchèques. (Institut géographique de l'université tchèque.) I. Le Congo. (Accompagné d'un résumé en français.) Prague 1901—1905. Kongo. Napsal Dr. V. Švambera, soukr. docent geografie při české universitě. Praha 1901—1905. Geografický ústav české university. Nákladem spisovatelovým. (386 S.)

Das dritte Viertel des vorigen Jahrhundertes erscheint in der Geschichte der geographischen Erforschung der aussereuropäischen Erdteile als ein Zeitalter der grossen, bahnbrechenden Forschungsreisen, durch welche die rege, auf die wissenschaftliche, ökonomische und kolonialpolitische Erschliessung neuer kolossaler Ländergebiete abzielende Tätigkeit der folgenden bis in die Gegenwart sich erstrekkenden Epoche erfolgreich eingeleitet worden ist.

Die stark philosophisch angehauchte Geographie der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts trat nach und nach in den Hintergrund und neue Männer, welche sich entweder selbst an der Erforschung der bisher unbekannten und wenig bekannten Gebiete beteiligten oder

diese mit scharfem, kritischen Blicke verfolgten, um ihre bleibenden Ergebnisse zusammenfassen und für die Theorie und Praxis der Wissenschaft verwerten zu können, schufen für die Geographie neue Grundlagen und wiesen ihr neue Probleme zu.

Schon Humboldt hat die Geographie auf eine naturwissenschaftliche Basis gestellt, er blieb jedoch ohne direkte Nachfolger, erst dieses neue Zeitalter der Entdeckungen — die heroische Epoche der kontinentalen Forschungsreisen — hat seine Anschauungen zur Geltung gebracht.

Die Durchforschung der fremden Kontinente wurde im vorletzten Dezennium in grossen Zügen vollbracht und es folgte eine planmässige mehr und mehr ins Detail eingehende Tätigkeit, die vorwiegend von den direkt interessierten Kolonialmächten geleitet oder unterstützt wurde.

Die rasch vor sich gehende politische oder ökonomische Eroberung der vor kurzer Zeit noch unbekannten Gebiete bringt eine immer bedeutendere Besserung der Kommunikationsverhältnisse mit sich. Es kann angenommen werden, dass es in der allernächsten Zukunft möglich sein wird, die vor dreissig Jahren unter unsäglichen Mühen und kolossalem Kostenaufwande zum erstenmale durchquerten Partien von Asien und Afrika auf einer Ferienreise mit einem ganz leidlichen Komfort und verhältnismässig kleinen Ausgaben bereisen zu können.

Nicht nur in den aussereuropäischen Erdteilen, sondern auch in den alten Kulturstaaten Europas wurde die Geographie zu derselben Zeit mehr und mehr auf praktische Wege geleitet, sie wurde zu einer Naturwissenschaft, welche bestrebt ist, sich durch wissenschaftliche Beobachtung neue und sichere Grundlagen für die allgemeinen und theoretischen Schlüsse zu verschaffen.

Da die Aufgaben auf allen Gebieten der Wissenschaft dadurch sehr angewachsen sind und noch immer mehr sich ausbreiten und vertiefen, ist es sowie bei anderen Wissenschaften zu einer zweckmässigen Arbeitsteilung gekommen, welche Hand in Hand mit dem Fortschreiten der Kenntnisse sich weiter entwickelt.

Die wissenschaftliche Durchforschung des Staatsbodens wird immer mehr als eine notwendige Bedingung der rationellen nationalökonomischen Exploitation desselben auch von den leitenden politischen Faktoren anerkannt und diese segenbringende Einsicht bietet dem Gelehrten immer mehr Gelegenheit zu einer aktiven Betätigung in der wissenschaftlichen Forscherarbeit im Felde selbst; die ins Detail eingehende geographische Durchforschung der Erdoberfläche geht im regen Wetteifer mit den anderen Naturwissenschaften vielversprechend vor sich.

Es ist ganz begreiflich, dass unter solchen Umständen sich besonders in unseren Tagen zugleich mit dem Erwachen der physischen Kultur immer mehr neue Kräfte der Arbeit im Felde und der Bearbeitung eigener Resultate widmen, dass diese Art von wissenschaftlicher Betätigung modern wird und überall mehr und mehr ausübende Anhänger findet. Ihre Popularität wächst in einer geradezu erstaun-

lichen Weise, so dass man sehr oft Äusserungen auch von allgemein bekannten Fachleuten wahrnehmen kann, dass diese Art der wissenschaftlichen Arbeit eigentlich die einzig richtige sei und dass alles andere, was noch für wissenschaftliche Tätigkeit gehalten wird, das Bearbeiten der fremden Resultate in zusammenfassenden Darstellungen mehr oder weniger zu den Kompilationen zu rechnen sei.

Es ist jedoch ein solcher Standpunkt nicht gerechtfertigt, da er allzu einseitig und nicht objektiv ist.

Die geographische Literatur wächst von Jahr zu Jahr sehr stark an, die Originalbeiträge vermehren sich in allen Gebieten der Wissenschaft in einer solchen Weise, dass es grosse Mühe verursacht, sich einen Überblick über den Fortschritt der einzelnen Zweige der Wissenschaft verschaffen zu können. Publikationen, welche bestrebt sind, in der Form einer Bibliographie diesen Überblick zu ermöglichen, erfüllen ihre Aufgabe allzu einseitig und es wird besonders in der speziellen Geographie immer mehr der Mangel an wirklich alles bisherige Material zusammenfassenden Monographien schmerzlich empfunden.

Die Arbeit im Felde überwuchert jede andere Produktion; sie hat, wie schon früher angedeutet worden ist, sehr viel Anregendes, für das Gemüt und den Körper Nützliches und Angenehmes für sich, viel mehr gewiss als das jahrelange Sitzen am Schreibtische und mühsame Durchwühlen der stauberfüllten Bibliotheken; diese Tatsache ist allen Fachgenossen klar, so dass jeder, der nicht ein rechter Bücherwurm und dabei gesund ist und das nötige Geld aufbringt, sehr gerne die freie Natur für das enge Studierzimmer eintauscht.

Auch das Bearbeiten der eigenen im Felde erzielten Resultate hat einen ganz besonderen Reiz für sich und das Vergleichen mit der schon bestehenden Literatur ist viel interessanter, als das kritische Durcharbeiten von durchwegs fremden Resultaten. Die Folge, und zwar eine sehr missliche Folge davon ist, dass es immer mehr an objektiven, auf Grund der ganzen Literatur kritisch vorgehenden, die bisherigen Resultate der Originalarbeit zusammenfassenden Abhandlungen mangelt. Dadurch wird der unangenehme Umstand verursacht, dass die Literatur sich allzu einseitig entwickelt, dass man immer mehreren in der Sache selbst richtigen Originalarbeiten begegnen muss, welche sich auf eine unzureichende Kenntnis dessen, was früher schon erzielt war, stützen.

Es kann kein Zweifel bestehen, dass solche wissenschaftliche Monographien, welche die bisherigen Resultate fremder Forschungen nach allen Regeln der wissenschaftlichen Kritik systematisch durchgearbeitet wiedergeben, ebensoviel, wenn nicht mehr gelten und nützen können, als die sogenannten Originalarbeiten.

Ich erlaube mir als Beispiel einen Vergleich mit der historischen Produktion zu ziehen. Da unterliegt es keinem Zweifel, dass ein Historiker, welcher auf Grund von Chroniken, Memoiren und Sammlungen von Urkunden eine kritisch durchgearbeitete, nach allen Geboten

der modernen Geschichtschreibung vollendete Studie liefert, eine echte wissenschaftliche Arbeit leistet.

Die Originalbeiträge in der Geographie kann man mit mehr oder weniger brauchbaren, jedoch grösstenteils einseitigen Geschichtsdarstellungen, Annalen oder Urkundensammlungen vergleichen, über welchen es. also eine Einheit höheren Ranges geben muss, eine Instanz, welche objektiv die einzelnen Originalstudien, Reisebeschreibungen und Sammlungen von Beobachtungsdaten beurteilt, dieselben kritisch ordnet und den wahren Stand unserer Kenntnisse über die erörterten Probleme wiedergibt.

Eine solche Arbeit ist der eines modernen wissenschaftlichen Historikers ebenbürtig und es muss die Ansicht als ungesund bezeichnet werden, nach welcher solche Leistungen ihrer wissenschaftlichen Bedeutung nach hinter die Originalabhandlungen zu stellen seien.

Oft wird noch die Frage erörtert, ob der Autor einer derartigen zusammenfassenden Monographie an den zu derselben führenden Studien im Felde selbst teilgenommen haben soll. Es wird jetzt zu einer sehr populären Frage: »Wie kann einer über ein Land schreiben, in welchem er nicht selbst geforscht hat?«

Da kann man wieder nur mit einem Vergleiche aus den historischen Wissenschaften antworten: Wie ein kritischer Geschichtschreiber so soll auch ein kritischer Geograph von der subjektiven Teilnahme am Thema seiner Abhandlung möglichst entfernt sein.

Jeder Gelehrte, welcher sich aktiv an der Durchforschung eines theoretischen Problems oder eines Gebietes beteiligt, wird auch in eine zusammenfassende, kritische Studie zuviel Subjektives, vielleicht auch unbewusst und gegen seinen besten Willen hineintragen; seine eigenen Resultate werden in jedem Falle den fremden gegenüber mehr Geltung behalten, da man ganz natürlich das, was man selbst gesehen und selbst durchgearbeitet hat, viel besser geistig verdaut, als das, was man von Anderen, wenn sie auch ganz glaubwürdig und klar erscheinen, übernimmt. Zweitens gibt es sehr wenige Forscher, welche geneigt wären, ihre viel freiere und einem energischen menschlischen Wesen angenehm zusagende Originalarbeit für die andere, welche nicht soviel Angenehmes darbietet, umzutauschen.

Ich hielt es für meine Pflicht, das eben Gesagte vorauszusenden, um den Leser zu einer richtigen Einschätzung des vorliegenden Werkes führen zu können.

Švamberas Kongo ist eine seltene Erscheinung in unserer wissenschaftlichen Literatur, selten und entlegen durch ihren Gegenstand, noch seltener vielleicht als ein Werk von wirklich weitgreifender wissenschaftlicher Bedeutung.

Es ist das eine geographische Monographie, welche dem grössten Strome Afrikas gewidmet ist und eine systematische Bearbeitung des gesamten bis in die letzten Jahre veröffentlichten wissenschaftlichen Materials, das sich auf diesen Riesenstrom bezieht, enthält. Das Werk wird in vier grosse Abschnitte eingeteilt: der erste ist der Erforschungsgeschichte des Kongo gewidmet; der zweite gibt in grossen

Zügen das geographische Bild seines Stromgebietes wieder; im dritten liegt die Beschreibung des ganzen Flussystems enthalten; im vierten werden die hydrologischen Fragen erörtert.

»Kongo« ist ein Resultat jahrelanger Studien des Autors, welcher, wie wenige andere in alle diejenigen Probleme, die der schwarze Kontinent der geographischen Wissenschaft darbietet, eingedrungen ist, welcher in seltener Hingebung an sein grosses Werk alle diejenigen grossen und schwerwiegenden Hindernisse zu überwinden wusste, die ihm die ungenügende Ausstattung der geographischen Abteilung der heimischen Bibliotheken in den Weg stellte.

Jeder, der auch nur an einem ziemlich nahe liegenden geographischen Thema bei uns gearbeitet hat, kann sich wohl vorstellen, mit welchen Hindernissen der Autor zu kämpfen hatte, wie viel Ausdauer, Zeit und Geld es ihn kosten musste, bevor er alle Literatur in die Hände bekam, die er zu seiner Arbeit brauchte.

Auf seinen Reisen in Westeuropa und Deutschland war der Verfasser eifrigst bestrebt, alle noch vorliegenden Lücken auf Grund des in den dortigen Bibliotheken und Fachinstituten vorliegenden Materiales auszufüllen und seinem Werke einen untrüglichen Charakter der formellen und sachlichen Vollkommenheit zu geben.

Sein Werk stellt sozusagen eine mit allen Belegen versehene Schlussrechnung der bisherigen Forscherarbeit im Kongogebiete mit Bezug auf seine hydrographischen Verhältnisse dar.

Dadurch, dass der Verfasser sein Werk čechisch in extenso veröffentlicht hat, machte er unserer wissenschaftlichen Literatur ein wirklich grosses und edles Geschenk, denn für ihn bedeutet dieses Faktum ein schwerwiegendes Opfer, da sich sehr wenige wirklich berufene Fachleute finden werden, denen es möglich sein wird, auf Grund ihrer Sprachenkenntnisse das Werk nach Verdienst schätzen zu können. In einer Weltsprache herausgegeben hätte Švamberas Kongo gewiss die vollste Anerkennung der fachlichen Kritik geerntet und müsste zu einem festen Markstein der geographischen Afrikaliteratur werden. *Dr. J. V. Daneš.*

H. Alferi: **Mezinárodní výchova a vyučování.** (Internationale Erziehung und Unterricht.) Verlag des Landesverbandes der čech. Lehrervereine. Prag 1906.

Das Werk von H. Alferi ist ein charakteristisches Zeichen der Zeit. In der Menschheit wächst beständig das Solidaritätsbewusstsein und daraus entsteht das Bestreben nach gegenseitiger Übereinstimmung und nach gemeinsamem Fortschreiten bei der Arbeit. Der Patriotismus reinigt sich, die Völker legen den Hass oder die Gleichgiltigkeit gegeneinander ab: der Nationalismus entwickelt sich zum Internationalismus. Die Schule kann sich natürlich vor dieser Bewegung nicht ausschliessen, sondern sie soll als eine Erziehungsanstalt auch hier ein iniziativer Faktor sein. Sie hat die Pflicht, in der Jugend die Idee der allge-

meinen politischen und moralischen Vereinigung zu pflegen, das neue internationale Leben, seine Erfordernisse und Aufgaben kennen zu lernen.

Internationale Beziehungen und Berührungen werden immer allgemeiner und häufiger, das internationale Leben entwickelt sich entschieden. Kundgebungen des internationalen Lebens sind z. B. die internationalen Assoziationen, hauptsächlich von sozial-ethischer Tendenz (Friedensvereine u. a.), wissenschaftliche intern. Organisationen (Akademien für Wissenschaft), intern. Interessen-Vereinigungen (Soz.-Demokratie u. a.) u. s. w. Durch alles dies strebt die Menschheit »zum Welt-Zentralismus neben dem autonomistischen Schutze der Volks-, Sprach- und Kultur-Individualitäten.« Ein Resultat dieser Bestrebungen ist auch die internationale Lehrer-Organisation, welche für die Zukunft die Aufgabe hat, einen neuen, höheren Typus des internationalen Schulwesens zu schaffen.

Die Tätigkeit des »Internationalen Lehrer-Föderationsamtes« — das ist der Name der internationalen Lehrer-Organisation — teilt der Verfasser in zwei Perioden: 1. Die Vorbereitungs-Periode (zur Information und Erkenntnis der einzelnen Volks-Individualitäten und ihrer Kultur) und 2. die Periode der allgemeinen Tätigkeit. Es wird nötig sein, auf Grundlage des gewonnenen Materials ein allgemeines international alllehrerisches Kultur- und Schul-Programm auszuarbeiten.

Es gibt schon Abhandlungen und Anträge, welche die Frage der intern. Erziehung und d. intern. Unterrichts behandeln; z. B. Projekte eines intern. Institutes für das pädagogische Studium (eines von H. Alferi, ein zweites von F. Kemény), eine Studie von F. Buisson »Intern. Unterricht und Erziehung«, ferner gehören hieher die Beschlüsse der allgemeinen Friedens-Kongresse, welche sich mit dem Unterrichte und der Erziehung beschäftigen, besonders die Verhandlungen der V. Sektion des Ersten intern. Elementar-Unterrichts-Kongresses im September 1905 in Lüttich.

Der Autor erhofft von der internationalen Schule sehr viel. »Interpatriotismus, allgemeine Solidarität, Friedfertigkeit, das Anwachsen der Jurisdiktion des intern. Schiedsgerichtes und Respektieren seiner Rechtssprüche u. a. muss sich unvermeidlich als naturgemässe Konsequenz des intern. Schulsystems ergeben.« Die Veränderung der Nationalschule in die Internationalschule wird natürlich nicht plötzlich geschehen, sondern wird auf dem Wege der Evolution verwirklicht werden; eigentlich sind wir schon Zeitgenossen dieses Übergangs von der Nationalschule zur Internationalschule. Es zeigt sich nur die Notwendigkeit, alles in ein System zu bringen. Die Schule muss nachdrücklicher zur Entwicklung der moralisch-sozialen Gefühle führen. Die Schuldisziplin soll der Geist allgemeiner Gerechtigkeit durchdringen. Die Körperstrafe soll durchaus beseitigt werden.

Zur Aufstellung eines neuen Typus, dessen Erfolg auch der Pacificismus in der Schule sein wird, kann man durch eine ganze Reihe von Lehrgegenständen (Geschichte, Geographie, Rechnen, Gesang, Zeichnen u. a.), durch Organisierung der intern. Schüler- und

Lehrer-Korrespondenz, durch Einberufung periodischer intern. Lehrer-Kongresse, intern. Schul-Ausstellungen u. s. w. beitragen.

Schliesslich zeichnet Verfasser die Bedeutung der čechischen Vertretung in der intern. Lehrer-Organisation.

Das ist der kurze Inhalt der Schrift, welche die erste čechische Arbeit ihrer Art ist und beweist, dass die Humanitäts- und Friedenstendenzen im čechischen Volke einen lebendigen Nachhall finden. Die durchdachten Anträge des Verfassers, die die Tätigkeit des intern. Lehrer-Föderationsamtes betreffen, verdienen Beachtung.

J. Marek.

NOTIZEN.

Havlíčeks Tiroler Elegien. Zur Zeit der österreichischen Reaktion seit dem Jahre 1849 stand in dem gerechtesten Kampfe gegen die Vergewaltigungen der militaristisch-hierarchisch-absolutistischen Regierung der genialste Publizist von Österreich und grösste čechische Satiriker Karl Havlíček (1821—1856) in Böhmen ganz allein: er kam sich in diesem Kampfe selbst »wie ein Robinson Krusoe« vor. Von seinen ehemaligen Mitkämpfern zogen sich die einen — wie Palacký, Dr. M. Pinkas u. a. — in ihr Privatleben zurück, die anderen — wie F. L. Rieger — entgingen der Verfolgung durch die Flucht in die Fremde, die dritten — wie Tomek, Jos. Jireček u. a. — sattelten um und traten in die Dienste der Regierung. Havlíček achtete der Verfolgungen nicht und gab seine »Národní Noviny« (»Nationalzeitung«) als oppositionelles und liberales Organ weiter heraus, bis sie ihm am 19. Jänner 1850 sistiert wurde. Er verliess das Gebiet des Belagerungszustandes (Prag mit Umgebung) und übersiedelte nach Kuttenberg, wo er vom 8. Mai 1850 bis zum 14. August 1851 seine berühmte Wochenschrift »Slovan« (Der »Slave«) herausgab. Die gesetzliche Grundlage und die Wahrung des Rechtes schützte Havlíček vor der Willkür der Regierung nicht. Seine Revue wurde mit Beschlag belegt, ein selbständiges, vortreffliches Buch »Kuttenberger Episteln«, ein Abdruck von früher unanstössigen Aufsätzen in den »Národní Noviny« wurde ihm nach einem unerhörten Erfolge im Volke konfisziert, die Buchdruckerei sowie die Wohnungen der privaten Eigentümer dieser Schrift sowie des »Slovan« durchsucht, gerichtliche Untersuchungen und Verhandlungen gegen den Redakteur angeordnet, diejenigen, die mit ihm im freundschaftlichen Verkehr standen, verfolgt, überhaupt alle möglichen Gewalttätigkeiten und Chikanen erdacht, um nur den unbequemen, zähen, liberalen Journalisten zu brechen. Durch den so ungleichen Kampf ermüdet, seine geliebte, durch unheilbare Krankheit an das Lager gefesselte Frau vor Augen, gab sich Havlíček endlich überwunden und zog sich zu seinem Bruder und seiner Mutter nach Deutschbrod ins Privatleben zurück, um sich der Literatur zu widmen. Da beschloss aber die Regierung seine Deportation. Das weitere erzählt der Dichter in seinen »Tiroler Elegien« selbst.

In diesem Gedicht besingt Karl Havlíček den letzten Akt seines tragischen Kampfes mit der österreichischen Reaktion. Der realistische

Dichter griff nach seinem Stoff in die Wirklichkeit. Die Veranlassung seiner Dichtung schilderte Havlíček in frischer Erinnerung an alle Begebenheiten in dem Briefe an Palacký vom 23. Dezember 1851, gleich nach seiner Ankunft in dem angewiesenen Aufenthaltsorte, der Stadt Brixen in Südtirol:

»In der Nacht vom 15. auf den 16. Dezember (nämlich 1851) wurde ich nach zwei Uhr aufgeweckt, an meinem Bett stand der Oberpolizeikommissär aus Prag Joh. Dedera mit dem Deutsch-Broder Bezirkshauptmann Baron Voith und ein Gendarm mit Gewehr. Meine arme Frau war ganz verstört. Man meldete mir, dass ich mich anziehen und wegfahren solle, dass ich auf Befehl des Ministeriums irgendwohin abgeführt werden solle, wo ich dem Befehl gemäss werde gezwungen sein zu wohnen. Jener Ort solle mir erst jenseits der böhmischen Grenze angezeigt werden. Unter dem Schluchzen meiner Familie, der Mutter, Schwester, Frau . . . verliess ich mein Vaterhaus, ich selbst empfand mehr Leid als Groll . . . dort vor dem Hause stand schon ein bespannter Postwagen . . . und wir fuhren gleich auf der Wienerstrasse ab. Ein berittener Gendarm begleitete die Kutsche, in welcher der erwähnte Kommissär und ein verkleideter Polizeiwachmann aus Prag mit mir sassen. Wir fuhren über Iglau und Battelau gegen Neuhaus, wo wir übernachten mussten, weil die Kutsche beschädigt war; denn die Wege waren sehr schlecht. Von da gings weiter über Budweis, Linz, Salzburg, Innsbruck bis hieher in diesen versteckten österreichischen Winkel. Die Reise dauerte bis zum 22.; denn erst gestern früh sind wir hier angekommen . . . Die Aufmerksamkeit, welche mir die Regierung auf dieser Reise erwiesen hat, werde ich nie vergessen. Überall arbeitete der Telegraph aus Leibeskräften, überall war im Gasthause, wo wir einkehrten, schon alles vorbereitet und wie Schutzgeister erwarteten uns Polizeidiener . . . Meine Erlebnisse unterwegs werde ich nicht beschreiben, obzwar sie ausserordentlich genug waren: es widerfuhr mir unter anderem in den Alpen, dass uns die Pferde scheu wurden, dass die anderen aus der Kutsche heraussprangen und ich allein (nicht einmal der Kutscher mit) in der Kutsche blieb und mit vier Pferden im Galopp in meine Deportation fuhr, bis es mir gelang, mich der Leitseile zu bemächtigen und die Pferde zum Stehen zu bringen. Das alles beabsichtige ich seiner Zeit humoristisch zu beschreiben; denn Sie bemerken wohl, dass ich nicht einmal hier den guten Mut verliere und vor allem nicht meine alte Gesinnung.«

Das war gewiss der lockendste Stoff für ein »Le mie prigione«. Der Dichter wusste ihn durch seinen stimmungsvollen Humor, seine ätzende Ironie und seinen unübertroffenen Witz zur wirkungsvollsten Waffe gegen die reaktionäre Regierung zu schmieden. Seine harte, oft erprobte Männlichkeit lässt ihn nirgends — auch in der rührendsten Szene des Abschieds von seiner Familie nicht — in klagende Sentimentalität verfallen oder zu Ausbrüchen des Grolls wegen des erlittenen Unrechts und Leides greifen. Die »Tiroler Elegien« sind politisch wie das ganze Denken Havlíčeks zu dieser Zeit. In die Politik überträgt er

seine Gleichnisse, die äusseren Begebenheiten, die Anregungen der feinen Ironie Börnes, die er in der Schilderung seiner Frankfurter Gefangennahme im Jahre 1820 gelesen hatte. Die »Tiroler Elegien« zeichnet der Reiz der starken Persönlichkeit des Dichters aus. Denn Havlíček schöpfte immer nur aus seinem vollsten Innenleben. Das zeigt uns sein grösstes und vollkommenstes Werk »Die Taufe des hl. Vladimír«,*) seine Epigramme, jeder seiner zahlreichen Zeitungsartikel.

Doch blieb dem Dichter seine gute Stimmung, sein unübertroffener Humor, an dem sich der Leser namentlich in seiner köstlichen, kernig čechischen, in schlichten Versen erzählten Dichtung »Král Lávra« (»König Lauron«) ergötzt, nicht lange treu. In dem stumpfen Milieu des klerikalisierten Südtirol fühlte sich Havlíček seines Elementes, des Zusammenlebens mit seinem Volke, beraubt und litt darunter sehr schwer. »Hier sitze ich halb lebendig, halb tot,« schildert er seinen Seelenzustand nach zwei Jahren seiner Konfinierung. Er befasste sich zwar mit grösseren literarischen Plänen, trug dazu mit seinem beispiellosen Fleiss das nötige Material zusammen, aber er konnte ausser den erwähnten Dichtungen und anderen kleineren Arbeiten keinen ausführen. Nach fast vier Jahren, nachdem die Reaktion in Europa so grosse Fortschritte gemacht hatte, schien der österreichischen Regierung der gebrochene čechische Journalist nicht mehr gefährlich. Gelähmt am Geiste, eine unheilbare Krankheit im Leibe, kehrte er in seine Heimat zurück. Seine Gattin fand er begraben, sein Vermögen in Trümmern, seine Freunde unter dem Drucke der demoralisierenden reaktionären Regierung ganz verändert. Mit Schmerz ertrug er es, dass man ihn mied, den von der Gewaltherrschaft stigmatisierten Proskribierten, dessen im Privateigentum gefundene Schriften einen genügenden Grund zum Einkerkern boten. Geistreich symbolisierte seine grosse Mitdulderin, Božena Němcová, seine Bedeutung und sein Leiden durch den mit Dornen durchflochtenen Lorbeerkranz, den sie am 1. August 1856 auf den Sarg Havlíčeks legte.

Seinem Volke bleibt Havlíček ein unerreichbares Ideal in mancher Hinsicht: als Dichter bietet er ihm ein Muster der inneren Wahrheit, der vollkommensten Übereinstimmung der Seele und des Kunstwerkes; als Mensch erhob er seine Nachfolger durch seine persönliche Grösse, durch seine Charaktertiefe, seinen hohen moralischen Standpunkt, durch sein echtes Čechentum; als politischer Vorkämpfer bleibt er immer ein Ideal der wahren Unerschrockenheit, Energie und weisen Überlegung einer tätigen Liebe zur Freiheit und eines wahren Gerechtigkeitsgefühls. So lebte er als ein Mensch der Zukunft. *J. Jakubec.*

*) Diese Frucht der unfreiwilligen Musse Havlíčeks konnte ebenso wie die Elegien erst lange nach dem Tode des Dulders in Bruchstücken gedruckt werden, eine vollständige Ausgabe, der ungezählte andere folgten, erschien in den siebziger Jahren (vor 1878); eine sehr lesbare deutsche Übersetzung von Dr. V. Vohryzek mit prächtigen Illustrationen von Stroff erschien voriges Jahr im Verlage von Grosman und Svoboda in Prag.

Das Volkslied in Österreich. Ein grosses Unternehmen wird unter der Ägide des Unterrichtsministeriums ins Werk gesetzt. Es gilt, die musikalische Seite des Volkslebens, wie sie sich besonders in Lied, Tanz und Musik äussert, zu erfassen. Die Sammelarbeit und ihre Bearbeitung soll streng wissenschaftlichen Charakter tragen. Soeben erlässt der böhmisch-čechische Arbeitsausschuss (die Arbeit ist nach Kronländern und innerhalb derselben national organisiert) seine erste Mitteilung, die mit einer vorläufigen, überaus sachkundigen Anleitung für Sammler versehen ist. Der Ausschuss, an dessen Spitze Prof. Dr. Otakar Hostinský steht, besteht aus den Herren: Landesschulinspektor Dr. E. Kastner, den Privatdozenten Dr. Z. Nejedlý und Dr. J. Jakubec, den Mittelschulprofessoren Dušek, Malát, Zich.

Askov Lärlinge heisst das Jahrbuch der erweiterten Volkshochschule zu Askov und ihrer Schüler, von dem eben der Jahrgang 1906 uns zugesandt wird. Es berichtet über die grosse Jubelfeier der Schule an 19. Januar 1906, dem siebzigsten Geburtstage ihres Begründers, Ludvig Schröder. Nach Anführung der überaus zahlreichen Glückwünsche aus allen skandinavischen Ländern lesen wir: Von andern Ländern teilen wir nur die prachtvolle Adresse aus Böhmen in Übersetzung mit:

»Der Zentralverein čechischer Genossenschaften und alle die čechischen Landwirte, welche 1901 und später Dänemark besucht haben und stets die belehrenden Mitteilungen und die freundliche Aufnahme, die sie bei Ihnen fanden, in dankbarer Erinnerung bewahren werden, senden Ihnen, Hr. Hochschulvorstand, aus Anlass des vierzigjährigen Jubiläums der von Ihnen gegründeten Volkshochschule ihre herzlichsten Glückwünsche.

Wir können nicht genug unsere Bewunderung für Sie als den Schöpfer einer Hochschule aussprechen, welche in so wesentlichem Grade dazu beigetragen hat, dass die dänische Landwirtschaft den hohen Standpunkt erreicht hat, auf dem sie jetzt steht, ein Vorbild für alle gebildeten Völker Europas. Und zu unserer aufrichtigen Bewunderung fügen wir den Wunsch, dass Sie noch viele Jahre für das Wohl und den Erfolg der dänischen Landwirtschaft wirken mögen, und dass das Glück wie bisher Ihre Arbeiten gegleiten möge zum Wohle und zur Ehre der dänischen Landleute. Dvořák, Sedlák.«

Druck von Eduard Leschinger in Prag.

Gedichte von A. Sova.

Die Herrschaft der Seele.

Als schon die Seele im Neuen Königreiche regierte,
Da lagen irgendwo im Norden machtlose verlassene Völker,
Ganz unbeachtet und längst schon vergessen, im Sterben,
Die letzten Erben gefeierter, königlicher Geschlechter.

Da gab es keine mächtigen Heere, denn niemand war untertan,
Und keine listigen Höflinge, denn niemand liess sich erkaufen,
Und keine Hohenpriester, die flammende Feuer auf Bergesgipfeln
Verlöschten, um in der Dämmerung unten die zahmen Herden zu
weiden.

Lobpreisung finst'rer Tyrannen erfüllte die Welt nicht,
Denn keine Torheit gab's in den glimmenden Völkern.
Auch Heilige gab's nicht, denn es gab keine Entheiligung
Und keine entmenschte Menge und tierische Leidenschaften.

Denn sie begann zu herrschen, die grosse und mächtige Seele,
Ihr Tron, aus den Ruinen vergangener Zeiten erbaut,
Erglühte in feurigem Golde, alles schimmerte freudig im Lichte,
Der Tag erhob triumphierend die Sonn' auf seinen sieghaften Schild.

Und rhythmisch redete sie in jedem Herzen und Dinge
In vollen Akkorden, sie klangen in jedem Strahle,
Und Leben sprühte in jeder gekräuselten Welle,
Gedeihen legt sie in jedes Geschöpf schon bei der Geburt.

Vielleicht waren sie elend, allein sie kam rechtzeitig,
Dass lang noch bei Spinnrocken und Liedern in der traulichen Stube
Sie ihrer gedachten, wie ihr Lächeln erwärmte
Und ihre Hand ihnen freigebig Münzen des neuen Reiches streute.

Die Verzweifelnden hielt sie zurück, die über dem Abgrund
schwebten,
Sie fand sie noch rechtzeitig; Sterbende weckt sie zum Leben,
Der Bedrückter Zorn erstickt sie im Keim mit blutigen Fingern,
Und überall war sie, im Dunkel, im Licht, allezeit.

Denn sie begann zu herrschen, die grosse und mächtige Seele,
Wie durch des Übermenschen Willen über die Menge erhoben,
Und einer ungeheuren Lampe gleich das Licht des Gedankens
leuchtend,
Durch die Stärke der grössten Herzen erhellt und den Geist der
grössten Menschen.

Sie fühlte in ihrer Kraft nicht Langeweile wie Nero
Und fürchtete nicht wie Herodes die Ankunft neuer Könige.
Nicht tiefer stand sie als der Mensch, erhob sich nicht über Menschen,
Doch brannte ihr Feuer in ihm und gleichmässig in allen Wesen.

Sie sang in allen Dingen, winkte aus jedem Zweige,
Und klang aus jedem Lenze und blinkte von jeder Schwelle,
Erglüht' in der Sterne Sphärenmusik, sprüht in dem donnernden
Meere,
Entfacht' das erbleichende Licht der schlummernden Sterne.

Und unter ihrem Szepter gewannen die Menschen an Wert,
Nicht dadurch, was sie waren, doch was sie noch sein konnten,
In der Sonnenglut der brennenden Gipfel, in den Städten auf Bergen,
In weiten Ebenen, wo das Korn in goldenen Wogen sich wellt.

Übers. v. Kara-Mêla.

Ja, mit wilder, jauchzender Freude . . .

Ja, mit wilder, jauchzender Freude,
Gestützt auf Deine Flügel,
Starke, allmächtige Hoffnung,
Blick ich von den hohen Wällen Deiner Horste
Einst herab auf die gierig leckenden Flammen,
Auf das rote Meer tanzender Funken,
Die eingeäscherten Orte,
Wo der Mensch von heute verscheidet.

Von den höchsten Gipfeln der Erde
Werd' ich dann sehen, wie aus allen Winkeln
Schatten hervorkriechen, sich dräuend und listig besprechen,
Satt schon der menschlichen Heuchelei,
Folgend dem Winke der Vorsehung,
Eine Fackel nach der andern
Ihm vor die Schwelle werfen,
Vor seine Hütten, seine altertümlichen Städte,
In Warenhäuser und Schulen, wo Seelen ermatten,
In alte Kathedralen und Parlamente.

Und während entsetzte Tribune
Lächerliche Reden halten, ausgeklügelte Gebete
Der Lehrer der Kirche ertönen,
Schaue ich, schadenfreudig,
Bis das uralte Gewölbe mit donnerähnlichem Krachen
Stürzet in Trümmer
Und leere Wände, elend zur Unerträglichkeit,
Geschwärzt, im Grauen verwildert,
Kalt, nackt zum Himmel ragen,
Zum Himmel ragen in schweigender
Ungeheurer Leere.

Das Haupt auf dem schwarzen Gemäuer,
In flammendem Blute gebadet,
Bei Fackeln, die der Morgen gebiert,
Erstehet der, der grosse ritterliche Träume träumt,
Der neue Mensch; das Haupt auf den schwarzen Mauern,
Erhebt er seinen Blick hell zu den bleichen Sternen,
Anderen Welten entgegen, anderen Zielen und Göttern.

Aus »Wir kehren wieder«. Übers. v. Kara-Mêla.

Der Lenorenstoff in der westslavischen Kunstdichtung.

Von Alfred Jensen.

Über die Entstehung und Entwicklung des Lenorenstoffes, sowie über den Zusammenhang der bekannten Ballade von Bürger mit dem Volksmärchen nebst seinen Varianten liegt schon ein bedeutendes Material vor, nicht nur in Bezug auf die nichtslavische Literatur, sondern auch betreffs der Slavistik. Was erstere anbelangt, kann ich mich auf die gründlichen Abhandlungen von Erich Schmidt (Bürgers »Lenore« in »Charakteristiken«, Bd. 1, 1886) und von C. Thürnau (»Die Geister in der englischen Literatur des 18. Jahrhunderts«, Palaestra LV, 1906) beschränken. Hinsichtlich der slavischen Literaturen genügt es, auf zwei hervorragende Abhandlungen hinzuweisen: »Der Lenorenstoff in der slavischen Volkspoesie« von W. Wollner im »Archiv f. slavische Philologie« Bd. VI und »Der Lenorenstoff in der bulgarischen Volkspoesie« von Dr. J. D. Šišmanov (in den »Indogermanischen Forschungen« von Brugmann und Streitberg, Bd. IV, Strassburg 1894).

In Betracht des grossen Interesses, womit dieser Gegenstand von der gebildeten Welt überhaupt aufgenommen worden ist, dürfte es angezeigt sein, einem grösseren Publikum eine übersichtliche Darstellung der Geschichte der Lenorenballade in der čechischen und polnischen Kunstpoesie zu geben, wenngleich meine hierauf bezüglichen Studien den čechischen Spezialisten nichts wesentlich Neues bringen dürften.

Da die čechische Wiedergeburt im poetischen Sinn von der deutschen Romantik in den Hauptzügen abhängig war, wie es Prof. Murko in seinem Buche »Deutsche Einflüsse auf die Anfänge

der slavischen Romantik« (Graz 1897) nachgewiesen hat, ist es sowohl aus historischen wie literarischen Gründen leicht erklärlich, dass die berühmte Ballade Bürgers von keinem slavischen Volke so sympathisch und lebhaft aufgenommen worden ist wie von dem čechischen. Bürger wurde, könnte man beinahe sagen, massgebend für die ersten čechischen Balladendichtungen. Puchmajer*), der Herausgeber der poetischen Almanache »Sebrání Básní a Zpěvů« (1795–1814), kleidete »Kaiser und Abt« in čechische Tracht unter dem Titel »Král Jiří a Vaněk Všeboj« und übersetzte Bürgers »Nachtfeier der Venus« unter dem Namen »Ladino přenocování«. Prokop Šedivý präsentierte seinen Landsleuten den »Wilden Jäger« in einer recht schlechten Übersetzung (Ukrutný myslivec). Kein deutsches Gedicht vor Goethe jedoch hat so tiefe Spuren in der čechischen Poesie hinterlassen wie eben Bürgers »Lenore«.

Der Anfang geschah schon im Jahre 1795, als Puchmajer das erste Bändchen seiner oberwähnten Básně a Zpěvy in Prag herausgab. Es enthielt nämlich unter den vermischten Gedichten eine volkstümliche Ballade »Lenka«, die ihre Abstammung von »Lenore« deutlich verrät. Ihr Verfasser war Vojtěch Nejedlý († 1844).

In der äusseren Form und in dem Inhalt selbst scheint gar keine Verwandtschaft zwischen Lenka und Lenore zu bestehen. Das in zwanzig vierzeiligen Strophen abgefasste Gedicht handelt von einem verstorbenen Mädchen namens Lenka, das um Mitternacht aus ihrem Grabe aufsteht, um ihren treulosen Bräutigam Milín zu besuchen.

»O půl noci Lenka vstala,
dřív než kohout zazpíval,
z tmavého se hrobu brala
tam, kde Milín přebýval.«

Sie sucht ihn auf, fragt, ob er ruhig schlafe, und bittet ihn, keine Furcht vor ihr zu haben, denn sie habe je alles aus Liebe zu ihm getan. Nachdem sie ihm in sanftem Ton seine Untreue vorgehalten und ihn auf ihren jetzigen Zustand der Verwesung aufmerksam gemacht hat, fordert sie ihn auf sich zu erheben, um an ihrer Grabstätte zu weinen, denn selbst müsse sie vor dem

*) Mehrere Reminiszenzen aus Bürger in Puchmajers Gedichten sind von Jan Máchal in seiner Studie über Puchmajer (Prag 1895) hervorgehoben.

Hahnenrufe ins Grab zurück. Milín stürzt entsetzt aus dem Bett, läuft weinend zum Grabe der toten Geliebten, wo er »wie ein Leichnam lag und händeringend sich beklagte«. Schliesslich wird er vor Reue und Angst ganz wahnsinnig und ruft aus: »Liebe, goldene Lenka! Wie habe ich mich je von dir abwenden können? Verzeihe mir, du heilige Seele!«

»Lenko milá! Lenko zlatá!
Jak jsem mohl jít od tebe?
Odpusť, duše, odpusť, svatá!«
— Řekl — a v tom byl bez sebe.

In dieser naiven Ballade spürt man weder die psychologische Schärfe noch die dämonische Kraft der unheimlichen Stimmung noch die dramatische Spannung der poetischen Gespenstergeschichte Bürgers. Schon die zahmen, vierfüssigen Trochäen mit dem eintönigen Rhythmus erinnern nicht im geringsten an das schwungvolle, echt-balladische Versmass des deutschen Vorbildes. Die geistige Offenbarung beschränkt sich auf den sentimental rührenden Besuch der toten Braut am Bette des Treulosen, und das Ende des Liedes gibt keine ästhetisch befriedigende Lösung des tragischen Konflikts. Ausserdem sind die Rollen ja vertauscht, insofern dass bei Bürger — wie in dem Volksliede ohne Ausnahme – der Bräutigam als Gespenst auftritt, während bei Nejedlý die Braut die nächtliche Fahrt zu dem Lebendigen macht.

Und doch unterliegt es keinem Zweifel, dass Lenka eine unechte Tochter von Lenore ist. Der moralische Grundgedanke — Strafe für die Kränkung der Liebe — ist ja im grossen ganzen derselbe in den beiden Fällen, obgleich die psychologische Vertiefung und Motivierung der nächtlichen Begegnung in der deutschen Ballade die des čechischen Gedichtes bei weitem übertrifft. Auch Nejedlý versuchte, obgleich mit schlechtem Erfolg, das Schauderhafte des Friedhofes zu schildern, und mehrere Details sind gemeinsam. Hier wie dort kündigt der Hahn die Ankunft des Tageslichtes an. Die čechische Frage:

»Proč se lekáš? Proč, můj milý?
Což bys milé měl se bát?« . . . .

ist ja nichts anderes, als eine etwas weitschweifige Umschreibung der packenden deutschen Worte: »Graut Liebchen auch?« Eine schwache Reminiszenz von dem Einritt in den Friedhof, wo die

Geister ihren Kettentanz um das Totengerippe anfangen, liegt in der Erzählung des čechischen Mädchens, wie »Würmer ihre Gäste sind, das Leichentuch ihr Hochzeitskleid und Eulengeheul die Musik«:

»Červové jsou moje hosti,
rubáš roucho svadebné,
rakev místo veselosti,
vytí sov — hry hudebné.«

Auffallend ist nur, dass Nejedlý mit keinem Wort den Mondschein erwähnt, nicht nur weil das Mondlicht im allgemeinen bei derartigen romantischen Landschaftsgemälden fast unentbehrlich war, sondern gerade deswegen, weil dieses Detail sowohl bei Bürger wie in den meisten volkstümlichen Varianten überaus wirkungsvoll ist, nicht ohne den bekannten Zusatz von der Eile der Totenfahrt:

»Der Mond scheint helle.
Die Toten reiten so schnelle« . . .

Die wirkliche Einführung von »Lenore« in die westslavische Literatur geschah aber erst durch Josef Jungmann, den unvergesslichen Schöpfer der neučechischen Kunstpoesie, der im J. 1806 die Ballade unter dem wahrscheinlich dem Gedichte von Nejedlý entnommenen Namen Lenka in dem »Hlasatel Český« Bd. 1 veröffentlichte. Ursprünglich war der Kriegsschauplatz, wie in dem deutschen Originale, nach Prag unter den Fahnen des Königs Friedrich verlegt; in der Gesamtausgabe von Jungmanns Schriften (Prag 1873) lässt aber der Dichter seinen Vilím (Wilhelm) unter dem österreichischen Feldherrn Laudon während des türkischen Feldzuges dienen und bei der Eroberung von Belgrad umkommen.

Über die Vorzüglichkeit der Jungmannschen Übersetzung von »Lenore« gibt es nur eine Meinung, obgleich Jan Jakubec in der »Literatura česká XIX. století« Bd. 1 erklärt, dass die Übersetzung noch besser gewesen wäre, wenn Jungmann von der Volkssprache genauere Kenntnisse gehabt hätte. Sei es damit wie es wolle — sicher ist, dass durch die Jungmannsche Übersetzung, sowie durch Jungmanns poetische Wirksamkeit überhaupt, die čechische Literatur einen Riesensprung vorwärts machte, und mir scheint es, als ob man Jungmann als Dichter vielleicht doch etwas unterschätzt habe im Vergleich mit Mácha, dessen Verdienste um die čechische

Poesie ich der letzte wäre schmälern zu wollen. Zeile für Zeile hat Jungmann die 32 Strophen des Originals in mustergiltiger Form, mit Bewahrung des Rhythmus, des Metrums und der Reime umgedichtet, und meiner Ansicht nach steht diese westslavische Leistung der berühmten »Lenora« des Russen Žukovský (1831) keineswegs nach. Man braucht kaum Kenntnis der čechischen Sprache zu besitzen, um die Bedeutung der letzten Strophe sofort zu fassen:

»Hu, hu! teď vůkol duchové
Hop! tančí kolem skočnou;
A tancujíce takové
Jí zpěvy huhlat počnou:
»Snášej*)! byť srdce ustalo,
Lép, než by Bohu reptalo;
Duch ušel tělu svému,
Bůh milostiv buď jemu!«

Der Einfluss Bürgers auf Jungmanns Dichtung machte sich auch in der Ballade »Oldřich und Božena« (1806) bemerkbar. Hier steht der Dichter jedoch auf nationalem Boden, und nur in der formellen Technik findet sich ein Nachhall der deutschen Ballade. Der Stoff ist der Chronik von Hájek z Libočan († 1553) entlehnt — jener Fundgrube für čechische Poeten — und erzählt, wie die schöne Bauerntochter Božena die Gemahlin des Fürsten Oldřich (Ulrich) wurde. Zum ersten Male dürfte diese Episode aus der älteren čechischen Geschichte künstlerisch von Ant. Jos. Zima in einem Schauspiel (1789) behandelt worden sein. Dann wurde sie von Vojtěch Nejedlý in der von dessen Bruder Jan N. redigierten Zeitschrift »Hlasatel český« (B. III) unter dem Titel »Krásná Božena« wieder aufgenommen. Die 20 sechszeiligen Strophen des Jungmannschen Gedichtes sind inhaltlich sehr schlicht, entbehren gänzlich der dramatischen Spannung und des düsteren Tones, der gewöhnlich die Balladen charakterisert, und machen eher den Eindruck einer ländlichen Idylle mit einer gewissen demokratischen Tendenz, die schon durch die einfache Einleitung gekennzeichnet wird:

»Víš ty, kde selskou děvici
Vzal kníže za ženu?
Proč Peruc ves, a studnici

*) In der ursprünglichen Edition: »Trp, Trp!«

Tam zovou Boženu?
Své vlasti neznaje běh,
I jsi-li ty Čech?*)

Aber entschieden von dem Geiste der »Lenore« beeinflusst scheint mir die Ballade Jungmanns »Zuzanna« (1814), denn hier ist sowohl der lebhafte Rhythmus wie die leidenschaftliche Stimmung nachgeahmt. Zuzanna soll die Tochter des katholischen Primators in Leitmeritz gewesen sein, der während der hussitischen Unruhen seinen eigenen Schwiegersohn in der Elbe ertränken liess, trotz den Beschwörungen der Tochter, die sich auch ertränkt. Ihre Verzweiflung leitet unwillkürlich den Gedanken auf die arme Lenore hin:

»Jaký to povyk! jaký lidu hluk
Tam, kde se ta šatlava černá!
Zuzanna lomí ruce věrná.
»Smiluj se nebe! zde co mrzký kluk
Můj manžel bez viny do zlých muk
Uvržen zuřivými je dráby,
Pro bůh, jedové mezi žáby.«

Und die abschliessenden Zeilen der »Lenore«:

»Mit Gott im Himmel hadre nicht!
Des Leibes bist du ledig;
Gott sei der Seele gnädig!«

finden etwas Entsprechendes in den letzten Worten, mit denen der verzweifelte Vater beim Anblicke der toten Tochter sich selbst verurteilt:

»Ach! v hrozný soud bůh se mnou všel:
Mne žel spravedlivě troudí,
Bůh sám svědomí nech soudí!«

Ein Grösserer in der damaligen Slavistik, P. J. Šafařík, als dichterisches Talent Jungmann freilich nicht gewachsen, wurde auch von der Lust zu fabulieren ergriffen und hat u. a. Bürgers Lied »Du mit dem Frühlingsangesichte« (»O dcero nebes s jarní tváří«) übersetzt. Dem Einfluss der »Lenore« konnte er sich auch nicht entziehen, denn im J. 1815 machte er in Hromádkos

*) Weisst du, wo ein Fürst ein Bauernmädchen zur Frau nahm? . . . Wenn du die Geschichte deines Vaterlandes nicht kennst, bist du ein Čeche?

in Wien gedruckten »Prvotiny pěkných umění« einen übrigens gar nicht schlechten Versuch, die rührende Episode von »Oldřich a Božena« nochmals poetisch zu verwerten. Inhaltlich steht die Ballade in gar keinem Zusammenhang mit »Lenore«, um so weniger, als die Handlung einen glücklichen, mit einer Hochzeit verbundenen Abschluss findet: der Fürst Oldřich verirrt sich im Walde und begegnet der schönen Bäuerin Božena, die nachher zum Schlosse geholt und, trotz aller Einwände des Grafen Hořín, zu Fürstin erhoben wird.

Dennoch sind hier Anklänge an die »Lenore« deutlich wahrnehmbar. Schon das Metrum mit seinen 8 Zeilen schliesst sich genau an das der Bürgerschen Ballade, und der nächtliche Ritt des Fürsten hat in vielen Einzelheiten den grausigen Flug von Wilhelms Rappen zum Vorbild, z. B. in der dramatischen Darstellung der schwindelnden Eile:

»S tím, zvrtna koně, zaletí
co hvězda v jasné záři.
A skokem, skokem v zápětí
se tratí jezdci s tváři.«

Ebenso wie »Lenore« der Mutter ihren Jammer anvertraut, hat Božena in der Nacht nach der Begegnung mit dem Fürsten trübe Ahnungen und unruhige Träume und erschliesst der Mutter ihr Herz:

»Ó, zlatá matko, matičko,
ó, matko, jaké zdání!
Dřív, než se zoře zarděla,
jsem mnoho, mnoho trpěla.
Ó, máti, máti, mému
jest úzko srdci mdlému.«

Vor allem aber offenbart sich der Einfluss Bürgers in der Nachbildung der in der deutschen Ballade sehr wirkungsvollen onomatopoieischen Wiederholungen: »Kam's, hurre, hurre!, hop, hop, hop!«, »Sieh da! sieh da!«, »trap, trap, trap!« u. s. w. In Šafaříks Versen kommen derartige, recht gelungene Versuche auch vor. Ich führe als Beispiele an:

»Trará! trará! zvuk stříbrný
se k hlučným vratům nese.«

»A dál a dále trap, trap, trap!
se stkvoucí průvod vznáší.«

— — — — — — —

»A slyš! a slyš! V tom ke dvoru
trap, trap, trap! jezdci letí.«

Die Imitation der »Lenore« hat Šafařík in seiner umfänglichen Ballade »Lel a Lila« (1816) weiter verfolgt und zwar nicht nur in formeller Hinsicht, sondern auch in Bezug auf den Inhalt. Der verliebte Lel schleicht sich nachts zu Lila, die ihn jedoch misstrauisch abweist. Hier spielt auch das Lästerungsmotiv gewissermassen mit, insofern, dass der leidenschaftlich aufgeregte Jüngling dem Mädchen schwört, dass er ihretwegen sogar zur Hölle zu gehen bereit sei. Sie fordert ihn dann auf, er solle sofort sich auf den Friedhof begeben, um ihr einen Rosenstrauss von den Grabhügeln zu pflücken. Er tut das, obgleich er weiss, dass es ein fürchterliches, unverzeihliches Unternehmen ist, das bis jetzt niemandem ungestraft gelungen. Hier tritt das gespensterhafte Moment des Lenorenstoffes ein. Er kommt nachts auf den Friedhof und wird dort von »Druden« und anderen Gespenstern eingeschüchtert.

»Než můry po zděch, huhuhu!
Tu, tu se vrátit, pozdě!
A s hlukem, s hlukem, huhuhu!
co vichr v pustém hvozdě.«

Während dessen harrt Lila mit wachsender Ungeduld und Angst seiner Rückkunft. Wie der Bürgersche Reiter klirrend unter Geräusch von Rosseshufen abstieg, glaubte Lila die klappernden Fusstritte des Geliebten zu hören:

»Slyš! Co to cupe klopotem?
Ha, chřest a chod noh jeho!«

Es ist aber eine Täuschung, und als der Hahnensang verklingt, wird sie von Gewissensqualen verzehrt und eilt zum Friedhof. Dort findet sie Lel unter einer Rosenstaude tot, die mit dem Messer abgeschnittenen Rosen neben ihm, und so ward das Grab der Lohn seiner Liebe:

»Lel leží pod křem vystřený,
nůž u noh v plášti vražený,
s hrst růží vedle něho,
a hrob — mzda lásky jeho.«

Der nächste poetische Schüler Bürgers im slavischen Böhmen war J. V. Kamarýt*) († 1833), der den »Wilden Jäger« (1813) neu übersetzte und die Ballade »Die Entführung«, Únos (1821) čechisch herausgab. Die Übersetzung lehnt sich recht gut an das Original an; nur sind die deutschen Namen ‚slavisiert‘. Der Ritter Karl von Eichenhorst präsentiert sich hier als Lubor, und Fräulein Gertrude von Hochburg heisst ganz einfach Líbka. Aber ein direkter Abkömmling von »Lenore« ist ohne Zweifel Kamarýts im J. 1818 veröffentlichte Ballade »Evrozina«. Evrozina erwartet wie Lenore ihren mit den siegreichen čechischen Truppen zurückkehrenden Bräutigam Jaroslav. Statt seiner kommt jedoch nur sein Diener, allerdings mit der fröhlichen Botschaft, Jaroslav sei gesund, obgleich er verhindert sei, selbst sofort zu erscheinen. Deshalb bringt der Diener der Evrozina zwei Kränze von Lorbeer und von Rosmarin und bittet, sie solle ihm zu Jaroslav folgen. Sie begleitet ihn froh zu der Stadt, wo er zu finden sein soll, wird aber in einen finsteren Saal geführt, wo Kerzen brennen. Sie sieht ihren Geliebten als Leichnam wieder und bricht bewusstlos zusammen. Weder die Form noch die Stimmung hat etwas von Bürgerschem Reiz an sich, und es scheint, als ob für Kamarýts beschränkte Phantasie und Psychologie die beiden Kränze das Wesentliche des Stückes gewesen seien, denn dieses Motiv kehrt mehrfach wieder:

»Hle, dva věnce
Nesu pro milence,
Z laurový a z rozmariny
Pro milence Evroziny.«

Den Höhepunkt der čechischen Lenorendichtung bezeichnet unbestritten die berühmte Ballade »Die Brauthemden«, Svatební košile von dem hervorragenden poetischen Folkloristen Karel Jaromír Erben (1811—1870). Das aus 304 kurzen, paarweise gereimten Zeilen bestehende Gedicht wurde zum ersten Male i. J. 1843 als »volkstümliches Märchen« gedruckt. Über den

*) Am 10. April 1823 schrieb Čelakovský in einem Briefe an Kamarýt: »Herr Bürger hat mich lange getäuscht. Ich glaubte bis jetzt, dass »Lenore« gänzlich sein Werk sei, dass er vielleicht nur die Idee des Gedichtes von irgend einer englischen Volksballade genommen hätte. Als ich aber die polnische Übersetzung desselben las, war ich über die detaillierten Ähnlichkeiten mit dem Engländer Malwin erstaunt.«

Inhalt der Ballade kann ich mich um so kürzer fassen, als nicht nur Dr. Wollner in seiner obenerwähnten Abhandlung denselben recht ausführlich nacherzählt, sondern auch weil das ganze Gedicht in der deutschen Übersetzung von E. Albert (»Poesie aus Böhmen«, Wien 1893) dem nicht-slavischen Publikum leicht zugänglich ist.

Erben hat den volkstümlichen Stoff der »Lenore« ganz unabhängig von der Ballade Bürgers aus einheimischen Quellen geschöpft und durch die feine Nachahmung des Volksliedes ein ebenso hohes Kunstwerk geschaffen. Wenn Jaroslav Sutnar in der Einleitung zu den gesammelten Gedichten Erbens (Prag 1905) behauptet, dass »Bürgers Komposition im ganzen feuriger und effektvoller sei, das Gedicht Erbens aber mehr drastisch und vertieft«, kann man diesem Urteil nur beistimmen. Das ethische Moment kommt in dem čechischen Liede viel stärker zum Ausdruck als in dem deutschen, und das Ganze hat bei Erben einen versöhnenderen, harmonischeren Abschluss gefunden als bei Bürger, der seine Lenore zwischen Leben und Tod, zwischen Himmel und Hölle in Stich lässt.

Das wesentlich Neue in dem čechischen Lenorenmärchen ist das darin eingeflochtene Motiv mit dem Doppelgänger oder Vampyr, indem das Mädchen nach dem nächtlichen Ritt zum Friedhof mit dem Geiste des toten Bräutigams sich in eine einsame Hütte flüchtet, wo sie einen zweiten Toten findet. Der verfolgende Bräutigam fordert den Toten auf, die Tür zu öffnen. Nur durch innige Gebete an die heilige Jungfrau kann das arme Mädchen die Gefahr abwehren, und als der Hahn kräht, schwinden die bösen Geister, und auf dem Grabe bleibt nur ein kleines Stück von den zur Hochzeit verfertigten Hemden. Die Sünde der Lästerung gegen Gott wird hier vielleicht noch kräftiger als in dem deutschen Märchen betont, denn das Verbrechen des Mädchens beschränkt sich nicht darauf, dass sie wegen ihres Kummers und ihrer Sehnsucht nach dem verschollenen Bräutigam die Sorge um ihre Seele und den Himmel vergisst, sondern sie lässt sich sogar dazu verleiten, das Gebetbuch, den Rosenkranz und das Kreuz während der Fahrt wegzuwerfen. Sonst sind mehrere Details mit den germanischen Varianten desselben Themas übereinstimmend, vor allem die Hinweisung auf den Mondschein, den schnellen Ritt der Toten und die Frage, ob der Geliebten bange sei:

»Pěkná noc, jasná v tu dobu
vstávají mrtví ze hrobů,
a nežli zvíš, jsou tobě blíž —
má milá, nic se nebojíš?«*)

Dass Erben einen echt nationalen Stoff behandelt hat, ebenso wie Bürger eine deutsche Überlieferung benutzte, ohne zu Percys »Reliques of ancient English poetry« oder anderen britischen Volksliedern von »William's Ghost« seine Zuflucht nehmen zu müssen, bestätigt sich durch einen von K. V. Rais in »Český lid« (B. VII, S. 352) mitgeteilten Beitrag zur čechischen Lenorendichtung. Ein gewisser J. Tykač hatte von einer 60jährigen Greisin in der Gegend von Landskron eine Variante des Volksmärchens gehört. Das Ende dieser mündlichen Darstellung deckt sich in wesentlichen Zügen mit dem Abschlusse der »Hochzeitshemden«. Es lautet:

»Sie (das Mädchen und der tote Bräutigam) kamen zum Friedhof, wo er in ein offenes Grab verschwand. Er forderte sie auf, sich hinunter zu stürzen; sie warf aber nur das Bündel mit den Hemden dahin und lief von dem Friedhofe weg. In der Nähe stand eine Hütte, in welche sie hineinschlich und sich hinter dem Ofen verbarg. Auf einer Bank in dem Zimmer lag ein Toter. Der andere kam ans Fenster und schrie: ‚Toter! Bringe mir die Lebendige von dem Ofen!' Der Tote liess die Füsse von der Bank sinken... Zum drittenmale schrie der erste vor dem Fenster: ‚Toter! Ich sage dir: Bring' mir die Lebendige vom Ofen!' Der Tote erhob sich nun von der Bank. In demselben Augenblick aber krähte der Hahn; der Tote auf der Bank legte sich wieder hin, und der andere musste verschwinden. Also wurde sie gerettet.«**)

Es ist fürwahr kein dichterischer Zufall, dass die »Hochzeitshemden« Erbens eine überraschend grosse Ähnlichkeit mit der herrlichen Ballade »Ucieszka« (Die Flucht) von Adam Mickiewicz aufweist, denn Mickiewicz sagt ja ausdrücklich, dass er seinen Stoff einem polnisch-litauischen Volksliede entnommen habe, obgleich er Bürgers »Lenore« schon kannte und vielleicht dadurch die äussere Anregung zu seiner Ballade

*) Eine schöne, klare Nacht, zu solcher Zeit stehen die Toten aus den Gräbern auf und ehe du es ahnst, sind sie dir nah — mein Liebchen, fürchtest du dich nicht?

**) Andere Verweisungen auf nationale Märchen findet der čechische Leser in der Literatura Česká XIX. století, B. II. 811ff.

»Ucieszka« bekam. Denn zwischen den volkstümlichen Liedern der Polen und der Čechen in Bezug auf diesen Gegenstand konnten keine wesentlichen Verschiedenheiten bestehen. Es könnte z. B. eine dankbare Aufgabe für einen Forscher abgeben, die gemeinsame volkstümliche Quelle der gleichnamigen Balladen »Lilie« (Die Lilie) von Erben und von Mickiewicz zu ergründen. Sie sind inhaltlich sehr verschieden, denn in der čechischen Ballade handelt es sich um ein verstorbenes Mädchen, das aus dem Grabe aufsteht und mit einem Ritter verheiratet wird, aber wieder stirbt, als sie ihr zartes Knäblein verderben lässt. In der polnischen Ballade wiederum hat eine Frau ihren Mann getötet, wird von Gewissensqualen gepeinigt und stirbt an dem Tage der neuen Hochzeit, wo sie die Stimme des seligen Ehegatten zu hören glaubt. Aber die innere Ähnlichkeit der beiden Balladen ist unverkennbar: hier wie dort wachsen Lilien auf Gräbern, und in beiden Fällen führt eine verhängnisvolle Macht zu Verderben und Tod.

Es braucht kaum ausdrücklich erwähnt zu werden, dass »Die Flucht« von Mickiewicz eben so hoch über den »Hochzeitshemden« Erbens steht, wie der polnische Meister den čechischen Dichter überragt. Neben Bürgers »Lenore« kann sich keine künstlerische Bearbeitung dieses Stoffes mit Mickiewiczs »Flucht« messen, und in mancher Hinsicht übertrifft die polnische Ballade sogar ihr deutsches Vorbild. Die knappe Form, der schwungvolle Rhythmus und die dramatische Kraft stehen der Bürgerschen Darstellung gar nicht nach. Schon der lakonische Anfang ist sehr wirkungsvoll:

»Heim nicht kehrte, der zum Streite — Heut vor'm Jahre zog ins Weite . . .
Schad' um dich wär's, junge Maid — Sprach der Fürst und schritt zur Freit.*)

»On wojuje — rok upłynął,
On nie wraca — może zginął.
Panno, szkoda młodych lat,
Od książecia jedzie swat.«

Oder die unentbehrliche Episode von dem Mondschein und die Frage, ob sie Furcht habe:

»Miesiąc świeci; jezdziec leci
Po zaroślach i po krzach:
Panno, panno, czy nie strach?«

*) In der Uebersetzung von Alb. Weiss (Reclams Univ.-Bibl. No. 549).

Weder von Brauthemden noch von dem toten Doppelgänger ist bei Mickiewicz die Rede; dagegen ist das religiöse Element bei ihm schon zu Anfang stark betont, indem das Mädchen, aus Angst vor dem fürstlichen Freier, durch eine unchristliche Zauberin den verlorenen Bräutigam aus dem Grabe hervorlockt. Der unheimliche Todesritt ist bei beiden ungefähr derselbe, denn auch bei Mickiewicz wirft das Mädchen sein Gebetbuch fort, weil das eine zu schwere Last sei, und dank dieser Erleichterung läuft das Pferd schneller — bei Erben »zehn Meilen« weiter, bei Mickiewicz »zehn Klafter«. Ebenso werden der Rosenkranz (»die verfluchte Schnur«) und das scharfe Kreuz weggeschleudert. In der Auflösung des Dramas auf dem Friedhof gehen jedoch die beiden Dichter weit auseinander. Erben lässt das Mädchen am Leben, Dank der heiligen Jungfrau, und schliesst die Ballade mit einigen moralisierenden Reflexionen, die zu dem volkstümlichen, epischen Ton gar nicht passen und den Totaleindruck nur stören.

»Wenn anders, Jungfrau, du gehandelt,
Arg hätt' dein Los sich umgewandelt.
Dein holder, weisser Leib wär' heut'
Wie diese Hemden rings zerstreut.«

Mickiewicz aber lässt das Mädchen mit dem Reiter in die Erde versinken; es wird leer und still auf dem Friedhof, und bei einem frisch aufgeschütteten Grab ohne Kreuz liest der Priester die Messe für zwei unselige Seelen:

»Jedna bez krzyża mogiła
I ziemia ruszona świeże.
Ksiądz nad grobem długo stał
I msze za dwie dusze miał.«

Über Mickiewiczs Ballade in Vergleich mit Bürgers »Lenore« gibt es eine vorzügliche Abhandlung von dem unlängst verstorbenen polnischen Schriftsteller Julian Klaczko, der dieselbe schon i. J. 1853 in dem unbedeutenden Monatsblatt Pokłos in Lissa (Posen) veröffentlichte. Diese Druckschrift ist heutzutage eine bibliographische Rarität, die mir nicht zu Gesichte gekommen ist. Der polnische Literaturforscher Ferd. Hoesick hat aber das meiste daraus in seinem Buche über Klaczkos Pisma polskie (Warszawa 1902) reproduziert. Einige Auszüge dürfen der nicht-slavischen Literaturwelt nicht vorenthalten werden.

Klaczko ist der Ansicht, dass Bürgers »Lenore« im protestantischen Geist komponiert sei und deshalb mehr auf die Vernunft wirken müsse als das streng katholisch-religiöse Gedicht von Mickiewicz, das auf das Gefühl und auf die Phantasie mehr Einfluss übt. Die Heldin der polnischen Ballade lästert nicht wie Lenore; die heiligen Reliquien trägt sie immer bei sich, und sie sündigt eher aus Liebesschwäche und rührender Naivität als aus Trotz gegen den Himmel. Als einen Vorzug des polnischen Gedichtes betrachtet Klaczko den Umstand, dass Mickiewicz die volkstümliche Lokalfarbe der Handlung behält, ohne Erwähnung geographischer oder historischer Details; bei Bürger finden sich ja nicht nur die Namen der beiden Geliebten, sondern auch Hinweisungen auf den siebenjährigen Krieg (König Friedrich, die Prager Schlacht, »das ferne Ungerland« und Böhmen), wogegen Mickiewicz nur den in den litauischen Märchen wohlbekannten »Hügel Mendogs« als Wohnsitz des toten Ritters flüchtig erwähnt. Schliesslich tadelt Klaczko die bei Bürger zu oft wiederkehrenden, etwas kindisch klingenden onomatopoieischen Ausrufe.

Über die Entstehung der Ballade »Ucieszka« sind die polnischen Literaturforscher noch nicht ganz einig. Sie wurde erst i. J. 1832 veröffentlicht und steht also in keinem direkten Zusammenhang mit den i. J. 1822 herausgegebenen »Ballady i romanse«. Vielleicht wurde sie erst i. J. 1831 während des Aufenthaltes des Dichters in der Provinz Posen geschrieben. Dass der Lenorenstoff Mickiewicz schon früh interessierte, geht aus dem Umstande hervor, dass er der von Odyniec gemachten Übersetzung des »Wilden Jägers« von Bürger einen Artikel über den deutschen Dichter beifügte, und dass er schon während der Studienzeit in Wilna durch den Sohn Czerniawskis, des Professors der russischen Literatur, die russische »Ljudmila« Žukovskijs zu seinem grössten Entzücken kennen lernte.

Der erste künstlerische Versuch, die »Lenore« in die polnische Literatur einzuführen, geschah i. J. 1802, indem der vielseitige J. U. Niemcewicz eine Übersetzung einer englischen Ballade von »Alondzo i Helena« herausgab. Diese Ballade, dem berüchtigten Romane »The Monk« (1795) von M. G. Lewis entnommen, ist in der Tat nur eine englische »Lenore«, obgleich sie hier als spanische Imogine ihren Bräutigam, den braven Alonzo, der nach Palästina geht, wegen eines reichen Barons verlässt, aber beim Hochzeitsmal von dem toten Ritter geholt wird.

Die deutsche »Lenore« wurde i. J. 1819 in Polen durch den Schriftsteller Krystjan Lach Szyrma († in England 1866) eingeführt. In dem ersten Bande des Pamiętnik Naukowy in Warschau veröffentlichte er seine Nachbildung unter dem Titel »Kamilla i Leon«. Der Schauplatz ist an die polnische Weichsel verlegt wohin der als Legionär kämpfende Leon zu seiner Kamilla zurückkehrt, nachdem er am Somosierra in Spanien getötet worden ist. Die Übersetzung folgt dem Originale recht treu in formaler Hinsicht; aber von dem stimmungsvollen Schwung des deutschen Gespensterliedes spürt man hier wenig, ebenso wie von den prägnanten Ausdrücken bei Bürger. Die polnische Metrik mit ihrem trochäischen Rhythmus und mit vorherrschend weiblichen Reimen eignet sich in der Tat auch wenig für diese lebhafte Darstellung.

Wertvoller als diese monotone Nachahmung ist eine kleine ästhetische Studie (uwaga) desselben Verfassers über die Ballade, die im zweiten Bande derselben Zeitschrift publiziert wurde. Hier wird eine volkstümliche Variante des Märchens mitgeteilt, die erweislich schon vor dem J. 1773 (dem Geburtsjahr der »Lenore«) von Warschau bis zu der Ukraine auf dem Lande verbreitet war.

Die Erzählung lautet in verkürzter Form:

Ein Bräutigam verlässt die Geliebte, um ins Feld zu ziehen, nachdem sie einander ewige Treue geschworen haben. Alle kehren von dem Feldzuge heim — nur er nicht. Vier Jahre wartet sie, jeden Bewerber abweisend, und wird immer trauriger und abgezehrter. Eines Abends, als sie am Fenster sitzt, wird sie in ihrem Glauben an seine Treue schwankend und klagt bitterlich. Da kommt er im Mondschein geritten und bittet sie, sie solle sich neben ihm in den Sattel setzen. Sie gehorcht und nimmt ihre Habseligkeiten mit. Als sie während des Rittes fragt, ob es noch weit zum Ziele sei, antwortet er, sie seien hundert Meilen geritten, es seien nur noch hundert Meilen übrig. Sie wird ängstlich, darf aber nichts mehr fragen. Sie kommen an das Ende eines Dorfes mit einer Kirche, und als sie fragt, wo sie sich befinde, antwortet er, dass er zu Hause, auf dem Friedhofe, sei. In demselben Augenblick verschwindet das Pferd, und ein Grab öffnet sich. Als das Mädchen merkt, dass er schon tot ist, flieht sie erschrocken von dem Friedhof, aber sein Geist verfolgt sie. Ohne zu wissen, wie sie sich verteidigen soll, läuft sie einem schwachen Licht nach, eilt in eine Hütte und verriegelt die Tür hinter sich. Nun aber wird sie

von einem neuen Schreckbild bedroht: in einem Sarge liegt ein Leichnam unter einer brennenden Lampe. Sie verbirgt sich hinter dem Ofen. Der Geist des Verfolgers steht draussen und ruft dem Toten zu: ‚Bruder! Öffne mir!‘ Der Leichnam erhebt sich und öffnet die Türe. In demselben Moment aber schlägt die Uhr zwölf, der Hahn kräht, und zwei tote Körper fallen zu jeder Seite der Tür nieder. Am nächsten Morgen, als der Priester dahin kommt, um einen Toten zu begraben, findet er zwei Leichname vor und das totenblasse, zitternde Mädchen, dessen Worte niemand versteht. Nur mit Not kann sie das Geschehene erklären und nach einigen Tagen stirbt sie, trotz der Versuche des Priesters sie zu retten.

Dieses Volksmärchen weist eine unverkennbare Verwandtschaft mit dem čechischen, von Erben behandelten Stoffe auf besonders in Bezug auf den Doppelgänger. Mit Mickiewiczs Ballade hat es den Abschluss mit der strafenden Gerechtigkeit des Himmels gemein.

Der zweite polnische Dolmetsch Bürgers war der Dichter A. E. Odyniec, der Reisegefährte von Mickiewicz, der nicht nur die »Lenore« übersetzte, sondern auch Bürgers »Lięd von der Treue« und den »Wilden Jäger« (1832) und sogar die »Světlana« Žukovskijs in polnische Verse übertrug. »Světlana«, die russische Lenore v. J. 1811, ist jedoch eine selbständige, glücklich ausgehende Nachahmung Bürgers, denn das Gespensterhafte beschränkt sich hier auf ein grauses Traumbild, das durch die Ankunft des lebendigen Bräutigams verscheucht wird.*)

Was Odyniec' Übersetzung von »Lenore« betrifft, so ist sie ziemlich treu. Nur hat Odyniec versucht, dem Gemälde einen slavischen Anstrich zu verleihen, indem Wilhelm zu Zbigniew umgetauft und der Kriegsschauplatz nach dem belagerten, von Jan Sobieski geretteten Wien verlegt wird. Der Rhythmus ist durch die kürzeren Verszeilen etwas lebhafter als in der Übersetzung von Szyrma. Man vergleiche nur die Zeilen von dem Mondschein etc., die bei Szyrma lauten:

»Strach ci, kochanko? Xiężyc, gwiazdy świecą,
Duchy i zmarłi szybkim pędem lecą.
Może, kochanko, strach umarłych tobie?« —
Ach nie, lecz niechay . . . niechay leżą w grobie!«

*) Über den volkstümlichen Lenorenstoff in Polen siehe: Zdziarski, »Pierwiastek ludowy w poez. polsk.«, und die Bemerkungen zu der kritischen, vom Tow. literac. in Lemberg herausgegebenen Edition von Mickiewicz.

Bei Odyniec aber:

»Ha? drżysz? Xiężyc świeci blado!«
O! umarli prędko jadą.
Czy strach umarłych tobie? —
Wieczny im pokój w grobie.«

Abgesehen von dem Wert, den derartige Untersuchungen für die komparative Literaturwissenschaft haben, bieten sie auch ein kulturelles Interesse dar: es ergibt sich daraus, dass die kleineren slavischen Völker an der allgemeinen Kulturarbeit teilgenommen und die internationalen literarischen Stoffe ihrer nationalen Art und ihren slavischen Verhältnissen anzupassen versucht haben. In dieser Beziehung ist auch die Lenorenepisode nicht ganz ohne Belang.

Die Kanalisierung der Moldau oberhalb Prags.

Von Dr. Josef Gruber.

Es ist in dieser Zeitschrift bereits von Professor Hráský nachgewiesen worden, dass von dem ganzen österreichischen Wasserstrassengesetze — wie wir das Gesetz vom 11. Juni 1901 R.-G.-Bl. Nr. 66, betreffend den Bau von Wasserstrassen und die Durchführung von Flussregulierungen der Kürze halber bezeichnen wollen — lediglich ein Torso zur Ausführung gelangen wird, und selbst dies in einem viel langsameren Tempo, als es im Gesetze selbst vorgeschrieben erscheint, wogegen gerade die »grande idée« des Wasserstrassengesetzes, die Verbindung der Weltmeere, in Trümmern liegt.

Indem wir uns vorbehalten, auf die Frage der wahrscheinlichen Zukunft der Gestaltung unserer österreichischen Wasserstrassen ein andermal zurückzukommen, wollen wir diesmal im Anschlusse an die von Dr. Klír (S. 490) besprochene Kanalisierung der unteren Moldau und der Elbe die Aufmerksamkeit der ausserböhmischen Öffentlichkeit auf ein Wasserstrassenprojekt lenken, welchem trotz wiederholter Fürsprache unserer volkswirtschaftlichen wie politischen Vertretungen seitens der Regierung nicht das gebührende Interesse entgegengebracht wurde oder doch in geringerem Masse als verschiedenen anderen, nach ihrer technischen wie ökonomischen Seite noch — nach dem seinerzeitigen Ausspruche des jetzigen Handelsministers Dr. Fořt — in partibus infidelium liegenden Projekten.

Es ist dies das im Vorjahre durch eine Denkschrift der Prager Handels- und Gewerbekammer wieder in den Vordergrund des öffentlichen Interesses gerückte Projekt der Kanalisierung der Moldau oberhalb Prags u. zw. vorläufig in der bloss 32 km langen,

wichtigen und wirtschaftlich dankbaren Strecke von Prag bis zu den St. Johannis-Stromschnellen bei Štěchovic. —

Ein Projekt, welches die Restaurierung einer Wasserstrasse bedeutet, die auf eine vielhundertjährige Geschichte zurückschauen kann.

Die Moldaustrecke von Budweis bis Prag gehörte einst zu den Hauptkommunikationslinien des Königreiches Böhmen. Seit jeher bildete den Zweck des Schiffsverkehrs auf der oberen Moldau die Approvisionierung Prags: Holz, Salz, Hülsenfrüchte, Getreide gelangten auf diesem Wege schon von altersher in namhaften Quantitäten in die Hauptstadt. Von dem Zeitpunkte an, als die Waldungen in unmittelbarer Nähe Prags ausgerodet waren und der Holzbedarf der Stadt aus entlegeneren Gegenden gedeckt werden musste, wurde auf der mittleren und oberen Moldau und deren Nebenflüssen rege Holzflösserei betrieben (die Geschichte des Holzzolles in Podskal oberhalb Prag reicht bis in das Jahr 1088 zurück), es wurden zugunsten des Prager Holzkonsums Verbote des Vorverkaufes der auf der Moldau oder der Beraun oberhalb Prags zugeflössten Hölzer erlassen, laut Anordnung des Kaisers Karl IV. waren im Interesse der Flösserei alle Wehre in der Moldau von Budweis bis Prag mit breiten Toren zu versehen (ähnliche Verfügungen wurden auch bezüglich der Beraun, Lužnic und Wotawa getroffen) und zur Überwachung dieser Anordnungen, sowie der Wasseranlagen im J. 1340 ein besonderes Organ in den sogen. geschworenen Landesmüllern geschaffen, welche vom Prager Stadtrate ernannt, die Bauherstellungen mittels ihrer Gehilfen direkt durchzuführen und im ganzen Lande in allen auf den Wasserbau bezüglichen Angelegenheiten als die lange Zeit hindurch einzige technische Autorität unanfechtbare Gutachten zu fällen hatten.

Ein Hindernis des damaligen Moldauverkehrs waren die zahlreichen auf den Flüssen teils in Geld, teils in natura eingehobenen Zölle.

Durch Vereinigung der böhmischen mit den österreichischen Ländern unter Ferdinand I. war auch zu einem regeren Handelsverkehr zwischen diesen Ländern Anlass gegeben. Namentlich der Salzbedarf Böhmens sollte nun nicht mehr aus Sachsen (auf der Elbe) und aus Baiern (auf dem sog. goldenen Stege), sondern womöglich aus den ein Eigentum des Hauses Habsburg bildenden Salinen des österreichischen Salzkammergutes bezogen werden. In den Jahren 1548–1550 kam deshalb die Regulierung der Moldau

von Budweis bis Prag durch deutsche Werksleute aus Gmunden derart zur Ausführung, dass in den Wehren neue Schiffs- und Flossdurchlässe eingebaut wurden, damit sowohl Flösse talwärts, als auch Schiffe tal- und bergwärts die Moldauwehre anstandslos passieren könnten. Die Verführung des Salzes auf Schiffen erfolgte jedoch bloss von Budweis nach Moldautein, von hier fuhren die Schiffe nach Budweis zurück; von »Tein« gegen Prag wurde Salz in der Regel auf Flössen verführt, Schiffe wurden hiezu im 16. Jahrhundert nur ausnahmsweise benützt.

Im Jahre 1692 wurde dem bairischen Salze aus Hall die Einfuhr nach Böhmen verboten, gleichzeitig alles fremdländische Salz mit hohem Zoll belegt und von der billigen Verfrachtung auf der Moldau und auf der Elbe ausgeschlossen, bis endlich im Jahre 1706 die Salzeinfuhr aus dem Auslande nach Böhmen gänzlich verboten wurde. Von nun an musste der ganze Salzbedarf für das Land durch das teuere ärarische Gmundener Salz gedeckt werden.

Der Verkehr auf der Moldau hat hiedurch gegen Ende des 17. Jahrhunderts einen wesentlichen Aufschwung genommen; zwischen Budweis und Moldautein wurden jährlich an 600 Fahrten stromab- tnd aufwärts gemacht, nach dem Zeugnisse des zeitgenössischen Historikers Paul Stránský war die ganze Moldau mit Bauholz, Getreide, Fische, Käse, Salz und sonstige Nahrungsmittel für Prag führenden Zillen und Schiffen förmlich besäet.

Zur Bewältigung des Salztransportes gegen Prag erwies sich aber auch die Unzahl der Flösse, welche bisher meist das Salz von Moldautein flussabwärts beförderten, nach und nach als ungenügend. Es wurde zwar über Beschluss der böhmischen Stände vom Jahre 1725 die Moldau von Prag aufwärts durch Räumung des Flussbettes neu in Stand gesetzt und zur Rekonstruierung der Wehre geschritten, in die Wehre zu Županovic und Modřan wurden damals, 1729, die ersten hierländigen Kammerschleussen eingebaut, von der Fortsetzung der Moldaukanaliesierung durch Ausführung weiterer Schleussen jedoch infolge eingetretener Beschädigungen der genannten Objekte während des Eisstosses 1730 Umgang genommen und erst 1775—78 die Moldauwehre durchbrochen und zahlreiche Treppelpfade (»Hufschläge«) hergestellt, wodurch gegen Ende des 18. Jahrhunderts ein regelmässiger Schiffsverkehr auf der Moldau auch zwischen Moldautein und Prag ermöglicht und eingeführt wurde.

Auch nach Auflassung des Donau-Moldau-Kanalprojektes, welche anfangs des 19. Jahrh. infolge von Gerstners geistreicher Abhandlung zu Gunsten der Eisenbahnverbindung zwischen Linz und Budweis eingetreten war, erlitt die Bedeutung des Schiffsverkehrs auf der mittleren Moldau keine Einbusse. Im Gegenteile wurde durch den Bau der Linz-Budweiser Pferde-Eisenbahn der Verkehr auf der Moldau von Budweis gegen Prag gehoben — namentlich hat auch die Verfrachtung von Südfrüchten, Genussmitteln und Eisenwaren flussabwärts von Budweis nach Prag bemerkenswerte Ziffern erreicht — wodurch neuerdings die Aufmerksamkeit auf eine bessere Schiffbarmachung dieser Moldaustrecke gelenkt wurde. In den Jahren 1837—1840 erfolgte somit eine Regelung der oberen Moldau bis Hohenfurt, im Jahre 1841 bis Krumau, von wo her die Holzverflössung ermöglicht wurde. Die ausgedehntesten Regulierungen auf der mittleren Moldau fanden jedoch zwischen Prag und Štěchovic statt, wo die Moldau von 1850 bis 1860 durch systematisch angelegte Konzentrierungswerke auf entsprechende Breite eingeengt und dadurch grössere Flusstiefe erzielt wurde.

Die Güterverschiffung in der Talfahrt nahm bedeutend zu, bis sie im Jahre 1860 die Ziffer von 760.000 Zentnern (38.000 Tonnen) erreichte. Von Süden kommend wurden via Prag nach dem Auslande in erster Reihe Holz, Gips, Knochen, Raps, Getreide befördert, auch fand stets noch in den 1860er Jahren die Versorgung der nordböhmischen Elbeufergegenden mit ärarischem Salze auf diesem Wege statt.

Im August 1865 eröffnete die neu gegründete Prager Moldau-Dampfschiffahrtsgesellschaft mit dem Dampfer »Prag« den Verkehr zwischen Prag und Štěchovic, im Jahre 1868 wurde für Bergung der Dampfschiffe dieser Gesellschaft in Podol ein Winterhafen geschaffen.

Erst seit Erbauung der von Prag nach dem Süden Böhmens führenden Kaiser Franz Josefs-Bahn (1871) datiert der Verfall des mit dem Eisenbahnverkehre nicht mehr konkurrenzfähigen Schiffsverkehres zwischen Budweis und Štěchovic, und im J. 1882 hörte die den Hauptbestandteil der Moldauschiffahrt bildende Salz- und die Graphitverfrachtung ganz auf. Die Transporte beschränkten sich in der Folge fast ausschliesslich auf die Flösserei, der Schiffsverkehr belief sich im Jahre 1871 auf 10.086 Tonnen und im J.

1887 nur auf 2400 Tonnen. Erfreulichen Aufschwung wies bloss der Personenverkehr auf der Prager Moldau auf.

Im jüngsten Dezennium hat jedoch der Güterverkehr auf der mittleren Moldau wieder einen äusserst namhaften Aufschwung genommen. Die namentlich in den letzten Jahren ausserordentlich gestiegene Bautätigkeit in Prag, welcher nebst dem regelmässigen Anwachsen der Hauptstadt und der Vororte in dieser Periode auch noch die zahlreichen Neubauten im Assanierungsrayon, grosse Kai- und Brückenbauten sowie endlich die in Ausführung begriffene Kanalisierung der unteren Moldau und Elbe von Prag bis Aussig zustatten kam, die Gründung zahlreicher Industrieunternehmungen und Aufschliessung ungemein ergiebiger und qualitativ vorzüglicher Stein-, Zement- und Kalkbrüche an der Moldaustrecke oberhalb Prag, der steigende Bedarf an Nahrungsmitteln namentlich jenen leicht verderblicher Natur mit täglicher Zufuhr haben dem Moldauverkehre jene Gütermengen zugeführt, welche diesen in Hinsicht auf seine Verkehrsbedeutung bereits aufgelassenen und vernachlässigten Fluss wieder zu einer der wichtigsten Kommunikationslinien zu heben imstande sind.

Laut den in der amtlichen »Statistik des Verkehres in den im Reichsrate vertretenen Königreichen und Ländern« i. J. 1903 überhaupt zum erstenmale über den oberhalb Prag stattfindenden Moldauverkehr veröffentlichten Daten wurden auf dieser Moldaustrecke talwärts nach Prag in den Jahren 1897 bis 1901 sukzessive 0·954, 1·510, 1·627, 1·659, 2·441 Millionen Meterzentner befördert, die Zahl der Frachtschiffe stieg von 460 im J. 1897 auf 4639 im Jahre 1901.

Nach der eingehenden Statistik, welche seit 1903 über den Moldauverkehr oberhalb und unterhalb Prag von dem Departement für Wasserbauten der k. k. Statthalterei im Königreiche Böhmen herausgegeben wird, betrug der Gesamtschiffsgüterverkehr auf der mittleren Moldau

in der Strecke	Prag-Štěchovic		Prag—Melnik	
im Jahre	in Millionen q	Millionen Tonnen-Km.	Millionen q	Millionen Tonnen-Km.
1902	4·864	5·320	1·841	4·461
1903	6·477	5·237	2·936	9·334
1904	6·385	5·416	2·784	8·030
1905	5·439	5·322	2·419	6·076

Auch nach Auflassung des Donau-Moldau-Kanalprojektes, welche anfangs des 19. Jahrh. infolge von Gerstners geistreicher Abhandlung zu Gunsten der Eisenbahnverbindung zwischen Linz und Budweis eingetreten war, erlitt die Bedeutung des Schiffsverkehrs auf der mittleren Moldau keine Einbusse. Im Gegenteile wurde durch den Bau der Linz-Budweiser Pferde-Eisenbahn der Verkehr auf der Moldau von Budweis gegen Prag gehoben - namentlich hat auch die Verfrachtung von Südfrüchten, Genussmitteln und Eisenwaren flussabwärts von Budweis nach Prag bemerkenswerte Ziffern erreicht — wodurch neuerdings die Aufmerksamkeit auf eine bessere Schiffbarmachung dieser Moldaustrecke gelenkt wurde. In den Jahren 1837—1840 erfolgte somit eine Regelung der oberen Moldau bis Hohenfurt, im Jahre 1841 bis Krumau, von wo her die Holzverflössung ermöglicht wurde. Die ausgedehntesten Regulierungen auf der mittleren Moldau fanden jedoch zwischen Prag und Štěchovic statt, wo die Moldau von 1850 bis 1860 durch systematisch angelegte Konzentrierungswerke auf entsprechende Breite eingeengt und dadurch grössere Flusstiefe erzielt wurde.

Die Güterverschiffung in der Talfahrt nahm bedeutend zu, bis sie im Jahre 1860 die Ziffer von 760.000 Zentnern (38.000 Tonnen) erreichte. Von Süden kommend wurden via Prag nach dem Auslande in erster Reihe Holz, Gips, Knochen, Raps, Getreide befördert, auch fand stets noch in den 1860er Jahren die Versorgung der nordböhmischen Elbeufergegenden mit ärarischem Salze auf diesem Wege statt.

Im August 1865 eröffnete die neu gegründete Prager Moldau-Dampfschiffahrtsgesellschaft mit dem Dampfer »Prag« den Verkehr zwischen Prag und Štěchovic, im Jahre 1868 wurde für Bergung der Dampfschiffe dieser Gesellschaft in Podol ein Winterhafen geschaffen.

Erst seit Erbauung der von Prag nach dem Süden Böhmens führenden Kaiser Franz Josefs-Bahn (1871) datiert der Verfall des mit dem Eisenbahnverkehre nicht mehr konkurrenzfähigen Schiffsverkehres zwischen Budweis und Štěchovic, und im J. 1882 hörte die den Hauptbestandteil der Moldauschiffahrt bildende Salz- und die Graphitverfrachtung ganz auf. Die Transporte beschränkten sich in der Folge fast ausschliesslich auf die Flösserei, der Schiffsverkehr belief sich im Jahre 1871 auf 10.086 Tonnen und im J.

1887 nur auf 2400 Tonnen. Erfreulichen Aufschwung wies bloss der Personenverkehr auf der Prager Moldau auf.

Im jüngsten Dezennium hat jedoch der Güterverkehr auf der mittleren Moldau wieder einen äusserst namhaften Aufschwung genommen. Die namentlich in den letzten Jahren ausserordentlich gestiegene Bautätigkeit in Prag, welcher nebst dem regelmässigen Anwachsen der Hauptstadt und der Vororte in dieser Periode auch noch die zahlreichen Neubauten im Assanierungsrayon, grosse Kai- und Brückenbauten sowie endlich die in Ausführung begriffene Kanalisierung der unteren Moldau und Elbe von Prag bis Aussig zustatten kam, die Gründung zahlreicher Industrieunternehmungen und Aufschliessung ungemein ergiebiger und qualitativ vorzüglicher Stein-, Zement- und Kalkbrüche an der Moldaustrecke oberhalb Prag, der steigende Bedarf an Nahrungsmitteln namentlich jenen leicht verderblicher Natur mit täglicher Zufuhr haben dem Moldauverkehre jene Gütermengen zugeführt, welche diesen in Hinsicht auf seine Verkehrsbedeutung bereits aufgelassenen und vernachlässigten Fluss wieder zu einer der wichtigsten Kommunikationslinien zu heben imstande sind.

Laut den in der amtlichen »Statistik des Verkehres in den im Reichsrate vertretenen Königreichen und Ländern« i. J. 1903 überhaupt zum erstenmale über den oberhalb Prag stattfindenden Moldauverkehr veröffentlichten Daten wurden auf dieser Moldaustrecke talwärts nach Prag in den Jahren 1897 bis 1901 sukzessive 0·954, 1·510, 1·627, 1·659, 2·441 Millionen Meterzentner befördert, die Zahl der Frachtschiffe stieg von 460 im J. 1897 auf 4639 im Jahre 1901.

Nach der eingehenden Statistik, welche seit 1903 über den Moldauverkehr oberhalb und unterhalb Prag von dem Departement für Wasserbauten der k. k. Statthalterei im Königreiche Böhmen herausgegeben wird, betrug der Gesamtschiffsgüterverkehr auf der mittleren Moldau

in der Strecke	Prag-Štěchovic		Prag—Melnik	
im Jahre	in Millionen q	Millionen Tonnen-Km.	Millionen q	Millionen Tonnen-Km.
1902	4·864	5·320	1·841	4·461
1903	6·477	5·237	2·936	9·334
1904	6·385	5·416	2·784	8·030
1905	5·439	5·322	2·419	6·076

Die Anzahl der hiezu erforderlichen Güterschiffe betrugen in den genannten Jahren in der Talfahrt mindestens 16.274 (im J. 1905) und im Maximum 22.014 (im J. 1904), in der Bergfahrt im Minimum 881 (im J. 1902) und im Maximum 4361 (im J. 1903).

Es betrug demnach der Moldauverkehr oberhalb Prag in der Gütertonnenzahl in der Regel das Doppelte im Vergleiche mit jenem unterhalb Prag und in der Tonnenkilometerzahl nur etwa 10% weniger, weil der mittlere Weg einer Tonne auf der Moldau Prag—Štěchovic bei der kurzen voll schiffbaren Stromlänge z. B. im Jahre 1905 bloss 30·2 km, dagegen auf der Moldau unterhalb Prag 50·9 km ausmachte.

Das Wasserbau-Departement der k. k. Statthalterei veröffentlicht jetzt auch Daten über den Verkehr in der übrigen Moldaustrecke von Budweis bis Štěchovic (160 km), wornach die Transporte auch auf dieser Flussstrecke in den letzten vier Jahren 1902 bis 1905 sukzessive 0·316, 0·455, 0·523 und 0·606 Mill. q und 1·519, 2·356, 1·577 und 1·712 Mill. Tonnen-Kilometer betrugen, nicht gerechnet die zahlreichen Rückzüge leerer Schiffe noch den äussersu schwunghaften Flossverkehr (in den Jahren 1903 bis 1905 3·25 bis 3·95 Mill. Meterzentner und 40·95 bis 49·59 Mill. Tonnenkilometer).

Auch der Personenverkehr auf der Moldau ist keinesfalls unansehnlich. Es kommen hier einerseits die massenhaften Ausflugsfahrten der Prager und vorstädtischen Einwohner an Sonn- und Feiertagen, sowie während der Woche an den Nachmittagen in die an Naturschönheiten reichen Orte an der Moldau oberhalb Prag, welche wieder Ausgangspunkte lohnender Ausflüge in die Seitentäler bilden, andererseits sowohl die regelmässigen Fahrten der an der Moldau ihre ständigen Sommerwohnungen besitzenden wohlhabenderen Prager Bewohner, als auch die Hin- und Rückfahrten der in Prag beschäftigten arbeitenden Bevölkerung der nahen Gemeinden Bráník, Podol, Zlíchov, Kuchelbad etc. und endlich der regelmässige Verkehr der zahlreichen ländlichen Geschäftsleute, Landwirte, Zwischenhändler, die nach Prag Nahrungsmittel liefern und von da wieder Kaufmannswaren u. dgl. beziehen, in Betracht. Nach der erwähnten amtlichen Inlandsverkehrs-Statistik bewegte sich bei der Prager Dampfschiffahrtsgesellschaft im Verkehre von Prag bis Štěchovic die Zahl der beförderten Personen in den Jahren 1897 bis 1902 zwischen 716.596 (im J. 1898) und 879.293 (im J. 1900), und dies, trotzdem der Entfaltung des Personenverkehrs auf der Moldau oberhalb Prag bedeutende Hindernisse im Wege stehen

Die Dampfschiffahrt als Transportmittel ist nämlich sehr unzuverlässig: die Einhaltung der Schiffahrtsordnung ist von dem stets wechselnden Wasserstande im Flussbette bedingt, bei den nicht seltenen niedrigen Wasserständen muss der Verkehr sogar auf die Strecke von der Beraunmündung bis Prag beschränkt werden (im Trockenjahre 1904 konnte der Schiffsverkehr nicht einmal bis Königsaal aufrecht erhalten werden), die Fahrt, besonders bergwärts, dauert ungemein lange (die Strecke Königsaal—Štěchovic erfordert in der Bergfahrt $2^1/_2$ Stunden, in der Talfahrt 1 Stunde, die Gesamtstrecke Prag—Štěchovic in der Bergfahrt 4 und in der Talfahrt $2^1/_4$ Stunden), wobei noch Nichteinhaltung der Fahrtdauer bei der Bergschiffahrt nahezu die Regel bildet.

Trotz allen diesen Schwierigkeiten hält der Moldaupersonenverkehr oberhalb Prags den Vergleich mit dem Personenverkehre z. B. auf der böhmischen Elbe oder selbst der österreichischen Donau aus. So betrug in den letzten Jahren

		auf der Moldau ober Prag bis Štěchovic (28 *km*)	auf der Elbe von Leitmeritz bis zur böhmisch-sächs. Grenze (64 *km*)
die Gesamtlänge der zurückgelegten Fahrten in *km*	1903	182.782	187.776
	1904	177.812	112.840
	1905	194.566	187.842
die Zahl der beförderten Personen	1903	857.041	577.156
	1904	789.622	324.573
	1905	823.682	549.686

Im Personen-Dampfschiffahrtsverkehre wurden demnach auf der Moldau zwischen Štěchovic und Prag bei einer benutzbaren Stromlänge von 28 *km* in den jüngsten drei Jahren im ganzen eben so viel Kilometer wie auf der unteren Elbe von Leitmeritz bis zur Landesgrenze bei einer Länge von 64 *km* geleistet, allein die Zahl der oberhalb Prags beförderten Personen übersteigt jene des Personenverkehrs auf der unteren böhmischen Elbe alljährlich regelmässig um ca. 50%.

Die Gütertransporte auf der kurzen Moldaustrecke Štěchovic—Prag stellen durchschnittlich den sechsten Teil des grossen Elbeverkehrs dar, abzüglich des nordböhmischen Braunkohlenexportes aber mehr als den dritten Teil desselben, in dem (allerdings wegen Trockenheit eine Ausnahme bildenden) Jahre 1904 betrug der Verkehr auf der besagten Moldaustrecke mehr als die Hälfte des sonstigen böhmischen Verkehrs auf der unteren Elbe.

Noch günstiger stellt sich der Moldauverkehr von Prag stromaufwärts im Vergleiche mit jenem auf der österreichischen Donau dar. Im Jahre 1901 hatte die vom Staate subventionierte k. k. priv. Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft im Personenverkehre 1,809.494 Personen und im Güterverkehre 2,073.248 Tonnen befördert, der gesamte durch Ruderfahrzeuge und Dampfer vermittelte Gütertransport der österreichischen Donaustationen betrug in demselben Jahre 18·945 Mill. Zentner, im Jahre 1902 hatte die k. k. priv. Donau-Dampfschiffahrtsgesellschaft einen Gesamtverkehr von 20·5 Mill. Ztr., die süddeutsche Dampfschiffahrtsgesellschaft im Verkehre von und nach Österreich eine Frachtenmenge von 1·41 Mill. Ztr. und die ungarische Fluss- und Seeschiffahrtsgesellschaft im Verkehre zwischen Österreich und Ungarn 1·04 Mill. Ztr., der Gesamtverkehr beträgt also 22·94 Mill. Ztr. Die mittlere Moldau hat demnach mit ihren 4·8 bis 6·5 Millionen Meterzentnern und ihren über 800.000 jährlich beförderten Personen in ihrer kurzen voll schiffbaren Strecke von Prag bis Štěchovic etwa die Hälfte des Personen- und nach der Zahl der beförderten Gütertonnen (denn die geleisteten Tonnenkilometer werden bei uns, mit Ausnahme des Elbe- und Moldauverkehres, statistisch nicht erhoben) ein Drittel des Güterverkehres, welchen die grösste, den Personen- und Güter-Dampfschiffahrtsverkehr auf der mächtigen Donau ausübende Gesellschaft aufweist.

Auf der österreichischen Weichsel samt Nebenflüssen betrug der Gesamtverkehr z. B. in den Jahren 1903—1905 sukzessive 2·9, 2·4 und 3·1 Mil. (nahezu die Hälfte Werk- und Brennholz, der Rest Steinhohlen, Koks, Kalk und diverse Mineralien), auf dem österr. Dniester sogar nur 1·24, 0·94 und 0·75 Mill. Meterzentner (fast ausschliesslich Werkholz).

Die auf der mittleren Moldau jetzt in steigender Menge zur Beförderung gelangenden Gütertransporte übertreffen somit weitaus alle über den Moldauverkehr der Vergangenheit selbst aus der Zeit seiner glänzendsten Entfaltung vor dem Jahre 1870 bekannten Ziffern, sind weit grösser als der Moldau-Güterverkehr unterhalb Prag und halten gut den Vergleich mit dem übrigen österreichischen Binnenschiffahrtsverkehr aus.

Allerdings sind die heutigen Transporte auf der mittleren Moldau — mit Ausnahme des Holzes — anderer Gattung als ehemals und auch als jene auf der unteren Elbe und auf der Donau; sie bestehen vorwiegend aus Baumaterialien für Prag, aus wohl-

feilen Massengütern, die sich eben für den billigen Wasserweg am besten eignen und erst durch diesen mobilisiert werden können: aus Bruchstein, Flusssand, Ziegeln, Schotter, Lehm, Granitquadern, Pflasterstein, allerdings auch aus Scheit- und Schnittholz, Rund- und Flossholz, und nur in geringeren Quantitäten aus Getreide, Bier, Erdäpfeln usw. Dadurch ist zugleich auch die Richtung des Verkehrs gegeben, der sich in weitaus vorwiegendem Masse stromab gegen Prag – das Verbrauchszentrum und, solange die Moldau im Weichbilde der Hauptstadt nicht schiffbar gemacht ist, auch den Endpunkt der schiffbaren Wasserstrasse — vollzieht.

Sobald die Moldau von Prag bis Štěchovic nicht mehr ein isoliertes schiffbares Wassergerinne von 32 *km* Länge darstellen, sondern durch Kanalisierung im Weichbilde Prags — vorderhand — das Endglied der ganzen grossen Elbe-Moldau-Strasse werden wird, wird die Talfahrt nicht mehr ausschliesslich die Transporte nach Prag zum Endziele haben, sondern die Verfrachtung von der Moldau oberhalb Prag und von der Beraun gewiss auch nach den Elbegegenden und nach Deutschland ihren Weg nehmen.

Damit aber die Güterbeförderung auch flussaufwärts zur Versorgung der mittel- und südböhmischen landwirtschaftlichen und Industriebetriebe mit Rohstoffen, Kohle und ähnl. – wie auf der unteren Elbe – eingeführt, damit ferner selbst der Verkehr bergab in genügender, gleicher und dauernder Leistungsfähigkeit in dieser Strecke ermöglicht werde, erscheint es notwendig, dass auch diese Moldaustrecke schon ehestens auf eine höhere Schiffbarkeitsstufe gebracht werde, u. zw. mittels derselben Methode, welche auf der unteren Moldau unumgänglich war, d. h. im Wege der Kanalisierung.

Die wirtschaftlichen, insbesondere die industriellen Verhältnisse im Moldaugebiete oberhalb Prag erheischen diese Massregel und rechtfertigen zugleich dieselbe.

Nach einer von der Prager Handelskammer aufgestellten Statistik bestehen an der Moldaustrecke Prag—Štěchovic und an der Beraun von deren Einmündung in die Moldau bis zu der Stadt Beraun zusammen 112 grössere Industriebetriebe mit zusammen 13.643 Hilfsarbeitern und 21.194 mechan. Pferdekräften, wobei nur diejenigen Industriezweige in Betracht gezogen sind, welche entweder schon heute auf der Moldau verfrachten oder nach den sonst gewonnenen Erfahrungen verfrachten werden, sobald die Eröffnung der Prager

Moldau für den Frachtenverkehr direkte Schiffstransporte zwischen der Elbe und der oberen Moldau ermöglicht (Hüttenwesen, Steinmetzerei, Steinbrüche, Zementproduktion und Warenerzeugung, Ziegeleien, Tonwaren-Erzeugung, Glasindustrie, Metallverarbeitung, Maschinenerzeugung, Holzzurichtung, Baumwollspinnereien und Webereien, Papier- und Pappenerzeugung, Mühlengewerbe, Zuckerindustrie, Molkereien, Brauindustrie, Spiritusindustrie, Chemikalienerzeugung) ferner, dass die angeführten Daten auch für diese Zweige bloss minimale sind, indem sie grosse Reihen von kleineren Betrieben, wovon manche gewiss auch für den Wassertransport nicht ohne Belang wären, ausser acht lassen.

Dabei entbehrt dieses Gebiet und namentlich das unmittelbare rechte Ufer der Moldau oberhalb Prag überhaupt selbst einer genügenden Eisenbahnverbindung mit der Hauptstadt. Es führt hierher seit 1882 beziehungsweise 1897 von Prag eine Lokalbahn, die sich durch weite Umwege, wenig zahlreiche und wenig passende Zugsverbindungen, langsame Fahrt und verhältnismässig hohe Frachttarife auszeichnet. Die Braunkohlenfracht aus den nordwestböhmischen Bergbezirken beträgt für Industrieunternehmungen des Moldautales um 40 bis nahezu 60% mehr als für Prag und die Vorstädte, in Vrané z. B. beträgt die Fracht 166% des an der Grube gezahlten effektiven Kohlenpreises. Ein grosses direkt an der Moldau gelegenes Fabriksunternehmen liefert z. B. jährlich ca. 80 Waggons Rollpapier nach Prag per Achse, weil der Eisenbahntransport weit teurer wäre, von Prag bis Laube gehen die Exportsendungen per Bahn und erst hier übergehen dieselben auf die Wasserstrasse.

Ist trotzdem der Verkehr auf der Moldau oberhalb Prag schon heute — wo die festen Prager Moldauwehre eine unübersteigbare Barrière bilden und die Gütertransporte (die Flösserei ausgenommen) von der mittleren auf die untere Moldau in der Regel nicht übergehen können — grösser als auf der unteren Moldau, so wird die Kanalisierung der Moldau im Weichbilde Prags einen ungeheueren Einfluss auf die Weiterentwickelung des beiderseitigen Schiffahrtsverkehres üben, ja es ist ein förmlicher Umsturz namentlich im Verkehre auf der mittleren Moldau zu gewärtigen, sobald das »eiserne Tor« der Prager Mühlenwehre für den Moldauverkehr abgeschafft sein und die Kanalisierung der Moldau in Prag den gegenseitigen Austausch der landwirtschaftlichen Produkte, Baumaterialien und Industrieerzeugnisse zwischen den Gegenden oberhalb Prag

einerseits und den unteren Moldau- und Elbe-Gegenden andererseits ermöglichen wird.

Solange jedoch die Moldau nicht auch oberhalb des bisherigen Prags kanalisiert sein wird, wird dann zwar die Verfrachtung der im mittleren Moldautale in Überfülle vorhandenen vorzüglichen Baumaterialien und sonstigen mineralischen Artikel flussabwärts via Prag voraussichtlich stattfinden können, jedoch der Bergverkehr, insbesondere die Beschaffung von Rohstoffen, Kohle etc. für die Industrie, noch immer unmöglich sein und die Industrie oberhalb Smíchov von den Vorteilen der geregelten Moldau-Elbe-Wasserstrasse in Wirklichkeit zur Hälfte ausgeschlossen bleiben.

Ohne diese Fortsetzung wird auch die soeben mit einem Aufwande von ungefähr 19 Millionen Kronen in Angriff genommene Moldaukanalisierung von Karolinenthal bis Smíchov ein unvollendetes Werk sein und keineswegs als »Kanalisierung der Moldau im Weichbilde von Prag« bezeichnet werden können, denn die im Moldautale oberhalb Prag liegenden Gemeinden, das ist das künftige Gross-Prag, gewiss wirtschaftlich und sozial, wohl auch administrativ und politisch, das sind Prags künftige Vorstädte, seine Villen- und Arbeiterkolonien, seine Fabriks- und Handelsviertel, deren Entfaltung mit der Vervollkommnung und Verbilligung der Kommunikationen, namentlich jener am rechten Moldauufer, Hand in Hand gehen wird. Es wäre geradezu eine nicht genug zu tadelnde Inkonsequenz, wenn der voll leistungsfähige Wasserweg inmitten des künftigen Prager Rayons enden sollte — die Kanalisierung dieser Moldaustrecke bedeutet also eigentlich die Kanalisierung der Moldau im Weichbilde des künftigen grossen oder wenigstens vergrösserten Prag.

Auch die Verwertung der Wasserkräfte an dieser Moldaustrecke ist nicht ohne Bedeutung. Nach Plenkners Studien hat die Moldau in der Strecke zwischen dem Sázava- und dem Beraun-Flusse bei mittlerer Wassermenge eine Rohkraft von 3058 HP, in der Strecke zwischen Beraun und Smíchov bei mittlerer Wassermenge 820 HP, bei minimaler Wassermenge in den genannten Strecken 1370 resp. 450 HP, die grosse Wasserkraft der Sct. Johannis-Stromschnellen nicht inbegriffen. In elektrische Energie umgesetzt könnten die Wasserkräfte mit Vorteil nicht nur zur Bedienung der Schleusen und zum Schleppen der Schiffe und Flösse, sondern auch zu motorischen Zwecken für die Industrie und Landwirtschaft, zu Beleuchtungszwecken der an dieser Moldaustrecke liegenden Städte, auch der Stadt Prag, etc. verwendet werden.

Es sprechen somit für die Kanalisierung der Moldau von Prag aufwärts gegen Štěchovic nachstehende Umstände: der physische Charakter des Flusses, die technisch leichte Ausführbarkeit, nicht unverhältnismässige Baukosten, der schon jetzt für unsere Verhältnisse bedeutende Verkehr, die wirtschaftliche Bedeutung einer vollkommenen Wasserstrasse für die Approvisionierung Prags, für die notwendige Dezentralisation der Prager Einwohner und für die starke Industrie an der Moldau oberhalb Smíchov und Vyšehrad, sowie endlich die Eigenschaft dieser Moldaustrecke als des Binnenwasserweges, der die Teile des künftigen Gross-Prag mit einander verbindet.

Es war somit nur zu begreiflich, dass bei dem Interesse, welches anfangs der 1890er Jahre dem Zustandekommen des Donau-Moldau-Elbe-Kanals und sohin auch der Kanalisierung der mittleren Moldau wieder entgegengebracht wurde, nach Erlassung des Wasserstrassengesetzes vom 11. Juni 1901, worin im § 1, lit. b) die Kanalisierung der Moldau von Budweis bis Prag aufgenommen erscheint, erst recht lebhaft in den Interessentenkreisen das Streben hervortrat, dass der natürliche Schiffahrtsweg oberhalb Prag, welcher bis in die 1870er Jahre eine verhältnismässig grosse Bedeutung hatte und seit dem letzten Dezennium neuerdings immer mehr an Wichtigkeit gewann, schon in der ersten Wasserstrassenbau-Periode (1904—1912) kanalisiert werde.

Wir können die mannigfachen Schritte, die seitens des böhmischen Abgeordnetenklubs, des Moldauvereines, der Handelskammern u. a. in dieser Angelegenheit unternommen wurden, nicht des Ausführlichen schildern. Bis in den Herbst 1906 ist trotzdem auf der mittleren Moldau nichts geschehen, nach der Darlegung der Prager Handelskammer war der damalige Stand der Dinge so, »dass die Kanalisierung selbst dieser kurzen Moldaustrecke gegen den Wortlaut des Gesetzes von der Bedingung abhängig gemacht wird, ob sie für die Regulierung des Beraun- und Sázavaflusses notwendig ist, und die notwendigen Regulierungen auf der Moldau selbst werden wieder mit Rücksicht auf die künftige Kanalisierung in die Länge gezogen; die ordentlichen Moldau-Regulierungskredite langen höchstens zur schwachen Instandhaltung dieser Strecke aus, von ausserordentlichen Krediten, welche für gründliche, den Bedürfnissen des heutigen Verkehrs entsprechende Herstellungen erforderlich wären, ist keine Rede, für die Kanalisierung werden schon gar keine Anstalten getroffen, auch sind für diese Strecke keine an-

deren Projekte vorhanden, als jene, welche seinerzeit auf Anregung des Donau-Moldau-Elbe-Kanal-Komitees entworfen wurden.«

Bei dieser Sachlage beschloss im Juli 1906 die Prager Handelskammer, die Angelegenheit der Moldaukanalisierung von Prag, aufwärts vorläufig bis Štěchovic resp. bis zu den Sct. Johanniswirbeln wieder zur Diskussion zu bringen. Und zwar eben jetzt: es soll noch in diesem Jahre mit den Moldaukanalisierungsarbeiten im Weichbilde von Prag begonnen und die Kanalisation im Jahre 1911 beendet werden. In demselben Jahre gelangt auch die Kanalisierung der unteren Elbe bis Aussig zum Abschlusse, so dass eine leistungsfähige und verlässliche Wasserstrasse von Hamburg bis zum Smíchover (derzeit noch Floss-) Hafen hergestellt sein wird. Aus den oben dargelegten Gründen ergibt sich die Notwendigkeit, dass die Kanalisierung der Moldau auch oberhalb der Smíchover Hafenanlage ebenso bis Štěchovic fortgeführt werde, und es ist notwendig, dass diese Fortsetzung auch zeitlich an die Kanalisierungsarbeiten im Weichbilde Prags anschliesse, was jedoch die unverzügliche Inangriffnahme der Vorarbeiten voraussetzt.

Die hierauf bezügliche Denkschrift der Prager Handelskammer schien auch den gewollten Erfolg zu haben. Einige Tage nach der Beschlussfassung der Kammer stellte der Abg. Ing. Kaftan im Reichsrate in demselben Sinne eine Interpellation, der Landesausschuss des Königreiches Böhmen, der Stadtrat von Prag, zahlreiche andere Gemeinden, Bezirke, Vereine u. dgl. schlossen sich dem Einschreiten der Prager Kammer an, die Prager Expositur der k. k. Direktion für den Bau der Wasserstrassen wurde von dem neuen Handelsminister Dr. Fořt, der seinerzeit als Reichsratsabgeordneter im Wasserstrassenbeirate die Einstellung von 8 Millionen Kronen für die Kanalisierung der Moldau von Prag bis zu der Sázavamündung beantragt hatte, im Herbst 1906 mit der Aufgabe betraut, den gegenwärtigen Stand des Moldauflusses in der ganzen Strecke Prag-Budweis durch genaue Messungen u. dgl. aufzunehmen und auf Grundlage dieser Vorarbeiten Vorschläge behufs Wahl der entsprechenden Schiffbarmachungsmethode für die ganze mittlere Moldau zu machen.

Denn es ist klar, dass die Kanalisierung der Moldau nicht bei einem Dorfe, wie es Štěchovic ist, enden kann, dass dann die Schiffbarmachung — wenn auch vielleicht auf geringere Abmessungen und mit gemischtem Systeme einer bloss teilweisen

Kanalisierung des sonst nur zu regulierenden Stromes — gewissermassen automatisch folgen müsste. Nicht minder ist für Kenner der Verhältnisse einleuchtend, dass im Zusammenhange damit der Beraunfluss von der Einmündung in die Moldau bis zu der Stadt Beraun (35 km) mit ihrer überaus industriereichen Umgebung (Bergbau, Eisenhütten, Textilindustrie etc.) und vielleicht auch auf dem anderen Ufer der Sázavafluss bis zu der Stadt und Bahnstation Čerčany kanalisiert werden sollte und müsste.

Den allerletzten Nachrichten zufolge stösst das Projekt einer vollkommenen Schiffbarmachung selbst der kleinen Moldaustrecke Prag-Štěchovic auf den Widerstand des Finanzministeriums. Nach unserer Anschauung würde zur Deckung der vorläufig erforderlichen 8 Millionen Kronen keine besondere Finanzoperation nötig sein: man möge diesen Betrag denjenigen 104 Millionen entnehmen, welche gemäss dem Bauprogramme der Regierung vom Dezember 1902 zum Bau des sog. Wien-Ostrauer- (früher Donau-Oder-) Kanals in der ersten Bauperiode 1904 1912 gewidmet sind, jedoch kaum zur Verwendung gelangen dürften, da die mit 1. Jänner 1907 zustande gekommene Verstaatlichung der Kaiser Ferdinands-Nordbahn den Bau dieses Konkurrenzkanals wieder fragwürdig erscheinen lässt, ganz abgesehen von den noch immer nicht gelösten Fragen der Traceführung sowie der Wahl zwischen Kammerschleusen und mechanischen Hebewerken.

Allerdings müsste dann das »Bauprogramm« der Regierung bereits zum drittenmale geändert werden. Die Bauprogramme kommen und gehen eben wie die Minister, und was man vor der Erlassung des Wasserstrassengesetzes hätte machen sollen: die umfassendsten und verlässlichsten Vorstudien in technischer wie in ökonomischer Beziehung, werden nun nachträglich erfolgen müssen, und dann werden erst definitive Bauprogramme aufgestellt werden können — vorausgesetzt, dass lediglich volkswirtschaftliche Motive und Rücksichten entscheidend sein werden. Allerdings ist selbst der Donau-Oder-Kanal - der nach menschlicher Voraussicht nie zu einer Verbindung mit der Oder gelangen kann - seinerzeit von der Regierung lediglich als ein Versuchskanal bezeichnet worden. Sind nun in der Volkswirtschaft, wo sie Hunderte von Millionen kosten, überhaupt Experimente zulässig wie in einem physikalischen Kabinett, dann eignen sich auf dem Gebiete des Binnenwasserstrassenwesens in Österreich hiezu unvergleichlich besser unsere Mittelelbe mit

ihrem an Landwirtschaft und Industrie gesegneten »goldenen Landstriche« Böhmens, unsere mittlere Moldau, die wenigstens in der Strecke, welche gegenwärtig in Betracht kommt, zu den mächtigsten binnenländischen Verkehrsadern gehört, und in weiterer Folge die kürzeste Verbindung von der Mittelelbe zur Donau als die durch Jahrhunderte ersehnte Transitstrasse von der Nordsee zum Schwarzen Meere — unvergleichlich besser als jene Wasserstrassenprojekte, welche keine Transitverbindung bilden können und deren Bedeutung selbst für die Lokalinteressenten sozusagen mit ihrer baulichen Vollendung und Inbetriebsetzung erschöpft ist und zugrunde geht.

Die Wasserversorgungsfrage in Prag.

Von Dr. Gustav Kabrhel.

Schon zum drittenmale erleben wir in Prag die sonderbare Erscheinung, dass wir der Durchführung der vollständig ausgearbeiteten Projekte, welche den unhaltbaren Zuständen der Wasserversorgung ein Ende machen sollen, nahe stehen, und dass dennoch fast im letzten Augenblicke die Lösung dieser brennenden Frage infolge von oppositionellen Strömungen verhindert wird.

Man wäre geneigt zu glauben, dass die Prager Bevölkerung — selbstverständlich durch ihre eigene Schuld — dazu verurteilt sein muss, unter den Folgen der in den 80er Jahren erfolgten unglückseligen Lösung der Wasserversorgungsfrage weiter zu leiden.

Es ist nun lehrreich über die Entstehungsweise dieser Wasserversorgung, deren wonniger und kristallheller Inhalt die Prager Bewohnerschaft seit 3 Dezennien beglückt, etwas Näheres zu erfahren.

In den 80er Jahren war die Bewohnerschaft Prags respektive ihre Vertreter der Ansicht, dass die bestehenden Brunnen zur Trinkwasserversorgung vollständig ausreichen und dass also nur ein gutes, weiches Nutzwasser zu beschaffen wäre.

Das letztere Ziel war nach der Meinung Prof. Krejčís am leichtesten auf die Weise zu erreichen, dass man im Moldaubette eine genügende Anzahl von Brunnen errichtete, mittels deren man genügende Mengen reinen, natürlich filtrierten Moldauwassers gewinnen könnte.

Obwohl von vielen Seiten darauf hingewiesen wurde, dass die hydrologische Grundlage, von welcher man bei der natürlichen Filtration ausgeht, falsch ist, so fassten die Vertreter

Prags dennoch den Beschluss, Prag mit natürlich filtriertem Moldauwasser zu versorgen.

Auf diese Weise ist nun die jetzige Wasserversorgung Prags entstanden, welche 6,600.000 K gekostet hat. Die betreffenden Wasserwerke bestehen aus folgenden Teilen: den Pumpstationen bei den neuen Mühlen (in der Nähe der Elisabethbrücke), bei den Altstädter Mühlen, auf der Sophieninsel, bei den Schittkauer Mühlen und dem Podoler Wasserwerk. Die ersteren 4 Wasserwerke werden durch Wasserkraft, die Podoler Pumpstation mit Wasserdampf betrieben.

Das Wasserversorgungsbebiet der genannten Wasserwerke umfasst die ganze Stadt Prag*) nebst Karolinenthal, Lieben und Bubenč. In Anbetracht der trüben Erfahrungen, welche nicht lange auf sich warten liessen, sah man nun bald ein, dass die mit so bedeutenden Kosten durchgeführte Wasserversorgung, wie man sich leider noch jetzt alltäglich überzeugen kann, verfehlt war und dass, wenn Prag den Forderungen gerecht werden soll, welche in dieser Beziehung an eine moderne Grossstadt gestellt werden, eine radikale Änderung eintreten muss.

Das erste Wasserversorgungsprojekt, welches eine den hygienischen Strömungen der Neuzeit entsprechende Änderung anstrebte und auf welches die im Eingange dieses Artikels gebrauchten Worte passen, kam im Jahre 1893 zur Verhandlung.

Betreffs der leitenden Ideen, die bei Ausarbeitung dieses Wasserversorgungsprojektes massgebend waren, ist folgendes zu bemerken:

Das Ziel, Prag einheitlich mit reinem Quell- oder Grundwasser zu versorgen, was vom hygienischen Standpunkte das anzustrebende Ideal bedeuten würde, schien damals unerreichbar.

Einerseits war dem Gutachten der Geologen zufolge wenig Aussicht, die nötige Menge reinen Grund- oder Quellwassers noch in solcher Nähe von Prag zu gewinnen, dass man die Grenzen, welche durch die finanzielle Potenz**) der Stadt bestimmt werden, nicht überschritte.

*) Die Königlichen Weinberge (mit Žižkov, Vršovic, Nusle-Pankrác) und Smichov besitzen ihr eigenes Wasserwerk, welches die genannten Vorstädte mit Moldauwasser versorgt.

**) Zur besseren Veranschaulichung dieser Beziehungen sei angeführt, dass der Kostenpreis einer Wasserleitung, welche einheitlich die Menge des für Prag nötigen Wassers zuzuführen hätte, sich im allgemeinen auf 300.000 K per Kilometer beläuft.

Andererseits konnte man mit Sicherheit voraussetzen, dass die hydrologischen Vorarbeiten, ohne welche die Durchführung eines solchen Projektes nicht denkbar ist, wenn dieses den daran geknüpfen Hoffnungen entsprechen soll, immense Summen von Geld verschlingen müssten und dass das Resultat derselben am Ende doch negativ ausfallen könnte.

In Anbetracht dieser Sachlage entschlossen sich die Vertreter Prags die zweckentsprechende Lösung der Wasserversorgungsfrage im Wege der sogenannten zweiteiligen Wasserversorgung — in welchem Falle das Trink- und Nutzwasser getrennt zugeführt wird — anzustreben.

Zu diesem Zwecke wurden in dem Gelände bei Lahovička und in dem Radotíner Tale hydrologische Versuche angestellt, welche den Kostenaufwand von ca. 70.000 K beanspruchten. Durch diese Versuche wurde der Beweis erbracht, dass es möglich ist, bei Lahovička 4300 m^3 und bei Radotín mindestens 10.000 m^3 Grundwasser täglich zu gewinnen.

Das Grundwasser dieser Wassergebiete wurde einer eingehenden chemischen (Prof. Rayman, Bělohoubek, Štolba, Kruis), biologischen (Prof. Vejdovský) und bakteriologischen (Prof. Hlava, Hueppe) Prüfung unterworfen, durch welche Untersuchungen der Beweis erbracht wurde, dass das Wasser den hygienischen Forderungen entspricht.

Bezüglich des Radotíner Wassers, welches hohe Härtegrade aufwies, wurde von den chemischen Fachmännern der Antrag gestellt, es früher mit dem ziemlich weichen Lahovička-Wasser zu mischen, um auf diese Weise ein Wasser von entsprechenden Eingenschaften zu erzielen.

In Anbetracht der durch diese Vorabeiten erlangten Resultate wurde der Beschluss gefasst, einerseits die genannten Wassergebiete zum Zwecke der Trinkwasserversorgung auszunützen, andererseits durch entsprechende Massnahmen auch die Nutzwasserversorgung derart zu verbessern, dass man den Forderungen der Hygiene im gebührenden Masse Rechnung trage.

Auf Grund des Beschlusses des Stadtverordnetenkollegiums vom Jahre 1892 wurde nun von den Ingenieuren der städtischen Wasserwerkskanzlei das Detailprojekt der Grundwasserversorgung aus dem Gelände von Lahovička und Radotín ausgearbeitet.

Im Sinne dieses Projektes sollten bei Lahovička und Radotín 9000 m^3 Wasser täglich entnommen und mittels eines Druckrohrstranges nach Prag geleitet werden. Diese Menge erschien hinreichend, unter den damaligen Verhältnissen, um der Bevölkerung Prags sowohl zum Trinken als auch zum Kochen zu dienen.

In den Gassen Prags sollten Wasserständer in entsprechender Zahl errichtet werden, aus welchen die Bewohnerschaft Gelegenheit hätte das notwendige Wasser zu entnehmen. Die Kosten wurden mit 3,200.000 K praeliminiert.

Betreffs der Absichten, welche auf die Verbesserung der Nutzwasserversorgung hinzielten, ist folgendes zu bemerken:

Nachdem der Beweis geliefert worden war, dass die Ausbreitung des Typhus in Prag auch mit der Nutzwasserleitung im ursächlichen Zusammenhange stehe, gelangte man zu der unabweislichen Erkenntnis, dass auch die Nutzwasserversorgung auf moderne Grundlage gestellt werden müsse. Zu diesem Zwecke sollte bei Podol eine den Forderungen der Neuzeit entsprechende Sandfiltrationsanlage errichtet werden. Unter Anwendung von kleinen Filtriergeschwindigkeiten sollte in dieser Sandfiltrationsanlage das Moldauwasser nach vorhergehender Sedimentation filtriert und der Bewohnerschaft in der bestehenden Wasserleitung zugeführt werden.

Das oben angeführte Trinkwasserprojekt, über welches ein ausführlicher Bericht herausgegeben wurde, kam am 12. Juni 1893 im Stadtrate der königl. Hauptstadt Prag zur Verhandlung. Diese Korporation hat diesen Bericht sowie auch die hinsichtlich des Wasserversorgungsprojektes vorgelegten Anträge des Verwaltungsrates der städtischen Wasserwerke genehmigt. Es fehlte nur noch der letzte Akt, um das Wasserversorgungsprojekt zu verwirklichen, und zwar die Genehmigung des Stadtverordnetenkollegiums. Nun begegnen wir aber der seltsamen, kaum erklärlichen Erscheinung, dass es im Stadtverordnetenkollegium zur Verhandlung dieses fertigen Projektes überhaupt nicht gekommen ist. Fragen wir, warum es geschehen ist, so erfahren wir, dass gerade zur Zeit, als diese so wichtige Frage entschieden werden sollte, sich die Parteiverhältnisse in dem Prager Rathause wesentlich veränderten und dass einzelne der neuen Parteirichtung angehörende Männer erklärten, dass das Trinkwasser von Lahovička-Radotín schlecht ist.

Fachmänner wie Hlava, Hueppe, Raýman u. a. hatten also umsonst ihre gründliche Untersuchungen ausgeführt. Ihr Wort, dass

das Wasser die nötigen Eigenschaften besitze, war nicht schwer genug in die Wagschale gefallen, um über die Phrasen einiger Politiker, die sich weder vorher noch nachher mit der Wasseruntersuchung beschäftigt haben, den Sieg zu erringen.

Im Jahre 1894, nachdem das Lahovička-Radotiner Projekt stillschweigend von der Tagesordnung abgesetzt worden, gab man dem Ingenieur Kress den Auftrag, im Gelände von Dřiz, Lhota, Konětop hydrologische Untersuchungen vorzunehmen, welche einen Kostenaufwand von ungefähr 20.000 K beanspruchten. Diese führten jedoch zu keinem positiven Resultat, weil das Wasser wegen seines Eisengehaltes für unbrauchbar erklärt wurde und überdies Herr Ing. Kress sich über die Zweckmässigkeit grösserer Quantitätsversuche nicht mit voller Zuversicht aussprach.

In diesen Zeitraum ungefähr fällt auch ein zweites Wasserversorgungs-Projekt, welches von Ing. Kress ausgearbeitet und der Stadtvertretung vorgelegt wurde. Dasselbe ist der damals herrschenden Ueberzeugung entsprungen, nach welcher die Durchführbarkeit einer gross angelegten einheitlicher Wasserversorgung mit einwandfreiem Trink- und Nutzwasser allgemein bezweifelt wurde. Die Grundidee dieses Projektes war, mittelst Sandfiltration des Moldauwassers ein weiches Wasser zu verschaffen, welches in Bezug auf die Ansteckungsgefahr den Forderungen der Hygiene Rechnung tragen würde.

Um dieses Ziel zu erreichen, sollte das zur Sandfiltration erforderliche Moldauwasser bei den Skt. Johannis-Stromschnellen, wo es verhältnismässig rein sein soll, entnommen, in der neben der Entnahmestelle errichteten Filtrationsanlage filtriert und mittels einer 28 *km* langen Wasserleitung nach Prag geführt werden.

Durch den Štěchovicer Kamm sollte ein 2700 *m* langer Stollen durchgestossen werden, durch welchen ein Teil des Moldauwassers zu den am linken Ufer befindlichen Turbinen geleitet werden sollte. Auf diese Weise würde man ein Gefälle von 13—15 *m* gewinnen, um sich die nötige Triebkraft einerseits zur Hebung des Moldauwassers zu der Filtrationsanlage, anderseits zur Förderung des gereinigten Wassers nach Prag zu verschaffen. Der Kostenaufwand dieses Projektes war auf 17—18 Millionen Kronen präliminiert. Die Leistungsfähigkeit desselben wurde in Bezug auf den Wasserbedarf von Gross-Prag auf 100.000 m^3 täglich disponiert.

Zur richtigen Orientierung ist es nötig hinzufügen, dass das eben angeführte Projekt, durch welches vor allem die unhaltbaren Mängel

der bestehenden Nutzwasserversorgung behoben werden sollten, gleichfalls in der Voraussetzung einer zweiteiligen Wasserversorgung ausgearbeitet wurde. Infolge dessen sollte dasselbe in der Zukunft durch eine zweckentsprechende Trinkwasserversorgungsanlage ergänzt werden.

An dieser Stelle ist auch das Projekt des Ing. Vancl zu erwähnen, welches die Wasserversorgung Prags gleichfalls auf Grund der Sandfiltration zu lösen anstrebt.

Diesem Projekte gemäss sollte die Sandfiltrationsanlage zwischen den Gemeinden Skochovice und Vraný (im Königsaaler Bezirke) und zwar auf dem rechten Ufer der Moldau errichtet werden. Die Entfernung der Sedimentationsanlage von Prag beträgt in diesem Projekte 18 *km*. Der Kostenaufwand dieses Wasserwerkes, dessen Leistungsfähigkeit auf 90.000 m^3 täglich disponiert wurde, wurde mit 12,900.000 K veranschlagt.

Im Frühjahre 1896 beschloss die Böhmische Sparkassa anlässlich des Regierungsjubiläums Seiner Majestät des Kaisers der Wasserversorgungsfrage von Prag derart näher zu treten, dass unter Berücksichtigung der gegenwärtigen Wasserversorgungsverhältnisse eine erschöpfende hydrologische Durchforschung aller zur Versorgung mit einwandfreiem Trink- und Nutzwasser geeignet scheinenden Gelände vorzunehmen sei, um dann zu entscheiden, ob die einheitliche Versorgung möglich sei oder eine zweiteilige platzzugreifen hätte, so dass, wenn eine einheitliche Wasserversorgung nicht durchzuführen wäre, wenigstens das im Innern der Häuser zum Trinken und zum Hausgebrauch erforderliche Wasserquantum beschafft würde.

Dieser Beschluss war um so wichtiger, als man in der Prager Stadtvertretung den Gesichtspunkt der einheitlichen Wasserversorgung, welche vom hygienischen Standpunkte als die beste Lösung zu betrachten ist, hatte fallen lassen. Das Hauptmotiv, welches die Prager Gemeinde zu einer derartigen Behandlung der Wasserversorgungsfrage zwang, war wohl in den hohen Kosten, welche für eine solche umfassende hydrologische Untersuchung erforderlich schienen, zu suchen. Der Böhmischen Sparkassa mit ihren mächtigen Mitteln waren die hohen Kosten kein Hindernis, das sie von den zur einheitlichen Lösung nötigen hydrologischen Vorarbeiten abgeschreckt hätte.

Zur Durchführung dieser Aufgabe wurden von der Böhmischen Sparkassa die Ing. Zdenko v. Wessely und Smreker berufen. Ausser-

dem wurden als Experten im Fache der Bakteriologie berufen Prof. Hueppe und Hlava, im Fache der Chemie Prof. Gintel und Štolba, im Fache der Geologie Prof. Laube, Slavík und Uhlig. Die Vorarbeiten begannen im Mai 1896 und wurden im Juni 1898 beendet.

Das Gebiet, welches bei diesen Arbeiten hydrologisch untersucht wurde, waren die mächtigen diluvialen Ablagerungen der Elbeniederung von Lissa bis Mělník. Einzelne Glieder dieses Gebietes sind: Das Gelände Mělník—Malý Újezd—Všetaty-Přívory, das Gelände Čečelice—Konětopy—Dřízy—Lhota, die diluvialen Ablagerungen längs der Iser von Káraný aufwärts bis Sojovice und Tuřice, endlich das parallel mit der Elbe laufende Gelände Káraný—Skt. Wenzel—Litol. Zu diesem Zwecke wurden in Abständen von 200 bis 1000 Meter 514 Bohrungen mit einer Gesamttiefe von 7500 fallenden Metern niedergestossen. In jedem dieser Bohrlöcher wurde einerseits die geologische Beschaffenheit der durchgetriebenen Schichten bis zur für das Wasser undurchlässigen Sohle festgestellt und zweckentsprechende nivellistische Messungen vorgenommen, um vor allem die Erscheinungsform des Grundwasserstromes d. h. seine Mächtigkeit, Ausdehnung und sein Gefälle zu bestimmen.

Auf diese Weise hat man festgestellt, dass der nachgewiesene Grundwasserstrom einen Flächenraum von rund 300 km^2 umfasst und dass das dieser Fläche zugehörige Niederschlagsgebiet, wenn nur die diluvialen Sande und Schotter, sowie die dazwischenliegenden wasserführenden Sandsteine der Kreideformation in Berücksichtigung genommen werden, rund 500 km^2 beträgt.

In Bezug auf die Qualität des in diesem Gelände befindlichen Grundwassers wurden 250 chemische Analysen sowie über 70 bakteriologische Untersuchungen ausgeführt.

Ausserdem wurde bei Káraný eine Reihe von Bohrungen ausgeführt, welche bis in Tiefen von 80 *m* abgesenkt wurden, durch welche der Beweis erbracht wurde, dass unter den diluvialen Sanden und Schottern Wässer zu finden sind, welche bedeutende Auftriebe zeigen (Artesische Wässer).

Durch den geologischen Befund hat man festgestellt, dass diese Wässer, welche sehr niedrige Härtegrade aufwiesen und geringe Mengen von Eisen enthielten, den cenomonen Sandsteinen entstammen. Die Anwesenheit von kohlensaurem Eisen in diesen artesischen Wässern, welches bei der chemischen Untersuchung nachgewiesen wurde, bildet jedoch in der jetzigen Zeit, in welcher man

über verlässliche Enteisnungsmethoden verfügt, kein Hindernis, um diese artesischen Wässer in die Wasserversorgungsanlage einzubeziehen.

Zur weiteren Klärung der Ergiebigkeit und der hygienischen Qualität des in dem genannten Gelände fliessenden Grundwassers wurden zwei grosse Pumpversuche und zwar der eine in Klein Újezd (bei Mělník), der andere bei Káraný (in dem Winkel, der von der Iser und Elbe gebildet wird) ausgeführt.

Der Pumpversuch bei Klein Újezd, der durch 6 Monate ohne jede Unterbrechung geführt wurde und bei welchem 45 Sekundenliter (rund 4000 *m*³ pro Tag) gewonnen wurden, führte zu dem Resultate, dass in den bezüglich der Mächtigkeit und des Gefälles des wasserführenden Mittels sowie dessen Porenvolum gleich gearteten Profilen pro *km* beanspruchten Profils mindestens 20 Sekundenliter einwandfreien Wassers dauernd zu gewinnen sein werden.

In Bezug auf den Pumpversuch bei Káraný, der zur Klarlegung der im Isergebiet herrschenden Verhältnisse bestimmt war, ist anzuführen, dass derselbe in zwei Perioden von zusammen neun Monaten ununterbrochen betrieben wurde. Durch diesen Quantitätsversuch, bei welchem man durchschnittlich 50 Sekundenliter gepumpt hat, wurde festgestellt, dass in diesem Gelände bei Beanspruchung des Profils von nur 1 *km* Ausdehnung 40 Sekundenliter Wasser, welches sowohl in bakteriologischer als auch chemischer Beziehung von den oben genannten Sachverständigen als einwandfrei bezeichnet wurde, zu gewinnen sind.

Auf Grund der durchgeführten Quantitätsversuche mit Bezugnahme auf das Porenvolum und Gefälle der in den diluvialen Sanden und Schottern sich bewegenden Grundwässer gelangte man endlich zu dem Resultate, dass das Gelände, welches durch die Ortschaften Lhota, Altbunzlau, Káraný, Sojovice und Káraný, Skt. Wenzel, Litol begrenzt ist, unter Einbeziehung der artesischen Wässer 90.000 *km*³ Wasser pro Tag abzugeben imstande ist.

Die durch diese Vorarbeiten ermittelten Resultate wurden der von der Böhmischen Sparkassa einberufenen Enquête vorgelegt.*)

---

*) Diese Enquête bestand aus folgenden Mitgliedern: Oberdirektor der Böhm. Sparkassa E. Ritter von Theumer, Direktor der Böhm. Sparkassa JUDr. Karl Strzizek, der Direktionssekretär der Böhm. Sparkassa JUDr. J. Toser, Ing. O. Smreker, Ing. Zd. Ritter von Wessely, Professor d. Chem. Dr. W. Gintel, Professor MUDr. Hlava, Professor MUDr. Hueppe, Professor d. Geol. Dr. G. Laube, Professor d. Geol. MUDr. A. Slavík, Professor d. Chem. F. Štolba,

Nach eingehenden Beratungen sprach sich diese Enquête einstimmig für die Zweckmässigkeit der durchgeführten Vorarbeiten und des von den Vertrauensmännern der Böhm. Sparkassa Ing. Zd. v. Wessely und Smreker entwickelten generellen Projektes aus.

In Bezug auf den speziellen Inhalt der in der Enquête angenommenen Beschlüsse ist zu bemerken, dass sich diese vor allem für das Prinzip der einheitlichen Wasserversorgung ausgesprochen hat. Die Qualität des zu Gebote stehenden im hydrologisch durchforschten Elbegebiete befindlichen Grundwassers wurde als tadellos anerkannt.

Betreffs der Dimensionen der Wasserversorgungsanlage hat sich die Enquête dahin ausgesprochen, dass das Wasserwerk vorläufig auf eine Leistungsfähigkeit von 60.000 m^3 pro Tag auszuführen sei, jedoch mit dem weiteren Vorbehalte, dass das Wasser-Quantum eventuell auf 90.000 m^3 erhöht werden kann.

Endlich, gestützt auf die Gutachten der Hydrologen, gab die Enquête der Ueberzeugung Raum, dass das erforderliche Wasser-Quantum in absehbarer Zeit unter allen Umständen zu Gebote stehen werde.

Nach diesem der endgültigen Lösung der Wasserversorgungsfrage so günstig gestimmten Verlaufe der Enquête-Verhandlungen trat man an die Ausarbeitung des Detailprojektes heran.

Diese Aufgabe wurde von der Böhmischen Sparkassa den die hydrologischen Untersuchungen ausführenden Fachmännern und zwar den Ingenieuren Zdenko v. Wessely und Smreker anvertraut.

Die Wasserwerksanlage wurde von diesen derart disponiert, dass sie für die erste Zeit der Benützung im Mittel pro Tag 45.000, im Maximum 60.000 m^3 abzugeben vermöge. Zu diesem Zwecke wurden Sammelanlagen bestehend aus Brunnen, welche in Abständen

---

kgl. Baurat A. Thiem, Prof. d. Geol. V. Uhlig, Sanitätsrat MUDr. Th. Altschul, Hofrat Prof. MUDr. A. Przibram, Statthaltereirat u. Landessanitätsreferent MUDr. Ig. Pelc, Statthaltereisekr. Svátek, Statthalterei-Ing. R. Engelberth, Baurat H. von Spens-Boden, Bürgermeisterstellvertreter Karl Vlček, Stadtverordneter und Architekt V. Gregor, Ing. J. Kaftan, Sanitätsrat und Stadtphysicus J. Záhoř, Bürgermeister J. Topinka (Karolinenthal), Stadtsekretär J. Svátek (Karolinenthal), Stadtrat T. Tykač, Direktor A. Duchoň (Smíchov), Ing. J. Vancl, Stadtrat (Smichov), G. Staněk (Weinberge), Direktor d. techn. Bureaux J. Franzl (Weinberge), Bürgermeister Bláha (Žižkov), Obering. J. Bayer (Žižkov), Ing. J. Motejl (Žižkov), Landesoberrechnungsrat Wenzel Vaníček (Bubenč), Obering. J. Holub (Lieben), Stadtrat Ant. Žebera (Vršovic), Ing. J. Tampier (Vršovic), Ing. F. Fritsch (Podol-Dvorce), Ing. Meierle, Ing. G. Casella.

von 100—500 *m* disponiert sind, derart angeordnet, dass ein Sammelstrang von Sojovice bis Kárany (I. Flügel), ein zweiter von letzterem Orte bis gegen Lissa (II. Flügel) führt, welche beiden Sammelstränge sich in einem Sammelbrunnen bei Kárany vereinigen. Von da aus wird durch eine Hauptrohrleitung, die als Heberrohrleitung ausgestaltet wird, die Elbe unterfahren und das Wasser zum Hauptsammelbrunnen nach Toušeň geleitet. Die zweite Sammelanlage zieht sich von Lhota nach Altbunzlau (III. Flügel) und unterfährt die Elbe in der Nähe von Altbunzlau, um darauf auch in den vorher genannten Hauptsammelbrunnen zu münden. Von der Pumpstation bei Toušeň wird das Wasser durch einen 21 *km* langen Druckrohrstrang über Satalice, Hloubětín nach Prag geführt.

Die Gesamtkosten dieser Anlage betragen 10,000.000 K (ausser den Kosten der Vorarbeiten, welche sich auf 400.000 K beliefen).

Nun stelle die Böhmische Sparkassa den Antrag, sie wolle die ganze Wasserwerksanlage derart erbauen, dass die für 8 Millionen erforderlichen Zinsen und Amortisationskosten von der Stadtgemeinde zu tragen wären, wogegen der restliche Kostenaufwand von 2 Millionen K von der Böhm. Sparkassa bezahlt worden wäre.

Für die Deckung des Kostenaufwandes von 800.000 K, resp. der dazu erforderlichen Zinsen und Amortisationskosten, hätte die Gemeinde Prag selbstverständlich eine ausreichende Quelle in den Einnahmen aus dem Wasserzins gefunden. Ausserdem verpflichtete sich die Böhmische Sparkassa eine eventuelle Ueberschreitung des mit 10.000.000 K angenommenen Anlagekapitals auf sich zu nehmen (somit das ganze Baurisiko zu tragen) und die ganze Anlage der Stadtgemeinde betriebsfähig zu übergeben.

Die Vertretung der Stadt Prag fand es im Jahre 1898 nicht für zweckmässig, das Angebot der böhmischen Sparkassa anzunehmen und zwar aus dem Grunde, dass sie mit 4 Millionen beteiligt sei, dagegen die böhm. Sparkassa nur mit einer Million (an die 400.000 K, welche die hydrologischen Arbeiten gekostet hatten, und an die mögliche Ueberschreitung des berechneten Anlagekapitals hat man bei dieser Motivierung offenbar nicht gedacht) und sich somit das Recht wahren müsse, die Anlage selbst durchzuführen, während die Böhmische Sparkassa die Bedingung stellte, im Bauleitungscomité die Majorität zu besitzen d. h. den Bau der Anlage selbst auszuführen. So geschah es also, dass auch dieses von der Böhmischen Sparkassa angeregte und ausgearbeitete Projekt gescheitert ist.

Um die Wasserversorgung in Prag und Vororten in erspriessliche Bahnen zu lenken, wurde im Jahre 1899 das bekannte Gesetz erwirkt, auf Grund dessen die Stadtgemeinden Prag, Karolinenthal, Smíchov, Kgl. Weinberge und Žižkov zum Zwecke der gemeinschaftlichen Errichtung, Erhaltung und Verwaltung eines Wasserwerkes und der Abgabe von Wasser mittels dieses Wasserwerkes und dieser Wasserleitung für den Bedarf einer jeden von diesen Gemeinden vereinigt wurden. Den vereinigten Gemeinden blieb es im Sinne dieses Gesetzes überlassen, durch eine besondere Vereinbarung die Organe, welche diesen Zweck zu besorgen haben, zu bestimmen, den Wirkungskreis dieser gemeinschaftlichen Organe festzustellen und sich über die Verteilung der Kosten und Nutzungen, welche mit der Errichtung, Erhaltung und Verwaltung des Wasserwerkes und der Wasserleitung verbunden sein würden, zu verständigen.

Im Sinne dieses Gesetzes wurde die Durchführung der in dem Gesetze präzisierten Aufgaben auf den von den beteiligten Gemeinden gewählten Verwaltungs- und Aufsichtsrat der vereinigten Wasserwerke übertragen.

Die Deckung der nach dem Beschluss der oben genannten Korporationen entstandenen Ausgaben geshieht nach Massgabe eines zu diesem Zwecke vereinbarten Schlüssels. Nachdem sich der Verwaltungs- und Aufsichtsrat der vereinigten Wasserwerke konstituiert hatte, trat er unverzüglich an das eingehende Studium einerseits des Projektes der Böhmischen Sparkassa, anderseits der Flusswasserfiltrationsprojekte der Ingenieure Kress und Vancl heran.

Das von der Böhmischen Sparkassa ausgearbeitete Detailprojekt, sowie auch das ganze Material betreffend die hydrologische, geologische und hygienische Erforschung des Iser-Elbegebietes, hatte das genannte Institut der Stadtgemeine resp. dem Verwaltungsrat der vereinigten Wasserwerke zur weiteren Verfügung überlassen. Der Verwaltungsrat, der sich auf den in hygienischer Beziehung richtigen Standpunkt stellte, die Lösung der Wasserversorgung in Prag womöglich auf Grundlage einer einheitlichen Wasserversorgung zu stande zu bringen, wendete in erster Linie sein Augenmerk dem Projekte der Böhmischen Sparkassa zu.

Inzwischen wurden von einigen Seiten Stimmen laut, welche die von den hydrologischen Fachmännern der Böhmischen Sparkassa berechnete Ergiebigkeit des Elbegebietes anzweifelten. Weil solche

Einwände den früheren Erfahrungen gemäss für die gedeihliche Entwicklung der weiteren Massnahmen eine nicht zu unterschätzende Gefahr bildeten, so erachtete es der Verwaltungsrat für nötig, die Frage der Ergiebigkeit einer neuen eingehenden Prüfung zu unterziehen.

Es handelte sich nun darum, einen solchen Experten zu finden, dessen fachmännische Tüchtigkeit und Autorität eine einwandfreie Garantie in Bezug auf die richtige Feststellung der Tatsachen betreffend die Wasserergiebigkeit des in Frage stehenden Geländes und in Bezug auf eventuelle oppositionelle Einwände bilden würde.

Zu diesem Zwecke wandte sich die genannte Korporation zuerst an den Ingenieur Prinz (einen geborenen Prager) in Berlin, der sich in Deutschland als Hydrotechniker eines wohlklingenden Namens erfreut, dem einerseits die von der Böhm. Sparkassa durchgeführten Arbeiten, anderseits die bereits erwähnten Flusswasser-Filtrationsprojekte der Ingenieure Kress und Vancl zur Begutachtung vorgelegt wurden.

Ueber die ihm gestellten Fragen arbeitete Ing. Prinz einen eingehenden Bericht aus, den er 1901 dem Verwaltungsrat vorlegte.

In diesem Gutachten, in welchem sowohl die Vorarbeiten als auch das Projekt der Böhmischen Sparkassa einer eingehenden kritischen Prüfung unterworfen wird, wurde das Projekt der Böhm. Sparkassa im ganzen als zutreffend und zweckentsprechend bezeichnet.

Der hydrologische Wert des von der Böhmischen Sparkassa erforschten Wassergebietes Mělník-Lissa — sagt der obengenannte Fachmann — ist in Anbetracht der Grösse des Durchflussprofils und des Grundwassergefälles so gross, dass dieses Gelände geeignet erscheint, auf einheitlicher Grundlage die endgültige Lösung der Wasserversorgung in Prag zu ermöglichen. Auch der wirtschaftliche Wert dieses Geländes biete solche Vorteile, dass es sich in erster Reihe empfiehlt, das Grundwasser in diesem Gelände zu fassen und zu Wasserversorgungszwecken auszunützen. Zur genauen Feststellung des hydrologischen Wertes dieses Geländes beantragt jedoch Ing. Prinz noch einen ergänzenden grossen, bei Lhota auszuführenden Pumpversuch, dessen Anlage aber derart projektiert werden sollte, dass es möglich wäre, dieselbe als Teil der künftigen definitiven Grundwassergewinnungsanlage zu benützen.

Was die Wasserversorgungsprojekte der Ingenieure Kress und Vancl, welche beide auf die Reinigung des Moldauwassers mittelst Sandfiltration hinzielten und in ihrer schliesslichen Ausführung als zweiteilige Wasserversorgung gedacht waren, anbelangt, so hat dieser Fachmann, dessen Objektivität und Unvoreingenommenheit nicht in Zweifel zu ziehen ist, über ihre Zweckmässigkeit in Anbetracht der Tatsache, dass das Elbegebiet imstande ist Prag einheitlich mit Wasser zu versorgen, ein ablehnendes Urteil gefällt, welches namentlich hinsichtlich der finanziellen Seite näher begründet wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Der Richterstand Böhmens.

Von Dr. V. Bouček.

Im vorigen Monate veröffentlichte ich in der von mir redigierten Zeitschrift »Právnické Rozhledy« (Juristische Revue) einen die Zustände des Richterstandes in Böhmen betreffenden Artikel, in welchem ich auf dessen geradezu desolat zu nennende Verhältnisse hinwies. Der Artikel fand einen ungeahnten Anklang in Richterkreisen und zeitigte Äusserungen, welche den Ernst der Situation grell beleuchten. Anknüpfend an einen Passus meines Artikels, Seine Exzellenz der Herr Oberlandesgerichtspräsident Wessely möge sich doch als oberster Justizchef Böhmens an die Tête der remonstrierenden Richter stellen und sich ihrer Interessen mit der ganzen Autorität seines hohen Amtes annehmen, sagte einer der Richter, die bei mir im Namen verschiedener Gruppen des Richterstandes vorsprachen: Wir werden uns selbst helfen müssen; alle möglichen Streike hat die Welt gesehen, einen richterlichen Streik wird man erst in Böhmen erleben.

Die Stimmung in unserem Richterstande ist denn auch tatsächlich eine sehr ernste und wenn unsere Justizverwaltung einen Skandal verhüten will, gegen welchen der Hungerstreik der ruthenischen Studenten noch ein Kinderspiel war, so ist es hoch an der Zeit, umzukehren und Remedur zu schaffen.

Zur Information der ausländischen Leser der »Čechischen Revue« möge folgendes dienen:

Der Richterstand Österreichs untersteht dem Justizministerium als oberster Justiz-V e r w a l t u n g s-Behörde. Die richterlichen Beamten eines Oberlandesgerichtssprengels, welcher mit Ausnahme des in zwei Sprengel geteilten Galiziens entweder ein einziges grosses Kronland oder mehrere kleinere umfasst, bilden einen selbständigen Status, zwar nicht von Gesetzeswegen, sondern kraft besonderer Verfügungen der Justizverwaltung. Der Richteramts-

werber muss vorerst eine Zeitlang Rechtspraktikant sein und wird erst durch seine Ernennung zum Auskultanten (XI. Rangsklasse) richterlicher Beamter mit einem allerdings sehr beschränkten Wirkungskreise. Nach dreijähriger Praxis hat der Auskultant sich der Richteramtsprüfung zu unterziehen und erlangt hiemit die Befähigung zum höheren Richteramte. Die nächsthöhere Stufe nehmen die Adjunkten ein (IX. Rangsklasse — die X. Rangsklasse fehlt im Status der richterlichen Beamten), dann kommen die Sekretäre, Landesgerichtsräte, Oberlandesgerichtsräte usw. Die Ernennung zu Auskultanten liegt in der Hand des Oberlandesgerichtspräsidenten, die höheren Richter werden entweder vom Justizminister oder über dessen Vorschlag vom Kaiser ernannt.

Die Beförderung erfolgt, von vereinzelten Ausnahmen abgesehen, im Rahmen des betreffenden Status und zwar in der Regel auf Grund der Amtsanciennität. Das Avancement ist bedingt durch eine Vakanz in der nächsthöheren Rangsklasse, doch erfolgen zeitweilig auch Ernennungen extra statum d. h. ad personam des betreffenden Richters. Soll es nun nicht zu schreienden Divergenzen in den Vorrückungsverhältnissen innerhalb der einzelnen Oberlandesgerichtssprengel kommen, so ist es notwendig, dass die Zahl der höheren Stellen nicht in einem Missverhältnisse zu den niederen Rangsklassen stehe.

Um also zu zeigen, wie unerfreulich die Zustände in dem Richterstande Böhmens sind, will ich einige Daten anführen:

Anlässlich der durch die neuen Civilprozessgesetze bedingten Reorganisation der Gerichte erklärte der Justizminister in seinem Erlasse vom 5. Mai 1897, dass künftig jeder richterliche Beamte längstens nach $3^1/_2$jähriger Dienstzeit in die IX., nach weiteren $8^1/_2$ Jahren in die VIII. und nach weiteren 8 Jahren in die VII. Rangsklasse vorrücken solle. Darnach müsste jeder Richter mit 12jähriger Dienstzeit Gerichtssekretär und mit 20jähriger Dienstzeit Gerichtsrat sein. In Böhmen dagegen hatten wir am 1. Jänner 1907 17 Adjunkten mit 15jähriger, 10 mit 16jähriger, 4 mit 17jähriger, 5 mit 18jähriger und 4 mit 19(!)jähriger Dienstzeit. Statt mit 20 Jahren Räte zu sein, dürften die Betreffenden kaum Sekretäre werden. Der benachbarte mährisch-schlesische Oberlandesgerichtssprengel wies dagegen am selben Tage als älteste Anwärter bloss 3 Adjunkten mit 12jähriger Dienstzeit auf. In Galizien, dessen Richterstand, von einzelnen ehrenvollen Ausnahmen abgesehen, einen Vergleich mit dem unserigen absolut nicht aushält, avancieren

im Oberlandesgerichtssprengel Lemberg Adjunkten schon nach 9jähriger Dienstzeit in die VIII. und nach 14jähriger Dienstzeit in die VII. Rangsklasse, das heisst: in Galizien wird man mit etwa 34 Jahren Gerichtsrat, in Böhmen dagegen im Alter von beiläufig 44 Jahren erst Gerichtssekretär. In Zahlen ausgedrückt, bedeutet dieses Missverhältnis: in Galizien bezieht der richterliche Beamte nach 9jähriger Dienstzeit einen Mindestgehalt von 4080 K (die Aktivitätszulage eingerechnet) und nach 14jähriger Dienstzeit von mindestens 5360 K — in Böhmen sitzt unser Richter nach 19jähr. aufreibender Tätigkeit auf 3.600 K. Unsere ältesten Adjunkten erscheinen somit bis jetzt jeder um 8800 K geschädigt. Dann wundere man sich, wenn die Betroffenen den Tag verwünschen, an dem sie die richterliche Laufbahn in Böhmen betreten haben.

Und nun ein Gravamen speziell der čechischen Richter.

Gemäss Verordnung vom 5. Mai 1897 reservierte sich das Justizministerium 332 neu errichtete Richteramtsstellen, um dieselben nach Bedarf den einzelnen Gerichtssprengeln zuzuweisen, denn bei der Reorganisation konnte man nicht voraussehen, wie sich die Agenda bei den einzelnen Gerichten entwickeln wird. Für die am 1. Jänner 1898 vollzogene Neuorganisierung wurde in Böhmen eine Bevölkerungszahl von 5,843.094 Einwohnern angenommen und auf dieser Grundlage wurden 1333 richterliche Stellen systemisiert. Die Volkszählung vom Jahre 1900 ergab einen Zuwachs von 475.186 Einwohnern, also rund die Bevölkerungszahl Dalmatiens, für welches 283 Richterstellen systemisiert sind. Trotzdem weist der Status vom 1. Jänner 1907 dieselbe Zahl von 1333 systemisierten Stellen auf, wie im Jahre 1898. Von den 332 der Regierung zur Verfügung stehenden Richteramtsstellen wurde also bisher dem Kronlande Böhmen keine einzige zugewiesen.*) Allein daran ist es nicht genug. Bis zum Jahre 1906 wurden in Böhmen im ganzen 97 Stellen aufgehoben und ebensoviele neu errichtet. Von den aufgehobenen entfielen auf den čechischen Besitzstand 67, auf den deutschen 30. Dagegen entfielen von den neu

*) Die Justizverwaltung könnte sich allenfalls darauf berufen, dass wir derzeit in Böhmen 65 Adjunkten extra statum haben. Zur Entkräftung dieses Einwurfes genügt der Hinweis darauf, dass bei uns gleichzeitig 68 Stellen zu besetzen sind und zwar die eines Kreisgerichtspräsidenten, von 19 Räten, 2 Bezirksrichtern, 17 Sekretären und 29 Adjunkten. Null von Null geht bekanntlich auf.

errichteten 97 Stellen auf uns bloss 56, auf die Deutschen 41 — wir verloren somit 11 Stellen, welche den deutschen Richtern zugute kamen.

Zu argen Klagen gibt auch die saumselige Art der Besetzung Anlass. Ein Beispiel genügt: im September 1902 wurde die Präsidentenstelle in Jungbunzlau vakant; besetzt wurde sie im April 1903 durch den Vizepräsidenten aus Kuttenberg; die letztere Stelle gelangte zur Besetzung im August 1903 durch einen Oberlandesgerichtsrat desselben Kreisgerichtes; die Ernennung für diese Apertur erfolgte im Dezember 1903; die freigewordene Ratsstelle wurde im Mai 1904, die Sekretärstelle im August 1904, die Adjunktenstelle im Juni *1905* besetzt. Bevor also die Beförderung des durch die Apertur einer Stelle in der VI. Rangsklasse an die Reihe kommenden Auskultanten erfolgte, verflossen volle $2^3/_4$ Jahre. Genau so schleppend war die Art der Besetzung der durch das Freiwerden der Präsidentenstelle in Kuttenberg geschaffenen Aperturen. Sie nahm die Zeit vom April 1903 bis zum März 1905 in Anspruch. Man ersparte hiedurch an unseren Richtern an Interkalarien im ersten Falle 13.846 K, im zweiten Falle 9324 K.

Ich habe bereits erwähnt, dass derzeit in Böhmen 68 Stellen zu besetzen sind, darunter solche, die bereits 2 Jahre offen stehen. Der materielle Schaden, welcher durch eine solche Saumseligkeit den richterlichen Beamten verursacht wird, geht jährlich in die Hunderttausende, um welche zugleich die Handels- und Gewerbetreibenden Böhmens — gelinde gesagt — gebracht werden.

Bei der Besetzung richterlicher Stellen hat sich übrigens ein Modus eingeschlichen, wie er für die Bewerber gar nicht erniedrigender erdacht werden könnte.

Seit einigen Jahren stellen die Deutschen Böhmens die Forderung auf, dass in Städten mit deutscher Mehrheit nur deutsche Richter angestellt werden dürfen, ohne jedoch zugeben zu wollen, dass die čechischen Städte Böhmens und Mährens nur čechischen Richtern vorbehalten bleiben. Für Städte mit zwar čechischer Bevölkerungsmehrheit, aber künstlich oder auch gewaltsam zusammengebrachter deutscher Stadtvertretung, wie Böhmisch-Budweis, werden deutsche Richter verlangt zwecks Stärkung des von der čechischen Intelligenz gewöhnlich stark bedrohten 2. Wahlkörpers. So ist denn der Tod oder der Rücktritt eines Richters in Böhmen nach und nach zu einer Kalamität für die Regierung geworden.

Der Herr Oberlandesgerichtspräsident Wessely, der ein gewiss vornehm denkender Mann ist und es gerne allen recht machte, sucht deshalb Aperturen nach Tunlichkeit zu vermeiden. Den Tod kann man nun allerdings nicht hintanhalten, wohl aber den Rücktritt durch eindringliches Zureden. Dass dann die höheren Stellen verrammelt und die Aussichten auf ein Avancement immer düsterer werden, ist eine notwendige Folge dieses Systems.

Und wenn schliesslich einmal eine Stelle doch frei wird — Gott, was für einer Prozedur muss sich da der Bewerber unterziehen! Ein Beispiel aus dem heurigen Jahre: es handelte sich um eine Stelle beim deutschen Senate unseres Oberlandesgerichtes. Es wurden Gesuche eingereicht und geprüft. Der Vorschlag wanderte nach Wien, selbstredend auch zum deutschen Landsmann-Minister. Aus den brevi manu eingeholten Erkundigungen ergaben sich gewisse Bedenken gegen die Waschechtheit des Deutschtums eines Bewerbers. Er war nämlich jahrelang Bezirksrichter in dem stockčechischen Votic. Der kann doch kein Deutscher sein, sagte man sich — ebenso wie wir keinen Čechen im urdeutschen Asch dulden würden, so hätten auch die Čechen keinen Deutschen in Votic geduldet. Probatum est! Der betreffende Richter legte nun seinen Stammbaum vor, bis zu den nicht mehr aussprechbaren Ur-Ur-Urgrosseltern hinauf, wahrscheinlich auch eine Blutprobe, versehen mit Zeugnissen allererster Autoritäten, dass es unverfälscht arisch-deutscher Provenienz sei — vergeblich! Der Akt wanderte wieder zurück, mit dem Bemerken, der Bewerber habe in Votic eine Čechin geheiratet, wozu ein echt deutscher Mann sich niemals entschlossen hätte. Da kam dem Vielgeprüften ein rettender Gedanke: er hatte an einem deutschen Gymnasium studiert und es in der unobligaten čechischen Sprache auf nichts mehr als auf ein schwächliches »genügend« gebracht. Nun, das ist ja etwas; wenn man nicht ordentlich čechisch gelernt hat, so kann man in Prag zum Obergerichtsrat assentiert werden. Das geschah denn auch im vorliegenden Falle, allein der durch die Mesalliance verbrochene Volksverrat durfte nicht ungestraft bleiben: der Bewerber erhielt bloss den Titel eines Oberlandesgerichtsrates, d. h. die Frau kann sich freuen, bis der Mann einmal gestorben ist, dass sie eine Pension bekommt, wie sie Witwen nach wirklichen Obergerichtsräten beziehen. Bis dahin bleibt in puncto Gehaltes alles beim Alten.

Ich glaube nicht allzu hart zu sprechen, wenn ich die Behauptung wage: wenn es in Böhmen so weiter geht, wird sich ein anständiger Mensch schämen, sich dem richterlichen Berufe zu widmen.

Eine erfreuliche Erscheinung möchte ich doch hervorheben: man behandelt nämlich nicht bloss die Richter höherer Rangsklassen wie in einem Dienstvermittlungs-Bureau, sondern man lässt dieselbe Behandlung auch Auskultanten und Rechtspraktikanten zuteil werden. Also wirklich einmal gleiches Recht für alle. Wir zählen derzeit im Böhmen 200 Rechtspraktikanten, von denen 6 über 3 Jahre und 53 über $2^1/_2$ Jahre unentgeltlich in Verwendung stehen. Ja, wir haben es sogar schon zu Rechtspraktikanten mit Richteramtsprüfung gebracht!! Schade, dass es keine besonderen Prüfungen für Stellen mit goldenen Krägen gibt nach Art der Stabsoffiziers-Prüfungen — wir könnten demnächst auch mit für das höhere Richteramt geprüften Praktikanten paradieren.

Diesen allerärmsten und bedauernswertesten jungen Männern ist Seine Exzellenz der Herr Oberlandesgerichtspräsident allein direkt und persönlich verantwortlich, denn die Ernennung zu Auskultanten liegt ausschliesslich in seiner Hand. Wir haben in Böhmen derzeit 20 vakante Auskultantenstellen; die letzten Auskultanten wurden am 14. Juli 1906 ernannt, es steht also Seiner Exzellenz nichts im Wege, zwanzig Rechtspraktikanten zu Auskultanten zu ernennen und ihnen auf diese Weise zu dem sauer verdienten Adjutum von jährlich 1600 K zu verhelfen. Würde man pflichtgemäss die 68 offenen höheren Stellen besetzen, so wäre weiteren 68 Praktikanten geholfen.

Hier handelt es sich aber nicht mehr um eine Sache der Auskultanten allein, sondern es haben auch die Eltern ein Wort dreinzureden. Wenn man den Sohn 12 Jahre auf der Mittel- und Hochschule erhalten hat, dann muss jeder Familienvater auch die Interessen seiner übrigen Kinder wahren und sich vor Augen halten, dass durch die Erhaltung eines Kindes die übrigen nicht verkürzt werden dürfen. Hoffentlich wird die Justizverwaltung demnächst auch aus anderen Kreisen als denen der in Halbkontumaz gehaltenen Richter Unangenehmes deutlich zu hören bekommen.

Die Richterernennungen in Böhmen bekommen einen immer inhumaneren, politischen Einschlag. Man scheint deutscherseits den politischen Kampf immermehr mit einem wirklichen Kriege zu ver-

wechseln, wo es auch auf ein Paar wirkliche — nicht bloss bildliche — Leichen nicht ankommt. Ich wurde vor zwei Jahren von einem radikalen čechischen Abgeordneten mit Acht und Bann belegt, weil ich in den Právnické Rozhledy den Ausspruch gewagt, dass des Deutschen unkundige čechische Richter in deutsche Städte nicht gehören. Der Ausspruch wurde einfach aus dem Zusammenhang gerissen und noch dazu verdreht, denn auch wenn er allein steht, bleibt er richtig. Die Interessen der Rechtsuchenden erfordern Richter, welche ihre Sprache gut beherrschen. Zu diesem Ausspruche bewogen mich die Erfahrungen, die wir Čechen mit deutschen Richtern nicht nur in Böhmen, sondern insbesondere in Mähren gemacht haben und noch täglich machen. Die Deutschen legen sich nun diese gerechteste aller Forderungen so zurecht, dass ein Deutscher nur von einem deutschen Richter gerichtet werden könne, und dieser Tendenz muss unsererseits ein energisches quod non entgegengehalten werden. Wo die Interessen der Gerechtigkeitspflege, also der Gesamtheit auf dem Spiele stehen, muss das Interesse des Einzelnen zurücktreten, aber dem politischen Eigendünkel opfern wir keinen Avancementstag unserer čechischen Richter. Es ist ein Mangel an Mannesmut, wenn die Regierung nicht Forderungen Trotz bietet, die dahin gehen, dass für eine deutsche Stadt nur ein gebürtiger Deutscher zu ernennen ist, auch wenn 52 des Deutschen vollkommen kundige čechische Bewerber praeteriert werden müssten, wie es tatsächlich auch geschah. Wenn die Deutschen sich lieber dem Geschäfte widmen und die richterliche Laufbahn meiden, wenn auf 30—40 čechische Juristen 1 deutscher kommt, so ist es Sache der deutschen Politiker, dafür Sorge zu tragen, dass das Verhältnis ein anderes werde, sonst würde auf die Geburt von deutschen Eltern eine Prämie gesetzt, die wir weder aus unseren Taschen noch auch aus Staatsgeldern zu zahlen gewillt sind. Es liegt hiezu keine Veranlassung in qualitativer Hinsicht vor, denn mit unseren Deutschböhmen nehmen wir es in allem und jedem auf, ohne fürchten zu müssen, dass wir geschlagen werden.

Die Deutschen Böhmens setzten sich die fixe Idee in den Kopf, ein rein deutsches Sprachgebiet in Böhmen zu schaffen, und um dies zu erreichen, versuchen sie es, die existierenden, sehr bedeutenden und das sogenannte deutsche Sprachgebiet ganz durchsetzenden čechischen Minoritäten zu germanisieren und den frischen Zuzug čechischer Einwohner zu hintertreiben. Cuius regio, illius

natio darauf basiert die heutige deutsche Politik, welche kurzsichtig genug ist, aus dem Fiasko einer ähnlichen, seinerzeit das religiöse Gebiet beherrschenden Maxime keine Belehrung zu schöpfen. Zur Begründung des Anspruches auf Zulassung nur deutscher Richter in deutsche Städte wird angeführt, dass ein Deutscher nur zu einem Richter aus seinem Volke Vertrauen haben könne. Dieser Grundsatz führt zu den haarsträubendsten Absurditäten: schulden Deutsche nur Deutschen etwas, werden nur Deutsche untereinander handgemein, macht der deutsche Dieb vor der čechischen Geldtasche respektvoll Halt? Wenn aber das alltägliche Leben die Interessen von Individuen verschiedener Nationalitäten in Kollision bringt, soll vielleicht ein čechischer Richter darüber entscheiden, ob dem čechischen Gläubiger seine Forderung zustehe, und ein deutscher Richter wieder darüber, ob der deutsche Schuldner die Forderung bezahlen müsse?

Sache des Staates ist es, Vorsorge zu treffen, dass die Position des Richterstandes Vertrauen erweckend werde, und einem Richter, welcher durch seine Stellung und seinen Charakter Gewähr leistet, dass er seine Pflichten erfüllen werde, wird Vertrauen entgegengebracht werden, mag der Rechtssuchende diesem oder jenem Volksstamme angehören. Der gegenwärtige Vorgang bei der Besetzung von Richterstellen in Böhmen ist aber gerade darnach angetan, das Ansehen des Richterstandes zu untergraben, denn wo Richter nicht wegen ihrer Kenntnisse, sondern auf Grund ihrer politischen Parteiangehörigkeit ernannt werden, dort muss das Vertrauen in ihre Objektivität schwinden. Und in Böhmen ist es ja schon so weit gekommen, dass deutsche Stadtvertretungen nicht nur gegen čechische, sondern auch gegen deutsche Richter protestierten, wenn die Kompetenten nicht dieselbe Parteifarbe oder -Schattierung repräsentierten, wie die Herren Stadtväter. Man gebe nur weiter solchen Strömungen nach und bald wird der Klerikale, der Freisinnige, der Demokrat nur von seinem Parteigenossen gerichtet werden wollen.

Mögen sich übrigens die deutschen Politiker keinen Illusionen hingeben. Der Sprachenkampf in Böhmen hat eigentümliche Früchte gezeitigt. Wir haben in den Ortsschulräten deutscher Städte Repräsentanten der čechischen Einwohner, die kein Wort čechisch verstehen. Es gibt einfach ein Deutscher ad hoc an, er sei Čeche, und wird von der deutschen Gemeinderepräsentanz als Vertreter der Čechen in den Ortsschulrat delegiert. Und die Abwehr gebietet

es, dass wir manchenorts — allerdings sind es Ausnahmen — auch nicht anders handeln. Will man nun auch den Richterstand korrumpieren und junge Männer in die Charakterlosigkeit geradezu gewaltsam hineintreiben? Wenn diejenigen, denen bei der Besetzung der Richterämter ein entscheidendes Wort zufällt, ihre Pflicht nicht erfüllen und sich politischer Korruption nicht unzugänglich erzeigen werden, dann könnte ja ihr Beispiel zündend wirken. Die unausbleibliche Folge wäre allerdings ein rapider Niedergang unseres Richterstandes, denn von politischer Korruption zu gänzlicher Charakterlosigkeit ist nur ein Schritt.

Die Reform der juristischen Studienordnung.

Von Josef Henzel.

Die Frage der Reform der juristischen Studienordnung ist hoffentlich ihrer Lösung näher gerückt. Die Studentenschaft hat endlich ihre Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand gerichtet, die Wiener Rechtshörer haben ein Memorandum beschlossen und dadurch vielleicht dazu beigetragen, dass ein rascheres Tempo in der Lösung der Frage eingeschlagen werde. Wenigstens beeilte man sich zu erklären, dass das im Jahre 1904 zur Ausarbeitung eines Entwurfes der Reform eingesetzte Komitee des Professorenkollegiums der Wiener juridischen Fakultät bereits seine Arbeiten vollendet habe, über welche auch schon Einzelheiten in die Öffentlichkeit gedrungen sind. Wie bei diesen Vorschlägen, so wird man auch bei dem erwähnten Memorandum die prinzipielle Auseinandersetzung mit der Studienordnung vermissen. In dem Memorandum wird die Tatsache hervorgehoben, dass trotz der immerfort wachsenden Zunahme der Hörerschaft der Besuch der Vorlesungen keine Steigerung aufweise, dass die Studierenden kein Interesse am Studium finden und diese Abneigung unverhohlen zum Ausdruck bringen; daran sei die Studienordnung Schuld. Ich gebe zu, dass die Studienordnung daran die Schuld trage, dass es nicht besser sein kann, andererseits wird aber jene Tatsache durch eine Reform der Studienordnung allein nicht aus der Welt geschafft. Man glaubt den Besuch der Kollegien zu heben, indem man das Historische einschränkt und dadurch dem modernen Recht weiteren Raum schafft. Ist aber der Besuch der Vorlesungen und das Interesse in den höheren Semestern, wo der historische Ballast das Studium nicht mehr verleidet, lebhafter als in den ersten Semestern? Der Hebel muss tiefer angesetzt werden,

an der Grundlage des Universitätsunterrichtes, an dem mündlichen Vortrage. Es ist bekanntlich vielfach an der Zweckmässigkeit der Vorlesungen gezweifelt, schwere Anklagen gegen dieselben erhoben, ihre völlige Abschaffung und die Verlegung des Universitätsbetriebes in die Seminarien besprochen worden. Die Vorlesungen, hat man gesagt, lassen die Hörer passiv, die grossen, systematischen Vorträge bedrücken dieselben. Ich glaube, daran sei nicht der Vortrag Schuld, sondern die Art, wie er behandelt wird. Der mündliche Vortrag hat gewiss seine Vorzüge. Er stellt den lebendigen Rapport zwischen dem Vortragenden und den Zuhörern her, er regt zur Arbeit an, er vermag die Aufmerksamkeit auf Punkte zu lenken, die leicht übersehen werden, er vermag die Tatsachen in ein neues Licht zu rücken, was manchmal verblüffend auf den Zuhörer wirkt, er vermag den Überblick über ganze Gebiete einer Wissenschaft in anschaulicher Weise zu bieten, er vermag den Zuhörer in den Brennpunkt des jeweiligen Kampfes der Ansichten und Anschauungen mit hineinzureissen, er gewährt den Einblick in die Werkstätte des Gelehrten. Das sind Vorzüge, die kein Buch zu ersetzen vermag.

Die Studienordnung steht nun der Geltendmachung dieser Vorzüge im Wege. Sie erlaubt dem Professor nicht, seine Persönlichkeit hervortreten zu lassen, sie zwingt ihn stereotyp zu werden, sie zwingt ihn, die Aufgabe des Lehrbuches zu übernehmen, die er zu erfüllen weder vermag noch berufen ist, sie setzt voraus, dass die Vorlesung die einzige Quelle des Studiums sei, sie treibt den Studenten dazu, sein Wissen in der trüben Quelle der Skripten zu suchen. Warum soll er sich in die Vorlesung bemühen, wenn er dasselbe auf eine bequemere Art zu Hause erreichen kann? Das darunter die Bildung des Juristen leide, liegt auf der Hand.

Die Schranken jeder freien Bewegung müssen aus der Studienordnung weggeräumt werden. Die detaillierten, polizeimässigen Vorschriften darüber, was der Professor vortragen solle, in welchem Umfange, durch wieviel Stunden, müssen wegfallen. Es muss dem Ermessen des Professors überlassen werden, was er aus dem Gebiete seiner Fachwissenschaft den Hörern bieten wolle. Es wird dann die Pflicht des Professors sein, diesen Rahmen auszufüllen, er wird sich mit grösserem Verantwortlichkeitsgefühl beim Ausbleiben der Hörer die Frage vorlegen, ob er vielleicht nicht daran die Schuld trage.

Aber auch von einem anderen Standpunkt aus sind solche vormundschaftliche Vorschriften verwerflich, vom Standpunkte der Lernfreiheit. Oder sind vielleicht mit diesem Prinzipe die Vorschriften über die Anrechenbarkeit und die Stundenzahl vereinbar? Ich bin mir der Gefahren dieser Freiheit wohl bewusst, aber sie müssen mit in den Kauf genommen werden im Vergleiche mit der grossen erzieherischen Wirkung derselben. Denn man muss einmal lernen arbeiten wollen, taglöhnern hat man schon genug gelernt. Übrigens »es müssen Jünglinge gewagt werden, um Männer zu werden«. Natürlich bin ich nicht der Ansicht, dass der Studierende dem Zufalle ganz überlassen werden solle. Aber es genügt, wenn man die Minimalgrenze der Stundenzahl angibt, die Obligatkollegien bezeichnet, sonst eine unverbindliche Wegweisung den Studenten vorlegt, von welcher jeder nach individuellen Bedürfnissen abweichen könnte.

Das Memorandum schlägt Dreiteilung der Studienzeit vor. Es werden alle drei Staatsprüfungen beibehalten. Da das Memorandum auf Grund einer vorausgehenden Diskussion abgefasst worden ist, muss man annehmen, dass die Frage über die Berechtigung der einzelnen Prüfungen, da sie keine Spur im Memorandum hinterlassen hat, überhaupt nicht aufgeworfen wurde, oder von verschwindender Bedeutung war. Und in der Tat, wenn man den hohen Prozentsatz derjenigen, die bei der rechtshistorischen Staatsprüfung Schiffbruch erleiden, bedenkt, so spricht für das Beibehalten derselben schon das Interesse der Studierenden selbst, damit sie früher umkehren können, wenn schon die Mittelschulen aus verschiedenen, darunter auch politischen Gründen, für die Hochschule und hauptsächlich für die juridische Fakultät viel zweifelhaftes Material liefern. Aber über die Frage, ob das eine Staatsprüfung sein solle, lässt sich diskutieren. Der Umstand, dass der Staat an dieser Prüfung gar kein Interesse hat, spricht dafür, diese Zwischenprüfung der Universitätsautonomie ganz zu überlassen. Selbstverständlich dürfte sie nicht auf das Niveau eines Kolloquiums herabsinken. Dadurch würde auch der Widerspruch beseitigt, dass derjenige, der den Staatsdienst gar nicht anstrebt, sondern nur das Doktorat zu erlangen sucht, genötigt wird, eine Staatsprüfung abzulegen.

Was die politische und die judizielle Staatsprüfung anbelangt, so glaubt das Memorandum der Tatsache, dass die Disziplinen der politischen Staatsprüfung beim Studium zu kurz kommen, da die

Studenten in dem zweiten Studienabschnitte fast ausschliesslich sich nur zur einer Prüfung vorbereiten, dadurch entgegenzutreten, dass es eine Dreiteilung vorschlägt. Dasselbe Resultat lässt sich durch die Zusammenziehung beider Prüfungen erreichen. Dabei ist aber diese Massregel von einem grossen Vorteile begleitet. Das Recht und die verschiedenartigen Interessen des menschlichen Lebens sind so eng verbunden, wie es nur eine Wechselbeziehung zwischen Stoff und Form sein kann. Wenn nun das Augenmerk einseitig auf die Form gerichtet ist, wie das jetzt der Fall ist und auch bei der Dreiteilung wäre, so geht der Sinn für die Grundlage des Rechtes, das Leben, verloren, eine schwere Anklage gegen einen Juristen. Ausserdem würde der Student aus dem kontinuierlichen Studium herausgerissen. Das Verlangen, dass der Jurist den wechselseitigen Beziehungen derjenigen Inhalte des Lebens, die bei ihm in Betracht kommen, bei seinem Studium Rechnung trage, wird indirekt durch die Forderung zum Ausdruck gebracht, dass die rechtlichen, wirtschaftlichen, ethischen, geschichtlichen Vorlesungen von den ersten Semestern an parallel gehen sollen. Durch mehrere selbständige Prüfungen, deren Gegenstände in mancher Hinsicht willkürlich getrennt werden, wird die Wirkung dieser Einrichtung problematisch. Denn bei einem Teile der Studenten und zwar bei dem grösseren steht immer die Existenz, der Beruf in dem Vordergrund, das Bestehen der Prüfungen ist das Hauptziel, man studiert nur das, was den Gegenstand der nächsten Prüfung ausmacht. Wenn man auch andere Vorlesungen belegt, so tut man das nur, um den gesetzlichen Vorschriften zu genügen. Aus diesem Grunde ist zu empfehlen, die rechtshistorische Prüfung womöglich nach dem zweiten Semester festzusetzen. Es wird mir sicher eingewendet, der Student würde durch die Zusammenziehung der Prüfungen überbürdet. Durch eine Masse von Tatsachen wird gewiss der Student überbürdet und verdummt. Das ist aber nicht der Zweck des Studiums, dass sich der Jurist eine erdrückende Last von Tatsachen, Paragraphen aneigne, sondern der Zweck ist die Heranbildung des juristischen Verstandes. Denn, ich zitiere die Worte von Krainz, »der an selbständiges Denken gewöhnte juristische Verstand wird sich als treuerer Führer bei Aufsuchung der gesetzlichen Bestimmungen erweisen, als das unsichere und den Wandlungen des Alters unterliegende Gedächtnis.« Es kommt häufig vor, dass ein Jurist, vor eine Frage gestellt, anfängt sein Gedächtnis durchzuwühlen, anstatt den Verstand zu

gebrauchen. Selbstverständlich müssen vor allem die Prüfungskommissäre von diesem Standpunkte ausgehen. Es gilt, nicht darauf zu sehen, ob jemand etwas gelernt habe, sondern ob er gebildet sei. Darüber kann man sich ein Urteil bilden, nicht aus der Beantwortung von zwei oder drei Fragen, sondern meist instinktiv aus einer längeren Unterredung. Aus diesem Grunde ist ohneweiters der Forderung, dass die Prüfung nach dem Muster der medizinischen Rigorosen auf längere Zeit ausgedehnt werde, zuzustimmen. Ebenso ist es eine gerechte Forderung, dass das Prüfen ausschliesslich den Professoren überlassen werde, denn nur sie sind imstande eine Leistung des Studenten richtig zu beurteilen. Wohl ist es dem Staate nicht zuzumuten, dass er auf die Kontrolle verzichtet, aber es genügt, wenn die Professoren in seinem Auftrage handeln, und er sich durch einen nichtprüfenden Kommissär vertreten lässt.

Was das Doktorat betrifft, schlägt man zwei Wege vor ; entweder soll man die Doppelprüfungen abschaffen und dem Beispiele der medizinischen Falkultät folgen, oder man soll sich das philosophische Doktorat zum Muster nehmen. Der zweite Weg ist vorzuziehen. Denn entweder bedeutet ein Titel nichts, dann weg mit ihm !, oder er bedeutet etwas, dann muss man auch von dem ihn Anstrebenden etwas Besonderes fordern. Das wäre zu erzielen durch Schaffung von Doktoraten nach Gruppen von zusammenhängenden Disziplinen.

RUNDSCHAU.

Čechische Museen: I. Das ethnographische Museum.

Bei dem bevorstehenden Besuche des Kaisers in Prag ist auch eine Besichtigung des Čechoslavischen ethnographischen Museums geplant: ein wichtiges Ereignis im Leben dieser jungen und aus eigener Kraft von innen heraus erwachsenen Anstalt. Ihre Geschichte ist nicht uninteressant. Im Jahre 1891 wurde eine für das ganze nationale, wirtschaftliche, gesellschaftliche Leben des Volkes bedeutsame Ausstellung veranstaltet, die Jubiläumsausstelung genannt, weil sie zum Andenken an die im Jahre 1791 aus Anlass der Krönung Leopolds II. veranstaltete erste Industrieausstellung in Prag — sie soll die erste auf dem Kontinent gewesen sein — eigentlich aber zum Andenken an die damalige, politisch so wichtige, Königskrönung abgehalten wurde. Auf dieser Ausstellung erweckte die allgemeinste Aufmerksamkeit die »čechische Hütte«, die Nachbildung eines Bauernhauses mit schönen architektonischen Details und hübschen Figurinen. In der Hauptsache, dem Grundriss, war sie freilich ganz verfehlt und bot ein nichts weniger als treues Bild, aber das verschlug wenig, das Publikum verliebte sich in die »chalupa«, trank mit Lust Wasser aus dem Ziehbrunnen und das Gebäude steht noch heute und erfreut sich bei jeder Ausstellung und jedem Volksfest des lebhaftesten Zuspruchs. Dieses Bauernhaus nun war es, welches den Gedanken an eine ähnliche, aber getreuere Wiedergabe unserer zahlreichen, verschiedenen Bauernhäuser und was dazu gehört nahelegte: energisch machte sich der damalige Direktor des Nationaltheaters, F. A. Šubert, an die Anführung, und schon 1895 war eine grosse ethnographische Ausstellung in Prag ins Werk gesetzt. Sie war durch eine systematische Sammelarbeit mit zahlreichen Regionalausstellungen, namentlich durch den frühverstorbenen Privatdozenten E. Kovář sehr gut vorbereitet und ihr Erfolg übertraf alle Erwartungen. Ein ganzes ethnographisches Dorf aus den Bauernhäusern verschiedener Typen, mit Holzkirche, Mühle, Schmiede u. s. w. wurde erbaut, die alten Kostüme, Stickereien, Spitzen, alle die ungezählten Bestätigungen eines ursprünglichen Kunstsinnes voll Geschmack und Farbenfreude, kamen in ungeahnten Massen an die Oberfläche, eine Fülle von Schätzen, die selbsttätig den Wunsch

hervorriefen, sie nicht wieder zu zersplittern, sondern sie, soweit es möglich, dauernd beisammen zu erhalten.

So entstand das Čechoslavische ethnographische Museum, dessen von Prof. L. Niederle geordneten Sammlungen Graf Sylva Tarouсса für zehn Jahre ein Asyl in seinem schönen Palais auf dem Graben einräumte. Leider war in den leitenten Kreisen der autonomen Landesverwaltung nicht Voraussicht und Grossherzigkeit genug vorhanden, um den wesentlichsten Bestandteil des Museums, das ethnographische Dorf, vom Untergange zu retten. Nach einigen Jahren musste diese Ansiedlung, die im Laufe weniger Jahrzehnte zum ersten Freiluftmuseum Europas hätte werden können — sie stand schon damals nur hinter Skansen in Stockholm zurück — abgebrochen und dem Boden gleich gemacht werden.

Zur Erhaltung des Museums wurde eine Ethnographische Gesellschaft begründet, welche gleichzeitig eine rege wissenschaftliche Tätigkeit entfaltete, elf Bände des Národopisný slovník (Archiv für Volkskunde) und die jetzt im zweiten Jahrgange stehende Monatsschrift »Národopisný věstník« (Anzeiger für Volkskunde), beide zum grössten Teile unter der Redaktion von Prof. G. Polívka erschienen, zeugen von ihr. Eine gross angelegte »Heimatskunde« wird vorbereitet. Auch hier macht sich der für alle Geisteswissenschaften bei uns charakteristische Gegensatz zwischen Museums- und Universitätswissenschaft bemerkbar, den die fleissigsten Leser der Čechischen Revue schon mehrfach kennen zu lernen Gelegenheit hatten. Die Publikationen der Ethnographischen Gesellschaft — jetzt überflüssigerweise in das schleppende »Gesellschaft des ethnographischen Museums« umgetauft — sind Universitätswissenschaft.

Im Beginne des 20. Jahrhundertes, als das Museum die durch die Gastfreundschaft des Grafen zur Verfügung gestellten Räume verlassen musste, trachtete man durch eine Lotterie die Mittel für ein eigenes Gebäude aufzubringen. Zur selben Zeit erwarben die Stadtgemeinden Prag und Smíchov den an ihrer Grenzmark gelegenen Garten des Grafen Kinsky mit seinem reizenden Barockpavillon, und in diesem fand im J. 1903 das Museum durch die Güte der beiden Stadtvertretungen seinen zweiten vorläufigen Sitz. Der Plan eines eigenen Gebäudes ist nicht aufgegeben; das Vermögen der Gesellschaft, — fast 100.000 Kronen — und vielleicht noch das Erträgnis einer zweiten Lotterie werden den Bau in absehbarer Zeit ermöglichen.

Das Museum soll das čechoslavische Volk in seinen von der nivellierenden Kultur der neuesten Zeit unberührten Schichten und Äusserungen darstellen, das bedeutet, dass es in erster Reihe die ackerbautreibende Bevölkerung repräsentiert, wir finden hier die Modelle ihrer Wohnsitze, ihre noch heute oder doch unlängst üblichen Trachten, ihre Beschäftigungen, Feste, ihren Glauben und ihr Wissen, ihre ganze Vergangenheit

Aber doch nicht die ganze Vergangenheit: manches, wie umfänglichere Geräte, Maschinen, und daneben vieles aus der Gegenwart, was bald Vergangenheit sein wird, verlangt ebenfalls nach Aufbewah-

rung. Diese Aufgaben, die sich mit den bisherigen Mitteln nicht bewältigen liessen, gaben die Anregung, im Schosse des Museums über die Gründung eines landwirtschaftlichen Museums zu beraten. Heute sind diese Pläne schon so weit zur Wirklichkeit geworden, dass ein — natürlich wieder provisorisches — Gebäude für ein solches Museum im Kinskygarten eben hergerichtet wird. Das Museum wird viele Gegenstände an diese Anstalt abgeben, neue werden — vielleicht bei einer neuen landwirtschaftlichen und volkskundlichen Ausstellung gesammelt werden und ein Gesamtbild des čechoslavischen Landwirts in der Vergangenheit, Gegenwart und vielleicht auch der Zukunft liefern, wie er draussen, in Feld, Scheune und Stall seine Arbeit leistet, während man sein und seiner Familie Leben innerhalb der vier Wände, seine Musse und seine Feste, nach wie vor im Ethnographischen Museum (natürlich mit zugehörigem Freiluftmuseum) studieren wird.

Viel Zukunftsmusik, viel Pläne schmieden und Arbeitslust spricht aus diesem Bericht; wer wissen will, was schon geleistet ist, der lese den Katalog des Museums, dessen Inventar 18323 Nummern nebst einer Fachbibliothek von über 2000 Bänden zählt, und niemand versäume es, wenn er nach Prag kommt, dieses Museum zu besuchen. Es gehört zu dem Schönsten, was man auf einer Reise sehen kann, mit seiner Lage und seinen eigenartigen Schätzen. Die Einkünfte der Gesellschaft fliessen aus den Beiträgen der — leider kaum 500 — Mitglieder und aus den Subventionen des Staates, des Landes Böhmen, der Stadt Prag, dann anderer Gemeinden und Institute. *Ks.*

Die čechische Pädagogik.

II.

An der Spitze des pädagogischwissenschaftlichen Strebens steht fast das ganze letzte Jahrzehnt hindurch der Professor der Philosophie und Pädagogik an der čechischen Universität in Prag Franz Drtina. Es ist unmöglich in diesem kurzen Referate die rastlose und umfangreiche Tätigkeit zu umfassen, welche Prof. Drtina auf dem Gebiete der čechischen Erziehung, Schulorganisation und Volksbildung entwickelt hat. Den Schlüssel zu seinen pädagogischen Ideen und Reformsbestrebungen bieten uns sein philosoph. Werk: »Die geistige Entwicklung der europäischen Menschheit«*) und seine früheren Abhandlungen über »Mittelalter und Christentum« und über den »Ideencharakter des Mittelalters«,**) sowie sein

*) »Myšlenkový vývoj evropského lidstva«. Prag (Laichter 1902). Das Werk wurde ins Polnische übersetzt: Rozwój umysłowy ludów Ewropy. Przetł. Jul. Kietlińska-Rudzka (Warszawa 1904).

**) »Naše Doba« 1898 u. sep.

längerer Aufsatz »Das Christentum, sein Ursprung, Ideengehalt und geschichtliche Entwicklung*). Mit philosophischer Tiefe wusste er einer Masse von literarischen Denkmälern aller Zeiten und auch der modernen Literatur ein äusserst klares Bild der Kulturumwälzungen abzugewinnen, welche die europäische Menschheit seit der griechisch-römischen Zeit bis auf unsere Tage erlebt hat. Er zeigt darin, wie die heutige Kultur als eine Synthese des aus der Renaissance hervorgehenden antiken Naturalismus einerseits und des durch die Reformationsbewegung gereinigten christlichen Ideals andererseits gebildet worden, und wie sie sich die allgemeine Humanität als Endziel steckt. Das Bewusstsein des moralischen Fortschritts, zu dem die Menschheit unter dem Einflusse der unwiderstehlichen Kraft der fortschreitenden Bildung zielt, durchdringt jede Zeile dieser Werke, und dieses Bewusstsein gilt dem Prof. Drtina als Ausgangspunkt und Triebfeder zu seinem Erziehungsideal. Jene Werke, wie auch das Studium der Geschichte der pädagogischen Theorien führten Prof. Drtina auf das Gebiet der Erziehung. Die Schule, die Erziehung und die Volksbildung erschienen ihm unter dem Gesichtswinkel der Kulturentwicklung der Menschheit als das beste Mittel zur Verwirklichung der ethischen Ideale. Das ist ungefähr der Kern seiner Lebensanschauung, als er im Jahre 1899 die Katheder der Pädagogik an der Prager Universität besteigt, um die ersten Übungen im pädagogischen Seminar und die Vorlesungen über die Geschichte der pädagogischen Theorien im XIX. Jahrhundert zu eröffnen.

In dieser Zeit liess Drtina die Schrift »Die Ideale der Erziehung«**) erscheinen. Es ist eine Art Philosophie der Geschichte der Erziehung. Das Verhältnis der einzelnen Lebensanschauungen zu den betreffenden Erziehungsidealen wird hier tiefsinnig behandelt. Das grosse Interesse, welches diese Schrift hervorgerufen, zeigt sich auch in dem Umstande, dass sie in das Polnische, Serbische, Kroatische und Slovenische übertragen wurde. Prof. Drtina geht hier von dem Grundsatze aus, dass die Zukunft der einzelnen Völker durch die Erziehung ihrer Jugend gesichert und bestimmt wird. Unsere Zeit ist als Synthese der beiden Lebensanschauungen anzusehen, die das klassische Altertum und das christliche Mittelalter beherrschen. Die gymnastische und musische Schulung bilden im Einklange mit dem griechischen Naturalismus den Inhalt der antiken Erziehung. Die Heiligkeit als weltflüchtige Unterdrückung aller natürlichen Instinkte und Neigungen und Verleugnung alles Natürlichen und Sinnlichen ist dagegen das Ideal des mittelalterlichen Christentums. Die Erziehung wird in den Klöstern von der übrigen Welt gesondert — die positive Seite der christlichen Lebensanschauung, die werktätige Nächstenliebe wird dagegen vernachlässigt.

Das XV. und XVI. Jahrhundert brachte ein neues Erziehungsideal. Die Renaissance und Reformation, welche anfangs einander ge-

---

*) Ottův Slovník Naučný XV., 132.

**) Prag 1900. Die Schrift ist vergriffen und Prof. Drtina arbeitet an einer neuen erweiterten Ausgabe.

genüberstehen, bilden einträchtig einen neuen Kulturtypus und wirken dadurch bedeutsam auf die Erziehung. Die beiden Hauptströmungen jener Zeit bedeuten eine Rückkehr zur Vergangenheit, die Renaissance zur Antike, die Reformation zum evangelischen Christentum. Durch den Individualismus dieser beiden Richtungen wird auch ihre durchgehende Vereinigung ermöglicht, und auf diese Weise sieht man aus dem antiken Naturalismus, aus der antiken Liebe zur Natur und der christlichen Nächstenliebe ein neues synthetisches Lebensideal hervorgehen, dessen Einfluss auf die Erziehung das bekannte: »Sapiens atque eloquens pietas« kundgibt. Bald zeigt sich das Bestreben die Bildung in allen Volksschichten zu verbreiten (Luther, Melanchthon, Komenský), und dieses Bestreben brachte auch wiederholte Versuche mit sich, die Schule und Erziehung vom Einflusse der Kirche zu befreien: Der Staat fängt an Erziehungsaufgaben zu übernehmen. Zu gleicher Zeit tritt die induktive Richtung in der wissenschaftlichen Forschung hervor und stellt sich der dogmatischen und deduktiven Kirchenlehre energisch entgegen (Bacon, Descartes).

Zahlreiche Erfindungen und der verheissungsvolle Fortschritt der Naturwissenschaften tragen sehr viel zur Erweiterung des Ideeninhalts der europäischen Menschheit bei. Diese Entwicklung erreicht ihren Gipfel im XVIII. Jahrhunderte, welches aber zu einer einseitig rationalistischen Ausbildung und zu verschiedenen Utopien führt. Das ist die Aufklärung des XVIII. Jahrhunderts. Trotz des Aristokratismus, den man in der Aufklärung findet, erwacht auch das Volksbewusstsein, und wir sind nicht weit davon entfernt, Komenskýs Ideal des allgemeinen Volksschulwesens verwirklicht zu sehen. Basedow mit seinen philanthropischen Mitarbeitern und Pestalozzi sind hervorragende Männer, die an der Verwirklichung dieses Erziehungsideals teilnehmen.

Das XIX. Jahrhundert ist dann die Zeit der Taten, der allgemeinen Schulorganisation auf allen Stufen, die Zeit durchgehender Veränderungen auf dem Gebiete der Erziehung. Dem rationalistischen Optimismus gegenüber zeigt sich aber in diesem Jahrhunderte auch der drohende Pessimismus (Byron, Leopardi, Schopenhauer, Nietzsche). Die neueste Zeit stellt diesen beiden Richtungen ein melioristisches Vertrauen gegenüber, welches in der Erziehung und allseitigen Arbeit das zur allgemeinen Vervollkommnung dienende Mittel erblickt. Diese Erkenntnis führt aber zur Überzeugung, dass nicht nur der Verstand, sondern auch der Wille und das Gefühl als gleichberechtigte Faktoren des inneren Lebens ausgebildet werden müssen, und dass die Bedeutung der wahren inneren Religion und ihrer erziehenden Kraft nicht übersehen werden darf. Auf diesem Wege erreichen wir das ethische Ideal. Die Moralität sei das letzte Ziel aller Erziehung. Die bisherige Erziehung war einseitig rationalistisch. Aber auch in dieser Hinsicht war sie mangelhaft, denn nicht das Wissen, sondern das richtige Denken ist das Ziel dieser Ausbildung. Die heutige Zeit stellt uns vor neue Lebensideale. Die edle Humanität ist das Endziel jeder Erziehung. Es ist die Aufgabe der heutigen Tage, das Schulwesen nicht nur von der Kirche, sondern innerlich auch vom Staate zu befreien und

einer jeden Nation den richtigen Einfluss auf ihr Schulwesen zuzusprechen. Die Frage der Schulautonomie hängt damit innerlich zusammen. Der administrative Dienst soll von dem pädagogischen und didaktischen gänzlich getrennt werden. Auf diese Weise könnte der oberste Schulrat zum Kulturmittelpunkte des nationalen Lebens werden und dafür Sorge tragen, dass das Schulwesen nicht aufhöre, auf der Bahn der fortwährenden Vervollkommnung fortzuschreiten. Denn nur die innere Kraft und Bildung sind nach Havlíček imstande, uns auf eine höhere Stufe der Freiheit und Selbständigkeit zu erheben.

In der festen Überzeugung, dass das ganze Leben von Erziehungsidealen durchdrungen, und dass besonders die Politik, welche in so nahen Beziehungen zur Frage der Schul- und Volksbildung steht, von dem Bewusstsein des moralischen Fortschritts erfüllt sein müsse, nimmt Prof. Drtina an der politischen Bewegung der fotschrittlichen Partei teil und arbeitet für ihr Rahmenprogramm im Jahre 1900 das Bild der Bestrebungen und der Tätigkeit aus, das die Partei auf dem Gebiete der Erziehung zu verwirklichen hätte.*) Die Autonomie des Schulwesens auf dem politischen und volkswirtschaftlichen Gebiete bietet ihm die beste Bürgschaft alles Fortschrittes. Im nationalen Sinne fordert er Einfluss der Nation auf die verschiedenen Schulformationen; was die Schulverwaltung betrifft, so wünscht er sich, dass diese zwar von den politischen Organen geführt, dass aber der Unterricht und die Erziehung selbst den dazu berufenen Lehrkörpern anvertraut werden. So will Drtina die beiden Verwaltungsgebiete voneinander gesondert haben, indem er dem Ministerium für Kultus und Unterricht, beziehungsweise dem Landeschulrate, einerseits und dem zu diesem Zwecke zu errichtenden obersten Schulrate anderseits die führende Stellung einräumt. Dieser Schulrat soll als höchste Instanz aus gewählten Vertretern der Lehrerschaft aller Kategorien und der einzelnen nationalen Kulturinstitutionen bestehen und in den Schul- und Erziehungsfragen die entscheidende Stellung einnehmen. Diese Autonomisation erfordert aber eine gebildete, unabhängige und selbständige Lehrerschaft, deren Ansprüche auf akademische Bildung Drtina als höchst gerechtfertigt und dringend anerkennt. Die akademische Lehrerbildung stellt sich Prof. Drtina zu jener Zeit auf die Art und Weise vor, dass nach vierjährigem Mittelschulstudium (an einem Untergymnasium oder Unterrealschule) ein dreijähriger theoretischer Kurs an den zu diesem Zwecke zu reformierenden Pädagogien folge, worauf die Kandidaten in zwei Jahren an der philosophischen Fakultät die pädagogische Fachbildung erha ten sollen. Prof. Drtina modifizierte später diese Reformideen in gewisser Hinsicht, und wir werden Gelegenheit finden, auf seine heutigen Reformpläne in dieser Richtung hinzuweisen.

*) Rámcový program české strany lidové (realistické) (Rahmenprogramm der čechischen Volkspartei (d. i. der realistischen, der gegenwärtigen čechischen Fortschrittspartei) Prag 1900, p. 42—69. Ausserdem in populärer Darstellung erschienen unter dem Titel »Kulturní a školský program české strany lidové (Kultur- und Schulprogramm der čechischen Volkspartei. Prag 1902).

Was die Erziehung selbst betrifft, so fordert er, dass diese auf allen Stufen einen und denselben Ideeninhalt besitze, d. h. dass sie sowohl die religiöse, moralische und theoretische, als auch die für das Leben notwendige praktische Ausbildung im sozialen und volkswirtschaftlichen Sinne in sich schliesse. Er verwirft auch die gleichartige und einförmige Errichtung von Schulen und verlangt demgemäss eine den Verhältnissen entsprechende Schulorganisation, die imstande wäre sowohl dem wichtigen Unterschiede der einzelnen Nationen als auch den innerhalb dieser Nationen sich darbietenden Erfordernissen sich anzuschmiegen. In diesem Rahmenprogramm wird auch die Forderung ausgesprochen, dass die Erziehung der armen, verlassenen, unehelichen Kinder auf einer modernen Grundlage erbaut werde. Es ist in der Geschichte unserer politischen Parteien das erste auf wissenschaftlicher Grundlage erbaute čechische Schulprogramm.

Um die literarische Tätigkeit Prof. Drtinas zu übersehen, führen wir vor allem diejenigen Gebiete an, die hauptsächlich den Gegenstand seiner Arbeiten und Bestrebungen bilden. Es sind dies die Philosophie und die Geschichte der Erziehung, ferner die Reformbestrebungen auf dem Gebiete des čechischen Schulwesens, dann die Reform der Lehrerbildung und endlich die praktische Tätigkeit in den durch ihn selbst errichteten oder geführten Institutionen und Unternehmungen pädagogischer Art und Richtung. Was die Philosophie und die Geschichte der Erziehung betrifft, so machen wir den Leser auf das oben erwähnte Werk Drtinas »Die geistige Entwicklung der europäischen Menschheit« und auf seine »Ideale der Erziehung« aufmerksam, wo er die Erziehungstheorien und Schulorganisationen einzelner historischer Zeitabschnitte mit der damals herrschenden Lebensanschauung in Beziehung setzt, um zu zeigen, wie einerseits die Schule und Erziehung ein Abbild der die Zeit beherrschenden Ideen ist, und wie andererseits die Reformideale ihre Wurzeln oft im Bestreben vieler Jahrhunderte haben, bevor sie zu ihrer Verwirklichung heranreifen. Wie in den eben erwähnten Werken so behandelt Prof. Drtina auch in vielen anderen Schriften und Abhandlungen die wichtigen Probleme der Schulorganisation vom Standpunkte der historischen Entwicklung, um daraus wertvolle Folgerungen für die Gegenwart und Zukunft zu ziehen. Wir sehen darin den grossen Wert der Reformpläne Drtinas, die dadurch in der historischen Entwicklungsreihe eine feste Basis erhalten. Die historischen Einleitungen finden wir in folgenden Schriften Prof. Drtinas: »Geschichte der höheren Schulen und der pädagogischen Theorien in Frankreich seit der Revolution (I. Teil 1898)«, »Die höhere Mädchenerziehung in Frankreich (1899)«, »Die Mittelschulreform in Preussen« (Česká Mysl 1903), »Die Universität der Zukunft« (Pedag. Rozhledy 1904), »Das französische Volksschulwesen« (Ped. Rozhledy 1905), »Die Mittelschulreform in Preussen und Frankreich« (Věstník českých profesoru 1905); »Das Mädchenschulwesen bei uns

und im Auslande (1906)«, »Das Schulwesen und die Lehrerbildung in Amerika« (Ped. Rozhledy 1906).

In der ersten von diesen Schriften werden die berühmten Erziehungsreformatoren behandelt wie Locke, Rousseau, Condillac, Diderot, Helvétius. Die Geschichte des französischen Volksschulwesens befindet sich in einer selbständigen Abhandlung, in der auch die Ideen des Chalotais, Rolland, Turgot und anderer erläutert werden. »Die Universität der Zukunft« zeigt uns am besten, wie Drtina bestrebt ist, auf Grund einer kritisch-historischen Analyse den richtigen Standpunkt zu gewinnen. Dieser historisch-kritische Gesichtspunkt bildet auch die Grundlage seiner Reformpläne auf dem Gebiete des čechischen Schulwesens aller Kategorien. Zu diesem Zwecke beschäftigt sich Prof. Drtina mit der gesamten Schulorganisation, wie sie sich in ihrer historischen Entwicklung zeigt, und wie man sie heutzutage auch bei einzelnen Kulturvölkern vorfindet. Auf diesem festen Boden entrollt er seine Reformideen, die im ganzen wie im einzelnen das grosse Ideal der einheitlichen Schulorganisation auf allen Stufen verwirklichen. Er weist darauf hin, dass es notwendig ist, die Volksschule vom Standpukte einer konfessionslosen Erziehung aus zu gestalten, und im Einklang mit der modernen Bewegung weiss er einer jeden Konfession ihre privilegierte Stellung an der Volksschule abzusprechen. Er lenkt die Aufmerksamkeit auf den Moralunterricht in Frankreich und auf andere Fortschritte im inneren Leben der französischen Volksschulen. Was die Bürgerschulen betrifft, so betont Prof. Drtina ihren volkstümlichen, allgemeinen und praktischen Charakter und will demgemäss diese Schule um einen vierten Jahrgang erweitern.

Auf dem Gebiete der Mittelschulreform widmet Prof. Drtina besondere Aufmerksamkeit dem preussischen und französischen Mittelschulwesen, so in seiner Festrede bei dem böhm. Professorenkongress vom Jahre 1902 (Věst. č. prof. 1902) u. in seiner Abhandlung über die letzte Schulreform in Preussen u. Frankreich (Věstník českých profesorů 1905), und weist darauf hin, wie der Geist der humanistischen Studien sich grundsätzlich im Sinne des historischen oder realistischen Humanismus verändert, welcher leztere mehr und mehr die Bedingtheit der griechischen und römischen Kultur enthüllt und ihr den normativen Wert abspricht. Diese Kultur wird zwar als wichtige Grundlage der modernen Bildung anerkannt, sie wird aber den andern Kulturfaktoren der europäischen Menschheit, so z. B. dem Christentum, der Renaissance, der Reformation und der Aufklärung, nicht über-, sondern gleichgestellt. Man muss infolgedessen trachten, die humanistischen Studien durch neue Gesichtspunkte zu bereichern, den Sinn für die Entwicklung und den Zusammenhang der allgemeinen Kultur zu verbreiten und stets darauf hinzuweisen, dass das humanistische Studium das Ziel zu verfolgen habe, den Zöglingen alle Elemente zu erklären, aus denen die heutige Kultur besteht *)

*) Diese Ansichten erweitert und ergänzt Prof. Drtina in der lehrreichen Abhandlung: »Naturwissenschaften und humanistische Bildung« (Česká Mysl 1907, 2).

Um dieses Ziel zu erreichen, äussert Prof. Drtina den Wunsch, dass das Gymnasial- und Realstudium als vollständig gleichberechtigt angesehen, und dass zu diesem Zwecke die Realschule auf eine und dieselbe Stufe mit dem Gymnasium gestellt werde. Als unbedingt notwendig erscheint es hier, das Realstudium durch einen achten Jahrgang und den Lehrplan durch humanistische Gegenstände (besonders die Philosophie) zu erweitern. Das Studium der Biologie, Hygiene und der Grundlagen der Rechts- und Volkswirtschaftswissenschaften soll sowohl am Gymnasium als auch an der Realschule eingeführt werden. Um eine einheitliche Untermittelschule zu bilden, könnte man nach Prof. Drtina dem Lateinunterricht die Muttersprache vorangehen lassen, mit dem Latein erst in der Tertia und mit dem Griechischen in der Quinta beginnen. Auf diese Weise wäre das Unterrichtsmaterial der ersten zwei Klassen dasselbe, in der Tertia hätten die Gymnasialschüler Latein und die Realschüler Französisch.

Die Obermittelschule müsste dann drei Sektionen haben, die klassische (Latein und Griechisch), die moderne (Latein, moderne Sprachen) und die Realsektion (moderne Sprachen, Naturwissenschaften). Die moderne und Realsektion könnten auch die heutzutage nicht mehr genügenden Lehrerbildungsanstalten ersetzen. Falls die einzelnen Sektionen eine nicht ausreichende Schülerzahl hätten, könnte in manchen Gegenständen gemeinsam unterrichtet werden. Die Abiturienten jeder Sektion könnten dann die Universität oder die technische Hochschule beziehen. Das wäre die organische Fortsetzung jener Bahn, die schon das Ministerium selbst mit dem Erlasse von der Zulassung der Realschüler zu dem Universitätsstudium auf Grund einer Nachtragsprüfung betreten hat. Prof. Drtina steht an der Spitze eines in der Mitte des čechischen Professoren-Zentralvereins in Prag gebildeten Ausschusses, welcher auf dieser Grundlage zunächst für ein čechisches in Mähren zu errichtendes Mädchenreformgymnasium Reformpläne schon ausgearbeitet hat, die demnächst dem Unterrichtsministerium vorgelegt werden sollen.

Die Universität wird ebenfalls zum Gegenstand von Drtinas Reformbestrebungen. Seine Gedanken auf diesem Gebiete findet man hauptsächlich in seiner Abhandlung »Die Universität der Zukunft« (Pedagogické Rozhledy XVII. 1904). Eine Ergänzung dieser Arbeit bietet der Aufsatz »Universität und Universität's-Extension« Ottův Slovník naučný 1906 (auch separat erschienen). Er beschäftigt sich hier mit der Geschichte der Universität von der ältesten Zeit, mit deren Verfall im XVI. und XVII. Jahrhundert und zeigt uns, wie erst das XVIII. und XIX. Jahrhundert den Wendepunkt in der Entwicklung der Universität bildet. Er unterscheidet vier verschiedene Universitätstypen. Es sind die englischen, französischen, mitteleuropäischen und amerikanischen Universitäten. Des weiteren behandelt er deren Bedeutung in der Gegenwart und will auch die technischen Hochschulen ihnen gleichgestellt wissen. Diese letzte Ansicht führt dann den Schriftsteller zur Idee einer einheitlichen Hochschule. Drtinas Vorschlag in dieser Richtung ist, dass die philosophische Fakultät

und die allgemeinen Abteilungen der technischen Hochschulen in eine einheitliche theoretische Institution vereinigt und in einzelne Abteilungen geteilt werden sollen, während die Fachfakultäten ihren praktischen Charakter zu behalten haben. Die philosophische Fakultät ist heutzutage eine Institution, wo 1. die eigentliche theoretischwissenschaftliche Arbeit gepflegt wird, wo 2. die Hörer aller Fakultäten allgemeine Bildung erhalten und 3. ist es eine Fachfakultät praktischen Charakters (Vorbildung der Mittelschullehrer). Und es scheint infolgedessen dem Professor Drtina, dass die philosophische Fakultät der Zukunft in zwei verschiedene Institutionen zerfallen wird, und zwar in die Anstalt für die theoretischwissenschaftliche Arbeit und in eine Art von Schulfakultät, welche letztere in den andern drei Fakultäten ihr Analogon hat und der Lehrerschaft aller Schulkategorien ihre Ausbildung erteilen wird. Diese Fakultät müsste dann mit Musterschulen verbunden werden, wo die neuen Methoden geprüft und die zukünftigen Lehrer in ihrem Beruf praktisch ausgebildet würden. Dort wird man auch die neuen mit der Pädagogik eng verbundenen Gebiete vortragen, wie die Pädopsychologie, die Geschichte der Pädagogik, die Schulorganisation u. ä. Die erste von jenen zwei Abteilungen — die theoretische — würde sowohl den Mittelpunkt der allgemeinen Bildung für die anderen Fakultäten als auch den der theoretischen Wissenschaft bilden.

Prof. Drtina hat auch eine bedeutende Tätigkeit in der Frage der akademischen Lehrerbildung entwickelt. Man orientiert sich am besten über Drtinas Ansichten in dieser Richtung auf Grund seiner neueren Abhandlung »Über die Reform der Lehrerbildung« (Časové rozpravy pedagogické X. Praha 1905). Der Verfasser geht von dem Standpunkte aus, dass der Lehrer heutzutage auch ausserhalb der Schule eine wichtige Rolle in der Volksbildung zu spielen habe: Es muss infolgedessen seine Stellung mit der des Geistlichen, Juristen, Arztes als gleichartig angesehen werden. Drtina verfolgt die Verhältnisse der Lehrerschaft in den übrigen Kulturstaaten, namentlich in Deutschland, weist auf die Geschichte dieser Bestrebungen bei uns hin, verwirft namentlich die Hirnschen Reformvorschläge für die Lehrerbildungsanstalten und zeigt, dass sie eine reaktionäre Richtung verfolgen und entschieden zurückzuweisen sind. Er verlangt die akademische Lehrerbildung; da man aber nicht übersehen darf und kann, dass die Reformmittelschule nur langsam ihrer Verwirklichung entgegenschreitet, und dass die philosophische Fakultät von heute diesem Erfordernisse nicht genügen kann, so verlangt Prof. Drtina, dass die Bürgerschule in dem Sinne reorganisiert werde, dass sie als eine wirklich volkstümliche Schule in vier Jahrgängen eine den praktischen Lebensberufen entsprechende Ausbildung darbiete. In dieser Schule sieht er neben der Unterabteilung der Mittelschulen die beste und zweckmässigste Vorbereitungsanstalt zur Lehrerbildung. Auf der zweiten Stufe fordert er die allgemeine Bildung auf wissenschaftlicher Grundlage auf den zu diesem Zwecke modern ausgestatteten und reformierten Lehrerakademien, die nebst den Intellektualgegenständen das Studium

der Schulhygiene und der Moralerziehung in ihren Lehrplan aufzunehmen hätten und in der Weise der oben erwähnten modernen oder Realsektion der modernen Mittelschule gleichkämen. Dass derartige Anstalten an Wert, Bedeutung und Berechtigung den Gymnasien und Realschulen gleichgestellt werden, erweist sich als selbstverständliches Postulat.

Auf Grund der Reifeprüfung sollen dann die Absolventen dieser Anstalten zum Universitätsstudium zugelassen werden, nach Bedarf auch an der juristischen und medizinischen Fakultät. Diejenigen Absolventen, die sich dem Lehrerberufe widmen wollen, würden in die dazu bei den einzelnen Akademien zu errichtenden zweijährigen pädagogischen Seminare eintreten, wo sie sich in der Biologie, Hygiene, Philosophie, Psychologie, Pädopsychologie, Soziologie, Ethik und Pädagogik ausbilden sollen. In demselben Sinne verlangt Prof. Drtina die Reform der pädagogischen Seminare, welche letzteren dann als Grundlage der zukünftigen Schulfakultät dienen sollen. Einen detaillierten Entwurf der Organisation dieser höheren Pädagogien oder Lehrerakademien, denen Hochschulcharakter zuerkannt werden soll, hat Prof. Drtina in der »Jednota Komenského« (Comenius-Unität, Verein für Schulreform) vorgelegt, dieser wurde von der čechischen Lehrerschaft mit Beifall aufgenommen. In der nächsten Zeit wird der Entwurf im Druck erscheinen.

Hervorragende Verdienste hat sich Prof. Drtina auch auf dem Gebiete der Frauenbildung erworben. Mit Recht wurde er gerade in den Spalten dieser Zeitschrift als Urheber der Reformbestrebungen in der Frauenbildung bezeichnet, mit Recht wurde er der Vater der modernen Frauenerziehung genannt. Denn Drtina wirkt ja seit Jahren auf diesem Brachfelde der čechischen Kultur nicht nur durch wertvolle Publikationen und unermüdliche Vortragstätigkeit, sondern auch als Obmann der Vereinsgruppe für die Frauenbildung, welche voriges Jahr über Antrag des Professors Vaňura auf Grund der in der Naše Doba gestellten Vorschläge im Vereine der böhmischen Professoren gebildet wurde, und seine Tätigkeit bedeutet eine neue Epoche in der čechischen Frauenerziehung, eine Epoche, die zu den schönsten Hoffnungen berechtigt. Schon im Jahre 1897 veröffentlichte Drtina in dem »Ženský Svět« eine interessante Abhandlung über die höhere Mädchenerziehung in Frankreich*), in welcher er sowohl die geschichtliche Entwicklung dieser in jeder Hinsicht so bedeutenden Schulkategorie auf dem französischen Boden, als auch ihren gegenwärtigen Stand in eingehender Weise schilderte. Sein Interesse für die Frauenbildung legt aber auch noch ein zweites Werk an den Tag: der Grundriss der Geschichte des höheren Schulwesens und der pädagogischen Theorien in Frankreich**), in welchem er eben der napoleonischen Periode die voll-

*) Vyšší výchova dívčí ve Francii (Prag, Otto 1890).

**) Nástin vyššího školství a theorií pedagogických ve Francii (I. 1789 bis 1814, Prag 1899).

kommene Vernachlässigung der Frauenbildung zum Vorwurf macht. Die besten Dienste hat jedoch Drtina der Frauenbildung in Böhmen durch seine Schrift »Dívčí školství v cizině a u nás« (Das Mädchenschulwesen bei uns und im Auslande, 1906) erwiesen. Dieses schöne Buch, das als die erste Publikation der Lehrerinnenbibliothek erschienen ist, enthält nicht nur Drtinas eigene Anschauungen über dieses Kulturproblem, sondern auch eine gediegene Darstellung der geschichtlichen Entwicklung der Frauenbildung überhaupt, ferner eine instruktive Übersicht des gegenwärtigen Schulwesens in allen Kulturstaaten der Welt, schliesslich eine strenge, aber gerechte Kritik der čechischen Verhältnisse und einige praktische Vorschläge. Die Frau soll darnach nicht mehr eine untergeordnete Stellung einnehmen, sondern sie soll eine wahre Lebensgefährtin des Mannes werden, die sich der gleichen Rechte erfreut, der es ermöglicht sein muss, die eigenen Kräfte zu entfalten, nach ihrer Begabung eine entsprechende soziale Stellung zu erreichen. Drtinas Idee, den Frauen eine bessere Bildung zu geben, als welche den Männern zuteil werden kann, eine Bildung, die sowohl ihrer Eigenart entspräche, als auch ihnen neue Bahnen erschlösse und Gelegenheit böte, an der Lösung der Weltprobleme gleich dem Manne teilzunehmen, wird gewiss in Böhmen bald die schönsten Früchte tragen. Drtinas Vorträge und seine Tätigkeit in der Vereinsgruppe für die Frauenbildung erwecken die schönsten Hoffnungen. Für die Bildung der Frau aus dem Volke soll durch moderne Fortbildungsschulen gesorgt werden, für die höheren Bildungszwecke sollen den Frauen Mittelschulen u. zw. Reformgymnasien und Lyzeen, die eventuell um ein Oberlyzeum oder um verschiedene praktische Kurse erweitert werden dürften, zur Verfügung stehen.*) Die Vereinsgruppe unter Drtinas Leitung trachtet das Interesse für die Frauenbildung in unseren Stadtgemeinden wachzurufen, sie arbeitet aber auch an der Mädchenschulreform. So wurde in derselben ein Lehrplan und Statutenvorschlag für die Reformmädchenmittelschule der Dívčí Akademie in Brünn entworfen. In der nächsten Zeit wird eine Enquete über die Reform des Mädchenlyzeums im Schulreformvereine »Jednota Komenského« tagen. Ferner werden Denkschriften über die Mädchenbildung dem Ministerium, den Landesschulbehörden und dem Abgeordnetenhause unterbreitet, um die Verstaatlichung der Mädchenmittelschulen anzuregen und die Frage der Frauenbildung zum Gegenstande der allgemeinen Aufmerksamkeit zu machen.

Es ist auch dem Verdienste Prof. Drtinas zuzuschreiben, dass bei uns viele Unternehmungen und Institutionen pädagogischen Charakters in den Vordergrund gestellt wurden, von denen die Leser dieser Zeitschrift Gelegenheit hatten informiert zu werden.

Prof. Drtina redigierte im Jahre 1891—1893 die kritische Revue »Athenaeum« und gründete mit Prof. Masaryk und Kaizl die Revue »Naše Doba« (Gegenwart), die er auch im ersten Jahre redigierte. Im Verein mit Prof. Čáda und Krejčí gründete er 1900 die

*) Siehe O. Wagners Aufsatz, Č. R. 329 ff.

čechische philosophische Zeitschrift »Česká Mysl« (Der čechische Gedanke), wo er viele grössere und kleinere Arbeiten und Referate veröffentlichte (ausser den schon erwähnten besonders einen Jubiläums-Aufsatz über John Lockes erzieherische Grundsätze (1905) und eine Studie Ueber die Bedeutung der pansophischen Bestrebungen des Comenius (1907), eine Reihe von Übersichten auf dem Gebiete der Geschichte der Philosophie und der Pädagogik. Ebenso ist er einer der eifrigsten Mitarbeiter der Monatsschrift »Pedagogické Rozhledy« (Pädag. Runschau) und seit 1906 ihr Chef-Redakteur.

Im Jahre 1905 begründete er im Verlag des Dědictví Komenského (Comenius-Heridität) eine »Bibliothek der pädagogischen Klassiker«, in welcher Übersetzungen von Comenius' Grosser Didaktik (Prof. Aug. Krejčí) und Lockes Einigen Gedanken über Erziehung (Prof. Rud. Brejcha) mit sehr wertvollen Einleitungen und Anmerkungen von Prof. J. V. Novák und Prof. Ot. Kádner bisher erschienen sind. *)

Prof. Drtina steht an der Spitze des Universitäts-Ausschusses für populäre Hochschulvorträge in Prag und ist auf dem Gebiete der Volksbildung unermüdlich auch literarisch tätig. Hieher gehören seine Aufsätze »Lidové přednášky universitní« (Die volkstümlichen Hochschulvorträge 1902) und die oben erwähnte Arbeit Universita a universitní extense (Sep.-Abdruck aus Ottův Slovník naučný 1906), sowie die behufs Information des Auslandes geschriebenen Aufsätze »L' extension universitaire tchèque« (Revue internationale de l'Enseignement 1901) und Volkstümliche Vorträge der Prager böhm. Universität (Ernst Schulzes Jahrbuch für das Volksbildungswesen). Im Jahre 1906 gründete Prof. Drtina die bei Otto in Prag erscheinende Knihovna přednášek a rozprav (Auswahl der volkstümlichen Vorträge der böhm. Universität in Prag), wo die Vortragskurse von Prof. Hostinský und Prof. Němec schon erschienen sind. Prof. Drtina vertrat die böhm. Universität bei dem internatonalen Hochschulkongresse in Paris 1900 und bei dem internationalen Kongresse für das Volksbildungswesen in Mailand 1906, wo er in Vorträgen über die čechischen Volksbildungsbestrebungen Aufschluss erteilte. In »Česká Mysl« 1907, 1 besprach er die Verdienste Prof. Dr. Ot. Hostinskýs auf dem Gebiete der čechischen Volksbildungsbestrebungen.

Prof. Drtina förderte ferner mit Rat und Tat die böhmischen Universitäts- und Ferialkurse für Lehrer. In den vom Prager Lehrer-Verein »Komenský« veranstalteten Kursen hielt er in den Jahren 1902—1903 eine Reihe von Vorlesungen »über Grundprobleme der Philosophie« (in Učitelské Noviny erschienen), in den von den gesamten čechischen Lehrerorganisationen veranstalteten Ferialkursen trug er im Jahre 1904 in Náchod Ausgewählte Kapitel aus der Geschichte der Erziehung vor (über Rabelais, Comenius, Rousseau,

*) Über Tendenz und Charakter der Bibliothek siehe Drtinas Aufsatz in Ped. Rozhl. 1905

Herbart, Pestalozzi, erschienen in »Česká Škola« und »Sborník učitelstva moravského«), im Jahre 1905 in Mährisch-Weisskirchen über Universität und Lehrerschaft (beginnt im Sborník učitelstva moravského zu erscheinen), im Jahre 1906 in Turnau den auch für weitere Kreise bestimmten Cyklus »Erziehung in Familie, Schule und Gesellschaft«. Einige von seinen populären Vorträgen erschienen auch in »Pražská lidová revue«.

Prof. Drtina ist ausserdem unermüdlich tätig als Obmann der neuen wichtigen nationalen Institutionen, der »Gesellschaft des böhm. pädagogischen Museums« und der »Jednota Komenského«, welche beide im Jahre 1906 gegründet wurden und erhabene Kulturziele verfolgen.

So entrollt sich uns das Bild des vielseitigen und doch einheitlichen Wirkens Prof. Drtinas. Dieser ist sich auch des Umstandes bewusst, dass einige seiner Reformideale weit davon entfernt sind, schon heutzutage verwirklicht zu werden, und hört infolgedessen nicht auf, durch Belehrungen aller Gesellschaftsschichten die allgemeine Bildung in unserem Volke zu verbreiten und zu erhöhen, in der festen Überzeugung, dass nur die durch Kenntnisse und Bildung aufgeklärte und ethisch veredelte Menschheit imstande sein wird, einst aus sich eine Gesellschaft hervorzubringen, die alle gesunden Ideale auf dem Gebiete der Reformerziehung zum grossen Vorteil aller Menschen zur Geltung bringen wird. Also nicht nur durch die Schule und Erziehung zur Gemeinschaft, sondern auch durch die veredelte Gemeinschaft zur gesunden und edlen Erziehung, ist seine feste Lebensüberzeugung.

Dr. *Ot. Chlup.*

Čechisches Schauspiel.

Die letzten Monate haben wenig Neues gebracht und noch weniger Erfolgreiches. Entschuldigungen für den Mangel an Novitäten hat das Nationaltheater in Hülle und Fülle, wir würden aber viel lieber konstatieren, dass allen den zahlreichen und wohl bekannten Schwierigkeiten zum Trotz, die Direktion es dennoch verstanden habe, ein Repertoire aufrecht zu erhalten, wie es die Stellung unserer ersten Bühne erfordert. Die Direktion sollte sich das Ideal Laubes zu eigen machen, dass ein Fremder nur ein Jahr in Prag bleiben müsste, um alles Lebensfähige der heimischen und alles Vortreffliche der fremden dramatischen Literatur kennen zu lernen. Wenn sie sich diesem Ziel durch angestrengte Arbeit halbwegs genähert hätte, könnte sie die Aufgabe, auch die Arbeiten begabter Anfänger der Feuerprobe der Aufführung teilhaftig werden zu lassen, gelassen abwälzen und sie den im Schatten des Nationaltheaters kräftig aufblühenden Vorstadtbühnen zuweisen. Welches Prinzip gegenwärtig bei der geringen Zahl verfügbarer Novitätenabende befolgt wird, wäre schwer zu sagen, vielleicht lebt man von der Hand in den Mund. Gegen die Aufführung

von F. X. Svoboda »Fialka« (Das Veilchen) lässt sich freilich nichts einwenden, ein Autor von seinem Range hat Anspruch darauf, auch ein vielleicht weniger gelungenes Produkt aufgeführt zu sehen. Und so viel Hübsches dieses Lustspiel in Einzelheiten enthält, so gern man einen Dichter, der Gewichtiges zu sagen weiss, auch dem Tage dienen sieht, dessen Bedürfnisse sonst von den Bühnenhandwerkern bestritten werden, so hat doch Svoboda diesmal dem Geschmacke des Publikums gar zu viele Konzessionen gemacht, als dass der hübsche und poetische Grundgedanke seines Lustspiels diese Nebenarbeit über dem gewöhnlichen Bühnenniveau halten könnte. Das Publikum hat sich gut amusiert und die Darsteller haben es mit einigen scharf markierten Gestalten leicht gehabt.

Dieses im ganzen unschädliche und wenigstens unterhaltende Werk war aber auch alles, was wir von einheimischer Produktion bekamen; und die Fremde stand grösstenteils tief unter dem Niveau des Nationaltheaters. Da war ein englisches Salonlustspiel, — Pleonasmus, also ein englisches Lustspiel von Sutro, The walls of Jericho, welches mit lächerlicher Wichtigkeit die Lektion behandelt, die ein reich gewordener Goldgräber seiner hochadeligen Gemahlin gibt — ganz im Sinne der auch bei uns heimischen Familienstücke nach der Art von Grossmanns »Nicht mehr als sechs Schüsseln« seligen Angedenkens.

Literarisch viel bedeutsamer waren die »Drei Schwestern« von Čechov. Die Moskauer Schauspielergesellschaft Stanislavskijs, die voriges Jahr dieses Drama mit so grossem Erfolge nach dem Westen getragen hat, hat es bei uns nicht gespielt, wir sahen nur »Car Fedor Ivanovič«, »Onkel Váňa« und das »Nachtasyl«. Aber die Darstellungen dieser merkwürdigen Gesellschaft, welche die Wirklichkeitstreue der Meininger mit vertiefter Auffassung und grosser künstlerischer Kraft verband, war bei uns so gross, dass man das Fehlen der drei Schwestern lebhaft beklagte. Dieser vorjährigen Russenbegeisterung haben wir die Aufnahme des Dramas in unsern Spielplan zu verdanken. Was der Dichter hier darstellt, ist das Gegenteil alles dramatischen Lebens, es ist das langsame Wirken kleiner, fallender Tropfen, der Schmerz, den unzählige, einzeln kaum fühlbare Nadelstiche erregen, der durch ihre Masse zur Verzweiflung gesteigert wird: kein Handeln, sondern ein Geschehen, kein Werden, sondern ein Späteranderssein -- es bleiben schliesslich nur einige szenische Bilder, welche die Kapitel eines Romans illustrieren, die Schwestern immer wieder gealtert, immer wieder um eine Hoffnung ärmer, sozial immer mehr tiefer gesunken, das Nest, in dem sie verurteilt sind zu leben, immer öder, bis das klingende Spiel der ausmarschierenden Garnison seine vollständige Verlassenheit ankündigt, immer ferner gerückt ihr Pharos, das anfangs aus nächster Nähe zu leuchten schien — das Land ihrer Sehnsucht: Moskau, Moskau!

Es war unserem Theater von vornherein nicht beschieden, hier eine Schöpfung hinzustellen, es galt nur, das von den Russen bereits Geleistete, freilich weder vom Publikum noch von den meisten Darstellern Gesehene, nachzuschaffen, und so tief ergreifend das Schicksal der drei Schwestern in der vortrefflichen Darstellung der Damen Kvapil, Danzer

und Dostál war, so feine Nuancen die Regie J. Kvapils in der Darstellung einer russischen Haushaltung uns unauffällig zu bieten wusste, so kann man doch nach den Begriffen, die man vor Jahresfrist von der Leistungskraft der Russen gewonnen hat, sich eine noch viel vollendetere und echtere Darstellung namentlich des Milieus von Offizieren und Beamten denken, als wir sie hier gesehen haben. Immerhin gehört das Stück zu den Aktiven der armen Saison.

Das kann man von der Aufführung der katalanischen Tragödie von Guimera »Niederung« (Terra baixa) nicht behaupten. Das einzig Erfreuliche an ihr war die Überzeugung, dass wir es denn doch im Dramatischen über die ersten Schritte gebracht, die wir bei Völkern ohne dramatische Vergangenheit, bei Catalanen, Bulgaren, Serben, zu beobachten Gelegenheit haben. Das Drama Guimeras zeigt alle charakteristischen Züge solcher jungen Dramatik, eine an äusserem turbulenten Geschehen reiche Handlung, einheimische, in Äusserlichkeiten überaus bodenständige Gestalten, die aber innerlich mit von der Weltliteratur abgelegten Charakteren gefüttert sind. Als Entschuldigungsgrund liesse sich anführen, dass das Drama seinen Weg über die Bühnen von ganz Europa macht. Eine erfreulichere »Novität« wird vorbereitet, Shakespeares »Viel Lärm um nichts«, in der neuen Übersetzung von J. V. Sládek. *Ks.*

BESPRECHUNGEN.

Lubor Niederle: **Slovanské starožitnosti** (»Slavische Altertumskunde«) I. Teil in 2 Bänden. II. Teil 1. Band. Prag 1902-1906.

Im Anschluss an den im 4. Hefte der Č. R. eingerückten Aufsatz über das letzte Dezennium der böhmischen Archaeologie erachte ich es für eine notwendige Ergänzung, die Tätigkeit des Verfassers jenes Artikels selbst, des Archaeologen, Ethnographen und Altertumsforschers, Dr. Lubor Niederle, Professors der čechischen Universität, einigermassen zu beleuchten. Ich beabsichtige zu diesem Zwecke, den Leser mit dem Inhalt und der Bedeutung seines Hauptwerkes, welches von ihm als grosses Lebenswerk geplant wird — nämlich mit seinem Buche »Slovanské Starožitnosti« (Slavische Altertümer, bisher der I. Teil in 2 Bänden und der 1. Band des II. Teiles erschienen) bekannt zu machen. Niederle ist einer von jenen čechischen Gelehrten, die vom hohen Standpunkte einer allgemeineren Anschauung das Bild der Vergangenheit unseres Vaterlands konstruieren. Ich will damit Detailmonographien nicht unterschätzen, denn sie bahnen eigentlich erst solchen Werken, wie das Niederles ist, den Weg. Allein in dem weiten Rahmen einer allgemein slavischen Archaeologie erhält das Bild der böhmischen Archaeologie ein eigentümliches Gepräge und einen Inhalt, der in Einzelheiten von den Ansichten der Detailforscher sich unterscheidet. Darin liegt meiner Ansicht nach auch die Hauptquelle der Unterschiede zwischen Niederle und Píč, die Niederle im angeführten Artikel selbst hervorgehoben hat.

Dazu gesellt sich aber noch etwas anderes. Eine gründliche Erforschung der slavischen Altertümer erfordert heute eine grosse Vielseitigkeit und Mannigfaltigkeit von Kenntnissen, von denen ein Spezialforscher vieler entraten kann. Denn die Wissenschaft der slavischen (auch germanischen und anderer) Altertümer ist nicht mit einer speziellen Archaeologie oder Praehistorie zu verwechseln. Die praehistorische Archaeologie ist eine Wissenschaft für sich, die Altertumswissenschaft ist so zu sagen eine applizierte praehistorische Archaeologie, in der diese nur den Platz einer der Hilfswissenschaften einnimmt, neben der Linguistik, Anthropologie u. a. Aber ungelöst bleibt bis jetzt die Frage der Applizierung. Es fehlt nämlich ein Bindeglied zwischen der Geschichte, die mit der Chronologie der Ereignisse operiert und ohne sie nicht denkbar ist, und der Praehistorie, die einer bestimmten

Chronologie entbehrt und anstatt dieser nur eine Reihenfolge von Kulturen unbekannter Kulturträger statuiert. Die Altertümer, welche die älteste Geschichte eines Volkes bieten sollen, fasst man als einen Teil der eigentlichen Geschichte auf, die aber vieles aus der Praehistorie brauchen kann und soll. Aber in der Art und Weise, wie man die Errungenschaften der Praehistorie für die Geschichte ausnützen soll, herrscht bis jetzt keine einheitliche Methode, sondern verschiedene Stufen der Umsicht oder Übertreibung. Und man kann sagen, dass in dieser Hinsicht Niederle alle anderen Altertumsforscher mit seiner umsichtigen, aber doch nicht pedantischen Methode, mit seinem reifen, gesunden Urteil übertrifft.

Es ist bezeichnend für diesen Forscher, dass er als fachmännischer (praehistorischer) Archaeologe angefangen hat — er hat bereits vor zehn Jahren ein vorzügliches Handbuch dieser Disziplin, »Die Menschheit in vorhistorischer Zeit unter besonderer Berücksichtigung der slavischen Länder«, Prag 1893*) herausgegeben — und doch bilden die Resultate seiner archaeologischen Forschung in seinen »Slavischen Altertümern« (I, 2) nur ein Anhangskapitel. Der Praehistoriker des »Lidstvo« hat sich in den Historiker der »Starožitnosti« verwandelt.

Somit ist Niederle zum wahren Nachfolger und Erben des berühmten Šafařík geworden, der seiner Zeit (Šafaříks »Slavische Altertumskunde« ist im J. 1837 erschienen) keiner Archaeologie sich bedienen konnte. Es ist gewiss ein seltener Fall in der Wissenschaft, dass ein 80 Jahre altes Werk immer noch im grossen und ganzen seinen Wert behält, was eben die neue Forschung Niederles nachweist. Aber Šafaříks »Slavische Altertümer« gelten doch als veraltet — erstens wegen einer Reihe von Einzelheiten, dann infolge des grossen Aufschwunges der historischen Wissenschaften überhaupt, den man in den letzten dreissig Jahren bemerkt, infolge der Aufschliessung neuer Quellen, einer Menge von speziellen Detailarbeiten, infolge neuer Wissenschaftsabzweigungen, wie der Archaeologie und Anthropologie, infolge der grossen Fortschritte der Sprachforschung und endlich infolge neuer Methoden und Hypothesen —. Eine neue synthetische, zugleich aber auch selbständige Arbeit über die slavischen Altertümer wurde somit ein notwendiges Postulat unserer Zeit. Sowie gleichzeitig mit Šafaříks »Slavischen Altertümern« die »Deutschen Altertümer« Zeuss' erschienen sind, so wurde es fast unvermeidlich, dass das neue Werk Müllenhoffs über die älteste Geschichte der Deutschen auch von einer neuen Forschung über die slavischen Völker begleitet werde.

Die slavischen Altertümer sind einer der wichtigsten Zweige der Slavistik überhaupt. Es ist bemerkenswert, dass die slavistischen Traditionen sich in dem Lande immer lebendig erhielten, welches als ihre Wiege bezeichnet werden kann, in Böhmen, in Prag. Nach Dobrovský, dem »Vater der Slavistik«, nach Šafařík kamen ihre Epigonen. Und

*) Lidstvo v době předhistorické se zvláštním zřetelem na země slovanské, Praha 1893. Es erschien auch eine russische Übersezung und eine polnische Bearbeitung. Das letzte Handbuch der polnischen Geschichte (Czermak) folgt Niederle vollständig.

auch dann hat die Prager Universität (seit ihrer Teilung ihr čechischer Zweig) die besten Vertreter der Slavistik beigestellt — ich erwähne nur Namen wie Vocel, Gebauer, K. Jireček (jetzt in Wien), Zubatý, Polívka . . . Zu dem Kreise der besten čechischen Universitätsslavisten gehört besonders auch Niederle.

Es ist nicht meine Aufgabe, seine ganze bisherige wissenschaftliche Tätigkeit zu schildern; ich begnüge mich hier zu erwähnen, dass Niederle mit einer ganzen Reihe von Vorarbeiten, auf die er sich teilweise in seinem Hauptwerke beruft, sich eingeführt hat, bevor er zu Bearbeitung der slavischen Altertümer schritt. Daneben muss man auch seine gewissermassen öffentliche Tätigkeit als bezeichnende Vorbereitung hervorheben. Als Ethnograph und Anthropologe fungierte Niederle einige Zeit als Leiter des čechischen ethnographischen Museums und redigierte mit dem bekannten Folkloristen Č. Zíbrt die ethnographische Revue »Český Lid«. Später leitete er die hübsche bibliographische Publikation »Věstník slovanských starožitností a slovanské filologie« (Anzeiger für slavische Altertümer und slav. Philologie), die leider nach kurzer Zeit der Petersburger nachhaltigeren Bibliographie »Slavjanovědenie« (Die Slavistik) Platz machte, aber keineswegs durch sie ersetzt wurde, besonders weil die letztere in den gegenwärtigen Wirren zugrunde ging — so dass gegenwärtig weder »Slavjanovědenie«, noch »Věstník« herausgegeben wird.

In der Vorrede zum 1. Bande des I. Teiles seiner »Altertümer« beschreibt Niederle den ganzen Plan dieses Werkes. Es soll aus sieben Teilen (in mehreren Bänden) bestehen, von denen die vier ersten, die historisch-ethnologische Abteilung bilden sollen, dagegen die zwei folgenden mit der Kultur und den Altertümern in der eigentlichen Bedeutung des Wortes sich befassen sollen. Der letzte soll als Supplement eine systematische Übersicht der Quellen und der Literatur enthalten. Wie bereits oben angedeutet, ist bis jetzt nur der I. Teil (in 2 Bänden) und der 1. Band des II. Teiles vorhanden. Der I. Teil enthält die Lösung der Frage über die Abstammung und die Anfänge des slavischen Volkes, dessen ursprüngliche Einheit als notwendiges wissenschaftliches Postulat gilt. Der II. Teil ist dem Verlaufe und den Ergebnissen der südslavischen Völkerwanderung gewidmet.

Die drei ersten Kapitel (I, 1) beschäftigen sich mit der ursprünglichen oder ältesten Heimat der Slaven, mit ihrer anthropologischen und linguistischen Urgeschichte, mit ihrer vorhistorischen Entwicklung. Niederles Ausgangspunkt bildet der Gedanke, dass sich für ein »grosses zahlreiches Volk« (μέγιστον ἔθνος), wie die ältesten historischen Nachrichten die Slaven nennen, auch ein entsprechend umfangreiches Gebiet finden lassen muss, wenn auch genügende positive Nachrichten darüber fehlen sollten. Er sucht das slavische Volk (und eben da wurden seit lange die grössten Fehler gemacht) unter den Kollektivnamen anderer Völker, wie Skythen, Sarmaten, welche geographisch, nicht ethnographisch verstanden werden. Allerdings gelangen wir so zu einem Konflikte jenes Postulats mit den positiven historischen Nachrichten, wobei eine sozusagen pedantische Handhabung der Methode nur ne-

gative Resultate gewinnen muss, wie wir es bei den namhaften Forschern, wie Zeuss, Müllenhoff, Tomaschek, Much, Kossinna, Braun, Erckert und Pogodin, finden, die die Slaven überall dort ausschliessen, wo man die Existenz nicht unmittelbar beweisen kann. Niederle dagegen ist der Ansicht, dass man suchen muss — und er findet viel Neues, und zwar mit Hilfe mancher Quellen, die andere Forscher als unzuverlässig verwerfen. Niederle versucht es, sie zu retten — ich weise hier besonders darauf hin, wie Niederle den von Müllenhoff schroff abgewiesenen Ptolemaios und die Tabula Peutingeriana behandelt. Die Geographie des Ptolemaios bietet nach Niederle ein retrospektives Bild dar, von dem einige Völker für die Geschichte zu retten sind. Die Sammlung und Sichtung der Nachrichten, die sich auf die Urgeschichte der Slaven beziehen oder bezogen werden können, ist überaus sorgfältig und umfangreich, verschiedene Probleme der geographischen Nomenklatur, besonders der Herodots, sind zu lösen . . .

In den Altertümern arbeitet man vorzugsweise mit Hypothesen — Niederles Werk ist eigentlich ein Hypothesenbau — aber sein Baumeister wünscht fortwährend kontrolliert zu werden, er macht uns seine Hypothesen-Gebäude möglichst klar und durchsichtig, und so ist es zu erklären, dass er uns alle wichtigen Fragen und Probleme in ihrer eigenen Geschichte, in ihrer wissenschaftlichen Entwicklung darlegt; er greift immer den Kern heraus, er formuliert jedesmal, was eigentlich gelöst werden soll, er diskutiert es von verschiedenen Standpunkten aus und begründet dann seine eigene Ansicht. Die Feststellung der Aufgaben, die Formulierung und Beschränkung der eigentlichen Ziele der Forschung gehört zu den Vorzügen des Werkes. Die Ausführungen Niederles sind nicht einwandfrei — das betrifft namentlich seine philologischen Beweise oder Aufklärungen, gegen die auch die Rezensenten aus den Reihen der Philologen Einwände erhoben (Brückner u. a. gegen die Slavität der Wurzel bud- in Herodots Budinen, Sobolevskij gegen die Bedeutung des Wortes Charvate (Kroaten) und neulich Murko gegen die vermeintliche Slavität der geographischen Nomenklatur im Donaugebiet — Pleso, Pathisus u. s. w.). Aber ich muss gleich hervorheben, dass die philologischen Ausführungen bei Niederle nur eine untergeordnete Stelle einnehmen, er behandelt das philologische Material (die Nomenklatur) nur als eine nützliche Beihilfe, deren er jedoch nötigenfalls entbehren kann. Wie wenig bis jetzt die Philologie für die Lösung der historisch-ethnographischen Fragen bieten kann, ist eben aus Niederles Werke ersichtlich, wo er über die Abstammung der Slaven handelt. Denn die Philologie kann nicht einmal die arische Abkunft der Slaven sicher stellen, obzwar man aus anderen wichtigen Gründen darüber nicht in Zweifel ist.

Doch ich habe mich vielleicht zu lange bei der allgemeinen Beschaffenheit der »Altertümer« Niederles aufgehalten. Es erscheint für den deutschen Leser wünschenswerter, die tatsächlichen Ergebnisse der Forschung mitzuteilen. Es ist inhaltlich ein reiches Buch — und zwar deshalb, weil es vielen beiläufigen Stoff bearbeitet, wie der erste Teil des I. Kapitels, das IV. u. V. Kapitel (des T. I., 1) über die Ge-

schichte der Ansichten von der Urheimat der Slaven, über die geographischen Nachrichten von der Slavenheimat, die sich in antiken Quellen befinden, und über die Nachrichten von den slavischen Veneden, wie das X. Kapitel (I, 2) über Ptolemaios, das I. Kapitel (II, 1) über die Geographie und Ethnographie des Donaugebietes und des Balkans im Altertum, das V. Kapitel (II, 1) eine übersichtliche Geschichte einer der schwierigsten Fragen der südslavischen Geschichte, nämlich der Ankunft der Serben und Kroaten enthaltend. Als Šafařík seine »Altertümer« schrieb, stand die Frage der Autochthonie der Slaven in Europa im Vordergrund — zur Zeit Niederles ist diese Frage längst gelöst. Ihm handelte es sich nur um eine nähere Bestimmung der slavischen Urheimat, wobei er zwischen zwei Kontroversen entscheiden musste, entweder für die mittlere oder untere Donau, auf welche die ältesten Kiewer Annalen deuten, oder für das Gebiet östlich vom Karpathen-Gebirge, für das besonders die historischen Nachrichten über die Slavenwanderung sprechen. Niederle entscheidet sich gegen die Donauhypothese, als deren Anhänger besonders Píč und Filevič gelten, denn die Angaben der Kiewer Annalen muss man nach ihm nicht als eine uralte Tradition, sondern als eine künstliche Buchtradition annehmen, die wahrscheinlich in der südslavischen Klosterliteratur auf Grundlage einer byzantinischen Chronik entsprungen ist. Gegen die Kiewer Annalen stützt sich Niederle auf den Kosmographen von Ravenna und den sogenannten Bayerischen Anonymus, welche eigentlich die ältesten Zeugen für die Urheimat der Slaven östlich der Karpathen sind. Im jetzigen Königreiche Polen (die nördlichen Gubernien ausgenommen), im südlichen Teile der Gubernien Grodno, Minsk, vielleicht auch Mohilew, in der Umgegend von Černigov, in den Volhynischen, Kiewer und Podolischen Gubernien, in ganz Galizien und der Bukovina — in diesem Gebiet soll die Urheimat der Slaven nach Niederle gewesen sein. Geographisch beschrieben: von dem Mittellaufe der Weichsel östlich bis zum Dniepr und weiter bis in das Flussgebiet der Desna, von den Karpathen nördlich bis ungefähr nach Mohilew. Nirgends als in dem von Niederle abgegrenzten Gebiete findet man eine so reine slavische Nomenklatur. Vom Standpunkte der Archaeologie lässt sich zwar manches dagegen einwenden — aber, wie bereits gesagt, der bescheidene Historiker Niederle lässt sich in diesem Falle nicht von dem geschulten Archaeologen Niederle beeinflussen.

Nach der Frage der Urheimat folgt die der Abstammung, und zwar der Sprache wie dem Körper nach. Hier ist der Ort für die Linguistik und Anthropologie. Es sind das die schwierigsten Fragen, die noch weit von ihrer Lösung entfernt sind. Obwohl man linguistisch die reine arische Abkunft der Slaven nicht sicherstellen kann, obwohl die Anthropologie auf Kreuzung mit Mongolen deutet (die überwiegende Brachykephalie der Slaven), so kann man (nach Niederle) doch sagen, dass es in beiderlei Hinsicht mit den Germanen nicht besser steht — denn die Slaven und Germanen haben denselben ethnischen Ursprung.

Dann befasst sich Niederle mit der uralten Spaltung des ursprünglich einheitlichen Slaven-Volkes, welche nach der Ansicht der

Linguisten bereits in den Ursitzen stattgefunden hat. Niederle huldigt der tripartistischen Theorie, die sich am besten mit dem rein geographischen und historischen Standpunkte in Einklang bringen lässt. Die dreigliederige Sprachentwicklung wurde dann durch die örtliche Verbreitung der Slaven unterstützt. Sie verbreiteten sich gegen Osten, Westen und Süden, aber nicht gleichmässig, denn im Westen stiessen sie auf den mächtigen Widerstand der Germanen, so dass hier der Strom sich zweifach spalten musste — einerseits in der Richtung nach dem Baltischen Meere, andererseits nach den Sudetenländern. Die Art und Weise der slavischen Ausbreitung richtete sich je nach dem Territorium oder dem Widerstande der Nachbarn — sie war nicht in der Natur und dem Charakter des Volkes begründet.

Für die älteste slavische Geschichte sind von grosser Bedeutung besonders vier historische Begebenheiten: es sind das die grossen Einfälle fremder Völker, die ohne Zweifel das urslavische Gebiet berührt haben — die Einwanderung der Skythen, der Anfang der germanischen Bewegung von der Ostsee, der gallischen von der mittleren Donau aus und das Einrücken der Sarmaten. Von Skythien als einem geographischen Begriff ausgehend, befasst sich der Verfasser mit der ganzen Skythen-Frage, um einige Bruchstücke der slavischen Geschichte zu entdecken, denn es ist an sich höchst wahrscheinlich, dass die altslavische (archaeologische) Kultur unter dem Einflusse der skythischen stand. Von den Skythen hält Niederle weder die s. g. König-Skythen, noch die Skythen-Landleute für Slaven; als solche gelten ihm nur ihre nördlichen Nachbarn Neuren und Budinen nach ihren anthropologischen Kennzeichen. Aber eine Reihe von topographischen slavischen Namen mit der Wurzel bud- entfällt als Beweis, denn es ist nach Brückner eben diese Wurzel eine germanische.

Das VIII. Kapitel behandelt den ersten (in seinen topographisch-philologischen Folgerungen strittigen) Kampf zwischen Slaven und Germanen, nämlich den Bastarnen, die im 5. bis 6. Jahrhundert vom Norden her auf die Slaven stiessen. Ein noch grösseres Problem ist die gleichzeitige oder etwas spätere Ankunft der Gallier . . .

Das IX. Kapitel befasst sich mit den Sarmaten, den Nachfolgern der Skythen. Vieles hängt hier von der Auffassung der Hauptquelle für Sarmatien ab — nämlich von der Geographie des Ptolemaios. Das habe ich bereits oben berührt. Als Hauptergebnis dieser Partie ergibt sich, dass Veneden ein Kollektivname für eine ganze Reihe von slavischen Völkern wie Sulanen, Zaboken, Kostoboken, Veleten und wahrscheinlich auch Piengiten, Gewinen, Bodinen, Stavanen und Karpen war. Die Slavität der Karpen und Kostoboken, die von Bedeutung für die Anfänge der Slavenangriffe auf den Balkan wären, wird Niederle von seinen Rezensenten kräftig bestritten, so dass er sich entschieden hat, die Frage der Slaven-Kolonisation im Balkan im II. Teile ohne Rücksicht auf diese Völker zu lösen.

Was die Schlussfolgerungen des archaeologischen Anhangskapitels betrifft, so ergeben sich folgende: Vom Ende des Neoliths bis zum Anfange der römischen Einflüsse sind in der nordeuropäischen Tiefebene

zwischen der Oder und dem Dniepr drei archaeologische Gebiete zu unterscheiden: das lausitz-schlesische der Urnenfelder (zwischen der Saale, Warthe, Donau und an der unteren Havel), die Gruppe der Kastengräber im Weichselgebiete und das am wenigsten ausgeprägte Gebiet westlich von Bug und San, das sich mit der Region der östlichen Grabhügel deckt. Die grösste Bedeutung schreibt Niederle der lausitz-schlesischen Kultur zu, die nicht nur eine kulturelle, sondern auch eine ethnologische Einheit bildet — das Gebiet eines Volkes, dass das heutige Sachsen, Brandenburg, Schlesien, Posen, einen Teil Böhmens und Mährens, das westliche Galizien und nördliche Ungarn inne hatte. Niederle hält mit vielen slavischen Forschern dieses Volk für slavisch, während die deutschen Archaeologen es den Germanen zuweisen.

Wenn der I. Teil die Anfänge der Verbreitung und Bewegung der Slaven von ihrer ursprünglichen Heimat in Zusammenhange mit ihrer sprachlichen Differenziation, also noch in der Urzeit behandelt, so gelangen wir mit dem II. Teile zu der wahren Völkerwanderung in der Richtung gegen Süden, auf die Balkanhalbinsel. Obwohl man hier schon mit einer grösseren Zahl eigentlicher Geschichtsquellen disponiert, so begegnet man doch einer Reihe von Kontroversen, deren Kern tief, manchmal bis in die Verhältnisse der Urzeit greift. Unklare Andeutungen der vielversprechenden manchmal auch nur vielsprechenden, Quellen, über die entferntere Vergangenheit reizen und verführen nur den Forscher, mit Hilfe anderer Kenntnisse — hier begegnet man wieder der historisch-topographischen Nomenklatur — die Nebel zu zerstreuen, mehr Licht zu gewinnen. Auch hier gibt es eine Ansichtengeschichte, in der besonders die Theorie der s. g. Autochthonisten und der — ich möchte gerne sagen Positivisten — in den Vordergrund treten. Niederle macht, nachdem er ein hübsches plastisches Kapitel (1) über die geographischen (es kommen hier besonders Gebirgspässe und Wasserwege in Betracht) Verhältnisse des Schauplatzes und über die Römerherrschaft daselbst vorausgeschickt — den Leser mit jener Ansichtengeschichte bekannt. Die Autochthonie der Slaven im Donaugebiet und auf dem Balkan ist längst abgetan. Es handelt sich um eine bestimmtere Zeitrechnung der jedenfalls späteren Slavenwanderung sowie auch um die näheren Umstände, die sie begleitet oder eher verursacht hatten. Hier begegnet man extremen Hauptrichtungen, von denen die eine besonders Müllenhoff, Roesler und Pogodin repräsentieren, die vor dem 6. Jahrhunderte von den Slaven auf dem Balkan nichts wissen wollen; der Autor der anderen, grösstenteils nicht mehr verteidigten Richtung (dass die slavische Okkupation des Balkans bereits im 2. Jahrhunderte n. Chr. angefangen habe) ist der unlängst verstorbene Charkover Profesor Drinov, den auch K. Jireček bald verlassen hat. Niederle kehrt zu Drinov zurück, so dass seine Ansicht sich als eine Modifikation der Drinovschen ergibt. Die slavischen Einfälle auf dem Balkan beginnen zwar zu Ende (oder eher um die Mitte) des 5. und zu Anfang des 6. Jahrhunderts, aber die einzelnen Gebiete an dem linken Ufer der Donau wurden bereits (wie Inseln) im 1. bis 2. Jahrh. n. Chr. von den Slaven besiedelt — und zwar im jetzigen Ungarn sowie auch unweit

der Donaumündung. Wenn man auch verschiedenes gegen Niederle einwenden kann (z. B. gegen die philologischen Beweise), so spricht doch als wichtigstes Zeugnis für ihn der griechische Historiker Priskos, der von einem, den Hunnen unterworfenen Volke erzählt, dessen Getränke den slavischen Namen μέδος trug — wozu sich wahrscheinlich auch Jordanes' strava gesellt. Was die dauernde Besiedelung des Balkans durch die Slaven betrifft, so kann davon vor dem 6. Jahrh. keine Rede sein – ausgenommen vielleicht einen engen Streifen längs der Save- und Donaugrenze.

Es ist ein Verdienst Niederles, dass er im IV. Kapitel die chronologische Reihenfolge der Slaveneinfälle auf dem Balkan (welche bisher überaus verwickelt war) meiner Überzeugung nach definitiv festgestellt und mit allen ihren Einzelheiten pragmatisch geschildert hat. Schon dadurch bekommt man viel neues Licht zur Erläuterung mancher wichtigen Fragen, von denen besonders die der Okkupation Griechenlands durch die Slaven und der Ausrottung des hellenischen Elements (die bekannte Theorie Fallmerayers) ins Gewicht fällt, deren gründliche Erörterung und definitive Lösung gemäss des Versprechens des Verfassers vom 2. Bande (des II. Teiles) zu hoffen ist. Ich hebe gleich hervor (man kann es aus der Feststellung der Tatsachen voraussagen), dass auch hier die Lösung zu Gunsten der Slaven, zu Gunsten Fallmerayers gegen die Hyperkritik (des allerdings hochgeschätzten) Hopf, dem auch Šafařík gefolgt ist, neigt.

Das letzte Kapitel (V) enthält eine Geschichte und Analyse der bisherigen Ansichten über die Ankunft der Serben und Kroaten auf dem Balkan, die bekanntlich nach Konstantin Porphyrogennetos meistenteils in die Zeit des Kaisers Herakleios verlegt wird. Auch in diesem Falle kann man die Art und Weise der künftigen Entscheidung des Verfassers zwischen Porphyrogennetos' Freunden oder Feinden vorausehen — es wird eine modifizierte Rettung der Porphyrogennetostradition sein ohne bestimmte Zeitangabe der serbo-kroatischen Okkupation, die natürlich nur als ein Teil der gesamten Slavenokkupation, die in der 2. Hälfte des 6. Jahrhunderts erfolgte, zu verstehen ist. Man kann ein Bündnis zwischen Serbo Kroaten und Kaiser Herakleios gegen die Avaren als Kern der Porphyrogennetostradition ansehen. Niederle versucht es, auch die Existenz von Porphyrogennetos' Grosskroatien oder Weisskroatien zu verteidigen, besonders auf Grund der orientalischen Quellen (Kardizis Chronik und eine anonyme persische Geographie v. J. 982 -- 3), wo er eine zutreffende Emendation des Textes einführt. Die Benützung einer Reihe von orientalischen Quellen (neben einer umfangreichen Belesenheit und Erudition des Verfassers im allgemeinen), die in der letzten Zeit in korrekteren Editionen und Übersetzungen erschienen (z. B. die interessante Chronik des Michael Syros), half Niederle die ganze Slavenwanderung und Okkupation der Balkanhalbinsel in ein neues Licht stellen. Es ist interessant, dass manchmal ein paar Worte (es handelt sich u. a. besonders um Michael Syros) langjährige Kontroversen auf einmal auf den richtigen Weg lenken. Es ist gleichsam das Ei des Kolumbus.

Ich bin überzeugt, dass Niederle in jenen Partien seines Buches, die die slavische Okkupation des Balkans betreffen, die wenigsten Vorwürfe erfahren, und dass seine Forschung in dieser Hinsicht für immer eine feste Basis für den weiteren Fortschritt der Wissenschaft bilden wird. Was das frühzeitige Erscheinen der Slaven an der unteren und mittleren Donau betrifft, darüber wird man noch weiter streiten, aber im grossen und ganzen muss man doch seinen bescheidenen Behauptungen beipflichten.

Man kann bei Niederles Werke nur das eine bedauern — dass man nämlich davon nur wenige Bände besitzt. Aber ein solches Buch lässt sich nicht aus dem Boden stampfen. Wie das frühere Werk (»Lidstvo«), so erlebte auch das spätere (»Starožitnosti«) bald nach dem Erscheinen der Originalausgabe eine russische Übersetzung, die durch eigene Nachträge des Verfassers vervollständigt worden ist.

Dr. *J. Bidlo.*

Prof. Dr. J. Hlava: **Problem rakoviny** (Das Problem der Krebskrankheit.) Rede bei der Installation als Rektor der b. Universität am 7. Nov. 1906.

Unter Zugrundelegung seiner eigenen Erfahrungen unterzieht Hlava unsere heutigen Kenntnisse und Theorien über das Wesen des Krebses in kurzen Umrissen einer Kritik und entwirft ein Bild des Karzinomproblems, wie es sich im Lichte des Experimentes darbietet. Durch die klinische Beobachtung kann die Frage nach der Entstehung der Geschwülste nicht gelöst werden, da alle in dieser Hinsicht angeführten Momente — mechanische, chemische, thermische Reize, Erblichkeit, Alter, ethno- und topographische Verhältnisse — höchstens eine Praedisposition abgeben können; nur die Statistik könnte den Untersuchungen, speziell den Experimenten, eine Stütze bringen. Das mikroskopische Studium hat die Cohnheimsche Theorie über die Histogenese der Geschwülste bis zu einem gewissen Grade bestätigt, aber die geheimnisvolle Kraft, welche die versprengten Keime nach so langer Zeit zur Wucherung veranlasst, hat sie ebenso wenig aufgedeckt wie die klinische Beobachtung. Bessere Aussichten bietet die experimentelle Forschung, deren Ergebnisse der Autor in drei Gruppen einteilt. In die erste Gruppe gehören jene Versuche, welche den Beweis erbringen wollten, dass der Krebs zu den infektiösen Epitheliosen gehöre; dieser Beweis, der die Lehre vom Parasitismus des Karzinoms stützen sollte, ist nicht erbracht worden. Zur zweiten Gruppe rechnet H. die Versuche einer Kultivierung der Geschwülste. Diese Versuche führten zu folgenden Resultaten: 1. Zur Kultivierung der Geschwülste eignen sich am besten weisse Mäuse; 2. die Spontankarzinome der weissen Mäuse entsprechen den Drüsenkarzinomen des Menschen; 3. die Proliferationsfähigkeit mancher Spontankarzinome der weissen Mäuse kann durch Transfert gesteigert werden; 4. das Karzinom degeneriert manchmal sarkomatös; 5. der Impuls zur Proliferation des Karzinoms geht, we-

nigstens bei den Drüsenkrebsen, nicht von Parasiten aus; 6. wahrscheinlich existieren im tierischen Körper gewisse Stoffe, auf deren Anwesenheit die Proliferationsfähigkeit des transplantierten Gewebes beruht. — In die dritte Gruppe zählt der Autor die Versuche Senus und B. Fischers; ersterer erblickt die Ursache des Krebses in der Ernährung, letzterer in den Attraxinen, beide also in chemischen Einflüssen. — Was die Immunisierung gegen Geschwülste und im Zusammenhange damit die Serotherapie des Karzinoms anbelangt, so lässt sich nur so viel sagen, dass es gelingt, weisse Mäuse gegen ihr eigenes Karzinom zu immunisieren; doch lässt sich dieselbe Methode auf den Menschen nicht übertragen; vielleicht wird es aber gelingen, aus grösseren Tieren durch vollvirulentes Material ein Serum zu gewinnen.

Unsere heutigen pathologisch-anatomischen und experimentellen Erfahrungen berechtigen zu folgenden Schlüssen: 1. Es ist Tatsache, dass Karzinome und manche andere Tumoren sich aus im embryonalen Leben versprengten Keimen entwickeln (Einfluss der Heredität). 2. Es ist möglich, dass Karzinome auch aus Keimen entstehen können, die im postembryonalen Leben durch mechanische, thermische, chemische Irritationen versprengt wurden (Sekundäre Bedeutung dieser Reize). 3. Das Karzinom, speziell das Drüsenkarzinom, scheint nicht parasitären Ursprungs zu sein. 4. Über die übrigen Karzinome, namentlich die Kankroide, kann man sich noch nicht in gleicher Weise aussprechen; vielleicht existieren (in aetiologischem Sinne) verschiedene Arten des Karzinoms. 5. Der Impuls zur Wucherung geht von einem, noch nicht näher bekannten, chemotaktisch wirkenden, chemischen Agens aus, das endogenen oder exogenen Ursprungs ist. Hier dürfte die Bedeutung der Ernährung, der ethno- und topographischen Einflüsse zur Geltung kommen. 6. Wir sind imstande, einen gewissen Grad von Immunität gegen Geschwülste und Karzinome experimentell zu erzielen. 7. Mit Rücksicht auf diese Erfahrung dürfen wir hoffen, dass wir mit der Zeit zur Heilbarkeit des Karzinoms gelangen werden. Dr. *L. Syllaba.*

NOTIZEN.

Antonín Sova (geb. 1864 in Patzau), Bibliothekar der Stadt Prag, ist unter den jüngeren čechischen Dichtern wohl das tiefste und ursprünglichste lyrische Gemüt. Sensitiv und zart wie kaum ein anderer, geht er den süssen Geheimnissen der einsamen Natur nach, betrachtet verträumt und sehnsuchtsvoll, wie der weiche, blaue Nebel auf die ruhige Herbstlandschaft sinkt, wie das erste Morgenlicht um die zarten Äste der rauschenden Birken webt, wie der duftige Glanz des melancholischen Mondes die blühenden Wiesen und die stillen Friedhöfe verhüllt, wie die eisbedeckten Bergspitzen ernst und erhaben mit den Wolken sprechen. Aber dieser, mit Jacobsen und Schlaf befreundete Impressionist, der die zartesten Schwingungen der Naturseele in seine berauschenden Verse zu bannen weiss, dieser Träumer, der die Wirklichkeit gern mit phantastischen und märchenhaften Zügen ausgestaltet, dieser sensitive Lyriker, dessen schmachtendes Herz von seinen Wunden nur in der stillen Einsamkeit genesen kann, fühlt sich leidenschaftlich in das moderne Lebensgewirre hineingezogen; sehnt sich immer von neuem nach allen Bitternissen der krankhaften Gesellschaft; kehrt immer wieder in die moderne, schwer aufatmende Grossstadt zurück.

Als er in den neunziger Jahren debutierte, malte er das moderne Grossstadtleben mit einem peinlichen Realismus geduldig, genrehaft und sentimental ab, bald aber wendete er sich von diesen banalfaden Scenen, von diesen kleinlichen Figürchen, von diesen gereimten Anekdoten, die auf seine damaligen poetischen Mitwerber noch heute eine grosse Anziehungskraft ausüben, verstimmt und unbefriedigt ab. Schon sein viertes Gedichtbuch, das den bezeichnenden Titel »Mitleid und Trotz« führt, erröffnet, wenn auch noch nicht sicher und zielbewusst, eine neue Epoche in Sovas Schaffen. Während er bisher das Leben und Streben seiner Mitmenschen scheu und süsslich bemitleidete, will er es jetzt rügen und richten. Sein lyrisches Monodrama »Eine geknickte Seele« ist ein bedeutender Beitrag zur Psychologie des modernen Individuums, das mit seiner Zeit, seiner Umgebung, seiner Nation gebrochen hat, ohne eine neue befriedigende Lebensform gefunden zu haben und deshalb verzweifelt zu Grunde geht; die čechische Jugend von damals begrüsste dieses äusserlich formlose Buch als einen befreienden Notschrei ihrer Sturm- und Drangzeit. Der Dichter, der, alle Fesseln des epigonenhaften Akademismus

wegwerfend, in dem freien Verse eine neue poetische Ausdrucksform gefunden und sich offen in die erste Reihe der neuen, für moderne Ideale streitenden Generation gestellt hatte, begnügte sich jedoch nicht damit, einfach zu protestieren; sein Werk wurde bald zur philosophisch poetischen Kritik der Gegenwart und ihrer Lebenswerte. Mit leidenschaftlichem Ernste und herber Wahrheitsliebe, mit einer pathetisch scherzhaften Geste zerschmettert der zürnende Dichter in seinen »Ausgetobten Schmerzen«, die immer noch sein Haptwerk bleiben, alle angebeteten Götzen der modernen Menschheit; schonungslos prüft er deren Glauben, Hoffnung und Moral und findet überall nur Lebenslügen. Aber der Poet, dessen analytischer Geist sich durch keinen schönen Wahn bestechen lässt, fragt zuletzt doch, ob diese schreckliche Götter- und Götzendämmerung ein Anfang oder ein Ende der modernen Gesellschaft sei. Und schon auf den letzten Seiten dieses schmerzhaften Buches schimmert gleichsam eine Ahnung einer höheren Zukunft, einer edleren Moral, einer besseren Menschheit.

Diese scheuen Zukunftsträume finden dann in dem wundervollen Cyklus »Das Tal des neuen Königreiches« (in dem Buche »Einmal kehren wir noch wieder«, aus dem auch die oben abgedruckten Gedichte genommen sind) sowie in der vollendeten Sammlung »Kühne Abenteuer« ihre Erfüllung. Mit dem siegestrunkenen Enthusiasmus eines modernen, sozialen Chiliasten, mit der edelsten Symbolik, in einer pathetischen, erhabenen Sprache preist da Sova ein freies Königtum der Zukunft, dessen vollendete Menschheit in neuen Lebensformen ihr Glück finden wird. In diesen letzten Schöpfungen, denen allerdings der alte bittere Beigeschmack der ätzenden Ironie, der zersetzenden Gesellschaftskritik noch immer beigesellt ist, verarbeitete der Dichter auf eine eigenartige und kühne Weise die besten Ideen einer sozialen Wiedergeburt, wie sie die neue Generation in Böhmen formuliert hat, und so steht Sova, der Satiriker und Träumer zugleich, gleich bedeutend neben dem Realisten Machar uud dem Mystiker Březina, als poetischer Sprecher Jungböhmens.

Er ist jedoch eine zu komplizierte Erscheinung, als dass es möglich wäre, mit einer einzigen Formel sein ganzes Wesen zu erfassen. Auch in der allerletzten Zeit steht neben dem visionären Pathetiker der feine Impressionist und Landschaftsmaler, neben dem sozialen Kritiker und Satiriker der intime und subtile Erotiker, wie sein letztes Buch »Lebens- und Liebeslyrik« zeigt, auch den Pamphletisten Sova, der seinerzeit wuchtig und beredt gegen den chauvinistischen Brutalismus Mommsens polemisierte, dürfte man nicht vergessen. Ein Kapitel für sich bilden Sovas Prosadichtungen, die neben einem Buche von kurzen, lebensprühenden Skizzen und Novellen auch zwei grosse Romane »Ivos Roman« und »Schicksale der Armen« aufweisen.

Arne Novák.

Zum Lenorenstoff. Trotz der Übereinstimmung, in welcher sich der Verfasser unserer Abhandlung über dieses Thema mit F. Schulz (Über die čechische Ballade und Romanze, Osvěta 1877) in betreff der Bal-

lade »Lenka« befindet, lässt sich die Abhängigkeit dieser Ballade von der »Lenore« Bürgers nicht aufrechterhalten. Die Quelle der »Lenka« ist vielmehr, wie J. Máchal in seiner Schrift über die dichterische Tätigkeit Čelakovskýs (1899) gezeigt hat, eine englische Ballade aus der Sammlung Percys »Margaret's Ghost« von Mallet und nur der Name Lenka statt Margaret könnte unter dem Einfluss von Bürger gewählt sein. Aber warum hätte dann Nejedlý den Namen William, der mit der »Lenore« übereinstimmt, in Milín verändert? Es muss sich ihm also in beiden Fällen nur um einen kurzen, zweisilbigen Namen gehandelt haben. — Der Besuch der toten Geliebten wird in der Literatur des XVIII. Jahrhunderts mehrfach behandelt, ohne dass die Erinnerung an Bürger sich aufdrängte; auch A. G. Meissner, dessen Werke wir in Prag als bekannt voraussetzen können, hatte einen »Dialog« Der Besuch nach dem Tode geschrieben, und wenn Nejedlýs Lenka abweichend vom Originale sagt, sie komme, ihrem Geliebten zu verzeihen, so wäre man versucht, geradezu an einen Einfluss des über alles erlaubte Mass hinaus sanftmütigen Geistes der Meissnerischen Luise zu denken. — Der Einfluss Bürgers auf die Anfänge der neučechischen Kunstdichtung bleibt, auch wenn wir ihm die Lenka absprechen, überaus gross; eine Ballade, der man ein fast mythisches Alter zuschrieb, konnte ich seinerzeit auf Grund ihrer Komposition als nachbürgerisch erweisen, auch die Königinhofer Handschrift ist nicht frei von Bürgerismen, und schliesslich ist vielleicht auch bei Erben bei aller Selbständigkeit und Treue gegen seine volkstümliche Quelle der Einfluss Bürgers nicht so gering: die »Brauthemden« sind in gewissem Sinne eine Palinodie, eine Kontrafaktur der »Lenore«, gewissermassen eine der Bürgerischen entgegengestellte echtere oder bessere »Lenore«. Von diesem Gesichtspunkt wäre auch nach den überaus dankenswerten Ausführungen A. Jensens eine Vergleichung der beiden Gedichte villeicht nicht undankbar. *Ks.*

Erwiderung. Auf mein Referat über die čechische Biologie hat Herr Prof. K. Chodounský in der belletristischen Zeitschrift Zvon (15./3.) reagiert. Er findet, dass ich an die Zukunft der čechischen Wissenschaft nicht glaube (!), dass ich nur die Veröffentlichung von populären čechischen Schriften empfehle(!) und dass ich dies alles aus persönlichen und anderen Rücksichten tue, worunter wahrscheinlich zu verstehen ist, dass ich mich bei den Deutschen einzuschmeicheln suche. Nebstdem hat er aus den Worten, dass nur ausnahmsweise ein Fremder unseren wissenschaftlichen Arbeiten zuliebe čechisch lernen wird, eine Insinuation gegen seine Person herausgelesen. Mir bleibt leider nichts anderes übrig, als den Inhalt ebenso wie die Form des Artikels des Herrn Professors zurückzuweisen. Wenn ich auch keinen Grund habe, an seinem guten Willen zu zweifeln, so dürfte man doch wenigstens das Eine von einem Schriftsteller verlangen, dass er zuerst meinen Artikel liest, bevor er über ihn schreibt und Schlüsse auf meinen Charakter daraus zieht. Dr. *Em. Rádl.*

Čechische Wissenschaft. Von allgemeinerem Interesse für den Wissenschaftsbetrieb bei den kleineren Nationen, und von besonderem Interesse anlässlich der voranstehenden Erwiderung, dürften die Worte des Prof. J. Pekař sein, die wir dem neuesten Hefte der čechischen Historischen Zeitschrift (Č. Č. H. 13, S. 119) entnehmen:

»Vor elf Jahren gab ich eine grosse Arbeit über die Wallensteinfrage heraus (»Geschichte der Waldenlsteinischen Verschwörung«) — ohne allen Nutzen für die Wissenschaft, wenn ich das Faktum ausnehme, dass Dénis sie zur Grundlage seiner darauf bezüglichen Ausführungen gemacht hat. Sie ist ein totes Buch geblieben, nicht darum, weil sie wissenschaftlich bedeutungslos wäre, — sie war und ist im Gegenteil in der bisherigen Literatur der einzige Versuch, das grosse Problem einer allseitigen kritischen Analyse auf Grund des gesamten verfügbaren Quellenmaterials zu unterwerfen, — sondern darum, dass sie der deutschen wissenschaftlichen Welt ganz unbekannt geblieben ist, mit deren Gesichtspunkten, Arbeiten und Publikationen sie sich vorwiegend beschäftigte. Eine Genugtuung konnte ich darin finden, dass die späteren deutschen Arbeiten sich in den wichtigsten Dingen grobe Fehler in der Beurteilung zu schulden kommen liessen, die unmöglich gewesen wären, wenn ihre Urheber mein Buch gekannt hätten — womit ich freilich nicht sagen will, dass sie sich in allem auf meinen Standpunkt hätten stellen müssen. Jetzt hat Prof. Moriz Ritter, der bekannte Autor des Werkes »Deutsche Geschichte im Zeitalter der Gegenreformation und des dreissigjährigen Krieges«, eine kürzere Studie unter dem Titel »Der Untergang Wallensteins« veröffentlicht (H. Zs. 1906, 237—303). Dieser Aufsatz erschöpft zwar lange nicht die Geschichte des Herzogs 1630—1634, aber er ist doch das Beachtenswerteste von allem, was seit meinem Buche erschienen ist — ich kann nun darüber Genugtuung empfinden, dass sich Ritter in einigen wichtigen Richtungen meiner Arbeit nähert. Vor allem durch den Ausspruch, man müsse das Urteil über Wallenstein als Staatsmann »um einen Grad tiefer herabstimmen«, und durch seine Annäherung an meine Auffassung von Arnims Politik. Im übrigen hätte auch Ritter die Kenntnis meines Buches sehr genützt . . . . sie hätte ihm ermöglicht, tiefer und richtiger in den Zusammenhang der Dinge zu blicken; die interessante Rolle Kinskýs bleibt den deutschen Forschern noch immer nur teilweise bekannt, sie ahnen noch immer nicht, welch geringe Rolle in allem die Initiative der Emigration und welch grosse die Initiative Trčkas und Kinskýs spielte . . . .

Die Comeniusgesellschaft (Jednota Komenského) hielt am 1. November ihre konstituierende Versammlung in Prag ab. Als erste Hauptarbeit der Gesellschaft wurde gleich hier die Reform der Lehrerbildung in sachlichen Ausführungen dargelegt. Es bildeten sich drei Sektionen, denen eine schnelle Durcharbeitung der Reformprojekte auferlegt worden ist: eine pädagogische, eine juristische und eine organisatorische Sektion, von denen jede die in ihr Gebiet fallenden Fragen durchzuberaten haben wird.

Es haben sich ferner folgende Sektionen konstituiert und ihre Tätigkeit bereits begonnen: die Sektion für köperliche Erziehung, die wichtige Sektion für die Reform der Fortbildungsschulen.

Es handelt sich um die Errichtung von weiteren Sektionen insbesondere für Mädchenbildung, für die Reform der höheren Schulen und für Kunsterziehung.

Die Comeniusgesellschaft wird auch Schritte tun, dass die an der Universität eingerichteten Lehrerfortbildungskurse und die Ferialkurse stabilisiert und vom k. k. Unterrichtsministerium subventioniert werden.

Auch wird darum angesucht werden, dass ihre Veranstaltung dem Komitee für die Universitätsextension übertragen werde.

Das Interesse für unsere zentrale Vereinigung aller Lehrer aller Kategorien ist in stetem Zunehmen begriffen, was die zahlreichen Beitrittsanmeldungen bekunden. *Jaroslav Novák.*

Das Pädagogische Museum in Prag. Die in der ersten Nummer dieser Zeitschrift angekündigte Tätigkeit dieses Museums kann schon heute, nach so kurzer Zeit, ganz erfreuliche Erfolge aufweisen.

Es haben sich viele Spender gefunden, die dem Museum wertvolle Geschenke an Büchern und Lehrmitteln zukommen liessen. So ist es besonders die Stadt Rakonitz, die eine reiche Kollektion von Büchern gespendet hat. Die Sammler des Museums Prof. Drtina, Direktor Bílý und Direktor Autrata, nehmen die Geschenke entgegen, ordnen und werten sie. Die Sammlungen werden mit jedem Tage grösser, die Frage ihrer Unterbringung immer brennender. Die Gemeindevertretung der Stadt Prag wurde ersucht, dem Museum ein passendes Gebäude zur Verfügung zu stellen. Die Verhandlungen gehen schon einer günstigen Erledigung entgegen. Auch wird eine Unterstützung des Ministeriums und des Landesschulrates angestrebt.

Da das Pädagogische Museum dieselben oder ähnliche Zwecke verfolgt wie ältere schon bestehende Institutionen: die ständige Schulausstellung, Slavín, das Comenius-Museum, so wird darauf hingearbeit, eine Vereinigung aller dieser Korporationen zu erzielen; dadurch würde das Pädagogische Museum so stark werden, dass das Ideal eines selbständigen Gebäudes zur Unterbringung der Sammlungen realisiert werden könnte.

Es werden neben der retrospektiven sammlerischen Tätigkeit bereits auch Vorbereitungen zu Ausstellungen moderner pädagogischer Errungenschaften gemacht. *Jaroslav Novák.*

Comenius. Eine der »ergreifendsten und erlebnisstärksten Schriften« des grossen Völkerlehrers wird jetzt, endlich, mehr als dritthalb Jahrhunderte nach ihrem Erscheinen den deutschen Lesern zugänglich. »Das Testament der sterbenden Mutter« ist es betitelt und »aus dem Böhmischen übertragen und eingeleitet von Dora Peřina« ist es in den Monatsheften der (deutschen) Comenius-Gesellschaft (1907 H. 1.) erschienen. Die sterbende Mutter ist die Gemeinde der böhmischen

Brüder, welche Comenius, ihr Bischof, — in seinen letzten Hoffnungen, die er auf die Schweden gesetzt hatte, durch den Westfälischen Frieden enttäuscht — zum Tode verurteilt sah. Er täuschte sich nicht; was von der Unität übrig blieb: das durch den deutschen Pietismus gründlich verwässerte Herrnhutertum, konnte diese herrlichste Blüte am Baume des Christentums nie ersetzen. Die sterbende Mutter setzt bei Comenius ihre grösste Hoffnung auf ihre Tochter, die polnische Gemeinde, eine Hoffnung, die freilich nicht lange vorhalten sollte. Böse Worte sagt sie ihrer lieblosen Mutter, der römischen Gemeinde, freundliche aber ernste den Schwestern der deutschen und helvetischen, die allerdings nicht beherzigt wurden, ebensowenig wie die Gaben angenommen wurden, die sie allen christlichen Gemeinden zusammen hinterlässt: »die Sehnsucht nach Einigkeit und Versöhnung, die Sehnsucht nach Vereinigung im Glauben und in der Liebe zur Einheit des Gesetzes.«

Voll rührender Innigkeit sind dann die ergreifenden Worte, mit denen die sterbende Mutter ihr Volk zum Haupterben ihrer Schätze einsetzt: »Du mein böhmisches und mährisches Volk, du teures Vaterland, deiner kann ich nicht vergessen in der Stunde meines ernstlichen Scheidens, an dich wende ich mich vornehmlich und setze dich zum Haupterben der Schätze ein, die mir Gott einst verliehen hat. . .« Und unter diesen Schätzen rühmt die Mutter mit vollem Recht: »Fünftens empfehle ich dir und meinen Söhnen, die liebreiche, herzenswarme Sprache unserer Väter rein und leuchtend zu erhalten in ihrem Geiste, ihrer Beständigkeit und in ihrem Gepräge, wie meine Söhne es ja einst immer mit Eifer getan haben, so dass uns die Gelehrten bestätigen, es gebe kein gediegeneres Böhmisch als das der Brüder und ihrer Schriften« — sie vermacht ihr die Fortschritte im Unterrichte der Jugend, »die schon andere Völker, — sogar ohne Unterschied der Konfession anzuwenden begonnen haben. Aber dir in erster Reihe obliegt es, dein Erbe in Ehren zu halten . . . Lebe in Gott, gesegnetes Volk, erlösche nie und deiner Männer Zahl sei endlos«, schliesst der Segensspruch der Sterbenden.

Wie lange hat diese Schrift die Reste der Gemeinde, die geheimen Brüder, getröstet! Als 130 Jahre später das Toleranzedikt erschien, da gab es noch immer eine Brüdergemeinde, länger als ein Jahrhundert hatten ihre Bekenner in Wäldern und Felsschluchten ihren Gottesdienst gehalten — aber wieder sollten sie enttäuscht werden, wie zur Zeit des Westfälischen Friedens, nur die Lutheraner und Calvinisten wurden der neuen Duldung teilhaftig, ihnen schlossen sich die Brüder notgedrungen an.

Besonders interessant dürfte die kleine Schrift, in der Comenius für seine Volkszugehörigkeit so kräftige Akzente findet, dem Gelehrten, Herrn Eduard Engel sein, der in seiner deutschen Literaturgeschichte Comenius einen — Deutschungarn nennt. Bisher haben die Franzosen das Privilegium gehabt, dass sie Böhmen und Ungarn nicht unterscheiden können, jetzt scheinen die Deutschen sie in der Gründ-

lichkeit einholen zu wollen, denn der Schnitzer wurde nirgends genügt, was gewiss geschehen wäre, wenn es sich um einen auch viel unbedeutenderen Grossen etwa der französischen, englischen oder spanischen Literatur gehandelt hätte.

Čechische Kinder in deutschen Schulen. Eine sehr berechtigte Klage erschallt aus dem neuesten Hefte des »Deutschtums im Auslande«, das einen Artikel »Vom Hochlibin bis Röscha« von Karl Berthold enthält: »Auf einen Übelstand muss ich hier aufmerksam machen, welcher zum Krebsschaden unserer heranwachsenden Schuljugend wird. Nicht genug daran, dass Deslawen selbst eine bedeutende Anzahl von čechischen Kindern besitzt, die in der Schule erst die deutsche Sprache erlernen müssen, werden zum Schulbesuche in D. noch čechischen Kinder aus dem benachbarten čechischen Städtchen Čistá zugelassen. Dass eine solche Handlungsweise trotz Mühe und Fleiss unseres Schulleiters, Herrn Franz Kubsch, hemmend auf den geistigen Fortschritt unserer heranwachsenden Generation einwirken muss, wird gewiss einem jeden einleuchten. Die wenigen Kinder, die rein deutsch von ihren Eltern erzogen werden, eignen sich durch den Verkehr mit den čechischer Schulkindern noch die zweite Landessprache an und vernachlässigen dadurch nur zu oft die andern Unterrichtsgegenstände. Man glaubt nach Poděbrad oder Čáslau versetzt zu sein, wenn man der dem Elternhause zueilenden Schuljugend begegnet.«

Gewiss ist das ein arger Übelstand für die deutschen Schulkinder — aber wäre dem nicht abzuhelfen? Herr Berthold setze sich dafür ein, dass kein Kind in die Schule aufgenommen werden dürfe, das der Unterrichtsprache nicht vollkommen mächtig ist, und die Unterrichtserfolge werden dem wackern Lehrer mit dem unaussprechlichen Namen — sollte er nicht Kubeš heissen? — Freude machen! Ein solches Gesetz erstreben die Čechen seit mehr als einem Vierteljahrhundert: die Deutschen sollen ihren selbstmörderischen Widerstand dagegen aufgeben, und beiden Teilen wird geholfen sein.

Eben so leicht wäre der Schmerz des Herrn Verfassers zu heilen, dass niemand sich des Deutschtums in Deslawen annehmen wolle. Wie kann dem jemandem in der weiten Welt der Gedanke kommen, dass dieses Deutschtum nicht felsenfest stehe, wenn Herr Berthold selber sagt: »Infolge mancher Vorteile bekannten sich bei der letzten Volkszählung fast alle Bewohner zur deutschen Umgangssprache. Ein Drittel der Gemeindevertretung besteht aus geborenen Čechen und mit Recht kann man behaupten, dass die Hälfte der Bevölkerung in Deslawen geborene Čechen sind. Soll daher Deslawen nicht ganz der Verčechung anheimfallen etc.« So also sieht ein Dorf aus, welches auf allen Sprachkarten als kerndeutsch fungiert; und doch wäre es so leicht, dieser gefährlichen Selbsttäuschung zu entgehen: man setze es durch, dass bei der Volkszählung nicht die trügerische Umgangssprache sondern die Muttersprache gezählt werde! Wieder sind es die Čechen, welche dies seit jeher anstreben, und jeder, dem an der Klarheit der

Verhätnisse gelegen ist, sollte dieses Streben energisch unterstützen.

Herr Berthold in dem wir auf diese Weise einen Bundesgenossen in manchen brennenden Fragen erkannt haben, wird es uns nicht verargen, wenn wir seine Ausdrucksweise ein wenig berichtigen, damit sie der guten Sache der Verständigung nicht schade. Er schreibt: »Dazu hat jede grössere (čechische) Stadt eine gefährdete deutsche Ortschaft an der Sprachgrenze zur Niederwerfung zugewiesenen Würden sich unsere grösseren deutschen Städte auch jede eine gefährdete (čechische oder deutsche??) Ortschaft zur Obhut erwählen u. s. w.« Ich weiss nicht, wie weit dieses Schutzverhältnis durchgeführt ist (der Gedanke war nicht übel), aber ich kann Herrn Berthold versichern, dass die čechischen Städte sich die Ortschaften an der Sprachgrenze, beziehungsweise ihre Volksgenossen darin, zur Obhut zuweisen lassen und gewiss nicht zur Niederwerfung. Die Gemeinde, welcher Deslawen zugewiesen ist, oder zugewiesen werden sollte, zum Beispiel, hätte gewiss mit dem Schutze ihrer nach den Angaben Herrn Bertholds dort vorhandenen Volksgenossen, mit dem Schutze der Čechen in Čistá vor der deutschen Schule in Deslawen genug zu tun, ohne an eine Niederwerfung der deutschen Ortschaft denken zu müssen. Wozu also eine solche verbitternde Phraseologie?

Zum Programme der Č. R. In seiner Anzeige meiner Schrift über die alte böhmische Geschichte in der deutschen Literatur (Deutsche Literaturzeitung v. 9. Februar Sp. 352—354) schreibt Professor M. Murko. »Es scheint leider, dass das verdienstvolle Werk kein genügendes Publikum gefunden hat und ein Torso bleiben wird, da der Verfasser seine Kräfte in den Dienst einer deutsch geschriebenen »Čechischen Revue« gestellt hat, die unter seiner Redaktion seit Oktober 1906 in Prag erscheint. In ihr Programm würde allerdings auch eine Übersicht der böhmischen Stoffe und der Meinungen über die Čechen in der deutschen Literatur im Spiegel der Zeiten passen, weshalb sie der Verfasser einem grösseren Kreis nicht vorenthalten soll«. Ich muss gestehen, dass Prof. Murko die zeitraubende Arbeit, die mit der Redaktion der Revue verbunden ist, aus der Ferne richtiger einschätzt als ich selber, bevor ich sie übernommen hatte, aber trotzdem ist es nicht die Revue, sondern die Unmöglichkeit, einen Verleger zu finden, welche in erster Linie die Verzögerung — ich hoffe noch immer, dass nur von einer Verzögerung die Rede sein kann, — der Fortsetzung verschuldet. Partien aus meiner Arbeit in der Č. R. zu veröffentlichen, hat mir immer vorgeschwebt, bisher wollte es aber der Raum nicht gestatten.

Druck von Eduard Leschinger in Prag.

Prosa und Verse von Ottokar Březina.

Ziele.

Unsern Zeitgenossen ist es zu hören vergönnt, was die Erde in ihrer bisherigen Geschichte nicht gehört hat. In der Stimme ihrer Stürme und Brände, im Pulsschlag der Meere, im Sturze der Felsen hat sich eine neue Stimme erhoben, Sturm und Brand, Meer und Erdbeben zugleich: die Stimme der Massen. Jahrhunderte hindurch glomm sie in den Tiefen des Lebens. Die roten und lilienfarbenen Flammen ihrer Gehennen und Hoffnungen loderten stumm im Blute der Liebenden. Aber Nacht lag über der Masse: Unstet wälzte sie sich von Land zu Land, verkohlte Spuren ihrer Lagerfeuer und Gräber liess sie zurück. Das Grauen des Geheimnisses hütete ihren Auf- und Untergang. Sie vergötterte Toren, welche sie modelten wie Ton, und gab aus ihrem fruchtbaren Schosse Leben den Weisen, die sie verachteten. Sie litt, wie der Acker leidet, durchfurcht von allen Pflügen, Hufen und Würmern und gepeitscht vom Regen, stumm und offen, belohnt bloss von langen, liebevollen Blicken der Sonne und der Sterne. Mit was für Dämonen und Mitternachtslarven, mit welch einer Welt des Grauens, ward unter der Schwelle des Bewusstseins der Masse gekämpft, dass sie sich mit Fieberhitze auf der Lagerstätte der Aeonen wälzte, und erschöpft der Erstarrung entgegenging, willenlos und ohne Bewusstsein ihrer mystischen Macht? Welcher Schmerz war nötig, dass die erste silberne Morgendämmerung auch in diesen Tiefen anbrach? Wie, wenn aus der Finsternis allmählich im Angesicht der Menge im ersten bleichen Schimmer das Bild der Erde aufsteigt, der Kugel, die durch Welträume fliegt, gelockt von der Sonne! Blicken da nicht die Augen aller Erdenbewohner auf dieses einzige Mysterium des Himmels? Sind nicht alle Sprachen ein vergeblicher Versuch der Seele, ihr Erstaunen über die Dinge zum Ausdrucke zu bringen? Die Ferne verliert allmählich ihr verzweifeltes Schweigen, Meere und Berge trennen nicht mehr das Geschlecht der Menschen. Die

Massen, getroffen von den ersten Schlägen des werdenden Stromes, werden sich des Zusammenhanges und ihrer Kraft bewusst. Das Zeichen des Blitzes, das in den schweren Visionen der Propheten eine feurige Geissel war, wird zum Signal, womit ein Unsichtbarer mit dem andern sich verständigt. Windstürme überwältigender Allgegenwart beginnen durch die Seelen zu wehen und tragen ihnen Seufzer von allen Orten zu, wo der Mensch leidet. Durch die Luft, die wir atmen, pflanzt sich der Schall anders fort und der Weltraum ist anders akustisch als er es war. Der Schmerz des Einzelnen wirkt gärend im Schmerze aller. Von Tag zu Tag entstehen neue, geheimnisvolle Sinne für tausende von Beziehungen der geistigen Berührung, die den vergangenen Zeiten unbekannt war. Man kann nicht mehr wie einst auf stummen Stätten die Brüder würgen. Stets vernimmt jemand ihre Agonie und lässt sie von Lippe zu Lippe fliegen, über die ganze Erde, wie die Windsbraut, die heilige Brände anfacht. Unmöglich ist es auf ganze Epochen hinaus die Tatze der Macht neben die Früchte der Erde zu legen und sie blutig gegen die magern furchtsamen Hände der Hungernden zu erheben. Mit wehenden Gewändern tanzt die Erde vor den Blicken der Seelen. Wir kennen schon viel zu viel von ihren verborgenen Reizen und Listen. Wir wissen, wie reich sie ist an Saaten, an Oliven und an goldenen Früchten, die gleich süss sind für die Lippen Aller, wie die Sonne, deren Herrlichkeit sie nachahmte. Wir kennen die Tiefe ihrer Bronnen und wissen, dass unsere Kinder und Kindeskinder Trankes genug bei ihnen fänden in ihrem Durste. Wir wissen auch, dass wir für einen anderen Hunger und für einen anderen Durst geschaffen sind, als den Hunger und Durst der Erde.

Erbeben würden die Mächtigen, wenn sie erblickten die Landkarte unseres Planeten, wie sie den ekstatischen Blicken der Liebe erscheint. Vergebens würde man auf ihr Grenzen von Königreichen und Sprachgebieten suchen aus Höhen, aus denen man die Architektur der Kontinente und den Zusammenhang der Inseln in den grünen Spiegeln der Ozeane wahrnimmt, erblickt man nicht mehr die weissen Steine, gepflanzt an den Marken der Auen und Weingärten. Das ganze Gebiet der Erde mit dem tropischen Blütenreichtum der Lust und der Erkenntnis erschiene ihnen wie eine der winzigsten Geistesstädte, aus welchen Wege in alle sichtbaren und unsichtbaren Reiche des Weltalls führen, in die schwindelnd hohen geistigen Metropolen, deren Bild

nicht geträumt werden kann mit den Träumen der Menschen. Die höchsten Gletscher der menschlichen Gedanken, die noch zwischen Himmel und Erde brennen, wenn die Gegend, aus der sie hervorgequollen sind, bereits von der Nacht verlöscht ist, ragen in ihrer goldenen Kühle zu den Sternen dieses anderen Firmamentes wie einige Triangulierungspunkte, von denen aus man nur ein ganz unbedeutendes Segment von den bestrickenden Gebieten der geistigen Reiche ermessen kann. Und doch nur durch den Blick auf diese azurnen Fernen, wo alle Sterne des sichtbaren Kosmos zittern, wie eine goldene Morgenwolke, die bestimmt ist zu zerfliessen beim Aufgang der Sonne, kräftigen sich unsere Augen und lernen Höhe und Gewicht der irdischen Dinge werten. Angesichts dieser verheissenen und unzugänglichen Reiche schmiegen sich aneinander die Kinder der Erde im Gefühle ihrer Brüderlichkeit, die ihre Hoffnungen gemeinsam macht und zum Gemeingut machen wird die Ernte der Erde, den Reichtum der Weizenfelder und Gärten. Und mag es scheinen, dass niemals eine grössere Verwirrung in den Gedanken geherrscht habe, als in der Epoche des Morgengrauens, in der wir leben, dieses geheimnisvolle Ziel erhält alle Herzen im Schlagen und unterwirft seinem Gesetze ihr verwirrtes Klopfen. Denn die Herzen folgen nicht unsern Willen; die höchste Weisheit hat sie von diesem Gehorsam befreit. Sie gehorchen nur den Gezeiten des Lebens, dem Singen und Seufzen seiner Lichtwellen, dem Zucken seiner Blitze, seiner Herrschaft, seinem höheren, harmonischen Willen. Vergeblich verleugnet man seine Stimme, vergeblich sucht man durch Worte das Aufgehen der Saat zu bannen! Da müsste man zuerst die Sonne auslöschen, welche ihm Leben gibt und welche es ihm nehmen wird, bis es nötig geworden.

Es ist unmöglich, dass die Menschheit nicht begreifen sollte, dass die bisherige Wirtschaft der Völker den Verlust der zartesten Freuden und die Gefährdung der gesamten geistigen Ernte der Erde bedeutet. Mit tödlicher Bangigkeit blicken die Hellsehenden in die Tiefen, wo von Finsternis zu Finsternis sich die Völker wälzen, und von wo, wie bei der Sintflut, Stöhnen ertönt und im weissen Beben sich geistige Hände emporstrecken. Unter diesen Scharen, die zu Arbeit und Hunger verdammt sind, sterben vielleicht zum Schweigen verdammte Sänger, die fähig wären, die brüderlichen Herzen mit dem Rausche der Unsterblichkeit zu begeistern und in den Gärten des Traumes, wo jedes Echo sich

noch deutlich an den siegreichen Gesang der Geister bei Erschaffung der Welten erinnert, Rosen zu streuen auf die Wege der Beter und Sieger. In den unterirdischen Finsternissen erblinden vielleicht Augen, geschaffen, das geheimnisvolle Lächeln der Schönheit zu erblicken und die Zeichen zu deuten, die uns die Bewohner verschwisterter Erden geben; erlahmen vielleicht Hände verratener Fürsten, die allein die Schatzkammer ihres Stammes, die sorgfältig vor den begehrlichen Jahren verschlossen gehaltenen geheimen Kornkammern tausendjähriger Ernten, öffnen könnten und während der Stille der Verzückung fähig wären, einige von den magischen Worten aus dem Selbstgespräche der Erde zu vernehmen, wenn sie in ihren Werkstätten Element an Element fügt und die Feerien ihrer Lenze zu dem Hochzeitsfeste der Königinnen bereitet. Ist nicht die geistige Ernte Gemeingut aller Völker und sollte nicht ihre Erhaltung das einzige Thema im Rat der Weisen und Könige sein? Lasten nicht alle Worte der Herrlichkeit, die in den Massen stumm geblieben sind, zentnerschwer auf der Brust der ganzen Menschheit? Erlöschen nicht die Fackeln der Genien in der tödlichen Atmosphäre des schmerzhaften Atemzugs, der unaufhörlich emporsteigt aus den Niederungen der Massen? Denn die Masse leidet und ihr Leiden flutet geheimnisvoll von Seele zu Seele, sickert auch in die schöpferischen Gedanken, trübt die silberne Reinheit ihrer Intonation und beraubt jedes Lied des Glückes der mächtigen Resonanzen in den Seelen von Millionen, durch die es erst fähig wird, in das Weltall den Aufschrei der Rückkehr und der Befreiung hinauszuschmettern.

Siehe, unzählige Kinderaugen öffnen sich unaufhörlich über dem Geheimnis der Erde, vertiefen sich in die Wunder ihrer Tage und Nächte, in das stumme Glück ihrer blühenden Bäume, in den Segen ihrer eilenden Wolken, in den blendenden Traum ihres Lebens, wie er sich unter der bedeutungsvoll verschwiegenen und unheimlich beunruhigenden Suggestion der Sonne entwickelt. Welche für uns unsichtbare Offenbarungen widerstrahlen von den magischen Spiegeln des kindlichen Blickes, dass er Jahre hindurch den Schimmer des seraphischen Glanzes behält? Welche Welt der Schönheit und der Reinheit nähert sich uns in ihm und erlischt in Tränen der Enttäuschung? Was bedeutet der ätherische Strahl der Schönheit auf den Wangen der Liebenden? Sind das nicht Strahlen unseres eigenen Tages, die uns in anderen Augenblicken unsichtbar sind?

Alles spricht zu uns, dass es noch ein anderes Erd- und Weltenbild gibt, als jenes, das wir aus der Erfahrung der Augen, den Büchern der Meister, den Bildern der Maler kennen. Ein Bild und Blick, von dem jeder Ruhmesrausch, jede Ekstase der schöpferischen Kraft, der Gnade und der Demut redet. Jeder Frühling, wenn er auf krystallenen Flössen auf den angeschwollenen Strömen seinen Einzug hält und mit seinem Gesang, den wir nicht vernehmen und der doch die Kraft hat, über Ozeane zu fliegen, die Vögel aus den Olivenhainen des Südens zu uns heranzieht; jeder Sonnenaufgang, vorbereitet von Sternen, die wie aus Stein geschlagene Funken durch die Dunkelheit zu fliegen scheinen, um den Brand des Morgenfeuers zur schweigsamen Andacht des Mysteriums anzufachen, der Gedenkfeier der Erschaffung der Welt; jede Liebesverzückung, die ähnlich dem Tode, vor unseren Augen alle Lichter der Erde und des Himmels auslöscht, damit sie uns den endlosen Taumel kosten lasse. Aber unser Sehen ist geheimnisvoll verknüpft mit dem Sehen Aller. Die Flut des Lichtes, das in neuen staunenerregenden Perspektiven vor uns die Dinge anreiht, ist auch abhängig von der Reinheit der geistigen Atmosphäre der Wesen, unter denen wir leben. Und die ganze geistige Ernte der Erde kann nur unter der glühenden Sonne der Freiheit aufblühen, wie eine solche unser Gestirn noch nicht kennen gelernt hat und die selbst den stärksten Menschen von heute tödlich schiene.

Es ertönt der Ruf der Massen. Ist er ein Zeichen erfochtener Siege in den uns unbewussten Tiefen des Lebens? Wir glauben und bereiten ein neues Geschlecht der Menschen. Süsse und starke brüderliche Seelen erziehen wir, beben ängstlich vor ihren Gefahren, trachten nach immer engerem Anschluss der Menschen, nach sensitiverer Umschlingung geistiger Arme. Wir heute werden alle in der Wüste zugrunde gehen und das Land der Verheissung nicht erblicken. Sollte auch der Gedanke seine Zelte schon unter dem Firmamente eines anderen Zeitalters bauen, wir tragen noch den Fluch der Vergangenheit in unserem Körper. Die Kriege mit der ganzen Erde und dem ganzen Leben auf ihr haben Spuren in unserem Blute zurückgelassen. Brandstätten der Eroberer bedecken mit Asche unsere Weingärten und unsere Träume. Mit Pechfackeln schreiten unsere Hoffnungen, nicht bloss um zu leuchten, sondern auch um zu zünden; gegen unser besseres Wollen hassen wir dort, wo wir in Mitleid verstummen sollten.

Wir begreifen nicht, dass Liebe die einzige Atmosphäre ist, durch welche das Wort bis zum Herzen der Brüder dringen und dort das Ausstrahlen des Lichtes bewirken kann. Dass alle Worte des Hasses stumm sind und nur die Entwicklung hemmen. Grausame Wollust finden wir darin, alles aufzusuchen, was uns trennt, und sind dafür durch Vereinsamung bestraft, in frostigen Wüsten der Verbannung, wo der Hauch unserer Worte sich wie Reif an unsere Wangen hängt, unsere Hände starr werden, gelähmt und unfähig zur Arbeit.

Aber der Mensch ist von Pol zu Pol einer mit dem gleichen kosmischen Geschick, mit dem gleichen Geheimnis, ein und dieselbe mystische Einheit in Millionen, die waren, sind und sein werden. In seinem ewigen Gären, seinen Kämpfen, im Verstummen und Rasen der Nationen, im Heroismus der Weisen und Forscher, im Hellsehen der Künstler, in dem Gesundung bringenden Wollen der Heiligen, in den Schmerzen und dem Glück der Liebenden, im geistigen Wachstum des Weibes, in den Aufschreien der Ekstase und des Todes, in den Kräften, die in uns unerwacht schlummern, von Wesen zu Wesen in die Ferne wirken und in allgegenwärtiges Licht die Blicke der Eingeweihten wandeln: in allem arbeitet der unsichtbare Befreier, der Mensch des geistigen Reiches, ein einziger in Millionen, der Meister der Kräfte und Herzen, in welchem das gesamte Leben der Erde zu seiner Erlösung gelangen soll.

Diejenigen, die die Glut der Freiheit gefürchtet haben, die stets heftiger in den Atmosphären der Seelen lodert und in den Veränderungen, die sich auf der Erde vorbereiten, eine Gefahr für das Wachstum der Menschen sahen, haben das grandiose Geheimnis der Liebe nicht begriffen, das unser Geschlecht in sich wie einen verborgenen Schatz birgt, das die Hoffnungen der Liebenden so mächtig entzündet, dass sie alles übersteigen, was wir bisher von dem Gespräche der Erde mit den Sternen vernommen haben.

Übers. von Dr. E. Saudek.

Stumme Begegnung.

Einmal hauchte aufs Antlitz ein fremdes Wesen die Glut mir der Seelengemeinschaft
Laute, von Sehnsucht durchduftet, wie betende Glocken, am Abend vor hohen Festen.

Sprühendes Regengeträufel, von Tönen öffnet die Augen des schlafenden Liedes,
Labt die Hoffnung, entkräftet vom endlosen Suchen im Land des strahlenden Nebels.

Leise, schüchterne Schritte, wenn die Liebe durchwandelt die Träume
Und ruft des Blutes Willkommgruss, erschaffend ein Traumbild begehrlicher Augen.

Einmal hauchte aufs Antlitz ein fremdes Wesen die Glut mir der Seelengemeinschaft,
Des Lagers Vorhang erbebte, erfasst von diskreten Händen, und sank herb enttäuschend,

Bange entschwanden vergangene Sonnen, durch Tränen wachsen die Sterne,
Trauercypressen harren am Weg, scheu meiden und fremd sich die Seelen,

Jede verhüllt die brennende Ampel bei der Begegnung, Misstrauen hegend,
Nur der Erinnerung Schatten schleichen gigantisch auf lautlosen Spuren.

Auf ihren Pfaden wachsen mystische Blumen, blühend in Farben totbleicher Lichter
Und die Blätter, zerrieben, verbreiten duftend den Schmerz der stummen Begegnung im Tode.

Aus »Morgendämmerung im Westen«. Übersetzt von Dr. Emil Saudek.

Wo hört' ich denn schon . . ?

Fenster der Nacht hast du geöffnet, Eröffner! Befreier! Ein schaurig Wehen entströmte
Und riss des stärksten Gedankens Fittiche, aufwärts in schwindlichte Höhen.
Ohnmächtig, wie wenn der Erde unzählige Drehungen rasend durchkreisten
Im dämmriger Weltkörper Dunste das Hirn mir, fühlt' ich die Gegenwart zwiefachen Lebens.

Von Erde zu Erde, von Sonne zu Sonne, dumpf dröhnten der Stille hallende Tritte
Und durch ihr Echo erwachte die Stille, andere Stille als Stille der Erde
Glühend vom Atem von tausend Äonen von Küssen, der Herzen, die nicht mehr schlagen, verzweifeltem Schweigen
Vom Flug aller toten und künftigen Schwingen, der Strahlen symphonischen Klängen

Melancholischem Läuten des Regens, der auffällt auf fruchtbare Äcker, die
Herde ewigen Reifens,
Aufschrei'n Traumbildgeplagter, die fürchten den Morgen, und das Geheimnis
der Sprache der Düfte.

In Stürmen vergangener Meere bebte die Stille, im Orchester künftiger Blitze,
Letzte Kadenzen verklungener Lieder verschmolz sie mit dem Beginne nicht
ausgesungener Lieder
Stumme Fragen von Lippen, die aufgehört haben, zu fragen!
Blicke von Augen, im tödlichen Hellsehn, gekehrt in die Fernen, im Durste
verschmachtend!

Schwüles Schweigen heimlicher Leidenschaftsuggestionen,
Die schmerzenvoll reifen für künftige Blüten
Und geleiten die Völker durch der Äonen Mitternacht im blutroten Schimmer
des Nordlichts!
Worte, gewebt aus verblassender Lichtwellen Äther, die erlöschen, gesprochen
in irdischer Sprache!
Stimmen des Innern, sorgsam gehütet im schweigenden Seelengrund, grüssen
Jauchzende Chöre der Seelen und freudestrahlende Boten des Lenzes.
Künftiger Träume Entzücken erstrahlt in brennenden Regenbogen
Von neuen Sonnen gewirkt, auf wolkigen Pfaden Deines unsterblichen Atems!
Stummer Blitze ewiges Zucken, auf denen gleiten die Boten deines ge-
heiligten Willens
Aus des Geheimnisses Welten in sichtbare Stätten sterbender Farben!

O, Ew'ger, im Augenblick, da meine Hände mir sanken, gelöst vom Krampf
der Verzückung
Sah ich mein eigenes Leben, vom fremden Lichte umflossen.
Glitzernd Farbengefunkel, versprüht von Eisblumen auf meinem Fenster
Schmelzte Dein feuriger Hauch, im Anblick der Pracht Deiner Gärten, fasste
mich Wahnsinn.

Und dennoch, mein Vater. Wo hört' ich denn schon Deiner Stille tonlose Stimme?
Wo hab' ich denn schon gesehn die Schönheit der Auen, dass ich erkenne
den Schmelz ihrer Düfte?
Deiner Trauben süsses Getränk kost feurig die Lippen, versengt von Küssen
verbrüderter Seelen

Meine Träume durchzieht die Musik Deiner festlichen Glocken
Und das Signal Deiner Boten des Morgens klingt mir ins Ohr, wie Ahnung
des Todes.
Selig Erinnern füllt mir die Seele, wie wohliges Dunkel, wenn Lichter erloschen
Rieselt durchs Blut mir in Wärme, als hielten liebende Hände meine Hand
in der Nacht, wenn ich schlafe,

Als liesse der innige Druck mich träumen von seliger Liebe.
Mitternacht Deines magischen Mondes lockt meine Lieder ins Land meiner
Träume, in tolle Gefahren
Und wie aus Steinen, die leuchten zur Nachtzeit, quillt aus der Schönheit
der Lichter des Tages Dein ewig Geheimnis,

Und vor Seligkeit stumm, lässt meine Seele vernehmen die Stimme, die einst sie gehabt hat.
Ewige Nacht entschlief in reifenden Feldern. Traulich vom Himmel mir strahlten die Sterne
Von Morgenrot lispeln Düfte, in alter Weise redet die Stille.
Der Apfelbaum träumt von der Sonne, von reiner Seelenbegegnung die Knospen der Rosen
Und meine Seele, bange und glücklich, von Heimkehr.

Aus »Passate«. Übersetzt von Dr. Emil Saudek.

Der Schmerz des Menschen.

Als Feindeskräfte uns mit suggerierter Ohnmacht schlugen,
Der Sonne Auge sprühte einen harten, bösen Blitz,
Da öffneten sich zitternd Hände, die Dein Werkzeug trugen,
Ein Block in Deinem Bruch ward, bangen, uns zum Sitz,

Wir trockneten die Stirnen, sprachen mit dem Todesschauer,
Ironisch funkelte das Erz, der Himmel glühte regungslos,
Und den ermüdeten Gedanken in der Schöpfung ew'ger Trauer
Wir legten, wie die Kinder ihren Kopf in Mutter Schoss.

Und unser Leiden war für uns Geheimnis des Geschlechtes,
Verborg'nen Ruhmes Privilegium, magische eigne Macht,
Besiegte Fürsten, die gefangen und enthoben allen Rechtes,
Von unsichtbaren Aufsehern in Goldwäschen bewacht,

Wenn ihre Städte an den blauen Wässern sie ersehnen,
Des Heimatshimmels Glockenklang in myst'scher Dämmerung,
Und in der Stille ihrer Haft der tausend Glocken Tönen,
Mit Jubelrufen ihrer Treuen bei der Huldigung . . .

Aus »Hände«. Übersetzt von J. Fleischner.

Ein neues böhmisches Theater.

Von F. A. Šubert.

Höchstwahrscheinlich zu Ende Oktober dieses Jahres wird in den Kön. Weinbergen — der grössten der Vorstädte Prags — das »Městské divadlo Král. Vinohrad« (Stadttheater der Königl. Weinberge) eröffnet werden, eine neue Stätte der böhmischen dramatischen Kunst. Diese neue Stätte wird eigentlich erst die zweite sein.

Die böhmische Nation war nämlich nicht so glücklich, ihre Theater von Fürsten oder von dem Staate gegründet zu sehen, dem sie alljährlich hohe Millionen zur Erhaltung anderer, oft sehr passiver Länder Österreichs abführen muss. Sie besitzt bisher überhaupt — neben sechs kleinen, ständigen Bühnen, von denen eine in Brünn, die zweite in Pilsen und vier in Gross-Prag sich befinden — nur eine einzige grosse Bühne, die mit dem Masse der ersten Schauspiel- und Opernbühnen gemessen werden will, nämlich das königl. böhmische Landes- und Nationaltheater in Prag. Aber nicht einmal das wurde der böhmischen Nation geschenkt, sondern sie musste es sich selbst, aus ihren eigenen Mitteln, und nur mit einer nicht gerade bedeutenden Subvention des Königreiches Böhmen erbauen und als Institut errichten.

Nahezu 7 Millionen Kronen*) hat der Bau des Nationaltheaters gekostet. Zu dieser Summe steuerte das böhmische Volk volle vier Fünftel und das Königreich Böhmen ein Fünftel bei.

Eine so grosse Opferwilligkeit der böhmischen Nation für diesen Zweck erklärt sich nur aus ihrer Sehnsucht, ein würdiges Theater als ein eigenes nationales Kunstinstitut zu besitzen. Diese Sehnsucht erwachte in ihr schon in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, und zwar damals hauptsächlich angesichts der erfolgreichen Wirkung der deutschen und italienischen Bühne

*) Beiläufig 6.000.000 Mark.

in Prag, die durch den Grafen Nostitz zu einem ständigen deutschen Nationaltheater in Prag ausgebaut worden war. Aber die Sehnsucht der böhmischen Nation musste länger als ein volles Jahrhundert sich gedulden, opfern, arbeiten und schaffen, bevor sie sich im Jahre 1883 an ihrem Ziele sah.

Mittlerweile gestalteten sich die künstlerischen Erfolge des böhmischen Nationaltheaters und das starke Anwachsen des böhmischen Elementes in Prag und den Vorstädten derart rasch und glücklich, dass man schon wenige Jahre nach der Eröffnung des Nationaltheaters sich mit dem Gedanken befassen konnte, in Prag eine zweite böhmische Bühne zu erbauen.

Das Bedürfnis einer solchen war und ist so eindringlich, dass es in dem Zeitraume 1900—1904 in den Vorstädten Prags die Stabilisierung von vier ständigen Vorstadtbühnen zeitigte! Aber nur Vorstadtbühnen, von denen zwar jede gut prosperiert, aber keine sich bisher hohe Ziele stecken konnte.

Anders ist es mit dem neuen Stadttheater der Kön. Weinberge, das nach dem Entwurf des Architekten Prof. Dr. A. Čenský nun allmählich seiner Vollendung entgegengeht. — Es sei sofort bemerkt, dass auch dieses Theater der böhmischen Bevölkerung Gross-Prags von niemandem geschenkt worden ist. Es wurde von der Gemeinde der Königl. Weinberge gegründet und wird aus ihren Mitteln mit einem Aufwande von 1,400.000 K*) erbaut.

Dieses Theater wurde von allem Anfang an nicht als Vorstadtbühne, sondern als ein wirkliches Kunstinstitut gedacht, das sich ernste Aufgaben zu stellen hat.

Ursprünglich sollte es ein Schauspielhaus werden und wurde auch als solches im Plane entworfen und gebaut. Erst anfangs 1907 machte sich der Wunsch der Bevölkerung der Kön. Weinberge immer mehr und mehr geltend, das neue Haus möge unter sein Dach ausser dem Schauspiel auch die Oper aufnehmen. Nebstdem tauchten auch andere Momente auf, die diesem Wunsch indirekt Stärkung brachten.

Dem neuen Theater sollen nämlich alle Schauspiele vorenthalten bleiben, welche von der böhmischen und der deutschen Landesbühne Prags und vom deutschen Sommertheater in den Königl. Weinbergen mit dem ausschliesslichen Auftührungsrechte für den ganzen Polizeirayon Prags (zu dem auch die Königl. Weinberge gehören) erworben worden sind und erworben werden.

*) Beiläufig 1,200.000 Mark.

Prag, welches mit den Vororten an 470.000 Einwohner zählt, ist bisher keine Weltstadt mit grossem Fremdenzufluss und keine Zentrale des Staates. Für gewöhnlich können auf den Landesbühnen Prags gute Schauspielwerke nur auf eine recht beschränkte Zahl von Aufführungen rechnen — auf eine Zahl, die sich regelmässig zwischen 6—12 bewegt! Ausnahmsweise — aber nur ausnahmsweise — kommt es zu einer höheren Anzahl von Vorstellungen einzelner Schauspiele. Aber niemals schlägt in Prag ein gutes Schauspiel so ein, dass es nach der Première 50 oder 100 oder einige hundert Vorstellungen erlebte, wie es z. B. in Berlin oder auch in Wien der Fall ist.

Die Lehre, die daraus folgt, ist die, dass eine Schauspielbühne in Gross-Prag, die ein gediegenes Repertoire zu pflegen gesonnen ist und sich nicht auf Sensationsstücke werfen will, eine sehr grosse Anzahl von einheimischen böhmischen und guten fremden dramatischen Arbeiten verbrauchen würde und müsste. Woher diese aber nehmen, da der grössere Teil davon seitens der Landesbühnen und der deutschen Sommerbühne mit Beschlag belegt wird und dem neuen Stadttheater der Königl. Weinberge vorenthalten bliebe?

Neben alledem macht sich das Bedürfnis einer zweiten böhmischen Oper in Prag aus zwei Gründen geltend. Einmal ruft nach ihr schon einige Jahre die böhmische Opernproduktion, die auf der, das Schauspiel und die Oper pflegenden Bühne des Nationaltheaters keinen genügenden Raum für sich hat, dann wünschen die weitesten weniger bemittelten Kreise der Bevölkerung Gross-Prags seit langem und eindringlichst, ein Theater besuchen zu können, in welchem Opern zu mässigeren Preisen gespielt würden, als es jene der Landestheater sind.

Dies waren die Hauptgründe — zu denen sich noch andere untergeordnete gesellten — durch welche die Unternehmung des Stadttheaters der Königl. Weinberge sich bewogen fühlte, in sein Programm neben dem Schauspiel auch die Oper aufzunehmen. Vorläufig die »kleine« seriöse und komische Oper, teilweise auch die Operette, mit Ausschluss der »grossen« Oper.

Dem Verlangen der Bevölkerung glaubte man umsomehr Rechnung tragen zu müssen, als das neue Stadttheater einzig und allein auf den Besuch der Bevölkerung angewiesen sein wird. Denn es wird sich weder von Seite der Stadtgemeinde noch des Landes, geschweige denn des Staates, einer Subvention zu er-

freuen haben — während die Landesbühnen Prags eine jährliche Subvention von je 260—290.000 K seitens des Landes gesichert haben.

Die Verwaltung und die Führung des neuen Kunstinstitutes wurde von der Stadtvertretung dem »Spojené Družstvo Národního divadla v Praze« übergeben, welches in den Jahren 1881—1900 das böhmische Landes- und Nationaltheater mit nicht unbedeutendem Erfolg verwaltet hat. Das war in doppelter Hinsicht von Bedeutung. Denn durch diese Entscheidung wurde das neue Theater als ein selbständiges künstlerisches Institut proklamiert. Es handelte sich nämlich eine geraume Zeit darum, ob das Stadttheater der Königl. Weinberge nicht eine Dependenz des böhmischen Nationaltheaters werden solle.

Die gegenwärtige Leitung des Nationaltheaters war eine Zeitlang in diesem Sinne in den Königl. Weinbergen tätig und erklärte auch, dass sie die Führung des neuen Stadttheaters übernehmen würde, wenn ihr dieselbe angetragen werden sollte. Zu diesem Zweck wurde auch schon beim Baue des Theaters insoweit vorgearbeitet, als die Dimensionen der Bühne des Stadttheaters jenen des Nationaltheaters angepasst wurden, damit man eventuell die Dekorationen des Nationaltheaters auf ihr in Anwendung bringen könnte.

Die Gemeindevertretung — in erster Reihe der Stadtrat — entschied sich jedoch zuletzt für die Selbständigkeit des neuen Institutes und zwar aus meheren Gründen, die hauptsächlich durch die Interessen der böhmischen dramatischen Kunst und der böhmischen dramatischen Produktion diktiert waren.

Ein nicht zu verkennendes Verdienst um die endliche Proklamierung der Selbständigkeit der neuen Bühne erwarben sich die böhmischen Schriftstellervereine, und zwar der »Máj«, der »Klub českých spisovatelů« und die literarische Sektion der »Umělecká beseda«, die zu diesem Zweck in eine freie Vereinigung traten und auf publizistischem Wege und durch objektive Vorstellungen bei dem Stadtrat der Kön. Weinberge hauptsächlich zu der vorteilhaften Wendung zu Gunsten der Selbständigkeit des Stadtheaters beitrugen. Ihre Aktion war von den Sympathien der gesamten Öffentlichkeit begleitet.

Als eine Dependenz des Nationaltheaters würde eigentlich die neue Bühne jede Bedeutung für die Kunst und für die Literatur und Musik verlieren und nur anderen minder wichtigen

Zwecken dienen müssen. Für das Nationaltheater ist es von höchster Wichtigkeit, schon so bald als möglich eine eigene — zweite — Bühne für das Schauspiel allein zu bekommen, um es von der Oper scheiden zu können. Davon würde dann die böhmische Kunst einen hohen Nutzen ziehen. Aber eine zweite Bühne bloss zu Exploitationszwecken und als eine Versuchsbühne — davon würde das Nationaltheater eventuell einen finanziellen Gewinn haben, keinesfalls aber die Nation einen ideellen Nutzen.

Die Vergebung des Stadttheaters an das »Spojené družstvo« war in zweiter Reihe auch insofern von Bedeutung, als hiedurch zur Führung des Institutes eine Korporation berufen wurde, die sich sowohl mit wertvollen Erfahrungen auf dem Gebiete der Pflege der dramatischen Kunst ausweisen konnte, als auch kapitalkräftig genug ist, um das gar nicht leichte Unternehmen mit einer gewissen Hoffnung auf Erfolg entrieren zu können. —

Um das neue Kunstinstitut ins Leben zu rufen, galt und gilt es vor allem anderen, ein künstlerisches Ensemble sowohl für das Schauspiel als auch für die Oper zu kreieren.

Was das Schauspiel anbelangt, so zeigte es sich erfreulicher Weise, dass es sowohl bei den Vorstadtbühnen Prags als auch bei den fahrenden Schauspieltruppen eine fast überraschend grosse Anzahl von bemerkenswerten Talenten gibt, aus denen ein versprechendes Ensemble zusammengestellt werden kann. Es wird nur einer tüchtigen Schulung der aus allen Weltgegenden zusammengeführten Truppe bedürfen, um diese einzuspielen, auf dass sie sich als eine erlesene betätige, als jenen hohen Kunstzielen gewachsen, die ihr winken.

Und so viel man bisher auch hinsichtlich der Oper bemerken kann, so kann man mit Recht auch in dieser Hinsicht sich guten Hoffnungen hingeben. Wir haben bei unserem Volke ein sehr gutes Stimmateriale, vorzüglich geschulte Musiker und gediegene, temperamentvolle Dirigenten. Gute Opernsänger besitzen wir in einer Anzahl, die uns sogar eine verhältnismässig starke Ausfuhr nach den deutschen Opernstätten erlaubt.

Die Oper wird sich, wie gesagt, hauptsächlich der Pflege der komischen Oper widmen, dabei aber durchaus nicht die seriöse Oper — mit Ausschluss der grossen Opernwerke — vernachlässigen. Das Schauspiel wird in erster Reihe die neue böhmische dramatische Produktion pflegen, das russische und polnische Repertoire berücksichtigen und selbstverständlich alle jene

Produkte der germanischen und romanischen dramatischen Literaturen ins Auge fassen, welche eine Entwicklung, einen Fortschritt derselben bedeuten.

Dass zum Schauspiel und zu der Oper noch die Operette hinzutreten soll, ist zwar künstlerisch kein Vorteil, aber vorläufig durch die Rücksicht auf die finanzielle Prosperität des neuen Theaters geboten.

Jede absichtliche geschäftliche Konkurrenz mit den Landesbühnen Prags meidend, gedenkt das neue Institut in einen künstlerischen Wettbewerb mit ihnen zu treten, von dem alle dabei Beteiligten nur Gewinn erwarten können. Und darin — besonders in der künstlerischen Konkurrenz mit dem Nationaltheater — wird dem Stadttheater der Kön. Weinberge eine grosse Bedeutung für die künstlerisch kulturellen Interessen der gesamten böhmischen Nation innewohnen.

Die Wasserversorgungsfrage in Prag.

Von Dr. Gustav Kabrhel.

(Schluss.)

Da von Ingenieur Prinz zur Erzänzung des hydrologischen Materials ein grosser Pumpversuch bei Lhota (nicht weit von Altbunzlau) beantragt wurde, so hat sich der Verwaltungsrat der vereinigten Wasserwerke, um bei dieser Sachlage einen durchaus sicheren Weg einzuschlagen, an den H. Baurat Ingenieur Thiem gewendet, der sowohl als Theoretiker als auch als Praktiker zu den besten derzeitigen hydrologischen Fachmännern gezählt wird.

Die Fragen, welche diesem Fachmanne vorgelegt wurden, bezogen sich einerseits auf den hydrologischen Wert des Elbegebietes (auf Grundlage des von der Böhmischen Sparkasse zur Verfügung stehenden Materiales) andererseits auf das Detailprojekt der Böhmischen Sparkasse selbst.

In Bezug auf den hydrologischen Wert des Elbegebietes lautete die Antwort Ing. Thiems im wesentlichen folgendermassen: Vorausgesetzt, dass die Untersuchungen, auf Grund deren das mir zur Begutachtung überreichte Material entstanden ist, richtig sind, wird man in dem Elbegebiete die von der Böhmischen Sparkasse berechnete Wassermenge finden können.

Wie man sieht, war Baurat Thiem nicht dafür zu gewinnen, in der Eigenschaft als Begutachter seine Autorität für fremde hydrologische Arbeiten — deren Güte er aber dadurch keineswegs anzweifeln will — in die Wagschale zu werfen, welcher Standpunkt übrigens nicht so ganz befremdend erscheinen mag.

Was das Detailprojekt der Böhmischen Sparkasse anbelangt, so lautete sein Gutachten dahin, dass die Vorschläge der Projektanten nur eine einzige Ausführungsform zum Gegenstande haben und dass sie des Beweises entbehren, dass mit diesen Vorschlägen die wirtschaftlichste Art der Ausführung getroffen wird. Soll dies in gehöriger, beweisender Form geschehen, so müssen Varianten entworfen, gerechnet und mit einander verglichen werden, welche Massnahmen aber in dem Material betreffend das Detailprojekt der Böhmischen Sparkasse nicht zu finden sind. Er

zweifle nicht daran, sagt Baurat Thiem, dass die Projektsverfasser für ihre Anordnungen ausreichende Gründe gehabt haben, man kann aber über diese Gründe keine hinreichende Orientation gewinnen.

Bei der Besprechung einzelner Bauglieder des Detailprojektes weist der genannte Fachmann auf derartige Varianten hin, die seiner Ansicht nach wahrscheinlich geeignet wären, eine wirtschaftlichere Lösung des Wasserversorgungsprojektes zu ermöglichen.

In Anbetracht dieser Sachlage hielt es der Verwaltungsrat der vereinigten Wasserwerke für angezeigt, um sich gegen mögliche Einwürfe zu versichern, vor allem die Frage der Ergiebigkeit des Elbegebietes einer neuerlichen Untersuchung zu unterwerfen und diese in die Hände des Ing. Thiem zu legen.

Da jedoch auf Grund des Gutachtens Thiems die Möglichkeit einer wirtschaftlicheren Lösung vorlag, bei welcher jedoch die Art der Lösung eine veränderte Form (als in dem Projekte der Böhmischen Sparkasse) annehmen würde, so erschien es nötig auch der hygienischen Seite eine entsprechende Aufmerksamkeit zu widmen.

Mit dieser Aufgabe wurde der Verfasser dieses Artikels betraut, so dass ihm die Durchführung der erforderlichen bakteriologischen Untersuchungen und die hygienische Begutachtung der bei Verfassung des Projektes auftauchenden Massnahmen übertragen wurde.

Zur Vornahme der chemischen Untersuchungen wurde die städtische Untersuchungsanstalt respektive der Direktor derselben Dr. Kroft und Adjunkt Baudyš herbeigezogen. Als geologischer Fachmann stand dem Verwaltungsrate der unlängst verstorbene Prof. Slavík zur Seite.

Auf diese Weise ist das von der Böhmischen Sparkasse untersuchte Elbegebiet zum Gegenstande neuerlicher hydrologischer und hygienischer Untersuchungen geworden, welche jedoch von anderen Fachmännern durchgeführt wurden.

Bei der Feststellung des hydrologischen Wertes hat sich Ing. Thiem einer von ihm ausgearbeiteten Untersuchungsmethode bedient.

An dieser Stelle sei bemerkt, dass es eben die Ausarbeitung dieser Methode war, welche Thiem in die Reihe der besten Hydrologen gestellt hat. Wie mir vom hochverehrten Kollegen Prof. Hráský, dem Vertreter dieses Faches an der technischen Hoch-

schule mitgeteilt wurde, hat Thiem in der bezüglichen Arbeit eine so gründliche Analyse der damit zusammenhängenden Fragen und zwar sowohl vom praktischen als auch vom mathematisch-physikalischen Standpunkte geliefert, dass seit Veröffentlichung dieser Studie auf diesem Gebiete nichts besseres vollbracht wurde. Weil in der letzten Zeit in den öffentlichen Diskussionen, betreffend die einheitliche Versorgung Prags, über diese Methode viel diskutiert wird, so erscheint es nützlich, an dieser Stelle die Hauptzüge jener Methode mitzuteilen.

Der Leser wird sich wenigstens im allgemeinen ein selbständiges Urteil über die Denkweise, über die Logik und über die Konzeption der wissenschaftlichen Probleme des genannten Hydrologen bilden können, welche Kriterien doch für die Beurteilung einer Individualität überhaupt von nicht zu unterschätzender Bedeutung sind.

Um dieses Ziel zu erreichen, sei betreffs seiner Methode folgendes mitgeteilt:

Das Durchflussprofil*) des Grundwassers wird in kleinere Strecken von 700—1000 m Länge eingeteilt.

An den Berührungspunkten dieser Teilstrecken werden vor allem 3 Bohrlöcher, welche zusammen ein Dreieck bilden, niedergestossen.

Mit Hilfe dieser Bohrlöcher und mittels geeigneter nivellistischer Messungen wird festgestellt: a) die für Wasser undurchlässige Schichte, b) der Grundwasserspiegel, c) das Gefälle des Grundwassers. Sind nun a) und b) an allen Berührungspunkten einzelner Teilstrecken bekannt, so ist es möglich an der Hand dieser Kriterien sich die Fläche des Durchflussprofils zu konstruieren.

Da auch das Gefälle an allen Berührungspunkten gemessen wird und somit bekannt ist, so ist es einleuchtend, dass man nur die spezifische Ergiebigkeit**) zu kennen braucht, um die Menge

*) Damit ist jene Ebene gemeint, welche man erhält, wenn am Orte, wo die Ergiebigkeit des Grundwassers festgestellt werden soll, durch die wasserführenden Schichten eine vertikale und zu der Stromrichtung des Grundwassers senkrecht stehende Schnittebene geführt wird.

**) Unter spezifischer Ergiebigkeit (= Modulus = Coëfficient) versteht man jene Wassermenge, welche in dem Durchflussprofil durch die Fläche 1 m^2 in dem Zeitraume einer Sekunde hindurchfliesst, wenn das Gefälle 1:1000 gleich ist.

des durch das betreffende Durchflussprofil fliessenden Grundwassers zu berechnen.

Multipliziert man nämlich das Durchflussprofil mit dem Gefälle und mit der spezifischen Ergiebigkeit, so gibt die Zahl, welche resultiert, schon jene Menge des Grundwassers an, welche in dem Durchflussprofile während der Zeit einer Sekunde hindurchfliesst.

Was die Feststellung der spezifischen Ergiebigkeit anbelangt, so basiert dieselbe in der von Thiem abgeleiteten Lösung auf mathematisch-physikalischer Grundlage, deren Wesen ich folgendermassen verständlich machen will.

Wird an einem Orte ein Bohrloch und in dieses ein Rohrbrunnen eingesetzt und dann mittels dieses Rohrbrunnens kontinuierlich dieselbe Menge Wassers geschöpft, so wird natürlich der Grundwasserspiegel um den Brunnen herum abgesenkt.

Es entsteht die sogenannte Depressionskurve, welche — vorausgesetzt, dass die wasserführenden Bodenschichten einen Grundwasserstrom von genügender Mächtigkeit in sich bergen — nach einer gewissen Zeit eine bestimmte unveränderliche Form annimmt (Beharrungszustand). Die Form dieser Kurve hängt ab: a) von der Intensität der Wasserentnahme, b) von der Bodendurchlässigkeit, c) von dem Gefälle des Grundwassers.

Bei gleicher Entnahme, bei gleicher spezifischer Ergiebigkeit und bei gleichem Gefälle des Grundwassers wird also die Kurve, wo man auch immer einen solchen Schöpfversuch anstellen würde, dieselbe Form annehmen müssen.

Die Form der Depressionskurve steht also in einer gesetzmässigen Relation zur spezifischen Ergiebigkeit, zur Intensität der Wasserentnahme und zum Gefälle.

Daraus folgt, dass wenn die letztgenannten drei Faktoren (Variablen) bekannt sind, die Möglichkeit gegeben ist die Form der Kurve mathematisch abzuleiten.

Nun leuchtet es ein, dass auch umgekehrt, wenn die Form der Kurve bekannt ist, und ausserdem zwei der oben genannten Faktoren, d. h. die Intensität der Wasserentnahme und das Gefälle gegeben sind, es möglich ist, den dritten Faktor d. h. die spezifische Ergiebigkeit zu berechnen.

Die letztere, eben angeführte Korrelation wurde von Thiem zur Lösung der Aufgabe benützt.

Dies geschieht unter Zuhilfenahme eines Schöpfversuches, welcher an einem zu diesem Zwecke vorbereiteten Röhrenbrunnen ausgeführt wird.

Während desselben sorgt man dafür, dass die entnommene Menge Wassers womöglich konstant bleibt. Was nun die ziffermässige Sicherstellung der Intensität der Wasserentnahme betrifft, so wird dieselbe in $^1/_4$stündigen Intervallen genau festgestellt. (Man bestimmt die Zeit, welche nötig ist, um ein kalibriertes Gefäss zu füllen, woraus sich dann die auf die Zeiteinheit entfallende Menge Wassers berechnen lässt.)

Die Form der Depressionskurve wird mittels zweier in der Richtung des Grundwassergefälles befindlicher Bohrlöcher, in welchen eiserne Beobachtungsröhren eingesetzt sind, eruiert. Durch entsprechende Messungen des Grundwasserspiegels in den Beobachtungsröhren ist die Möglichkeit geboten, die Ordinaten der Depressionskurve festzustellen. Die zu den Ordinaten gehörenden Abszissen sind durch die Entfernung derselben von dem Schöpfbrunnen gegeben.

Es leuchtet nun ein, dass durch diese Abszissen und Ordinaten der Charakter und die Eigenschaften der Depressionskurve vollständig determiniert sind. Infolgedessen ist es klar, dass zwischen diesen Ordinaten und Abszissen einerseits und der Wasserentnahme, der spezifischen Ergiebigkeit und dem Gefälle des Grundwassers andererseits eine mathematisch definierbare Korrelation herrschen muss.

Die Lösung dieser Korrelation gelang Thiem, auf Grund der Integralrechung auszuführen und für sie eine mathematische Formel zu finden. Auf Grund dieser Formel ist es möglich, wenn die übrigen Variablen bekannt sind, die spezifische Ergiebigkeit zu berechnen.

Unter Benützung der nun klargelegten Methode wurde die Ergiebigkeit des Durchflussprofils betreffend den oberen Elbeflügel (Kárany—Lysá—Wostrá), den unteren Elbeflügel (Altbunzlau—Ovčáry), den Iserflügel (Kárany—Sojovice—Tuřice—Kochánek—Benátky—Hrušov) festgestellt.

Längs des ganzen Durchflussprofiles dieser 3 Flügel wurden in den oben angegebenen Entfernungen im ganzen an 71 Stellen ca. 200 Bohrlöcher niedergestossen, daselbst die geologische Beschaffenheit der Bodenschichten, die Mächtigkeit der wasserführenden Schichten, die Richtung und das Gefälle mittels nivellistischer Mes-

sungen und die spezifische Ergiebigkeit des Grundwassers sichergestellt. Gleichwie das Grundwasser, so ist auch das artesiche Wasser, d. h. jenes Tiefenwasser, welches sich unter der undurchlässigen Sohle befindet, zum Gegenstande umfangreicher hydrologischer Studien geworden.

Zu diesem Zwecke hat man nicht weit von Kárany auf der Fläche von ca. 4 Quadratkilometern 4 artesische Brunnen (deren Tiefe 33, 54, 60, 26 m betrug) niedergestossen.

Um die Ergiebigkeit des artesischen Wassers zu erforschen, wurden an den angeführten 4 artesischen Brunnen eingehende, zielbewusste Beobachtungen angestellt. Dem Vorschlage Thiems gemäss hat man 3 Reihen eigens zu diesem Zwecke arrangierter Versuche ausgeführt, welche ungefähr einen Zeitraum von 2 Jahren in Anspruch nahmen.

Auf diese Weise gelang es also, den hydrologischen Wert des Geländes auch in Bezug auf die Tiefenwässer der Kreideformation sicherzustellen.

In der nachstehenden Tabelle ist die Wassermenge, welche durch Thiems hydrologische Arbeiten in dem Elbe-Iser-Gebiet nachgewiesen wurde, übersichtlich zusammengestellt.

Flügel	Nachgewiesene Wassermenge S.-L.	Fluktuierende Menge	Sa. S.-L.
Iserflügel	798	116	914
Unterer Elbeflügel	320	130	450
Oberer Elbeflügel	115	70	185
Artesischer Flügel	147	53	197
	1380	369	1746

Von besonderer Wichtigkeit scheint mir der Umstand zu sein, dass bei der neuerlichen, von dem Verwaltungsrate angeregten

Untersuchung der Ergiebigkeit eine andere Methode als bei den Versuchen der Böhmischen Sparkasse angewendet wurde.

Nichtsdestoweniger gelangte man zu demselben gemeinschaftlichen Resultate, dass nämlich die unterirdischen Grundwasserströme, welche dem Elbe-Isergebiet eigen sind, eine hinreichende Wassermenge besitzen, um Prag mit einwandfreiem Wasser einheitlich zu versorgen.

Wie oben dargelegt wurde, erschien es in Anbetracht der in Aussicht gestellten wirtschaftlicheren Lösung des Wasserversorgungsprojektes und der damit zusammenhängenden Abweichungen von dem Projekte der Böhmischen Sparkasse nötig, auch der hygienischen Seite eine entsprechende Aufmerksamkeit zu widmen.

Um in den hydrologisch untersuchten Profilen die Eigenschaften des Grundwassers kennen zu lernen, wurde eine ganze Reihe von bakteriologischen und chemischen Untersuchungen ausgeführt.

Hinsichtlich der bakteriologischen Untersuchungen sei hervorgehoben, dass sich der Verfasser aus gewichtigen Gründen genötigt sah, eine andere Methode als die, welche bisher zur Feststellung des Filtrationseffektes benützt wurde, in Anwendung zu bringen.

Zur besseren Orientation über diese Fragen will ich einige erläuternde Notizen hinzufügen.

Der einfachste Weg, den Filtrationseffekt der Grundwässer — dessen Eruierung bei der hygienischen Beurteilung eines Grundwassers den Knotenpunkt der hierauf bezüglichen Fragen bildet — sicherzustellen besteht darin, dass man sich solche Wasserproben zu verschaffen und der bakteriologischen Untersuchung zu unterziehen trachtet, bei denen der bakteriologische Charakter, welcher den wasserführenden Bodenschichten, denen sie entstammen, eigen ist, durch die Art der Entnahme nicht im geringsten geändert wird.

Es ist nun zu betonen, dass diese Aufgabe nicht immer so einfach ist, wie es vielleicht bei oberflächlicher Betrachtung scheinen möchte, sondern dass dieselbe unter Umständen auf grosse Hindernisse stossen kann.

Bei kleineren Wassergebieten, bei welchen die Bestimmung der Ergiebigkeit derart geschieht, dass dazu ein auf das ganze Niederschlagsgebiet sich beziehender Pumpversuch verwendet wird, der gewöhnlich viele Wochen eventuell auch einige Monate in

Anspruch nimmt, begegnet freilich die Feststellung des Filtrationseffektes keinen besonderen Schwierigkeiten.

Den oben aufgestellten Bedingungen genügt man in diesem Falle am leichtesten in der Weise, dass man die nötigen Proben erst in der Endperiode des betreffenden Pumpversuches entnimmt. Die in diesem Zeitpunkte entommenen Wasserproben berechtigen uns zu der Annahme, dass sie in Bezug auf die Sicherstellung des Filtrationseffektes einwandfrei sind. Handelt es sich aber um ein grosses Wassergebiet, wie es z. B. das Elbegebiet ist, wo das zu untersuchende Durchflussprofil die Länge von zirka 50 km hat, in welchem Falle die Durchführung eines auf die ganze Länge des Durchflussprofils sich erstreckenden Pumpversuches namentlich aus finanziellen Gründen unmöglich erscheint, so begegnet die Entnahme einwandfreier Wasserproben, die geeignet wären, uns verlässliche Resultate in bezug auf den Filtrationseffekt zu liefern, bedeutenden Schwierigkeiten.*)

Des weiteren ist es nötig darauf hinzuweisen, dass, wenn die Ermittelung der spezifischen Ergiebigkeit auf Grund der Thiemschen Methode geschieht, bei welcher der Schöpfversuch nur wenige Stunden dauert, die Angliederung der Wasserentnahme brauchbarer Wasserproben an den betreffenden Schöpfversuch grosse Bedenken involviert.

Bei diesem Stande der Dinge fühlte ich mich veranlasst, eine Methode der Untersuchung des Filtrationseffektes zu konstruieren, welche bei ihrer Durchführung nicht nur eine Angliederung an die hydrologischen Arbeiten respektive an die Feststellung der Quantität nicht voraussetzt und erfordert, sondern ausserdem noch den Vorteil bietet, dass sie eine leichte Lösung vieler heikler hygienischer Beziehungen an jeder beliebigen Stelle des Wassergebietes, dessen Filtrationseffekt untersucht werden soll, gestattet.

Diese Methode beruht auf einem Prinzip, das von demjenigen, welches bis jetzt die Grundlage der Untersuchung des Filtrationseffektes gebildet hat, abweicht.

Bei den bis jetzt gebrauchten Methoden der Untersuchung des Filtrationseffektes wird der bakteriologischen Untersuchung das Filtratwasser unterworfen.

*) In meinen Arbeiten »Die Bestimmung des Filtrationseffektes der Grundwässer« und »Experimentelle Studien über den Filtrationseffekt der Grundwässer« sind diese Beziehungen einer eingehenden Betrachtung unterzogen.

Bei meiner Methode dagegen wird der Filtrationseffekt durch Untersuchung des Bodenfilters selbst festgestellt, zu welchem Zwecke die aus verschiedenen Tiefen — von der Oberfläche angefangen bis unter das Niveau des Grundwassers — entnommenen Bodenproben die erforderliche Grundlage bilden.

Inwieferne diese Methode zur Erforschung der mit dem Filtrationseffekt zusammenhängenden Fragen geeignet ist, will ich nur mit einer einzigen Tatsache beleuchten. Bis in die jüngste Zeit hat man auf Grund der Arbeiten Fränkels allgemein angenommen, dass die Filtrierfähigkeit des Bodens eine so vollkommene ist, dass man selbst in einem bewohnten Terrain in nicht bedeutender Tiefe von 3—4 m auf sterile (mikrobenfreie) Schichten stösst, welche Lehre, von allen Hygienikern als unerschütterlich bewiesene Tatsache anerkannt, bisher einen der Grundpfeiler der hygienischen Wasserbeurteilung bildete.

Diese Lehren wurden von mir umgestossen und zwar auf Grund der Untersuchungen, welche mittels der vorher erwähnten von mir ausgearbeiten Methode durchgeführt wurden, durch welche der Beweis erbracht wurde, dass in einem Terrain, dessen ideale Reinheit unbezweifelt dasteht, sowohl die über dem Grundwasser befindlichen, als auch die wasserführenden Schichten, welche nach den bisherigen Ansichten als steril gelten müssten, von einer reichlichen Bakterienvegetation bewohnt sind.

Diese Methode wurde nun zum Studium des Filtrationseffektes des Elbegebietes in Anwendung gebracht; zirka 200 Bodenproben wurden den verschiedensten Stellen dieses Geländes entnommen und der bakteriologischen Untersuchung unterworfen.

Was die bakteriologische Qualität der Tiefenwässer der Kreideformation anbelangt, so war es möglich, die Entnahme der dazu erforderlichen Wasserproben an die hydrologischen Untersuchungen anzugliedern. Im Verlaufe von zwei Jahren wurden zu diesem Zwecke in den verschiedensten Zeitpunkten zirka 70 Wasserproben entnommen und bakteriologisch untersucht.

Nicht geringere Aufmerksamkeit wurde auch der chemischen Zusammensetzung des Grundwassers und der artesischen Wässer gewidmet.

Etwa 200 Wasserproben wurden von Direktor Dr. Kraft und Adjunkt Baudyš einer eingehenden chemischen Untersuchung unterzogen. Auf diese Weise hat man über alle Punkte, welche in

dieser Beziehung in die Wagschale fallen können, eine hinlängliche Orientation erlangt.

Durch diese von dem Verwaltungsrat der vereinigten Wasserwerke unternommenen hydrologischen und hygienischen Untersuchungen wurde endlich der Beweis erbracht, dass das Iser-Elbegebiet hinreichende Mengen einwandfreien Wassers birgt, um den Forderungen einer einheitlichen Wasserversorgung Rechnung zu tragen.

Um sicher vorzugehen und namentlich um auch die nötige Grundlage für die kommissionelle Verhandlung dieser Angelegenheit zu verschaffen, entschloss sich der Verwaltungsrat, vorerst ein Vorprojekt, betreffend die einheitliche Wasserversorgung aus dem Iser-Elbegebiete ausarbeiten zu lassen, welche Aufgabe dem Baurate Thiem übertragen wurde.

In diesem Vorprojekte sollten die Grundlinien des definitiven Projektes, namentlich die Plazierung der Sammelstränge, der Wasserwerksgebäude, der Druckrohrleitung etc. entworfen werden.

Die Detaildurchführung dieser Grundideen sollte für einen späteren Zeitpunkt vorbehalten werden, bis man nämlich einerseits die erforderliche behördliche Konzession, andererseits die Enteignung der erforderlichen Grundstücke erreicht haben werde.

Nach diesem Vorprojekte Thiems soll das Wasserwerk im Elbetale auf 800 Sekundenliter (entspricht 69000 m^3 Wasser täglich) erbaut und für 1200 S.-L. vorbereitet werden, so dass per Kopf durchschnittlich 100 Liter Wasser täglich entfallen würden.

Zur Wasserfassung soll der Iserflügel bis Station 15·9 km (d. h. die Strecke Káraný—Sojovice—Tuřice—Předměřice—Kochánek), der untere Elbeflügel bis Station 3·0 km (die Strecke Nový Vestec—Písková Lhota) und der artesische Flügel verwendet werden.

Die Entnahme des Wassers geschieht durch Rohrbrunnen, welche in Abständen von 40—50 m projektiert sind. Die Zuführung des Wassers erfolgt mittels Heberrohrleitung nach der Pumpstation, welche bei Káraný am rechten Elbeufer projektiert ist, und von hier aus soll das Wasser mittels einer Druckrohrleitung bis zum Hochreservoir in den Kgl. Weinbergen gegenüber den alten Friedhöfen gehoben werden.

Da das artesische Wasser eisenhältig ist (1—3 mg in einem Liter) und da dasselbe, sobald es benützt werden soll, vom Eisen befreit werden muss, so wurde für den artesischen Flügel eine zweckentsprechende Enteisnungsanlage projektiert.

Was den Kostenaufwand anbelangt, so wurde derselbe in Bezug auf reine Baukosten in der Summe von 9,156.000 K präliminiert.

Die von dem Verwaltungsrate der vereinigten Wasserwerke durchgeführten Vorarbeiten sowie auch das Vorprojekt wurden i. J. 1903 der zu diesem Zwecke einberufenen Sachverständigen-Enquête*) zur Begutachtung vorgelegt.

Nach eingehenden Verhandlungen, bei welchen alle wichtigen hydrologischen, hygienischen und konstruktiven Fragen gründlichen Erwägungen unterzogen wurden, gelangte die Enquête zu dem Urteil, dass das Vorprojekt im ganzen geeignet ist, als Grundlage zur einheitlichen Wasserversorgung Prags zu dienen.

Prof. Woldřich war der einzige, der eine entschiedene Stellung gegen das Projekt nahm und ein Separatgutachten vorlegte, in welchem er sich gegen das Projekt wendet.

Das Gutachten soll nach der Überschrift ein geologisches Gutachten sein; liest man es aber durch, so sieht man, dass das Elaborat vollinhaltlich ein hygienisches Gutachten sei.

Der Verwaltungsrat beantwortete die Einsprache Woldřichs mit der Erklärung, dass ein hygienisches Gutachten von Prof. Woldřich nicht verlangt worden sei.

Obwohl ich Prof. Woldřich als Geologen hochschätze, so kann ich, um der Wahrheit gerecht zu werden, nicht verschweigen, dass es in seinem »hygienischen Gutachten« von »hygienischen Unrichtigkeiten« wimmelt, was übrigens nicht überraschen kann. Umsomehr drängt sich aber die Frage auf, welche Gründe es waren, die ihn als Geologen bewogen, ein fremdes, seinem Wissen nicht adäquates Feld zu betreten.

In Anbetracht des günstig lautenden Gutachtens der Enquête hat nun der Verwaltungsrat einstimmig den Beschluss gefasst — derselbe wurde dann auch von dem Aufsichtsrate genehmigt — Prag einheitlich mit dem Grundwasser aus dem Elbe-Isergebiet zu versorgen.

*) Diese Enquête hat sich in zwei Subkomitees und zwar das geologisch-chemisch-hygienische und hydrologisch-technische geteilt. In dem geologisch-chemisch-hygienischen Subkomitee befanden sich: Hofrat Prof. Dr. Horbaczewski, Prof. Dr. Gustav Kabrhel, K. C. Neumann, Ingenieur der Chemie, Prof. Dr. Bohuslav Raýman, Prof. Dr. Alfred Slavík, Prof. Dr. J. Woldřich. In dem hydrologisch-technischen Subkomitee befanden sich: J. Bauer, Chef-ingenieur in Pilsen, Prof. J. Hráský, Franz Krátký, Ingenieur in Smichov, Prof. Kr. Peterlík, Prof. Ant. Pravda.

Es wurden dann Vorbereitungen getroffen, um die behördliche Bewilligung anzubahnen, zu welchem Zwecke, wie bekannt, das wasserrechtliche Verfahren eingeleitet werden muss.

Als behördliche Experten wurden zu den bezüglichen kommissionellen Verhandlungen (nebst den Organen der Bezirkshauptmannschaft Karolinental, resp. der Statthalterei) drei Wiener Fachmänner: k. u. k. Generalstabsarzt Dr. Florian Kratschmer, o. ö. Professor der Hygiene, Ad. Friedrich, o. ö. Professor des kulturtechnischen Wasserbaues an der k. k. Hochschule für Bodenkultur, Aug. Rosival, a. o. Professor und Chef-Geologe der k. k. geologischen Reichsanstalt in Wien, designiert.

Hinsichtlich der Aufklärung, warum zu diesem Zwecke von den behördlichen Organen die Wiener Experten ernannt wurden, sei folgendes angeführt.

Alle heimischen Fachmänner, welche als Experten für die kommissionelle Verhandlung des Vorprojektes Thiems in Frage kommen könnten, waren schon entweder von der Böhmischen Sparkasse oder von dem Verwaltungsrate (als Experten bei den Vorarbeiten oder in der einberufenen Enquête) in Anspruch genommen worden.

Nun ging die Behörde von der Ansicht aus, dass Fachmänner, welche bereits für eine der genanten Korporationen vorher als Sachverständige fungiert hatten, eventuell voreingenommen sein könnten, aus welchem Grunde sie sich veranlasst sah, fremde Experten einzuladen. Es ist nun zu bemerken, dass dieses Vorgehen neben den unzweifelhaften hellen auch gewisse Schattenseiten hat, welche namentlich bei Verhandlung gewisser geologischer Fragen zum Ausdruck kamen.

Um dies näher zu beleuchten, will ich nur folgendes mitteilen. Bei den kommisionellen Verhandlungen tauchte die Behauptung auf, dass die Fassungszüge in einem Terrain projektiert worden seien, dessen oberflächliche Schichten sandig und infolgedessen stark durchlässig sind.

Da Prof. Slavík und ich wussten, dass diese Behauptung nicht richtig ist, haben wir dagegen Einwände erhoben. Nichtsdestoweniger hat man, weil wir Vertrauensmänner des Verwaltungsrates gewesen, unsere Worte wenig beachtet. Da aber dem fremden Geologen die genaue Kenntnis der örtlichen Verhältnisse, die wir uns durch langes Studium des Geländes angeeignet hatten, mangelte, so blieb ihm nichts anderes übrig als umfangreiche

Bohrversuche und pedologische Untersuchungen der gewonnenen Bodenproben anzuordnen, welche Arbeit naturgemäss viel Zeit und grosse Mühe in Anspruch nahm. Das Endresultat dieser mühevollen Untersuchung hat nur bestätigt — wie dies nicht anders zu erwarten war — dass unsere Angaben richtig waren. Das Endresultat der langwierigen kommissionellen Verhandlungen — bei welchen sich schon der Widerstand der Grundbesitzer, deren Felder und Wiesen von der Fassungslinie tangiert werden sollten, in hohem Masse bemerkbar machte — war, dass auf Grund der Gutachten der oben angeführten Wiener Experten das Wasserversorgungsprojekt Thiems von der I. Instanz genehmigt wurde.

Dadurch war man aber der Vollendung des Werkes noch nicht näher gerückt.

Man war nämlich nach der Entscheidung der I. Instanz auf den hartnäckigsten Widerstand jener Grundbesitzer gestossen, deren Grundstücke zur Ausführung des grossen Werkes erforderlich waren.

Um denselben gewissermassen zu begreifen, ist es nötig, sich zu vergegenwärtigen, dass die Fassungslinie (in welche die Rohrbrunnen zu liegen kommen) etwa 20 km lang ist und dass von den Grundbesitzern längs der ganzen Fassungslinie ein Streifen von 15 m Breite an den Verwaltungsrat abgetreten werden müsste, abgesehen von dem Schutzstreifen (Schutzrayon), der in bestimmter Breite auf beiden Seiten der Fassungslinie konstruiert werden soll.

Erwägt man des weiteren, dass die Fassungslinie die Grundstücke fast überall in einer für die Bewirtschaftung ungünstigen Weise durchteilt, so begreift man gewissermassen die Erscheinung, dass die Eigentümer alle Rechtsmittel angewendet haben, um die Durchführung des Projektes zu verhindern.

In diesem Falle blieb freilich nichts anderes übrig, als den Instanzenweg anzutreten und gegen die Entscheidung der I. Instanz zu rekurrieren, welchen Entschluss die Grundbesitzer tatsächlich mit grosser Konsequenz in Ausführung brachten.

Auf diese Weise geschah es, dass einerseits die Statthalterei für das Königreich Böhmen (II. Instanz), anderseits das Ackerbauministerium (III. Instanz) berufen waren, über die gegen das Wasserversorgungsprojekt Thiems vorgebrachten Einwände zu entscheiden. In Bezug auf die sanitäre Seite des Projektes war dieser Instanzenweg mit dem nicht genug zu schätzenden Vorteile verknüpft, dass auf diese Weise zwei hochwichtigsten Korporationen, und zwar dem

k. k. Landessanitätsrate in Prag und dem k. k. Obersanitätsrate in Wien, reichlich die Gelegenheit geboten wurde, sich mit der hygienischen Seite des Wasserversorgungsprojektes Thiems zu befassen und ihr Urteil über dieses auszusprechen. Als Referent fungierte in dem k. k. Landessanitätsrate Hofrat Prof. Dr. Horbaczewski, in dem Obersanitätsrate Hofrat Prof. Dr. Ludwig, von welchen zu diesem Zwecke umfangreiche, grosse Mühe in Anspruch nehmende Elaborate ausgearbeitet wurden.

Auf Grund derselben haben beide genannten Korporationen ein günstiges Gutachten über das Projekt Thiems abgegeben und dasselbe einer raschen Durchführung empfohlen.

Im Zeitraume von zwei Jahren machte nun die Angelegenheit den Weg durch die II. und die III. Instanz durch, welche beiden Instanzen zu Gunsten des Verwaltungsrates der vereinigten Wasserwerke entschieden haben. Nun erst besannen sich die Besitzer der Grundstücke eines besseren und wichen von ihrem prinzipiellen Widerstande gegen das Wasserversorgungsprojekt ab.

Die erneuerten Verhandlungen mit den Grundbesitzern führten nun zu dem erfreulichen Resultate, dass es endlich gelungen ist, mit den Eigentümern über die Abtretung der Grundstücke die nötigen Verträge zu schliessen.

Auf diesem Punkte angelangt war man schon der Ansicht, dass die weitere Entwicklung dieses so wichtigen Unternehmens einen normalen Verlauf nehmen wird und dass es gelingen werde, etwa binnen 3–4 Jahren das grosse hygienische Werk zu Ende zu bringen. Zu dem Zwecke hat der Verwaltungsrat unverzüglieh entsprechende Vorbereitungen getroffen.

Eine der wichtigsten war die Herstellung einer entsprechenden Bahnverbindung mit der zu errichtenden Wasserwerksanlage. Da die nächste Bahnstation Čelakovice von dem Knotenpunkte des auszuführenden Baues (welcher sich in der Nähe der Fähre bei Káraný-Toušeň befindet) ziemlich entfernt ist, und ausserdem in dieser Umgebung auch keine Brücke über die Elbe führt, so erschien es am vorteilhaftesten bei St. Wenzel (etwa $^3/_4$ Stunde von dem Baugrunde der Wasserwerksanlage) eine Haltestelle der Nordwestbahn zu erwirken, um von dieser eine Bahn zum Knotenpunkte der Wasserwerksanlage zu errichten.

Die von dem Verwaltungsrat zu diesem Zwecke unternommenen Schritte führten so rasch zum Ziele, dass diese Bahn bereits längere Zeit fertig dasteht.

Des weiteren hat der Verwaltungsrat für die Ausarbeitung des Detailprojektes Sorge getragen.

Zu diesem Zwecke hat er sich an den Ing. Thiem gewendet, mit velchem er betreffs dieser Angelegenheit einen Vertrag schloss.

Hinsichtlich der Baukosten betreffend dieses Bauprojekt sei folgendes angeführt: Das Detailprojekt wurde nachträglich auf Zuführung von 900 Sekundenlitern ausgearbeitet. (Bei dem Vorprojekte hat man 800 Sek.-Liter als Grundlage genommen.) Reine Baukosten wurden in der Summe von 9,156.000 K präliminiert.

Zieht man aber gleichzeitig die bisher gemachten Vorausgaben, den Kostenaufwand betreffend die Anschaffung der erforderlichen Grundstücke und die Sicherung der notwendigen Servitute, den Kostenaufwand für die Verbindungsbahn, die Kosten der Bauführung und der Herstellung der Zerteilungsrohrleitung aus dem Zerteilungsreservoir, Interkalarien und unvorgesehene Ausgaben in Betracht, so beläuft sich die Gesamtziffer der Ausgaben, welche zur Durchführung dieses hygienischen Werkes nötig erscheinen, auf 16,250.000 K, welche Summe von dem Aufsichtsrate bereits genehmigt wurde.

Nachdem das Detailprojekt von Ing. Thiem ausgearbeitet und dem Verwaltungsrate abgeliefert wurde, hat man bei Káraný mit dem Bau des Administrationsgebäudes angefangen, um im Frühjahre 1907 mit voller Kraft den Bau in Angriff zu nehmen.

Als nun die Sachen so weit vorgerückt waren, dass das grosse hygienische Werk schon gesichert zu sein schien, und nachdem man die Summe von 2 Millionen Kronen bereits verausgabt hatte, entstand von gewissen Seiten ein unerwarteter Widerstand.

Die fachlichen Argumente, welche gegen das einheitliche Projekt Thiems ins Feld geführt werden, beziehen sich in erster Linie auf die Wasserergiebigkeit des Iser-Elbegebietes; in zweiter Reihe wird auch die Härte des Wassers bemängelt.

Indem die Gegner die von Thiem bezifferte Ergiebigkeit des Elbegebietes anzweifeln und niedriger bewerten, behaupten sie, dass dieses Gelände nicht imstande ist, das für Prag erforderliche Wasser zu geben.

Was die Härte betrifft, sagen die Gegner, ist diese so hoch, dass das Wasser sowohl für zahlreiche Industriezwecke als auch zum Hausgebrauch nicht tauglich erscheint.

Um eine den Bedürfnissen Prags entsprechende Lösung der Wasserversorgung in Prag zu stande zu bringen — sagen die Gegner — bleibt nichts anderes übrig, als das Projekt Thiem fallen zu lassen und statt der einheitlichen eine zweiteilige Wasserversorgung in Prag zu verwirklichen, deren Durchführung jedoch ausschliesslich den heimischen Ingenieuren anvertraut werden soll.

Um jedoch die schon verausgabte Summe von 2 Mill. Kronen wenigstens teilweise zu fruktifizieren, soll nach Ansicht der Gegner des Tiemschen Projektes in dem Elbegebiet das zum Trinken erforderliche Wasser gewonnen, nach Prag geleitet und mittels in den Gassen Prags plazierter Wasserständer der Bevölkerung zugänglich gemacht werden.

Das erforderliche Nutzwasser soll der Moldau entnommen, dann einer zweckentsprechenden Sandfiltration unterworfen und mittels der bereits bestehenden Wasserleitung in die Häuser geführt werden.

Die gegen das Thiemsche Projekt erhobene Agitation fand bei der Bevölkerung Prags ein so williges Ohr, dass zur Zeit die endgültige Lösung der Wasserversorgungsfrage ernst bedroht scheint.

Das Hauptargument, mit welchem gegen das einheitliche Projekt operiert wird, ist, wie schon angedeutet wurde, die angeblich ungenügende Wasserergiebigkeit des Iser-Elbe-Gebietes.

Ing. Vancl und Krátký sind es namentlich, welche die Richtigkeit der Angaben und Berechnungen Thiems betreffend den hydrologischen Wert des Iser-Elbe-Gebietes bezweifeln.

Erinnert man sich nun, dass Ing. Prinz in seinem Gutachten der Überzeugung Ausdruck gab, dass das Elbegebiet genug Wasser birgt, um damit Prag einheitlich zu versorgen, erwägt man ferner, dass dieses Gelände zweimal und zwar jedesmal unter Anwendung einer anderen Methode hydrologisch (Smreker — Wessely, Thiem) untersucht wurde und dass man ferner in beiden Fällen zu konformen Resultaten gekommen ist, dass nämlich das Elbegebiet zur einheitlichen Wasserversorgung vollkommen taugt, so wird man kaum glauben können, dass es gerade auf Grund der auf die Ergiebigkeit sich beziehende Einwände gelungen ist, eine bedeutende oppositionelle Strömung hervorzurufen.

Man würde es vielleicht begreifen, wenn die beiden genannten Herren Ingenieure auf dem Gebiete der hydrologischen Untersu-

chung etwas Bemerkenswertes geleistet hätten. Ich glaube nicht fehlzugehen, wenn ich sage, dass keiner der genannten Herren Ingenieure, welche ich sonst als tüchtige Techniker hochschätze, in der Lage war eine hydrologische Untersuchung auszuführen. Herr Ing. Krátký hat sich übrigens bei seinem hierauf bezüglichen Vortrag selbst als Amateur in der Hydrologie erklärt.

Was die Härte des aus dem Elbe-Isergebiet zuführenden Wassers betrifft, so ist folgendes anzuführen:

In einer der Versammlungen wurde von einem Herrn, der allerdings der Untersuchung und Beurteilung des Wassers sehr ferne steht, sich jedoch bemüssigt sieht, über die Qualität des Wassers zu sprechen, sogar behauptet, dass das Wasser 20 Härtegrade besitzt.

Dem gegenüber ist anzuführen, dass von Prof. Rosival, der, wie vorher erwähnt wurde, als von der Behörde designierter Sachverständiger bei dem eingeleiteten wasserrechtlichen Verfahren fungierte, auf Grund der bei den Vorarbeiten durchgeführten zahlreichen chemischen Analysen die Härte mit 12—13 Härtegraden beziffert wurde.

Von grosser Wichtigkeit ist des weiteren auch der Umstand, dass die eben angeführte Härte hauptsächlich auf Rechnung der sogenannten temporären Härte kommt.

Infolge dessen lässt sich das Wasser durch Vorwärmen, welches, wenn es sich um industrielle Zwecke namentlich um die Kesselspeisung handelt, regelmässig vorgenommen wird, (durch diesen Eingriff werden die Salze, welche die temporäre Härte bedingen, d. h. kohlensaurer Kalk und Magnesia ausgeschieden) in ein weiches und zwar nur 2—3 Härtergrade betragendes Wasser überführen.

Wenn wir nun einmal auf die Geschichte des Thiemschen Wasserversorgungsprojektes zurückblicken, so kommen wir zu dem Schlusse, dass sich da, zwar in einer anderen Wendung, aber ihrem Charakter nach doch wieder gleich, dieselbe Erscheinung wiederholt, von der wir schon bei früheren Unternehmungen, welche den unhaltbaren Verhältnissen der Prager Wasserversorgung ein Ende machen sollten, Zeugen gewesen sind.

Sehen wir aber, dass sich dieselbe Geschichte, wie die Vollendung einer nahestehenden Wasserversorgungsanlage plötzlich vereitelt wird, schon zum drittenmale wiederholt und ziehen wir zugleich auch die weitere Tatsache in Betracht, dass schon die

im Jahre 1894 geplante zweiteilige Versorgung und noch mehr die von der Böhmischen Sparkasse ausgearbeitete einheitliche Wasserwerksanlage derart qualifiziert waren, dass dieselben, hätte man sie in dem entsprechenden Zeitpunkte ausgeführt, geeignet waren die Bevölkerung Prags zum Danke zu verpflichten, so kann man nicht so leicht über diese Erscheinung hinweggehen.

Bei dieser Sachlage hat die Erscheinung, dass sich nämlich die Bevölkerung Prags von jenen Parteimännern und freiwilligen Sachverständigen, welche die erspriessliche Lösung der Wasserversorgungsfrage zu vereiteln trachten, so leicht gewinnen lässt, etwas Gesetzmässiges in sich, so dass wir unabweislich zu der Schlussfolgerung geführt werden, dass es sich der Bevölkerung Prags nicht ernstlich um Erreichung dieses hygienischen Zieles handeln kann.

Denn wäre die richtige Regelung dieser brennenden Frage ein von allen tiefempfundenes Bedürfnis, so würde die Bevölkerung Prags schon längst Mittel gefunden haben, um ihre Vertreter auf die ihrem Willen und Bedürfnissen entsprechende Bahnen zu lenken.

Dass die Bevölkerung aber solche Mittel nicht findet, sondern dass sie im Gegenteil ohne zwingende Gründe immer eine verschleppende Behandlung der Wasserversorgungsfrage bevorzugt, und ferner dass sie in dem gegenwärtigen Falle Energie genug zu entwickeln wusste, um das schon so weit fortgeschrittene Werk ernst zu gefährden, wogegen sie sich fast in derselben Zeit hinsichtlich anderer repräsentativer Unternehmungen, welche nicht geringes Anlagekapital verschlingen werden, sehr passiv verhielt, so ist das sicherlich kein Ereignis, dass sich einfach auf Grundlage der Psychologie der Massen erklären liesse, sondern das ist zweifellos eine Erscheinung, welche auf tiefwurzelnde soziologische Ursachen zurückzuführen ist.

Gewiss wäre es interessant und vielleicht auch lohnend, dieses soziologische Problem näher zu verfolgen — das würde jedoch den Rahmen dieses Artikels sprengen.

Hanna Kvapilová.

Hanna Kvapil ist tot, — gestorben am 8. April 1907 im einundvierzigsten Jahre ihres Lebens.

Es muss wahr sein, wie es hier steht; kein herzerfreuendes Lachen, wie wir es so oft von ihren schönen Lippen gehört, belehrt uns eines besseren, und gegen unsere Erinnerung, die sie uns als Bild des Lebens und der Lebenslust zeigt, shakespearetrunken, kunstatmend, unsterblich, steigt unerbittlich eine andere auf: acht Tage, nachdem wir Hanna Kvapil so gesehen haben, bewegt sich ein endloser Leichenzug durch die von einer dichtgedrängten Menschenmenge erfüllten Hauptstrassen Prags, ergreifende Horntöne rufen vom Nationaltheater seiner scheidenden Beherrscherin einen Gruss nach, unter Regenschauern und Sonnenblicken fährt ein schlichter Sarg in dem Prunkwagen der Hauptstadt dahin: in dem Sarg liegt Hanna Kvapil im Hochzeitskleid der Beatrice, in dem sie von der Bühne Abschied genommen; mit diesem Sarge und diesem Kleide wurde sie Tags darauf in Chemnitz in Sachsen verbrannt, darum hat kein Geistlicher sie begleitet.

Abschied nehmen, Sterbekleid, Sarg, Verbrennung, diese Worte sollen wir mit Beatrice in Verbindung bringen, mit Hanna Kvapil, die so voll Leben war, die uns an das Leben glauben, es lieben lehrte!

Hanna Kvapil ist tot — und das heisst so furchtbar viel bei einem darstellenden Künstler, so viel mehr als bei anderen Künstlern; kein Trost bleibt uns übrig, dass sie in ihren Werken weiterlebe, diese Werke sind verraucht, verweht, sobald sie nicht mehr imstande ist, sie neuzuschaffen, zu wiederholen, sie leben nur in

der schwankenden, Einzelzüge behaltenden Erinnerung der Glücklichen, die sie gesehen, um da allmählich zu verblassen, zur Sage zu werden; in der Geschichte unseres Theaters wird sie ein Blatt, ja in unserer Geistesgeschichte ein Blättchen füllen, ihr Standbild wird hoffentlich das Foyer des Nationaltheaters schmücken, wie wenig ist das, dagegen gehalten, was sie uns war, was sie uns noch hätte sein können, wenn die tückische Krankheit sie uns nicht auf dem Wege zu den höchsten Stufen ihrer Kunst entrissen hätte.

Ihr Weg war nicht leicht; als sie vor neunzehn Jahren den gewaltigen Sprung von einer Vorstadtbühne auf das Nationaltheater machte, war sie im Kampf gegen die eingesessenen Mächte und die Gewohnheit des Publikums nur auf ihre eigene Kraft angewiesen, wenn sie aus dem Bannkreise der »Naiven« sich befreien wollte. Wenn ich in meinen eigenen Aufzeichnungen zurückblättere, mit denen ich die Tätigkeit des Nationaltheaters seit 12 Jahren begleite, so finde ich ihren Namen zuerst bei Gelegenheit von — Philippis »Wohltätern der Menschheit«. Die hat man bei uns gespielt und die Paula darin hat Frau Kvapil gespielt, die Erinnerung wird den meisten Lesern versagen, so dass sie den Humor davon schwerlich erfassen dürften. Endlich fand sie Anhänger, es gab eine Partei, die ihren Namen auf ihre Fahne schrieb, und der Kampf um das Nationaltheater an der Jahrhundertwende war zugleich ein Kampf für und gegen Frau Kvapil. In diesen Kämpfen hat sie so stark wie nie die Tragik der Schauspieler kleiner Nationen empfunden, die am meisten von allen unter der »Tyrannis des Einsers« leiden. Der Kampf endete siegreich, es begann eine Zeit, in der sie — wenn auch in sehr beschränktem Masse — ihr Talent frei entfalten konnte, eine Zeit, die nach wenigen, kurzen Jahren ein so jähes Ende nimmt.

Wie viel Herrliches hat sie im Laufe der Jahre geschaffen! Wohin wir in der Erinnerung greifen, finden wir grosse oder liebenswürdige Züge, Hanna Kvapil konnte fehlgreifen und unter Umständen den Mut des Fehlens bewähren, aber sie war nie schablonenhaft, nie gewöhnlich. Welch liebenswürdiges Porzellanfigürchen war ihre Rokokoprinzessin in Drachmanns »Es war einmal ..« die im Laufe des Stückes zu einem so armen, aber warmblütigen Menschenkinde wird. Mir schwebt der Auftritt vor, wie sich rechts eine bunte Volksszene abspielte, während die arme, zur Töpferin gewordene Prinzessin, vergessen von allen, auch vom Publikum, hinter ihren Töpfen sitzt. Und aus dieser

ruhigen, verträumten Stellung schuf sie ein plastisches Kunstwerk, ein Lied von Weibes Not und Lust. Da ist das blasse Mariechen in der »Heimat«, die »Ideale Frau« Pragas, das polnische Mädchen aus dem Volke in Kisielewskis »Karrikaturen«, die Frauen in Giacosas »Rechten der Seele« oder in Rydels »Für immer«, die Tatana in Gorkijs »Pfahlbürgern« — eine Reihe von Gestalten des fremden gangbaren Repertoirs bis hinauf zu ihrer Maria Stuart, dieser konsequent als Königin erfassten Frau, an der vor Elisabeth nichts kniete als eben die Knie.

Mit wahrer Lust sehen wir sie jedoch in den heimischen Dramen wirken, wo es gilt, neue Werte zu schaffen, hier ist ihre Kunst oft mit der des Dichters einen Bund eingegangen, nicht als untergeordnete Interpretin, sondern als gleichberechtigte Genossin. Der Ruf manches von ihnen und sein folgendes Schaffen ist uns ohne sie nicht denkbar. Frau Kvapil hat Hilbert lanciert, indem sie seine »Schuld« verkörperte, und Jaroslav Kvapil, dessen »Irrlicht« sie schuf, dessen »Pampeliška« durch sie zur Verwirklichung alles Zarten und Poetischen überhaupt wurde, dessen »Wolken« sie ein wärmeres Leben gab.

Sie hat uns über das Undramatische so vieler Werke hinweggetäuscht — ich erlasse mir die Aufzählung — aber sie hat auch die Poesie gegen die blosse Theaterfertigkeit siegreich verteidigt, sie hat F. X. Svoboda durchgesetzt, das macht manchen unverdienten Erfolg wett, den sie auf dem Gewissen hat.

Ihr war kein Mass noch Ziel gesetzt, sie schuf die den Kinderschuhen entwachsenden Mädchen, die so neugierig in die Welt blickten, Märchenjungfrauen voll Reiz und Innigkeit, Liebende wie die Königin in Vrchlickýs Nacht auf Karlstein, bis zu den »Dämonen«, die das stille häusliche Glück stören, aber selber so furchtbar leiden; sie schuf Frauen, die das Leben getäuscht und denen es nur die Resignation gelassen hat, und glaubenstreue Idealistinnen mit ergrauenden Haaren, wie jene Magdalene Rettig, diese köstliche Gestalt aus der Biedermeierzeit, der man es ansah, dass sie nicht bloss patriotische Gedichte, sondern auch das beste Kochbuch geschrieben hatte; und welch ein Bild war jene greise Bettlerin im Stücke Růžena Svobodas, die mit so kindlich neugierigen Blicken in eine unbekannte, geheimnisvoll verheissende Zukunft blickte!

Während sie so der heimischen Poesie diente, sie oft bestimmend, da ihre Gestalt den Dichtern unbewusst vorschwebte —

ihr Tod macht Epoche in der dramatischen Literatur der Čechen, man wird aufhören, Stücke für Frau Kvapil zu schreiben — brachte sie der Bühne das Herrlichste aus fremden Landen und Zeiten; mit unendlicher Liebe und Andacht schuf sie an ihren Shakespearegestalten: es gibt nichts Lieblicheres, als ihre Perdita war, die Vorstufe zu jenen Verkörperungen der Weltanschauung der Renaissance, der Lebensbejahung und der Lebensfreude: Portia, Rosalinde, Beatrice, sie spielte ihre eigene Freude an einem schönen, schönheitsverklärten Dasein, auch damals, als sie jeden tanzenden Schritt Beatricens dem todgeweihten Körper schmerzvoll abringen musste, ohne dass ein einziger unter den Zuschauern es geahnt hätte.

Von ihrem wundervollen Gretchen war schon in dieser Zeitschrift die Rede; es ist bezeichnend, dass ich gleich in jenem ersten Referate darauf hinweisen konnte, wie sie ihr Spiel in Einzelszene der Auffassung des Ganzen unterordnete; ihre Kerkerszene wird uns allen als eine der höchsten Offenbarungen der Bühne unvertilgbar im Gedächtnis bleiben,

Diese Leistungen werden einst, bis ihr Bild in historische Entfernung gerückt ist, gleichwertige Züge für ihre Erscheinung liefern, im Augenblick fliesst diese für uns noch mit den Gestalten zusammen, die sie uns nahe gebracht und die uns so innerlich wirklich nahe zu bringen so schwer war, mit Ibsens Nora, Rebekka, Ellida. In einem tiefgefühlten Gedichte klagt J. Mahen über den Tod der Künstlerin, die auch im kleinsten eine Offenbarung des Glückes und des Lebens brachte, und sein Refrain lautet: Die Frau vom Meere ist gestorben!

Wie sehr sie mit Ibsens Kunst gerungen hat, das zeigen ihre Studien, in denen sie — allzuselten — ihre Gedanken auch schriftlich äusserte; sie schrieb für unsere fortschrittlichste Frauenzeitschrift (Ženský Svět) 1903 eine Charakteristik mehrerer hervorragender Bühnenkünstlerinnen — Hel. Modrzejewska, E. Duse, J. Hading, S. Bernhardt — voll der feinsten Beobachtungen und im folgenden Jahre einen noch viel bezeichnenderen Aufsatz über Betty Hennings, den ich am liebsten ganz übersetzen würde, überzeugt, dass er auch bei fremden Lesern ein Bild mehr von der Autorin als von dem Objekte zurücklassen müsste. Ibsen sucht sie immer von neuem näher zu kommen, darum das besondere Interesse für die erste Nora, darum diese liebevolle Analyse der Wildente, aus der wir lernen, wie Frau Kvapil Beobachtungen

sammelte, wie sie studierte, wie sie aber auf der Bühne, bei der Vorstellung selbst keine blosse Virtuosität kannte; sie fühlte, sie lebte, was sie sprach und spielte, darum verzehrte sie sich im Feuer der Kunst.

Es ist ein beruhigender Gedanke, dass auch ihr Leib vom Feuer verzehrt worden ist, dass ihre süssen Lippen, ihre seelenvollen Augen, die schöne Stirne, die der Genius geküsst, vor langsamem Zerfall bewahrt worden sind. Das Schicksal hat ihr das Leben arg verkürzt, aber es war nicht so grausam, sie langsam absterben zu lassen, in voller geistiger Frische wandelte sie unter uns bis zum letzten Augenblick — ihre letzten Sorgen galten einer allerliebsten Ausstellung von Alt-Prager Porzellan und Miniaturen — von der Bühne eilte sie, ehe wir uns es versahen, in den Sarg und im Funkensprühen und Aschenglut zu den alten Göttern.

Ks.

— — —

Professor Meringers Sach- und Wortforschung mit besonderer Rücksicht auf altslavische Kulturverhältnisse.

Von Josef Janko.

Über dieses Thema hielt ich am 8. April d. J. einen Vortrag in der Kgl. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Prag. Da ich eine eingehende linguistische Würdigung und Kritik von Meringers Etymologien mir für spätere Zeit vorbehalte und jetzt nur im »Národopisný Věstník Československý« (Čechoslavischer ethnographischer Anzeiger«) S. 65—81 einen speziell unseren Ethnographen zugedachten Artikel darüber — ohne allen entbehrlichen sprachwissenschaftlichen Ballast — erscheinen lasse, gedenke ich hierorts wenigstens die Grundzüge meines Vortrags zu verzeichnen und durch Klarlegung des von mir in dieser sozusagen brennenden Frage eingenommenen Standpunkts alle Mitforscher zu weiterer Prüfung und selbständiger Stellungnahme aufzumuntern. Die Hauptpunkte meines Vortrags waren folgende:

Die von Meringer seit Jakob Grimm wieder einmal nachdrücklichst betonte Forderung, der Sprach- und Wortforscher möge beim Etymologisieren nicht nur den Lautgesetzen gemäss verfahren, sondern seine volle Aufmerksamkeit auch den Sachen und Kulturgegenständen der betreffenden Völker und Perioden zuwenden, also Linguist und zugleich Ethnograph, Kulturhistoriker sein — verdient ohne weiteres unsere Billigung. Die Erspriesslichkeit dieses Prinzips erhellt ja am besten aus Meringers neuesten Arbeiten selbst, aus seinen wichtigen Aufschlüssen über indoeuropäische und speziell auch germanische, wie auch slavische Kulturverhältnisse: einerseits stützt er da seine Etymologien auf bekannte oder zum mindesten erschliessbare kulturelle Zustände,

anderseits leitet er aus den gewonnenen Etymologien neue kulturhistorische Anschauungen ab. Besonderes Licht fällt dadurch auf die gegenseitigen Beziehungen der einzelnen Völker und Kulturen, auf die erlittenen oder ausgeübten Kultureinwirkungen.

Im allgemeinen muss man freilich gestehen, dass eben die Sach- und die auf ihr fussende Wortforschung heute einen noch unfertigen Bau vorstellen; Meringer ist sich dessen wohl bewusst und ist unermüdlich tätig, Ergänzungen und Berichtigungen zu seinen ersten Aufstellungen vorzubringen. Besserer Einsicht anderer verschliesst er sich durchaus nicht. Freilich, an den Grundlagen seiner Forschungen würde er wohl nicht gern rütteln lassen; und doch muss hervorgehoben werden, dass er gerade in der konsequenten Verfolgung seiner Prinzipien manchmal gar zu weit gegangen ist. Wenn er z. B. überall von vornherein von primitiven Gegenständen und realen Urbedeutungen ausgeht und gewöhnlich eine einzige Grundbedeutung der Wurzel annimmt, so ist dem gegenüber darauf zu verweisen, dass es auch primitive ideale Begriffe und Bedeutungen gibt, die in der Ursprache ebenfalls ihren Ausdruck finden mussten, und dass oft die Urvorstellung nach mehreren Seiten gewendet werden konnte. Was die slavischen Etymologien betrifft, so scheint Meringer weit entschlossener als andere gleich ihm umsichtige Forscher (Schrader und die Slavisten) in der Bestimmung von Entlehnungen aus dem Germanischen ins Slavische vorzugehen und Kultur- oder Sachwellen in der angegebenen Richtung zu konstatieren. Gewiss hat Meringer in sehr vielen Fällen recht und kann sich auf die allgemeine Ausbreitung der höheren Kultur von Westen nach Osten im mittelalterlichen und späteren Europa berufen; doch hat auch die rückschlägige, entgegengesetzte Kulturbewegung von Ost nach West, von Slaven zu Germanen, wenn auch in viel geringerem Masse, sicherlich stattgefunden.

Ein Beispiel möge diese meine beiden Einwände illustrieren. Meringer verwirft beim deutschen (germanischen) Verbum laden (»einladen«) die Etymologie Friedr. Kluges, welcher von »liebevoll behandeln, bitten«, also einer einfachen idealen Vorstellung ausgeht, und leitet das Wort von einer realen Wurzel »Brett« ab, wozu auch »der Laden, die Latte«, englisch lathe »die Drechselbank« gehören würden. Hiebei stützt er sich auf einen seiner Meinung nach uralten Brauch, mittels eines mit einer Handhabe versehenen Brettchens, des »Gebotbrettes«, vor Gericht und

sonst vorzuladen. Nun bringt aber Meringer für diesen Brauch laut Ankert speziell nur Belege aus nordböhmischen Gegenden mit lauter ehemals čechischen Namen (Höflitz, Kreibitz, Böhm.-Kamnitz) und zwar frühestens aus der Zeit vor dem dreissigjährigen Kriege bei; weil aber dieselbe Sitte der Vorladung nach Zíbrt auch bei den Čechen überhaupt sich findet, so konstatiert Meringer schon hier eine Kulturwelle von Deutschen zu Čechen ohne doch einen durchschlagenden Beweis gewonnen zu haben. Denn der allgemeine Hinweis auf die Kulturwelle, welche das fränkische oder oberdeutsche (eigentlich römisch-germanische) Haus zu den Čechen, Magyaren und Südslaven, ja sogar auf den Balkan verpflanzte, genügt da nicht; der Welle des Hauses müssen die Wellen der Geräte und Gebräuche — wie Meringer andernorts selbst zugibt — keineswegs immer gefolgt sein.

Zutreffend und geistreich zugleich muss Meringers Herleitung von slavisch *chlěvъ* »Stall« aus gotisch *hlaiw* »Grab« (ursprünglich primitives »Haus«), von slavisch *věža* »Haus, Flur, Zelt, Turm« aus **wěghjā* »bewegliches, sogenanntes Schlittenhaus«, von slavisch *rabъ* »Sklave« aus **orbhos* = griechisch ὀρφὸς, lateinisch *orbus*, also eigentlich »Waisenkind«, das für fremde Familien *arbeiten*, d. h. vor allem ackern (Wurzel *ar-*) musste,*) u. a. m. bezeichnet werden; zweifelhaft bleibt vorderhand noch z. B. die Ableitung des slavischen *banja* »Bad« (auch »bauchiges Gefäss, Kuppel«) von einer Wurzel *bhan-* »schlagen« mit deutlicher Beziehung dann auf das bei den alten Slaven, bei Russen und Südslaven noch heute beliebte Dampfbad. In letzterem Falle könnte nämlich wegen mittellateinisch *banna* italienisch, *bagno*, französisch *bain* usw. auch eine lateinisch-romanisch-slavische Kulturwelle vorliegen, wie gerade diesen Beziehungen von den Etymologen bis jetzt noch nicht die gebührende Berücksichtigung zuteil geworden ist. Slavisten, Germanisten und Romanisten müssen sich da zusammentun und mit vereinten Kräften die Sach- und Wortforschung den Indogermanisten fördern helfen. Dann erst dürfte man über die Herkunft eines Wortes wie slavisch *socha* »Holz, Pfahl; Hakenpflug; čechisch auch Statue« ins reine kommen. Heute ist dem Referenten nur soviel klar, dass sowohl den Lautgesetzen,

---

*) Die ursprüngliche Bedeutung »Waise«, in weiterem Sinne »Kind« schimmert uns noch heute aus dem Deminutivum čechisch *robě*, *robátko* »Kindlein« entgegen.

als auch der Bedeutung nach eher das oberdeutsche *Zoche* »Pflug ohne Räder« und das bairisch-dialektische *Zoch*, *Zochen*, »Knüttel, Bengel« aus dem Slavischen, als umgekehrt *socha* aus dem Deutschen entlehnt ist. Im Slavischen ist die ganze Bedeutungssippe reichhaltiger und gleichsam bodenständiger, obzwar es kein Erbteil aus indoeuropäischer Zeit zu sein scheint; man könnte aber nach einem Vorschlage Zubatýs darin uraltes iranisches Lehngut des Slavischen sehen. Das von Meringer direkt aus dem Deutschen hergeleitete mittelgriechische τζόκος kann aus dem deutsch-italienischen *zocco*, dem französisch *soc* entspricht (vgl. die parallele Konsonantenvertretung bei franz. *soble*, deutsch *Zobel* = russisch *soboľ*), entlehnt sein.

Diese und ähnliche Fragen bleiben also noch fernerhin ungelöst und offen; das Verdienst, sie neuerdings aufgeworfen und durch seine sachlich vergleichende Anschauungsweise in den richtigen Fluss gebracht zu haben, rechnen wir dankbar dem Vorkämpfer seiner Methode Meringer zu.

Wann wurde Mitteleuropa von den Slaven besiedelt?

Von Josef Zubatý.

Unter obigem Titel ist vor einigen wenigen Jahren eine Schrift von H. Martin Žunkovič, k. u. k. Hauptmann, erschienen, der die bei einer wissenschaftlichen Monographie gewiss, und nicht nur bei uns, seltene Ehre einer baldigen »zweiten, wesentlich vermehrten Ausgabe« zuteil wurde (Kremsier 1906, Druck und Verlag von Heinrich Slovák, 212 S. 8°, Preis K 2·50). Allerdings dürften wir kaum irren, wenn wir die Vermutung aussprechen, das Verdienst, eine Neuauflage des Werkes ermöglicht zu haben, sei vorwiegend Leserkreisen zuzuschreiben, die der eigentlichen Wissenschaft fernstehen. Ich weiss mich wenigstens nicht zu erinnern, dass das Buch in den Philologenkreisen, die ja dem ganzen Charakter des Buches gemäss in erster Reihe an ihm hätten Interesse nehmen sollen, eine nennenswerte Beachtung gefunden hätte.

Die Prinzipien, nach welchen der Verfasser die Lösung der Fragen, denen auch sein Buch gewidmet ist, durchgeführt sehen will, lesen sich ganz gut, und es wird sich schwerlich jemand finden, der ihre Berechtigung in Zweifel ziehen würde. Es handelt sich um das Problem der Urbevölkerung Europas, und dieses Problem zu lösen ist nach H. Žunkovič vor allem die richtige etymologische Deutung von Ortsnamen berufen. Diese soll von der »ältesten noch erhaltenen Namensform« ausgehen und soll es nie unterlassen, auch in den realen Umständen ihre Bestätigung zu suchen, die auf etymologischem Wege gefundene Bedeutung eines Ortsnamens soll im Einklang mit der Beschaffenheit der betreffenden Ortschaft, mit der daraus sich ergebenden Beschäftigung ihrer Urbewohner usw. stehen. Wie gesagt: wer würde es

wagen, die Richtigkeit von diesen und ähnlichen Prinzipien zu bezweifeln? und zur Ehre der bisherigen topographischen Etymologie sei es gesagt, dass diese Prinzipien nicht erst durch den Verfasser aufgestellt worden sind. —

Man würde meinen, derartige Prinzipien involvieren auch bereits die unfehlbare Methode in sich: wer in Einklang damit vorgehe, müsse zu den richtigen Resultaten gelangen. Leider aber sind zu einer richtigen Lösung von solchen Aufgaben, wie sich der Verfasser eine gewählt hat, noch andere Dinge unumgänglich nötig als die methodischen Grundprinzipien allein. Die Aufgabe, deren Lösung H. Žunković sucht, ist eine historische und sprachwissenschaftliche: wer sie lösen will, sollte doch wohl zunächst mit all dem Reichtum an Hilfsmitteln ausgerüstet sein, welchen die geschichtliche und sprachwissenschaftliche Forschung bis jetzt erworben hat. Ich will nicht sagen, dass er durchaus verpflichtet wäre, alle bisherigen geschichtlichen und sprachwissenschaftlichen Ergebnisse für bare Münze zu nehmen; im Gegenteil, unabhängige Forschung ist vor allem berufen, den Fortschritt der Wissenschaft zu fördern. Aber auch die unabhängige Forschung darf sich nicht damit begnügen, dass sie auf die zunftmässige Wissenschaft mit Achselzucken herabsieht; sie ist verpflichtet, ihre Ergebnisse zu prüfen, zu ihnen Stellung zu nehmen, sie unter Umständen abzuweisen: doch darf dieses letztere nur ein Resultat der wissenschaftlichen Überzeugung sein, nicht bloss deshalb gewagt werden, weil die Ergebnisse der zunftmässigen Wissenschaft unbequem sind. Und diese Überprüfung der bisherigen wissenschaftlichen Ergebnisse dürfte nicht in Bausch und Bogen bewerkstelligt werden: handelt es sich um ein mosaikartig aus unzähligen Details zusammengesetzte Untersuchung, wie hier, müsste die Überprüfung eben auf alle Details eingehen. Aber von alledem ist bei H. Žunković nicht das Geringste zu sehen: er ignoriert die bisherige Geschichts- und Sprachwissenschaft, ja, er hat sich mit ihnen offenbar nie ernst beschäftigt.

Ein geschichtliches Moment hätte z. B. verdient, immer und überall im Vordergrunde der Untersuchung zu stehen. Will man einen Namen deuten, zumal um auf Grund dieser Deutung historische Schlussfolgerungen zu ziehen, so sind die Zeit und die Umstände, unter welchen jener Name entstanden, offenbar von höchster Bedeutung. Entsteht z. B. gewissermassen unter unseren Augen ein Ortsname wie *Klánovice* oder *Karlshof*, oder *Eleonoren-*

hain u. dgl., so muss er offenbar im Einklang mit seiner späten Entstehungszeit gedeutet werden; und wer z. B. ein *Eleonorenhain* aus slavischem Sprachmaterial deuten und daraus den entsprechenden geschichtlichen Schluss ziehen wollte, würde wohl schwerlich Anklang finden. Und analoge Erwägungen sollten denn doch in einem der Frage nach der Urbevölkerung von Mitteleuropa (oder von ganz Europa) gewidmeten Werke nicht fehlen. Dürfte man es wagen, aus all den verschiedenen englischen, spanischen usw. Ortsnamen Amerikas auf englische, spanische usw. Urbewohner dieses Weltteils zu schliessen? In einer gewissen Zeit des Mittelalters, die erst auf jene Zeit folgt, in welcher die vorhandenen Geschichtsquellen in unzweifelhafter Art und Weise von den Slaven zu reden beginnen, tauchen in verschiedenen Teilen von Europa, westlich bis tief ins deutsche Gebiet hinein, südöstlich in Griechenland usw., Ortsnamen von entschieden slavischer Prägung auf: können sie die slavische Urbewohnerschaft erweisen? Zu einer Zeit, als der čechische Adel gerne deutsche Gebräuche und Namen anzunehmen pflegte, taucht auch z. B. der Geschlechts- und Ortsname *Sternberg* auf: dürfen wir diesen ohne weiters mit H. Žunkovič aus slavischem *Strm breg* »steiler Abhang« deuten, statt in der bisherigen Weise? Das Wort *Bazar* wird in Europa notorisch erst durch orientalischen Einfluss bekannt: wir fragen, ob nicht dieser Umstand für die Deutung des Wortes wichtiger ist als dessen Anklang an slavische Wörter wie č. *pás* Gürtel (aus *pojasъ*.), sloven. *pasar* »Gürtler?« und doch wird *Bazar* mit *pasar* zusammengebracht, und soll jene Marktstellen bezeichnet haben, wo vorzugsweise Gürtel verkauft wurden (S. 40 Anm.; über das rätselhafte der *Passmacher* daselbst dürfte doch wohl französisch *passe*, *passement* einiges Licht verbreiten?) Ein Hohn für die greifbare Wortgeschichte ist es, wie der Verfasser mit Wörtern wie *paša*, *fara*, »Pfarre«, *opat* »Abt usw. (S. 45 ff.) umgeht: offenbar soll die allerentfernteste Möglichkeit, ein Wort mit Gewalt für slavisch zu erklären, genügen, um die bekanntesten geschichtlichen Tatsachen zum Schweigen zu bringen. Der Name *Herzegowina* ist seit dem Ende des XV. Jahrhunderts belegt, wird in lateinischen Quellen durch *terra ducis* wiedergegeben; seit dem Jahre 1448 führt Stipan Vukčić den Titel des *herceg* (lateinisch *dux!*) des heil. Sava, seine Söhne heissen *Hercegovići*: diese historischen Tatsachen genügen wohl, die Wörter *herceg*, *erceg* usw. so durchsichtig erscheinen zu lassen als nur möglich Aber H.

Žunkovič findet in dem »Begriffe« *erceg* »die Wurzel ***erz, arx***, worin die Bedeutung von etwas Festem, Hartem liege, also: »Waffenmaterial, Waffenplatz, Burg«. Dieselbe Wurzel soll auch in Titeln wie *Erzbischof, Erzherzog* als Verstärkung erhalten sein (S. 154), ferner in *Mons Hercynia, Hardt, Harz, Arco, **Akropolis*** usw. (warum nicht auch in *Herkules?*): ist das nicht Phantasterei? Und wo ist das Prinzip geblieben, von der ältesten erhaltenen Namensform auszugehen (welches übrigens auf Schritt und Tritt vernachlässigt wird), warum wird mit *Herzog*, nicht mit althochdeutsch. *herizogo*, altsächsisch. *heritogo* usw., warum mit *Erz-*, nicht mit griechisch-lateinisch. *archi-* operiert? Vielleicht wäre der Verfasser dann doch etwas vorsichtiger geblieben? U. s. w.

Die Geschichte eines Wortes äussert sich nicht bloss in seinem ersten Auftauchen: einen weiteren, wichtigeren Teil derselben bilden seine späteren Geschicke, der Wandel seiner Lautform und Bedeutung, seine Wanderungen von einer Sprache zur andern usw. Mit dieser Geschichte hat sich die Sprachwissenschaft zu beschäftigen, und auf ihre Ergebnisse sollten Untersuchungen wie die von uns besprochene zum mindesten bedacht sein. Aber man findet in der Schrift Deutungen, die vor hundert Jahren mitleidiges Lächeln erregt hätten. Der lateinische Flussname *Varus*, magyarisch *vár*, ägyptisch *uaruart*, slavisch *fara* »Pfarre«, deutsch *Warte* usw., all dies und manches andere mehr gehört etymologisch zusammen (S. 45 ff.); ebenso der türkische ***Pascha***, die *Basken* und die alten *Bastarner* (S. 54 ff.); oder ***Alan, Ala*** in Tirol, *Allentsteig, Maria Elend*, die *Hellenen*, auch der Gottesname *Allah*, (61); *Auer, Ur* ist aus slav. *tur* entstanden (71); slavisch *čelędь* »Familie, Stamm« gehört zu süd-ost-slavischem *selo* (aus *sedlo*) »Ansiedelung«, und dazu auch z. B. die Namen *Schelleberg, Schelletau, Schelletitz, Zell* u. a. (73). Usw.: man sieht, H. Žunkovič bedient sich einer etymologischen Methode, die alles verbinden kann; einer Methode, die eine wirklich gute Seite hat: dass sie für ein und dasselbe Wort eine unbeschränkte Anzahl Deutungen zulässt, die dann einander bekämpfen und widerlegen, so dass der damit angerichtete Schaden streng genommen wieder verschwindet. H. Žunkovič ist nicht der einzige Etymologe seiner Art: und es ist ja auch erfreulich zu sehen, wie selten die Forscher dieser Art in einzelnen Deutungen übereinstimmen.

Man könnte sagen, H. Žunkovič ignoriere die heutige Sprachwissenschaft aus Überzeugung; aber es finden sich überall Spuren, die

darauf deuten, er ignoriere deren Ergebnisse und Methode, weil er sie nicht kennt. Eine solche Spur ist z. B. auf S. 154 zu lesen, wo er die Deutung des Titels *Herzog* (»weil er vor dem Heere zog«) deshalb bekämpft, »da das künstlich zusammengesetze Wort sowie namentlich das Imperfektum dabei bedenklich sind«: hat denn je ein ernster Philologe in *Herzog* überhaupt das Imperfektum *zog* suchen können? S 201 liest man von »den jetzigen Hypothesen, welche unsere europäischen Hauptsprachen auf das Sanskrit basieren«; ich glaube nicht, dass H. Hauptmann Žunkovič schon in den Zeiten gelebt habe, als man diese Hypothesen (die sich übrigens nie einer allgemeinen Anerkennung haben erfreuen können) über Bord warf. Ernste wissenschaftliche Arbeiten aus dem Gebiete der Sprachwissenschaft werden nirgends zitiert, dafür aber Phantastereien wie jene von Topolovšek, von Velics; es ist ja auch bezeichnend, dass H. Žunkovič noch heute mit ernster Miene sich auf die Königinhofer Handschrift (151), ja sogar auf die famosen Goldmünzen mit der Aufschrift ПЕNАZЕ »peňaze« (71) beziehen kann.

Je freier die Methode, desto gewaltsamer muss immer ihre Anwendung sein. Wenn der Verfasser zum Beispiel das deutsche *Bann* für ein urspr. slavisches Wort (čech. *pán*) erklärt, so erblicke ich die Gewaltsamkeit darin, dass er ohneweiters das slavische Wort für das ursprüngliche ansieht: mit demselben Rechte kommt ein anderer, und belehrt uns, slav. *pán* sei umgekehrt aus dem deutschen *Bann* herübergenommen worden. Ein Wort, mag es noch so unslavisch klingen, ist ihm echt slavisch, wenn es in einer slavischen Sprache gebräuchlich ist; von der blossen Möglichkeit, dass auch das Slavische Fremdwörter aufnehmen konnte, ist im Buche keine Rede. So wird z. B. kirchenslav. *kositerъ kasiterъ* »Zinn«, ein greifbares Fremdwort (griech. κασσίτερος), sloven. *kihra* »Kichererbse« (lat. *cicer*), von vielen und vielen andern ähnlichen Fällen abgesehen, als echt slavisches Gut angenommen (S. 139 ff.). Solange in solchen Fällen der slavische Ursprung nicht erwiesen oder doch wenigstens einigermassen wahrscheinlich gemacht worden, kann doch ein anderer mit demselben Rechte oder Unrechte das Gegenteil behaupten, oder, anders gesagt, was eine wissenschaftlich begründete Untersuchung sein sollte, wird zu einer Reihe von rein subjektiven Vermutungen. Und nicht nur das: H. Žunkovič macht sich infolge seiner liberalen Methode nicht selten einer willkürlichen Erfindung von Tatsachen schuldig.

Hieher gehören viele Fälle, wo die Grundbedeutungen der behandelten Wörter ohne Spur eines Nachweises gewissermassen dekretiert werden: vergleiche z. B. vieles im Kapitel »Gruppe der Namen für Weideplätze« S. 41 ff. S. 155 Anm. lesen wir, Athen hätten die Dichter auch στεφανεῖον πόλις »die veilchenfarbene Stadt« genannt (soll wohl heissen ἰοστέφανος »veilchenbekränzt«). »Dieses Epitheton ist eben eine dichterische Phantasie, denn in στεφανεῖον steckt wohl der Begriff *stepen* (= Felsstufe), wie am Balkan solche, meist mit Ruinen gekrönte Höhen genannt werden,« meint der Verfasser. Mit welchem Rechte darf man denn für das griechische Wort στέφανος, dessen (dem Verfasser wie es scheint entfallene) Bedeutung »Kranz« durch die ganze griechische Literatur unzweifelhafterweise gesichert ist, eine neue, abweichende Bedeutung statuieren nur um einer »Etymologie« willen? Heisst das nicht der Willkür alle Tore öfnen? Und willkürlich ist und bleibt für die echte Wissenschaft ein jeder Satz, der nicht bewiesen, nicht beweisbar ist, und nur zu dem Zwecke aufgestellt wird, um einen anderen Satz zu stützen.

Der Verfasser verfährt mit ähnlicher Willkür auch sonst. Er stellt z. B. in Bezug auf die ursprüngliche Bedeutung slavischer Ortsnamen Sätze auf, die nicht zu beweisen sind, die mit den Tatsachen im Gegensatz stehen, die nicht einmal dadurch zu entschuldigen sind, dass sie zur Stütze der Hauptthese der Schrift dienen könnten. Nur Bodenverhältnisse sollen den alten Namen den Entstehungsgrund geliefert haben: Ortsnamen anderen Charakters trachtet der Verfasser, leider ohne Glück, einfach wegzudeuten. Der slavische Urname für *Gastein* (vorausgesetzt, dass er ein slavischer ist) wird von slav. *gostь* »Gast« getrennt und zu slav. *gąstъ* »dicht« gestellt, um die Bedeutung der bewaldeten Umgebung zu gewinnen, als ob in den slavischen Ländern (z. B. in Böhmen) nicht eine Reihe von Ortsnamen zu finden wäre, die unzweifelhaft zu *gostь* »Gast« gehören. Auch der in der slavischen topographischen Onomastik so stark vertretenen Gruppe von patronymischen (patriarchalischen) Ortsnamen ist der Verfasser nicht günstig gestimmt (S. 158 ff.), und so wird z B. der Name *Ivančice* (Eibenschitz) lieber zu slav. *iva* »Eibe« (auch »Sahlweide«), als zu *Ivan*, Namen wie *Ilija*, *Iljino brdo*, *Iljaševci* und ähnl. lieber zu *il*, *ilj* »Quercus ilex« (und zu *Ilirija* »Illyrien«!) denn zu *Ilja* »Elias« gestellt (S. 125). Willkürlich ist des Verfassers Abneigung gegen Ortsnamen, die auf Grund von slav. *čьrnъ* »schwarz« ge-

bildet sind (S. 34 ff.): *č* soll da überall auf volksetymologischer Umdeutung beruhen, Namen, die ursprünglich *ž* enthielten (zu slav. *žьrny* »Mühlstein« gehörend), erst nachträglich mit *č* gesprochen worden sein, als ob Ortsnamen mit dem Begriffe »schwarz« in der geographischen Nomenklatur so selten wären. Auch das gehört in das Kapitel der Willkür, wenn der Verfasser von den verschiedenen Lautungen ein und desselben slavischen Wortes diejenige anführt, die ihm als einem Slovenen geläufiger oder seinen Zwecken dienlicher ist. So z. B. *hum* (die serb., auch ostsloven. Form für čech. *chlum*, russ. *cholm* usw., urslav. *chъlmъ*), welches Wort in den Namen *Imster, Haemus, Köln, Bojo-haemum* usw. enthalten sein soll (S. 96), oder *dob* »Eiche« (die slovenische Form für čech. *dub*, urslav. *dąbъ*), welches nun mit ursl. *dobrъ* »gut« vermengt wird (S. 17), auch *gost-* für *gąst-* »dicht« (s. o.); überhaupt ist überall zu sehen, dass unter den slavischen Sprachen dem H. Verfasser das Slovenische am nächsten steht. Allerdings will ich das Wort »Willkür« hier nicht in seiner vollen Strenge verstanden wissen: es handelt sich da nicht um jene Willkür, die wissentlich und absichtlich nur das gelten lässt, was einem von Vorteil ist, sondern um eine unbewusste, ich möchte sagen unwillkürliche Willkür. Der Herr Verfasser scheint in der Tat für wissenschaftliche Fragen nicht unbeanlagt zu sein — schon die Wahl seines Themas beweist dies ja, es beweisen dies auch einige vereinzelte Exkurse, wie jener über »die Uranfänge unserer politischen Verfassung« S. 41, über den Eibenbaum S. 118 ff. — aber er vertiefte sich in eine schwere wissenschaftliche Frage, ohne die strenge wissenschaftliche Vorschule durchgemacht, die Kunst erlernt zu haben, alle in Betracht kommenden Momente und Möglichkeiten mit gleicher Schärfe ins Auge zu fassen und zu prüfen. Wie oft findet man ähnliches bei Leuten, denen die strenge Wissenschaft Lebensberuf ist!

Und als eine Willkür solcher Art betrachten wir auch die Hauptthese der Schrift. Der Verfasser vermeinte aus fremden Ortsnamen die Laute seiner Muttersprache herauszuhören und fand da einen Satz, den er offenbar erst nachträglich eingehender zu begründen anfing, so wenig wissenschaftlich ausgerüstet er zu solch einem Unternehmen auch war. Und nun kommt das Merkwürdigste, was wir an dem Buche gefunden, wieder ein unbewusstes Etwas, welches dem Verfasser nur zur Ehre dienen kann. Es taucht in ihm eine dunkle Ahnung auf, das Wort »slavisch« drücke doch

nicht genau das aus, was er in den Ortsnamen suche und zu finden glaube: zu wiederholten Malen liest man in seiner Schrift Andeutungen von halb unbewussten Bedenken und Zweifeln über den Slavismus dessen, was er für slavisch zu erklären sich bemüht, die Keime der besseren Erkenntnis enthalten. So S. 48, wo von »dem Urwortschatze des Menschen« die Rede, S. 115, wo u. a. zu lesen, dass gewisse Namensbildungen »nicht als slavische im heutigen Sinne aufzufassen sind, aber sie gehören eben zum Urwortschatze des vorhistorischen Bewohners unseres Weltteiles«, S. 155 von Wörtern verschiedener Sprachen, »wohl desselben Ursprunges und Zeugen eines homologen Sprachstoffes . . .«, S. 198 ff., von der divergierenden Tendenz der Sprachentwicklung, ohne welche die drei europäischen Hauptsprachzweige, slavisch, germanisch und romanisch, eigentlich gleichlautend wären«; hier finden wir gewissermassen das Credo des Verfassers über diese schwierigen Fragen, wo der Begriff »slavisch« u. a. in einer Weise eingeschränkt wird, die von den Anschauungen der vergleichenden Sprachwissenschaft nur deshalb abweicht, weil der Verfasser die übrigen Sprachen weniger (eigentlich »noch weniger«) kennt als eben das Slavische Kurz, der H. Verfasser scheint einen inneren Prozess durchzumachen, wie ihn eben die Sprachwissenschaft selbst durchzumachen hatte, bevor sie eben zur eigentlichen Sprachwissenschaft geworden: wäre es nicht vernünftiger, wenn der Verfasser, statt sich ohne Ausrüstung in das wogende Meer der schwierigsten wissenschaftlichen Fragen zu werfen, vorerst einige Aufmerksamkeit jenem Vorrat an Hilfsmitteln zuwenden würde, welchen die ihm so verhassten Sprachgelehrten von Beruf etwa im Laufe des vorigen Jahrhunderts aufgebracht haben?

H. Žunkovičs Buch steht mit seiner Slavomanie nicht vereinzelt da. Es gab immer und wird immer Versuche ähnlicher Art geben; auch neben H. Žunkovič gibt es Leute, die in der Slavisierung der alten Geographie und Kultur noch heute das Unmöglichste leisten; geradeso wie es ähnliche Versuche — selbstverständlich mit entsprechend veränderten Tendenzen — bei den Deutschen und anderswo gibt. Es ist ja nicht lange her, dass von geachteter Seite an unsere wissenschaftlichen Kreise allen Ernstes der Appell gerichtet wurde, eine Rehabilitation von Kollárs Staroitalia Slavjanská zu unternehmen. Alle Versuche dieser Art pflegen in Einzelheiten, wie schon oben angedeutet worden, den subjektiven Neigungen ihrer Urheber gemäss von einander abzuweichen,

aber eines haben sie immer gemein: eine Scheu (oder gar Abscheu) vor der strengen Wissenschaft. Der Referent hofft auch nicht, dass seine Stimme derartige Versuche seltener machen könnte; ebensowenig hofft er H. Žunkovič zu überzeugen. Herr Žunkovič hat ja seinen Standpunkt der zunftmässigen Wissenschaft gegenüber in der Vorrede in nicht misszuverstehenden Worten klar gelegt. Dem Referenten schwebte beim Niederschreiben dieser Zeilen nur Eines vor: auch seinerseits einmal zu bekunden, dass, wenn auch ähnliche Schriften und Abhandlungen slavischer Provenienz wie die diesmal besprochene dann und wann das Licht der Welt erblicken, die slavische Wissenschaft mit ihnen nichts gemein hat, nichts gemein haben will noch kann.

Die Mängel der böhmischen philosophischen Fakultät.

Von A. T.

Es ist nicht zu bezweifeln, dass in dem Ganzen der Universität die jetzige philosophische Fakultät eine besondere und in ihrer Bedeutung eigenartige Stellung einnimmt. Als artistische Fakultät war sie im Mittelalter eigentlich eine untere Fakultät, die, den Lehrstoff des alten Triviums und Quadriviums (die s. g. septem artes liberales) einbeziehend, die Vorbildung allgemeinen Charakters darbot. In der neuen Zeit aber (bei uns seit 1849) wurde sie auf eine ganz neue Grundlage gestellt, so dass sie jetzt nicht nur den übrigen Fakultäten durchaus gleichgestellt ist, sondern dass sie auch mit ihrem erweiterten Rahmen das Zentrum des Universitätsstudiums, »eine durchaus notwendige Ergänzung der einzelnen Fachabteilungen« *) bildet und so die Erbschaft der mittelalterlichen theologischen Fakultät angetreten hat.

Dabei hat jedoch im Laufe der historischen Entwicklung die philosophische Fakultät einen ziemlich vermischten und komplizierten Charakter angenommen. Und das ist der erste Mangel der jetzigen philosophischen Fakultät, selbstverständlich nicht nur der böhmischen, diese Duplizität, dass man nämlich in derselben ganz deutlich zwei Seiten, eine theoretisch-wissenschaftliche und eine fachlich-praktische (technologische) unterscheiden kann, die sich gegenseitig in ihrer gesunden und organischen Entwicklung behindern. Es ist darum natürlich, dass die philosophische Fakultät dadurch nicht wenig überbürdet wird und so keine ihrer beiden Aufgaben in befriedigender Weise erfüllen kann.

Darum erschallt der Ruf nach einer besonderen Schulfakultät; bei uns war es schon G. A. Lindner, der eine besondere päda-

*) E. Zöller: Die Universitäten und techn. Hochschulen. Berlin 1891, S. 167. Vgl. auch Dr. O. Chlups Aufsatz über Prof. Drtina, Čech. Revue, S. 641—652.

gogische Hochschule forderte, in Deutschland ist es Baumann, Professor an der Universität zu Göttingen, der wünscht, dass an der philosophischen Fakultät neben den theoretischen Wissenschaften auch die Schulwissenschaften, d. h. die Lehrmethoden der einzelnen Wissenschaften an den Mittelschulen, erklärt werden. Prof. Drtina hat bei uns dieses Postulat des näheren begründet. In letzter Zeit bilden sich auch schon bei den ersten amerikanischen Universitäten neben den eigentlich philosophischen Fakultäten (faculty of arts and sciences, auch graduate school genannt) besondere Schulfakultäten (schools of pedagogy oder departments of education) zur Pflege der Pädopsychologie, Pädagogik und Ausbildung des Lehrerstandes, an denen man auch die Würde eines Doktors der Erziehung (master oder doctor of pedagogy) erreichen kann. Von besonderer Wichtigkeit ist in dieser Hinsicht bekanntlich The school of pedagogy in New York.

Andererseits wird dagegen auch, je weiter man fortschreitet, desto deutlicher erkannt, dass im Laufe der mächtigen Entwicklung der einzelnen Wissenschaften, die selbständig vorgehen und immer neue Wissenskreise erschliessen, das Bedürfnis entsteht, sich mit der Frage zu beschäftigen, ob die philosophische Fakultät, die infolgedessen jetzt namentlich eine zu grosse Ausdehnung*) bekommt, in zwei Abteilungen, eine naturwissenschaftliche und eine historisch-philologische zu trennen sei.**) Auch das ist schon an einigen Universitäten eingeführt worden, und zwar z. B. in Frankreich, wo wir eine selbständige »faculté des lettres« (für die Philosophie und die historisch-philologischen Wissenschaften) und eine »faculté des sciences« (für die Mathematik und alle Fächer der Naturwissenschaften) vorfinden. Auch an den russischen Universitäten bestehen neben juridischen und

*) Zöller, S. 139: » . . . der Umfang der Wissenschaften ist ein so grosser geworden, dass derselbe über das Fassungsvermögen des einzelnen Menschengeistes hinausgeht. Sogar der Lehrstoff einer einzelnen Fakultät oder Abteilung, wie z. B. der philosophischen . . . kann von einer Geisteskraft nicht bewältigt werden. -- Die philosophische Fakultät weist vor allem eine solche Fülle von Wissensstoff auf, dass sich gerade in dieser Fakultät am meisten die gewaltige Entwicklung der Wissenschaften seit dem Mittelalter ausprägt.« S. 157: »Am gewaltigsten hat sich der Rahmen der philosophischen Fakultät namentlich durch Aufnahme der Naturwissenschaften erweitert.«

**) Dr. J. Schipper in Wien empfieht eine ähnliche Einteilung auch schon für das Obergymnasium. Vgl. dazu auch Č. R. S. 647.

medizinischen Fakultäten zwei ganz getrennte selbständige Fakultäten: eine physikalisch-mathematische und eine historisch-philologische. (An der Universität zu Petersburg gibt es sogar statt der medizinischen eine Fakultät der orientalischen Sprachen.)*)

Dies alles hängt aber freilich mit den mächtigen Reformbestrebungen zusammen, die sich schon seit einigen Jahrzehnten zeigen und die sich die Errichtung einheitlicher Mittel- und Hochschulen zum Endziel gesetzt haben.**) Es ist nämlich ersichtlich, dass die jetzige Spaltung der Wissenschaften mit der Einheit des menschlichen Lebens und der Forderung einer das gesamte Leben umfassenden allgemeinen Bildung im Widerspruche steht. Die Gesamtheit der Wissenschaften wird in unserer heutigen Kultur nicht mehr von den Universitäten allein, sondern von diesen in Gemeinschaft mit den technischen Hochschulen vertreten, neben denen noch einzelne Fachwissenschaften auf besonderen Akademien ihre Lehre und Pflege finden. Erst beide Hochschulen vereint umfassen das gewaltig grosse Gebiet menschlichen Wissens, erst beide zusammen bilden in unserer Kultur die »universitas litterarum.«***) Und so soll sich die Reform bei den Hochschulen in der Weise verwirklichen, dass die technischen Hochschulen, die heute schon ganz gleichwertig und analog organisiert sind wie die Universitäten (die philosophische Fakultät — die allgemeine Abteilung), organisch den Universitäten angegliedert würden und so eine einheitliche Hochschule der Zukunft, eine wirkliche »universitas litterarum«, entstünde. Für diese Vereinigung erklärten sich schon viele Fachmänner, von denen ich nur einen erwähnen will: In seiner Rektoratsrede erklärt Dr. M. Schanz, Professor an der Universität in Würzburg, diese Verbindung für ein Lebensinteresse der Universitäten,†) weil sich dann die einzelnen Fächer in

*) Vgl. auch Zöller, S. 175, 177, 206 f.

**) Vgl. Čech. Revue S. 647–8.

***) Zöller, S. 47, 141, 135, auch Č. R. S. 647–8.

†) Er sagt direkt: »Wenn die technischen Hochschulen sich mit den Universitäten nicht vereinigen werden, so müssen sich erstere allein weiter selbständig entwickeln, aber die Unkosten dieser weiteren Entwicklung werden nur die Universitäten tragen müssen. Die technischen Hochschulen werden sich eine Professur nach der anderen angliedern und so die langsame Zerstückelung der Universitäten, namentlich aber der philosophischen Fakultäten herbeiführen. Denn schon jetzt verlangen ihre die Richtung angebenden Führer geradezu stürmisch den Ausbau der technischen Hochschulen und zu Gunsten desselben wollen sie indessen auf die Vermehrung ihrer Zahl verzichten. Mit

erwünschtem Masse ergänzen könnten. Diese Vereinigung liesse sich seiner Ansicht nach in der Weise ermöglichen, dass die allgemeine (und auch die chemische) Abteilung der Techniken sowie die jetzigen philosophischen Fakultäten sich zu einer gemeinsamen philosophischen Zentral-Fakultät verbänden, die sich dann in drei Sektionen: eine humanistische, eine realistische und eine künstlerische teilen würde Die eigentliche technische Fakultät würde dann wieder in drei selbständige Sektionen zerfallen: das Bauingenieurfach, den Hochbau und den Maschinenhau (mit der Elektrotechnik vereinigt). Er setzt freilich die Einführung der einheitlichen Mittelschule voraus, eines humanistischen Gymnasiums, in dem aber neben den nur unbedeutenden Neuerungen der Umfang des Unterrichtes in den klassischen Sprachen nicht vermindert werden soll.*)

Noch mehr aber können da Tatsachen sprechen. In Amerika gewähren die ersten Universitäten schon eine vollständige technische Bildung, und auch einige europäische Universitäten haben schon ihrem Lehrplane eine technische Abteilung hinzugefügt.

Das Zentrum und die Basis dieser neuen Universität soll also die neue philosophische Fakultät bilden, eine einheitliche theoretische Anstalt, welche in verändertem Sinne den mittelalterlichen Wahlspruch »Universitatem esse fundatam in artibus« wieder beleben soll. Daran würden sich die anderen praktischen Fachfakultäten anschliessen: die theologische, d. h. eine reformierte Religionsschule, die juristische, die Fakultät der politischen und volkswirtschaftlichen Wissenschaften, die medizinische, ferner die Fachfakultäten mit technischem Charakter, die alles praktische Wirken des modernen Menschen erfassen würden, und schliesslich eine selbständige Schulfakultät, welche dem Lehrerstande aller Kategorien eine höhere Fachbildung bieten, den Fortschritt verbreiten und als nach ideeller Seite höchste Schulinstanz der gesetzgebenden Methoden auf dem Gebiete der Volkserziehung sein wird, so dass sie dann zu einer wahren »hominum officina« werden wird, wie das schon dem grossen Komenský als Ideal vorgeschwebt hat.**)

---

weiser Berechnung nehmen sie sich auch der Bildung des Lehrkörpers an, weil sie gut wissen, dass dadurch die philosophischen Fakultäten tödlich verwundet werden.«

*) Das Monopol des klassischen Studiums lässt sich freilich absolut nicht mehr aufrecht erhalten.

**) Drtina, S. 197.

Man sieht also, dass die Ausdehnung und Zersplitterung, die sich in der Organisation und dem System der jetzigen philosophischen Fakultät zeigt, eine ganze Reihe von Mängeln und Fehlern zur Folge hat, unter denen wiederum das ganze Studium furchtbar leidet. Es existiert nämlich eigentlich keine systematische Studienordnung. Die ganz äusserliche und problematische Einteilung der wissenschaftlichen Disziplinen, die ihre wechselseitigen Berührungen verhindert, sowie die vollständige, in der Praxis aber gar nicht bewährte Freiheit des Studiums, ja sogar die willkürliche Auswahl der Vorlesungen ist meistens die Ursache der bekannten Ratlosigkeit bei der Mehrheit der Hörer und führt zu vollständiger Einseitigkeit und Begrenzung des Universitätsstudiums,*) zumal auch aus der grossen und immer noch wachsenden Zahl der einzelnen Vorlesungen viele Verlegenheiten und Kollisionen und dadurch die fast absolute Unmöglichkeit entsteht, alle Vorlesungen, die den einzelnen Kandidaten nötig wären, ordnungsgemäss zu besuchen.**) Der Umstand, dass das Ziel der jetzigen philosophischen Fakultät nicht die Schule, sondern die Wissenschaft ist (dass sie also eher den gelehrten als den Lehrernachwuchs erzieht), bewirkt dann weiter auch den sichtlichen Mangel an praktischer Bildung des Mittelschullehrernachwuchses. Die rein wissenschaftlichen Vorlesungen können nicht den speziellen Bedürfnissen der künftigen Lehrer Rechnung tragen, ja sie sind sogar fast alle für Hörer aus allen vier Jahrgängen bestimmt, da sie überdies meistens nur einzelne unsystematisch ausgewählte Partien aus dem oder jenem Gebiete der Wissenschaft enthalten. Die cyklische Abhaltung einiger Vorlesungen nützt nur sehr wenig. Es wird natürlich auch nicht alles gelesen, was dann bei den Prüfungen verlangt wird, so dass die Hörer sehr oft nur auf die gedruckten

*) Dr. Ernst (Kultur u. Technik, 1888) S. 35 sagt: »Hier liegt die Aufgabe der Hochschule, durch die Vielseitigkeit ihrer Lehrgebiete allgemein bildend zu wirken«. Zöller, S. 211: »Von allen Fakultäten obliegt der philosophischen die vielseitigste und schwierigste, gleichzeitig aber auch die an Bedeutung weitreichendste Aufgabe. Da von der Lösung dieser Aufgabe das Gedeihen der Hochschule als Einheit in wesentlichem Masse bedingt wird, so muss auch in erster Linie zunächst der Ausbau der philosophischen Fakultäten der Universitäten in zeitgemässer Weise weitergeführt werden«.

**) Treffend sagt daher Prof. Dr. Kramář in seiner čechischen Schrift »Über die Reform der Mittelschulen« (S. 76), dass »wahrhaftig unsere jetzige philosophische Fakultät überhaupt einem gewaltigen fetten Riesen ähnlich ist, der wegen der Plumpheit seiner Glieder sich nicht frei bewegen kann, und so seine Kraft brach liegen lässt«.

Hilfsmittel angewiesen sind. Ja nicht einmal die wissenschaftlichen Anstalten (Laboratorien und Seminare) bieten den künftigen Lehrern eine praktische Bildung (bis auf einige geringe Ausnahmen), sondern hauptsächlich nur eine methodische Anleitung zu selbständiger wissenschaftlicher Arbeit.

Um also diesen Mangel an Vielseitigkeit, Methode und praktischer Anleitung des philosophischen Studiums zu beseitigen, wäre es nötig, eine systematische und genaue Regulierung des Studiums einzuführen, Ordnung und System in dasselbe zu bringen (Organisation der Vorlesungen, ein Stundenplan der einzelnen Gegenstände, Verteilung des Lehrstoffes auf einzelne Jahrgänge), wie es schon an den übrigen Fakultäten geschehen ist, damit die Kandidaten schon von Anfang an zu systematischer Arbeit angehalten werden. Da im Laufe der neuen Zeit die zusammenhängenden ausführlichen Stoffvorlesungen ihre frühere Bedeutung verlieren, so ist es natürlich, dass der Schwerpunkt aller Arbeiten und alles Studiums auf die wissenschaftlichen Anstalten der Hochschulen, d. h. auf die Seminare, Laboratorien, Praktika und Kliniken übergehen wird. Dann wird man es auch verwirklichen können, dass an der philosophischen Fakultät in jedem Quadriennium die einzelnen Fächer in den zugehörigen Seminaren systematisch und vollständig durchgearbeitet werden.

Daran schliesst sich endlich die Forderung nach einer Reform der Lehramtsprüfungsordnung und des Doktorates an. Um erstere hat es sich namentlich auch auf dem VIII. Kongresse der čechischen Professoren (Prag, 19.—21. Mai 1902)*) gehandelt, und die Notwendigkeit einer Revision und Reform der beschwerlichen Organisation der Prüfungsordnung für die Kandidaten des Mittelschullehramtes wurde allgemein anerkannt. Die unpraktische Art und Weise, dass die philosophischen Prüfungen erst nach der völligen Absolvierung des Quadrienniums abgelegt werden können und dies noch dazu meistenteils auf einmal geschehen muss, verschuldet jene Häufung ungeprüfter Supplenten und hat die beklagenswerte Erscheinung zur Folge, dass sich zur Staatsprüfung oft allzu alte Kandidaten melden. Deshalb wurde auf dem Kongresse vorgeschlagen, den Stoff der Lehramtsprüfung auf 2 Prüfungen zu verteilen, von denen die erste schon nach dem 2. Jahre, die 2. dann erst nach dem 4. Jahre des philosophischen Studiums abgelegt werden könnte. Es ist aber nicht zu leugnen, dass

*) Vgl. »Věstník českých professorů«, 1902, Heft 5, S. 420 ff.

dies bei dem der philosophischen Fakultät eigentümlichen Charakter schwer oder gar nicht zu verwirklichen ist. Nur nach einer radikalen Reform der philosophischen Studien und nach völliger Abänderung des heutigen Systems der Vorlesungen könnte man an etwas Ähnliches denken; das setzt aber eine ansehnliche Vermehrung des Professorenkollegiums und darum auch bedeutend grössere Geldmittel voraus, worauf doch bei unseren gegenwärtigen Verhältnissen keine Hoffnung vorhanden ist.

Eine Sache wäre freilich schon jetzt durchzusetzen: die Beseitigung der Klausurarbeiten und die Zerlegung in einzelne Prüfungen in allen Fächern überhaupt, wie es schon bei einigen Gegenständen eingeführt ist, so dass es also gestattet wäre, die Prüfung auch aus der lateinischen und griechischen Sprache, aus Mathematik und Physik oder deskriptiver Geometrie getrennt und einzeln abzulegen. Auch wird es sich als nötig erweisen, die Geographie von der Geschichte zu trennen und der Geschichte hauptsächlich die Kunstgeschichte als Prüfungsgegenstand hinzuzufügen. Vielleicht wird es aber auch später durchgeführt werden können, dass die Approbation nur für jeden einzelnen Gegenstand erteilt würde, wenn man dann auch eine genauere und vollständigere Kenntnis in diesem je einzigen Fache nebst der nötigen guten allgemeinen und allseitigen Vorbildung fordern sollte.*) Dazu wäre es auch unter anderen sehr wünschenswert die Zahl der Reisestipendien (nach Deutschland und Frankreich) bedeutend zu erhöhen, damit es künftig womöglich den meisten Kandidaten ermöglicht würde, sich die praktische Kenntnis der betreffenden Sprache in deren Lande ordentlich anzueignen. Freilich ist es dann natürlich, dass auch auf diese Weise der grosse Streit zwischen den entgegengesetzten Anforderungen, die auf der einen Seite die Staatsprüfung, auf der anderen das Wesen des Lehrerberufes stellen, nicht beseitigt wird. Es ist ein Streit, der durch

*) Zöller, S. 111: »Das Leben fordert stets Fach- und allgemeine Bildung vereint. Die Fachbildung erschliesst gleichsam das betreffende Arbeitsfeld oder Berufsgebiet. Die allgemeine Bildung dagegen öffnet das Verständnis für das gesamte Leben und befähigt den Menschen, die Einzelarbeit dem Leben und dessen Zwecken einzufügen.« S. 169: »Erst Fach- und allgemeine Bildung in ihrer Vereinigung erheben den Fachmann nach seinem Masse zu einem Diener des Gemeinwohls. — Prof. Dr. Kühn (Programm für d. Stud. der Landwirtsch. an d. Univers. Halle 1889, S. 17) sagt auch: »Die Berufsbildung, wenn sie eine vollkommene sein soll, muss wurzeln und gipfeln in der allgemein menschlichen Bildung.« — Vgl. auch Č. Revue S. 645.

die heutige Organisation der philosophischen Fakultät verursacht, nicht nur die schon einigemal erwähnte wissenschaftliche Einseitigkeit, sondern auch einen bedeutenden, wenn nicht sogar absoluten Mangel an Schulkenntnissen und Erziehungsgewandtheit bei der Mehrheit der Mittelschullehrer zur Folge hat und so mit seinem unseligen Einflusse auch in die Mittelschule eingreift.

Was schliesslich das philosophische Doktorat betrifft, so zeigt sich immer mehr das Verlangen nach einer Hebung über sein bisheriges Niveau, weil es gar keinen praktischen, sondern nur ausschliesslich akademischen Charakter hat, insofern es die Bedingung für die Habilitation ist. Dazu gesellt sich auch die Forderung, alle Überlebsel aus dem Mittelalter, wie z. B. die verschiedenen überflüssigen Ceremonien bei der Promotion, ja sogar die Promotion selbst, abzuschaffen. In letzter Zeit entsteht unter dem Drucke der Nachricht von der Erhöhung des Kollegiengeldes um volle 100% eine starke Bewegung, die nicht nur die Aufhebung des jetzigen Kollegiengeldes und der Rigorosen- und Promotionstaxen, sondern auch die Aufhebung des Schulgeldes an sämtlichen Schulen überhaupt zum Ziele hat. Die höhere Bildung soll nicht mehr das Privilegium des grösseren Reichtums sein. Der Staat selbst soll für die unentgeltliche Bildung seiner sämtlichen Bürger ohne Unterschied in seinem eigenen Interesse sorgen, um so zu zeigen, dass er nicht die bedeutungsvollen Worte Carlyles vergisst: »Dass jedoch auch ein einziger Mensch, der zu lernen fähig ist, in der Unwissenheit stirbt, das nenne ich eine Tragoedie.«

* * *

Dies sind also die Mängel, die sich zwar auch an der böhmischen philosophischen Fakultät sehr unangenehm bemerkbar machen, jedoch nicht nur speziell diese betreffen, sondern allen Universitäten Österreichs, ja auch einigen ausländischen gemeinsam sind und auch an diesen nicht minder heftig empfunden werden. Eine ganz besondere Spezialität aber unserer Universität allein und namentlich ihrer philosophischen Fakultät sind ihre in jeder Weise unzureichenden Lokalitäten. Dieser Mangel ist besonders an dieser Fakultät sehr drückend, da die Hörer der Philosophie im Gegensatze zu den Hörern der anderen Fakultäten fast den ganzen Tag über die Vorlesungen besuchen müssen. Daran knüpft sich die schwierige Art und Weise der Vorlesungen; für eine grosse

Zahl von denselben gibt es weder Lehrbücher noch Lithographien. In kleinen, niedrigen, dunkeln, schwülen und aller Hygiene spottenden Räumen müssen sich stundenlang die Massen junger Leute, die doch etwas Luft und Licht brauchen, drängen, Tag für Tag über ihre Papiere geneigt, in Zimmern ohne Akustik, in denen den Vortragenden nur einige wenige, die das Glück hatten, in die vordersten Bänke zu gelangen, hören und verstehen können. Dass dieses vielstündige Sitzen (oder auch Stehen) in den überfüllten »Lehrsälen«, die für die Zahl der inskribierten Hörer meistenteils gar nicht hinreichen, das Übergehen aus einem in den anderen, ja sogar aus einem Gebäude in das andere, nicht nur bedeutende körperliche und geistige Ermüdung verursachen, sondern dadurch auch einen schädlichen Einfluss auf die Gesundheit der Hörer überhaupt ausüben müssen, ist doch selbstverständlich. Nicht wenig ist da auch das Vorurteil schuld, dass nämlich nur am Anfang des Semesters der Andrang der Studenten grösser sei, und dass später die Lokalitäten für die verminderte Zahl der Hörer genügen können. In dieser Weise werden die čechischen Studenten geradezu »amtlich« aufgefordert, auch die notwendigsten Vorlesungen nicht zu besuchen.

Ein gemeinschaftlicher Mangel der jetzigen Lokalitäten der philosophischen Fakultät ist ihre gegenseitige Entfernung, so dass man mit dem Wege in das nächste Gebäude sehr viel Zeit verbraucht. Fast über ganz Prag, über 4 Stadtteile (von 8) und eine Vorstadt sind sie zerstreut. Gewissermassen das Zentrum, das »Hauptgebäude« ist das altertümliche Klementinum, ein ehemaliges Jesuitenkollegium, das in den Jahren 1653—1722 erbaut worden ist. Es ist das eigentlich ein ganzer Komplex von Gebäuden (mit 3 Höfen) in der Nähe der Karlsbrücke (auf der Altstadt), der sich aus folgenden Teilen zusammensetzt: 2 Kirchen (St. Salvator und St. Klemens), 2 Kapellen (der welschen und der s. g. Spiegelkapelle), dem erzbischöflichen Seminarium, der erzbischöflichen Buchdruckerei, der öffentlichen und Universitätsbibliothek (mit der öffentlichen Lesehalle), der Sternwarte, den Hörsälen der čechischen sowie der deutschen philosophischen Fakultät, dem čechischen physikalischen Institut, dem deutschen phys.-chemischen Institut, dem deutschen archäologischen Kabinett, dem Sitzungssaale des deutschen Professorenkollegiums, den Wohnungen der Pedelle und der Diener usw. Wie dieses ehrwürdige Gebäude äusserlich aussehen muss, kann man schon daraus erkennen, dass im Dezember des vergangenen Jahres im Prager Stadtrate der Antrag angenommen wurde, auf dem Wege

der Abgeordneteninterpellation auf die Restauration wenigstens des Äusseren des Klementinums zu dringen.

Und das Innere ist darum nicht etwa besser. Es ist gewiss zum mindesten merkwürdig, dass durch den Hof, auf den fast alle Fenster der Hörsäle hinausgehen, sogar Wagen fahren dürfen, ja es ist auch schon einigemal vorgekommen, dass während der Vorlesungen Automobile oder Motocykles sich den »Universitätshof« als Probefahrbahn gewählt haben. Die »Hörsäle« im Klementinum nannte schon im J. 1886 der damalige österreichische Unterrichtsminister »einen europäischen Skandal«, und trotzdem ist seit dieser Zeit gar nichts für ihre Verbesserung geschehen. Nicht eine einzige Lokalität eignet sich zu einem Universitätshörsaal. Der s. g. »Hörsaal« Nro. I ist ein dumpfes Kellerloch, in das man über einige steile Stufen nur mit grosser Vorsicht, wenn man nicht ausgleiten und fallen will, herabsteigen muss. Von den 4 Fenstern, zu denen mehrere von einer ständigen, dicken Staubschichte bedeckte Stufen führen, sind je 2 einander gegenüber angebracht, so dass in dem Raume fast immer Zugluft herrscht. Der »Saal« kann nur 116 Hörer aufnehmen, obzwar in demselben sehr oft noch viel mehr Platz finden müssen.

Um gar nichts besser ist der »Hörsaal« Nro. II—III, der vor 4 Jahren aus 2 Räumen gebildet wurde. Direkt vom Hofe führt die enge Tür über einige Stufen ins Innere, so dass täglich Hunderte und aber Hunderte von Füssen Schmutz und Staub hineintragen. Durch $3^{1}/_{2}$ Fenster (das vierte ist nämlich sehr klein, nur halb so gross, oberhalb des Einganges angebracht) dringt nur sehr wenig Licht in diese Kammer ein, so dass man in ihr den ganzen Tag mit Gas leuchten muss. Da sie ausserdem die grösste Lokalität im Klementinum ist, wird sie noch dazu am häufigsten benützt. Infolgedessen ist hier die Atmosphäre so unerträglich, dass die Vorlesungen oft vorzeitig beendigt werden müssen. Raum ist da nur für 160 Hörer, obzwar ihrer in die dort abgehaltenen Vorlesungen viel mehr eingeschrieben sind und so einem Teil der Hörer die Teilnahme an den Vorlesungen unmöglich gemacht wird. So geschieht es auch, dass die später Gekommenen auf den bestaubten, hoch zu den Fenstern führenden Stufen, ja sogar auf den verkehrten Stockständern sitzen und auf dem Schosse schreiben müssen. Auch kann man in den letzten Bänken fast gar nicht schreiben, weil nur wenige dort etwas hören oder sehen können. Seit kurzem ist dort auch eine elektrische Ventilation eingerichtet, die aber den grossen

Fehler hat, dass jetzt nicht nur der Lärm aus dem Klementinumshofe, sondern auch das Getöse der Wagen und der elektrischen Bahn vom Marienplatze ganz deutlich und störend zu hören ist, so dass man zuweilen kein Wort des vortragenden Professors versteht.

Ähnlich »vollkommen« sind auch die übrigen 4 Lokalitäten des Klementinums; in Nro. IV stehen wieder je 2 und 2 Fenster einander gegenüber. Die Kleiderrechen sind überall in absolut unzulänglicher Menge vorhanden. Das physikalische Laboratorium ist wegen seiner Unzulänglichkeit stets überfüllt, weil an den praktischen Übungen nicht nur die Kandidaten des mathematisch-physikalischen, sondern auch des naturwissenschaftlichen Faches teilnehmen müssen. Weil ferner die Übungen nur im Sommersemester stattfinden können, so geschieht es, dass man erst im 3. oder 4. Jahrgange, wo gerade am meisten zu tun ist, zu den praktischen Übungen zugelassen wird. Diese unhaltbaren Verhältnisse weckten endlich das Interesse der Studentenschaft für ihre eigenen Bedürfnisse. Schon seit 1899 machten die »Studentské Směry« beharrlich auf die Mängel der böhmischen Universität und namentlich der Lokalitäten aufmerksam. Die Zahl der Hörer wuchs unaufhörlich, und so geschah es, dass die Studenten, als sie am Anfange des Wintersemesters 1903—1904 zusammenkamen, nicht imstande waren, die Vorlesungen zu besuchen, weil sie nirgends genug Platz fanden. Da brach damals ein Streik sämtlicher Hörer der philosophischen Fakultät aus. Das gemeinsame, einmütige und einige Auftreten und das Sistieren der Vorlesungen in den nicht genügenden Zimmern konnten freilich den Erfolg nicht verfehlen: Für die zahlreicher besuchten Vorlesungen wurde seit dem Januar 1904 der grosse Badsaal auf der Kleinseite (8 Minuten vom Klementinum über die Karlsbrücke entfernt) gemietet. Diese ehemalige, in Prag wohlbekannte Tanzhalle, wenn auch ein bisschen adaptiert und geräumig, ist freilich mit ihrer erbärmlichen Beleuchtung, den 2 Reihen gegenüberstehender Fenster, der elenden Akustik usw. allzuwenig geeignet, ein Universitätshörsaal zu sein.

Die Seminarlokalitäten sind schon seit 8 Jahren in 2 Privathäusern in der Veleslavínova (3 Minuten vom Klementinum) untergebracht. Diese privaten Wohnungen, zur Not ein wenig für ihren Zweck zugerichtet, genügen freilich gleichfalls ganz und gar nicht ihrer Bestimmung. Da ist auch in einigen Stübchen die mathema-

tische Physik untergebracht, für die ein eigenes Institut doch schon dringend notwendig ist.*)

Noch schlimmer sind aber die Lokalitäten der naturwissenschaftlichen Anstalten in dem s g. Kaulichschen Hause (am Karlsplatz, 20 Minuten vom Klementinum); den »Hörsaal« dort nennen selbst die Professoren einen Stall. Da sind auch folgende k. k. Institute einquartiert: das meteorologische, das mineralogische und das geologische; daneben das zoologische Museum und das geographische Seminar und Kabinett.

In Slup (30 Min. vom Klementinum) befinden sich die neuen modern eingerichteten Gebäude für das k. k. chemische Institut und das Laboratorium für die Pharmaceutenchemie, in der Nähe dann (Slup, Benátecká) für das k. k. Institut für Pflanzen-Physiologie und das botanische Institut mit dem botanischen Garten. Was das Flächenausmass des letzteren anbelangt, so ist der des čechischen kleiner als der des anliegenden deutschen, obzwar die Frequenz des čechischen Institutes stets mehr als fünfmal so gross ist wie die des deutschen. In besonders elendem Zustande befinden sich aber die Glashäuser, namentlich das grosse Glashaus, das allein ein Kapital von 200.000 K repräsentiert. Hoffentlich aber wird man doch schon in absehbarer Zeit ein neues Glashaus erbaut sehen, denn nur der Bau eines neuen Glashauses und nicht eine saumselige und unzulängliche Ausbesserung kann da abhelfen. Wenn man in Wien mit einem Millionenaufwande ein neues botanisches Institut gleich mit drei neuen Glashäusern errichten konnte, kann man doch in Prag dem botanischen Garten der einzigen čechischen Universität die Errichtung eines einzigen, dringend notwendigen Glashauses nicht mehr verweigern. Das čechische botanische Institut, erst vor 8 Jahren errichtet, erweist sich schon jetzt als durchaus unzulänglich. Alle Sammlungen, Herbarien und die ganze Bibliothek fielen bei der Teilung der alten Universität der deutschen Universität zu, so dass das čechische Institut nach seiner Erbauung ganz leer blieb und nur aus der geringen Dotation wenigstens mit den wichtigsten Lehrbehelfen versorgt werden musste. Und da zeigt sich schon jetzt, dass die Lokalitäten

*) Allen diesen Mängeln (nicht auch den später zu erwähnenden) wird durch den schon beschlossenen Bau eines Kollegienhauses abgeholfen werden; wenn wir sie trotzdem in ihrer ganzen Hässlichkeit darlegen, so wollen wir damit vor allem auch eindringlich darauf aufmerksam machen, dass jeder ein Verbrechen begeht, der diesen Bau auch nur um einen Tag verzögert.

in kurzer Zeit bereits, bis das Institut eingerichtet ist, absolut nicht hinreichen werden.

Einer Universität ganz und gar unwürdig ist das k. k. astronomische Institut (Smíchov, Švédská, 50 Min. vom Klementinum). Die Einrichtung des astronomischen Observatoriums reicht für die fachmännischen Studien gar nicht aus. Es ist das nämlich eine mit unzulänglichen Apparaten versorgte, kleine, hölzerne Bude, wo man auch bei dem besten Willen keine wissenschaftliche Arbeit unternehmen kann, weil an den praktischen Übungen nur je 6 Hörer teilnehmen können! Es wurde schon irgendwo passend geschrieben, dass das astronomische Institut und die Sternwarte der böhmischen Universität »eigentlich eine Beleidigung der astronomischen Wissenschaft sind«, und trotzdem wurde auf das vom akademischen Senate überreichte Memorandum in dieser Angelegenheit die Antwort erteilt, dass »was den Aufbau der Sternwarte anbelangt, es mit Rücksicht auf das an und für sich schon grosse Bauprogramm nicht anders möglich ist als ihn in die weitere Zukunft aufzuschieben.« Und so soll (angeblich) nur das bisherige Provisorium, das schon über 15 Jahre dauert, noch weiter (mindestens auf 30 Jahre!) verlängert werden! (Schluss folgt.)

RUNDSCHAU.

Die čechische Pädagogik.

III.

Die Kinderpsychologie.

Wir haben gesagt, dass die Vertreter der einzelnen Wissenschaften auf Grund einer systematisch geregelten Arbeitsleitung ihre Zwecke verfolgen und dass eben durch dieses detaillierte Fachstudium die moderne Pädagogik sich von der älteren sichtlich unterscheidet. Die Kinder- oder Pädopsychologie hat zwar nicht durch ihren Gegenstand als konkrete Psychologie, wohl aber durch ihre Folgerungen eine direkte Beziehung zur Pädagogik. Der Professor der Philosophie an der čechischen Universität in Prag Franz Čáda ist der Vertreter der čechischen Kinderseelenkunde und ihr eifrigster Förderer. Wie schon in der Einleitung dieser Übersicht erwähnt wurde, erkannte man auch bei uns das Bedürfnis einer systematischen kinderpsychologischen Forschung. Prof. Čáda hat sich um das in unserem Volke stets wachsende Interesse für die Kinderseelenkunde grosse Verdienste erworben. Der wichtigste Schritt in dieser Richtung war die Eröffnung einer ständigen Rubrik in unserer grössten pädagogischen Revue, welche seit dem Jahre 1903 als pädopsychologische Rundschau, von ihm redigiert, erscheint. Hier wird alles kritisiert und rezensiert, was in der Weltliteratur auf diesem Gebiete geleistet wird. Prof. Čáda verwahrt sich gegen die Überschätzung der Kinderpsychologie, ist sich aber des Umstandes klar bewusst, dass kein Pädagoge, sei er Praktiker oder Theoretiker, diese Forschung unberücksichtigt lassen kann. In dieser Rundschau, wie auch in den Rezensionen aller wichtigsten Werke und pädopsychologischen Arbeiten aus der Weltliteratur, legt Prof. Čáda die Erfolge seines Studiums und die Leistungen seiner Mitarbeiter auf diesem Gebiete nieder. Im vorliegenden Referate beschränken wir uns auf die wissenschaftliche Arbeit Prof. Čádas und werden es später versuchen dem Leser eine chronologische Übersicht der čechischen pädopsychologischen Abhandlungen vorzulegen, um auch dadurch auf den Einfluss und das Verdienst des unentwegten Bestrebens Prof. Čádas hinzuweisen.

In der Abhandlung Čádas »Der Wert der Kinderseelenkunde« *) sehen wir den čechischen Forscher, wie er einen bestimmten Standpunkt zu dem Gebiete der Pädopsychologie auf methodologischer Grundlage einnimmt. Schon durch die Bezeichnung dieser Abhandlung deutet der Verfasser eine Kontroverse an, welche die Pädopsychologie durchgemacht hat und vielleicht auch noch heute durchlebt, und Prof. Čáda erläutert die wissenschaftliche Berechtigung und Notwendigkeit des genetischen Gesichtspunktes in der Psychologie, welche sich von der älteren wesentlich unterscheidet, wo eine statische Analysis die seelischen Vorgänge als etwas Fertiges und Festgefügtes behandelte. Den Grund dieser Kontroverse sieht Prof. Čáda in dem Umstande, dass es lange kein wissenschaftlich verarbeitetes Material gab, und nur auf diese Weise erklärt er sich die Möglichkeit der grossen Überschätzung dieses Studiums (Pérez, Preyer, Ufer, etc.) einerseits, und der Unterschätzung der Pädopsychologie andererseits (Royce, Münsterberg etc.). Dieser Zwiespalt führte Prof. Čáda dazu, in kritischer Weise den Standpunkt zu präzisieren und zu begründen, den er zur Pädopsychologie einnimmt.

Er neigt zu den Ansichten des amerikanischen Pädopsychologen St. Hall, akzeptiert zwar die Behauptung Münsterbergs, der gemäss das Verhältnis zwischen dem Schüler und dem Lehrer ein ethisches ist, lehnt aber seine Folgerung ab, welche der Psychologie ihre Bedeutung in der Erziehung abspricht. Er analysiert den Münsterbergschen Voluntarismus gegenüber dem heutigen Psychologismus (auf Grund seiner Abhandlung in »Life and Psychology« New York 1900) und zeigt darin, dass Münsterberg nicht immer den richtigen Unterschied macht zwischen dem Psychologismus im eigentlichen Sinne des Wortes und der Lösung der Probleme einzelner Wissenschaften auch vom psychologischen Standpunkte. Prof. Čáda ist überzeugt, dass dieser Weg eine für die theoretische und praktische Pädagogik notwendige Applikation der Psychologie bedeutet. Münsterberg sieht in der Pädopsychologie eine Methode, die das psychische Leben der Erwachsenen zu erläutern sucht. Dieser unrichtigen Definition stellt Prof. Čáda die seinige gegenüber, welche heisst: »Die Pädopsychologie hat die Aufgabe, zu konstatieren, welche psychischen Vorgänge und in welchem Entwicklungszustande sie sich bei dem Kinde vorfinden; sie hat die Vorstufen der psychischen Entwicklung zu konstatieren und zu erläutern.« Nach Čáda ist die Pädopsychologie keine Erklärung für die Psychologie der Erwachsenen, sie ist nur einer von den Zweigen der konkreten Psychologie der verschiedenen Altersstufen (wie die Psychologie des Mannes, Weibes, Greises etc.), und Prof. Čáda zeigt, wie auch der hervorragende amerikanische Psychologe William James in »Principles of Psychology« immer nur die abstrakte Psychologie, die allgemeine psychologische Theorie ins Auge fast. Den Gegnern der pädopsychologischen Forschung stellt Prof. Čáda die Anhänger dieser Richtung Earl Barnes, St. Hall, Compayré, Oskar Ehrisman, Will S. Monroe,

*) »Česká Mysl« Jahrg. 1902.

Georg Heydner etc. und den Psychiater Trüper gegenüber. Er sieht in der pädopsychologischen Gemeinde zwei verschiedene Richtungen. Die einen erblicken in diesem Gebiete eine reine, die andern eine angewandte konkrete Wissenschaft. Die Vertreter der letzteren Anschauung sind z. B. Barnes, Bolton (Milwaukee), Galbreath und J. Stimpfl in. Deutschland.

In der Völkerpsychologie und Psychologie Wundts erblickt Prof. Čáda eine ernste Stimme gegen die Überschätzung der Kinderpsychologie, bei Wundt wie auch bei seinen Schülern Eber und Ament fand er eine nüchterne Wertschätzung des bisherigen Strebens auf dem Gebiete der Pädopsychologie. Er akzeptiert Aments 4 Postulate, nach denen die Pädopsychologie im engsten Verhältnis mit den Resultaten der Psychologie und Logik stehen soll. Demgemäss hat sie ihre eigene Methodik auszuarbeiten, alle Beobachtungen kritisch zu prüfen und die Verarbeitung der pädopsychologischen Vorbedingungen zu unternehmen. Prof. Čáda drückt es mit folgenden Worten aus: Will die Kinderpsychologie eine Wissenschaft sein, so trachte dieselbe alle Forderungen der Wissenschaftslehre zu erfüllen, d. h. die Pädopsychologie muss neben dem fleissigen Sammeln des Materials für eine logisch fehlerlose Grundlage und den wissenschaftlichen Aufbau Sorge tragen.« Er betrachtet auch die Bestrebungen Baldwins, in die Pädopsychologie die dynamogenetische Methode einzuführen, und zeigt, wie auch diese in der Praxis nicht genügt. In der Abhandlung B. Erdmanns »Die Psychologie des Kindes und die Schule« (Bonn 1901) sieht er nichts Neues, lobt aber die Übersichtlichkeit, mit welcher der Verfasser die Aufgabe, die Methoden und Ziele der Pädopsychologie verfolgt.

Man sieht Prof. Čáda in dieser Zeit bestrebt, einen kritischen Standpunkt zu dem pädopsychologischen Gebiete einzunehmen. Aus dieser Zeit stammen seine Abhandlungen (die ersten in der čechischen Literatur): Die »Kinderzeichnungen«,*) »Übersicht über das Studium der Kindersprache«,**) »Das Studium der Kindersprache«,***) »Der Wortschatz und der Charakter der Wörter†) in der Kindersprache«. Die Beschaffenheit des Gegenstandes zwingt uns, eine Abhandlung nach der andern durchzugehen, damit wir uns ein klares Bild von Čádas Arbeit und seinen Verdiensten machen können.

Was das Studium der Kinderzeichnungen betrifft, so sieht Prof. Čáda eine rastlose Arbeit im Auslande und bedauert, dass wir Čechen in dieser Richtung bisher kein genügendes Material zum Studium der Kinderzeichnungen besitzen. Er betont darin hauptsächlich die Spontaneität der Kinderzeichnungen und ihre sorgfältige Beschreibung (ihre Genesis). In dieser Richtung findet er z. B. bei Baldwin im Verhältnis zu Barnes eine grössere Genauigkeit, was das Angeben aller Umstände betrifft. In den Kinderzeichnungen sieht Prof. Čáda gewisser-

*) Zuerst in »Pedagogické Rozhledy«, Jahrg. 1903.
**) Ebenda, Jahrg. 1904.
***) Ebenda, Jahrg. 1905.
†) Ebenda, Jahrg. 1907.

massen eine Art Kindersprache, weist auf ihren armen Inhalt, aber weiten Umfang hin. Ihr Hauptmerkmal ist ihre Schematisierung (wie auch Passy und O'Shea konstatiert haben), und erst später findet unser Forscher in ihnen eine ausgeprägtere Individualität. Da die Individualität des Kindes und verschiedene Umstände bei den Kinderzeichnungen so wichtig erscheinen, so können diese als Quelle der Forschung der Kinderindividualität dienen. Čáda stimmt nicht mit den Laien und jenen Pädopsychologen überein, die in den Mängeln der Kinderzeichnungen auch Mängel der Anschauung und der Vorstellungsfähigkeit der Kinder erblicken. Die Ungeschicklichkeit der jungen Zeichner, ihre unvollkommene Muskelbeherrschung, die Unkenntnis der technischen Regeln und andere Ursachen kommen hier nach Čáda in Betracht, von der Eile, Zerstreutheit und Unselbständigkeit der Kinder überhaupt zu schweigen.

Er neigt sich eher zu den Ansichten Jacques Passys in »Notes sur les dessins d'enfants« (Revue philosophique), der so wie O'Shea bemerkt hat, dass die Anleitungen der Eltern, der Geschwister, Mitschüler etc. in dieser Hinsicht für die Kinder massgebend sind. Auf die Frage, ob man aus gewissen Zeichnungen die Richtigkeit oder Unrichtigkeit der Vorstellungen herauslesen kann, antwortet Čáda, man könne zwar dort, wo die Zeichnung eine vollkommene ist, eo ipso auf eine richtigere Vorstellung schliessen, es folge aber nicht daraus, dass einer unvollkommenen Zeichnung notwendig eine unrichtige Vorstellung zugrunde liegt. Das čechische Material der Kinderzeichnungen stand Prof. Čáda für diese Abhandlung von drei Volksschullehrern zur Verfügung. Auf Grund dieser Zeichnungen zeigt er, wie die Vorstellungen bei den Kindern nach einer sachlichen Erläuterung sich aufklären und wie das vorgelegte Bild nur wenig Einfluss hat. Im weiteren beantwortet Čáda die Frage, warum die Kinder in gewisser Hinsicht sehr unvollkommene Vorstellungen selbst von den Sachen haben, die in ihrer Nähe sich befinden, und warum dieselben Kinder in anderer Hinsicht so richtig beobachten. Die Ursache dessen sieht Prof. Čáda in der psychologischen Selbsttäuschung, in der falschen Meinung, dass wir manches gut aufgefasst und im Gedächtnis gut behalten haben. Es ist eine Tatsache, dass der Mensch beim gewöhnlichen Betrachten viel übersieht, und dass er überhaupt ungenau beobachtet. Daraus kann man auch auf die ungenauen Vorstellungen schliessen, was z. B. die Gedächtnisexperimente von Rubinstein, Elbinghaus, Müller, Pilzecker atc. bewiesen haben. Dasselbe beweisen nach Čáda auch die Kinderzeichnungen.

Den Gegenstand der nachherigen Forschung Čádas bilden die »illustrated stories«, und unser Verfasser findet hir eine bedeutende Analogie mit der Kindersprache. In beiden Fällen geht das Kind nicht von einem Worte, sondern von einem Satze aus, in der Zeichnung dann von einer Handlung. Und da unterscheidet Čáda zwei Gruppen: 1. wo dem Kinde eine erzählte Geschichte zum Illustrieren vorlag, 2. wo das Kind sich selbst eine Geschichte ersonnen hat. Er empfiehlt in dieser Richtung den Vorgang W. Monroes (Child study Out-

lines, Boston 1898), fügt aber hinzu, dass die Geschichten nicht lang und der Entwicklungsstufe des Kindes nicht unangepasst sein dürfen. Die Zeichnungen lassen viele individuelle Eigenschaften des Kindes zum Vorschein kommen. Der čechische Pädopsycholog führt hier die Erfolge Ed. Štorchs an, welcher in Nordböhmen einige Hunderte von Zeichnungen gesammelt hat. Es sind: 1. Ein Drittel von den Zeichnungen hat zum Gegenstande das Soldatenleben. 2. Ein Drittel derselben befasst sich mit dem Tierleben. 3. Eine nicht geringe Zahl bilden die Karikaturen. 4. Die Ereignisse aus dem Leben sind voll von Interesse (z. B. ein Bursche klettert auf einen fremden Obstbaum, ein Überfall etc.). 5. Eine geringe Zahl von Landschaften. 6. Es gab auch ganze Sammlungen von Zeichnungen. Štorch bemerkte auch, dass die Lektüre der Kinder hier einen grossen Einfluss ausübe. Auf Grund der Kinderzeichnungen kann man nach Čáda auch zur Überzeugung gelangen, dass die Entwicklung des Kindes keine stetig aufsteigende, sondern eine Wellenlinie sei, und er schliesst daraus, dass die Pädagogik der Zukunft die Perioden des Steigens und Sinkens berücksichtigen wird. Was das Sammeln der Zeichnungen betrifft, so gibt Prof. Čáda einige Winke, als: 1. das Sammeln der Zeichnungen soll nicht auffallend geschehen und die Zeichnungen sofort mit allen Daten versehen werden. 2. Das Nationale des Kindes muss beigefügt werden. 3. Angabe, ob die Zeichnung spontan sei oder nicht. 4. Eigene Erklärung des Kindes, was es aufzeichnen wollte. 5. Verschiedene andere Umstände, welche bei der Kinderzeichnung Berücksichtigung verdienen.

Das Studium der Kinderzeichnungen ist ein wichtiges Mittel der Kinderseelenkunde; wenn wir aber näher die Pädopsychologie und die Definition ansehen, welche die genetische Psychologie bei Čáda charakterisiert — wir denken hier an den zweiten Teil der Definition — so bemerken wir, dass das Kind gewisse Stufen der seelischen Entwicklung durchgemacht hat, und dass sich diese Entwicklung in seinen Zeichnungen kundgibt. Diese Anfangsstufen der Kinderseele bilden den Gegenstand der andern drei pädopsychologischen Arbeiten über die Kindersprache. In der »Übersicht des Studiums der Kindersprache« analysiert Čáda das damals erschienene methodologische Werk Meumanns: »Die Sprache des Kindes« (Zürich 1903). Die drei Forderungen der Meumannschen Methode sind: 1. Die Beschränkung auf die empirische Erläuterung der Tatsachen. 2. Die seelischen Vorgänge sind als die einfachsten zu denken. 3. Der Vergleich mit dem älteren Kinde hilft bei der Erklärung der ersten Entwicklungsstufen. Čáda akzeptiert den induktiven Charakter des ersten Postulats, sieht aber in den beiden andern das Gegenteil der wahren Induktion; denn logisch ist die Einfachheit an sich doch kein Bürge für die Richtigkeit z. B. einer Hypothese, und deswegen betont Prof. Čáda die Restriktion Meumanns »solange es keinen Beweis für das Gegenteil gibt.« Sonst würden wir leicht in den deduktiven Ausgangspunkt von der Einfachheit der psychischen Erscheinungen des Kindes geraten. Das dritte Postulat nimmt Prof. Čáda als einen heuristischen Wink an

und allen diesen Forderungen Meumanns würde er am liebsten folgenden Grundsatz der Comteschen Philosophie vorausschicken: Vor allem die Tatsachen konstatieren und kontrollieren, d. h. das Material der Kindersprache sammeln, analysieren und klassifizieren. Meumanns Einwendungen gegen Schultzes Gesetz von der kleinsten physiologischen Anstrengung, nach dem sich die Sprache des Kindes entwickelt, erscheinen ihm als gerechtfertigt. Čáda nimmt auch die Unterscheidung Meumanns von zwei Perioden an (die Periode des Lallens und die der Nachahmung), sieht aber kein Problem in dem Umstande, dass das Kind bei der Nachahmung der vorgesagten Wörter grosse Schwierigkeiten an den Tag legt. Denn Prof. Čáda hält das zweite Stadium für ein physiologisch und psychologisch differenziertes. (Das erste gilt ihm nur als Spiel der Sprechorgane.)

Er analysiert dann das Werk B. Erdmanns »Die psychologischen Grundlagen der Beziehungen zwischen Sprechen und Denken« (1896, Arch. für system. Philos.). Er wirft ihm vor, er habe die Frage, wie das Kind zum Sprachverständnisse gelangt, gar nicht erklärt, und kann auch Meumann nicht beistimmen, der dieses Stadium in die Zahl der »Vorstufen« einrechnet, da es kein Verstehen der Sprache anderer ohne gleichzeitige Ausbildung der Laute und Wörter geben kann. Abstrakt und theoretisch kann man nach Čáda zwei verschiedene Vorgänge unterscheiden: 1. Die Ausbildung der Laute. 2. Das Verstehen der Wörter. In der Praxis gehen aber beide Vorgänge zusammen. Unser Forscher will aber dadurch keinesfalls die Verdienste Meumanns leugnen, denn er hat zuerst den Anlass zu einem tieferen Studium des allmählichen Sprachverständnisses gegeben. Nicht einmal auf der nächsten Stufe der Entwicklung (zu Ende des 1. Jahres), welche Meumann ein emotionelles und volitionelles Sprachverständnis nennt, will Čáda das eigentliche Verstehen zugeben (vielleicht die Anfänge eines aufgehenden Verständnisses) und neigt zu der Meinung Preyers und Tappolets hin, die behaupten, das Kind habe sich nicht über das assoziativsuggestive Niveau erhoben. Was den Bewegungsgrund der Kindersprache betrifft, so findet Čáda bei Meumann den emotionell volitionellen Standpunkt (»Die ersten Worte sind Wunschwörter«), bei den andern wie Romanes, Preyer, Ament etc. bemerkt er das Bestreben, die Sprecherscheinungen bei dem Kinde l o g i s c h (anstatt psychologisch) zu erläutern. (Vorbegriffe, Urbegriffe, Wortverallgemeinerung.) Čáda und die moderne Pädopsychologie akzeptiert den Standpunkt Meumanns (K. C. Moore, Görke, Idelberger), aber Čáda zeigt auch, dass in dieser Richtung Meumann schon in Sigismund und J. Dewey Vorgänger hatte. Erst nach diesem Stadium tritt nach Meumann die assoziativreproduktive und dann die logisch begriffliche Entwicklungsstufe ein. Um den Standpunkt Prof. Čádas Meumann gegenüber hervorzuheben, führen wir einige Einzelheiten an, in denen er mit dem deutschen Forscher nicht übereinstimmt: Erstens akzeptiert er nicht seine Erklärung der Verwechslung korrelativer Bezeichnungen in der Kindersprache. Čáda sieht darin beim Kinde nur Unkenntnis der richtigen Ausdrucksweise (morgen — gestern).

Es scheint ihm ferner die Behauptung Meumanns ungenau, dass die Kinder zuerst das ganze Objekt, den ganzen Vorgang und nicht die einzelnen Teile beobachten. Denn die Kinder fassen, wie auch die Kinderzeichnungen uns belehren, zuerst die Details und dieser Vorgang ist eben im Einklang mit dem emotionell volitionellen Standpunkte in der Kindersprache.

Wir haben in ausführlicher Weise über diese einleitende Abhandlung Prof. Čádas über die Kindersprache referiert, um seinen kritischen Standpunkt ins klare zu stellen. In den beiden andern Schriften »Das Studium der Kindersprache« und »Der Wortschatz und der Charakter der Wörter in der Kindersprache« zeigt der Verfasser den wissenschaftlichen Zustand, in dem sich dieses Studium eben befindet, und erläutert die Entwicklung der Kindersprache auf Grund dieses Studiums und seiner eigenen Beobachtung. Er ist sich des Umstandes bewusst, dass man bei dem ersten Aufschreien des Kindes nur auf eine Wahrscheinlichkeit schliessen kann, und infolgedessen stellt er sich die Frage: Was ist wahrscheinlicher? Ist es ohne jede psychologische Bedeutung oder ist es ein Ausdruck des Innern des Kindes? Čáda neigt zu der ersteren Ansicht und sieht darin eine reflexiv-motorische Reaktion, da bei der nichtentwickelten Gehirnrinde von keinen Empfindungen im psychologischen Sinne die Rede sein kann. In dem darauffolgenden Geschrei sieht er aber schon die ersten Anfänge der Kindersprache. Von dem 4. Monate an ist es nach Čáda schwer, die verschiedenen Laute beim Schreien zu verfolgen. Da entsteht die Reduplikation, die Differenzierung geschieht nicht nur durch die Unterschiede im Geschrei, sondern auch in den Lauten. Was die drei Stadien in der Entwicklung der Kindersprache betrifft (Sully, Lindner, Preyer, Oltuszewski, Gutzmann, Sikorski, Ament), so akzeptiert Čáda diese nur vom logischen, nicht aber vom genetischen Standpunkt aus. Dann behandelt er die Einteilung Kussmauls in die Stufe 1. des Schreiens, 2. des Lallens, 3. der Wörter und berührt auch die andern Forscher wie Kirkpatrick (4 Stufen), Tracy, Compayré, Gutzmann, Wundt, Franke etc.

Prof. Čáda selbst unterscheidet zwei Stufen 1. die der individuellen »Kindersprache«, 2. die der Aneignung der Sprache der Erwachsenen seitens der Kinder. Er erblickt darin eigentlich zwei verschiedene Sprachen.

Was die Frage des Apriorismus und Aposteriorismus betrifft, so behauptet Čáda gegen Wundt u. a., dass beide Faktoren, Kind und Umgebung hier zur Wirkung gelangen. Dieser Standpunkt unseres Forschers, durch welchen er sich von der gewöhnlichen Anschauung unterscheidet, beruht auf einem empirischen Studium der Kindersprache. Der Autor stellt sich jeder extremen Einseitigkeit in dieser Richtung entgegen, wenn er auch in Ermangelung von kritischem und umfangreichem Material nicht entscheiden will, ob die Kindersprache aus der einen oder der andern Quelle in ihren Anfängen entspringt. Wenn Prof. Čáda zwei von einander logisch und sachlich

verschiedene Sprachstufen anerkennt, so fragt er, in welchem genetischen Verhältnis diese Stufen zu einander stehen? Er antwortet darauf, dass das Lallen den Höhepunkt der ersten Periode bedeutet. Er akzeptiert das zweifache Lallen Gutzmanns, das reflektorische und das imitierende, fügt aber hinzu, dass mit dem nachahmenden Lallen eben die zweite Entwicklungsstufe in der Kindersprache beginnt. Was die Kontroverse über die Wörtererfindung seitens der Kinder betrifft, so weist hier Prof. Čáda auf eine Reihe von Schriftstellern hin (Taine, Darwin, Steinthal, Kussmaul, Hale, Romanes, Tracy, Compayré, Strümpell, Franke, Ufer, Toischer), welche zu dieser Theorie hinneigen, und führt auch die Ansicht Wundts und anderer an, der dieselbe ganz entschieden leugnet. Er zeigt, wie Ament in seiner älteren Arbeit von der Existenz einer »Wortbildung durch freie Erfindung« spricht, wie er aber in der zweiten Arbeit den Unterschied zwischen der absichtlichen und unabsichtlichen Wortbildung macht und die absichtliche Wortbildung in dem Falle zulässt, wo dem Kinde ein Ausdruck fehlt. Čáda akzeptiert hier die Meinung Wundts und verlangt ein zureichendes Material, um die Frage bejahend lösen zu können; die Mitteilungen Horatio Hales, E. R. Hunes (Monthly Journal Psychol.) und Prof. Stumpfs sprechen seines Erachtens alle gegen die Worterfindung der Kinder. Er wundert sich auch über den Umstand, dass Ament und Idelberger in G. Lindner den Vertreter dieser Theorie erblicken, da man in seiner Schrift »Aus dem Naturgarten der Kindersprache« nichts Ähnliches findet. Auch Gale, Deville, Idelberger, O. William Stern bestreiten mit Recht eine Worterfindung bei den Kindern. Zu derselben Überzeugung gelangen wir nach Čáda auf Grund der slavischen (Sikorski, Oltuszewski, Georgov) und čechischen Kinder. Er fand auch in den čechischen Mitteilungen seitens der Lehrer Mužák und Jirsák keinen Beweis für diese Theorie und spricht von den Ursachen, welche dieser Anschauung zugrunde liegen. Es ist 1. das Substantivisieren der Interjektionallaute. Dann 2. der Umstand der schweren Kontrolle der ganzen Umgebung. In dieser Beziehung führt er ein Beispiel an, das er an seinem eigenen Kinde beobachtet hat. Ein und ein halbes Jahr alt sagte es das Wort »kobi« in der Nähe des Christbäumchens. Niemand wusste, was es bedeuten sollte. Prof. Čáda liess das Bäumchen herumdrehen, heben und senken, bis das Kind einen Knäuel erfasste, dessen Benennung es wahrscheinlich von den Erwachsenen gehört hatte. Das Kind sprach das Wort vollständig nach den Gesetzen seiner damaligen Entwicklungsstufe aus. 3. Eine andere Ursache liegt darin, dass das Kind ein nachgeahmtes Wort zur Bezeichnung eines andern Gegenstandes anwendet. 4. Endlich (und das beobachtete Čáda an den čechischen Kindern) fangen die Kinder an, die Worte aus der ersten Periode abzulegen und sie durch die richtigen zu ersetzen.

Dadurch will aber Čáda keineswegs die dabei tätige Individualität der Kinder leugnen Die Originalität der Sprache des Kindes sucht Čáda nicht in dem Material (in der Bildung eines vom Kinde selbst gebildeten Wortes), sondern in der Form, wie das Kind die Worte

von den Erwachsenen übernimmt und reproduziert. Darum sind die Laute (ihre Form), die Flektierung und die Kinderanalogien besonders zu betrachten. Kurz„ das Kind erfindet kein Wortmaterial, bildet aber das von den Erwachsenen übernommene Material um. Was die Zeit betrifft, in welcher die Kinder das Sprach- und Wortverständnis erreichen, so gibt Čáda auf Grund der čechischen Kinder die Zeit zwischen dem 14—16 Monate an.

Endlich weist Čáda darauf hin, dass die Entwicklung der Sprache kein fortwährender Fortschritt ist. Anfangs bemerken wir einen raschen Aufschwung, bald aber ist die Entwicklung keine fortschreitende, sondern eine intermittierende; der Grund dazu liegt oft darin, dass das Kind die körperliche und seelische Energie anderswo verbraucht (z. B. die Anfänge des Gehens). Schliesslich darf man auch das Milieu nicht übersehen, welches auf den Wortschatz und den Charakter der Sprache einen grossen Einfluss hat.

Wir unterbrechen vorläufig das Referat über die vielseitige und verdienstvolle Arbeit des čechischen Forschers auf dem Gebiete der Pädopsychologie und lenken die Aufmerksamkeit der Leser auf die nächstfolgende Abhandlung Čádas, welche unter dem Titel: »Über den Wortschatz und den Charakter der Kindersprache« in unserer pädagogischen Revue erscheint. Wir werden es nicht unterlassen, darüber zu berichten, sobald die Arbeit beendet ist.

Was die älteren Quellen betrifft, die zur Pädopsychologie in irgendwelcher Beziehung stehen, so führen wir noch eine Abhandlung Čádas an, »Die Bedeutung von Komenskýs Informatorium des Kindergartens« (Prag 1904, im Verlage »Dědictví Komenského«), wo unser Schriftsteller die pädopsychologische Bedeutung dieser Schrift Komenskýs zeigt, mit welcher der letztere in die Reihen derjenigen tritt, die durch ihre praktische Kenntnis der Kinderseele der heutigen Pädopsychologie den Boden vorbereitet haben.

Prof. Čáda hat noch eine Reihe von Schriften und Abhandlungen aus dem Gebiete der Philosophie, Psychologie und Pädagogik herausgegeben: »Grundriss der Geschichte der Philosophie im Altertum« (Programm des Obergymnasiums a. d. Neustadt, Prag 1891); John Stuart Mill: »Begriff und Gebiet der Logik«. Übersetzt und kommentiert (ebenda 1892); »Platons Theorie des Urteils« (Fil. Listy, 1897); »Über strafrechtliche Verantwortlichkeit«. (Prag 1897); »Das noetische Problem bei Herbart und St. Mill«. (Abhandlungen der čechischen Akademie, I. Klasse, 1893); »Die Herbartische Pädagogik und der Neukantismus« (Anzeiger der čechischen Professoren, Prag 1898); »Die Datierung von Platons Phaidros« (Fil. Listy 1901); »Platon« (Ottos Konversations-Lexikon, Prag 1902); »Neuere Studien über Platons Phaidros« (Fil. Listy 1906); »Das internationale Institut für Psychologie in Paris« (Prag 1901); »Hynas Psychologie. Beitrag zur Geschichte der čechischen Psychologie«, (Abhandlungen der čechischen Akademie I. Klasse, 1902); »Noetische Rundschau« (Česká Mysl, 1903, 1904); »Komenskýs Ansichten über Bildung« (Kuttenberg 1906).

O. Chlup.

Die čechische experimentelle Hygiene.

Durchblättert man die Jahrgänge des »Časopis lékařů českých«, der jahrelang einzigen medizinischen Zeitung, welche in čechischer Sprache erschien, vor dem Jahre, in welchem die Zweiteilung der Prager Karolo-Ferdinandea stattgefunden hat, so begegnet man nur hie und da einer auf die Hygiene bezüglichen Abhandlung. Auch später, nach der Neubegründung der Universität hat sich dies nicht viel gebessert. Während eine populäre, zumeist von Ärzten geförderte hygienische Literatur zwar existierte, traf man nur hie und da auf vereinzelte Veröffentlichungen hygienisch-wissenschaftlicher Richtung, die jedoch keinen Anspruch auf Originalität erheben konnten. Sie waren zumeist nur informativen, kompilatorischen Charakters; als rara avis erschien mitunter ein sachlich wertvolles Gutachten. Was aber jedem Freunde des nationalen Kulturfortschrittes klar vor Augen trat: das war der Mangel an experimenteller Forschung, das gänzliche Fehlen einer wissenschaftlichen Produktion. Freilich war dieser Zustand vollkommen begreiflich. Ohne eigene Arbeitsstätten, ohne Laboratorien und vor allem ohne eine leitende Persönlichkeit sind derartige Arbeiten unmöglich.

Denn bei der Teilung der Universität waren die Dinge keineswegs so einfach, dass es nur an der Errichtung eines Institutes gefehlt hätte, um Anstoss zur Ausfüllung der Lücke zu geben, welche in unserer damaligen wissenschaftlichen Literatur durch den Mangel eines hygienischen Zweiges empfunden wurde. Lagen ja doch im Beginne die Personalverhältnisse der neuen medizinischen Fakultät so im argen, dass es Professoren gab, die in heroischer Selbstverleugnung drei und mehr ordentliche Fächer vortrugen. Das hat sich freilich rasch gebessert.

Trotzdem konnte es nur sehr langsam zur Entwicklung einer selbständigen hygienischen Katheder kommen, indem die Hygiene nach der damaligen Studienordnung nur ein unobligates und auch sonst überhaupt noch ziemlich verkanntes Fach war.

Sich einem unobligaten und auch von der Regierung damals kaum begünstigten Fache zu widmen, konnte — ganz besonders in unseren Verhältnissen — nur das Los eines überzeugten Idealisten sein, eines Mannes, der in der Erreichung dieses Zieles die Erfüllung seines Lebensprogrammes sah.

Ein solcher Mann fand sich vor. Er war schon Mitglied der Universität, doch in einem anderen Wissensgebiete tätig. Es war der damalige Dozent für experimentelle Pathologie Gustav Kabrhel.

Wenn es auch nicht mein Zweck sein soll, hier eine Biographie Kabrhels zu geben, so kann ich doch an den Momenten, die ausschlaggebend für seine Entwicklung und somit auch für die Begründung der čechischen hygienischen Schule von entscheidender Bedeutung gewesen sind, nicht stillschweigend vorübergehen.

Geboren am 23. November 1857 zu Dražkovic im Chrudimer Kreise, sehen wir Kabrhel nach Absolvierung der Gymnasialstudien die Wiener Universität beziehen, um sich dem Studium der Mathematik und Physik, für die er schon als Gymnasiast grosse Neigung gezeigt hatte, zu widmen. Für die spätere Entwicklung Kabrhels war es nicht ohne Bedeutung, dass er gerade zur Wiener Alma mater Beziehungen anknüpfte; gleich beim ersten, oft für die ganze Zukunft entscheidenden Schritte in die Welt überschritt er die engen Schranken, welche die Prager deutsche Universität umsponnen hielten, und obgleich er sich hauptsächlich von E. Weyr und L. Königsberger angezogen fühlte, deren Weltruf als Mathematiker die Wiener philosophische Fakultät in hohem Glanze erstrahlen liess, so weitete sich auch im übrigen sein Horizont in Wien unzweifelhaft in viel bedeutenderem Masse, als es damals in Prag möglich gewesen wäre.

Doch des Verbleibens Kabrhels an der philosophischen Fakultät war nicht lange. Nach Ablauf von drei Semestern sah sich der junge Mathematiker eingetretener Familienverhältnisse halber veranlasst, in der Erreichung des medizinischen Doktorates ein den praktischen Lebensverhältnissen besser angepasstes Studienziel zu erblicken. So sehen wir ihn denn in den Laboratorien und Kliniken seinem neuen Berufe nachgehen. Aber der Einfluss des mathematischen Studiums blieb bei Kabrhel stets unverkennbar; er tritt namentlich in vielen seinen späteren hygienischen Arbeiten mit auffallender Prägnanz zu Tage.

Das medizinische Studium brachte Kabrhel zugleich in Beziehungen zu bedeutenden Landsleuten, welche schon damals zum Teil im Vollglanze, zum Teil im Beginne ihrer akademischen Laufbahn standen und berufen waren sowohl in national-kultureller, als auch in kosmopolitisch-wissenschaftlicher Beziehung eine heute noch lange nicht ganz gewürdigte Rolle zu spielen. Wien beherbergte nämlich damals schon sozusagen eine wissenschaftliche čechische Kolonie, die nur eines Rufes harrte, um den Vorteil der akademischen Freizügigkeit, welche die Zugehörigkeit zur Gelehrtenrepublik einer grossen, mit vielen Hochschulen ausgestatteten Nation, bietet, preiszugeben und in die Dienste der eigenen Nation zu treten.

Es war damals eine in geistiger Beziehung vielfach bewegte Zeit. Die Frage der Zweiteilung der Prager Universität reifte heran und in manchem Laboratorium wusste man von Männern, die geneigt waren, sich der wissenschaftlichen Laufbahn an einer čechischen Universität zu widmen. Albert, der grosse Chirurge und begeisterte Förderer aller kultureller Unternehmungen seiner Nation, faud es nicht unter seiner Würde, sich nach geeigneten Kräften für die zukünftige Universität umzusehen und fand eine lebhafte Unterstützung im seinen kongenialen Schüler Maydl. Es konnte nicht ausbleiben, dass sie auf Kabrhel aufmerksam wurden und ihn bewogen, in das Laboratorium Strickers, des Experimentalpathologen, einzutreten, eines Mannes, dessen tiefgehendes Eindringen in den Gegenstand seiner Forschungen sich mit ungemein strenger logischer Schulung des Geistes und ausserordentlich glücklicher Experimental- und Forschungsgabe paarte. Den Einfluss dieses

Mannes auf die wissenschaftlichen Leistungen der neuen Universität darzulegen, könnte das dankbare Thema einer historischen Untersuchung bilden, welche interessante Resultate zutage fördern würde. Denn, man mag über Stricker urteilen, wie man wolle, das eine bleibt sicher: er hat Schule gemacht unter den čechischen Gelehrten. Unverkennbar spiegeln sich die Prinzipien, welche seine wissenschaftliche Tätigkeit geleitet haben: die Präzision der Arbeit und die nüchterne Auffassung der Resultate, auch in den Produkten der čechischen hygienischen Schule wieder.

Das aber kam so. Einer der hervorragendsten Lehrer der medizinischen Fakultät, Hofrat Spina, kann sich rühmen, von Stricker selbst als sein bester Schüler bezeichnet worden zu sein. Der Praktikant des Strickerschen Laboratoriums, Kabrhel, ging aber, als die Zweiteilung der Prager Universität endlich zur Tat geworden (1883) und Spina dem Rufe nach Prag folgte, als sein Assistent mit.

Da sehen wir ihn nun gleich an der Seite seines Chefs inmitten der regsten wissenschaftlichen Tätigkeit begriffen. Er publiziert eine Reihe gehaltvoller Arbeiten physiologischen und experimentalpathologischen Inhalts, von welchen ich nur die Titel anführen kann: O chování se cizích tělísek v oběhu krevním. Studie o innervaci mízních srdcí. Experimentelle Untersuchung über die Ausscheidung des Indigkarmins durch die Nieren. Über eine Methode der natürlichen Injektion von Lymphbahnen der Niere. Příspěvek k nauce šťavových drah v chrustavce. Chemische Untersuchung der Perlsuchtknoten des Rindes und Impftuberkel der Kaninchen. Sekrece ledviny normální a pathologické.

Von Anfang an hielt Kabrhel an dem Prinzipe fest, nicht einzig und allein nur in čechischer Sprache zu publizieren, sondern auch vor das Forum der grossen wissenschaftlichen Welt zu treten. Daher erfolgte denn auch die Publikation der erwähnten Arbeiten nicht nur im »Časopis lékařů českých« und dem von Hlava und Thomayer redigierten Archive »Sborník lékařský«, sondern zunächst auch in den »Wiener medizinischen Jahrbüchern«, einem Archive, das damals Weltruf besass — bis eine schmähliche, nationaler Gehässigkeit entspringende Intrigue diese Pforte für die böhmischen Gelehrten geschlossen hat, ohne aber den beabsichtigten Erfolg: die Isolierung der čechischen wissenschaftlichen Produktion zu erzielen, denn diese fand ausserhalb Österreichs in französische und deutsche Archive Zugang und gewann dadurch ein noch viel weiteres und weniger voreingenommenes Forum. Die medizinischen Jahrbücher aber hatten keine lange Lebensdauer mehr zu verzeichnen.

Im J. 1886 habilitierte sich Kabrhel mit einem Vortrage »Über Uraemie« aus experimenteller Pathologie.

Aber nicht lange nachher sehen wir in seiner wissenschaftlichen Tätigkeit einen Wandel vorgehen. Sein, im Grunde tief praktischer Sinn tritt immer mehr hervor und beginnt sich durch wissenschaftliche Behandlung von Fragen praktischer Wichtigkeit kundzugeben. Er wendet sich immer mehr dem praktisch-biologischen Fache der Hygiene zu. Dieses Wissensgebiet war zur Zeit ziemlich vernachlässigt in Österreich. Es bestanden nur zwei Lehrstühle der Hygiene: in

Wien und Graz. In Prag gab es eine ausserordentliche Professur, die von Soyka bekleidet wurde, dessen Vorgänger Dozent Popper gewesen war. Nach dem Absterben Soykas wurde Hueppe nach Prag berufen. Um diese Zeit war nunmehr auch in Österreich das Interesse an experimentell-hygienischer Forschung auf Grund der ersten schlagenden Erfolge der Bakteriologie in stetigem Wachsen begriffen. Es öffnete sich ein ungeheures Arbeitsgebiet von eminent praktischer Bedeutung.

Es ist daher nicht zu verwundern, dass wir Kabrhel zunächst im Laboratorium Horbaczewskis hygienisch-chemischen, dann im Laboratorium Jirušs mikroskopischen Studien obliegen sehen. In dieser Periode entstanden die Publikationen »O významu továren na sulfitovou cellulosu po stránce zdravotní. Příspěvek k poznání kazení cukroví. O másle strojeném«, die schon rein hygienischen Inhalt besitzen und deren zweite auch deshalb erwähnt zu werden verdient, dass sie uns zum erstenmale das Pettenkofersche »Archiv für Hygiene« zugänglich gemacht und so den Boden für die Verpflanzung der čechischen wissenschaftlichen Bestrebungen auf dem Gebiete der Hygiene vor die Augen unparteiischer Fachgenossen weit ausserhalb der Grenzen des engeren Vaterlandes geschaffen hat.

Bei diesen literarischen Konnexionen liess es Kabrhel jedoch nicht bewenden, sondern er suchte auch persönliche Beziehungen zum Auslande anzuknüpfen. So zog er im J. 1888 mit der Krombholzstiftung in die Geburtsstätte der modernen Hygiene, nach München, hinaus, um hier Pettenkofers kritischen und praktischen Geist in sich aufzunehmen, ein Aufenthalt, der nachhaltigen und bestimmenden Einfluss auf ihn genommen hat, indem er nicht nur zur Vertiefung seines Wissens, sondern auch zur Anknüpfung wertvoller Beziehungen zu anderen hervorragenden Schülern Pettenkofers führte. Seinem Münchner Aufenthalte entsprossen die Publikationen »Über die Einwirkung des künstlichen Magensaftes auf pathogene Mikroorganismen. Über das Ferment der Milchsäuregärung in der Milch«.

Nach Prag zurückgekehrt, erhält Kabrhel (1889) seine Venia legendi auf Hygiene erweitert; im selben Jahre begab er sich noch nach Berlin, um bei Rob. Koch, der eben auf dem Gipfelpunkte seines Ruhmes angelangt war, auch in die Arbeitsweise von dessen Schule Einsicht zu nehmen.

In dieser Zeit bevölkerte sich das Laboratorium Spinas mit zahlreichen Schülern, die sich alle wissenschaftlich betätigt haben und nunmehr zum grössten Teile mit zu den Mitgliedern des Universitätslehrkörpers zählen. Kabrhel wusste die meisten von ihnen, trotzdem sie sich fernerhin ganz verschiedenen Fächern zugewendet haben, zur Mitarbeiterschaft an dem Aufbaue einer čechischen hygienischen Literatur zu bestimmen. Vor allem sind hierbei Vejnar, Velich, Vladislav Růžička, späterhin Stanislav Růžička, E. Formánek und Laxa zu nennen. So manche Nummer des »Zdravotnický Věstník«, der ersten čechischen hygienischen Zeitschrift, die als Beilage des »Časopis lékařů českých« erschien und dessen Redaktion Kabrhel 1891—1898 führte, wurde durch die gemeinsame Arbeit an Referaten und Orientationsartikeln des Redak-

teurs mit den erstgenannten zustande gebracht. Es entspricht sicherlich den Tatsachen, wenn ich konstatiere, dass die Vereinigung der Erwähnten zu gemeinsamer, systematischer Arbeit den Boden zur Gründung der čechischen hygienischen Schule geschaffen hat. Vom J. 1891 kann man eigentlich erst von einer wissenschaftlich hygienischen Literatur in čechischer Sprache reden. Später traten zu den Obgenannten freilich auch andere Interessenten hinzu, die Hauptarbeiter wählte aber Kabrhel, nachdem er zum Professor und Leiter eines selbständigen hygienischen Instituts ernannt worden war, aus den Reihen der Angeführten.

Als eigenster Schüler Kabrhels ist der Dozent der Hygiene Stanislav Růžička zu bezeichnen, in dessen Person Kabrhel eine Kraft von besonderer praktischer Veranlagung und ausgezeichneter physikalischer und chemischer Schulung sich auszusuchen und zu erziehen gewusst hat. Wenngleich Stanislav Růžičkas Arbeiten den verschiedensten Gebieten der Hygiene zu gute kommen, so ist doch der Schwerpunkt derselben in der Verknüpfung physikalischer und chemischer Methoden mit Fragestellungen aus der Hygiene zu suchen, ein Umstand, der auch in den meisten eigentlich hygienischen Arbeiten Kabrhels deutlich zu Tage tritt. Ganz besonders ist dies namentlich aus den nachstehenden Publikationen Stanislav Růžičkas zu ersehen:

Vergleichende Studien über den Bacillus pyocyaneus und den Bacillus fluorescens liquefaciens; Systematische Studien über die Angreifbarkeit des Bleies durch das Wasser; Studien zur relativen Photometrie (I. 1904, II. 1905, III. 1906); Eine neue Methode zur Züchtung von anaerobien Bakterien; Die relative Photometrie 1907.

Ausserdem wendete sich derselbe der intensiven Pflege der Schulhygiene zu.

Ein anderer früherer Assistent Kabrhels, Dr. Rambousek, nunmehr Dozent der Gewerbehygiene an der deutschen technischen Hochschule in Prag und als Sanitätsarzt auf praktisch-hygienischem Gebiete tätig, widmete sich dem speziellen Fache der Gewerbehygiene, in welchem er mehrere Publikationen und Bücher erscheinen liess.

Biologischen Inhalts sind die von Vladislav Růžička gelieferten Arbeiten, welche, soweit sie das hygienische Gebiet streifen, die Bakterien zum Gegenstande haben; der eben genannte Assistent Kabrhels hat sich für allgemeine Biologie habilitiert.

Auch der dritte Assistent Kabrhels, Dr. J. Bulíř, hat sich auf bakteriologischem Gebiete betätigt.

Als im J. 1897 die staatlichen Anstalten für Nahrungsmitteluntersuchung errichtet und den hygienischen Instituten angegliedert worden sind, traten zu den obigen noch der Professor der angewandten medizin. Chemie E. Formánek und die Dozenten der technischen Hochschule J. Formánek u. O. Laxa insoferne hiezu, als sie zum Teil auf Veranlassung, zum Teil unter den Auspizien Kabrhels Publikationen über hygienisch wichtige Fragen der Nahrungsmittelchemie geliefert haben. Somit sehen wir, dass Kabrhel auf allen Gebieten der Hygiene anregend zu wirken gewusst hat.

Hiemit ist jedoch die Bedeutung Kabrhels für die Geschichte der čechischen hygienischen Schule keineswegs erschöpft. Obzwar die allgemeinen Verhältnisse seinem Bestreben viele Hindernisse in den Weg legten, Hindernisse, die er in der Eröffnungssitzung der hygienischen Sektion des III. Kongresses čechischer Naturforscher und Ärzte in Prag 1901 mit den folgenden Worten charakterisierte: »Für mich sind jene Zeiten, in welchen ich kein eigenes Heim besass und Jahr um Jahr darüber verging, ohne dass es mir möglich gewesen wäre, viele von den Fragen, mit deren Lösung ich mich beschäftigte, aus Mangel eines Institutes und von Hilfskräften in Angriff zu nehmen, während mir so jene energievollen Jugendjahre, die kein Hindernis fürchten, entschwunden — selbst noch in der Erinnerung bitter« — so hat Kabrhel trotzdem Zeit gefunden sich vor allem in praktischen Fragen zu betätigen, von welchen er sich besonders der Frage der Wasserversorgung mit Vorliebe zugewendet und sie mit einer grossen Reihe grundlegender Tatsachen bereichert hat, um schliesslich auf Grund seiner grossen, zum Zwecke der Trinkwasserversorgung Prags unternommenen Versuche die Grundlagen der Wasserbegutachtung reformierend zu behandeln. Seine Resultate sind in einer Reihe von Abhandlungen niedergelegt, insbesondere in folgenden: Experimentelle Studien über die Sandfiltration. Eine Vervollkommnung des Filtrationseffektes bei der Zentralfiltration. Ein interessanter Fall von Trinkwasserbegutachtung. Bakter. und krit. Studien über die Verunreinigung und Selbstreinigung der Flüsse. Bestimmung des Filtrationseffektes der Grundwässer. Studien über den Filtrationseffekt der Grundwässer.

Das Gesamtgebiet der Wasserversorgung betrifft sein bei Oldenbourg in München erschienenes Buch »Theorie und Praxis der Trinkwasserbegutachtung«, das in den berufenen Fachkreisen freundliche Aufnahme gefunden hat. Ausserdem beschäftigte er sich vielfach mit Fragen der Chemie, Nahrungsmitttellehre, Bakteriologie, Abwässerreinigung, Caissonkrankheit, Schulhygiene — doch wäre es zwecklos hier die Titel dieser zahlreichen Abhandlungen anzuführen. Den Gipfel seiner literarischen Tätigkeit bezeichnet das bei Bursík und Kohout erscheinende Handbuch der Hygiene.

Diese vielseitige wissenschaftliche Tätigkeit wird dadurch vervollständigt, dass es sich Kabrhel angelegen sein liess durch seine Mitwirkung eine Konzentration der hygienisch-literarischen Produktion und populär-eruditiven Arbeit zu bewirken, indem er im J. 1899 mit E. Formánek, Stanislav Růžička und Velich die Monatsschrift »Časopis pro veřejné zdravotnictví« begründete, die seither den Hauptsammelpunkt der hygienischen Literatur bildet; indem er im J. 1900 einen Klub der Freunde der öffentlichen Gesundheitspflege gründete und an dessen Spitze trat. Dieser Verein bildete das Zentrum čechischer Hygieniker von wissenschaftlicher Bildung und in seinen Jahresversammlungen wurden die aktuellsten hygienischen Themen in einer auf der Höhe der Wissenschaft stehenden Weise zur Erörterung gebracht.

Nachdem dieser »Klub« mit der »Společnost pro veřejné zdravotnictví«, die populär-hygienische Ziele verfolgte, zu einem Vereine vereinigt worden, trat Kabrhel wiederum an dessen Spitze.

Schliesslich ist noch die Gründung des »Landesvereines gegen den Alkoholismus« zu erwähnen, dem Kabrhel als Vorsitzender angehört und dessen Ziele die Broschüre »Abstinentismus« klarlegt, in welcher gezeigt wird, wie man altbekannten und so viel erörterten Themen neue Seiten und Gesichtspunkte abgewinnen kann.

Wenn somit aus dieser Studie hervorgeht, dass die Entwicklung der čechischen hygienischen Schule mit der umfassenden Tätigkeit Kabrhels zusammenfält, so ist dies nur eine Konstatierung des wirklichen Sachverhaltes. Der Begründer der experimentell-hygienischen Literatur, der Vereiniger aller hygienischen Bestrebungen, der Erzieher aller jüngerer Hygieniker in Böhmen, der Lehrer der Hygiene an der Universität und Technik musste zum Begründer der hygienischen Schule werden. Dies war die logische Schlussfolgerung eines natürlichen Entwicklungsganges, den ich im vorgehenden zu skizzieren versucht habe.

Wenn ich hinzufüge, dass Kabrhel seit jeher als erklärter Feind alles hygienischen und wissenschaftlichen Pfuschertums überhaupt gegolten hat und dass ihn die Nennung seines Namens auf dem Titelblatte des rigorosesten hygienischen Sammelarchivs von Weltbedeutung, des »Archiv für Hygiene«, wo er mit unter den Besten der Jetztzeit erscheint und einen Rubner, einen Gruber, Hueppe etc. zur Seite hat, von seinem Standpunkte als Čeche nicht zu verrücken vermocht hat, so glaube ich die Richtung, die er seiner Schule gegeben, vollends charakterisiert zu haben.

Dr. Vlad. Růžička.

Čechische Musikinstitutionen.

III.

Das Konservatorium.*)

Vor hundert Jahren wurde Böhmen »das Konservatorium Europas« genannt; wohin immer wir in dieser Zeit blicken, überall sehen wir einen grossen Prozentsatz von Čechen in allen Musikkörpern. Dieser ungewöhnliche Export an Musikern aller Art trug zwar zur Entwicklung der ausländischen Kunst in nicht geringem Masse bei (wir nennen nur zwei Čechen, Benda und Stamitz), aber die ruhige Entwicklung der

*) Das Prager Konservatorium der Musik ist utraquistisch, es darf aber unter den čechischen Musikinstitutionen nicht fehlen, zumal seine čechische Seite die bedeutsamste ist und ausserdem hier besonders das čechische Virtuosentum (auch Kammermusik) und die čechischen pädagogischen Zustände betrachtet werden.

Musikverhältnisse in Böhmen litt darunter. Als im Jahre 1803 die Prager »Sozietät«, welche die erste soziale Organisation der böhmischen Musikwelt darstellt, ins Leben gerufen wurde, zeigte es sich, dass es Prag — an einem Orchester mangelte. Der böhmische Adel hatte allerdings auf dem Lande eine Reihe guter Orchester (wir wissen, wie mit ihnen auch die Namen der grössten damaligen Meister verknüpft sind), allein Prag selber besass für öffentliche Produktionen keines. Deshalb wurde der »Verein zur Förderung der Tonkunst in Böhmen« gegründet, der sich aus den musikalisch hervorragendsten Aristokraten jener Zeit zusammensetzte (Franz v. Vrtba, Graf Franz Sternberg, Johann und Friedrich Nostitz, Christian Clam-Gallas, Jos. Pachta, Fr. Klebelsberg, K. Firmian u. a.). Diese Aristokraten veröffentlichten am 25. April 1808 einen Aufruf, in welchem das Publikum aufgefordert wurde, dem Vereine beizutreten, welcher es sich unter dem Vorsitze des Grafen Johann Nostitz zur Aufgabe gemacht hatte, Prag ein tüchtiges Orchester zu verschaffen. Dieser Schritt führte zur Gründung des Prager Konservatoriums, welches zu den ältesten Mitteleuropas gehört. Man kam nämlich bald zu der Erkenntnis, dass die Orchesterfrage mit der Frage der Heranbildung eines Nachwuchses innig verknüpft sei, dass es also die Hauptaufgabe des Vereins sein müsse, eine Anstalt für die Ausbildung junger Kräfte zu gründen. Dies geschah denn auch; die Anstalt erhielt die offizielle Benennung »Konservatorium« und wurde am 1. Mai 1811 eröffnet.

Der dargelegte Zweck unseres Konservatoriums übte auf dessen ganze Ausgestaltung einen grossen Einfluss, der sich, wie behauptet werden kann, auch heute noch bemerkbar macht. Als Anstalt zur Heranbildung junger Orchesterkräfte befasste sich unser Konservatorium fast immer nur mit der reproduktiven Kunst, während es die Fürsorge um den Komponistennachwuchs ganz beiseite liess. Aber auch im reproduktiven Fache liess die Anstalt immer vor allem den orchestralen Instrumenten im eigentlichen Sinne grössere Pflege angedeihen, wie dies ihre allererste Aufgabe gewesen. Und so gab es in der neugegründeten Anstalt weder einen Gesangs- noch Klavierunterricht, der G e s a n g kam zwar schon im Jahre 1815 in das Konservatorium, aber er nahm im Lehrplane nur einen untergeordneten Platz ein. Damals wuchsen bei uns drei grosse Gesangsmeister heran, deren Ruhm dann ganz Europa erfüllte: Ticháček, der grösste Wagnersänger, ein Freund Liszts und Wagners, ferner Hauser und Píšek, alle drei der Abstammung nach echte Čechen; dem Prager Konservatorium aber gehörten sie nicht an. Nur ein grosser Stern ging aus ihm hervor — Henriette Sonntag selber; allein nichts ist wohl für die Gesangsabteilung des damaligen Konservatoriums charakteristischer, als die Tatsache, dass diese bald darauf grösste Sängerin ihrer Zeit aus der Anstalt — ausgeschlossen worden ist! Noch weniger pflegte man das K l a v i e r, das man den ausserhalb des Konservatoriums wirkenden Lehrern überliess. Damals besass Prag allerdings in Tomášek und Vitásek ausgezeichnete Klavierlehrer. Als dann im Jahre 1830 Jos. Proksch sein weltbekanntes Institut gründete, brauchte sich das Konservatorium nicht weiter um

Klaviervirtuosen zu kümmern. Alexander Dreyschock und Smetana zeigten, was für Meister auch ausserhalb dieser Anstalt erstehen können. Die geschilderten Verhältnisse aber bildeten sich am Konservatorium wenn nicht schon damals, so doch gewiss später zu einem regelrechten Mangel heraus, und noch heute haftet dem Prager Institut infolge der Pflege rein orchestraler Instrumente jene Einseitigkeit an, mit welcher es im Jahre 1811 seine Tätigkeit begann. Selbst nach einer hundertjährigen Entwicklung sehen wir das Programm »konserviert«. Die Gesangs- und Klavierabteilungen sind bei uns auch heute nicht in der Weise eingerichtet, dass sie der Ausgangspunkt für wirklich grosse Künstler werden könnten.

Dafür förderte, ja favorisierte das Konservatorium in seiner ganzen Entwicklung das wichtigste orchestrale Instrument, die Geige. Es erstand eine ganze Prager Geigerschule, die sich das ganze Jahrhundert hindurch auf der Höhe erhielt und die wie heute, so damals schon überall im Auslande die grösste Bewunderung erweckte. Es wird vielleicht nicht uninteressant sein, wenn ich gewissermassen den Stammbaum dieser Schule anführe, indem ich mich dabei nur auf die grössten und auch im Auslande bekannten Namen beschränke. Der Begründer der Geigerschule an unserem Konservatorium war Friedrich Wilhelm Pixis, ein vortrefflicher Meister der Orchestermusik und ein unvergleichlicher Lehrer. Von seinen Schülern ragten besonders der geniale Josef Slavík, der leider zu früh verstorbene Konkurrent Paganinis, weiters der in Deutschland seinerzeit populäre Raimund Dreyschock und J. V. Kalivoda, welcher auch Komponist war, hervor. (Der Letztere wurde noch unlängst als deutscher Komponist gefeiert, obwohl er ein Čeche durch und durch war.) *) Nach Pixis wurde dessen Schüler Mildner Violinprofessor am Konservatorium, der wieder seinen Nachfolger Bennewitz heranbildete. Von den bekannten Schülern Mildners brachte es Ferd. Laub am weitesten. Bennewitz aber war der Lehrer Franz Ondříčeks, des heutigen Repräsentanten unserer Violinkunst, und Ottokar Ševčíks, welcher mit seinen vielen und grossen Erfolgen als Lehrer alle seine Vorgänger in Schatten gestellt hat. Aus allen Teilen der Welt kommen Fremde nach Prag, um sich die bewundernswürdige Fingerakrobatik anzueignen, durch welche sich die Ševčíkschüler so sehr auszeichnen.

Es wäre aber ein Irrtum, unsere Ansprüche nach der Kunst der jungen Virtuosen aus den letzten Jahren bemessen zu wollen. Es ist interessant, dass ihr Ruhm und ihre Popularität gerade im Auslande wurzelt, während sie bei uns mehr durch den Abglanz ihrer auswärtigen Erfolge, als im vollen Lichte unserer eigenen Kunst wirken. Bei uns steht an der Spitze aller Meister der von keinem Kubelík, Kocián u. s. w. übertroffene Franz Ondříček, der eben sein fünfzigjähriges Geburtsfest feiert. Ondříček gehört zu jenen seltenen Virtuosen, welche ihre ganze Kunst in den Dienst einer höheren Idee nicht nur

*) Ein Schüler Pixis', Kapellmeister Josef Čapek, lebt noch heute, als hochgeachteter Achtziger in Gothenburg.

stellen können, sondern auch wollen. Sein Programm weist immer die seriösesten Nummern auf, mit denen er grosse Erfolge erringt, ohne erst zu den trivialen Mitteln der Geigenvirtuosen greifen zu müssen. Gilt es einen Akt der Pietät (z. B. im Vorjahre bei der Feier Josef Slavíks) oder eine Enunziation der ernstesten Kunst (Beethoven), überall ist Ondříček auf dem ersten Platze. Sein Name bedeutet für uns ein Fest — eine gewiss sehr seltene Erscheinung bei einem heutigen Geigenvirtuosen, ein Fest, das bei uns umso freudigere Gefühle auslöst, als der Meister trotz seinen fünfzig Jahren stets unser junger Ondříček ist. Es entspricht vollkommen der Bedeutung seiner Persönlichkeit, dass an dem so wichtigen Jubiläumstage unser erstes Kunstinstitut die Feier des Künstlers in die Hand genommen hat, das Nationaltheater, das für das Ehrenkonzert neben dem Jubilar auch unsere hervorragendste Kammermusikvereinigung — das Böhmische Quartett, gewann.

Das Böhmische (i. e. čechische) Quartett ist gleichfalls aus unserem Konservatorium hervorgegangen und macht ihm gewiss die grösste Ehre. Ich will in meinem Referate nicht bei dieser Vereinigung verweilen, welche auch in Deutschland, sowie in den anderen Ländern Europas rühmlichst bekannt ist, und über deren künstlerische Qualität und nationale Individualität hier nicht erst des längeren geschrieben werden muss. Das Böhmische Quartett ist in internationaler Hinsicht unsere bedeutendste künstlerische Vereinigung, sowohl was ihren Kunstwert und ihre Erfolge, als auch was ihr Repertoire selbst betrifft. Ja, man kann sagen, dass sie der Fremde mehr als uns angehört. Wir haben zwar sehr oft Gelegenheit, sie zu hören (in den Konzerten des Čechischen Vereins für Kammermusik), aber gleichsam nur auf einem Abstecher von der Welttournee. Nur so kann ich es mir erklären, dass sich neben dem Quartett bei uns noch andere Vereinigungen behaupten, welche allerdings mit dem Böhmischen Quartett nicht konkurrieren, aber doch neben ihm zu ansehnlicher Geltung kommen können. Charakteristisch für das Prager Musikleben im letzten Jahrzehnt ist das grosse Interesse für Kammermusikkonzerte. Ich will nicht behaupten, dass die Besucher nur ausschliesslich ein künstlerisches Interesse herführt; denn das gesellschaftliche Moment dieser Konzerte spielt hier gewiss eine grosse Rolle. Aber Tatsache ist, dass der Čechische Verein für Kammermusik (neben dem noch ein deutscher existiert) heute mehr als anderthalbtausend Mitglieder zählt, so dass bereits unser geräumiges Rudolfinum (das Konzertgebäude) nicht hinreicht, um alle Mitglieder zu fassen, von denen die gründenden Mitglieder allein, die ein Recht auf die reservierten Sitze haben, heute schon fast sämtliche Sitzplätze des Gebäudes füllen. Zweifellos kommt dem Böhmischen Quartett der Hauptanteil an dem Aufblühen dieser unseren Institution zu. Allein ihr Wirkungskreis erweitert sich immer mehr, so dass sich der Verein entschliessen musste, eine »neue Reihe« weiterer acht Konzerte für diejenigen einzuführen, welche sich schon jahrelang als Mitglieder melden und wegen Raummangels nicht aufgenommen werden können. Dass das Böhmische Quartett nicht imstande wäre, im Laufe des Jahres alle 16 Konzerte zu absolvieren, ist einleuchtend, und so ist auch den anderen Ver-

einigungen die Möglichkeit geboten, sich an der kompetentesten Stelle auszuzeichnen. Von diesen steht am höchsten das Quartett Ševčík, das gleichfalls aus dem Konservatorium hervorgegangen ist und den Namen des populären Lehrers führt, ohne aber mit den äusserlichen Prätensionen der Virtuosen aufzutreten, die seine Schüler sind.

So sind wir, von der Gründung des Konservatoriums ausgehend, bei der heutigen Vorherrschaft seiner Geiger und dem Aufkommen unserer Quartettvereinigungen angelangt. Bei den anderen Abteilungen des Konservatoriums wollen wir uns nun nicht aufhalten, wiewohl dies vor allem die Abteilung für Blasinstrumente verdienen würde, welche seit ihrer Errichtung immer Kräfte ersten Ranges besass. Wir wollen uns vielmehr mit der Bedeutung unseres Konservatoriums für den Komponistennachwuchs befassen. Wir haben gesehen, dass man schon bei der Errichtung des Konservatoriums diesen für die Entwicklung der Kunst allerdings wichtigsten Zweig der Musikpädagogik ganz ausser acht liess. Der Impuls zu einer Komponistenschule kam anders woher. Im Jahre 1827 wurde der »Verein zur Pflege der Kirchenmusik in Böhmen« ins Leben gerufen, welcher ähnlich wie seinerzeit die Gründer des Konservatoriums die musterhafte Aufführung der Tonwerke bezweckte, hier allerdings der kirchlichen, und daher sein Augenmerk auf die Heranbildung der Regenschori und Orgelspieler richtete. So entstand im Jahre 1830 die sogen. Orgelschule. Es war dies eine sehr primitive Schule, die nur einen Jahrgang hatte; im Jahre 1835 kam der zweite und erst im Jahre 1873 der dritte hinzu. Auch hier handelte es sich eigentlich an erster Stelle um die ausübende Kunst (das Orgelspiel), aber das ganze Wesen dieser Kunst forderte die theoretische Ausbildung der Schüler. Zum Direktor wurde der ausgezeichnete Musiker Vitásek ernannt, dem als Lehrer zwei seiner Schüler, die bekannten Kirchenkomponisten V. Horák und R. Führer, untergeordnet waren. Führer, den eben jetzt sogar das Ausland anlässlich seines hundertsten Geburtstages (geb. am 2. Juni 1807) zu feiern gedenkt, war ein Künstler von seltener Begabung, der für das böhmische Musikleben sehr viel bedeutete. Leider machten ihn sein leichtsinniges Naturell, das auch in einzelnen seiner Tondichtungen durchschlägt, sowie sein ungeregelter Lebenswandel als Lehrer und Domkapellmeister unmöglich. Die weltlichen Komponisten gingen auch weiterhin namentlich aus den Privatschulen hervor (Smetana war auch in der Komposition vor allem ein Schüler Jos. Prokschs), offiziell aber war die Orgelschule lange die einzige Brutstätte unserer jungen Komponisten. Die gegenseitigen Ergänzungen beider Anstalten, des Konservatoriums und der Orgelschule, führten endlich im Jahre 1890 zur Vereinigung beider Institute zu einem Ganzen. Seit dieser Zeit erst sind auch die jüngeren Komponisten (Suk, Novák, Nedbal u. a.) Absolventen des Konservatoriums.

Für die Komponistenausbildung war allerdings die ganze Richtung und der Geist des Konservatoriums von grosser Bedeutung. Im ganzen genommen neigte das Prager Konservatorium immer sehr zum Konservatismus im eigentlichen Sinne hin, wiewohl es dabei auch die Krisen

unserer Kämpfe auf dem Gebiete der Kunst durchmachte. Es wurde in der Blütezeit des Prager Mozartismus gegründet, dem damals das musikalische Prag sein hohes Niveau verdankte, der aber dann die neuen Strömungen bei uns in ihrer Entfaltung stark behinderte. Der erste Direktor, der bekannte Dionys Weber, ein ebenso intelligenter wie verknöcherter Mann, bildete mit Tomášek und Vitásek ein Triumvirat, das jede freie Regung in Sachen der Musik erstickte. Es war eine Ironie des Schicksals, dass sich gerade Weber in Prag des zwanzigjährigen Wagner angenommen hatte und dessen Sinfonie vom Konservatoriumsorchester aufführen liess. Ein halbes Jahrhundert später durfte keine Wagnerische Note die jungfräuliche Reinheit des Konservatoriums »entweihen«! Das Ableben der beiden Direktoren am Konservatorium und an der Orgelschule (Weber starb 1842, Vitásek 1839) bedeutete für Prag die Befreiung von diesen Fesseln, die Berlioz bei seinem Erscheinen 1846 mächtig in Stücke schlug. Nach Webers Tode begann das Konservatorium ein neues Leben, wie es ein besseres seither nicht geführt. Direktor wurde der junge J. F. Kittl, der zwar ein Romantiker vom Schlage Mendelssohns, dabei aber ein Freund Wagners und ein fortschrittlicher Mann in jeder Richtung war. Unter ihm half das Orchester am Konservatorium Berlioz Prag erobern, unter ihm wurde es dann mit gleichem Erfolge dem ständischen Theater für die ersten denkwürdigen Wagnerpremieren zur Verfügung gestellt. Und das geschah zur Zeit der ärgsten politischen Persekution, als der Revolutionär Wagner der Schrecken nicht nur der musikalischen, sondern auch der politischen Rückschrittler war. Leider war das, was jetzt folgte, eine klägliche Folie zu der Fortschrittlichkeit des Konservatoriums unter Kittl. Dieser ungewöhnlich talentierte Mann verfiel dermassen dem Alkoholismus, dass er im Jahre 1865 vom Direktorsposten enthoben wurde.

Es war dies ein harter Schlag, der aber erst so recht bei der Wahl des Nachfolgers empfunden wurde, bei welcher die massgebenden Faktoren sehr kurzsichtig vorgingen.

Der ernsteste Kandidat war hier kein geringerer als Smetana selber, der schon unter Kittl einen weiteren Schritt zur Moderne bedeutet hätte und zu diesem Amte die beste Qualifikation besass. Allein man entschied anders u. zw. auf einen heute unbegreiflichen Rat W. A. Ambros' hin. Ambros war in den Vierzigerjahren einer von den ersten Führern der Musikmoderne in Prag, war ein Freund Kittls, und doch arbeitete er in den Sechzigerjahren gegen Smetana. Direktor des Konservatoriums wurde Jos. Krejčí, der konservativste Direktor, den es je auf Gottes Erdboden gegeben, ein wahres Pasquill auf den Begriff eines »Erziehers«. Aus dem Konservatorium wurde ein wahrer Herd all des Gedankenelends, mit dem bei uns Smetana bekämpft wurde. Die Professoren durften an den von Smetana dirigierten Konzerten nicht teilnehmen, die Konservatoriumsschüler wurden mit der Ängstlichkeit eines Klosterpensionats vor jedem entweihenden Tone jener Meister behütet, welche in den Augen Krejčís schändliche »Ketzer«

waren, die verbrannt werden sollten: Berlioz, Liszt, Wagner. Ihre Tondichtungen waren ihm eine »türkische Musik«, welche geeignet war, in den jungen Zöglingen jedes Zartgefühl zu ersticken u. s. w. Deshalb wurde im Konservatorium auch keine Komposition Smetanas und seiner Anhänger gespielt. Zu welch unglaublicher Starrheit diese Anstalt herabsank, zeigt der Fall, dass die Aufführung der Dvořákschen »Slavischen Tänze«, eines gewiss wenig weltumstürzlerischen und ketzerischen Werkes, vom Ausschuss gegen den Willen des Direktors durchgesetzt werden musste, ja dass diese unschuldigen Tänze zur Pensionierung Krejčís führten. Niemals vollbrachten sicherlich die »Slavischen Tänze« so viel Gutes wie damals, als sie über dem versinkenden Krejčí gespielt wurden.

Im Jahre 1880 führte sich der neue Direktor Bennewitz mit Smetanas »Vyšehrad« ein; unter ihm übernahm die Geigerschule zum erstenmal die Führung der Anstalt. Aber eigentlich hatte Bennewitz kein Programm mit Bezug auf die Leitung des Konservatoriums, vor allem keines in ideeller Hinsicht. Smetana hatte sich seinen Platz erkämpft, das Konservatorium konnte sich ihm nicht länger widersetzen, deshalb leistete es ihm auch keinen Widerstand mehr. Es brach eine Zeit des ideellen Liberalismus an, d. h. einer Prinzipienlosigkeit selbst in solchen Fragen, ohne deren dauernde Klärung heute kein tieferer Komponist denkbar ist. In dieser Zeit verliessen unsere Anstalt Schüler, die am wenigsten für die Kämpfe der modernen Musik ausgerüstet waren. Der alte Konservatismus sass dem Konservatorium eigentlich noch in den Gliedern, was sich durch den Anschluss der Orgelschule im Jahre 1890 noch verschlimmerte. Dabei aber übte das Totschweigen der Hauptprobleme der heutigen Musik und das Nichtsehenwollen in dieser Hinsicht einen unseligen Einfluss auf die ganze Generation unseres Komponistennachwuchses zu Ende der Achtziger- und zu Beginn der Neunzigerjahre aus. Bis auf wenige ehrenvolle Ausnahmen leiden darunter alle, welche damals das Konservatorium verliessen. Sie gingen und gehen den Weg einer musikalischen Bequemlichkeit, die zum Konservatismus hinneigt. So entstand die Schule der »jungen Konservativen«. Dieser Zustand wurde dann immer ärger. Der Bennewitzsche Liberalismus nahm hierauf unter seinem faktischen Nachfolger, dem eben verstorbenen K. Knittl, einen bewusst reaktionären Charakter an. Schon in seiner Jugend war Knittl ein Gegner Smetanas und der ganzen modernen Bewegung und dieser seiner Gesinnung blieb er bis zu seinem Tode treu. Er war ein vorzüglicher Lehrer, aber er führte seine Schüler auf Abwege, die für sie verhängnisvoll werden sollten. An einer ganzen Gruppe unserer jüngeren Komponisten können wir den unseligen Einfluss Knittls beobachten.

Die von Smetana in der čechischen Musik hervorgerufene moderne Bewegung liess sich jedoch nicht vom Konservatorium unterdrücken. Ihre Achse in pädagogischer Hinsicht war Zdeněk Fibich, unser grösster Lehrer überhaupt. Dieser eigentliche Erbe der fortschrittlichen Bestrebungen Smetanas und getreueste Anhänger des

grossen Meisters besass bei all seiner künstlerischen Exklusivität ein bewunderungswürdiges Lehrtalent. Vermöge seiner ausserordentlichen, umfassenden und besonders musikalischen Bildung konnte er seinen Schülern den Gesichtskreis bis an die äussersten Grenzen eines gewaltigen Problems erweitern, ihnen den eigentlichen, künstlerischen Kern jedes Werkes zeigen und sie vor dem Steckenbleiben im Kunsthandwerk bewahren. Aus seiner Schule gingen, ob unmittelbar oder mittelbar, unsere Modernisten hervor. Seine Sehnsucht war es, ins Konservatorium zu gelangen, um für seine Wirksamkeit ein weiteres Feld, als in den Privatstunden, zu haben. Unser konservatives Konservatorium hatte aber selbstverständlich für einen so fortschrittlichen Lehrer keinen Platz. Dvořák dagegen war Professor an dieser Anstalt, ja eine Zeitlang auch ihr nomineller Direktor. Allein die Bedeutung und der Zweck seiner Professur waren anderswo zu suchen, als in seiner Lehrfähigkeit selbst. Wie Fibich kein Dirigent, d. h. kein Lehrer eines orchestralen Körpers war, so war Dvořák wieder kein Lehrer im eigentlichen Sinne. Seine allzugrosse Subjektivität erblickte gerade in dem, was ein jeder Lehrer an erster Stelle bekämpfen muss, das Richtige: in dem schwärmerischen Festhalten an der Ausdrucksweise des Lehrers. Je »dvořákischer« eine Komposition war, desto besser gefiel sie ihm. Freilich, wer es verstand, seine Bemerkungen zu kontrollieren und zu erklären, profitierte allerdings sehr viel in den Unterrichtstunden des Meisters.

Derart waren und sind die Schicksale des Prager Konservatoriums und die Resultate seiner Wirksamkeit. Was die innere Organisation betrifft, gehört es zu den besten Anstalten überhaupt. Heute besteht das Konservatorium aus drei Hauptabteilungen, von denen wieder die erste, die Instrumentalschule im weiteren Sinne die dominierende Stellung einnimmt. Dieses Fach zerfällt gleichfalls in drei Gruppen: in der Instrumentalschule im engeren Sinne (6 Jahrgänge) werden die Schüler abteilungsweise auf folgenden Instrumenten ausgebildet: auf der Geige, dem Cello, dem Kontrabass, der Flöte, Oboe, Klarinette, dem Fagott, dem Waldhorn, der Trompete, dem Flügelhorn, den Pauken, Posaunen, der Tube und Harfe u. zw. immer nur auf einem von diesen Instrumenten. Neben der eigentlichen technischen Ausbildung üben die Schüler auch das Spiel im Orchester und in Kammermusikkörpern, ferner das Klavierspiel (als obligates Nebenfach) und lernen ausserdem die allgemeine Musiklehre, Musikgeschichte und Sprachen. Die zweite Unterabteilung, die Orgelschule (3 Jahrgänge), hat sehr viel von ihrer alten Organisation behalten und bildet die Organisten und Chordirigenten aus. (Für diese ist der dritte Jahrgang reserviert.) Die dritte Unterabteilung bildet die Klavierschule (6 Jahrgänge) mit den bereits angeführten Nebenfächern der Instrumentalschule. Die zweite Hauptabteilung ist die Gesangsschule, wo in 4 Jahrgängen neben dem Sologesang auch die mehrerwähnten Nebenfächer und die Deklamation gelehrt werden. In der dritten Hauptabteilung der aus 3 Jahrgängen bestehenden

Kompositionsschule wird die Musiktheorie in ihrem ganzen Umfange unterrichtet. Eine Fülle von allgemein bildenden Vorträgen ist der Hauptvorzug des Prager Konservatoriums.

Im Jahre 1858 wurde das fünfzigjährige Bestehen des Konservatoriums mit einem grossen Festival gefeiert, an dem Liszt selber, ferner Spohr u. a. teilnahmen. Es war dies zur Zeit, da ein fortschrittlicher Geist in dieser Anstalt herrschte. Im nächsten Jahre, 1908, (wenn wir wieder von der Veröffentlichung des Aufrufes im J. 1808 an rechnen) werden wir das hundertjährige Jubiläum feiern — werden wir es tun und auf welche Weise?

Dr. *Zdeněk Nejedlý.*

BESPRECHUNGEN.

Doc. Dr. Jindřich Chalupecký: **Hudba barev.** Studie medicinská i literární. Lidové rozpravy lékařské. (Farbenmusik. Eine medizinisch-literarische Untersuchung. A. u. d. T. Volkstümliche Abhandlungen aus dem Gebiete der Medizin, redigiert von MUDr. L. Haškovec. Nr. 66.) 103 S. 2 K.

Unter der Benennung »Farbenmusik« begreift der Verfasser, Dozent für Augenheilkunde an der böhm. medizinischen Fakultät, alle jene Erscheinungen, die aus dem von der modernen Psychologie und Physiologie so eifrig beschriebenen Vorgang des Farbenhörens (audition colorée) resultieren. Es ist nicht das erstemal, dass Chalupecký seine Aufmerksamkeit dieser Frage zuwendet, vielmehr stellt sich die vorliegende Broschüre als Zusammenfassung und Erweiterung mehrerer Aufsätze dar, deren einer auch in deutscher Übersetzung vorliegt (in der Wiener klinischen Rundschau von 1904). Die Arbeit umfasst drei Kapitel: »Das Farbenhören«; »Die Farbenmusik in der Kunst«; »Musik der Farben — Zukunftsmusik?« Im ersten Abschnitt spricht der Fachmann, im zweiten der Liebhaber, im dritten der Skeptiker; das Schriftchen ist im Ton einer anspruchslosen Plauderei und in gemeinverständl chem Stil geschrieben; es verdient Beachtung als einzige čechische Erörterung des interessanten Problems und als reichhaltige Materialiensammlung. Leider schöpft der Verfasser fast durchweg aus zweiter Quelle, was besonders den historischen und literarischen Partien Eintrag tut.

Nach einer knapp gefassten Geschichte des Problems, wobei das seinerzeit vielbesprochene Farbenklavier des französischen Jesuiten Castel als Ausgangspunkt, die Ergebnisse des französischen Forschers Suarez de Mendoza als Endpunkt gewählt werden, gibt Chalupecký eine Reihe von Fällen wieder, in denen sogenannte Doppelempfindungen zur Sprache kamen. Es handelt sich dabei, wie bekannt, um die merkwürdige Tatsache, dass während ein einziges Sinnesorgan von aussen gereizt wird, nicht bloss in diesem adäquate Empfindungen ausgelöst werden, sondern dass sich nebenher als Begleiterscheinungen auch Empfindungen einer anderen Qualität einfinden, dass z. B. das Anhören von musikalischen Instrumenten konstante Farbenvorstellungen zur Folge hat, ja dass selbst einzelne Laute ein bestimmtes Kolorit annehmen. Den mancherlei Beobachtungen, bezw. Selbstbeobachtungen,

die Nussbaumer, Bleuler, Binet und viele andere angestellt haben, reiht Chalupecký eigentlich nur eine, aber recht belehrende Erfahrung aus seiner eigenen Praxis an, indem er Daten über das farbige Gehör einer schriftstellernden Dame mitteilt: sowohl Laut- als Zahl- und Tonphotismen sind bei derselben in höchstem Mass entwickelt, alle beobachteten Pseudosensationen sind völlig spontan und bestimmt, werden nicht in die Aussenwelt verlegt und unterliegen weder einer Beeinflussung durch Lektüre noch anderweitiger Suggestion. Bei dem Versuch, das Farbenhören zu erklären, lehnt sich Chalupecký an die herrschenden Theorien an, ohne sich einseitig an irgend eine von ihnen zu halten; so findet er zwischen den beiden Extremen einer Deutung auf Grund von Erinnerungsbildern und Assoziationen und der rein physiologisch gegründeten Erklärungsversuche einen Mittelweg in der Annahme, es sei die beim farbigen Gehör zutage tretende Erinnerungs- und Phantasietätigkeit auf eine angeborene Disposition zurückzuführen, und diese selbst sei in einer Überempfindlichkeit der Hirnrinde zu suchen, wie sie vor allem bei nervös veranlagten, aufnahmsfähigen, sensitiven, kunstliebenden Individuen anzutreffen ist.

Das zweite Kapitel wendet die gewonnenen Ergebnisse auf Fragen künstlerischer Natur an, doch arbeitet der Verfasser mit unzulänglichen Mitteln. Wohl ist es mit Freude zu begrüssen, dass hier ein Arzt mit grosser Entschiedenheit Front macht gegen neuere Bestrebungen seiner Berufsgenossen, die moderne Poesie, vorzüglich die der Symbolisten, vor den Richterstuhl der Psychiatrie zu laden und nun über der ganzen Décadence und vielem ähnlichem und unähnlichem als über einer bedauerlichen Ausartung der Kultur oder gar als über einem kuriosen Atavismus kurzerhand den Stab zu brechen: aber es sind recht schwankende Grundlagen, auf denen der Verfasser baut, und seine Zitatensammlungen gewähren den unerfreulichen Eindruck eines zufällig angesammelten, unentwirrten Stoffs. Auch tritt es klar zutage, dass literarischen Fragen bloss mit literarischen Masstäben Genüge getan werden kann und dass einer physiologischen Untersuchung des künstlerischen Organismus nicht das entscheidende Urteil zukommt. So braucht selbst eine authentisch verbürgte Neigung zur audition colorée den ästhetischen Wert eines Bildes nicht zu erhöhen, so können gegebenenfalls »violett tönende Glocken« noch so echt empfunden sein und dabei trotzdem — in bestimmtem Zusammenhang — unnatürlich und überspannt klingen. In der čechischen Dichtung kommt Chalupecký immer wieder auf einen Fall zurück, ohne der modernen Symbolisten auch nur mit einem Wort Erwähnung zu tun.*) Bei der Besprechung der französischen Kunsttheorien und Experimente gibt er Vrchlickýs Urteile wortgetreu wieder, in lose angefügten Exkursen ergeht er sich über ziemlich fern liegende Fragen wie das Wagnersche Gesamtkunstwerk, mit sichtlicher Vorliebe paraphrasiert er das

*) Die heimische Kritik ist an der Erscheinung der Doppelempfindungen keineswegs achtlos vorübergegangen: so wurden in der mystischen Poesie Březinas »Synästhesien« (der Ausdruck deutet auf französische Provenienz) aufgezeigt.

Maupassantsche Wort von jenen Künstlern »qui succombent par le cerveau«; peinlich berührt die Verwechslung des Farbentheoretikers Johann Leonhard Hoffmann mit dem berühmten E. T. A. Hoffmann, dagegen wird man dem Autor für die Zergliederung einiger wenig bekannter Werke (wie Sattlers »Meine Harmonie« oder Favres »Musique des couleurs«) Dank wissen.

Im Schlusskapitel weist der Verfasser die allzuhochgespannten Erwartungen zurück, die sich an eine mögliche Entwicklung der Fähigkeit des Farbenhörens knüpfen.

Dr. *Ottokar Fischer.*

JUDr. Josef Klineberger: **Náboženský cit.** Rozbor hodnoty náboženství. (Das religiöse Gefühl. Analyse des Wertes der Religion.) Prag 1906.

Das vorliegende Buch ist die Arbeit eines Dilettanten, dem es nicht an originellen und treffenden Gedanken fehlt, welchem aber die streng fachmässige Schulung mangelt, um einerseits seine Ausführungen in die übliche — und selbst in unserer Sprache längst schon festgesetzte — wissenschaftliche Terminologie zu kleiden, andererseits durch Berücksichtigung wenigstens der erstklassigen Leistungen seines Gebietes in seine Gedanken mehr begriffliche Präzision und System hineinzubringen und schliesslich — last, not least — um die weitschweifige Behandlung und ungehörige Betonung der geläufigsten Gemeinplätze zu vermeiden.

Der Nebentitel des Buches — eine Analyse des Wertes der Religion — entspricht besser dem tatsächlich Gebotenen als die Hauptbenennung. Es enthält viel weniger eine allseitige und gründliche Analyse des gesamten religiösen Gefühlslebens — trotz des irreführenden Haupttitels nimmt der Verfasser kein spezifisches religiöses Gefühl an — vielmehr wird das religiöse Denken auf seine Fähigkeit hin geprüft, wirksame Motive für das ethische Handeln abzugeben.

Das Ergebnis der Kritik klingt für jede transzendente religiöse Moral recht ungünstig. Der »natürliche Wille« lässt sich nicht unter das Joch eines jenseitigen Lebenszieles beugen, und dem »religiösen Willen« gelingt es kaum, durch gewisse symbolische Handlungen (Gebet, Almosen) seine Ohnmacht zu verschleiern. Der Gegensatz zwischen religiösem Denken und dem natürlichen Wollen wird nur zu oft durch den Widerspruch gesteigert, in den das konservative, meist auf gesellschaftliche Gewalt gestützte religiöse Bewusstsein mit den Konzeptionen gerät, welche von der fortschreitenden intellektuellen Entwicklung hervorgebracht werden. Auch hier muss schliesslich die Natur, die Vernunft, über jede Gewalt und Autorität den Sieg davontragen.

Die Zerstörung der althergebrachten Formen des religiösen Bewusstseins ist jedoch dem Wesen und dem wirklichen Wert der Religion keineswegs abträglich; nicht nur dass der Widerspruch der wis-

senschaftlich-philosophischen und der religiösen Konzeptionen durch das Anpassen der letzteren aufgehoben wird, sondern es wird auch das religiöse Denken dem natürlichen Wollen nähergebracht und auf diese Weise dem religiösen Fühlen die erwünschte ethische Wirksamkeit verliehen.

Dies voraussichtliche erfreuliche Ende des alten Streites wird dadurch vermittelt, dass durch Umformung des Gottesbegriffes auch das religiöse Gefühlsleben einen tiefgehenden Wandel erfährt. Das anfangs vorherrschende Gefühl — Furcht, Schrecken, Beklommenheit angesichts der geheimnisvollen, grausamen Natur — weicht später der Demut, der Ergebenheit in Gottes Allmacht, und schliesslich dem Vertrauen in seine Güte und Gnade. Die zuversichtliche Grundstimmung wird auch dann beibehalten, wenn man selbst die Persönlichkeit Gottes aufgibt. Der religiöse Wille hat dann nicht mehr die schroffen Forderungen des zürnenden Gewaltherrschers zu erfüllen, sondern es wird der Betätigung des natürlichen Strebens selbst religiöse Bedeutung beigelegt, der Sinn des Lebens nicht ausserhalb des Lebens gesucht und somit den höheren Motiven des natürlichen Willens durch die Religion mehr Kraft und Nachdruck verschafft.

Als besonderer Vorzug und als Verdienst des Buches, dessen Wirkung leider durch terminologische Unmöglichkeiten und stilistische Nachlässigkeiten so sehr herabgedrückt wird, ist die Offenheit und der Ernst zu rühmen, mit welchem die brennenden religiös-politischen Zeitfragen dem gebildeten Publikum in ihrer tieferen religionsphilosophischen Bedeutung vorgeführt werden. Der Verfasser verficht die konsequente Durchführung des Prinzips der religiösen Freiheit, welche in dem Verlangen nach Trennung der Kirchen vom Staate gipfelt.

J. Lisický.

NOTIZEN.

Ottokar Březina. Unter den čechischen Dichtern nimmt Ottokar Březina eine ganz besondere Stellung ein. Obwohl auch die verbreitete Encyklopädie (Ottův Slovník Naučný) ihn als »Phänomen ersten Ranges auf dem čechischen Parnass« charakterisiert, ist er nichts weniger als allgemein bekannt, geschweige denn anerkannt. Neben einer verhältnismässig geringen Anzahl von Verehrern gibt es mehrere Zeitschriften und Leser, die eine Unkenntnis seiner allerdings nicht leichten oder populären Werke und seiner Weltanschauung für eine hinreichende Begründung der Unterschätzung, ja sogar der jahrzehntelang dauernden Ignorierung seiner grossartigen Schöpfung halten.

Ottokar Březina ist das Pseudonym des im Jahre 1868 in Počátek im Táborer Kreise in Böhmen geborenen, jetzt als Lehrer an der Bürgerschule in Jarmeritz in Mähren wirkenden Dichters Václav Jebavý. Jener in der unfruchtbaren, monotonen, wellenförmigen, nebligen südböhmischen Gegend, seiner Heimat, nie verschwindende mystische Ernst der Bevölkerung einerseits, und seine Realstudien andererseits, haben seinen Geist eigentümlich ausgestaltet. Da er sich sowohl im Christentum als auch in der Physik, Chemie, Astronomie und Geologie zu Hause fühlt, wird man nicht nur durch die Vielseitigkeit seiner Bildung überrascht, sondern er wird auch zu einem in der heutigen Kultur äusserst seltenen Beispiel der vollendeten Harmonie von Religion und Wissenschaft, wozu noch seine künstlerische Grösse als drittes Element hinzutritt.

Mit dem für den čechischen Charakter symptomatischen Eifer widmete er sich dem Studium der verschiedensten Epochen der Vergangenheit; als Autodidakt wusste er sich gründliche Kenntnisse der griechischen und römischen Antike aus Originalen zu verschaffen, ebenso diejenige der altindischen religiösen Literatur, der mittelalterlichen und neueren Mystik, des Okkultismus, der Renaissance und der modernen Poesie und Philosophie. Insbesondere die idealistische Philosophie Platons und Schopenhauers hochschätzend, angeregt von den Evangelien und allen Mystikern einschliesslich Nietzsche — er ist ein Meister im Auffinden mystischer Elemente selbst in den scheinbar entgegengesetzten Individualitäten — verwandt mit der Poesie Shelleys, Whitmans, Maeterlincks, Slowackis und der Philosophie Emersons, bringt er dennoch sein lebhaftes Interesse auch den seiner Persön-

lichkeit entferntesten Erscheinungen entgegen. Der cynisch praktische Macchiavelli erregt seine Bewunderung ebenso wie »der vielleicht wirkliche dreizehnte Apostel« Tolstoj, und den extremen Materialismus verfolgt er ebenso aufmerksam wie Berkeleys oder Kants Idealismus.

Es ist jedoch keineswegs ein Eklektizismus, der seinen Geist auszeichnet. Eine jede Welle, ein jeder im Sonnenschein funkelnde Tropfen des unendlichen Oceans der ewigen Arbeit der Natur und der Menschheit erweckt einen Wiederhall in seinem Geiste; trotzdem fährt er darüber auf seinem eigenen Schiffe, ein ruhiger Beobachter der Windrichtungen und gleichzeitig ein leidenschaftlicher Liebhaber der Erde und der Sterne, der Morgenröte und der Abenddämmerung, der verstorbenen, lebenden und auch der noch nicht geborenen Brüder und Schwestern. Sie erscheinen ihm als Mitarbeiter des ewigen Werkes, als Mitglieder einer einzigen Kette, die von einem Jahrhundert zum anderen fortsetzt. Er hat sich zu einem alles umfassenden, allem mit dem versöhnlichen Blicke des Philosophen zusehenden Standpunkte durchgearbeitet, und lebt, unter dem leisen, nachsichtigen, erhabenen Lächeln einen tiefen Schmerz, eine fortwährend blutende Wunde im Herzen verbergend.

Denn seine Weltanschauung ist nicht nur auf einer theoretischen Grundlage erbaut; früher und einschneidender wirkten auf deren Ursprung und Entwicklung die inneren und äusseren Erfahrungen des harten praktischen Lebens. Aus der Armut hervorgegangen, was er in dem schlichten Gedichte seiner Jugendzeit »Meine Mutter« rührend schildert, und früh einsam geworden löste er das Problem des Lebens, wie er sagt, in stiller Klausur, Täuschungen liebend und nur seine eigene Sehnsucht liebkosend.

Fern von dem Treiben der Welt und des Gesellschaftlebens, erschuf er sich eine neue Welt der Erscheinungen und sogar der Personen, mit welchen er diese innere Welt bevölkerte. Aus dem Sonnenurtergang und der Nacht, wie er es real und zugleich symbolisch ausdrückt, entsteht für ihn die Morgendämmerung des ewigen Tages. Und er fühlt sich nicht mehr vereinsamt: Millionen von Wesen umgeben ihn, die verschwundenen und noch nicht erschienenen Geister, die lebenden, jedoch abwesenden Brüder; er sieht sie alle und spricht mit ihnen. Er personifiziert seine eigene Seele, seine Jugend, seine Sehnsucht und Ekstase, die Blumen und Morgen, die arbeitenden und betenden Hände, die Kunst und die Liebe, schliesslich selbst Gott, dessen Namen er jedoch nie ausspricht, um ein Identifizieren seines Gottesbegriffes mit jenem des Dogmas zu vermeiden.

Voll von Ergebung in sein Schicksal, tief die brennendsten Schmerzen des Menschengeschlechts fühlend, die er als notwendige Folge der höheren organischen Entwicklung, als unwillkürliche Erbschaft der geheimnisvollen Schuld ansieht, geht er der künftigen Erlösung entgegen, deren erste Spuren er in allem Fortschritt als die Ankunft des ewigen Frühlings begrüsst.

Unter allen Erscheinungen der Empirie fühlt er die Ursachen und Folgen, Kern und Wesen der Weltgeschichte; die äusseren Er-

scheinungen gelten ihm als Illusionen, als Symbole des wahren inneren Lebens. Sein künstlerischer Symbolismus ist somit natürlich, psychologisch begründet, seine dichterische Ausdrucksweise ist durch seinen Charakter bedingt.

Er stellt die alltäglichen Ereignisse zu Typen erhoben dar, die seltenen Festaugenblicke vereinigt er in einer Zauberatmosphäre, die Stimmungen destilliert er und die schönsten Bilder kombiniert er in ein höchstoriginelles Ganzes, das er mit eigentümlichen Worten vorträgt. Sein Wortschatz ist einfach und besteht aus den alltäglichen Wörtern, die aber gereinigt und symbolisch vertieft vor uns treten. Befreit vom stilistischen Ballast stehen sie da festlich und klangvoll, auf poetischem Boden einen Teil der ersehnten Erlösung der Menschheit realisierend, so erheben sie die Sprache über den Staub der Alltäglichkeit in lichte Höhen der reinen Kunst.

Überaus glücklich vereinigte sich diese Eigenschaft in Březina mit der entsprechenden poetischen Technik. Ebenso wie er sich innerlich veranlagt fühlt, die Erscheinungen zu personifizieren und zu symbolisieren, ebenso unwillkürlich schafft er Metaphern und poetische Bilder, so dass zuweilen sein Genie mit seiner rein menschlichen Situation unzertrennlich verschmilzt. Er schafft die originellsten und sogar paradoxen Bilder so leicht und spontan, wie die anderen sprechen. Jedoch ist von der unendlichen Menge der metaphorischen Variationen, die er über das oben erwähnte einfache wörtliche Thema geschaffen hat, der geringste Teil in seinen Gedichten und Essays dauernd aufbewahrt. Obgleich er so reich an Spontaneität ist, arbeitet er dennoch mit ängstlichem Fleiss, mit aussergewöhnlicher Selbstdisziplin und Autokritik, und seine veröffentlichten Publikationen bilden nur Gipfel der mächtigen Gebirge

Und eben diese für Březina als Künstler und Denker so ehrenvollen Umstände sind zu Ursachen seiner geringen Popularität geworden. Die vollendeten Werke, die Poesie und Philosophie vereinigen, erfordern in beiden Richtungen gebildete und empfängliche Leser, die selbstverständlich höchst selten sind. Der überraschende Reichtum und die Eigentümlichkeit seiner Bilder verführt manche zu der Vermutung, man habe es hier nur mit Wortspielerei zu tun. Und die Gipfel seiner Gebirge, wenn auch von der Ferne allgemein sichtbar, sind ihrer Höhe wegen nur den verwegenen Steigern zugänglich, welche an die gesunde, verdünnte Luft und den scharfen Wind der Bergeshöhen bereits gewöhnt sind. Um sein Werk zu begreifen, ist es ebenso, wie es Schopenhauer für sich verlangt, nötig, mit einer philosophischen Vorbereitung sich ihm zu nähern und es wiederholt zu lesen. So ist es begreiflich, dass er unter den Lesern so wenige Freunde hat, er, dessen Werk doch niemandem gefährlich ist ausser geistiger Trägheit und Oberflächlichkeit.

Es ist unmöglich, in dem knappen Rahmen dieses Artikels ausführlich zu schildern, wie er von den scheuen Versuchen der Jugendzeit schon in seiner ersten Sammlung »Geheimnisvolle Fernen« (1895) zu einem vollendeten Genie erwachsen ist; wie er von der stillen indi-

viduellen Melancholie dieser Sammlung, die noch in seinem zweiten Buche »Der Tagesanbruch im Westen« (1896) teilweise andauert, schon in diesem und besonders im dritten Buche »Die Winde von den Polen« (1897) zu hellen Fanfaren der allgemeinen Versöhnung, zu Hymnen des pantheistischen Theismus gelangt; wie er darauf, unter dem wachsenden Einfluss der zeitgemässen Strömungen der sozialen Frage im weitesten Sinne des Wortes, den Hoffnungen, Freuden und Leiden der Menschheit sub specie aeternitatis in den Sammlungen »Die Baumeister des Doms« (1899) und »Die Hände« (1901) Ausdruck gegeben; wie er ausser diesen Gedichten eine Reihe von unübertroffenen Essays schuf, die später im Buche »Die Musik der Quellen« (1903) erschienen und die in der neueren Zeit sich ebenso wie die Gedichte, um neue, in Zeitschriften abgedruckte Stücke vermehrt haben. Es ist auch unmöglich, seine Form ästhetisch und seine Weltansicht philosophisch hier zu analysieren, die, religiös und evolutionistisch zugleich, in seinen Werken verborgen liegt, ohne systematisch verarbeitet zu werden, was übrigens ihn nicht nur als Künstler, sondern auch als Čechen charakterisiert. Leider ist es nach dem oben Angeführten auch begreiflich, dass einige vereinzelte Proben von Übersetzungen keine genügende Vorstellung von seinem Werke bieten können, insbesondere von der Schönheit seiner Form, die unübersetzbar ist.

In der čechischen Literatur steht er im ganzen ziemlich vereinsamt als Prophet des Messianismus, der auf dem slavischen und zwar hauptsächlich polnischen Boden herrlich erwachsen ist. Nichtsdestoweniger ist sein Einfluss auf die moderne einheimische Literatur wenn nicht extensiv, doch intensiv bedeutend. Der zweitgrösste moderne Dichter, Ant. Sova (geb. 1864) ist in den besten Gedichten seiner neuesten Periode ideell und formell von Březinas neueren Gedichtern inspiriert, freilich stets als ein eigenartig bildender Künstler. Ähnliches gilt, selbstverständlich in einem relativ geminderten Massstabe, von dem frühzeitig verstorbenen J. Šamal (1884—1904). Auch einige Epigonen, insbesondere Vertreter der sog. katholischen Moderne gingen in seinen Spuren, jedoch nur äusserlich kopierend, ohne innerlich verwandt zu sein. In der Prosa hat er auf die Essays des hervorragenden Kritikers F. X. Šalda (geb. 1867), als Buch herausgegeben in der jüngst preisgekrönten Sammlung »Die Kämpfe um das Morgen« (1905), und auf den jüngeren Kritiker und Essayisten M. Marten stark eingewirkt. Auch in der soziologischen Literatur ist sein Einfluss unverkennbar. Durch die innige Mystik und Religiosität, die kühne Phantasie und den Reichtum der Form stehen ihm der berühmte ältere Dichter Julius Zeyer (1841—1901) und der geniale Bildhauer Fr. Bílek, wenn auch beide mehr katholisch gefärbt, am nächsten.

E. Chalupný.

Druck von E. Leschinger, Prag.

Zauber.

Von Ružena Svobodová.

Qu'as tu fait, o toi que voilà
Pleurant sans cesse
Dis, qu'as tu fait, toi que voilà
De ta jeunesse?
Paul Verlaine.

I.

Es war in einer fremden Stadt. Margit lebte nur in fremden Städten.

Am Abend sollte sie ihre dritte Gastrolle spielen. Am Nachmittag, nach der Probe war sie ausgefahren in den alten Park am Flusse, vor der Stadt.

Es war ein grauer, windiger Septembertag, bald nach Mittag, der tiefgrüne Park war leer.

Sie ging durch einen Rosenhag, in Gedanken versunken, schwere, unbestimmte Gedanken eines freudlosen Innern, aber der lebhafte, teilnehmende, von irgend etwas ganz in Anspruch genommene Wind wollte sie beschwatzen und suchte ihre Aufmerksamkeit vollständig auf sich zu lenken.

Er trieb sein Spiel mit den starren Pappelblättern, liess die Espen rauschen, als hätte er alle seine Schleussen geöffnet, er bewegte die lianengleichen, lang herabhängenden Zweige der hundertjährigen Trauerweiden, brachte zart die Glocken hochstämmiger Fuchsien, welche von der Erde bis zur Spitze mit Blüten besäet waren, zum Schwingen und hob die, wie schlanke Arme langen Äste der französischen Rosen. Er rauschte, er sang in einer saftvollen polyphonen Sprache, er flog durch den Park und über ihn mit seinem Tausendgespann.

Hingerissen, begann Margit ihm zu lauschen und sich zu wundern.

»Woher mag er das alles haben, nein, das hat er nicht aus sich selber! Ach, alle lebenden Kräfte der Welt hat er unterwegs aufgerafft, seine Arme, wie die eines jungen Gottes, sind voll Freude

und Leid, sein Lied ist inhaltsschwer und farbenreich. Viel weiss er, viel. Und doch — so wie ich — das Wichtigste weiss er wohl nicht.

Sie schritt an chromgelben, leuchtenden, kleinen Sonnenblumen vorbei, welche die goldenen genannt werden. Sie waren auf grünglänzenden Blättern gelagert, verschmachtend nach der Sonne und ihr entgegengebeugt, so weit die Stengel reichten, an denen sie aufgeblüht waren. Das üppige Beet mit seinen tausend Blüten umrahmte wie ein strahlender Kranz eine Gruppe von Pappeln und schmückte den blassen, herbstlichen Rasen.

Und der Wind, feierlich wie das am Wehr rauschende Wasser beharrte dabei, indem er Margit überzeugen wollte, mit erhobener Stimme:

»Ja! ja! ja! ja!«

»Nein, nein,« bemühte sich Margit ihn zu übertönen und laut rief sie ihre Antwort durch den leeren, alten Park.

Sie betrat eine düstere Alee von Jahrhunderte alten Linden.

In der Ferne sah sie einen hochgewachsenen Mann herbei kommen. Auf seinen Schultern lag ein langer Mantel und er schritt zögernd, gedankenvoll dahin. Sie liebte solche einsame Wandler. Sie fühlte, dass, wenn ihr jemand in der Welt nahe steht, es diese Schweigsamen sind, die ihre Träume mitnehmen in düster umwölkte, vom Westwind durchwehte Gärten.

Der fremde Mann blickte sie aufmerksam an, nahm tief den Hut vor ihr ab, wobei sein grauer Kopf zum Vorschein kam, und ging wortlos an ihr vorüber.

Er kannte sie. Es war klar, dass er sie kannte. Das war freilich nichts Merkwürdiges, überall kannte man sie. Reiste sie doch in der Welt umher und allenthalben waren ihre Photographien ausgelegt und reproduziert. Aber der Umstand, dass sie ihm in einem Parke alter Kultur begegnet war, regte sie auf. Er war einem Gewissen aus ihrer Vergangenheit ähnlich. Das Blut drängte sich in ihre Wangen und das Herz tat ihr plötzlich weh. Er war einem ähnlich, dessen Bilde sie in ihren Erinnerungen ängstlich auswich. Er selbst war es nicht. Die Ähnlichkeit war rein äusserlich. Gewiss war er es nicht, obgleich, wie sie sich mit einemmal besann, dieses Land seine Heimat war. Er war bloss dem Manne, der ihr einst am nächsten gestanden, ähnlich. Ihr Herz erbebte wie Saiten unter empfindlichen, musikalischen Fingern. Die Bäume im Park begannen die gleiche aufreizende und aufregende Melodie zu rauschen. Die Sonnenblumen, die Weiden, die

Malmaisonrosen, der ganze alte Park hatte schmerzlich erregte Nerven und ein ausgeplündertes, zu Tode gemartertes Herz. Aber der Wind brauste hartnäckig weiter:

»Ja! ja! ja!«

II.

Margit spielte am Abend die Sappho. Sie liebte diese Rolle. Sie spielte sie immer mit Hingebung, durchdrungen vom Schmerz einer vergeblichen Liebe. Einmal jedoch hatte Margit sie so gespielt, dass sie selbst glaubte, nach der Szene im vierten Akte nie mehr aufzustehen. Das war an demselben Abend, an dem sie mit Marcel gebrochen hatte. Heute trat ihr die Erinnerung an jene einzige Vorstellung nahe, an alles Frostige, Verlöschende, was ihr vorangegangen war und was mit der furchtbaren Trennung endete.

Sie fragte eine einheimische Schauspielerin leichthin gesprächsweise, als wäre ihr daran gar nichts gelegen:

»In Ihrem Lande hat Herr Marcel L. ein Gut? Nořiči glaube ich, heisst es, es muss hier irgendwo in der Nähe sein?«

»Nicht ganze zwei Stunden von hier entfernt liegt es,« lautete die Antwort.

Ihre ganze Vergangenheit stand vor ihr und blickte ihr mit weit offenen, unbewegten Augen ins Gesicht. Den ganzen Abend hindurch bebte ihr Spiel unter dem Bann dieser starren, zum Weinen herausfordernden Augen. Die Jugend, die freudigen Küsse, die Abschiedstränen, alles war zurückgekehrt, alles begann von neuem. Sie spielte für ihn, für das Phantom der Erinnerung. Sie kam im ersten Akte mit leisen Schritten zu ihm und nicht zu dem gleichgültigen Schauspieler, ihrem Partner. Sie sang ihm das Lied der Heimat, sang mit warmer, süsser Stimme das Lied der Liebe. Hingerissen senkte sie den Kopf. Sie liebte, weil sie kraft des innersten Gebotes lieben musste, weil sie selbst ein einziges Lied der ewigen Frauenliebe war.

Sie spielte nicht, sondern sie durchlebte etwas Teueres, Erneuertes, die Liebe und das Scheiden. Die ganze Vergangenheit, alle ihre Herzensqualen ergossen sich in diesen einen gegenwärtigen Augenblick.

Wieder wohnte sie mit ihm in dem kleinen Häuschen, mitten in einem Blumengarten, reich an Rosen und Malven, voll goldener Sonnenblumen, in dem Häuschen, aus dem er fortgegangen war, um nie zurückzukehren. Wieder suchte sie ihn im dritten Akte in der

Welt, lebensmüde vor Leid. Ihr Herz war nichts als bange Liebe. Sie kam zu ihm, fand ihn, stürzte sich zu ihm, um an seinem Herzen auszuruhen. An einem Herzen von Eis. Sie stürzte vor ihm nieder, umschlang seine Knie, traurig, ein von der letzten Glut entbranntes, liebendes Weib. Sie erbebte, sie begann in tausend Tönen menschlichen Leids zu weinen, in herzzerreissendem und hoffendem verratenem Weinen, ohne sein spiessbürgerliches, sich nach Behagen sehnendes Herz zu rühren.

An diesem Abend weinte sie wieder wie damals an dem Tag der Trennung. Es war die Liebe und die Jugend, vor denen sie kniete, und welche sie anrief. Sie weinte bis zur Erschöpfung. Mit schlaffen Armen, wie niedergemäht, wurde sie hinweggeführt. Das Publikum wusste nicht, dass ihr Spiel nicht ihm gilt, dass sie sich in die Vergangenheit hineingespielt hat, in der sie sich wie in einem tiefen Walde verlor, dass sie der Stadt zu Ehren spielt (denn die Städte bekommen Sinn und Wert durch schöne und teuere Menschen, die in ihnen leben), der Stadt ihres verlorenen Geliebten, weil das Publikum fast nie etwas weiss. Man applaudierte ihr, weil man instinktmässig die düstere Lohe ihrer Qualen fühlte, obwohl man sie nicht zu begreifen vermochte.

In einer Parterreloge sass ein Mann, den der Name der Künstlerin herbeigelockt hatte. Er verfolgte ihr Spiel mit unverwandtem Blick, er beugte sich aus der Loge zu der Bühne, als wenn er nicht auf diese, sondern in den Spiegel eines tiefen Gewässers blickte und dadurch bis auf den Grund schauen wollte.

Nach jedem Akte stand er auf, entschlossen hinauszugehen, aber nach sichtbarem Kampfe beherrschte er sich und setzte sich abermals nieder. Er war der Einzige, der nicht applaudierte, er war der Einzige, der wusste, dass es sich hier um kein Theaterspiel handelt. Mit jeder Minute stieg seine Erregung. Er nahm das Taschentuch und drückte es nervös an seine Lippen, als wenn sie bluteten.

In der Pause vor dem letzten Akt musste er viel Kraft anwenden, um die Furcht vor dem Ausharren zu überwinden.

Er fand nicht sogleich den Mut, auf die Szene zu blicken, als der Vorhang schon aufgezogen war. Der Anblick des Unglücks führt uns die Eitelkeiten der Welt nicht so zu Gemüte wie der Anblick der Resignation.

Er erhob das gequälte Antlitz erst dann, als Fanny ihren Geliebten mütterlich zur Ruhe gebettet hatte und begann, ihm den Ab-

schiedsbrief zu schreiben, welchen sie laut vor sich hersagte. Ihre Sprache war hoch und singend. In ihrem Tone klang etwas Helles und zugleich Düsteres. Wie dunkler, glühender Wein waren ihre Worte. Sie war todestraurig und schön.

Ihr Herz war tot. Es vermochte nicht mehr zu leiden, als es schon litt. Es war müde vor Schmerz.

Sie erhob sich, um von ihrem schlafenden Geliebten Abschied zu nehmen.

Eine Weile blieb sie in der höchsten Resignation an seinem Lager stehen, streichelte ihn, ohne ihr weisses, vom Leiden erhabenes Gesicht mit den tief eingefallenen Lidern über den stille tränenden Augen zu ihm herabzuneigen. Ihre stillen Seufzer schmückten die schmerzgefüllte Atmosphäre.

Ihre Sachen waren hinausgetragen, das Haus leer, die Tür in den herbstlichen Garten angelweit geöffnet.

Leise durchschritt sie das Gemach. Das violette Tuchkleid schmiegte sich weich an den zarten Körper.

Sie setzte den einfachen weichen Filzhut auf das dunkelrote, gewellte Haar, legte ein faltenreiches Kepe um die Schultern und wollte hinausgehen, aber auf der Schwelle blieb sie stehen, lehnte sich an den Türpfosten und blickte zum letztenmale nach der teueren Stätte zurück. Sie stand in der Tür in der zartesten Pose wie eine Engländerin von Madox Brown. Stumm und herzzerreissend nahm sie Abschied. Ihr weisses, durchgeistigtes Antlitz drückte alle Qualen der Welt aus. Hinter ihr standen auf den Beeten Herbstblüten, verwelkte Sonnenblumen. Mit kühler, diskreter Zärtlichkeit begann der erste, traurige Schnee auf sie zu fallen. Und Margit stand vor diesem Hintergrund, stumm, einsam, ein trauriges, armes Weib, ein für ewig ausgewiesenes Weib mit seiner vergeblichen Liebe, mit seiner vergeudeten Jugend, ein Opfer der Liebe, die Liebe selbst, wie eine Blume, welche von der Sonne lebt und am Herbste stirbt.

Sie sprach kein einziges Wort, doch war es klar, was ihr leeres, leider so leeres Herz empfand. Sie wusste, dass alles längst entschwunden, dass alles erloschen ist. Es war klar, dass die heilige Glut der Liebe, die jahrelang ihr Haupt umstrahlt hatte, verlöscht war und sich in einen Kranz trockener Strohblumen verwandelt hatte, dass das Leben hinter ihr lag, dass ihr nichts übrig blieb, als die Schwelle zu überschreiten in den Garten der toten Sonnenblumen, auf welche leise der erste Schnee zu fallen begann.

Es war Zeit zu gehen. Sie ging. Die Hand, welche sie von der Türe abzog, schmerzte. Irgendwie fühlten das alle deutlich.

Dann fiel der Vorhang lautlos vor diesem Schauplatz der vergangenen Liebe.

Der Mann in der Loge barg den Kopf in die Hände, als warte er, bis sich der grösste Schmerz gelegt habe, als verfalle er in Grübeln.

Dann erhob er sich, betrat den Korridor, der auf die Gasse führte, umschritt das Theater durch die schmale Gasse zu dem rückwärtigen Eingang, durch den die Schauspieler das Haus verliessen. Vor dem Tor stand ein einziger Wagen. Um ihn drägten sich ein Paar arme Mädchen von der Galerie und zwei begeisterte jüdische Jünglinge.

Der Mann ging in die Portierloge und fragte, wo die berühmte Künstlerin wohne.

Der Portier nannte ihm das Hôtel, fügte jedoch hinzu: »Sie reist aber schon heute um Mitternacht ab.«

Der Mann erbleichte und trat hinaus. Der Portier hatte gesehen, wie seine weissen Hände erbebten.

III.

Margit kam nach zehn Uhr, schon im Reisekleid, ins Hotel gefahren, einen kleinen, weichen Filzhut auf das dunkelrote Haar gedrückt. Sie ordnete an, man solle ihr den Tee in den kleinen Salon bringen. Daneben im Schlafzimmer packte ihre Zofe die Toiletten ein, welche sie heut Abend getragen hatte.

Margit war müde und traurig. Die unvergossenen Tränen des letzten Aktes drangen ihr aus den Augen. Sie liess sich in einem Fauteuil unter dem elektrischen Luster nieder, stützte die Ellenbogen auf die Knie, vergrub den Kopf in die weissen Hände.

Die elektrischen Glühlampen, welche in den opalschillernden Glocken aus antikem Glas verborgen waren und an einem metallenen Olbrichluster hingen, der mit zartesten Patinatönen bedeckt war, bildeten eine ernste Krone über ihrem Haupt und umfluteten sie mit weichem, weissem Licht.

Sie dachte zurück. Der heutige Abend war überhaupt einem Trauergottesdienst für Verstorbene ähnlich gewesen. Die Tränen, welche sie jetzt weinen musste, waren ihnen geopfert.

Der Diener trat mit dem Teegeschirr ein. Er brachte auch eine Visitkarte mit. Jemand verlangte sie noch so spät zu sehen, jemand, der sich nicht abweisen liess.

Auf der Karte stand der Name Marcels.

Die Verstorbenen erschienen nach den Totenmessen.

Sie erhob sich. Die Füsse vermochten sie nicht zu tragen. Sie zitterte am ganzen Körper.

Es trat der Mann aus der Loge ein, Marcel, die Liebe ihres ganzen Lebens, ihr Geliebter, ein helles und doch dunkles Antlitz, vom Leben selbst sfumato gemalt, wie sie ihm einst zu sagen pflegte, wie die Heiligenköpfe Vincis.

Sie brachte kein Wort hervor. Stumm deutete sie auf einen Fauteuil.

Nachdem sie sich niedergelassen, nahm sie sich so weit zusammen, um sagen zu können: »Warum sind Sie gekommen? Friedhofsblumen duften plötzlich ringsumher.«

»Ich habe Sie spielen gesehen. Ich habe ungeheilten Schmerz gelitten. Nach jedem Akt wollte ich zu Ihnen laufen. Nach dem letzten konnte ich mich nicht mehr beherrschen. Ich musste, ich musste Sie sehen. Man sagte mir, dass Sie fortreisen, darum bin ich so spät gekommen. Nehmen Sie es mir nicht übel...«

»Und was wollten Sie mir sagen?«

»Ich weiss nicht, was ich Ihnen zu sagen kam.«

»Wie in einer Vorahnung habe ich heute einen Mann gesehen, der Ihnen ähnlich war.«

»Den ganzen Abend habe ich Schmerz empfunden darüber, dass Sie sich in ihre Rolle hineingelebt und sie als unsere Geschichte wiederholt haben, in die Rolle mit dem rohen Geliebten. Aber unsere Liebe war nicht so! Ich weine um sie, aber so war sie nicht!«

»Ja und nein. Ich weiss das alles. Ich weiss, wie es geendet hat, ich weiss, wie lange vor dem Ende ich ihr Hinwelken empfunden habe, ich weiss, dass mir damals zu Mute war, als segle ich nach dem Nordmeer zu und begegne Eisschollen als seinen Vorboten. Ich erkannte an ihnen, dass es naht, sowie man an den Seealgen erkennt, dass man sich dem Ufer nähert. Damals, als Sie mir die verlorenen Jahre vorwarfen, als Sie mich beschuldigten, ich hätte Sie zu wenig geliebt und ihnen zu wenig von meinem Leben gegeben, habe ich mich nicht gewundert. Ich verging unter Ihren schrecklichen Worten, aber der von Ihnen verursachte Schmerz war mir wie Freude und Schönheit und die Brandstätte spürte ich nicht. Mein Schmerz

schien mir gerecht zu sein. Ich vergoss bescheidene, bittere Tränen und ich weiss, dass auch Sie geweint haben, den Kopf rückwärts beugend. Ich weiss, Sie haben mich damals umarmen wollen und ich kannte die Vergeblichkeit solcher Versöhnungen. Wir zerfleischten einander mit Worten und wollten es mit Küssen wieder gut machen. Es ging nicht mehr. Ich sagte zu mir: das muss entschieden werden. Ich entwand mich und ging von Ihnen hinweg. Und noch immer spürte ich die Brandstätte nicht.«

»Sie haben mir damals einen Scheidebrief geschrieben, ich weiss es, aber mir war um alles das leid, wie es geschieht, wenn Liebe und Schönheit entschwunden sind. Zuerst bäumt sich der Mensch auf und will immer nur die erste Qualität haben, will sich nicht demütigen lassen, will keinen zweiten Aufguss, will immer einen vollen, von keiner Lippe berührten Becher. Aber dann, o Gott, begreift er, dass alles dahin ist, dass sich nichts wiederholt und will dann nicht mehr ein schönes, sondern überhaupt irgend ein Leben! Und deshalb habe ich Ihnen damals geschrieben: »Warum quälen Sie mich?« Und Sie haben es gewusst. Sie haben gewusst, wessen ich um Ihretwillen fähig war, gewusst, wie ich das Leben meiner ganzen Familie verändert, mich selbst zu Grunde gerichtet habe!«

»Das scheint Ihnen heute so. Ich habe gewusst und gefühlt, dass Sie mich loswerden wollen und war stolz darauf, Ihnen dazu verhelfen zu können.«

»Und haben mir geschrieben: »Kommen Sie nie wieder. Unsere Komödie ist aus, wir sehen uns nicht wieder, legen eine schlechte Gewohnheit ab.« Darauf erst schrieb ich Ihnen einen bösen Brief, härter als alle früheren, voll von Vorwürfen und Zorn.«

Margit senkte das Haupt und sprach mit müder Stimme in ihre Hände:

»Es war aus. Das Entsetzen begann. Die Bücher hatten keine Worte, die Lieder keinen Laut, das Leben war zwecklos, die Erde ohne Reiz. Ich wollte abreisen, aber ich konnte nicht begreifen, warum ich d o r t sterben soll, wenn ich h i e r sterben kann. Die Welt hatte sich in Staub und Sand verwandelt. Es gab keine Sonne, keine Wolken, die Blumen blühten nicht. Ich sagte zu mir: Von meiner Million ist der Einser verschwunden und die Nullen sind geblieben. Nullen waren die übrigen Menschen.«

Margit verstummte.

Bevor sie den Kopf erhob, zerdrückte Marcel rasch mit den weissen Fingerspitzen einige Tränchen an den Augenrändern.

»Margit,« sagte er, »wir sprechen von der Vergangenheit, als wenn es kein Heute gäbe.«

Margit erhob sich plötzlich verändert, wie erkaltet, trat an Marcel, ihren einstigen Geliebten heran, stützte sich auf den Tisch und sprach mit erstarrter, fremder Stimme: »Hm, hm! siehe doch! Was sind wir und wo sind wir heute!«

Ihre Schultern zuckten zusammen.

»So viel habe ich von der Vergangenheit gesprochen, aber heute ist heute. Ich will dir ins Gesicht schauen, ob es noch sfumato gemalt ist.«

»Um eins bitte ich dich Margit: demütige mich nicht!«

»Nein, nein, fürchte nichts!« sprach sie lächelnd mit einer Stimme voll verborgenen Leids, »fürchte nichts, wozu bedürfte ich deiner Demütigung? Ich will dir nur fest ins Antlitz schauen, streng und kühl, sowie du heute den ganzen Abend hindurch in meines gesehen hast, wie ich in das meinige zu schauen pflege.«

»Lass' mich, lass, mich,« sagte Marcel nervös. »Ich habe heute den ganzen Abend über mich nachgedacht. Ich bin nicht zufrieden mit mir, tue mir selber weh, bin nicht der, den du geliebt hast. Darum habe ich mich gemartert, darum habe ich Entschlüsse gefasst und wieder verworfen, ob ich zu dir gehen soll oder nicht. Der Mensch baut an sich, baut jahrelang, aber plötzlich mag er nicht weiter. Verhängnisvoll und dumm sagt er zu sich selbst: Mag das Boot fahren ohne Ruder, wohin es der Strömung beliebt. Er glaubt irgendwie an die selbstverständliche Macht seiner lang gehegten und gepflegten Kräfte ...«

»Den Zauber ...« sprach Margit, indem sie dieses Wort aus ihren Gedanken und Erinnerungen herausriss. »Zauber ... ich weiss, wie viel dessen in dir war. Ich weiss auch, was der Zauber ist, es ist das Geheimnis des Zaubers der Persönlichkeit. Tausendmal habe ich darüber nachgedacht und keinen Namen dafür finden können. Es ist etwas nicht zu Merkendes, weil viel zu Lebensvolles. Es ist etwas nicht genug Lebensvolles, weil ungreifbar Verflüchtigendes. Es ist etwas weniger Positives als der Duft, es ist etwas nur den zartfühlendsten Herzen Fassbares, etwas dem Ähnliches, was über den Gipfeln der Blüten schwebt. Es ist das Süsse eines geliebten Wesens, es ist ein Etwas, das alle Künste nicht imstande sind festzuhalten. Ich weiss, dass Lionardo auch mit dem Lächeln, welches er auf den Lippen seiner mystischen, sfumato gemalten Personen gerettet, welches er wie einen durch Hunderte von Jahren in kostbaren Flacons

aufbewahrten indischen Wohlgeruch erhalten, auch nur einen Schatten längst verlorener, zugrunde gegangener Zauber zu bieten vermocht hat. So stelle ich mir es vor wie das Licht, welches aus den Händen Christi sich ergoss, wie das Öl, welches den Händen der heiligen Frauen entströmte, etwas Absurdes und Zauberisches zugleich. Wie viel solchen Zaubers war an dir!«

»Frau, unglückliche Frau, Sie haben sich getäuscht, es war kein Zauber an mir, ich kann sie nicht in diesem Irrtum lassen. Gemein war ich, aber Sie haben Gefallen an mir gefunden; selig war ich, aber es gab keinen Zauber ...«

»Ich habe ihn auswendig gelernt, damit er mir bis in die spätesten Jahre bekannt und deutlich bleibe, aber mit Entsetzen bemerkte ich, dass ich ihn während meines gehetzten Lebens zu vergessen begann. Dann habe ich ihn völlig vergessen!«

»Und heute,« sprach Marcel resigniert, »heute ist es aus mit dem Zauber! Schau' mich nicht an, ich halte nicht stand vor dir.«

Margit betrachtete ihn stets durchdringender, lauschte seinen Worten immer begehrlicher.

Sie schüttelte den Kopf; niemand würde erkannt haben, was das zu bedeuten hat, und ohne die Augen von ihm zu wenden, liess sie wiederholt zwischen den Zähnen durch ein immer unbestimmteres ‚Hm!' vernehmen.

Sie schenkte sich eine Tasse von dem ausgekühlten Tee ein und blickte verlangend auf seinen schönen, goldbraunen Ton.

»Ich bin um etwas ärmer geworden,« sagte sie. »Sie haben mich nicht getäuscht, erschrecken Sie nicht, ich werde Sie nicht demütigen, aber davor erschrecke ich, dass ich nicht mehr fähig bin, den Zauber wahrzunehmen. Etwas in mir ist erstarrt. Gott, Gott, es ist traurig, was ich da sage, aber leider ist es so. Heute fühle ich, dass ich alles weiss, alles kenne, alles gelebt habe. Und oft empfinde ich, dass ich auch so spiele. Die Vergangenheit und nur die Vergangenheit bedeckt mit weissem, reinem, kühlem Reif meine Worte und meine Gesten. Darum liebe ich den letzten Akt der »Sappho«. Ich liebe den Garten der toten Sonnenblumen, liebe den ersten Schnee, der leise auf sie herabfällt, seiner Ruhe wegen liebe ich den Herbst, der Ruhe wegen werde ich wohl auch den Winter lieben ... mein ... lieber ... lieber Freund ...«

Marcel berührte mit nervöser, zärtlicher Bewegung ihre traurigen Schultern und die weissen, müde herabhängenden Arme.

Jeder erblickte im Lichte des anderen seine eigene Veränderung, seine Ermüdung, sein Ergrauen.

Marcel dachte:

Das also ist die Ewigkeit der Liebe. Eine Ewigkeit, die einen Boden hat, ein Ende, einen Abend, Herbst, Reif...?

Er dachte zurück.

»Damals waren wir wenig über die Zwanzig, und die Welt war voll Geheimnis und Zauber, in lauter goldene Nebel getaucht. Oh, was haben wir nicht alles dahinter geahnt! Und statt dessen zeigten sich enge, kleine Gässchen mit abgezirkelten Fusstegen und einem Streifchen grauen Himmels. Das war es, was die goldenen Nebel verbargen.«

Aber er scheute diesen Anblick. Er hatte sich nicht hineingewöhnt. Er bemühte sich im Geiste an jene Stellen zurückzukehren, von denen die Welt süss und gut erschien und alles sich ihm in eine Nacht voll unendlicher Träume verwandelte.

»Margit,« sprach er mit einer Stimme voll scheuer Zärtlichkeit, »unser Sonnenwagen war lange ausgespannt, wir haben nur verlernt, mit seinem Gespann zu fahren, wir haben verlernt, den Schritt auszugleichen...«

Margit schüttelte verneinend mit dem Kopf.

»Täusche dich nicht, lieber Freund, das schönste Bild der Welt vermag nicht das Ende ihrer Dinge zu verdecken. Das sind nur Rosenkränze, hingelegt auf stille Gräber. Ich wollte, aus ganzer Seele wollte ich sie mit reissender Kraft in lebende Träume verwandeln. Aber alles, alles ist vorüber. Ich bitte dich heute nur noch um Eins. Tritt mir nicht mehr in den Weg. Bewahren wir Treue und Achtung für unsere Jugend. Tritt mir nicht in den Weg als ein Spiegel, in den ich sehe, was für ein Stück Weges ich zurückgelegt habe. Es ist die einzige Noblesse, die wir der vollen Schönheit unserer Jugend schuldig geblieben sind; aber wozu es Noblesse nennen? Es ist ja die grausame Notwendigkeit eines geplünderten toten Herzens...«

Marcel erhob sich.

Ein Diener kam zu melden, dass der Wagen warte, dass es an der Zeit sei, zur Bahn zu fahren.

Margit fröstelte es. Es erwartete sie der Bahnhof, der Rauch, der Eisenbahnzug, seine zudringliche, taktmässig klappernde Melodie, das Hotel, die Kulissen, die Bühne, die Einsamkeit ohne Zärtlichkeit, das Sterben ohne eine Menschenseele...

Sie seufzte auf.

»Es ist Zeit Abschied zu nehmen . . .«

Sie reichte ihm die Linke mit der Handfläche nach oben, als streckte sie dieselbe nach der Gabe der Verzeihung aus.

»Begreifen Sie mich,« bat sie, »und leben Sie wohl.«

Marcel verbeugte sich und ohne den Kopf zu erheben, ging er hinaus.

Margit sah ihn noch in den Windungen des Treppenhauses verschwinden, als sie selbst hinunterschritt.

Stumm und abgemartert stieg sie herab, trauernd unter der Wucht des Fluches, dass sie — die Priesterin der Zauber — genötigt war, sich seine ungetrübten Quellen zu retten, sich deren Duft in dem kostbaren Flacon ihrer Kunst für lange Tage noch zu bewahren, dass sie sich von dem vernichtenden Feuer nicht verzehren lassen, nicht törichterweise den Tod des menschlichen Liebens sterben durfte.

Übersetzt von *Zd. H.*

Čechische Abgeordnete über die Reichsratswahlen.

Am 14. und 23. Mai d. J. fanden in Böhmen, Mähren und Schlesien die ersten Reichsratswahlen unter der Herrschaft des allgemeinen Wahlrechtes statt. Die Bevölkerung ging unter dem Banner recht zahlreicher Parteien zur Wahl, so dass die eigentliche Entscheidung erst bei den Stichwahlen fiel.

Die gewählten Abgeordneten verteilen sich auf folgende Parteien: 1. Sozialdemokraten 24 (Böhmen 17, Mähren 5, Schlesien 2); 2. Klerikale 16 (7, 9); 3. Agrarier 28 (23, 5). Dann speziell čechische Parteien: 4. Altčechen (führende Partei 1860—1890) 5 (2, 3); 5. Jungčechen (führende Partei 1890—1906) 22 (15, 6, 1); 6. Vereinigte Radikale (Radikal Fortschrittliche, Radikale Staatsrechtler, Nationale Arbeiter) 9 in Böhmen; 7. Fortschrittspartei (Realisten) 2 (1, 1), 8. Wilde 2 (1, 1).

Im Interesse ihrer Leser hat die Čechische Revue eine Reihe von führenden Abgeordneten veranlasst, sich über die Wahlen zu äussern. Da die Frist so überaus kurz war, haben bisher nur vier Abgeordnete diesem Ansuchen entsprochen.

Im Namen der Jungčechen spricht Dr. Kramář, Dr. Baxa, der staatsrechtlicher Radikaler ist, spricht auch für die verbündeten Parteien: die Fortschrittlich-Radikalen und die nationale Arbeiterpartei; der Artikel des Sozialdemokraten Dr. Leo Winter ist etwas ausführlicher als die andern, weil er als informativer Artikel gedacht und schon vor der Enquete für die Č. R. bestimmt war; Dr. Drtina endlich spricht namens der čechischen Fortschrittspartei.

Dr. Karel Kramář.

Dass die Wahlen vom 14. Mai eine Überraschung waren, wäre geradezu banal zu wiederholen. Alle Welt gibt es zu, sogar die Hyperklugen, die nach dem Ergebnisse immer alles voraus-

gesehen haben. Und doch liesse sich die Sache etwas präziser formulieren. Die Überraschung war nur viel, viel grösser als die, auf welche alle diejenigen gefasst waren, welche das neue Wahlrecht gemacht haben. Dass aus den allgemeinen, sozial gleichen Wahlen — national ist ja das Wahlrecht sehr ungleich, ungerecht — etwas Neues herauskommen wird, musste doch ein jeder erwarten. Um das Alte zu bekommen, brauchte man kein neues Wahlrecht. Aber dass die bürgerlichen Parteien überall so schlecht organisiert sind, so wenig diszipliniert, dass sie von der so grossartig organisierten Sozialdemokratie förmlich überrannt wurden, das hat von uns niemand erwartet.

Ich finde übrigens kein Unglück darin. Einmal ist es ein Segen für die bürgerlichen Parteien, dass ihren Wählern endlich in einer so unsanften Weise demonstriert wurde, wie gefährlich es ist, die ganze politische Betätigung im ewigen Kritisieren beim Bier und sonst in verächtlicher Wahlenthaltung — »weil alle zusammen nichts wert sind und nichts dabei herauskommt« — zu suchen und zweitens, weil der Sozialdemokraten so viele sind (sie werden kaum je viel mehr werden können), dass sie ihren Wählern künftig nicht mehr werden vormachen dürfen, ihre ungenügende Vertretung sei Schuld daran, dass sie nicht alle Versprechungen erfüllen können. Und so kommt auch bei ihren Wählern sehr, sehr bald das, was alle Parteien alt macht — die Enttäuschung. Und alle diejenigen werden langsam von der Sozialdemokratie abfallen, welche diesmal mitgegangen sind, obzwar sie keine organisierten Arbeiter waren, weil sie glaubten, dass die Partei, welche am 28. November durch ihren Spaziergang auf den Strassen das ganze Parlament umgestossen und umgebildet hat, auch die Allmacht besizt, alle Leiden zu heilen . . . Aber gerade so, wie das allgemeine Wahlrecht von der Strasse nicht erzwungen wurde — am 28. November war ja seine Einbringung im Parlament längst von der Krone genehmigt — wird der arme Wähler sehr bald einsehen, dass auch im neuen Parlamente trotz des allgemeinen Wahlrechtes auch noch etwas anderes entscheidet — als der noch so stürmische Wille der Massen.

Der Wahlrechtsrausch wird verfliegen — und die Ernüchterung wird bleiben und wenn die bürgerlichen Parteien inzwischen arbeiten, wenn sie Wahrheit und Aufklärung in die Massen tragen, wenn sie eine stramme Organisation schaffen werden, dann können sie getrost die künftigen Wahlen erwarten — und sie

werden gleich bei dem ersten Wahlgang die Nachwahlen vom 23. wiederholen können, natürlich überall dort, wo es nicht absolut sozialistische Bezirke gibt, welche den Sozialisten niemand entreissen wird.

Aber auch in politischer und nationaler Hinsicht ist für die böhmische Politik kein Grund zum Kleinmut. Wenn ein gemeinsamer böhmischer Klub zustande kommt — und den Willen dazu hat das Volk am 23. Mai in unzweideutigster Weise kundgetan — dann wird die böhmische Delegation in der allgemeinen Zerfahrenheit eine wichtige Rolle spielen können, und hoffen wir, dass sie sich diese grosse Gelegenheit nicht wird entgehen lassen.

Sie wird allerdings nicht vergessen dürfen und sie wird es auch der Regierung sehr klar sagen müssen, dass die Politik der schönen Tröstungen und Versprechungen in Böhmen zu einer sozialen Gefahr geworden ist. Die ewigen Enttäuschungen haben die breiten Massen unzufrieden gemacht und deswegen sind sie so leicht von den Sozialisten kaptiviert worden, weil ihnen diese die Unfruchtbarkeit der nationalen Politik ohne grosse Anstrengung schildern konnten, wobei sie ihnen nebenbei selbst eine energische Vertretung der nationalen Interessen versprochen haben. Ob es nun für die allgemeine Staatspolitik von einem so grossen Vorteil wäre, dass die Sozialisten in Böhmen ihren Siegeslauf fortsetzen, darf doch zumindest bezweifelt werden. So kurzsichtig ist man doch sogar in Wien nicht, zu glauben, dass eine solche sozialistische Hochflut in Böhmen das Regieren erleichtert. Diesen genialen Einfall muss man wohl einzig und allein dem Weisen im »Temps« überlassen, den die sonst übliche Vernunft auf einen Augenblick ganz bedenklich verlassen hat. Die böhmische Delegation wird mit allem Nachdruck — und die 84 Stimmen des gemeinsamen Český Klub werden schon ziemlich ausgiebig in die Wagschale fallen — die Erfüllung alles dessen verlangen müssen, was uns nach den bestehenden Gesetzen in sprachlicher Beziehung gebührt und was wir in kultureller Beziehung haben müssen, um unsere geistigen Bedürfnisse voll und ganz befriedigen zu können. Wir haben so viel Entsagung bei den Verhandlungen um das neue Wahlrecht nicht gezeigt, um diese Entsagung auch weiterhin zu üben. Wir sind trotz der grossen Erfolge der Sozialdemokratie ein wichtiger Faktor im neuen Hause, wir sind zu einer positiven Politik bereit — aber es müssen dafür die Grundlagen geschaffen werden. Ein Volk, welches nicht durchaus gleichberechtigt ist mit

den andern, welches in Amt und Schule immer noch eine mehr als überflüssige und deswegen so verletzende Zurücksetzung empfinden muss, kann schwerlich eine positive staatliche Politik machen. Das muss endlich in Wien eingesehen werden u. zw. als eine logische Konsequenz des neuen Wahlrechtes. Die Völker müssen herangezogen werden zur positiven Mitarbeit — die eiserne Reserve der Privilegierten ist verschwunden — und das ist nur möglich, wenn ihnen in ihrem ganzen mühevollen Leben das Gefühl der Gleichwertigkeit gegeben wird. Dieses Problem muss gelöst werden, sonst wird das neue Haus kaum eine erspriessliche Arbeit leisten können -- aber auch nicht das folgende, wenn man dieses auflösen wollte. Je früher dieses Problem gelöst wird, desto besser für den Staat — aber gewiss auch für alle Völker, die Deutschen nicht ausgenommen. Auch die Deutschen haben mit ihren Sozialisten zu rechnen und gegen den Sozialismus nur auf den nationalen Chauvinismus zu vertrauen, wäre eine mehr als kurzsichtige Politik. Dem Sozialismus muss man durch eine weise, klarblickende, zielbewusste, soziale Politik entgegenarbeiten, aber man darf dabei nicht allein die Arbeiter berücksichtigen, sondern keinen Augenblick vergessen, dass heute die niedersten Schichten der Gewerbetreibenden, ja auch die Landwirte sozial viel gefährlicher sind, als selbst der Fabriksarbeiter. Und da muss sie grosse staatliche Wirtschafts- und Sozialpolitik einsetzen. Diese Schichten müssen den Verhetzungen entrissen werden — und die positive, wirtschaftliche Fürsorge und die aufklärende geistige Arbeit wird um so wirksamer werden, je vernünftiger, je versöhnender, je positiver sie sein wird. Auch national!

Das Grosse, Ideale des Nationalismus muss dem Volke gepredigt werden, nicht das Verhetzende, Brutale! Die national verhetzten Gemüter sind auch für die anderen Hetzereien reif und empfänglich. Das sollten auch die Deutschen nicht vergessen und — neue Wege suchen!

Wenn also im ersten Moment der Bestürzung nach dem 14. Mai Trost darin gesucht wurde, dass der Sieg der Sozialisten das Grab des nationalen »Chauvinismus« sei, so war hier gewiss der Wunsch wie so oft der Vater des Gedankens. Aber eine Empfindung war dabei richtig — und zwar diejenige, welche allerdings am wenigsten jene hatten, die sich über die Resultate des ersten Wahlganges so freuten, dass die sozialistische Gefahr und auf der anderen Seite die unabweislichen Erfordernisse des

Staates zu einer neuen Gestaltung des nationalen Lebens in diesem Reiche führen müssen, nämlich zur Abschaffung alles Gefährlichen, Zersetzenden, Lähmenden unserer nationalen Kämpfe und zwar dadurch, dass man die einzelnen Nationalitäten vollauf befriedigt, ohne die übrigen in ihren berechtigten Interessen — worunter gewiss nicht die Kampfparolen gemeint werden können — zu schädigen, und dass man dann alle staatserhaltenden Kräfte zusammenfasst, um nicht nur der Gefahr des Sozialismus zu begegnen, sondern um auch eine Neugestaltung des inneren Gefüges des Staates vorzunehmen, welches den historischen und natürlichen Grundlagen des Reiches besser entsprechen müsste, als das bisherige. —

Dass die Forderungen nach nationaler Gleichberechtigung und Gleichwertigkeit durch das allgemeine Wahlrecht nicht begraben wurden, zeigen die Nachwahlen mit ihrem geradezu grossartigen Aufflammen der Volksseele gegen den Schein, dass die alten nationalen Ideen keinen Anklang mehr im Volke finden. Und das sollte man sich in Wien und anderwärts gut merken. Auch die Sozialdemokratie wird daraus eine Lehre ziehen müssen, welche sie zu einer ganz anderen Politik führen wird, als man am 14. Mai an manchen Orten erwartete.

Was die Sozialdemokratie machen wird, ist übrigens ihre Sache, die böhmische Delegation wird jedoch gewiss mit allem Nachdruck auf der Erfüllung ihrer berechtigten Forderungen bestehen und hoffentlich nicht ohne Erfolg. Man täusche sich aber keinen Augenblick darüber, dass davon auch die Möglichkeit einer positiven Politik für die böhmischen Abgeordneten abhängt — und diese wird wohl mehr denn je der Staat im neuen Hause brauchen.

Mögen sich nun die Verhältnisse so oder anders entwickeln, die jungčechische Partei wird auf jeden Fall ihre ganze Kraft auf ihre Reorganisation und auf die Aufklärung des Volkes verwenden. Diese ist es, welche vor allem not tut, nicht nur im Interesse der Partei, sondern des ganzen Volkes. Wir haben die grosse Pflicht, die breiten Massen, die Unzufriedenen, die wirtschaftlich Schwachen und Leidenden auf die Bahnen positiver Arbeit zu bringen, und ihnen das Bewusstsein zu geben, dass keine Umwälzungen, welche die Sozialdemokratie verspricht, helfen, sondern Bildung, Arbeit und allmähliches Vorwärtsschreiten auf der Bahn der sozialen Reformen. Und dann haben wir die schwere

Pflicht, durch Aufklärung die Massen dem so gefährlich gewordenen Klerikalismus zu entreissen, und diese beiden Aufgaben wollen wir ganz und ehrlich erfüllen. Und es wäre keine schlechte Staatspolitik seitens der Regierung, wenn sie die Position der vernünftigen Elemente in Böhmen durch eine in nationaler Beziehung entgegenkommende Politik stützen wollte — denn die soziale Entwicklung in Böhmen ist am Ende doch etwas, was keine Regierung ausser acht lassen darf.

Wird sie es nicht tun, so werden wir schon unsere Aufgabe im Lande selbst besorgen, in Wien aber unentwegt dafür kämpfen, dass wir endlich eine Regierung bekommen, die einsieht, dass die soziale Gefahr, die sich am 14. Mai so erschreckend gezeigt, nur dann gebannt werden kann, wenn sich national befriedigte Völker zu einer gemeinsamen Bekämpfung derselben durch positive soziale Arbeit zusammenfinden.

Dr. K. Baxa.

Wir können die Wählerschaft in den čechischen Bezirken in zwei grosse Blocks einteilen: den sozialdemokratischen und den der übrigen čechischen Parteien. Dass der Sieg der Sozialdemokratie seine Wurzel in der zähen, planmässigen, langwierigen Arbeit unter der Bevölkerung hat, wird niemand bestreiten. Charakteristisch bleibt der Umstand, dass zur Niederwerfung der Sozialdemokratie in den engeren Wahlen sich die übrigen čechischen Parteien vereinigen mussten; keine wäre allein im Stande gewesen, ihrer Kraft zu widerstehen. Und so hing in einer ganzen Reihe von Wahlkreisen der Sieg dieser oder jener nationalen Partei gegen die Sozialdemokratie von dem Umstande ab, welche von ihnen in die engere Wahl gelangte. Nach meiner Ansicht entschied in diesen Fällen in der Mehrzahl der Wahlkreise weniger die Parteizugehörigkeit als vielmehr die persönliche Bedeutung und Beliebtheit des Kandidaten. Beispiele sind leicht anzuführen (ich nenne von den jungčechischen Walkreisen den Deutschbroder, Kuttenberger, Jičíner, Karolinentaler, von den Wahlkreisen der radikalen Parteien z. B. den Prag-Altstädter, Hohenmauter, Piseker, Pilsner, Klattauer u. a.)

In den städtischen Wahlkreisen kämpften gegen die Sozialdemokratie die jung-altčechische Partei und die vereinigten radikalen Parteien. Die breitesten Schichten gehören unbestritten der Sozialdemokratie, in die mittleren teilten sich die übrigen Parteien. In den ländischen Wahlkreisen zeigte die Agrarpartei, dass sie keineswegs so stark ist, wie sie vorgab. Sie meinte, dass ihr sämtliche ländlichen Mandate gehören und indessen konnte sie die Kreise, die sie jetzt inne hat (bis auf vier) nur mit Hilfe der übrigen nationalen Parteien erobern, ebenso wie es in den Städten der Fall war.

Ebenso bringen die jungen radikalen Parteien von den Wahlen auf dem Lande eine gründliche Lehre mit, dass sie nämlich hier intensiver arbeiten müssen als bisher. Sie haben ein einziges Mandat zu erobern vermocht. Dieser schwache Erfolg sticht um so mehr gegen den Sieg der katholischen Partei ab, welche dank ihrer angestrengten Arbeit auf dem Lande sechs Wahlkreise zu erringen vermochte.

Welches sind die Resultate und welches die Lehren der Wahlen? — Der Erfolg für die nationalen Parteien wird darin bestehen, dass sie erkennen werden, dass keine von ihnen so stark ist, um im Reichsrate das Volk »repräsentieren« zu können. Keine von ihnen kann die führende Partei sein, in dem Sinne, wie es einst die altčechische und in der letzten Zeit die jungčechische Partei war. Es muss zu einem gemeinsamen čechischen Klub kommen. Ich weiss, dass bei einer ganzen Reihe neugewählter Abgeordneten noch lange das Andenken an den Wahlkampf nachwirken wird, und dass dieses Zusammenleben in einem Klub nicht so herzlich sein wird, wie es in dem einheitlichen Klub einer und derselben Partei zu sein pflegt — bei Politikern jedoch, welche ein bestimmtes Ziel haben, müssen diese Gefühle durch das Bewusstsein der grossen Verantwortlichkeit dem ganzen Volke gegenüber unterdrückt werden. Soll die čechische Delegation im Reichsrate etwas bedeuten, so muss sie einheitlich auftreten. Die Zeit der kleinen Parteien und unbedeutenden Klubs ist dahin. Ich verlange, dass alle Parteien die Mitverantwortlichkeit für die Leitung der čechischen Politik auf sich nehmen und dass keine sich ihr entziehe. Jene billige Art, Politik zu treiben, in dem man das Gegenteil davon tut, was die Gegenpartei will, muss aufhören.

Heutzutage gibt es keine einzige führende Partei im Volke, dafür freilich müssen alle Parteien sich an der Leitung der čechi-

schen Politik beteiligen. Die čechische Delegation ist tatsächlich — in einem gewissen Grade — ein Bild des čechischen politischen Lebens, es sind in ihr wohl sämtliche Parteien vertreten. Es wird gar nichts schaden, wenn sie in verschiedenen Fragen auseinandergehen und darnach auch gegen einander stimmen werden: dafür werden wir in gemeinsamen nationalen und staatsrechtlichen Dingen Einheit und Disziplin verlangen.

Die Lehre, die die Wahlen für unser nationales Leben erteilen, wird gewiss zu einer Besserung der Verhältnisse führen. Die Parteien haben erkannt, dass nur eine ernste Tätigkeit unter dem Volke Früchte trägt. Die Zeiten des Kommandos sind dahin. Welche Partei sich wird erhalten und zur Geltung bringen wollen, wird unter das Volk müssen, d. h. sie muss praktisch seine kulturellen und materiellen Bedürfnisse berücksichtigen.

Ich hege durchaus keine Furcht vor den Tagen, die da kommen. Der čechische Klub wird zwar nicht eine geschlossene Truppe von mehr als hundert Mann zählen, wie man uns zur Zeit des Kampfes um die Wahlreform versprochen hat, aber ich weiss, dass die Zahl von 84 geeignet ist die ganze Kraft des Volkes gegen jede Regierung und gegen jeden deutschen Block geltend zu machen. Je weniger die einzelnen čechischen Parteien nur die Kritik der andern betreiben und je mehr sie statt dessen planmässig an den gemeinsamen Aufgaben arbeiten werden, desto leichter wird die čechische Delegation ihre Aufgabe erfüllen. Ihre Stellung wird sehr schwierig sein, viel schweriger als bisher. Aber wir haben bei den Wahlen nichts Unmögliches versprochen, im Gegenteile haben wir mit unsern Wählern mehr als aufrichtig und sehr nüchtern gesprochen. Und darnach wird auch die čechische Wählerschaft in Zukunft beurteilen, was ausführbar war, und wird die Arbeit ihrer Delegation nach den tatsächlichen Verhältnissen schätzen. Und so wird auch in dieser Beziehung ein grosser Schritt nach vorwärts getan werden.

Übersetzt von *—á.*

Dr. Leo Winter.

Als das berühmt gewordene Wort eines österreichischen Ministers fiel: »Bei Bodenbach hört die soziale Frage auf«, war der Sozialismus bereits von zwei Seiten nach Böhmen eingedrungen. Von Deutschland aus wurde er über die nördlichen Gebirge in die

Textilindustriegegend um Reichenberg gebracht; vom Süden drang er aus Wien über Brünn nach Prag vor.

Die sozialistische Agitation fand in Böhmen eigenartige Verhältnisse vor, welche ihr teils fördernd den Weg ebneten, teils im Gegenteil durch unglaubliche Hindernisse den Weg versperrten.

Fördernd war für sie der Umstand, dass die Arbeiterschaft in Böhmen bereits einigemassen organisiert war. Es waren bereits um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts, mehr noch aber zum Schluss der sechziger Jahre, als die Arbeiterbewegung im Auslande bereits weite Kreise zog, und auch in der čechischen Arbeiterschaft eine wenn auch unklare Gärung sich offenbarte, bürgerliche Ideologen an die Arbeiterschaft herangetreten, und hatten begonnen die čechischen Arbeiter namentlich in Konsumvereinen nach Schulze-Delitzschs Muster zu organisieren. Diese Vereine lehrten die čechische Arbeiterschaft den Wert der Organisation kennen, obwohl sie für die sonstige Entwicklung der Arbeiterbewegung ziemlich belanglos blieben.

Als der ursprüngliche bis in Kleinlichkeiten und Lächerlichkeiten gesteigerte Enthusiasmus verraucht war, als auch alle die billigen Sympathien verschwunden waren, welche die damals im Entstehen begriffene čechische Bourgeoisie diesen unschädlichen Organisationsbestrebungen der Arbeiterschaft entgegen gebracht hatte, da gingen zwar die zahlreichen mit so vielen Hoffnungen ins Leben gerufenen Arbeiter-Konsumvereine — sie wurden »úly« (Bienenstöcke) genannt — zu Grunde. Der Untergang dieser Vereine war jedoch für den intellektuell am meisten entwickelten Teil der čechischen Arbeiterschaft bloss ein Zeichen, dass die Organisation auf dem bisherigen Wege und zu den bisherigen Zwecken und Zielen nicht im Stande sei, die Lage der arbeitenden Klasse zu heben, sondern dass die Organisation einen anderen Weg einschlagen müsse. Diesen Weg wies die sozialistische Agitation vor. Ohne es selbst zu merken, gingen die proletarischen Führer der čechischen Arbeiterschaft mit den von ihnen redigierten Blättern ins Lager der Internationale über, und rissen — obwohl von den bisherigen bürgerlichen Führern der Arbeiterschaft heftig bekämpft — die besten Köpfe der čechischen Arbeiterbewegung mit sich.

Als sie jedoch Proselyten werben wollten, stiessen sie auf hartnäckigen Widerstand. Der Internationalismus der Sozialdemokratie war hier der Stein des Anstosses. Er ist dies zwar auch in anderen Ländern, nirgends jedoch so sehr wie in Böhmen, wo die eigenarti-

gen nationalen Verhältnisse ihm eine ungleich grössere Bedeutung beilegen.

Das čechische Volk lag in einem jahrelangen Kampfe gegen das Deutschtum in Österreich, welches aus diesem einen deutschen Staat formen zu können glaubte und deshalb die übrigen Nationen nicht aufkommen lassen wollte. Dieser gemeinsame Kampf um die nationale Eigenart und alle ihre Erscheinungsformen rief alle Mann an Bord: er liess die bestehenden sozialen Gegensätze innerhalb der čechischen Nation nicht so klar zu Tage treten. Allerdings waren diese Gegensätze noch lange nicht so gross wie bei den industriell viel mehr entwickelten Deutschen. Die industrielle čechische Arbeiterschaft stand bei der völligen Belanglosigkeit der heimischen Industrie zumeist in deutschen Fabriken in Arbeit, so dass für sie der soziale Gegner gleichzeitig ein nationaler Gegner war und der soziale Kampf mit dem nationalen so zu sagen zusammenfielen. Der Internationalismus, welcher den sozialen Kampf den nationalen Reibungen vorziehen wollte, fand infolgedessen bei einer beträchtlichen Anzahl der čechischen Arbeiter kein rechtes Verständnis und wandte eine nicht unbedeutende Gruppe der čechischen Arbeiterschaft von der Sozialdemokratie ab, was natürlich ihren sozialen Gegnern zugute kam und noch immer zugute kommt. Denn noch heute wird der Sozialdemokratie durch den Internationalismus die Agitation erschwert, da die nationalen Kämpfe in Österreich noch immer nicht ihren Abschluss gefunden haben.

Trotz diesen Hindernissen und trotz der Persekution, womit verschiedene Regierungen die ganze sozialistische Bewegung in Österreich bedachten und zu unterdrücken versuchten, griffen die sozialistischen Ideen mehr und mehr um sich und fassten immer tiefere Wurzeln. Es ist nicht unsere Absicht, an dieser Stelle eine Geschichte der sozialistischen Bewegung in Böhmen zu schreiben; für unseren Zweck, für die Darstellung der Zustände in der čechoslavischen Sozialdemokratie genügt es festzustellen, dass die čechische Arbeiterschaft früher als die Arbeiterschaft anderer Nationen in Österreich, die deutsche nicht ausgenommen, die Wichtigkeit einer zentralen Organisation, eines Programms, einer einheitlichen Marschroute, eines einheitlichen Vorgehens bei der Agitation erkannte. Die sozialistisch gesinnte čechische Arbeiterschaft hielt bereits am 7. April 1878 in Břevnov bei Prag ihren ersten Kongess ab, wenn man so eine geheime Versammlung von agitatorisch wirkenden Männern aus ganz Böhmen und Mähren nennen darf, die

in aller Eile das Nötigste berieten und die ununterbrochen Verrat und langjährigen Kerker fürchten mussten.

Das erste sozialdemokratische Programm in Österreich fordert die wirtschaftliche Befreiung des Proletariats durch Abschaffung des privatkapitalistischen Systems und durch Überführung von Produktionsmitteln aus den Händen von Einzelneigentümern ins Eigentum der Gesellschaft. Die Partei forderte ferner die Realisierung eines liberalen politischen Programmes und erklärte es als Pflicht der Parteimitglieder, für die Verbreitung der sozialdemokratischen Ideen, namentlich der sozialdemokratischen Presse, zu sorgen. Die Grundlage der Partei bildete die Ortsorganisation, an deren Spitze ein Vertrauensmann stand. Diese Organisationen eines Kreises bildeten Kreisorganisationen, welche hinwiederum ihre Vertrauensmänner wählten. Natürlich mussten bei den damals herrschenden Verhältnissen in Österreich alle Organisationen geheim gehalten werden.

Wir haben diesen ersten Kongress der čechischen Sozialdemokratie nicht umsonst erwähnt. Seit den neunziger Jahren des vorigen Jahrhundertes, wo die Partei im öffentlichen Leben in Böhmen eine immer grössere Bedeutung gewinnt, operierte man gegen sie mit dem Vorwurf, sie wäre lediglich eine Filiale einer von Wien aus geleiteten deutschen Bewegung, sie wäre etwas ganz Unorganisches im Leben des čechischen Volkes. Aus dem Angeführten geht jedoch hervor, dass sich die sozialistische Bewegung in Böhmen vollkommen organisch an die frühere demokratische Arbeiterbewegung in Böhmen angegliedert hatte, und dass sie in ihren schwersten Anfängen mit Wien nur lose verbunden war, ja dass sie vollkommen selbständig und früher als die deutsche Arbeiterschaft in Österreich die Grundlagen der Organisation der späteren Partei legte.

Natürlich blieb sie von den sozialistischen Bestrebungen der deutschen Arbeiterschaft in Österreich nicht unberührt. Auch in ihr kam es zu einem Zwiespalt zwischen Radikalen und Gemässigten, welcher auf mehrere Jahre die Tätigkeit der Partei lähmte. Von ihrer Selbständigkeit jedoch, von dem eigenartigen regen Leben, welches in der Partei herrschte, legt vor allen der Standpunkt Zeugnis ab, den die čechische Sozialdemokratie bereits im Jahre 1887 auf ihrem Parteitage in Brünn zu den nationalen Kämpfen und Rechten eingenommen hatte. Die dort angenommene Resolution lautet: »Kein Volk wurde durch sich selbst das, was es ist; wenn es je die höchsten Gipfel der Kultur erreichen will, darf es sich gegen-

über den übrigen Völkern nicht isolieren. Wenn es sich um die nationale Frage in objektiver Form handelt, erklären wir uns für Gleichberechtigung und Freiheit aller Sprachen; wenn es sich aber um die moderne Form der nationalen Frage handelt, so erklären wir, dass nur die sozialdemokratische Arbeiterschaft der čechoslavischen Sprache volle Gleichberechtigung mit den übrigen Sprachen erringen kann, weil der sprachlichen und nationalen Gleichberechtigung die soziale und politische vorangehen muss. Dem Volke muss das Selbstbestimmungsrecht gegeben werden. Dann werden alle Entnationalisierungsbestrebungen von selbst verschwinden, eine jede Sprache wird frei und mit den übrigen gleichberechtigt sein; denn die sogenannten nationalen Parteien verfolgen in erster Linie persönliche und Parteiinteressen, und benützen die Nationalität nur als Mittel und Maske hiezu.«

Man sieht, dass sich die čechische Sozialdemokratie im Grossen und Ganzen zu dem heutigen sozialdemokratischen Programm durchgerungen hatte, noch ehe es zu einem gemeinsamen Kongress der Sozialdemokratie in Österreich kam.

Dieser fand bekanntlich im Jahre 1888/9 in Hainfeld statt und schuf ein Programm für die gesamte Sozialdemokratie in Österreich, welches erst im Jahre 1901 auf dem Parteitage in Wien geändert wurde. Selbst in dieser gemeinsamen Partei lebte die čechische Sozialdemokratie ihr eigenes Leben. Die Verhältnisse in Österreich waren nun einmal so, dass es anders überhaupt unmöglich war.

Die Gesamtpartei war damit nicht immer zufrieden. Es fehlte nicht an Vorfällen, wo die Čechen mit scheelen Augen angesehen wurden, und ihnen der Vorwurf gemacht wurde, sie wollten innerhalb der Sozialdemokratie nationale Politik treiben. Nach und nach gewann jedoch die ganze Sozialdemokratie in Österreich die Überzeugung, dass die Partei in Österreich unmöglich von einem Orte aus geregelt werden, dass von dort aus unmöglich die ganze Agitation und Propagande geleitet und betrieben werden könne.

Der Wiener Parteitag vom Jahre 1897 beschloss daher eine Gliederung der Partei nach nationalen Gruppen, so dass wir jetzt in Österreich eine selbständige čechische, deutsche, polnische, ruthenische, südslavische und italienische Sozialdemokratie haben. Eine jede dieser Parteien ist vollkommen selbständig in ihrer Organisation, in der Art der Agitation, in der Administration ihrer Finanzen, in ihrer Presse, und überhaupt in allen Fragen,

welche nur die betreffende Organisation berühren. Der Gesamtpartei steht bloss die Beschlussfassung über das Parteiprogramm und die gemeinsame Taktik zu. Dies wird auf einem Gesamtparteitage beschlossen, welcher in jedem zweiten Jahre einberufen wird, und an welchem bisher jeder Wahlkreis der allgemeinen Kurie mit zwei Delegierten teilnahm. Die politische Leitung der Gesamtpartei obliegt der Gesamtvertretung, welche aus den Exekutivcomités der einzelnen nationalen Parteien zusammengesetzt ist.

Die alte Organisationsform der čechischen Sozialdemokratie — lose örtliche Vereinigung mit einem Vertrauensmann an der Spitze — ist für die ganze Partei in Österreich vorbildlich geworden. Aber auch eine andere wichtige Neuerung hat die Gesamtpartei den Čechen zu verdanken — die Parteisteuer. Die Čechen sahen bald ein, dass eine geregelte Agitationsarbeit ohne geregelte Einnahmen nicht möglich sei; und diese waren nur dadurch einzutreiben, dass ein jedes Parteimitglied verplichtet wurde, einen bestimmten Betrag regelmässig abzuführen. Diese Einführung hat sich glänzend bewährt, so dass sie jetzt nicht nur in Österreich, sondern auch in Deutschland nachgeahmt wurde.

Den wunden Punkt aller österreichischen Politik bildet die Nationalitätenfrage, und um diese konnte auch die Sozialdemokratie nicht herumkommen. Vor allem waren die Čechen gezwungen, die Partei auf eine bestimmte strikte Erklärung festzulegen, mit welcher sie den ewigen Märchen von den Entnationalisierungsbestrebungen der Sozialdemokratie, von ihrer Vaterlandslosigkeit u. s. w. entgegentreten könnten. Die notwendige Lösung brachte das sogenannte Nationalitätenprogramm der österreichischen Sozialdemokratie, welches im Jahre 1899 in Brünn in folgender Fassung angenommen wurde:

»Da die nationalen Wirren in Österreich jeden politischen Fortschritt und jede kulturelle Entwicklung der Völker lähmen, da diese Wirren in erster Linie auf die politische Rückständigkeit unserer öffentlichen Einrichtungen zurückzuführen sind, und da insbesondere die Fortführung des nationalen Streites eines jener Mittel ist, durch die die herrschenden Klassen sich ihre Herrschaft sichern und die wirklichen Volksinteressen an jeder kräftigen Äusserung hindern, erklärt der Parteitag:

Die endliche Regelung der Nationalitäten- und Sprachenfrage in Österreich im Sinne des gleichen Rechtes und der Gleichberechtigung und Vernunft ist vor allem eine kulturelle Forderung, daher

im Lebensinteresse des Proletariats gelegen: sie ist nur möglich in einem wahrhaft demokratischen Gemeinwesen, das auf das allgemeine, gleiche und direkte Wahlrecht gegründet ist, in dem alle feudalen Privilegien im Staate und in den Ländern beseitigt sind, denn erst in einem solchen Gemeinwesen können die arbeitenden Klassen, die in Wahrheit die den Staat und die Gesellschaft erhaltenden Elemente sind, zu Worte kommen. Die Pflege und Entwicklung der nationalen Eigenart aller Völker in Österreich ist nur möglich auf Grundlage des gleichen Rechtes und unter Vermeidung jeder Unterdrückung, daher muss vor allem anderen jeder bureaukratisch-staatliche Zentralismus ebenso wie die feudalen Privilegien der Länder bekämpft werden.

Unter diesen Voraussetzungen, aber auch nur unter diesen, wird es möglich sein in Österreich an Stelle des nationalen Haders nationale Ordnung zu setzen, und zwar unter Anerkennung folgender leitender Grundsätze:

1. Österreich ist umzubilden in einen demokratischen Nationalitätenbundesstaat.

2. An Stelle der historischen Kronländer werden national abgegrenzte Selbstverwaltungskörper gebildet, deren Gesetzgebung und Verwaltung durch Nationalkammern, gewählt auf Grund des allgemeinen, gleichen und direkten Wahlrechtes, besorgt wird.

3. Sämtliche Selbstverwaltungsgebiete einer und derselben Nation bilden zusammen einen national einheitlichen Verband, der seine nationalen Angelegenheiten völlig autonom besorgt.

4. Das Recht der nationalen Minderheiten wird durch ein eigenes, vom Reichsparlament zu beschliessendes Gesetz gewahrt.

5. Wir erkennen kein nationales Vorrecht an, verwerfen daher die Forderung einer Staatssprache; wie weit eine Vermittlungssprache nötig ist, wird das Reichsparlament bestimmen.

Der Parteitag, als das Organ der internationalen Sozialdemokratie in Österreich, spricht die Überzeugung aus, dass auf Grundlage dieser leitenden Sätze eine Verständigung der Völker möglich ist; er erklärt feierlich, dass er das Recht jeder Nationalität auf nationale Existenz und nationale Entwicklung anerkennt; dass aber die Völker jeden Fortschritt ihrer Kultur nur in enger Solidarität miteinander, nicht im kleinlichen Streit gegeneinander erringen können, dass insbesondere die Arbeiterklasse aller Zungen im Interesse jeder einzelnen Nation, wie im Interesse der Gesamtheit an der internationalen Kampfgenossenschaft und Verbrüderung festhält, und

ihren politischen und gewerkschaftlichen Kampf in einheitlicher Geschlossenheit führen muss.«

Die Wirkung der Sozialdemokratie war nach aussen nicht besonders bemerkbar; man wusste nicht viel von ihr, die Bevölkerung in Böhmen stand daher der Sozialdemokratie nicht so feindlich gegenüber, wie in anderen Ländern der Fall war. Es war auch nicht zu verwundern. Besteht doch das čechische Volk in seiner Mehrzahl aus Angehörigen der arbeitenden Klassen: die čechische Bourgeoisie ist bis heute noch nicht gehörig entwickelt; das čechische Volk stand in steter Opposition gegen die Wiener Regierung, und war daher schon aus diesem Grunde demokratischer gesinnt, als dies ein herrschendes Volk sein konnte. Es war ihm deshalb auch eine extrem oppositionelle Partei, welche überdies in den neunziger Jahren die Reformbestrebungen der Jungčechen auf politischem Gebiete unterstütze, ein willkommener Bundesgenosse.

In den »Národní Listy« z. B., dem führenden Organ der jungčechischen Partei, veröffentlichte der Gründer des čechischen Feuilletons Jan Neruda nach dem 1. Mai 1890 ein Feuilleton, in welchem es unter anderem heisst: »Wahrlich, wir, die wir ihn erlebt haben, haben den denkwürdigsten 1. Mai der menschlichen Geschichte erlebt. Ja vielleicht den denkwürdigsten Tag der Geschichte der Menschheit überhaupt. In ruhigem, ehernem Tritte trafen am 1. Mai 1890 die zahllosen unübersehbaren Arbeiterbataillone ein; sie traten ein in die Reihen der Menschheit, um für immerdar mit uns übrigen im gleichen Tempo den Zielen der Menschheit entgegenzugehen, gleich berechtigt, gleich beladen, gleich selig.«

Dieses Verhältnis fand jedoch binnen kurzem sein Ende. Gegen den Widerstand sowohl der Jungčechen als auch der Sozialdemokraten setzte Badeni die bekannte Wahlreform durch, wodurch den bisherigen vier Kurien bei den Wahlen zum Reichsrate die Kurie des allgemeinen Wahlrechtes, die sogenannte fünfte Kurie, angefügt wurde. Die Sozialdemokratie beschloss sich an den Wahlen zu beteiligen.

Die Agitation, welche die Partei nunmehr entfaltete, und die Zustimmung, die sie allerorten fand, bewiesen alsbald, dass der führenden Partei in der Sozialdemokratie ein Gegner entstanden sei, welcher nicht zu unterschätzen war. Es war Sitte in Böhmen, dass das čechische Volk nur durch grosse Parteien, als ein Ganzes, vertreten war. Die Jungčechen, die nach hartem Kampfe die Altčechen von der politischen Oberfläche vollständig verdrängt hatten, wollten

ihre Macht mit niemandem teilen. Sie wollten daher die Sozialdemokratie, welche ihnen diesen Besitzstand streitig machte, um jeden Preis los werden. Die Klassengegensätze waren jedoch inzwischen so gross geworden, dass die Jungčechen als Vertreter der čechischen Bourgeoisie unmöglich daran denken konnten, der Sozialdemokratie in der Arbeiterschaft den Raum abzugewinnen. Dies konnte höchstens einer Partei gelingen, welche als eine Arbeiterpartei auftreten und sich als solche geberden würde. Unter jungčechischer Patronanz und mit jungčechischer Unterstützung wurde daher eine Partei der »nationalen Arbeiterschaft« in Leben gerufen; diese Partei, allseitig unterstützt, gewann bald Boden unter den bisher indifferenten Arbeitern, welche sahen, dass die Zugehörigkeit zu dieser Partei ihnen keine materielle Einbusse und keine Gefahr, sondern eher materiellen Gewinn bringen konnte. Ihre Führer scheuten kein Mittel, um die Sozialdemokratie im čechischen Volke zu diskreditieren und die Bevölkerung gegen die Sozialdemokratie aufzuhetzen.

Als schliesslich die čechischen sozialdemokratischen Abgeordneten im Abgeordnetenhause die Erklärung abgaben, dass sie der staatsrechtlichen Verwahrung der übrigen čechischen Abgeordneten nicht beitreten, dass sie »als Söhne einer modernen Zeit« kein historisches Staatsrecht anerkennen — da kam es in Böhmen zu einer solchen Hetze, wie sie in der Geschichte der čechischen politischen Parteien ihresgleichen vergebens suchen würde.

Diese Hetze festigte jedoch die Reihen der Sozialdemokratie. Sie entfachte innerhalb der Partei einen nie dagewesenen Opfermut, sie drängte zur Gründung eines täglich erscheinenden Blattes, dessen Herausgabe unter der Herrschaft des Zeitungsstempels mit bedeutenden materiellen Opfern verbunden war. Doch gelang es der inscenierten Hetze, die čechische Sozialdemokratie fast vollständig vom parlamentarischen Boden zu verdrängen.

Eine jede andere Partei hätte dies vernichtet. Die Sozialdemokratie wurzelt jedoch nicht im Parlament; ihre Kraft liegt in den Organisationen und in der Presse. Und diese Waffen konnten geschmiedet werden, während die Gegner das Parlament durch gegenseitige Obstruktion lahmlegten. Mit verdoppelter Kraft warf sich die čechoslavische Sozialdemokratie auf die Kleinarbeit in den Organisationen und konnte alsbald mit Genugtuung konstatieren, dass diese Arbeit nicht vergeblich sei.

Namentlich in den Städten wurde systematisch darauf hingearbeitet, einen festen Kern von aufgeklärten Genossen zu haben, welche die Ideen des Sozialismus zu verbreiten hatten. Natürlich vergass man über der theoretischen Schulung der Anhänger der praktischen Forderungen der Arbeiterschaft nicht, welche sich als ein nie versiegendes Werbemittel der Sozialdemokratie bewährten.

Langsam aber stetig wuchs die Zahl der Organisationen; es wuchs die Zahl ihrer Mitglieder sowohl in den Parteiorganisationen, als auch in den Gewerkschaften. Die Krisis, welche die Schaffung einer »nationalen Arbeiterpartei« heraufbeschworen hatte, war binnen kurzem überwunden: Die Sozialdemokratie hatte in Böhmen festen Boden gefasst und Heimatsrechte erworben. Die fortschreitende Industrialisierung Böhmens hatte bereits Früchte getragen.

Obwohl die Sozialdemokratie noch immer in Acht und Bann wandelte, war ihr Einfluss auf die Ereignisse in Böhmen gegen Anfang des 20. Jahrhundertes gross genug. Einen Beweis hiefür erbrachte die Aktion zu Gunsten der Alters- und Invalidenversicherung. Zum erstenmal wurde von dem Petitionsrechte ausgiebig Gebrauch gemacht; zum erstenmal traten namentlich die autonomen Behörden in Böhmen mit der sozialdemokratischen Organisation in offiziellen Verkehr.

Die Sterilität des österreichischen Parlamentes war ein ungemein wirksames Beweismittel gegen das Privilegienparlament und für das allgemeine und gleiche Wahlrecht. Als nun die Regierung nach dem Muster der Badenischen Wahlreform in den einzelnen Landtagen eine allgemeine Kurie den bereits bestehenden beifügen und diesen Plan auch in Böhmen durchführen wollte, stiess sie auf ungeahnten Widerstand seitens der Sozialdemokratie. In Massenmeetings protestierte diese gegen jedwede Petrifikation eines Privilegienparlamentes; sie inscenierte am 10. Oktober 1905, als der Landtag zusammentrat, einen Generalstreik in Böhmen, und unter Ausserachtlassung aller gesetzlichen Bestimmungen überreichte eine Deputation, von 60.000 Arbeitern zum Landtag geführt, den Repräsentanten der Regierung die Forderung des Proletariats. Durch äusserliche Umstände geschah es, dass der gegen den Landtag geführte Streich das Abgeordnetenhaus traf, und unter Mitwirkung von anderen Momenten das Parlament zur Einführung des allgemeinen und gleichen, wenn auch national die Deutschen favorisierenden Wahlrechtes in den Reichsrat drängte.

Die čechoslavische Sozialdemokratie trat in den Wahlkampf ausserordentlich gut gerüstet. Sie hatte auf dem Weihnachtskongress 1906 in 1517 politischen Organisationen 99.098 Mitglieder und in 1953 Gewerkschaftsgruppen mehr denn 130.000 Mitglieder ausgewiesen, deren Tätigkeit durch 51 politische und gewerkschaftliche Blätter unterstützt wurde. 100.000 sozialdemokratische Agitatoren traten mit einem Schlage auf den Kampfplatz. Die Wahlen fielen denn auch für die čechoslavische Sozialdemokratie günstig aus. Wenn wir die für die deutschen Sozialdemokraten namentlich in Wien und im nördlichen Böhmen von čechischen Sozialdemokraten abgegebenen Stimmen ausser acht lassen, so wurden auf die in allen 108 čechischen Wahlbezirken aufgestellten čechischen Sozialdemokraten insgesamt 399.287 Stimmen vereinigt und 24 Wahlbezirke für die čechische Sozialdemokratie erobert. Hievon entfielen auf Böhmen 277.520 Stimmen und 17 Mandate, auf Mähren 101.524 Stimmen und fünf Mandate, auf Schlesien 20.243 Stimmen und zwei Mandate.

Der Wahlrechtskampf und der Wahlkampf hatten naturgemäss alle Kräfte der Partei absorbiert. Allgemein herrscht in der Partei die Anschauung, dass jetzt das Hauptgewicht auf die Aufklärungsarbeit in der Organisation zu legen sein wird.

Diese Aufklärungsarbeit liegt teils der Presse, teils Versammlungen ob. In der Presse der čechischen Sozialdemokratie ist ein steter erfreulicher Fortschritt bemerkbar. Sie gewinnt nicht nur an Ausbreitung, sondern auch in qualitativer Richtung. Neben den angeführten Zeitschriften gibt die Partei auch zahlreiche Broschüren heraus, welche namentlich dem Klerikalismus steuern und der sozialistischen Weltanschauung den Weg zu bahnen haben. Natürlich werden auch die praktischen Forderungen nicht vernachlässigt, und es wird ihnen in der Presse genügend Raum gewährt. Die von der Partei herausgegebenen Arbeiterkalender werden allgemein unter die besten Erzeugnisse dieser Art gezählt. Auch der übrigen Literatur der čechischen Sozialdemokratie wird volle Anerkennung zu teil.

Was die Z u s a m m e n s e t z u n g der čechischen Sozialdemokratie anbelangt, so ist vor allem zu sagen, dass die Partei eine e c h t p r o l e t a r i s c h e Partei ist. Sie zählt einerseits fast keine wohlhabenden Männer in ihren Reihen, sie zählt aber auch nur sehr wenig akademisch gebildete Männer. Die Angehörigen der akademischen Intelligenz in der čechoslavischen Sozialdemokratie überhaupt kann man an den Fingern abzählen. Sie betätigen sich meistens

in der Presse der Tagesblätter. In die čechische Intelligenz hat der Sozialismus noch immer keinen rechten Eingang gefunden.

Die Zeiten jedoch, wo man in Böhmen den Sozialismus als etwas Fremdartiges, als etwas Importiertes grenzenlos hasste, sind bereits vorüber. Die fortschreitende industrielle Entwicklung Böhmens, die Anteilnahme der čechischen Bourgeoisie an der Regierung, die Abschwenkung von dem historischen Staatsrecht zur »positiven Politik« lassen die Sozialdemokratie auch bereits in Böhmen als ein notwendiges Produkt der Verhältnisse erkennen. Und selbst die Furcht vor dem Internationalismus der Sozialdemokratie ist zum grossen Teile bereits verschwunden. Die letzten Wahlen haben denn auch gezeigt, dass das čechische Volk der Sozialdemokratie allseitig Vertrauen entgegenbringt. Und durch ihre weitere Arbeit wird die Sozialdemokratie dieses Vertrauen auch zu behaupten wissen.

Prof. Dr. Franz Drtina.

Durch den Ausgang der neuen Wahlen in den Reichsrat hat sich die politische Situation bei uns grundsätzlich verändert. Schon die ersten Wahlen vom 14. Mai brachten ein neues Bild der Kräfteverhältnisse einzelner Parteien, welches durch die Stichwahlen kaum eine Veränderung erfuhr. Den hiedurch eingetretenen Wandel kann man etwa in der Weise charakterisieren, dass schon bei der ersten Wahl die Niederlage, welche die čechische freisinnige Partei (Jungčechen) erfuhr, grösser war als man vorausgesetzt, und dass der Sieg der Sozialdemokraten die Erwartungen und Hoffnungen der eigenen Partei weit übertraf.

Das neue Haus wird in 14 Tagen zusammentreten, und die Begründung *eines gemeinsamen Reichsratsklubs der čechischen Abgeordneten* erscheint jetzt viel wünschenswerter, ja gebotener als früher. Die Konzentration, welche vor den Wahlen misslang, sollte nach den Wahlen realisiert werden.

Die Sozialdemokraten čechischer Nationalität werden in nationalen Dingen mit den übrigen bürgerlichen Parteien gewiss gemeinsam vorgehen — die Postulate der inneren čechischen Amtssprache und der Errichtung einer zweiten čechischen Universität in Mähren haben sie vor den Stichwahlen proklamiert. Es scheint natürlich, dass jener Prozess der nationalen Verselbständigung, welcher bei dem letzten internationalen Kongress zum Vorschein

kam — sich weiter entwickeln und zu Ende geführt werden muss. Logisch wäre es wohl, dass die čechischen Sozialdemokraten ihren selbständigen nationalen Reichsratsklub oder wenigstens eine in nationalen Sachen selbständige Sektion des gemeinsamen sozialdemokratischen Klubs bildeten.

Die bürgerlichen Parteien werden dadurch gezwungen, auch ihrerseits eine Konzentration anzustreben. Ein gemeinsamer Klub der čechischen Abgeordneten gehört nicht mehr in das Reich der Träume, sondern fängt an eine greifbare Gestalt zu gewinnen. Ein gemeinsamer Klub bedeutet jedoch keineswegs ein gemeinsames Programm, — die einzelnen Parteien werden auch fernerhin ihre programmatischen Unterschiede aufrechterhalten — bezeichnet jedoch eine gemeinsame und einheitliche Taktik in den nationalen Dingen gegenüber der Regierung und den politischen Gegnern, bezeichnet eine planmässige Verteilung der Arbeit und Heranziehung der Kräfte ohne Rücksicht auf ihre Parteizugehörigkeit.

Inwiefern auch die čechischen Christlichsozialen und Nationalkatholiken in diesem gemeinsamen Klub Platz finden können, ist eine Sache, über die man wohl diskutieren und verschiedene Ansichten hegen kann. Die christlichsoziale Partei hat gewiss eben so ein internationales Gepräge, wie die sozialdemokratische, und es wäre vielleicht logischer und offener, wenn dieser internationale Charakter auch in der politischen Organisation zu Tage treten würde. Die Möglichkeit lässt sich nicht kurzweg abweisen, dass die čechischen Christlichsozialen zu den deutschen, slovenischen, polnischen Christlichsozialen treten, innerhalb derselben eine selbständige Sektion oder sogar einen Klub der čechischen Christlichsozialen bilden werden. Die Bildung eines gemeinsamen čechischen bürgerlichen Klubs würde dadurch eine Vereinfachung erfahren, der gemeinsame, čechische bürgerliche Klub würde gewiss in streng nationalen Angelegenheiten sowohl mit den čechischen Sozialdemokraten, als mit den čechischen Christlichsozialen gemeinsam und im wechselseitigen Einverständnis vorgehen.

In dieser Weise würde der gemeinsame, čechische Klub aus den gewählten Abgeordneten der Jungčechen, Altčechen, Agrarier, Fortschrittler und den Angehörigen der sogenannten staatsrechtlichen Demokratie bestehen.

Die von der Regierung bereits geäusserte Ansicht, dass die nationalen Fragen im künftigen Parlament in den Hintergrund treten werden, wird sich wohl kaum als stichhältig erweisen. Im Gegen-

teil kann man sagen, dass die *nationale Frage* in Österreich jetzt eben mehr Aussicht auf eine befriedigende Lösung hat, als in dem früheren Privilegienparlament.

Und besonders die *čechische Frage* wird auch weiterhin die zentrale Stellung einnehmen. Es wird sich notwendig um Revision der bisher gültigen, aber vom čechischen Volke niemals anerkannten zentralistischen Staatsverfassung handeln, und die Reformbestrebungen werden auf eine föderative Rekonstruktion der Monarchie hindrängen. Es wird sich dabei sowohl um die Erweiterung der Autonomie der Königreiche und Länder handeln, als auch um Realisierung der nationalen Autonomie, jedoch in einem grundsätzlich andern Sinne als jenem der von den Deutschen postuliert wird. Die Nationalität im modernen Sinne des Wortes kann nicht an ein bestimmtes Territorium gebunden werden, sondern sie bezeichnet ein charakteristisches Attribut einer bestimmten Individualität, einer Persönlichkeit — und in diesem Sinne muss vom Staate Vorsorge getroffen werden, dass jeder seiner Bürger ohne Rücksicht auf ein bestimmtes Territorium nach Tunlichkeit in die Lage versetzt werde, seinen nationalen Charakter zu bewahren, zu bekunden und in seiner Muttersprache im Amt, vor Gericht und in der Schule sein Recht zu finden. So lassen sich das historisch-staatsrechtliche und das national-autonomistische (naturrechtliche) Prinzip in Einklang bringen, und alle čechischen politischen Parteien können sich auf dem Gebiete des gemeinsamen, energischen Bestrebens zusammenfinden, die vollständige politische Selbständigkeit des čechischen Volkes im Rahmen eines erneuten, kulturellen, fortschrittlichen Österreichs zu sichern.

In diesem Punkte hat die čechische Fortschrittspartei schon im Jahre 1900 gegenüber dem deutschen Pfingstprogramm bestimmte Anträge zur Durchführung der sprachlichen Gleichberechtigung in den böhmischen Ländern aufgestellt — dieses Bestreben ist jedenfalls darnach geartet, dass durch dasselbe endlich gebrochen werden muss mit der deutschen unrealen Idee einer Staats- oder Vermittelungssprache, eines deutschen geschlossenen Sprachgebietes; dass weder in Böhmen, noch in Österreich ein solches existiert, hat die grosse Anzahl čechischer, bei den letzten Wahlen in deutschen Gebieten abgegebenen Stimmen erwiesen, wobei noch zu beachten ist, dass die So-

zialdemokraten čechischer Nationalität durchwegs ihre deutschen Genossen wählten. Es muss im Gegenteil ein Gesetz zum Schutze der nationalen Minoritäten geschaffen werden, und die Angelegenheit der nationalen Minoritätsschulen im Sinne der Gerechtigkeit und nationalen Billigkeit endlich ihre Lösung finden.

Im neuen Hause wird ohne Zweifel im Vordergrunde der Arbeit die *soziale Politik* stehen. Wir treten im Sinne der sozialen Frage in das neue Jahrhundert ein. Es handelt sich bei dieser nicht bloss um eine grundsätzliche Veränderung der wirtschaftlichen Verhältnisse und Sozialisierung der Erwerbsmittel u. s. w., sondern um Ausgleichung des heutigen Streites zwischen dem grossen Kapital und der Armut, es handelt sich um eine Frage der sozialen Gerechtigkeit, um sittliche Reform der Gesellschaft sowohl als der Individuen.

Die soziale Frage ist wohl in unserer Gesellschaft über 2000 Jahre alt. Aber erst jetzt nähert sie sich ihrer endlichen Lösung. Die heutige Zeit besitzt eine grosse Ähnlichkeit mit jener, welche die Aufnahme des Christentums vorbereitete, und wir alle müssen dafür sorgen, dass das in das Herz der Menschen eingeprägte Ideal der Humanität aufhöre ein toter Buchstabe zu sein, dass jene, die als Menschen geboren wurden, auch in den Stand gesetzt werden, als Menschen leben zu können. Die politische Arbeit muss alle Hindernisse dieser Umgestaltung der menschlichen Dinge abschaffen, muss die unnatürlichen, schweren Lasten des Militarismus herabsetzen und auf endliche Beseitigung des Kriegesgreuels eifrig und zielbewusst hinarbeiten, muss die staatliche Fürsorge um öffentliche Gesundheitspflege ermuntern, muss an die Lösung der brennenden sozialen Fragen einzelner Stände (der agrarischen, Arbeiter-, Kleingewerbe-, Kleinbeamten-Krise) herantreten, muss allen niedrigeren Ständen, die von dem Privilegienparlamente vernachlässigt wurden, ihre angelegentliche Fürsorge widmen.

Es wird sich ferner darum handeln die stets zunehmende Verteuerung der Lebensbedürfnisse zu verhindern, das Steuersystem im Sinne einer einzigen progressiven Einkommensteuer zu reformieren, für Realisierung einer allgemeinen obligatorischen Alters- und Invaliden-Versicherung sich einzusetzen — kurz das neue Volksparla-

ment muss von der Überzeugung durchdrungen werden, dass die soziale Frage eine Reform im Geiste der Gerechtigkeit und der Humanität bedeutet, und besonders seine Fürsorge den bisher vernachlässigten Lebensinteressen der bedrängten und schwachen Mitglieder der menschlichen Gesellschaft widmen. Auf verschiedenen neuen Gebieten wird uns die neue Zeit zu neuen sozialen und gesetzgeberischen Aufgaben rufen.

An dritter Stelle erwarten das neue Parlament wichtige Aufgaben auf dem *kulturellen* Gebiete, auf dem Gebiete der *Schulpolitik*. Dass in unserem Staate und in unserem Volke in dieser Hinsicht vieles nachzuholen ist, dass besonders für die politische Bildung der breiteren Schichten ernstlich Sorge zu treffen ist, um Aufklärung zu verbreiten und die gefährliche Wirkung des Klerikalismus hintanzuhalten, wird wohl kein vernünftiger, fortschrittlich gesinnter Mensch, besonders nach dem Ausgange der letzten Wahlen, jetzt in Abrede stellen.

Es sind sehr wichtige Punkte, die hier in den Vordergrund treten: Unsere Volksschule entspricht nicht vollkommen der Idee einer modernen obligatorischen, unentgeltlichen, nationalen und weltlichen Schule, unsere Bürgerschule muss ergänzt und reformiert werden, die unheilvolle Schulnovelle vom Jahre 1883 muss zurückgezogen und die Schulgesetze vom Jahre 1869 revidiert werden, das Niveau der Lehrerbildung muss bedeutend erhöht und dem Volksschullehrer die akademischen Studien eröffnet werden. Die Schule muss endlich auch bei uns wirklich ein »Politicum« darstellen, muss aufhören als »Ecclesiasticum« fremde Dienste zu besorgen; in der Schule soll das Unterrichtsministerium und der Landesschulrat, keineswegs jedoch das Konsistorium ausschlaggebende Bedeutung haben. Die Wiedereroberung der Schule durch den Klerus war die Absicht der bekannten Anträge Liechtenstein und Ebenhoch. Ähnliche Versuche für die Zukunft unmöglich zu machen, muss allen fortschrittlichen Menschen am Herzen liegen. Der konfessionelle Einfluss muss aus der Schule endgültig verbannt werden.

Die Reform des höheren Schulwesens im Sinne seiner Modernisierung und Nationalisierung, die Organisierung und Ausgestaltung des höheren Mädchenschulwesens, die Erweiterung und Ergänzung der Fortbildungsschulen und der Fachschulen, die Errichtung einer zweiten čechischen

Universität in Brünn, einer Handelshochschule und einer Tierarzneihochschule, die Revision der Schul- und Studien-Ordnungen und Lehrpläne — das alles sind Aufgaben, deren Lösung als dringend notwendig erscheint.

Durch die ganze moderne politische und kulturelle Entwicklung ist die Notwendigkeit *einer Revision des Verhältnisses zwischen dem Staate und der Kirche* gegeben. Gesetzlich ist bei uns die Gleichberechtigung aller Konfessionen im Geiste der religiösen Toleranz verbürgt. Wir müssen jedoch verlangen, dass auch die Konfessionslosigkeit keine bürgerrechtlichen Nachteile nach sich ziehe. Der Staat und seine öffentlich rechtlichen Einrichtungen sollen auf Grundlage der Laizität reorganisiert werden, die Trennung des Staates von der Kirche muss durchgeführt werden im Interesse nicht bloss des Staates, sondern auch der wahren religiösen Renaissance. Als Folge dessen erscheint die Notwendigkeit der Reform des Bürgerrechtes und besonders des Eherechtes; es handelt sich dabei um eine Erhöhung der Ehe, welche durch das Leben ihren heiligen Charakter bekräftigen soll. Die Ehe muss auf Grund der Gleichheit beider Geschlechter als eine dauernde Verbindung von zwei verwandten menschlichen Seelen angesehen werden, und die Familie selbst muss zu einer Schule der Nächstenliebe und der Sittlichkeit werden. Und ebenso muss die Frage der religiösen Erziehung der Kinder gründlich reformiert werden. Der konfessionelle religiöse Unterricht soll den einzelnen Kirchen überlassen werden. Aber in der Schule selbst sollen die Kinder religiös erzogen werden ohne Rücksicht auf eine bestimmte Konfession, die konfessionelle Dogmatik soll nicht die moderne Didaktik bestimmen, die Schule muss frei, von jeder Kirche unabhängig und zu allen Konfessionen gleich gerecht werden.

Es ist ein Gebot der fortschrittlichen, kulturellen Politik, dass die Kirche selbst auf eine politische Macht verzichtet und auf das streng religiöse Gebiet sich beschränkt. Die Schule muss sowohl von dem Bureaukratismus als auch von dem Klerikalismus befreit werden, muss eine selbständige Institution innerhalb des Staatslebens bilden.

Alle drei angegebenen Gebiete der national-staatsrechtlichen, der sozialen und der kulturellen und Schulpolitik werden das neue Haus sehr angelegentlich be-

schäftigen. Es wird sich wohl Gelegenheit bieten, auf einzelne dieser Probleme zurückkommen. Hier bezeichnen sie nur das allgemeine Gebiet der politischen Aufgaben, welche die neue Politik des čechischen Volkes recht aufmerksam im Auge behalten soll.

Wird in diesem Sinne in dem gemeinsamen Klub der čechisch-bürgerlichen Abgeordneten unsere Politik gepflegt, so kann man auch die Hoffnung hegen, dass es mit der Zeit auf dieser Grundlage zur Bildung *einer einheitlichen, čechischen, fortschrittlichen Partei* kommen wird, welche in den heutigen komplizierten politischen Verhältnissen förmlich als ein Gebot der politischen Vorsicht uns erscheint und zu deren Realisierung wir alle Opfer zu bringen bereit sein sollten.

Eine Landesbibliothek.

Von V. Tille.

> **Eine grosse deutsche Bibliothek, die die Literatur des Landes systematisch sammelt, ist ein unabweisliches nationales Bedürfnis; eine deutsche Nationalbibliothek für Böhmen, wie ich sie vorläufig der Kürze wegen nennen will.**
>
> *August Sauer.*

Die diesem Aufsatze als Motto dienenden Zeilen schrieb der Prager Universitätsprofessor Dr. Sauer bei Gelegenheit einer Analyse des interessanten Buches von Przedak: »Vergessene Söhne Prags« im 7. Heft des VI. Jahrganges der »Deutschen Arbeit«.

Professor Sauer gehört zu den — nicht eben zahlreichen — Professoren der beiden Prager Universitäten, denen die Prager öffentliche und Universitätsbibliothek aufrichtig am Herzen liegt. Beständig eifrig bemüht, durch zahlreiche Wünsche und Ratschläge den Bücherbestand seines Faches, der germanischen Philologie, an dieser Bibliothek möglichst zu vervollständigen, alte Lücken auszufüllen und alles Wichtige der neueren Literaturgeschichte zur Anschaffung zu empfehlen, lässt er auch die allgemeinen Bedürfnisse und Aufgaben dieser für die Kultur des Landes so hochwichtigen Anstalt nicht aus den Augen. Eine ganze Reihe von Aufsätzen und gelegentlichen Äusserungen beweist, dass ihm nicht nur die derzeitige ungünstige, durch die unzureichenden Räumlichkeiten und die beständige Steigung der Zahl der Universitätshörer verschuldete Lage der Bibliothek wohl bekannt ist, sondern dass er auch redlich bemüht ist, dieser Anstalt eine bessere Zukunft zu bereiten.

Um so befremdender wirken die in dem erwähnten Aufsatze »Zur Prager Literaturgeschichte« eingestreuten, den Ruf nach einer deutschen Landesbibliothek begleitenden Auseinandersetzungen. Pro-

fessor Sauer nimmt als Faktum an, dass in Prag die Schriften der Prager Autoren nirgends in bequemer Weise zugänglich seien: »keine Prager Bibliothek vereinigt sie; kein Prager Verein besitzt sie; niemand hat sie aufgehoben, niemand hat sie gesammelt«.

Und doch ist in der Prager Universitätsbliothek bereits im 18. Jahrhundert eine eigene Abteilung die »Bibliotheca nationalis« eigens dazu bestimmt worden, die in Böhmen erschienenen oder über Böhmen handelnden Schriften zu vereinigen. Manches kostbare und sonst wenig bekannte Werk des 18. und 19. Jahrhunderts blieb in dieser »Bibliotheca« der Nachwelt erhalten und als aus technischen Gründen die später als Pflichtexemplare der Bibliothek zukommenden einheimischen Werke deutschen Ursprungs nicht mehr in diese Abteilung, sondern ihrem Inhalte nach in die betreffenden Fächer des Bücherbestandes eingestellt wurden, sind sie dadurch dem Forscher nicht verborgen geblieben, sondern vielmehr — soweit es eben die mangelhaften Raumverhältnisse erlauben — dem Publikum bequem zugänglich gemacht. Es kann somit nicht allgemein behauptet werden, dass die in Böhmen erschienene und erscheinende Literatur niemand aufgehoben, niemand gesammelt hätte. Auch von der gegenwärtigen Bibliotheksleitung kann nicht behauptet werden, dass sie die Ergänzung der vorhandenen Lücken ausser acht liesse; es hat sogar Professor Sauer selbst an der ehren- und mühevollen Arbeit der Ergänzung des alten Bestandes einen beträchtlichen Anteil. Man kann somit nicht annehmen, dass diese Umstände dem Professor Sauer nicht bekannt wären. Hält er jedoch trotzdem seine Behauptung aufrecht, so müssen es andere Gründe gewesen sein, die ihn bewogen haben, unbekümmert um die auf diese Weise gesammelten Werke, ausserhalb der Prager Universitätsbibliothek Abhilfe zu suchen.

Ich kenne zwar diese seine Gründe nicht, fühle mich jedoch trotzdem bewogen, aus meiner eigenen Erfahrung seinem Wunsche nach einer eigenen Sammlung von böhmischen Landesautoren, — selbstverständlich meine ich damit die Literatur beider Nationalitäten — prinzipiell beizustimmen.

Wie schon erwähnt, besteht in Österreich für sämtliche Drucker, Verleger und Autoren die Pflicht, je ein Exemplar jedes von ihnen herausgegebenen und zum Verkauf bestimmten literarischen Werkes der dazu bestimmten Bibliothek abzuliefern. Der Hauptzweck dieser Pflicht war ursprünglich derselbe wie in Deutschland: man wollte

auf eine billige Weise den betreffenden Bibliotheken die nötige einheimische Literatur für ihr Publikum zukommen lassen. Zu diesem ursprünglichen Hauptzwecke gesellte sich jedoch, besonders in Österreich, ein nicht minder wichtiger Nebenzweck, indem durch diesen Pflichtexemplarzwang auch die für die zeitgenössische Wissenschaft nicht in Betracht kommenden Produkte der Landesliteraturen gesammelt wurden und auf diese Weise der Nachwelt erhalten blieben. Jedes Land erzeugt jährlich eine Menge von Werken, die vom Standpunkte der Wissenschaft und der Ästhetik betrachtet einen verhältnismässig nur geringen oder gar keinen Wert besitzen, die jedoch nach hundert Jahren für die Kultur- und Literaturgeschichte des betreffenden Volkes von grossem Werte werden müssen. Es muss also jedem Volke daran gelegen sein, dass diese nach wenigen Jahren nirgends aufzutreibenden Literaturprodukte auf das sorgfältigste gesammelt und dem Forscher übersichtlich und bequem zur Verfügung gestellt werden. Dass wäre jedoch nur dann möglich, wenn diejenigen Bibliotheken, die zur Entgegennahme von Pflichtexemplaren bestimmt sind, auch die Pflicht hätten, diese in einer besonderen Abteilung für die Nachwelt aufzubewahren und genaue gedruckte Verzeichnisse von ihnen zu publizieren. Dies ist jedoch in den Universitätsbibliotheken — besonders wenn diese, wie es in Prag der Fall ist, auch den weiteren Kreisen des Publikums dienen sollen — nicht leicht möglich. Eine besondere Abteilung ist für jede Bibliothek (gleichgültig, ob diese nach dem numerus currens oder nach den wissenschaftlichen Fächern ihre Bücher ordnet) eine Bürde, welche bei dem ständigen Mangel an geeigneten Räumen und an Arbeitskräften ein nicht zu unterschätzendes Hindernis des regelmässigen Dienstes bildet. Ausserdem kann eine beträchtliche Anzahl von wichtigeren wissenschaftl. und belletristischen Werken, welche als Pflichtexemplare an die Bibliothek geliefert werden, dem Publikum nicht vorenthalten bleiben, so dass diese in kürzester Zeit stark abgenützt werden und für die Nachwelt verloren gehen. Das Unterrichtsministerium hat vor einiger Zeit dieser Gefahr durch eine Anordnung vorbeugen wollen, durch welche den Bibliothekaren die Anschaffung von häufig benutzten Werken in mehreren Exemplaren gestattet wird. Obwohl dadurch die Möglichkeit geschaffen wurde, die gänzliche Vernichtung einer ganzen Reihe besonders wichtiger Werke zu verhindern, ist es trotzdem einer stark in Anspruch genommenen Bibliothek nicht leicht möglich, die Pflichtexemplarensammlung intakt und einheitlich zu erhalten. Das Prinzip einer jeden modernen Biblio-

thek, ihren gesamten Bücherbestand möglichst leicht und bequem der ganzen Öffentlichkeit zugänglich zu machen, lässt sich eben schwer mit dem, ich möchte am liebsten sagen »archivalischen« Prinzipe der Aufbewahrung der vorhandenen Schätze für die Zukunft und für die rein wissenschaftliche Arbeit einiger Auserwählten, in Einklang bringen.

Diese zweifache Aufgabe ist es vor allem, die die europäischen Bibliotheken den amerikanischen gegenüber so schwerfällig macht, abgesehen natürlich von den weit günstigeren Raum- und Arbeitsverhältnissen der letzteren. Die viel später gegründeten amerikanischen Bibliotheken rechnen nicht mit alten überlieferten Bücherschätzen und kennen nur einen Zweck: das Publikum anzulocken und es zum möglichst starken Besuche und zur Benutzung der Bibliothek zu zwingen.

Die alten europäischen Bibliotheken, welche die Pflicht haben, in ihren grösstenteils ungenügenden Räumen nicht nur die Produktion der zeitgenössischen Wissenschaft und Literatur dem Publikum leicht zugänglich zu machen, sondern auch kostbare Schätze der Vergangenheit vor dem Verfalle zu hüten, geraten jeden Augenblick in die höchst peinliche Lage, entweder dem grossen Publikum einen beträchtlichen Teil ihres Bücherbestandes zu entziehen und dadurch dem eigentlichen Zweck einer modernen Bibliothek untreu zu werden, oder die ihnen zur Aufbewahrung für die Zukunft anvertrauten Schätze einer völligen Vernichtung in absehbarer Zeit preiszugeben.

Eine Abhilfe wäre nur dadurch möglich, dass die beiden bis jetzt auf einer Anstalt lastenden Pflichten von einander getrennt würden. Die Bestrebungen im modernen Bibliothekswesen sind bereits bemüht diese Trennung herbeizuführen; die zahlreichen Volksbibliotheken, die immer umfangreicheren Seminar- und Institutsbibliotheken bei den verschiedenen Universitätsanstalten zeigen deutlich, in welcher Richtung das moderne Bibliothekswesen fortschreiten wird. Professor Sauers Vorschlag der Errichtung einer deutschen nationalen Landesbibliothek für Böhmen ist auch nur ein Teil dieser Bestrebungen, mit welchen jeder Bibliothekar für die Zukunft zu rechnen hat.

Professor Sauer fühlt ganz richtig, dass für die Landesliteratur eine besondere Anstalt not tut, in welcher die alten Schätze sowie auch die stätig zuströmende Landesproduktion streng wissenschaft-

lichen Zwecken dienen und für die Nachwelt wohl aufbewart bleiben sollen.

Professor Sauer redet in seinem Aufsatze ausschliesslich von einer deutschen Nationalbibliothek für Böhmen. Derselbe Gedanke wurde jedoch des öfteren auch in der čechischen Presse für die čechisch geschriebene Literatur ausgesprochen, was nur umsomehr seine Richtigkeit beweist. Ob auf solche Weise zwei parallele Anstalten, oder eine zweisprachige unter einer Leitung stehende Anstalt entstehen soll, ist wohl eher eine politische als bibliothekswissenschaftliche Frage. Ich kann nur versichern, dass ich für die čechische Literatur bereits jahrelang dasselbe Bedürfnis nach einer einheitlichen, die gesamte Nationalliteratur umfassenden Bibliothek hege, wie es Professor Sauer für die deutsche Nationalliteratur in Böhmen klargelegt hat. Der Prager Klementina, welche derzeit die Pflichten einer Sammelstelle für Pflichtexemplare, einer volkstümlichen, öffentlichen, wissenschaftlichen und Universitätsbibliothek in ihren mangelhaften Räumen erfüllen soll, würde eine solche Landesbibliothek ihre schwere Aufgabe beträchtlich erleichtern, umsomehr, da die neue Bibliothek (oder die neuen Bibliotheken) dann auch im Stande wären, die an sie gestellte wichtige Aufgabe, welche Professor Sauer seinem Antrage beifügt, und welche derzeit schwer zu erfüllen ist, zu bewältigen. Es wird dann leicht möglich sein — Professor Sauer wird erlauben, dass ich seinen Wunsch den beiden Literaturen Böhmens anpasse — »eine erschöpfende wissenschaftliche Bibliographie aller in Böhmen gedruckten Bücher anzulegen, ein Werk, das der Geschichte des Buchdrucks ebenso wie der Kultur- und Literaturgeschichte als verlässliche Grundlage zu dienen haben wird.« In der Theorie sind wir also, Čechen wie auch Deutsche, wohl einig, dass es höchst notwendig ist, eine Landesbibliothek, welche die gesamte einheimische Literatur, sowie auch alles, was von der auswärtigen Literatur unsere Heimat betrifft, zu sammeln und aufzubewahren. *Eine Anstalt nach der Art der Landesarchive, rein wissenschaftlichen Zwecken dienend.*

Wie jedoch diese Aufgabe zu lösen wäre und in welches Verhältnis das neue Institut zu den bereits existierenden Bibliotheken treten würde — das ist eine andere und wohl auch viel kompliziertere Frage.

Zusatz. — Mit Vergnügen hat die Č. R. diesen Aufsatz aufgenommen und ist gern bereit, einer Diskussion über den wichtigen

Gegenstand, den er behandelt, ihre Spalten zu öffnen. Ein Bedenken gegen die Errichtung national getrennter Bibliotheken, das nichts weniger als nationaler Voreingenommenheit entspringt, kann jedoch dabei nicht verschwiegen werden: nicht alles, was deutsch geschrieben ist, gehört darum in eine deutsche Nationalbibliothek; die Werke Dobrovskýs, um nur ein Beispiel anzuführen, gehören gewiss der čechischen Nation an, ebenso wie A. Schleichers »Odevřený list« der deutschen. — Und wie sollen die lateinischen Schriften geteilt werden? Durch einen blossen energischen Schnitt ist da nicht alles getan.

D. Red.

Die Mängel der böhmischen philosophischen Fakultät.

Von A. T. (Schluss.)

Überaus elend und gar nicht hinreichend ist auch die Lokalität des k. k. zoologischen Institutes in der Lazarská, welches in einem Privathause auch »provisorisch« untergebracht, der notwendigsten Einrichtung entbehren muss. Was Wunder also, dass am Anfang des heurigen Schuljahres 1906—7 wieder ein Universitätsstreik der Hörer der Mathematik und der Naturwissenschaften*) ausbrach. An der ganzen Universität konnte man nicht einmal einen genügend grossen »Hörsaal« für die Hörer der Mathematik finden. Um diesen Mängeln abzuhelfen, wurde durch Inserate in den Tageszeitungen gesucht und dann tatsächlich »provisorisch« ein Haus in der Krakovská mit 26 Lokalitäten gemietet, das jetzt zu diesem neuen Zwecke adaptiert wird, so dass man dort im Sommersemester 1907 lesen soll. Damit aber die Hörer nicht überhaupt ohne Vorträge sind, lesen die Professoren Dr. Petr und Dekan Sobotka denselben Vortrag zweimal, je für eine Hälfte der Hörer; auf solche Art und Weise lesen sie freilich nur die Hälfte der Zahl der Wochenstunden.

Wenn wir erwägen, dass man schon für alle die oben erwähnten »provisorisch« gemieteten Lokalitäten (ohne das Haus in der Krakovská) jährlich 62.710 K Mietzins (darunter nur für das s. g. Kaulichsche Haus allein 32.738 K) zahlen muss, so können wir uns wenigstens annähernd vorstellen, wieviel tausend Kronen schon für diese provisorischen Lokalitäten, die doch bei aller

*) Die Lokalitäten dieses Faches sind vielleicht am weitesten von einander entfernt: die Botanik wird nämlich »in Slup«, die Zoologie in der Lazarská, die Mineralogie (und auch noch die Zoologie) im Kaulich-Hause (am Karlsplatz) und endlich die Physik im Klementinum vorgetragen.

Adaptation niemals ihrem Zwecke entsprechen können, ausgegeben wurden, und wie viel noch ausgegeben werden müssen. Gewiss übertreffen die Summen, die man so verbraucht, die Zinsen des für die Neubauten notwendigen Kapitals. Man kann es also wohl freudig bewillkommen, dass die Universitätsstreike, Universitätsversammlungen und andere Aktionen für die Universitätslokalitäten einen faktischen Erfolg hatten, dass sie nämlich mit den Vorbereitungen zu dem Bau der neuen Universität endeten, die doch schon ein Fortschritt sind.

Über diese brennende Frage wurde zuletzt ausser in einigen Studentenversammlungen namentlich auch am 21. November 1905 im böhmischen Landtage *) verhandelt, als nämlich der Bericht der Schulkommission betreffend den Mangel an für die Zwecke der beiden Prager Universitäten notwendigen geeigneten Lokalitäten verlesen wurde. Unter anderem lesen wir dort auch **): »Ausgenommen die zwei neu aufgeführten schönen Gebäude auf den Sluper Gründen für das botanische und chemische Institut ,entsprechen die übrigen, für Hörsäle, Institute und Seminarien bestimmten Räume nicht den primitivsten Anforderungen, und sind insgesamt für wissenschaftliche Zwecke ungeeignet. Zieht man in Betracht, dass sich heuer im Wintersemester 1905—6 an der philosophischen Fakultät über 1400 Hörer einschreiben liessen, dass ausser diesen noch über 400 Juristen verpflichtet sind, hier Vorlesungen über Philosophie und Geschichte zu hören, und dass die Zahl der Hörer hier infolge des Bestrebens auch weiterer Kreise, namentlich der Volksschullehrer und der Absolventinnen der Mädchen-Gymnasien und Lyzeen, überhaupt ständig wächst, so wird man begreifen, weshalb die früheren schweren Mängel und Misstände noch unerträglicher geworden sind. Es ist ferner allgemein anerkannt, dass die schreiendsten Verhältnisse im physikalischen Institute im Klementinum herrschen, wo ein absoluter Raummangel herrscht und dessen Räume geradezu die Gesundheit der Professoren und Hörer gefährden.«

Der Berichterstatter Abg. Prof. Dr. Čelakovský wies mit Recht auf das traurige Faktum hin, dass die Regierung ihr bei der Teilung

*) Schon im J. 1900 hatten sich die damaligen Rektoren der beiden Prager Universitäten an den Landtag gewendet, um eine Verbesserung bei der Unterrichtsverwaltung zu erwirken.

**) Bericht der Schulkommission, II. Jahressession des Landtages des Königr. Böhmen v. J. 1901, Druck CCCXII, Nr. 752 Ldtg., S. 4—5.

der Prager Universität (1882) gegebenes Versprechen, dass sie der čechischen Universität jene Einrichtung, die zu ihrer wissenschaftlichen Entwicklung und zu ihrem Aufblühen notwendig ist, bewilligen wird, ohne irgendwie die deutschen Fakultäten beschädigen oder beschränken zu wollen, nicht eingehalten hat. So geschah es auch, dass von jenen, schon sehr elenden und unzulänglichen Lokalitäten der gemeinsamen Universität die weniger passenden Teile der čechischen zugeteilt wurden. Obzwar seither die Zahl der Hörer immer mehr und mehr wächst, sind doch die Lokalitäten nicht in diesem Verhältnisse erweitert worden, und so ist ein grosser Teil der Studenten geradezu genötigt die Vorlesungen nicht zu besuchen. »Die Verhältnisse sind so schreiend, dass man sich wundern muss, dass diese Sachen so lange bei uns andauern können ... Unsere Hörsäle, Promotions- und Prüfungshalle, unsere Konferenzzimmer, Kliniken, Laboratorien, Institutskabinette, Seminare und Bibliotheken, unsere wissenschaftlichen Sammlungen, Gänge, Stiegen und Aborte sind in solchem Zustande, dass man davon ein dickes Buch schreiben könnte, und dieses dicke Buch würde gewiss keineswegs zeigen, dass unser Staat das Bestreben hat ein kultureller Staat zu verbleiben.«*)

Einen Monat darauf (am 16. Dezember 1905) unterbreitete der akademische Senat der böhmischen Universität dem k. k. Ministerium für Kultus und Unterricht ein ausführliches Memorandum betreffend die Vorschläge**) zu Neubauten der Kollegienhäuser, wo er folgende Vorschläge zur Genehmigung anträgt: 1. Dass der Neubau des Kollegienhauses der rechtswissenschaftlichen Fakultät mit Einschluss der Zentralämter auf dem auf 3220 m^2 erweiterten Blocke Nro IV im Assanierungsrayon aufgeführt werde. Der Neubau möge binnen 3 Jahren (bis zum J. 1908) fertig sein. 2. Dass der Neubau des Kollegienhauses der philosophischen Fakultät auf dem Blocke Nro X aufgeführt werde. Mit Recht wird dazu bemerkt, dass »der gegenwärtige beklagenswerte Zustand der Räumlichkeiten der philosophischen Fakultät und deren Ueberfüllung erheischen, dass

---

*) Stenograph. Bericht über die XXVII. Sitz. der II. Jahressession des Landtages des Königreiches Böhmen vom J. 1901 am 21. Nov. 1905, S. 1220.

**) Von besonderem Interesse waren: der in einem besonderen Memorandum (vom 10. Nov. 1905) ausführlich begründete Vorschlag des Referenten der philosophischen Fakultät Prof. Dr. Niederle auf Erbauung der neuen Universität auf dem Belvedere und das von der Studentenschaft selbst motivierte Bauprojekt im Podskaler Rayon (Prag-Neustadt), welche aber beide verworfen wurden.

auch für den Bau der philosophischen Fakultät die Vorarbeiten möglichst beschleunigt werden und dieser binnen drei Jahren (bis zum J. 1908) zu Ende geführt werde«.*)

Indessen aber erklärte in der Studentenversammlung am 1. November 1906 S. M. der jetzige Rektor MUDr. Hlava, dass zwar schon das Ministerium dem Prager Stadtrate mitgeteilt hat, dass die Regierung die erforderlichen Grundstücke in der Assanation ankaufen werde, dass aber die Aufführung des Baues noch 4 bis 5 Jahre in Ausspruch nehmen werde. Der Kaufpreis soll in 50 Semestralannuitäten der Prager Gemeinde bezahlt werden.**) Dazu muss man freilich bemerken, dass die in verschiedenen Stadtteilen zerstreuten neuen Universitätsgebäude unserer Hauptstadt (gewiss nicht ganz auch ohne ihre Schuld) kaum zu besonderer Zierde gereichen werden, da anstatt eines einheitlichen, grossen und monumentalen Baues, wie es solche in anderen Universitätsstädten gibt, nur kleine, weit von einander entfernte Gebäude in der ganzen Stadt zerstreut sein werden. Es ist freilich auch von Seite der Kommune verschuldet, dass man nicht in die Zukunft gesehen und so auch bei der Ausarbeitung der Regulationspläne für die Assanation ganz und gar vergessen hat, einen genügenden Platz für die Universitäten im Stadtzentrum zu bestimmen.

* *
*

Viel trauriger noch als die beschriebenen Mängel der Lokalitäten ist die unzulängliche Besetzung einiger Fächer und namentlich die geradezu erbärmliche und beleidigende Dotierung der Seminare an der böhmischen philos. Fakultät. In einigen Fächern muss man sich fast ausschliesslich auf das Privatstudium beschränken, weil

---

*) Dort wird aber nur die historisch-philologische Abteilung ihr Gebäude haben. Die Institute der mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächer sind oder werden noch »in Slup« aufgebaut. Das neue Institut für die Experimentalphysik, um dessen Errichtung sich der Hofrat Prof. Dr. Strouhal schon so lange bemühte, wird hoffentlich mit dem Anfange des künftigen Schuljahres 1907/08 schon eröffnet. Der Bau des Institutes für mathematische Physik, Meteorologie, Zoologie und Anthropologie ist aber bisher noch nicht gesichert. Das naturwissenschaftliche Institut soll nach den neuesten Nachrichten in zwei Jahren erbaut werden.

**) In dem Staatsvoranschlage auf das J. 1907 wird für die »Annuität auf den Kaufschilling behufs Erwerbung der Grundflächen für Neubauten der beiden Universitäten (1. Semestralrate) 70.000 K« bewilligt.

dort wegen des Mangels an Lehrkräften fast gar nichts vorgetragen wird. Den Anständen, die infolge der unzulänglichen Lokalitäten und der grossen, immer noch steigenden Zahl der Hörer entstehen, will man von einer Seite durch die Einrichtung von Parallelkursen *) abhelfen.**) »Es ist das zwar eine Überlastung der Lehrkräfte, die sich so durch die Wiederholung desselben Stoffes von der wissenschaftlichen Arbeit entfernen würden, aber abgesehen auch davon, dass die Veranstaltung solcher Kurse der Professoren nicht würdig ist, weigert sich die Regierung einfach die Veranstalter dieser Kurse zu honorieren.***) Es ist also neben der rechtmässigen Besetzung aller Lehrstühle auch die Errichtung neuer dringend notwendig. Diese Errichtung, wenn nicht die doppelte Besetzung sämtlicher Lehrstühle an der Prager böhmischen Universität, soll namentlich auch eine gründliche Vorbereitung für die künftige mährische Universität in Brünn sein, deren Errichtung man nicht länger aufschieben darf.

Was die einzelnen Fächer anbelangt, sind namentlich folgende Forderungen die dringendsten: Die Kreierung von Lehrstühlen für die einzelnen philosophischen Disziplinen (Psychologie, namentlich aber Soziologie etc.), sowie die Errichtung eines psychologischen Vorbereitungskurses.†) Äusserst wünschenswert erscheint die Besetzung einiger wichtiger Lehrstühle durch ordentliche Professoren, sowie die Kreierung eines Lehrstuhles für Nationalökonomie und für die Staatswissenschaften. Dazu kommt noch die Forderung nach der Errichtung eines Lehrstuhles für die Geschichte der bildenden Künste, verbunden mit einem dazu gehörigen Seminar.††) Man vermisst auch einen Lehrstuhl für die englische Sprache und Literatur.

Auf dem mathematischen Gebiete tritt ein höchst empfindliches Bedürfnis der Errichtung noch einer Katheder für die Mathematik

---

*) Diese sind heuer auch in einigen Seminarien (dem altbulgarischen und mittelhochdeutschen) eingeführt.

**) » . . . bis zur definitiven Unterbringung . . . den obwaltenden Mängeln . . . oder durch Besetzung der zahlreich besuchten Vorlesungen, insoweit es die persönlichen Verhältnisse erlauben, mit zwei Lehrkräften, welche parallele Vorlesungen abhalten würden, abzuhelfen.« Resolution in dem böhmischen Landtage am 21. Nov. 1905. Vgl. Stenograph. Protok. S. 1222.

***) Prof. Dr. Drtina in der Studentenversamulung am 11. Februar 1906.

†) Ein Anfang wurde heuer mit der Vorlesung des Prof. Dr. Fr. Krejčí über philosophische Propädeutik für Nichtgymnasisten gemacht.

††) In dem Staatsvoranschlage auf das Jahr 1907 wird als »1. Rate zur Errichtung eines kunsthistorischen Seminars und Institutes« der Betrag von 2500 K präliminiert.

zutage, weil dort die geringe Zahl der Elementarvorträge sich namentlich für die Anfänger fühlbar macht. Unter den heute obwaltenden Verhältnissen, wo man erst jedes vierte Jahr die Vorträge abhält, welche die nötige Grundlage zum weiteren Studium der höheren Mathematik und zum Verständnis der Vorträge aus der theoretischen Physik und der Astronomie bilden, ist das Studium dieses Gegenstandes und das Eindringen in denselben namentlich für die Anfänger unermesslich anstrengend und undankbar. Auch wäre die Errichtung eines Lehrstuhles der deskriptiven Geometrie sehr nötig. Das Fach der Experimentalphysik bedarf ebenso dringend einer zweiten Professur.

Für die Körpererziehung der Akademiker ist an unserer Universität fast gar nicht vorgesorgt. Es existiert nur bei der philosophischen Fakultät ein 2jähriger Kurs zur Bildung der Turnlehrer, wo aber die Maximalzahl der Teilnehmer nur 20 beträgt. Es wurde daher bereits — auch in einem besonderen Memorandum — gefordert, dass in den neuen Universitätsgebäuden zwei hygienisch und modern ausgestattete Turnhallen errichtet werden, wo nicht nur der Kurs für die Kandidaten des Mittelschulturnens, sondern auch ein Universitätsturninstitut untergebracht würde, wie in Wien, und wo sämtliche Akademiker unentgeltlich unter der Führung einiger Lehrer turnen könnten. Eine weitere und wohl ganz berechtigte Forderung ist, dass die körperliche Erziehung (das Turnen) in die Prüfungsgruppen an der philosophischen Fakulten als Hauptgegenstand eingereiht werde*) und dass dann die Kandidaten des Mittelschulturnlehramtes volle 4 Jahre an der Universität zuzubringen verpflichtet seien und so eine tiefere und breitere Grundlage in der akademischen Bildung bekommen. Wegen der möglichst grossen Fachbildung sollte man die Stundenzahl im Kurse vermehren, die Pädagogik sollte direkt bei dem Professor dieses Faches, die Anatomie, Physiologie und Hygiene in grösserem Umfange an der medizinischen Fakultät gehört, die Theorie und Praxis des Turnens und der Spiele von Universitätsdozenten, die Geschichte der Körpererziehung vom Fachhistoriker vorgetragen werden.

Die Ausstattung sämtlicher Institute (namentlich aber des astronomischen, meteorologischen, geologischen) weist zahlreiche Mängel auf. Die Seminare, Kabinette und Laboratorien sind alle in einem

*) Damit also das Turnen mit einem zweiten Gegenstande auch eine Prüfungsgruppe bilden könnte.

kläglichen Zustande, was nämlich ihre Ausstattung und die Dotierung der Bibliotheken betrifft. Die Bibliotheken können oft nicht einmal durch die nötigsten Werke ergänzt werden.*) Wegen der Überfüllung der Seminare (einige haben 2—3 Abteilungen, alle zahlreich besucht, geradezu überfüllt) ist eine erfolgreiche Arbeit mit allen Kandidaten fast ganz und gar unmöglich gemacht. Es wäre also höchst wünschenswert, dass man die Zahl der Mitglieder für jede Abteilung auf 50 beschränke. Das würde freilich eine grössere Zahl der Abteilungen und darum auch der Lehrkräfte und endlich auch einen grösseren Geldaufwand voraussetzen, und darum ... lasst alle Hoffnung schwinden. Die Erhöhung der Dotationen ist überhaupt für alle Seminare absolut nötig: bei dem mathematischen z. B. sowohl für die Bibliothek als auch namentlich für die geometrischen Modelle u. s. w. Wenn die übrigen Seminare schon unglaublich geringe Dotationen haben, so entbehren 2 Seminare überhaupt jeder ständigen Dotation: das germanische und das slavische, bei welch letzterem es besonders überraschend ist, dass an der einzigen böhmischen Universität gerade das slavische (čechische) Seminar nicht mit einem einzigen Heller dotiert ist! In der Antwort auf das Memorandum, das die čechische Studentenschaft der philosophischen Fakultät über alle diese Angelegenheiten aus ihrer Fakultätsversammlung vom 11. Februar 1906 dem akademischen Senate überreichte und wo sie alle ihre dringendsten Forderungen in Übereinstimmung mit ihren Professoren bezeigte, wird davon gesagt, dass »die Erhöhung der Dotationen für einzelne Seminare und Institute nur langsam vorrückt — aus finanziellen Rücksichten«.

In der erwähnten Versammlung sprach auch der damalige Dekan der böhmischen philosophischen Fakultäten Prof. Dr. Fr. Drtina eine bedeutsame Rede, von der ich einige Teile hier als besonders zutreffend anführen will: »Es ist notwendig, den ungünstigen Standpunkt der Regierung zu erwähnen, die fabelhaft lange die historische Anschauung beibehält, dass in Prag nur eine einzige Universität ist. Die Dotierung der beiden hiesigen Universitäten ist auch darnach. Dazu aber gesellt sich auch ein sonderbares Verhältnis zwischen der hiesigen böhmischen und deutschen Universität. Für die Regierung gilt der Grundsatz, dass die deutsche Prager Universität dasselbe

---

*) Das philologische Proseminar besitzt überhaupt keine Bibliothek und die des slavischen Seminars ist besonders unzulänglich.

haben mnss, was die böhmische hat, dass aber die böhmische Universität nicht alles haben muss. was die deutsche hat «

»Viel verschuldet auch die jetzige Unterrichtsverwaltung in Österreich überhaupt. Schon seit ungefähr 10 Jahren haben wir in Österreich einen unnatürlichen Dualismus: über das Schulwesen entscheidet nämlich nicht nur der Unterrichtsminister, sondern auch der Finanzminister und zwar was das Meritum der Sache anbelangt. Dieser Dualismus ist ungesund, schädlich und unwissenschaftlich. Darum sinkt das Niveau der österreichischen Universitäten, die fremden Gelehrten weisen die angebotenen Professuren an den hiesigen Universitäten zurück. Man kann sich darüber nicht wundern, denn die wissenschaftlichen Institute — wie unsere Erfahrungen mit dem astronomischen Institute, dem psychologischen Kabinette und dem archäologischen Institute lehren — sind der österreichischen Regierung ein Luxus. In gewissen Kreisen herrscht die Überzeugung, dass die Ansprüche der philosophischen Fakultäten übermässig gross sind; diese Kreise mögen zu der Überzeugung gelangen, dass gerade die philosophische Fakultät die Grundlage und das Zentrum der ganzen Universität ist. Der Verfall dieser Fakultät bedeutet den Verfall der wissenschaftlichen Arbeit, was aber notwendig auch den Verfall der Intensität des ganzen öffentlichen Lebens und insbesondere des wirtschaftlichen zur Folge haben muss.«

»Sonderbar ist das Verhältnis der Wiener und der Prager böhmischen Universität. Die Wiener Universität wurde immer als eine Universität für alle Nationen Österreichs angesehen; die Hörer sowie die Professoren aller Nationen hatten Zutritt. Es ist nicht nötig zu erwähnen, welche čechischen Gelehrten zu der wissenschaftlichen Bedeutung dieser Universität beitrugen, die immer für eine repräsentative Hochschule gehalten und darnach auch am reichsten ausgestattet wurde. Sobald aber der Wahlspruch proklamiert wurde, dass die Wiener Universität eine deutsche ist, was sich in verschiedenen Auslassungen gegen slavische Hörer und auch Professoren äusserte, hat sie diese ihre privilegierte Stellung aufgegeben. Da müssen wir fordern, dass in Österreich die Gerechtigkeit so durchgeführt werde, dass jeder Nation die kulturellen Institutionen in vollem Masse zuteil werden. Unsere Prager Universität ist die einzige čechische; dadurch und durch ihre Frequenz hat sie dieselbe Bedeutung, wie die Wiener Universität. Mit vollem Recht müssen wir also verlangen, dass mit ihr als mit der Repräsentativuniversität der čechischen Nation gerechnet werde.«

»Deswegen ist es notwendig die Verhältnisse dieser Universität und namentlich ihrer philosophischen Fakultät zu verbessern. Die elenden Lokalitäten und die elende Ausstattung dieser Hochschule beweisen zugleich, dass diese Universität uns nicht genügt. Wir bedürfen einer zweiten Universität (in Mähren) und wir verlangen sie! Bei der Unzulänglichkeit der Prager Universität ist es nicht möglich abzuwarten, dass durch sie die mährische Universität vorbereitet werde. Nein! Es ist notwendig unverzüglich eine čechische Universität in Brünn zu errichten. Mit der Verwirklichung dieser unserer gerechten Forderung wird auch die Prager čechische Universität entlastet und ihr geholfen. — Es wird auch nötig sein sich in dieser Sache gemeinschaftlich an die Abgeordnetenkreise zu wenden, damit sie mit grösserer Energie als bisher die Erfüllung unserer Kulturforderungen anstreben.«

Es wird hier gewiss am Platze sein, mit einigen Ziffern die schlechte Ausstattung der Universität zu belegen und so die Richtigkeit der Ausführungen des Prof. Dr. Drtina zu beweisen:

Die Prager böhmische Universität ist eine der grössten Universitäten überhaupt. Von den 204 Universitäten, deren Hörerzahl (im Wintersemester 1905/06) bekannt ist, ist sie*) mit ihren 3875 Hörern die zwanzigste in der Reihe. Den ersten Platz behauptet die Berliner Universität mit 14.008 Hörern, ausser welcher von den reichsdeutschen Universitäten nur zwei die unsere übertreffen: die Münchener mit 5446 (die neunte in der Reihe) und die Leipziger mit 5000 Hörern (die zehnte). Von den österreichischen Universitäten geht nur jene in Wien (die vierte in der Reihe) mit 8108 Hörern ihr voran, alle anderen folgen ihr erst in weitem Abstande und zwar in folgender Reihenfolge: 28: Lemberg mit 3249 Hörern; 45: Krakau mit 2407 Hörern; 56: Graz mit 1971 Hörern; 98: Prag (deutsche Universität) mit 1335 Hörern (im Sommersemester 1905)**); 123: Innsbruck mit 1074 Hörern und 159: Czernowitz mit 686 Hörern.***)

Die 56 Millionen Bewohner des Deutschen Reiches (darunter 51 Mil. Deutsche) haben 21 Universitäten. In Österreich leben

---

*) Nach »Minerva«, Jahrbuch der gelehrten Welt« XVI. Jhrg. 1906-07. Strassburg. K. J. Trübner 1907. S. 1300—1302.

**) So steht es in der »Minerva« geschrieben; wenn wir aber, wie bei allen anderen, die Hörerzahl im Wintersemester 1905-06 (1587 Hörer) als Grundlage nehmen, so müssen wir sie an die 76. Stelle versetzen.

***) Die letzte (204) ist die Universität in Worcester (Massachusetts, Ver. St. Amer.) mit 100 Hörern. Über 1000 Hörer haben 131 Universitäten.

26 Millionen, die nur 8 Universitäten besitzen, und zwar: 9·2 Mill. Deutsche (35·8%) haben 5 Universitäten und 15·5 Mill. Slaven (60·4%) nur 3 Universitäten [2 polnische für 4·3 Mil. Polen (16·6%) und nur eine einzige čechische für 5·96 Mill. Čechen (23·3 %)!] Es kommt also eine Universität auf 1·84 Mill. Deutsche, 2·15 Mill. Polen und 5·96 Mill. Čechen; 3·4 Mill. Ruthenen und 1·2 Mill. Slovenen haben überhaupt keine Universität! Wenn man also den Čechen mit demselben Masse wie den Deutschen messen sollte, so müssten sie wenigstens 3 Universitäten haben, aber auch die Errichtung der zweiten schon höchst notwendigen — wird ihnen aus politischen Gründen verweigert!

Ebenso schlimm und schreiend erscheinen die Verhältnisse, wenn wir auf die Zahl der Hörer und ihre Nationalität Rücksicht nehmen: In den Jahren 1896—1901 (also im Laufe von 10 Semestern) wurden an den österreichischen Universitäten im ganzen 160.406 Hörer eingeschrieben; auf ein Semester entfallen also durchschnittlich 16.040 Hörer, nach den einzelnen Universitäten: auf Wien 5816 (36%), Prag čechische 2880 (18%), Lemberg 1806, Graz 1601, Krakau 1292, Prag deutsche 1257, Innsbruck 992, Czernowitz 396 Hörer (pro Semester). Der Nationalität nach waren an diesen 5 deutschen, 2 polnischen und nur einer einzigen čechischen Universität: 7467 Deutsche d. i. 46½% (5 Universitäten!), 3273 Čechen d. i. 20½% (eine einzige Universität für fast die Hälfte der Zahl der deutschen Hörer!), 2790 Polen d. i. 17½% (2 Universitäten!), 905 Südslaven (keine Universität), 619 Ruthenen (keine Universität), 484 Italiener (die juridische Fakultät versprochen).*) An den deutschen Universitäten sind 60% aller österreichischen Hörer; 5 deutsche Universitäten von 8 machen 62·5%. An den polnischen Universitäten sind 22% sämtlicher Hörer; 2 polnische Universitäten bilden 25% sämtlicher Universitäten. Da steigen also immer die Ziffern. An der einzigen čechischen Universität sind dagegen 18% sämtlicher Hörer, sie bildet aber nur 12·5% der in Österreich bestehenden Universitäten. Da sinkt also plötzlich die Ziffer. Während also die Deutschen bei 35·8% der Bewohner 62·5% der Universitäten haben, haben die Böhmen bei 23·2% der Bewohner nur 12·5% sämtlicher Universitäten!**)

*) Nach dem »Kalendář Pokrokového Studentstva« auf das J. 1905/06, S. 150 (dort nach der »Konserv. Korresp.« 1904). Nach der Statistik aus dem J. 1901/02, die der Abg. Prof. Dr. Rieger im böhmischen Landtage am 21. Nov. 1905 erwähnte, sind die Verhältnisse unverändert.

**) Abg. Prof. Dr. Rieger im böhmischen Landtage am 21. Nov. 1905, Stenogr. Prot. S. 1227.

Es handelt sich freilich nicht nur um die Zahl der Hochschulen, sondern auch und zwar besonders um ihre Ausstattung. Soweit man nun dieses Moment mit den Daten aus dem Staatsvoranschlage auf das J. 1907 und der Angabe der Zahl der Hörer und der Professoren ergründen kann, sind die Daten selbst so beredt, dass sie gar keines Kommentars bedürfen. Besonders charakteristisch ist die Vergleichung der beiden Prager Universitäten (und der deutschen überhaupt). Richtig sagte der Abg. Prof. Dr. Fiedler:*) »Unser Hochschulwesen in Österreich leidet überhaupt an einer unzulänglichen Ausstattung, aber das Hochschulwesen der nichtdeutschen Nationen leidet in dieser Richtung noch durch den Nachteil, dass seine Ausstattung viel schlimmer ist als die des deutschen, und dass überdies die Zahl der nichtdeutschen Anstalten viel kleiner ist, ja dass auch

Universität	Professoren		Privat-Doz.	Lektoren	Übrige Lehr-Kräfte	Hörer		Summe		Eine Lehrkraft entfällt auf Hörer
	ord.	a. ord.				immatrikul.	nicht immatr.	d. Lehrkräfte	der Hörer	
Wien	93	68	284	—	21	6333	1775	471	8108	17·21
	45	26	95	5	14	1858	789	185	2647	14·31
Prag (böhm.)	64	32	65	—	3	3182	693	176	3875	22·02
	28	13	29	2		1182	394	82	1576	19·22
Prag (deutsch.)	6	33	40		4	1267	320	141	1587	11·25
	29	11	12	3		356	205	55	561	10·20
Lemberg (poln.)	53	19	42		6	3249***)		134	3249	24·24
	20	11	18	4	7			60	***)	***)
Krakau (poln.)	67	21	44	-	1	2075	442	141	2517	17·85
	34	7	19	8		851	378	68	1229	18·07
Graz	67	23	43		8	1971	—	143	1971	13·78
	31	12	14	2	3	671	—	62	671	10·82
Innsbruck	56	16	17		8	1074***)		99	1074	10·85
	26	8	8	2	3	325***)		47	325	6·91
Czernowitz ohne medizin. Fak.	32	6	5	—	7	564	122	51	686	13·45
	17	1	2	1	4	262***)		25	262	10·50

*) In dem böhmischen Landtage am 21. Nov. 1905. Vgl. Stenogr. Prot. S. 1231.

**) Nach der »Minerva«. Die obere Ziffer bedeutet die Zahl der Professoren und Hörer der ganzen Universität, die untere nur ihrer philosophischen Fakultät.

***) Die näheren Angaben fehlen.

einige Nationen überhaupt keine Hochschulen haben. Es ist darum kein Wunder, dass die das Hochschulwesen betreffenden Fragen unter die schmerzhaftesten und akutesten Fragen Österreichs gehören.« Das neue Staatsbudget liefert wiederum einen überzeugenden Beleg dafür, dass in den Angelegenheiten unseres Hochschulwesens ganz ungleich gemessen wird. Nehmen wir die Hörerzahl in dem Wintersemester 1905/06 als Grundlage an und berechnen wir dann auf Grund des neuen Voranschlages die einzelnen Aufwände! Die Zahl der Professoren und der Hörer in dem erwähnten Wintersemester war folgende: (Siehe die Tabelle auf Seite 822.)

An allen 5 deutschen Universitäten gab es also 905 Lehrkräfte für 13·526 Hörer, an ihren philosophischen Fakultäten 374 Lehrkräfte für 4466 Höhrer, so dass eine Lehrkraft auf 15·8 Universitätshörer, an den philosophischen Fakultäten schon auf 11·94 Hörer entfiel (an der böhmischen Universität erst auf 22·02 resp. 19·22 Hörer!) Einer Lehrkraft der böhmischen Universität (und auch ihrer philosophischen Fakultät) fiel also eine doppelt so grosse Zahl von Hörern zu als einer Lehrkraft der Prager deutschen Universität und eine dreimal so grosse als einer an der philosophischen Fakultät in Innsbruck. Die Hörerzahl der böhmischen Universität ist nur 2·1 mal kleiner als die der Wiener Universität, dagegen aber 2·4 mal grösser als die der Prager deutschen, 3·6 mal grösser als die der Innsbrucker und 5·66 mal grösser als die der Czernowitzer. Die böhmische philosophische Fakultät hat nur 1·7 mal weniger Hörer als die Wiener, dagegen aber 2·8 mal mehr als die Prager deutsche, 2·4 mal mehr als die Grazer, 4·8 mal als die Innsbrucker und 6 mal mehr als die in Czernowitz. Diese Ziffern müssen wir uns vorhalten, wenn wir jetzt die einzelnen Posten aus dem Staatsvoranschlage für das Jahr 1907 vergleichen wollen:

Von dem präliminierten Betrage für sämtliche 8 österreichischen Universitäten per 12,861.806 K*) entfällt auf: die 5 deutschen Universitäten 8,020.405 K (64·5%), die 2 polnischen Universitäten 2,715.447 K (22 %), auf die böhmische Universität 1,680.322 K (13·4 %),**); auf die deutschen Universitäten also

*) Ordentliche und ausserordentliche Ausgaben zusammen (im J. 1906: 12,335.150 K).

**) Dazu der gemeinschaftliche ordentliche Aufwand der beiden Prager Universitäten (230.043 K — Interkalare 48.867 =) 181.176 K, der ausserordentliche gemeinschaftliche Aufwand 195.349 K und der Betrag für sämtliche Universitäten rund 692.000 K.

64·5 %, die slavischen aber nur 35·5 %! Die Deutschen bilden 35·8 % der Bewohner, bekommen aber für ihre Universitäten 64·5 % des ganzen Aufwandes, die Slaven bilden 60·4 %, bekommen aber nur 35·5 %! Das Verhältnis ist da also ganz und gar umgekehrt. Die Čechen (5·96 Mill.) bilden 23·3 % der Bewohner doch beträgt der Aufwand auf ihr Hochschulwesen nur 13·5 % des ganzen Voranschlages. Die einzige čechische Universität hat mehr Hörer als drei deutsche Universitäten zusammen (Innsbruck, Prag, Czernowitz: 3347 gegen 3875 der čechischen Universität) und trotzdem verwendet der Staat für diese drei erwähnten deutschen Universitäten im J. 1907 volle 2,968.782 K (Innsbruck 1,112.400 K, Prag 1,448.291 K, Czernowitz 408.091 K) gegen 1,680.322 K für die čechische Universität.

Der durchschnittliche Aufwand für einen Hörer der deutschen Universitäten ist also 597·37 K, der polnischen Universitäten 470·34 K und der böhmischen Universität 433·63 K! Wenn wir die einzelnen Universitäten berücksichtigen, so erhalten wir folgende Resultate:

Universität	Zahl der Hörer	Gesamtaufwand			Aufwand für einen Hörer
		ordentlicher	ausserordentl	Summe	
Wien	8108	3,447.200 K	331.843 K	3,779.043 K	466·09 K
Prag (böhm.)	3875	1,447,794 K*)	232.528 K**)	1,680.322 K	433·63 K
Prag (deutsch)	1587	1,375.123 K*)	73.168 K**)	1,448.291 K	912·59 K
Lemberg	3249	1,087.600 K	120.222 K	1,207.822 K	371·75 K
Krakau	2517	1,435.000 K	72.625 K	1,507.625 K	598·97 K
Graz	1971	1,244.400 K	28.180 K	1,272.580 K	645·65 K
Innsbruck	1074	1,005.400 K	107.000 K	1,112.400 K	1035·75 K
Czernowitz (ohne mediz. Fakultät)	686	404.900 K	3.191 K	408.091 K	594·88 K
Alle	23.067	11,697,700 K	1,164.106 K	12,861.806 K	557·54 K

*) Der ord. Aufwand für beide Prager Universitäten ist also 2,822.911 K + ord. gemeinschaftl. Aufwand (Bibliothek usw.) 221.428 K + ord. Aufwand auf die Universitätsfondsgüter Michle und Malešic 8.615 K zusammen 3,052.960 K — 3% Interkalare 48.867 K macht ord. Erfordernis 3,004 093 K = rund 3,004.000 K.

**) Der ausserord. Aufwand für beide Prager Universitäten ist also 305.696 K + gemeinschaftl. ausserord. Aufwand 192.199 K + ausserord. Aufwand auf die Universitätsfondgüter 3150 K zusammen.

Unter dem durchschnittlichen Aufwande für einen Universitätshörer bleiben also im ganzen nur 3 Universitäten, eine deutsche, eine polnische und selbstredend auch die čechische. Ein Hörer der böhmischen Universität kostet 2·1mal weniger als ein Hörer der Prager deutschen und 2·4 mal weniger als ein Hörer der Innsbrucker Universität. Die ordentlichen Ausgaben für die einzelnen philosophischen Fakultäten gewähren folgendes Bild:

Universität	Wien	Prag (böhm.)	Prag (deutsche)	Lemberg	Krakau	Graz	Innsbruck	Czernowitz	Alle
Hörerzahl	2.647	1576	561	--	1229	671	325	262	—
Ord. Aufwand	1,148.194 K	558323 K	523589 K	326108 K	514458 K	458368 K	340483 K	224778 K	K 4,094301
Aufwand für einen Hörer	K 433·77	K 354·26	K 933·31	—	K 418 59	K 683.11	K 1047·64	K 857·93	—

Es entfällt also auf einen Hörer der Innsbrucker philos. Fakultät 2·95mal, der Prager deutschen 2·6mal, der Czernowitzer 2·4mal mehr, als auf einen Hörer der čechischen philosophischen Fakultät. Es ist zwar nicht möglich, damit zu rechnen, dass der Aufwand des Staates für die Universitäten genau der Hörerzahl entspreche, weil dann mancher Universität gar zu wenig zufiele, aber solche Ziffern, wo einem Hörer ·354 K und dem einer anderen Universität 2·95 mal (resp. 2·6 mal) mehr · zufällt, schreien doch allzu sehr nach einer Reform.

Ähnlich »interessant« ist der Staatsvoranschlag auch, was die Einzelheiten betrifft. Aus einer solchen detaillierten Durchsicht einzelner Posten würden alle Schattenseiten am klarsten ersichtlich. Ich erwähne hier aber nur die Posten der beiden Prager philosophischen Fakultäten, wo diese Verhältnisse besonders bedeutungsvoll erscheinen:

In dem neuen Staatsvoranschlage ist präliminiert: Für die Gehalte des Lehrpersonales und der Beamten der böhmischen philosophischen Fakultät 280.700 K; darunter für 31 ordentliche Professoren**) 233.600 K, für 12 ausserordentliche Professoren***) 42.500 K. Für die Gehalte der 13 Diener 10.400 K, 2 Dienst-

*) Mit den 69.200 K, die als Erfordernis für sämtliche Universitäten präliminiert sind.

**) 2 erst vom 1. Oktober 1907.

***) 1 erst vom 1. Oktober 1907.

alterszulagen 300 K, Aktivitätszulagen der Diener 2820 K. An der Prager deutschen philosophischen Fakultät: Gehalte des Lehrpersonales und der Beamten 296.417, darunter für 30 ordentliche Professoren 246.000 K, für 11 ausserordentliche Professoren 44.267 K. Die Gehalte der 14 Diener 13.000 K, 8 Dienstalterszulagen 1250 K, Aktivitätszulagen der Diener 3060 K. — Nach dem Personalstande für das Jahr 1907 finden wir aber, dass an der böhmischen philosophischen Fakultät nur 28 ordentliche und 13 ausserordentliche, an der Prager deutschen aber 29 ordentliche und 12 ausserordentliche Professuren tatsächlich besetzt sind. Von den 12 deutschen ausserordentlichen Professoren ist unterdessen einer zum ordentlichen ernannt, so dass wir dann die Ziffer, wie sie in dem Staatsbudget erscheint, bekommen. An der böhmischen philosophischen Fakultät sollen vom 1. Oktober 2 ausserordentliche Professoren zu ordentlichen befördert und ein neuer ausserordentlicher ernannt werden; dann werden also zwar 12 ausserordentliche, aber nur 30 ordentliche Professoren da sein, so viel, als es an der Prager deutschen Fakultät gibt.

Und so sehen wir da das gewiss überraschende Faktum, dass der Betrag des Gehalts und der Aktivitätszulage einer ordentlichen Professur der böhmischen philosophischen Fakultät nicht zur Auszahlung gelangen und so der Staatskassa zugute kommen wird. Da nun dieser Fall nicht vereinzelt*) ist, so begreifen wir, zu wessen Nachteil die staatlichen Kassabestände entstehen, deren sich dann die Regierung so sehr zu rühmen weiss. Und dann müssen wir noch fast um jeden Heller für die Dotationen und überhaupt für alle unsere kulturellen Zwecke unermüdlich feilschen und fast immer solche Selbstverständlichkeiten als eine politische Konzession erkämpfen.

Für Stiftungen und Stipendien ist präliminiert: an der čechischen philosophischen Fakultät 8660 K, darunter für Seminarstipendien 5760 K,**) Demonstratorenstipendien (3) 1500 K. An der Prager deutschen philosophischen Fakultät dagegen 10.040 K, darunter für Seminarstipendien 6140 K, Demonstratorenstipendien (4) 1900 K.

---

*) So verfallen z. B. an der böhmisch. juridischen Fakultät auf eine solche Art vollends die Beträge für 4 nicht besetzten Professuren dem Staatssäckel. Vgl. dazu »Politik«, Nro. 311, vom 11. Nov. 1906, S. 2.

**) Einige Seminare haben mehrere Abteilungen.

Remunerationen und Aushilfen: für die böhmische Fakultät 48.300 K, darunter für Seminarremunerationen 16.800 K,*) Remunerationen der Lehrer (im engeren Sinne) 4000 K, Remunerationen der 15 Assistenten 22.400 K, veränderliche Remunerationen und Aushilfen 400 K, Dagegen für die deutsche Fakultät 58.760 K, und zwar darunter: für die Seminare 17.800 K,**) Remunerationen der Lehrer (im engeren Sinne) 5800 K, Remunerationen der 18 Assistenten 27.900 K, sonstige Remunerationen 3360 K,***) veränderliche Remunerationen und Aushilfe 1000 K.

Unterrichtserfordernisse: Jahresdotationen für die Seminare und Institute: an der böhmischen Fakultät nur 35.400 K und zwar darunter: für die klassische Archäologie 600 K, für das Seminar für slavische Philologie (eigentlich 6 Abteilungen) 0 K,†) für das Seminar für deutsche Philologie (3 Abteilungen) 0 K,††) für das Seminar für romanische Philologie 200 K, für das chemische Laboratorium 4400 K. An der deutschen Fakultät dagegen 42.020 K, und zwar: für die archäologische Lehrkanzel 1600 K, für das archäologisch-epigraphische Seminar 400 K, für das Münzkabinett 200 K,) für das Seminar für deutsche Philologie 400 K, für das Seminar für französische und englische Sprache 1000 K, für das chemische Laboratorium 6400 K, für die kosmische Physik 200 K, für das mathematisch-physikalische Institut 800 K, für das physikalisch-chemische Institut 1400 K.†††)

Aus allem, was hier gesagt worden, ist hoffentlich ganz klar ersichtlich, wie die böhmische philosophische Fakultät und die

---

*) Darunter für das pädagogische Seminar 800 K (an der deutschen Fakultät 2600 K!).

**) Darunter für das kunsthistorische Seminar 1400 K, für das archäologisch-epigraphische Seminar 1600 K; an der böhmischen Fakultät sind nur (ausserordentlich) als 1. Rate »zur Errichtung eines kunst-historischen Seminars und Institutes« 2500 K präliminiert.

***) An der böhmischen philosophischen Fakultät 0 K.

†) An der Wiener philosophischen Fakultät 600 K, in Graz 800 K.

††) An der philosophischen Fakultät Graz 600 K, Lemberg 400 K, Czernowitz 200 K. Im J. 1904 zwar bei uns eine ausserordentliche Dotation von 600 K bewilligt, aber noch jetzt nicht voll ausgezahlt.

†††) Die ordentlichen Einnahmen der böhm. Universität machen 136.279 K (darunter Kollegiengelder und Einhebungsprozente 133.100K), die der deutschen Universität aber nur 85.036 K (darunter Kollegiengelder und Einhebungsprozente 61.700 K). Die Matrikgelder und Inskriptionsgebühren werden mit 12.000 K in dem gemeinsamen Erträgnis präliminiert (also für beide Universitäten zusammen.)

ganze böhmische Universität so ungerecht und stiefmütterlich bedacht ist, wie man es kaum für möglich hielte. Es liegt uns wahrlich fern einen andern um die für humane und kulturelle Zwecke verwendeten Summen zu beneiden, dagegen aber können wir doch mit vollem Rechte verlangen, dass uns auch mit demselben Masse gemessen werde, wie anderen. Man darf aber auch nicht vergessen, dass die Aufgaben der čechischen Universität grösser sind, weil sie die einzige Universität einer Nation von 6 Millionen Seelen ist. Es gibt nirgends in ganz Europa einen zweiten ähnlichen Fall, dass eine Nation von 6 Millionen nur eine einzige Universität hätte und dass eine Universität so unzulänglich, was die Lokalitäten und alles andere betrifft, ausgestattet wäre.*) Ich finde darum zum Schlusse keine besseren Worte, als die, mit welchen Prof. Dr. Fr. Drtina seinen schon oben zitierten Artikel »Universita budoucnosti« **) schliesst: »Ein gerechter Staat soll eifrig dafür sorgen, dass jede Nation die notwendigen Bildungsanstalten bekomme. Es ist von neuem nötig, mit nachdrücklichstem Bedauern das trübe Faktum hervorzuheben, dass eine Nation mit solcher Kulturvergangenheit und solcher gegenwärtigen Tüchtigkeit in allen Gebieten der menschlichen Arbeit, wie es die čechische Nation ist, von dem Staate, den sie gegründet, für dessen Erhaltung sie die grössten Opfer an Blut, Gütern und Arbeit gebracht hat, erst nach langen, entkräftenden Kämpfen die dringendsten Bedingungen ihres Kulturlebens bekommt. Das čechische Hochschulwesen ist auf eine unzulängliche, eines Kulturstaates unwürdige Art und Weise bestellt. Wenn das Schulwesen überhaupt nach den klassischen Worten Maria Theresias »ein Politicum« ist, so bedeutet dies nicht, dass die Errichtung der zweiten čechischen Universität ein Gegenstand des politischen Geschäftes sein sollte, sondern dass die Gründung der zweiten čechischen Universität, deren unverzügliches Bedürfnis erwiesen ist und heute auch von unseren politischen Gegnern anerkannt wird, für diesen Staat eine selbstverständliche Pflicht ist, wenn er ein kultureller und moderner Staat heissen will.«

—

*) Abg. Prof. Dr. Rieger in dem böhm. Landtage am 21. Nov. 1905. Vgl. Stenogr. Prot. S. 1228.

**) In »Pedagogické Rozhledy«, XVII. Jahrg. 1904, S. 203.

Mährens staatsrechtliches Verhältnis zum Deutschen Reiche und zu Böhmen im Mittelalter.

Einige Bemerkungen von JUDr. J. Kapras,

Herr Dr. A. Fischel hat unlängst in seinen »Studien zur österreichen Reichsgeschichte« (Wien 1906) auch einen längeren Aufsatz über das oben angeführte Thema publiziert, worin er hauptsächlich nachzuweisen sich bestrebt, dass Mähren, seitdem es im J. 1182 zur Markgrafschaft erhoben worden war, als solche während des ganzen Mittelalters ununterbrochen reichsunmittelbar war und blieb. Dieser Nachweis soll zugleich auch eine Negation des ganzen böhmischen Reiches sein; er will klarstellen, dass die böhmischen Könige keine staatsrechtliche Einheit in ihrem Besitze hatten und nur an der Spitze einer Reihe von selbständigen, vom Reiche direkt abhängigen Staatsgebilden standen. Doch diese Behauptung Fischels, welche im Widerspruche steht mit der Lehre aller namhaften, sowohl böhmischen (Palacký,[1]) Kalousek,[2]) Čelakovský,[3]) Rieger[4]) als auch deutschen (Bachmann,[5]) Bretholz[6])) Gelehrten, beruht auf vollkommen irrigen Voraussetzungen, wie ich dies näher in einem längeren, böhmischen Aufsatze (Časopis musea království českého 1907) erörtert habe. In den folgenden Zeilen sollen nur die dortigen Ausführungen kurz resumiert und der wissenschaftliche Wert des angeführten Elaborats charakterisiert werden.

I.

Bekanntlich entstand in Mähren früher ein Zentralreich als in Böhmen. Es war dies das Reich der Mojmiriden, das gleich nach seinem Entstehen zu Deutschland in ein sehr variables Verhältnis geriet. Fischel fasst dieses nicht näher bekannte Verhältnis als Lehensnexus auf, indem er Svatopluk seine Lehenstreue brechen lässt (S. 2), während in den darauf bezüglichen historischen Quellen nur vom friedlichen Zusammenleben der beiden Nachbarn ge-

sprochen wird (Forchheimer Friede 874). Übrigens wird auch dieses ohnedies lose Band durch den Einfall der Magyarenhorden zerrissen und Mähren verschwindet auf ein ganzes Jahrhundert aus der Geschichte. Auch nach der Schlacht auf dem Lechfelde, wo bekanntermassen den Magyaren gewisse Grenzen gezogen wurden, wird von Mähren keine Erwähnung getan. Erst um das Jahr 1000 erscheint es im Besitze der Polen, die damals vorübergehend auch Böhmen erobert hatten.

Die polnische Herrschaft wurde aber von den Böhmen mit Hilfe des deutschen Königs abgeschüttelt und in den Kämpfen, die nach dem Tode Boleslav Chrabrýs geführt wurden, wurde auch Mähren den Polen und Magyaren zugleich vom Herzog Udalrich und seinem Sohne Břetislav abgenommen. Fischel behauptet, dass die beiden Přemysliden damals im Reichsdienste handelten und das »Marchland fiel daher als Kriegsbeute und nach dem jus postliminii an das Deutsche Reich, das die Oberherrlichkeit wegen der Zugehörigkeit sowohl zum vormaligen Grossmähren als auch zum Reichslehen Polen in Anspruch nehmen durfte« (S. 3). Da Herr Fischel für diese seine Ansicht keine Gründe anzuführen vermochte, so müssen wir diese, sowie jene, dass Břetislav einen Tribut für Mähren dem Reiche zu zahlen hatte, als unberechtigt ablehnen. Es ist wohl richtig, dass mit der Thronbesteigung Břetislavs Böhmen mit Mähren in ein einziges Ganze, in ein Herzogtum verbunden wurde, und dass dadurch Mähren in ein Lehensverhältnis zum Deutschen Reiche gekommen ist; denn zu jener Zeit war bereits das anfängliche Tributverhältnis (welches ungefähr seit dem IX. Jahrhunderte zwischen Böhmen und dem Reiche als Macht-, nicht aber als Rechtsverhältnis bestand und durch den Vertrag, welchen Boleslaus I. mit Otto im X. Jahrhunderte abgeschlossen hatte, fixiert wurde) allmählich in ein Lehensverhältnis umgewandelt worden, so zwar, dass die böhmischen Herzoge nicht nur persönlich zu Vasallen des Deutschen Königes wurden, sondern Böhmen in einem Lehensnexus zum Reiche stand. Dadurch soll aber nicht behauptet werden, dass Böhmen ein Teil des Reiches geworden sei. Es war ein Lehen ausserhalb des deutschen Territoriums mit Kennzeichen, welche seine Sonderstellung und seine anderen Reichslehen gegenüber verschiedene Qualität dokumentieren. Als Patrimonium des Přemysliden-Geschlechts, dessen dominierende Stellung nicht auf seinem Verhältnisse zum Reiche, sondern auf seinem Erbrechte basierte,

wurde Böhmen bekanntlich auch von deutschen Königen bei allen Streitigkeiten behandelt, und die vollkommene, innere Selbständigkeit desselben, sowie die spätere Verleihung des Königstitels an die böhmischen Herzoge, welche Auszeichnung keinem anderen Reichsgliede je zuteil wurde, sind wohl deutliche Merkmale der erwähnten Sonderstellung Böhmens zum Reiche.

Für dieses mit den genannten Sonderheiten ausgestattete, aus Böhmen und Mähren bestehende Herzogtum soll Herzog Břetislav ein Senioratsgesetz erlassen haben, worin Herr Fischel die Einführung der Individualsuccession wenigstens für das Familienhaupt und der Ordnung in den bisherigen unregelmässigen Verhältnissen zu sehen glaubt. (S. 21.) Wohl mit Unrecht! Denn das Senioratsgesetz, falls es überhaupt erlassen wurde,[7]) bedeutet nur das Fixieren der bisherigen Verhältnisse. Früher wie jetzt war das Herzogtum ein Eigentum der Familie (Gauerbschaft), und alle Mitglieder waren darin wohl gleich berechtigt, obzwar eines von ihnen, in den meisten Fällen wohl das älteste Familienmitglied, eine gewisse hervorragendere Stellung hatte, welche mit dem Besitze der Hauptburg (Prag) verbunden war. Hätte das Senioratsgesetz wirklich neue Zustände schaffen sollen, so würde es eine freie Verfügung von Todeswegen bedeuten, die mit dem damals in Böhmen und allen Nachbarländern geltenden Erbrechte vollkommen im Widerspruche stünde. Herr Fischel behauptet mit Recht (S. 25), dass die mährischen Anteile keine Abteilung der einzelnen Familienmitglieder bedeuten; denn dadurch würden neue Familien entstehen, die dann untereinander und Böhmen gegenüber kein Erbrecht hätten, wie wir es an den Schicksalen Schlesiens erblicken; aber trotz dieser richtigen Auffassung versucht er (S. 32) zu beweisen, dass diese Teilfürsten im Besitze aller Regalien und Hoheitsrechte waren. Diese Rechte, richtig aufgefasst, kamen ihnen aber nur iure delegationis zu und der böhmische Herzog war ihr Oberherr.[8])
Ihrer Natur nach sind die mährischen Teilfürstentümer keine konstanten Gebilde, sondern sie tragen den Stempel eines fluktuierenden Besitzes an sich.

Im XII. Jahrhunderte machte sich auch im böhmischen Herzogtume die Hohenstaufische Politik, welche bekanntermassen auf die Vernichtung der herzoglichen Macht in Deutschland überhaupt hinzielte, dadurch fühlbar, dass die Bischöfe von Prag und Olmütz von den deutschen Herrschern unterstützt und zu Reichsfürsten

erhoben wurden und dass endlich das bisher einheitliche böhmische Herzogtum in zwei Teile, Böhmen und Mähren, geteilt wurde.

II.

Im Jahre 1182 wurde durch Kaiser Friedrich Barbarossa Mähren von dem bisherigen Herzogtume Böhmen abgetrennt und als reichsunmittelbare Markgrafschaft dem Přemysliden Konrad Otto als Lehen verliehen. Nun geht die ganze Arbeit Fischels darauf aus, zu beweisen, dass Mähren seit dieser Zeit seine Reichsunmittelbarkeit nicht eingebüsst hätte, trotzdem die Quellen für diese Periode uns klarlegen, dass nach einer kurzen Zwischenzeit die früheren Zustände wieder hergestellt wurden. Ich verweise hier auf die betreffenden Stellen und Belege in meinem böhmischen Aufsatze, welche Mähren als integrierenden Bestandteil des Königreiches Böhmen im XIII. Jahrhunderte hinstellen.[9]) In dieser Zeit bildete Mähren zwar ein selbständiges Verwaltungsgebiet, aber staatsrechtlich wurde es zum Königreiche Böhmen gerechnet. Seine reichsunmittelbare Stellung verlor Mähren nur langsam, durch eine langjährige Evolution. Der Kniner Vertrag (1186) und die Vereinbarungen zwischen Ottokar und Vladislav (1197) haben die Reichunmittelbarkeit Mährens zwar nicht vernichtet; aber sie haben doch die Bahn gebrochen, auf der sich die nachfolgende Entwicklung bewegen sollte. Wenn Vladislav, was zwar möglich, aber nicht ganz sicher erscheint, direkt vom Reiche sein Lehen bekommen hat,[10]) so müsste man dies eben nur als den letzten Ausläufer der früheren Rechtszustände auffassen. Vor Vladislav waren schon in den Jahren 1185—1197 in Mähren Teilfürsten[11]) und der Vertrag vom J. 1197 spricht ausdrücklich von unus principatus.[12])

In derselben Zeit verloren auch die Bischöfe von Prag und Olmütz ihre Reichsunmittelbarkeit und wurden den übrigen böhmischen Grossen (principes regni Bohemiae) gleichgestellt. Dabei ist besonders hervorzuheben, dass die Olmützer Bischöfe, deren Gebiet damals noch einen Teil der Markgrafschaft bildete, schon zu Ende des XII. und anfangs des XIII. Jahrhundertes in die frühere Abhängigkeit von den böhmischen Königen und nicht von den mährischen Markgrafen gerieten.[13])

Nach dem Tode Vladislavs (1222) kommt Mähren wieder in die Hände der böhmischen Herzoge zurück und zwar wie Fischel selbst betont, durch Erbanfall (S. 56), wodurch unsere Ansicht

wohl bestätigt wird. Wäre Mähren zu dieser Zeit noch reichsunmittelbar gewesen, so würde hier kein Anfall möglich sein und Ottokar I. hätte Mähren als heimgefallenes Lehen beim deutschen Kaiser muten müssen. Davon reden aber die Quellen nicht; vielmehr geht aus ihnen hervor, dass Ottokar I. Mähren als einen Bestandteil seines Reiches einzog und in seinem Titel bloss rex Bohemorum führte. In nächstfolgender Zeit wurde Mähren als besonderes Verwaltungsgebiet einzelnen Königssöhnen zugewiesen. In welcher Form dies geschah, erfahren wir zwar aus den Quellen nicht, doch ist es wahrscheinlich, dass man dabei die Lehensform vermied.

Unter Ottokar II. trat eine Verwicklung der Verhältnisse ein. Ottokar geriet nämlich als Markgraf von Mähren in Streitigkeiten mit seinem Vater Wenzel I. und als Resultat dieses Zwistes ist die bekannte Urkunde vom J. 1253[14]) anzusehen, in welcher sich der erstere verpflichtet, eventuell die Regalien vom deutschen Kaiser zu empfangen. Abgesehen davon, dass das Versprechen ungültig ist, weil Ottokar als Markgraf nicht berechtigt war, sich für Böhmen zu verpflichten, so ist in der betreffenden Urkunde Mähren nicht besonders genannt und unter dem Königreich begriffen. Einige Jahre später änderte aber Ottokar II. seine Ansicht hauptsächlich deshalb, weil seine ganze Politik von der Idee, aus den böhmischen und österreichischen Ländern ein Reich für sein Haus zu begründen und an dasselbe die deutsche Krone zu knüpfen, gelenkt wurde. Darum war er bestrebt, eine möglichst grosse Macht in Deutschland zu erwerben. Zu diesem Zwecke griff er auf die Hohenstaufischen Zustände zurück. Das Königreich Böhmen erscheint unter ihm geteilt in Böhmen und Mähren, welche Zweiteilung auch in seinem Titel zum Ausdrucke kommt.[15]) Deswegen ist auch im Lehenbriefe vom J. 1262[16]) Mähren selbständig Böhmen gegenüber gestellt worden. Dasselbe geschieht wohl nach diesem Vorbilde in der Urkunde v. J. 1276[17]) unter Rudolf von Habsburg; wobei man freilich nicht vergessen darf, dass es sich hier um die Tat eines Siegers dem Besiegten gegenüber handelte und dass über den Sinn dieses Dokumentes Streitigkeiten entstanden,[18]) die dann zu einem neuen Kriege führten.

Jedenfalls haben wir es, wie dies aus der weiteren Entwicklung hervorgeht, in dieser ganzen Periode nur mit einer staatsrechtlichen Rezidive zu tun. Unter Wenzel II. wird wieder nur regnum Bohemiae oder Bohemorum als ein Ganzes zu Lehen verliehen.[19]) Aus

der Zeit Ottokars blieb nur die Gewohnheit übrig, den Titel marchio Moraviae neben rex hinzuzusetzen. Und solche Verhältnisse waren geltend zur Zeit, in der das Přemyslidengeschlecht erlosch (1306).

In der unmittelbar darauf folgenden Zeit, als Kaiser Albrecht die böhmischen Länder als erledigtes Lehen verleihen wollte, wurde Mähren auf eine kurze Zeit von Böhmen getrennt. Aber trotzdem Mähren im J. 1309 dem österreichischen Hause verpfändet und erst im J. 1311[20]) wieder an Böhmen zurückgegeben wurde, galt das Privilegium des Königs Johann vom 25. Dezember 1310[21]) sowohl für Böhmen als auch (ausdrücklich) für Mähren. Auch wurde damals Mähren nicht besonders und selbständig zu Lehen verliehen, sondern als Pertinenz von Böhmen.

Im Jahre 1333 oder 1334 bekommt Mähren Karl, der erstgeborene Sohn des Königs von Böhmen, als selbständiger Markgraf und zugleich als Vasall des Königs von Böhmen. Von nun an wurde Mähren, welches bisher, wenn auch als selbständiger Verwaltungsorganismus, immer zusammen mit Böhmen ein einziges Ganze gebildet hatte, welches entweder in seiner Totalität oder in seinen einzelnen Teilen gewissermassen als Apanage zur selbständigen Verwaltung überlassen worden war, zum Lehen zuerst des Königs von Böhmen, dann aber der böhmischen Krone.

Als bald darauf König Johann mit dem Markgrafen Karl in Zwist geriet, liess er sich im J. 1339[22]) einerseits aus Animosität gegen diesen, andererseits aus Furcht, aus Böhmen verjagt zu werden, Böhmen und Mähren, abgetrennt und jedes selbständig vom deutschen Könige verleihen. Der betreffende Vertrag wurde aber vom Markgrafen Karl nicht anerkannt und verlor, abgesehen davon, dass sich damals schon ein neuer Begriff der böhmischen Krone herausgebildet hatte, dadurch sehr an seiner staatsrechtlichen Bedeutung.

III.

Bis zur Zeit des Königs Johann finden wir als Bezeichnung des böhmischen Territoriums den Ausdruck »regnum«, Königreich, worunter man nicht nur Böhmen im engeren Sinne, sondern alle seine Pertinenzen, insbesondere auch Mähren, verstanden hatte. Da aber in den letzten Jahren neue territoriale Erwerbungen zu den bisherigen Ländern hinzugekommen waren, so fing man, um das Ganze richtiger mit einem Worte zu fassen, an, anstatt des »regnum« einen neuen staatsrechtlichen Begriff, den Begriff

»corona regni Bohemiae«, die böhmische Krone im territorialen Sinne, zu gebrauchen an. Die erste Erwähnung davon fällt zwar in das Jahr 1329[23]); doch wird der Begriff erst nach dem J. 1341 geläufig.[24])

Karl IV. hat durch eine Reihe von Urkunden ddto. 7. April 1348[25]) dieser böhmischen Krone eine feste Organisation gegeben. Auch Fischel führt diese Urkunden zwar an, doch würdigt er deren staatsrechtlichen Inhalt nicht recht. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, dass Kaiser Karl einen einheitlichen böhmischen Staat fest zu organisieren und seine Einheit zu garantieren beabsichtigte. Dass die Organisation auf lehenrechtlicher Grundlage erfolgte, wird niemanden befremden, der erwägt, dass Karl in Frankreich, wo das Lehenwesen mehr als anderswo das ganze Staatsleben durchdrungen hatte, erzogen worden war. Die einzelnen Länder bilden nach dieser neuen Organisation ein untrennbares Ganze, die corona regni Bohemiae, worauf auch die Ausdrücke incorporare, counire, inviscerare etc. in Karls Majestätsbriefen hinweisen. Das Lehen selbst ging nicht allein vom Könige, sondern auch von der Krone aus, denn die Briefe vom J. 1348, 1349, 1355 und 1370 sprechen von »reges, regnum et corona«, »dominium nostrum et regni Bohemiae«, »dominium regum et coronae«. Die Einheit der böhmischen Krone ist auch dem Reiche gebenüber garantiert durch die goldene Bulle Art. VIII u. XXV.

Der staatsrechtliche Charakter des böhmischen Staates war freilich ziemlich kompliziert Man kann ihn aber kurz folgendermassen präzisieren: Wo der König und seine Macht im Vordergrunde stand, dort hatte der Staat einen einheitlichen; wo dagegen die Stände prävalierten, da bekam er einen korporativen Charakter. Im Bereiche der Speziallandesverfassungen ähnelte der böhmische Staat am meisten einem internationalen Staatenbund, im monarchischen Elemente dagegen einem unvollkommen einheitlichen Staate, gekreuzt mit Staatsfragmenten.

In diesem Staate bildete Mähren nach dem Majestätsbriefe vom 7. April 1348 ein Glied, welches aber durch das Ausscheiden des Herzogtumes Troppau und des bischöflichen Territoriums Olmütz geschwächt wurde. Das Verhältnis zu Deutschland blieb davon unberührt, denn auch weiterhin blieb Mähren nur indirekt, das heisst als Glied der böhmischen Krone an Deutschland gebunden. Von einer direkten Abhängigkeit, wie sie Fischel nachweisen will, ist keine Spur. In dieser Hinsicht sei nur auf die

Habsburgisch-Luxemburgischen Verträge des Jahres 1366 und die Lehenbriefe des mährischen Markgrafen aus den Jahren 1349 und 1366 hingewiesen.

Diese von Karl IV. eingeführten Zustände dauerten bis zu den Hussitenkriegen fort. Nach Heinrichs Tode wurden zwar alle seine Söhne, Jodok, Johann und Prokop Markgrafen, doch führte nur der älteste, Jodok, wirklich die Regierung, während die beiden jüngeren anders abgefunden wurden. Nach ihrem Tode fiel Mähren unter die direkte Herrschaft des Königs Wenzel. Durch die Hussitenkriege wurde das Band zwischen Böhmen und Deutschland gelockert und in der Weise modifiziert, dass nicht die Krone Böhmen, sondern nur der jeweilige König im Lehensverhältnisse zu Deutschland steht. Die Investituren der Könige Vladislav [26]) und Mathias Korvinus [27]) waren den neuen Verhältnissen angepasst. Aber in dieser unruhigen Zeit wurden auch die Bande zwischen den einzelnen Gliedern der böhmischen Krone selbst derart gelockert, dass das Bedürfnis nach Festigung derselben recht fühlbar wurde. Daraus erklärt sich wohl einerseits die Bedingung, welche Albrecht von Österreich annehmen musste[28]) und die die Herausgabe der Verschreibung auf Mähren betraf, andererseits der Majestätsbrief Georgs von Podiebrad vom J. 1464,[29]) durch welchen festgestellt wurde, dass Mähren und Böhmen eine Einheit bilden und von einander nicht getrennt werden sollen, sowie die Bestimmung desselben, dass Mähren direkt durch den König-Markgrafen verwaltet werden soll; da im blossen Lehensnexus nach den Erfahrungen aus Sigismunds Zeiten wenig Garantie für den Zusammenhang beider Länder zu liegen schien. Dieser Standpunkt kommt dann auch in den Bestimmungen des Tobitschauer Rechtsbuches[30]) zur Geltung, und die Regierung des Mathias Korvinus ist nur ein weiterer Beweis für denselben. Denn Mathias regierte in Mähren nicht als ein »Markgraf, der das Land ausserhalb des Verbandes mit Böhmen regiert,« wie es Fischel (S. 122) behauptet, sondern als König von Böhmen. Seine Briefe nach Mähren werden aus königlich böhmischer Macht herausgegeben und vom böhmischen Kanzler signiert.[31])

Innerlich erfreuten sich wohl, wie bereits gesagt wurde, die einzelnen Kronländer, Mähren nicht ausgenommen, grosser Selbständigkeit. Doch war nicht nur die Person des Herrschers, wie Fischel behauptet (S. 132), sondern auch andere Dinge gemeinsam, so das Erbrecht des Herrscherhauses bzw. die Bestimmung, dass

nur der böhmische König Markgraf sein kann; ausserdem gab es Generallandtage, eine einheitliche Kanzlei unter einem (böhmischen) Kanzler, ein gemeinsames Hofgericht mit Kompetenz auch für Mähren, einen gemeinsamen Münzmeister und Marschall, ja sogar ein gemeinsames Einwohnerrecht.[32])

Aus dem bisher Gesagten geht hervor, dass man trotz den Ausführungen Fischels, welche der strikten Begründung entbehren, auch fernerhin Mähren in der Zeit des XIII.—XV. Jahrhundertes als Teil des böhmischen Königreiches, resp. der böhmischen Krone ansehen muss und auch für einen solchen mit Recht angesehen hat. Die weitere Entwickelung unter Vladislav und seinen Nachfolgern bedeutet nur einen Schritt auf dieser Bahn vorwärts. Denn einerseits wurden die Bande zwischen den einzelnen Nebenländern der böhmischen Krone immer fester und fester, andererseits das Verhältnis der Abhängigkeit dieser Krone von Deutschland immer loser, so dass die Abhängigkeit im XVI. Jahrhunderte zu einer blossen Formalität abgeschwächt wird, und im XVII. Jahrhunderte endlich gänzlich aufhört.

Anmerkungen:

1) Dějiny národu českého IV. Aufl. hg. von B. Rieger. I.—VI. Prag 1894.

2) České státní právo. 2. Aufl. Prag 1892.

3) Povšechné české dějiny právní. 2. Aufl. Prag 1900—1906.

4) Litographierte Vorlesungen aus der österreichischen Reichsgeschichte.

5) Geschichte Böhmens I.—II. Gotha 1899—1905.

6) Geschichte Mährens I.—II. Brünn 1893.

7) Vergl. Loserth, Das angebliche Senioratsgesetz des Herzogs Brzetislaws in Archiv f. österr. Gesch. B. LXIV.

8) Als bester Beleg dafür erscheinen die Worte Vladislavs, der im J. 1110 Otto gegenüber erklärt: »Ego autem nolo cum fratre meo perpetuas inire discordias; sed volo castigare eum, ut castigatus respiciat et cognoscat, atque sui posteri discant, quod terra Moravia et eius dominatores semper Bohemorum principis sint sub potestate....« (Kosmas ad ann. 1110.)

9) Jéjez cod. dipl. I. 199, Cod. dipl. Mor. II. 190, 325; III. 12; V. 79; VII. 77.

10) Regesta Boh. I. 473.

11) Das Gebiet von Olmütz besassen Vladimir und Břetislav, die Söhne Ottos II. von Olmütz, das Gebiet von Brünn Spytihněv und Svatopluk. (Cod. Mor. I. 362 . 365.).

12) Gerlach in Fontes rer. Boh. II. 514.

13) Krofta, Kurie a církevní správa zemí českých v době předhusitské in Čas. čes. historiků 1904. S. 255 u. f.

14) Cod. Mor. III. 176.

15) Rex Bohemiae, dux Austriae, Styriae, Carinthiae marchioque Moraviae etc.

16) Reg. Boh. II. 379.

17) Reg. Boh. II. 1054.

18) Jireček, Codex iuris Bohemici I. 186.

19) Fontes rer. Boh. IV. 35.

20) Reg. Boh. II. 934, III. 2.

21) Jireček, Codex II. 1. 9.

22) Reg. Boh. IV. Nro. 662.

23) Reg. Boh. III. 6. 12.

24) Reg. Boh. IV. 399, 402, 538.

25) Jireček, Codex II. [illegible]. 281. ff.

26) Goldast II. No. 65 u. 66.

27) Monumenta Habsb. I. 2. 123.

28) Palacký, Dějiny III. 5. 599.

29) Archiv český X. 274.

30) Ant. 32 (ed. Brandl).

31) Archiv čes. X. S. 284—30[illegible].

32) Vergl. Kalousek, Státní právo 2. Aufl. 5. 100 ff.

BESPRECHUNGEN.

JUDr. Antonín Hobza: **Podvod při smlouvě manželské.** (Über den Betrug beim Ehevertrage). 88 Seiten; 8⁰. (Nr. XIV der rechtswissenschaftlichen Abteilung der Bibliothek des »Sborník věd právních a státních«).*)

Diese Schrift verfolgt den Zweck, die Ansicht zu erhärten, dass der Betrug keinen selbständigen Eheungültigkeitsgrund nach kanonischem Rechte bildet. In 7 Paragraphen und in einem Schlussworte wird der Stoff absolviert.

Der Inhalt ist in Kürze folgender: Im § 1 (S. 9—16) wird der Begriff des Betruges überhaupt und seine Wirkungen auf die Vertragsgültigkeit nach römischem Recht dargelegt. Da die Kanonisten die Lehre vom Ehevertrage auf Grund der römischen Rechtsregeln über die Konsensualkontrakte, resp. die negotia bonae fidei, und zwar zur Blütezeit der römischen Glossatoren entwickelten, so ist die Frage berechtigt, ob es nicht zeitliche und innere Berührungspunkte zwischen der römischen Glosse und der kanonistischen Theorie in Bezug auf den Betrug gibt. Die Glossatoren unterschieden nun beim Betrug, welcher von der Vertragspartei selbst hervorgerufen wurde, die negotia bonae fidei und stricti iuris. Bei jenen Geschäften waren die Betrugswirkungen verschieden, je nachdem es sich um einen dolus contractui causam dans oder um einen dolus incidens handelte. Im ersten Falle bewirkt der dolus ipso iure die Ungültigkeit des Vertrages. Im zweiten Falle, das ist beim dolus incidens wird der Vertrag nicht ungültig; hier ist bloss die Kontraktsklage gegeben. Der Vertrag bleibt auch gültig, wenn es sich um Betrug bei den negotia stricti iuris handelt, und wenn sich des Betruges eine dritte Person schuldig machte. Diese Ansichten waren bis zu Anfang des 18. Jahrhunderts die herrschenden. Das kanonische Recht (§ 2, S. 17—24) unterscheidet nun zwischen Temporalia und Spiritualia, insoweit es sich um Betrugswirkungen handelt. Bei den Temporalien wurden die Grundsätze der römischen Glosse vom Betruge bei den negotia bonae fidei und stricti iuris angenommen. Bei den Spiritualien galt aber der Grundsatz: »Multa fieri non debent, facta tamen remanentur«, was sich erklären

*) Dieses Referat ist eine abgekürzte Wiedergabe der Anzeige im oben erwähnten Sbornik.

lässt, einerseits durch den öffentlichrechtlichen Charakter der kirchlichen Akte, welche erhaben über dem Privatgetriebe auch das Privatinteresse der Parteien in den Hintergrund drängen, andererseits durch die Erwägung, dass die Voraussetzungen und Absichten der Parteien nicht entscheiden und schliesslich, dass man den Irrtum manchmal eher der Unbesonnenheit der einen Partei, als dem Betruge der anderen zugutehalten muss. Da der Autor sicherstellen will, welche Regeln über den Betrug bei der Ehe galten, so überprüft er früher ihren Charakter (§ 3, S. 25—40). Die kirchliche Ehe steht unter dem Einfluss der Moral, des Rechts und der Dogmatik. Der Ehevertrag ist ein Vertrag sui generis, der nicht im Privatinteresse, sondern in erster Reihe im Gesamtinteresse ausgestaltet ist. Die Rücksicht auf dasselbe rief die Unlösbarkeit und Sakramentalität der Ehe hervor, weswegen das Privatinteresse ganz in den Hintergrund treten muss. Wegen der Sakramentalität ist die Ehe ein Spirituale und nimmt an den rechtlichen Geschicken der Spiritualien Anteil. Die Ehe wird durch den Konsens der Parteien begründet, worunter man aber im kanonischen Rechte die innere Übereinstimmung versteht. Ohne diese gibt es keine Ehe; allerdings ist es für den Richter schwer, die innere Übereinstimmung zu konstatieren, da er sich ja nur nach besonderen äusseren Tatsächlichkeiten richten kann, weil sich seiner Beurteilung die psychologischen Erscheinungen entziehen. Deswegen wird für den Richter immer die äussere Kundgebung entscheidend sein, ob zwei Personen zur Ehe einwilligten. Aus dem Erfordernis der inneren Übereinstimmung geht hervor, dass bei einer bewiesenen Mentalreservation eine gültige Ehe nicht entstehen kann, womit c. 26X4, 1 leicht erklärt ist. Nur eine wahre, einwandfreie Ehe ist sakramentalisch.

Indem sich der Autor dem Betruge bei dem Ehevertrage zuwendet (§ 4, S. 41—54), hat er bloss den dolus contractui causam dans im Sinne, für den aber kein Gesetzartikel ins Treffen geführt werden kann. Bezüglich der Notwendigkeit der Existenz des dolus, als eines selbständigen Ehe-Ungültigkeitsgrundes könnte angeführt werden:

1. Der allgemeine Grundsatz: »dolus nemini debet patrocinari«. Aus den vom Autor angeführten Entscheidungen folgt allerdings, dass der Betrüger kein Klagerecht hat, folgt aber durchaus nicht, dass der bei der Ehe betrogenen Partei eine Klage auf Eheungültigkeit zusteht.

2. Der Grundsatz: »ne quis lucrum de suo dolo reportet«. Die zur Erhärtung dieses Grundsatzes gewöhnlich angeführten Belege lauten aber allzu allgemein, als dass man auf Grund derselben auf ein bestimmtes Rechtsinstitut schliessen könnte.

3. Aus der Sakramentalität der Ehe könne man dagegen nichts direkt für die in Frage stehende Angelegenheit deduzieren; insbesondere sei auf den Standpunkt der katholischen Kirche hinzuweisen, dass der Sakramentsspender eine besondere sittliche Qualifikation notwendigerweise nicht haben müsse.

4. Der Ausspruch des Konzils von Trient: »Matrimonium est sancte tractandum« änderte nichts an dem bekannten kanonischen

Standpunkte, dass bei der Ehe die Privatinteressen vor dem Gesamtinteresse zurückweichen müssen.

Dafür erkennt aber die Glosse ausdrücklich an, dass der Betrug bei der Ehe, als einem Spiritualkontrakt, keine Ungültigkeit erzeugt, was mit dem Standpunkte des kanonischen Rechtes bezüglich des Betruges bei Spiritualien übereinstimmt. Allerdings ist es richtig, dass die Kanonisten seit jeher den Betrug mit dem Irrtum verknüpften und dass sie von ihnen ohne Unterschied sprachen; das lässt sich aber mit dem Hinweis auf das Faktum erklären, dass man sich in der Praxis schwerlich einen Fall denken kann, wo sich jemand in der Identität der Person geirrt hätte, ohne hiezu durch betrügerische Handlungen seitens Dritter verleitet worden zu sein. In den Fällen nun, wo schon der Irrtum die Ehegültigkeit ausschliesst, ist der Betrug als Ehehindernis nicht nötig; die Anerkennung des Betruges als eines selbständigen Eheungültigkeitsgrundes hätte bloss mit Beziehung auf die Eigenschaften des anderen Eheteiles Bedeutung. Dafür lassen sich im geltenden Rechte aber keine entscheidenden Umstände anführen.

Der Autor wendet sich sodann zu den bedeutenderen Erscheinungen der kanonischen Eherechtsliteratur von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart (§ 5, S. 55—68), um sich zu überzeugen, wie sie unsere Frage behandelten. Es handeln darüber allerdings viele Schriftsteller nicht ex professo, viele machen vom Betruge nicht einmal eine Erwähnung. Aber die Folgen des spirituellen Charakters der Ehe widersprachen den römischrechtlichen Grundsätzen über Betrug gar zu sehr, woraus es sich erklärt, dass in der Literatur die Bedenken gegen die herrschende Ansicht niemals verstummten.

Im evangelischen Kirchenrechte (§ 6, S. 69—73) entfiel die Rücksicht auf die Sakramentalität und Unlösbarkeit der Ehe und es war kein Grund vorhanden, warum man den Parteien hätte verwehren müssen, die Eheungültigkeit bei wichtigeren Willensmängeln anzustreben. Damit entfiel der Unterschied zwischen dem Ehevertrag und einem Vertrag gewöhnlicher Natur. Damit erklärt sich auch das Bestreben, das Hindernis des Irrtums auf gewisse Eigenschaften des Mitkontrahenten auszudehnen und den Betrug als Eheungültigkeitsgrund zu erklären, wobei es allerdings strittig war, welchen Eigenschaften man eine solche Bedeutung beimessen soll.

Was die moderne, weltliche Gesetzgebung anbelangt (§ 7, S. 74—82), wird hervorgehoben, wo ein selbständiges Betrugshindernis anerkannt wird, resp. wo es unbekannt ist.

In einem Schlusswort (S. 83—86) konstatiert der Verfasser die verschiedenen Standpunkte des Kirchenrechtes und der modernen, weltlichen Gesetzgebung, welche mit Rücksicht auf die grundverschiedenen Ausgangspunkte begreiflich sind. Allerdings ist es wichtig, das genannte Hindernis überall so auszugestalten, dass man es nicht leicht missbrauchen könnte und das Verhältnis zwischen Irrtum und Betrug gehörig klar zu stellen. Der Autor erklärt sich de lege ferenda gegen das Hindernis des Eigenschaftsirrtums, aber für das Betrugs-

ehehindernis in dem Sinne der Vorlage zum deutschen bürgerlichen Gesetzbuch aus dem J. 1887.

Die vorliegende Schrift hat allerdings keinen grossen Umfang. Aber zur Ehre des Autors muss konstatiert werden, dass er soviel als möglich sich kurz fasste, um durch breite Schilderungen nicht zu ermüden. Sein Stil ist im ganzen leicht fasslich, obgleich er manchmal aus der Rolle fällt (so z. B. auf S. 31, besonders in Anm. 25). Sehr zu schätzen ist der Umstand, dass die ganze Arbeit durchaus vom juridischen Geiste durchweht ist und von einer nüchternen Auffassung Zeugnis ablegt. Gegen die Anordnung des Stoffes lassen sich keine prinzipiellen Bedenken erheben. Es ist richtig, zwischen dem römischen und kanonischen Recht Berührungspunkte zu suchen und auf das evangelische und moderne Recht hinzuweisen, denn der moderne Jurist sieht in vielen Instituten des Kirchenrechtes eine Verbindungsbrücke zum modernen Rechte. Auch konnte der Autor noch das Recht der morgenländischen Kirche berücksichtigen, welches noch heute in manchen Territorialrechten zur Geltung kommt (man vgl. Zhishman, Das Eherecht der orientalischen Kirche). Allerdings muss auch auf einige Versehen hingewiesen werden: Die Art des Zitierens lässt öfters die gewünschte Akribie vermissen. Die auf S. 39 apodiktisch ausgesprochene Ansicht, die Lehre von den Sakramenten habe überhaupt keinen Einfluss auf die Gültigkeit des Ehevertrages ausgeübt, dürfte doch zu weit gehen. Bei der Übersicht über die modernen europäischen Eherechte, welche zumeist auf Grund der in der Hahnschen Sammlung enthaltenen Abhandlungen gegeben wird, muss gegenüber dem Autor (S. 76) hervorgehoben werden, dass in Kroatien-Slawonien für die Katholiken das Patent vom 8. Oktober 1856, R. G. Bl. 185 gilt. Bei England (S. 77) wurde übersehen, was bei Hahn, S. 506, gesagt wird, dass die durch Betrug beider Parteien bewirkte Fälschung oder auch nur Entstellung eines Vor- oder Zunamens beim Aufgebot die Ehe rechtlich ungültig macht. — Im ganzen hinterlässt die Schrift einen günstigen Eindruck. *Dr. K. Henner.*

Fritz Homeyer: **Stranitzkys Drama vom »Heiligen Nepomuck«.** Mit einem Neudruck des Textes. A. u. d. T.: Palaestra LXII. Untersuchungen und Texte aus der deutschen und englischen Philologie hrgg. v. A. Brandl, G. Roethe u. E. Schmidt Berlin, 1907, 202 S.

»Hic tuus, Čechia, est triumviratus!« Diese Worte standen noch vor einigen dreissig Jahren als Inschrift eines Freskogemäldes an einer Wand des Veitsdomes, welche seither der Restauration des gotischen Baues zum Opfer gefallen ist. Es stellte die drei einheimischen Landespatrone vor, die Heiligen: Wenzel, Adalbert und Johann von Nepomuk, wie sie gleichsam über das Wohl des Landes beraten. Eine merkwürdige Gesellschaft, diese drei! Neben dem fürstlichen Bekenner, neben dem Bischof aus Fürsten ebenbürtigem Stamme, dem Busenfreunde eines Kaisers, der schlichte Domherr von kaum bekannter,

jedenfalls bürgerlicher Herkunft; neben den Männern, von denen Legenden, stilistisch und historisch wertvolle Lebensbeschreibungen, fast unmittelbar nach ihrem Tode verfasst, deren Reliquien allezeit in hohen Ehren gehalten worden, der durch Jahrhunderte ganz vergessene — auch nach der Legende nur still und heimlich verehrte — Priester, dessen Kultus und dessen Literatur[1] erst in neuer Zeit wie eine Treibhauspflanze aufgeschossen war. Und doch, wenn sich die Gestalten auf dem Bilde über ihre Bedeutung klar gewesen wären, so hätte der arme Priester sehr hochmütig auf die vornehmen Herren herabsehen können, deren Verehrung einen engen Kreis nicht überschritt, bei dem einen fast nur auf das Königreich Böhmen, ja auf seinen čechischen Teil, — erst heute freilich verschwinden die Wenzelsbilder aus deutschen Kirchen — bei dem andern auf Böhmen und Polen beschränkt, während in Johannes von Nepomuk Böhmen der gesamten katholischen Welt einen ihrer populärsten Heiligen geschenkt hat.

»Auf grossen und auf kleinen Brucken
Stehn vielgestaltete Nepomucken,«

das weiss Goethe nicht bloss von Böhmen her; Machar begrüsst mit nicht eben landsmännischen Gefühlen eine schlechte Statue von ihm auf dem Ponte Milvio, wo er sich in Erinnerungen an die Konstantinsschlacht versenkt, und wenn Uhland singt:

Auf der Bidassoabrücke
Steht ein Heilger altergrau,
Segnet rechts die spanschen Berge
Segnet links den fränkschen Gau,

so fragen wir nicht erst lange, welcher Heilige auf jener Brücke steht. Es ist nur billig, dass ein solcher Prophet auch in der Heimat geehrt wird, was ist Wenzeslai (der Adalbertstag wird gar nicht festlich begangen) gegen den Johannistag, an dem es in Prag von Pilgern und Fremden wimmelt, die Raketen des Feuerwerks zischend emporsteigen und Kanonenschüsse die Andacht während der Oktave begleiten!

Aber als sollten die Erniedrigten erhöht werden, wendet das Blatt sich wieder. Die wissenschaftliche Forschung wirft ihre Strahlen in das Dickicht der Legenden: dem asketischen Büsser, der sich in Demutsübungen nicht genug tun kann, werden die zugemalten Züge des Mönchsideals abgewaschen, und ein Heldenjüngling aus barbarischer Zeit, ein viel zu früh dahingeraffter weiser Fürst steht vor uns, berufen das Volk zu einigen, wenn nicht eine politische Revolution seinem Leben ein allzufrühes Ziel gesetzt hätte. Adalbert wird uns von Goll (Böhmen und Preussen im Mittelalter) als erster Čeche mit politischem Blicke und grosser Konzeption gezeigt. Dem heiligen Johann dagegen verblasst seine Glorie mit allen ihren fünf Sternen so gründlich im grellen Lichte der beglaubigten Geschichte, dass von seiner Grösse sogar jenes Minimum verschwindet, auf das auch der Ärmste Anspruch erheben darf — die Existenz!

Damit ist auch seine Rolle in der schönen Literatur ausgespielt, die einst seiner internationalen Bedeutung entsprach. Wenzels Bedeutung auf diesem Gebiete ist sehr klein, die Adalberts gleich Null, Johann von Nepomuk dagegen ist der Held eines der populärsten, meistgespielten Volksdramen des 18. Jahrhunderts, das auf den Dilettantenbühnen abgelegener Gebirgsorte, z. B. im Böhmerwald, in Baiern, in Tirol, vielleicht noch im zwanzigsten gespielt wird, von den vielen verlorenen Schuldramen und Gedichten zu geschweigen.

Die älteste erhaltene Aufzeichnung eines Textes dieses Volksdramas druckt Homeyer in der hier zu besprechenden Publikation ab. Das Buch versetzt uns in die Zeit des grössten Glanzes des Heiligen, in die Zeit nach seiner Seligsprechung, als die gesamte katholische Welt, namentlich aber der Hof, der böhmische Adel, der Jesuitenorden mit Ungeduld der endgültigen Kanonisation entgegensah. Da, im J. 1724 wurde im Kärntnertortheater als überaus aktuelle Hauptaktion aufgeführt: Die glorreiche Marter des Heyligen Joannes von Nepomukh. *)

Der Prinzipal dieses Theaters, der ersten ständigen Bühne Wiens, war Joseph Anton Stranitzky, der Liebling des Wiener Publikums, das er in der Maske eines Salzburger Bauern, mit dem grünen Hut, dem grünen Brustlatz und dem Herzen darauf, durch seine Witze und Zoten souverän beherrschte — der unvergleichliche erste Hanswurst Wiens.

Stranitzky war auch Bühnendichter: in der Wiener Hofbibliothek befinden sich fünfzehn Handschriften von Haupt- und Staatsaktionen, bei denen die Autorschaft Stranitzkys feststeht, und dieser ganze Reichtum von Stücken scheint nur die Ernte eines einzigen Jahres zu sein, elf von ihnen sind datiert und tragen sämtlich die Jahreszahl 1724; sieben von ihnen weisen eine genauere Datierung auf (Jänner, Juni, Juli, August d. J.), der heilige Johann von Nepomuk wird durch Bilder mit Chronodistichen abgeschlossen, die sämtlich, wie Homeyer nachweist, die Zahl 1724 ergeben, so dass wohl auch die undatierten drei mit Sicherheit diesem Jahre zugeschrieben werden können. Die Aufführung des Nepomuk dürfte wohl in den Mai dieses Jahres fallen.

Karl Weiss hat 1854 diese Dramen behandelt und den Nepomuk abgedruckt, dabei wurden an Stranitzkys Autorschaft Zweifel bezüglich des letzteren ausgesprochen, die auch A. v. Weilen noch nicht behob, der für die übrigen Stücke die Quellen aufzeigte: es waren die Libretti italienischer Opern, an denen sich damals der kaiserliche Hof und seine hochgeborenen Gäste ergötzten, während das Wiener Publikum sie in deutschen Bearbeitungen geniessen durfte.

Der Grund zu diesen Zweifeln war, dass die vierzehn übrigen Stücke in ihrem mythologischen Stoff und der Behandlung eine inni-

---

*) So lautet der Titel und Homeyers Buchtitel ist mit seinen Anführungszeichen irreführend. Im Deutschen wurde allerdings der Ortsname Nepomuk frühzeitig als Personenname gebraucht. Sehr drollig ist eine Anmerkung von Adalbert Jeitteles im Euphorion XI. S. 86, wo er den Vers eines Nepomukslieds:

»Sah Nepomuk ein helle Flamm
Ob seinem Hause brinnen.«

erklärt: »Nepomuk, nämlich der Vater Johanns.«

gere Zusammengehörigkeit aufweisen, während der Nepomuk sich von ihnen abhebt. Dieser Unterschied beruht aber eben darauf, dass schon die Vorlagen — die italienischen Libretti — sehr gleichförmig sind, während die Vorlage des Legendendramas von ihnen scharf abstechen musste. An der Autorschaft Stranitzkys kann jedoch kein Zweifel bestehen.

Dies ist das — gesicherte — Resultat einer mühevollen Untersuchung, welche vor allem die fünf Stücke, deren Quellen bekannt und vorhanden sind, dann auch die übrigen neun auf ihre Eigentümlichkeiten und ihre Ähnlichkeit mit dem Nepomuk durchforscht. Mühevoll ist die Untersuchung schon durch die Schwierigkeit, welche das Lesen von Manuskripten aus jener Zeit verursacht; dank dieser Schwierigkeit hat Homeyers Vorgänger Weiss sehr oft den Inhalt der Aktionen ganz falsch angegeben und seine Ausgabe des Nepomuk wimmelt von Lesefehlern. — Wir sehen aus den vorhandenen Vorlagen, dass Stranitzky in den ernsten Szenen den Text möglichst unverändert herübernimmt, aber desto freier in den komischen schaltet, in denen er den grossmütigen Schwulst der ersteren keck parodiert.

Im Nepomuk hindert freilich die Ehrfurcht vor dem Heiligen die volle Entfaltung der Komik; der Hanswurst, der hier nicht in seiner angestammten Salzburger Maske, sondern durch »die politischen Staatsstreiche und verstellte Einfalt des Doctor Babra, eines grossen Favierten des Königs, denen Staatsszenen eine modeste Unterhaltung« gibt, betritt niemals mit Johannes zugleich die Bühne, es bleibt ihm aber Spielraum genug, da die Handlung recht bunt ist.

Wenzel feiert ein grosses Siegesfest über Klein-Serbien, die Fürstin Ahalibama wird gefangen und Wenzel will sie zur Königin erheben, nachdem er seine Johanna (hier Augusta genannt) beseitigt. Sein Rat Oslao verführt den Mundschenken Guido durch einen gefälschten Brief der Königin, ihm ein Schreiben anzuvertrauen, das er durch einige Rasuren so hochverräterisch gestaltet, dass Wenzel ihn köpfen und die Königin in den Hundestall sperren lässt, wo sie stirbt. Johannes tröstet die beiden und widersteht der Zumutung, er solle gegen die Königin als ihr Beichtvater zeugen. Er muss dies mit dem Tode büssen, aber das Volk erhebt sich, Wenzels Feldherr Zytho fällt durch Selbstmord, Wenzel selbst erliegt seinen Gewissensqualen.

Für einige gereimte Partien dieses Stückes hat schon R. M. Werner in seinem Aufsatz »Johann Christian Hallmann als Dramatiker« (Zeitschrift f. d. österr. Gymnasien, Bd. 50, S. 673 ff) die Quelle in diesem schlesischen Dichter des siebzehnten Jahrhundertes nachgewiesen; sie sind Hallmannischen Tragödien, wie seinem Theodoricus Veronensis, seiner Catharina und Sophia entnommen. Homeyer hat noch mehr Entlehnungen gefunden, im ganzen über 100 Verse.

Woher stammt aber das Übrige, Vers und Prosa? Homeyer rät auf ein geistliches Schuldrama, wie solche uns schon für das Jahr 1689 und noch für das Jahr 1751 in Prag (in Jülich noch 1762) bezeugt sind. Aber freilich, von den Texten dieser geistlichen Dramen meint er »wissen wir so gut wie gar nichts«, dafür fand er ein Drama »Jo-

hannes von Nepomuk« in Alexandrinern, gedruckt zu Innsbruck 1766, und dieses Drama, oder vielmehr seine Vorlage, ein »richtiges Schulstück« aus der Zeit zwischen 1719—1724 soll die Vorlage Stranitzkys gewesen sein, und die Bearbeitung bestand in folgendem:

Ahalibama wurde aus einer tugendstolzen Heroine zu einer thronsüchtigen Kokette, Oslao und Zytho tauschten teilweise ihre Rollen, Szenen mit dem Koche und Arien wurden eingeschoben.

Hallmannische Verse wurden bei jeder passenden Gelegenheit ausgeschrieben, und endlich wurde eine Menge von komischen Szenen eingelegt.

Dass der Druck von 1766 auf einer älteren Vorlage beruht, lässt sich nun tatsächlich durch eine kleine Beobachtung beweisen. Der pseudočechische Name des Hofrates Oslao wird hier in scheinbar ursprünglicherer Form Oslaw geschrieben, allein wo er im Text vorkommt, verlangt der Vers, dass er dreisilbig (Oslao) gesprochen werde, z. B.

Oslaw, sprichst du noch, dass er unschuldig sei?

Dass also J. (das Innsbrucker Stück) älter sein könnte als die Aktion Stranitzkys, lässt sich nicht bestreiten, können wir es aber als Schulstück bezeichnen?

Wir kennen diese Stücke, d. h. ihren Wortlaut freilich nicht, aber einiges können wir doch den Szenaren entnehmen, namentlich die Komposition, und es ist nicht begründet, wenn H. von dem »völligen Mangel an Material« spricht. Aus den Angaben in den Jahresberichten der österreichischen Jesuitenkollegien, die er aus Menčiks Beiträgen zur Geschichte des böhmischen Theaters (Příspěvky k dějinám českého divadla) Prag, Akademie 1898, schöpft, lässt sich freilich nicht viel lernen, diese Berichte erschöpfen nicht einmal das Tatsachenmaterial, wie ein Beispiel zeigen mag.

Der Jahresbericht aus Oppeln sagt, dass 1729 (Menčík hat hier das Zitat weggelassen, es steht Hs. 11974, S. 453 b), die Rhetorik und Poetik »singulae cothurnum indutae«, also jede für sich (?), mit grossem Beifall vom hl. Johannes gespielt hätten. Tatsächlich jedoch spielten Rhetorik und Poetik gemeinsam das Drama »Supremi honores u. s. w.«, dagegen spielte die oberste Grammatikklasse bei derselben Gelegenheit das Stück »Pietas spectata per ignes et aquas« und die mittlere Grammatikklasse »Sacratior gratiarum trias«. Von diesen drei »Nepomukdramen« behandelt jedoch nur das mittlere die Legende, in den beiden andern treten nur Personifikationen auf; in dem der Rhetorik Apollo, Pallas, dann andere Götter und Planeten, die sich über die fünf Sterne Johanns unterhalten, in dem letztgenannten die Unschuld, die Verschwiegenheit, der Neid u. s. w. So wenig kann man erwarten, jedes Nepomukdrama bei Menčík zu finden, so wenig ist jedes dort erwähnte Werk ein Nepomukdrama im eigentlichen Sinne.

H. zitiert zum J. 1720 »ein Bild« aus Klattau, zu 1731 (allerdings in Klammern) »ein Wagenbild« aus Troppau; das hat nun schon gar nichts hier zu suchen — mit solchen oft sehr geschraubten und

sinnreichen Titeln der Beschreibungen von Bildern, Transparenten, Triumphpforten, könnte ich dutzendweise dienen.

Ebenso vorsichtig, wie man bei der Konstatierung von Aufführungen sein sollte, muss man diese wortreichen Programme lesen, in denen der langatmige Titel ein Drama zu versprechen scheint, während es sich nur um eine Triumphpforte, einen Wagen, ein Transparentgerüst handelt, deren Sinnsprüche mit einer besserer Gegenstände würdigen Gewissenhaftigkeit der Nachwelt aufbewahrt werden.

Der Gegenreformation ganzer Jammer fasst uns an, wenn wir uns in diese »Literatur« vertiefen; nicht wegen des Gegenstandes, sondern wegen der Behandlung; in der Welt draussen ist die Zeit der Locke, Leibniz, Thomasius, Wolff, Voltaire, und hier in Böhmen hat, was eine Feder führen kann, keine andern Sorgen als das hundertmal Gesagte, immer Gleiche, witzig zu variieren: Wortwitze, Chronodistichen, »sinnreiche« Epigramme, Anspielungen, Komplimente — dem gemeinen Manne besorgte eine ganz ähnliche geistige Nahrung der Hanswurst, man begreift, warum er in Österreich so lange nicht umzubringen war. Man begreift auch den Tiefstand der čechischen Bildung in jenen Tagen, von jeder Berührung mit dem Auslande war sie abgeschnitten, und das einheimische, lateinische und deutsche Schrifttum gab ihr keine besseren Vorbilder.

Das Beispiel von Oppeln zeigt uns, dass wir, auch wenn wir zu den tatsächlichen szenischen Aufführungen gelangen, noch nicht gewiss sind, ein Nepomukdrama vor uns zu haben. H. zitiert unter den Nachrichten »über Behandlungen der Legende« auf S. 141 auch das in Leitomischl 1710 gespielte »Antitheon (so! es soll Antitheton heissen) bohemicum«. Hier belehrt uns doch schon das Szenar, dass von einer Dramatisierung des Nepomukstoffes nicht die Rede sein kann, tritt doch Johannes gar nicht auf! Die Personen dieses Stückes sind Mars hussiticus; Belliastes, der Hussens Standbilder zur Verehrung aufstellt; Beroslaus, der den Kultus des h. Johann propagiert; Litomisellus, der ihn den Armen als Ersatz für Hus empfiehlt; Rudebertus, der eine Wache beim Husbilde aufstellt, u. s. w. Belliastes wird von Beroslaus über die Tugenden und die Lehre Johanns belehrt und lässt das (schon beschimpfte) Husbild vollends zerstören.

Das gleiche gilt von dem »Drama des P. A. Jenisch, aufgeführt zu Ung. Radič am 26. Mai 1732« (soll heissen Ungar. Hradisch — und vielleicht 1733) »Mysterium a seculis tacitum lingua incorrupta etc.«, in welchem nur Musen und Künste auftreten; wir sehen, das Verzeichnis bei H. müsste stark gekürzt werden, aber es lässt sich wieder um wirkliche Nepomukdramen vermehren, die ihm unbekannt geblieben sind.

Die Fabel dieser Stücke ist überaus einfach, es besteht kein Bedürfnis, der sehr einfachen Legende zu grösserer Mannigfaltigkeit zu verhelfen, da die Chöre und das Auftreten von Allegorien zwischen den einzelnen Scenen die notwendige Abwechslung ohne Aufwand von dramatischen Hilfen hineinbringen.

Im Mai 1701 wurde von der Rhetorik bei St. Clemens in Prag eine actio theatralis »Divus Joannes Nepomucenus . . . in silentio secreti confessionis et in spe publicae canonizationis gloriosus« gespielt. Mercur tröstet das verzweifelte Böhmen, es werde glücklich sein, bis Wasser und Feuer Freundschaft schliessen. Dies scheint freilich unmöglich. Nach dieser »Prolusio« folgt der erste Actus »Joannes in silentio«.

Von einer dramatischen Verwicklung ist hier noch keine Rede, Wenzel fragt Johann nach der Beichte, wirft ihn in den Kerker, ein Hofherr Ulpinus rät, es mit gelinden Mitteln zu versuchen, Johann wird zu Tische geladen, schweigt aber auch hier, er wird gepeinigt und schliesslich ertränkt. Der Aulicus Pacianus beschreibt den Vorgang der Ertränkung und die Mathesis als Chorus konstatiert das Wasserwunder. Im zweiten Teil »Joannes in spe« treten nur Personifikationen, Gottlosigkeit, Nacht, Himmel, Moldau, Lüge, Verleumdung u. s. w. auf.

Ebenso einfach ist der Gang der Handlung in dem obengenannten Oppelner Drama »Pietas spectata per ignes et aquas«. Auch hier beginnt das Stück mit der Katastrophe: der König lässt Johannes zum letztenmale vor sich bescheiden, er hört, dass er nach Bunzlau eine Wallfahrt angetreten hat, man geht ihm entgegen und da er dem Ansinnen widersteht, wird er schon in der fünften Szene (Inductionen heissen sie hier), in die Moldau geworfen. Damit endet der ganze historische Teil, und es beginnt auch hier ein Reigen von Personifikationen, namentlich von Flüssen, welche die Kanonisation preisen.

Die Wallfahrt nach Bunzlau steht auch im Beginn eines deutschen Alexandrinerstückes, von dem wir ebenfalls bloss ein Szenar besitzen. Es ist betitelt: »Der heilige Johann von Nepomuck oder Triumph des Sacramentalischen Stillschweigen; in einem in teutsch-alexandrinisch — oder heroischen Versen verfassten Schau-Spiel aufgeführt und vorgestellt in dem befreiten reguliert canonischen [Prämonstratenser] Stifft und Gottshaus Wengen in Ulm 1741.« Hier wird im ersten Auftritte »der Argwohn des Königs von der Untreu der Königin, gestärkt durch die Hoffherren und im zweiten aus den Umständen der Wallfahrt Johannis nach Bunzlau verdoppelt.«

Dieses Drama, das in kulturhistorisch überaus interessanter Weise eine Verteidigung der deutschen Schauspiele enthält und sich auf das Beispiel der Römer berufen zu müssen glaubt, die auch auf ihren Theatern nicht das Griechische herrschen liessen (1741!), hängt trotz seiner deutschen Alexandriner mit unserem Stück nicht im mindesten zusammen.

So lange ich glaubte, dass die Chronodistichen am Ende der Wiener Aktion die verschiedensten Jahreszahlen ausdrücken, also keine Beachtung verdienen, hielt ich das Olmützer Drama von 1731 »S. Joannes Nep. sacramentalis silentii astrum inexstinctum u. s. w.« für sein Vorbild und seine Veranlassung. Hier ist nämlich etwas wie eine Intrigue und diese stimmt mit jener in der Staatsaktion auffallend überein. Probinus, der Kämmerling der Königin, erzählt Johannes einen weissagenden Traum der letzteren. — »Da der König seinem Gebrauch

nach schlemmet,« heisst es dann im deutschen Argument, »kommt ihm ein Brief von verstellter Faust zu, dem unter andern folgendes einverleibt: »Fürchte dich nicht, Königin, Johannes weiss schon zu schweigen.« Sein alter Argwohn nimmt dadurch überhand und er beschliesst den »Briefsteller durch seinen Zauberer herauszufischen«. Nach einer allegorischen Szene der Listigkeit und des Argwohns sehen wir zwei dem Probinus sehr gehässige Hofleute dem Zauberer aufdringen, dass er Probinus als Urheber des Briefes darstelle. Der König, der bei Johannes übel angekommen ist, befiehlt Probinus in den Kerker zu werfen. Im dritten Akte wird das Volk aufrührerisch, die Gefängnisse werden erbrochen und Probinus entwischt. Der »Wütgeist« gibt als Urheber des Tumults Johannes an, der so dem Probino auf die Beine helfen wollen — es wird ihm die Wahl gelassen, ob er das Beichtsiegel verletzen, oder den Tod in der Moldau erleiden wolle. Johannes wählt das letztere und die Johanneischen Tugenden, die den Chorus machen, preisen ihn im Epilogus.

In dem Zauberer, der hier auf so ungezwungene Weise eingeführt wird, und bei dem man, ob er gleich im Argument nicht mit Namen genannt wird, an den berühmten Zytho denken muss, schien eine ganz plane Erklärung vorzuliegen, warum der Feldherr Wenzels in der Staatsaktion gerade diesen Namen führte. Da aber das Datum der Aktion (1724) und das noch ältere ihrer Vorlage feststeht, so dürfte hier, wenn wir nicht annehmen wollen, dass man in Olmütz ein älteres Stück wiederholt habe, eher der umgekehrte Fall vorliegen: eine Beeinflussung der lateinischen Schulkomödie durch das deutsche Drama.

Diese Übersicht zeigt, dass zwischen der mutmasslichen Vorlage der Staatsaktion und dem üblichen Jesuiten- und sonstigen Schuldrama kein Zusammenhang besteht. Und wie wir speziell in J. kein Schuldrama zu erblicken vermögen, — es fügt sich viel besser in den Entwicklungsgang des deutschen weltlichen Dramas — so befriedigen uns auch vorläufig die andern Aufstellungen des Autors über dieses Stück nicht. Über dessen Autor stellt H. folgende Vermutungen auf: »Die ohnehin wahrscheinliche Annahme, dass der Verfasser ein Prager, oder doch ein Böhme war, wird durch gewisse lokale Kenntnisse vom Wischerad (Hradschin) und der Altstadt, von den Schicksalen des Renki und Seemann noch bestärkt, von denen Balbinus und Martin Boregk nichts berichten.« Der Autor ist nun in der Tat in Prag ortskundiger als Homeyer, denn die Identifizierung des Vyšehrad und Hradschin rührt erst von letzterem her, aber so unberühmt ist und namentlich war Prag doch nicht, dass nicht ein Autor in Tirol oder Baiern seine wichtigsten Stadtteile hätte nennen können. Und die Erfindung des Renki und Seemann spricht geradezu gegen böhmische Herkunft und zeugt von geringen Kenntnissen der böhmischen Geschichte. Dass H. dies nicht kontrollieren kann, ist eben ein auch sonst fühlbarer Mangel der Arbeit. Es geht doch nicht gut an, über einen böhmischen Stoff zu schreiben, ohne ein wenig die böhmischen Dinge zu kennen. H. schöpft seine historischen Kenntnisse aus der

Böhmischen Chronik Martin Boregks, erschienen 1587! In dieser sucht er auch ganz ohne Grund die Quelle des Nepomukdramas, namentlich für den Namen Zytho, obwohl Boregks Erzählung hier wörtlich aus Dubravius übersetzt ist. (Über Zytho hätte sich der Verfasser übrigens in der Faustliteratur belehren können.)

Da ist es denn kein Wunder, wenn er es einen »geschichtlich überlieferten Zug« nennt, dass Wenzel seinen Scharfrichter Gevatter genannt habe — dieser »Meister Hanuss, Pragerischer Freu-Mann und Gevatter des Königs,« war indes ein gar vornehmer Herr, nämlich der Fürst Hans von Ratibor, welcher am 11. Juni 1397 mit andern Verschworenen auf Karlstein vier Günstlinge des Königs ermordete. »Von dieser Zeit an, erzählt Palacký, wurde Fürst Hanns vom Volke nur mehr Meister (d. h. Scharfrichter) Hanns genannt.«

Als Ergebnis einer ausführlichen Vergleichung aller wörtlich übereinstimmenden oder sonst einander entsprechenden Stellen in der Staatsaktion und dem Innsbrucker Versdrama ergibt sich, wie gesagt, dass das Alexandrinerstück das ursprüngliche gewesen, »man darf nicht auf den Gedanken kommen, dass etwa ein Geistlicher die Wiener Aktion von allem Groben gereinigt und dann in Alexandriner gebracht hätte, unter Beibehaltung der vorhandenen Verse, doch mit Ausmerzung der von Hallmann übernommenen.« Allein gar so klar und einfach liegt die Sache denn doch nicht.

Wir lesen in J.:

»Prag hat noch Schwerdter gnug, Beil, Foltern ohne Zahl,
Hier tödte Feur und Gift, dort würge Strick und Stahl,«

und von diesen Versen finden wir den zweiten fast wörtlich bei Hallmann im Theodoricus:

»Dort brenne Zang und Glut, hier schneide Strick und Stahl,«

während dem ersten der zweite von den beiden folgenden Versen entspricht:

»Hat sich doch Antonin der Menge kaum erwehret.
Rom ist von Schwert und Beil und Foltern nicht entleret.«

Und das sollte Zufall sein, wie H. andeutet? »Man sieht, wie die Ähnlichkeit des Wortlauts von J. mit Hallmanns Verse Stranitzky wohl auf das Zitat aus Hallmann gebracht haben kann.« Und genau dieselbe merkwürdige Übereinstimmung kommt noch einmal vor, ohne dass H. sich darüber besondere Skrupel macht: In demselben Drama monologisiert Theodorich:

Wer sich der falschen Bahn der wilden Flut vertraut,
Und auf ein morsches Brett nicht schlechte Hoffnung baut, —

und in J. sagt Guido:

Wer sich der falschen Bahn des wilden Meers vertraut,
Und auf ein morsches Brett die schlechte Hoffnung baut. — —

Auch hier soll »die Ähnlichkeit des Wortlautes Stranitzky auf Hallmann gebracht haben« (S. 108), uns andern ist das aber ein allzu starkes Spiel des Zufalles, ja angesichts dieser beiden Übereinstimmungen gewinnt auch eine dritte an sich unbedeutende gewaltig an Gewicht. In Hallmanns Catharina lesen wir gleich zu Anfang:

Was nutzt, o Fürstin, doch dies jammerreiche Klagen!

Und der sechste Vers von J. lautet:

Sie hemme, Fürstin! doch ihr jammerreiches Klagen.

Nein, wenn J. nach der Aktion bearbeitet wäre, so hätte der Bearbeiter die Verse Hallmanns nicht gar so sorgfältig ausgemerzt, wie H. behauptet.

Noch bedenklicher ist das folgende: nach H. erscheint Stranitzky als ungemein Hallmannfest, bei dem geringsten Anklang fallen ihm Versreihen aus Hallmann ein, die er auswendig weiss, oder doch schnell in den fünf benutzten Dramen aufzuschlagen vermag. Wie kommt es, dass wir in vierzehn andern Staatsaktionen Stranitzkys, die in demselben Jahre, zum Teil im Juni, Juli, August, geschrieben wurden, keine Spur dieser Kenntnis finden, die im Mai (der wahrscheinlichen Aufführungszeit des Nepomuk) geradezu seine bedeutendste Eigentümlichkeit bilden!

Ohne in diesem Referate die ganze Untersuchung aufnehmen zu wollen oder zu können, glaube ich doch gezeigt zu haben, dass die Hallmannverse schon in der gemeinsamen Vorlage für J. und Stranitzky standen, und dass wir vorläufig nicht im stande sind, diese Quelle mit voller Sicherheit zu rekonstruieren.

Jedenfalls war das Alexandrinerstück J., das übrigens nicht so unbekannt war, wie H. meint (es ist bei Goedeke (V^2, 345) verzeichnet, und Referent hat es für seine volkstümlichen Universitätsvorträge über böhmische Stoffe in der deutschen Belletristik im J. 1901 verwertet), wenn wir von dem in Knittelversen abgefassten Böhmerwaldspiel absehen, das Original sämtlicher volkstümlichen Nepomukdramen. Ihre Handschriften stimmen mehr oder weniger mit einer Prosaauflösung von J. überein, die 1780 in Prag (und gleichzeitig auch in Augsburg mit der Bemerkung »zum Gebrauch der neuen Nationalbühne ganz umgearbeitet und in Prosa verfasst«) erschien. Der Autor der letzteren, den H. nicht kennt, war nach dem Zeugnis der Prager Oberpostamtszeitung vom 31. Juli 1787 (Teuber II, 244), der bekannte Shakespearebearbeiter und Schauspieler J. P. Fischer — die Postamtszeitung von 1780 rühmt, dass das Stück von sehr geschickter Feder herrühre, der Almanach der deutschen Musen von 1781 dagegen verurteilt es als Staatsaktion. Ein Versdrama soll 1782 zu Salzburg erschienen sein.

Dem »historischen Trauerspiel«, das im J. 1797 in Prag erschien,*) wird H. aus demselben Grunde, dem auch seine übrigen Fehler ent-

*) In Vlčeks Literatura česká I. 30, zitiert Máchal diesen Johann von Nepomuk als Werk des Bühnendichters Rosenau, das ist aber ein Missver-

springen, nicht gerecht. Er meint, »der Verfasser nutzte nur die beliebte Fabel, um mit ihr das Schicksal von vier unschuldig-unglücklichen Menschen zu verknüpfen, die ein ehrgeiziger Bösewicht verhetzt.« So harmlos war der Bearbeiter denn doch nicht, es lag ihm vielmehr gerade an dem Stoffe, oder vielmehr an der Rehabilitation einer seiner Hauptpersonen — des Königs Wenzel; so sehr das Stück die Legende und den Heiligen in ihrem Glanze bestehen lässt, so steht es doch am Ende einer Reihe von Schriften und Ereignisse, welche sich gegen die üblichen Darstellungen Wenzels und damit auch gegen die Nepomuklegende wandten.

Es ist recht interessant zu sehen, wie die Nepomuklegende, und mit ihr die Geschichtsauffassung, welche aus Wenzel IV. einen Kinderschreck machte, gleich bei dem allerersten Riss in der Gegenreformation erschüttert wurden. Den Vortritt hat hier wie in so vielen Dingen Josef Dobrovský, der diesen Angriff in köstlicher Weise noch unter der Nase der Zensur eröffnete. In seiner »Böhmischen Literatur auf das Jahr 1779« registrierte er die Chronik der Universität und verzeichnete dabei unter den »Feyerlichkeiten« ganz harmlos die folgende (S. 89):

»Den 16. May erschien die ganze Universität bey der Feyer des heil. Johanko von Pomuk in der Prager Domkirche; Hr. Rektor Magnificus hielt eine lateinische Rede unter dem Titel Oratio etc. etc.«

Johanko von Pomuk — ein Jahrhundert lang hatte niemand den Heiligen anders als Johannes von Nepomuk genannt, Hájek hatte ja ganz genau zwischen dem Kanonikus Johannes und dem Doktor Johanko unterschieden, der Beweis des Pater Athanas, dass beide eine Person seien, wurde ängstlich geheim gehalten, auf der Auseinanderhaltung der beiden Johanne beruhte die ganze Kanonisation, und nun warf Dobrovský in aller Unschuld — aber wahrscheinlich mit dem feinsten Lächeln des Einverständnisses für alle Eingeweihten — den verpönten Namen in die Feststimmung des fünfzigjährigen Jubiläums der Heiligsprechung.

Am 1. Juli 1782 erschien sodann das 7. Stück der bekannten Predigtenkritik (ursprünglich »Geissel der Prediger« genannt), welches sich mit einer Nepomukpredigt beschäftigte, und hier nahm der Kritiker schon sehr energisch gegen die allgemeine Meinung und für den König Partei. Sogar an dem Faktum, dass er in seinem Jähzorn persönlich die Fackel gegen den Domherrn ergriffen, wird mit Unrecht gezweifelt: »Warum nicht auch, dass er den Koch selbst gebraten, der ihm den Braten verdorben?« ruft der Kritiker aus, um eine der albernsten Erdichtungen zu brandmarken, die aber drolliger Weise noch im 20. Jahrhundert einen Gläubigen zu finden scheint, den Autor unseres Buches, der diese Erzählung einfach eine »berühmte Geschichte« nennt (S. 125). Der Kampf gegen die Kritiker wurde nun zum Teile ein Kampf gegen den König Wenzel und für den heiligen Johann,

---

ständnis. — J. N. Štěpánek hat es čechisch bearbeitet. Weilens Bemerkung zu diesem Stücke (Göd. V², 352) »nach Nuth?« entfällt natürlich, da wir die Quelle in der Prager Prosa von 1780 besitzen.

bis im Mai 1783 die Lobrede Schönfelds das Signal zu jenem Hauptangriff Dobrovskýs gab, von dem sich der Heilige nie mehr zu erholen vermochte. Es ist schade, dass wir das zweiteilige Drama von Augustin Zitte »Wenzel der Faule« aus dieser Zeit nicht besitzen, man kann getrost annehmen, dass er trotz des Epithetons, gegen das schon 1760 ein Professor der Prager Hochschule in einer These protestiert hatte, den König in ganz anderem Lichte als die älteren Nepomukdramen gezeigt hätte. Und ein Nepomukdrama dürfte wenigstens der eine Teil von Zittes Drama gewesen sein, hat doch Wenzel IV. das merkwürdige Schicksal, dass er in die deutsche Belletristik fast nur wegen zweier Vergehen aufgenommen worden ist, deren keines er begangen hat: der Ertränkung des Beichtvaters seiner Gemahlin, dann der Flucht und des Ehebruches mit Susanna, der Bademagd.

In diesen Zusammenhang gehört als Spätling das Prager Drama von 1797, in dem natürlich an die Glorie des Heiligen nicht mit frevler Hand gerührt wird — es ist ja auch die Zeit der Reaktion nach der Josephinischen Periode — in dem aber Wenzel so hoch gestellt und so gutmütig gemalt wird, wie es sich der Verfasser jener Predigtenkritik von 1782 nur hätte wünschen können. Wenn wir nun bedenken, dass dieser Verfasser im J. 1797 Direktor des Prager Schauspiels war, so können wir den Gedanken an eine nähere Beziehung zwischen beiden um 15 Jahre auseinander liegenden literarischen Ereignissen nicht von vornherein von der Hand weisen.

Wir sehen, dass der Verfasser die Geschichte der Nepomukdramen lange nicht erschöpfend behandelt hat — desto dankbarer können wir ihm für die Lösung seiner eigentlichen Aufgabe sein, für die Ausgabe von Stranitzkys Haupt- und Staatsaktion und den Nachweis seiner Autorschaft.

Einige kleinere Versehen und Druckfehler mögen hier noch berichtigt werden. Der Koch Wenzels heisst Janesch nicht Janensch (S. 125 u. ö.); S. 141 soll es heissen Klattau, nicht Klatau; für den Titel »Fama sancta S. Joanne Nepomuceni« und für das Datum d. 15. statt 17. Oktober finde ich an der zitierten Stelle keinen Beleg; statt Neuhäusel lies: Neuhaus. — Ebenso auf S. 142 poenitenti*ae*, (nicht -*a* protomartyr). Dieses Melodram wurde nicht »von der octave« aufgeführt, sondern in der Octave (der Festwoche), wie bei Menčík zu lesen ist, eine Octava gibt es an den österreichischen Gymnasien erst seit 1849; a Wenceslao reg*e* (nicht regi). Das Gedicht Habels erschien vollständig in Wien 1829. In der Museumszeitschrift erschien auch noch eine »Legende vom heiligen Johann von Nepomuk« in Romanzen von W. A. Swoboda. *Ks.*

Dr. (?) W. Einfeldt (Weinfeld?), Wien: **Slaven, speziell Polen, Tschechen, Wenden.** München, Reusch 1907, 94 S.

Eine empörende Sudelei! Eine Nebeneinanderstellung von Plagiaten aus verschiedenen Büchern, wobei es nicht der Mühe lohnt, mehr als eins zu konstatieren. Wörtlich abgeschrieben aus E. Heycks

Deutscher Geschichte sind die Seiten 4 f. (Heyck 177, 393 f.), 85 f. (394 f), 88 (298), 89 (312), 91 (410). Dazwischen wird aus anderen Quellen eine Übersicht der polnischen Geschichte (bis auf unsere Tage) und der böhmischen (bis zum Jahre 1527!) eingeschaltet. Der armselige Abschreiber hat dabei nicht einmal die Abschriften verglichen, auf S. 4 heisst es, dass »bei den Slaven ein aus dem Frankenreich gekommener Kaufmann Samo Armin und Marbod zugleich wurde . . . . Mit ihm kam Dagobert . . . . zum Kriege 632—633 und erlebte dabei eine blutige Niederlage.«

Auf S. 59 aber »gerieten die Čechen in avarische Botmässigkeit, aus der sie Samo, einer ihrer Kriegshelden, befreite. Auch soll dieser Samo den Frankenkönig Dagobert (636) geschlagen haben.«

Ein Paar erheiternde Lesefrüchte aus dem Wust mögen doch gepflückt werden: Die . . . Slaven sind Litauer, Letten, Masuren etc. . . . Die Slaven können zu den Indogermanen schon ihrer Sprache wegen nicht gerechnet werden! Der Name Slave hat sich erst später gebildet aus Slavi=Sklaven (3). Die Čechen sind in Böhmen, Mähren und Schlesien die Hauptbevölkerung (7). Libuša vermählte sich im J. 722 (59). Drahomira war eine eifrige Heidin (62). Boleslaus nahm in den letzten Jahren seines Lebens die Taufe (65). »Eine dieser Untaten war die gegen den Domherrn und Beichtvater der Königin Anna, Johann von Nepomuk, den Wenzel . . . . in einen Sack nähen und . . . . in die Moldau werfen liess, 1383 (74). Der Hussite konnte mit seinem Dreschflegel 28 Feinde in der Minute erlegen (78). Das Reichsheer erlitt bei Taus und Tachau (14. 8. 1431) eine fürchterliche Niederlage (79). Der dreissigjährige Krieg beginnt mit dem Fenstersturz vom Prager Rathaus (84). Im J. 955 war ein weiterer Aufstand von den (so!) Wenden, diese wurden besiegt und 700 Wenden standrechtlich erschossen (89). — Welche Tendenz das Buch hat, ist mir nicht klar geworden, der Autor ist kein Slave, aber deutsch kann er auch nicht. *Ks.*

Die Besprechung meiner Studie »Hudba barev« (»Farbenmusik«) (im 8. H. der Č. R.) erlaube ich mir durch eine kurze Bemerkung zu ergänzen:

Meine Arbeit ist in jener Besprechung ganz gut charakterisiert durch die Worte, dass sie (in dem nichtmedizinischen Teile) »von einem Liebhaber im Tone einer anspruchslosen Plauderei« geschrieben ist. Dieser Umstand erklärt auch, dass ich »fast durchweg aus zweiter Quelle« (die mir zugänglich war) geschöpft habe und vielleicht manchmal nicht ganz gut unterrichtet war (so z. B. die Verwechslung von J. C. Hoffmann mit E. T. A. Hoffmann).

Weiter will ich nicht bestreiten, dass »literarische Fragen (bloss) mit literarischen Masstäben genüge getan werden kann« — nur möchte ich das Wort »bloss« gerne weglassen. Ich wollte eben auf den Zusammenhang zwischen dem Schaffen des Künstlers und seiner physio-

logischen Organisation aufmerksam machen; wenn wir diese rein menschliche Seite übersehen, werden wir nie begreifen können, wie z. B. Rimband behaupten konnte, ein *A* sei schwarz, ein *E* sei weiss u. s. w., und sein Sonett wird uns immer ein »poetischer Rebus, Anagramm oder Kryptogramm« bleiben (J. Vrchlický). Meine Tendenz war, ähnliche Sonderlichkeiten vor dem Vorwurfe der völligen Entartung oder eines gezwungenen Geistreichelns (Sattler) zu bewahren und sie natürlich physiologisch zu erklären.

Am interessantesten ist für mich eine gewisse Subjektivität in den einzelnen Besprechungen. Während hier z. B. der Herr Referent, den rein literarischen Standpunkt behauptend, die Meinung äussert, dass »Fragen, wie das Wagnerische Gesamt-Kunstwerk, ziemlich ferne liegen«, — so betont wieder der praktische Musiker Herr B. Kašpar (Dalibor 1904 und 1906) gerade das Musikalische meiner Arbeit; der Musikästhetiker Herr Dr. Z. Nejedlý sagt wörtlich, dass meine hieraufbezüglichen Anschauungen vielen »Fachmännern« zur Ehre gereichen könnten (Lumír 1906); und endlich machte mir der Arzt in dem kurzen Referate der Národní Listy (Mai 1907) sogar den Vorwurf — einer falschen Diagnose der Krankheit H. Heines!

Daraus schliesse ich, dass meine harmlose Plauderei von verschiedenen Standpunkten betrachtet werden und die Aufmerksamkeit verschiedener Kreise fesseln kann. Und das war der Hauptzweck dieser »einzigen čechischen Erörterung des interessanten Problems«.

A. Chalupecký.

- - - - -

NOTIZEN.

Růžena Svobodová. Das Werk der Frau Růžena Svoboda *) hat von seinen Anfängen bis heute eine grosse Entwickelungsbahn beschrieben, eine von den grössten Bahnen in unserer Literatur; wenn Talent Entwickelungsfähigkeit ist, Fähigkeit innern künstlerischen Wachsens, so deutet schon diese Bahn selber auf ein grosses an bildenden organisatorischen Kräften reiches Talent.

Ihre Entwickelungsbahn führt von ihren ersten realistischen Arbeiten, in denen sie empirisches Detail zusammenträgt, bis zu den letzten Tragödien des Kulturschmerzes, in denen sie ganze Lebens- und Gesellschaftsformationen stilisiert und Schicksale und Typen schafft, welche in ihrem Busen die Liebe und den Schmerz, die Hoffnung und Verzweiflung eines grossen Teiles der ganzen Menschheit und eben ihres jüngsten Teiles tragen; an ihrem Anfangspunkt steht ein treues, gegen das Spiel der Erscheinungen des Lebens gerechtes Auge, an ihrem heutigen Endpunkt eine höhere abgekürzte Zeichnungskunst, welche das Leben aus seinen Motiven, Andeutungen und Impulsen zu Ende denkt und ergänzt, eine höhere dichterische Kunst der Interpretation, welche das Leben aus dem realistisch Zufälligen und Bruchstückhaften in eine höhere und gesetzmässigere Sphäre der dichterischen Notwendigkeit versetzt und überträgt.

Den künstlerischen Wert dieser Entwickelung sehe ich in ihrer E h r l i c h k e i t. Es gibt keine Kunst, es gibt keinen Stil ohne äusserste Ehrlichkeit — dieses alte Axiom Flauberts bewährt sich mir an dem Werke Frau Svobodas von neuem. Ihre Entwickelung erfolgte organisch, ohne Sprünge, nach innerem Rhythmus und daher ohne Verlust an innerer Wärme und innerer Kraft; darum ist diese Entwickelung nicht in dekorative Oberflächlichkeit verschäumt und ins Laub geschossen; darum ist sie künstlerisch kernhaft und gestaltend, das Mysterium der

*) Das Werk Růžena Svobodas umfasst bisher: Ztroskotáno (Zerschellt) Roman geschrieben 1882, erschien in Buchform 1896; Povídky (Erzählungen 1896): Na písčité půdě (Auf sandigem Boden: Roman 1895); Přetížený klas (Die überschwere Ähre; Erzählung geschrieben 1894, in Buchform 1896): Zamotaná vlákna (Verwirrte Fäden; Roman 1897); V odlehlé dědině (In einem entlegenen Dorfe, Tagebuchskizzen aus einem mährischen Dorfe 1898); Milenky (Liebchen, Roman 1901); Pěšinami srdce (Auf den Pfaden des Herzen) Erzählungen 1902; V říši tulipánků (Im Reich der Gimpel, Lustspiel in 3 Aufzügen 1903); Plameny a plaménky (Flammen und Flämmchen, ein Roman und einige Erzählungen 1905); Marné lásky (Vergebenes Lieben, Erzählungen 1907); Zahrada Irémská (Der Garten von Irem, Roman, erster Teil in den »Květy« 1907).

künstlerischen Wurzeln und ihres Dunkels bewahrend. Der Stilisation ging bei Frau Růžena Svoboda die Empirie voran, und die Stilisation ist organisch aus dem Reichtum des von der Empirie getragenen Materials emporgewachsen; Frau Svoboda stützte sich bei diesem Verkünstlern und Befreien ihres Werkes nicht auf fremde Schemata, auf fremde Stilisationsmethoden und Muster, wie mehr als ein junger čechischer Autor, sie trat an das Stilisieren nicht vorzeitig heran, früher als sie durch Beobachtung die Oberfläche und durch Intuition die organische Zusammensetzung des Lebens erkannt hatte: Frau Růžena Svoboda stilisiert aus eigenem und nach eigener Art im vollen Umfange dieser zwei Worte. Daher ist ihre Stilisation ein reines Gesetz ihres Innern, ein Gleichnis seines organischen Wachsens; daher ihre heiligende Reinheit und Gediegenheit; der Beweggrund und zugleich der Preis dieser Stilisation ist immer die Erkenntnis, eine höhere gesetzmässige Erkenntnis der menschlichen Seele und ihres Schicksals auf diesem ungastlichen Stern, das Erwachsen höherer Typen durch den Kampf mit der Umgebung, ein tiefer Blick, ein frömmerer Blick in das Mysterium des Schaffens und auf die paradoxen ungeahnten Wege, auf denen es zur Verwirklichung eilt.

In den ersten Arbeiten der Frau Růžena Svoboda treten verhältnismässig einfache Mädchen- oder Frauenerscheinungen auf — aber schon hier wird betont, was die Inspiration der Autorin in der Mehrzahl ihrer späteren Werke sein wird: der Zwiespalt der innern mit der äusseren Welt, der Kampf, meistens ein vergeblicher Kampf des höhern Typus, um die Möglichkeiten sich zu äussern und auszuleben, die immanente Tragik allzu reicher und allzu zarter Erscheinungen, welche an ihrer eigenen Verfeinerung oder an Konflikten mit der Aussenwelt zugrunde gehen. Solcher Art ist der erste Roman der Autorin »Zerschellt« und der Roman einer ungleichen und nicht auszugleichenden Ehe »Auf Sandboden«, und besonders die feine psychologische Porträtstudie »Die überschwere Ähre«, wo die Tragik eines Weibes angedeutet wird, welches aus einem Gattungswesen zu einem Individuum heranwächst, eines Weibes vom verfeinerten Gefühlsleben, das sich von seiner Umgebung abhebt und ihr nach vergeblichem Kampfe erliegt — ein für das Schaffen der Autorin bezeichnendes Motiv, das sie später mehr als einmal ausführt, vertieft, bis zu seinen letzten Wurzeln verfolgt. Die »Verwirrten Fäden« kann man als Schicksalsergänzung dieser Arbeiten betrachten: Es tritt hier zum erstenmal ein Motiv auf, das man auf den ersten Anblick für einen Antipoden des vorhergehenden Motivs halten würde, das aber in Wahrheit dasselbe Motiv ist, nur verlegt in die eigentliche tragische Sphäre des Frauenlebens, in die Sphäre des Unbewussten; ein nach seinem Instinkt lebendes Weib erkennt ihn zu spät und seiner Stimme folgend geht sie zu Grunde — ein überaus tragisches Motiv, von einer kat exochen weiblichen Tragik, welches von da ab das Werk der Autorin in verschiedenen Varianten durchsetzt. Die Frauen der Autorin täuschen sich gewöhnlich in einem grossen entscheidenden Augenblicke ihres Lebens, auf seinem Kreuzweg, wie unsere Dichterin irgendwo

sagt; sie sehen nicht tief genug in sich, blicken vielleicht auch nicht rücksichtslos genug, horchen nicht zart und verlässlich genug auf sich; allerdings bemühen sich auch Welt und Gesellschaft aus allen Kräften, diese Stimme zu übertäuben oder zu trüben. Aber wenn sie sie einmal erkannt, vermögen die Frauen Frau Svobodas ihr mit der grossen unpersönlichen Ergebenheit, mit der leidenschaftlichen Aufrichtigkeit und Ganzheit zu folgen, welche zum Untergange führt, und welche die eigentliche tragische Weihe ist. Und die Kunst der Frau Svoboda erlangt hier gerade einen grossen Stil: sie wird zum Ausdruck der dichterischen Notwendigkeit selbst.

Der bisher grösste Roman Frau Svobodas »Milenky« (Liebchen) ist ein Eros Basileus zu Ehren gesungenes Gedicht. Die Liebe wird hier als schicksalbildendes Element aufgefasst, als Grundkraft, welche das menschliche Leben bestimmt. Aber dieses Mysterium, uralt und schicksalsvoll, ist dem Intellekt, dem Streben nach höhern Entwickelungsformen des Lebens nicht unzugänglich. Und die Autorin stellt neben die alten, schon absterbenden Formen der Liebe heutige und morgige, verwickelt sie in einen Kampf und lässt die morgige Form siegen, welche am meisten Entwickelungseinflüsse bringt, deren Nichterfüllung freilich tragischer sein kann, als die Enttäuschung in der alten Liebe — um so viel tragischer, je mehr und tiefer bei diesem jüngsten Traume Seele und Gedanke des Weibes beteiligt ist.

In ihren letzten Arbeiten — so in dem Roman »Der Glückselige«, im »Nordwind«, in »Hol' über Fährmann«, in der »Rosenstadt« u. a. — erhebt sich die Autorin zu einer grossen schicksalsbildenden Kunst, zur gesetzlichen Reinheit der dichterischen Notwendigkeit. Hier ist überall das Schicksal nur der innere Zusammenhang des Charakters, die organisatorische gestaltende Seelenkraft, Schillers Worte »In deiner Brust sind deines Schicksals Sterne« könnten das Epigraph dieses Teiles des Werkes der Frau Svoboda sein. Das sind psychologische Arbeiten im eigentlichen Sinne des Wortes, psychologisch gesetzmässige; die dichterische Logik ist da eine Gleichung, welche die grundsätzliche Identität dessen löst, was Novalis irgendwo des Menschen Gemüt und des Menschen Schicksal nennt. Was in den ersten Arbeiten der Autorin mehr zufällig, äusserlich motiviert war, wird hier zur eigentlichen dichterischen Notwendigkeit, zum Typus, zur Gesetzmässigkeit: zur metaphysischen allmenschlichen Tragik. Wie jede tiefere und ehrliche Anschauung, hat auch diese dichterische Anschauung nicht weit zum Pessimismus, sie hat die tragische Ironie derjenigen, welche allzutief ins Leben geblickt haben, sie hat den Sinn für das tragische Paradoxon, der jenen eigentümlich ist, welche die Zusammensetzung des Lebens und das Mysterium der Entwicklung kennen, das in den zerstörenden und schaffenden Kräften wirkt und sich andere und entferntere Ziele steckt als die, mit welchen die menschliche Bequemlichkeit und die unbewusste optimistische Schablone rechnet.

Einige ihrer letzten Arbeiten scheinen aus einer Welt herzukommen, über welcher das fürchterliche Wort des sterbenden Chamfort steht: le monde, ou il faut que le coeur se brise on

se bronze — so viel tragische Bitterkeit und Ironie ist in ihnen. Durch die letzten Erzählungen und Romane der Frau Svoboda tritt in unsere Literatur ein neues Weib, das — es gibt kein anderes Wort, obwohl ich dieses hasse — moderne Weib, zusammengesetzt, labil, lauter Schattierung und lauter Halbton, ein tragisches Wesen durch den Zwiespalt zwischen ihrer Sehnsucht und den rohen Tatsachen, ein Etwas, zusammengeknetet aus den ältesten Instinkten und den allerneuesten, halbentfalteten Träumen des vergeistigten Herzens. Božena Němcová gab ein ganzes Weib, die Geliebte und Mutter, ein Familienwesen, harmonisch aber eng; Karolina Světlá oft bloss ein idealistisches Schema und Postulat, einen edlen tendenziösen Traum vom Weibe als Mitkämpferin, als Weckerin des Mannes. Růžena Svoboda erfasst psychologisch das Weib von heute in seiner ganzen Breite, im Mysterium ihrer Wurzeln und Instinkte, das Weib einer Übergangszeit — sie sieht sie ohne Vorurteile in der höheren dichterischen Wahrheit als dämonische Kraft, als kulturelle Inspiration des menschlichen Geschlechts, als verhängnis- und geheimnisvolles Element, als Arbeiterin am Werke künftiger Generationen. Wesen aufgewirbelt und verraten vom Leben, stigmatisiert, vergiftet und vergiftend, von der Chimäre verwundet, gefährlich wie die Elemente und unverantwortlich wie die Elemente, halb Elfen oder Nixen, halb Heilige, dämonische und tief menschliche Wesen — so schreiten sie durch das Leben, in den Büchern der Frau Svoboda. Eine höhere Fatalität und eine höhere Unverantwortlichkeit, die Unverantwortlichkeit der Pest oder des Krieges ist ihnen eigen: sie sind die Arbeiterinnen des Schicksals. Ob diesen Blättern kann nicht unerschüttert bleiben, wer zu den Quellen des Lebens herabzusteigen weiss und ihrem Liede zu lauschen versteht. Diese Blätter sind ein kulturelles Memento, das Memento für eine Zeit, welche in kurzsichtiger Stumpfheit viele Gefühlswerte vernichtet hat, die sie nicht anders zu ersetzen weiss, als durch einen brutalen Utilitarismus — und das untergrabene oder vergewaltigte Gefühlsleben rächt sich. Eine eigene tragische Ironie zeichnet einige von diesen Arbeiten Růžena Svobodas aus, eine Ironie des Romantismus, eine aristokratische Ironie. Wesen eines höheren Typus, heroisch angelegte Wesen gehen zu Grunde, weil sie keinen Boden gefunden haben, wo sie ihre Tugenden zur Geltung bringen können, und weil sie in dieser mechanischen Welt sich gegen sie wenden, und was überlebt und siegt, ist Durchschnitt, Pöbel, Majorität, welche mit dem mechanischen und utilitarischen Weltprinzip in Übereinstimmung ist und es immer und überall zum Verbündeten hat.

Ich weiss nicht und kann es nicht sagen, wohin der Weg aus dieser pessimistischen Ironie führt; es ist das umso schwerer zu sagen, je diskreter diese Ironie ist, je mehr sie in künstlerisches Fleisch und Blut verwandelt ist, je integraler sie in dem Kunstwerk aufgeht; aus diesem kann sie der Leser nur auf eigene Faust und Verantwortung ableiten. Eine künstlerische Entwickelung vorauszusehen ist ebenso undankbar wie unverständig; der Dichter, der wahre Dichter hat immer zu Arbeitern an seinem Werke dunkle und geheimnisvolle Elemente,

welche jeder Berechnung spotten, wir wissen nur, dass er dem Leben Wege öffnet, auch wenn er es scheinbar mit Dunkel umhüllt, denn ihm ist die tiefste Finsternis nur ein Versprechen eines ganz nahen Morgenrots. In einer rationalistisch verwitterten und verknöcherten Zeit ist es für ihn vor allem notwendig, die Schlüssel zum Mysterium zu besitzen und die Jahresquellen zum Sprechen bringen zu können, die Welt bis in ihr mütterliches Dunkel durchleben, sie mit mitternächtlichem Tau benetzen zu können; die dichterische Ehrlichkeit befiehlt ihm, zu den Quellen herabzusteigen, gegen den Strom der oberflächlichen und alltäglichen Zeit. Dieses künstlerische Bewusstsein, die eigentlich dichterische Weise zeichnet auch das Werk der Frau Růžena Svoboda aus und macht es uns teuer. Der neue grosse Roman, an dem Frau Svoboda arbeitet, »Zahrada Irémská« wird uns vielleicht »Wiesen der Freiheit« zeigen, aber sie werden gewiss auf Bergen liegen, und nur von dem feurigen Flügel der Intuition getragenen Herzen zugänglich sein; dieses Werk wird uns, glaube ich, die Liebe als den Stachel des geistigen Wachstums und Vermehrer der Entwickelungsmöglichkeiten bringen, aber auch diese Liebe wird ein Gleichnis der Verneinung, die Poesie des überwundenen Schmerzes sein — denn anders kann die aufrichtige Seele der Autorin sie nicht schauen, die immer und allein das Mysterium des Lebens als Gedicht voll schwerer Gleichnisse inspiriert hat.

Vorläufig möchte ich gerne noch kurz bemerken, was für organische künstlerische Ganze, beherrscht nach allen von tiefer Erkenntnis ihrer Zusammensetzung gebildeten Gesetzen, die besten Arbeiten Růžena Svobodas sind. Die Autorin kennt aus wirklicher, leidenschaftlicher, intimer Erkenntnis die Welten, aus denen sie schafft, das ist ihr dichterisches Prius. Es war es auch für die grössten französischen Romanciers Stendhal, Balzac, Flaubert; ihre Grösse lässt sich nach einer Richtung gut umschreiben, wenn man ihr Wissensinventar in den Fächern, in denen sie die Handlung ihrer Romane lokalisiert, erforscht und aufnimmt. Wie gründlich und warm ist z. B. die Welt der bildenden Kunst, der plastischen Schönheit in der bewunderungswürdigen messerscharf zugespitzten Tragödie des Ästhetentums erkannt, welche »die Stadt in Rosen« ist! Wie tief kennt die Autorin die religiöse und kirchliche Welt im »Glückseligen«! Oder die Welt schlichter, primitiver, leidenschaftlicher Herzen von Wilden aus dem Gebirge in der Geschichte von den Schäfern, den Schäfchen und der schönen Bäuerin! Diese Erkenntnis ist kein totes Kennenlernen des Stoffes — die Autorin denkt mit den Gedanken der Welt, an der sie arbeitet, sie denkt die Welt aus ihren eigenen Andeutungen und Impulsen zu einem Ganzen von gesetzmässigerer und typischerer Gediegenheit aus.

Daher der Zauber des Stiles der Frau Svoboda, es ist ein strenger, charaktervoller Zauber: Ihr Stil ist im höchsten Sinne des Wortes sachlich — sachlich bis zur Gesetzmässigkeit selbst. Jedes Wort ist durch Erkenntnis nahe gebracht; es gibt darin Adjektiva, welche mehr und inhaltsreicher charakterisieren als bei andern ganze Sätze. Da ist

das eigentliche synthetische Prinzip des Stiles, wie ihn die grössten Stilisten aufgefasst haben. Darum verwittert sein Zauber nicht; es ist der Zauber der Essenz, des Duftes und des geheimen Sinnes der Dinge. Er erschliesst sich voll erst dem langen unverwandten Blick.

F. X. Šalda.

Die Sicherheit in Prag. Die »Neue Freie Presse« hat eine Enquête über die Wünsche und Beschwerden der Deutschen in Prag veranstaltet. In der Nummer vom 14. April lesen wir nun daselbst die folgenden Worte des deutschen Universitätsprofessors und Landtagsabgeordneten Dr. Rud. R. v. Jaksch:

»Auf Ihre Frage, wie es mit der Sicherheit der Deutschen in Prag bestellt ist, möchte ich auf Grund der Erfahrungen eines fast zwanzigjährigen Aufenthaltes folgendes erwidern: Übergriffe des Pöbels ereignen sich von Zeit zu Zeit, wie eben in jeder Grosstadt, aber nicht intensiver, als dies gemeiniglich in anderen Grosstädten der Fall zu sein pflegt. Im allgemeinen ist das Prager Volk ruhig, aber leicht suggestibel. Grosse Unruhen, wie jene im Jahre 1897, ereignen sich immer nur, wenn das Kommando dazu von gewissen Seiten gegeben wird. Allerdings kommt es dann vor, dass eine solche Bewegung den Händen der Arrangeure entgleitet und eine Tendenz annimmt, die sich immer mehr oder minder gegen alle Besitzenden kehrt.« — Es ist erfreulich, angesichts der beständig wiederholten und was sonderbarer ist, geglaubten Darstellungen der Gefährlichkeit des Prager Bodens, ein solches Manneswort zu hören. Dass es unter politischen Verhältnissen, wie jene der neunziger Jahre waren, zu Ausbrüchen revolutionären Charakters kam, ist kein Wunder, es bedurfte nicht einmal eines Kommandos; die Vorgänge in Wien und Saaz und die übertreibenden Gerüchte von ihnen waren das Signal, das jene ganz exzeptionellen Vorgänge entfesselte.

Vom deutschen Prag. Eine ziemlich überflüssige Polemik ist zwischen Prof. A. Sauer und den Lokalnotizen einiger Tageszeitungen entstanden. Prof. Sauer sieht als Hochschullehrer mit begreiflichem Missvergnügen, dass die Prager deutsche Universität von fremden, namentlich reichsdeutschen Studenten nicht in dem Masse aufgesucht wird, wie es der wissenschaftlichen Bedeutung vieler ihrer Lehrer entspräche, und sucht alle Vorurteile gegen Prag zu beseitigen — ein Bestreben, worin Prof. Jaksch mit seinen ehrlichen Darlegungen über die Sicherheit in Prag ihm vohl die kräftigste Unterstützung gewährt. — Alles das ist vollkommen begreiflich, und auch wenn Prof. Sauer von dem »deutschen Prag« und von der »Eroberung« Prags spricht, so hätte man das nicht missverstehen und einem vernünftigen Mann nicht zumuten sollen, er wolle Prag mit seinen 10 Prozent Deutschen in eine deutsche Stadt verwandeln. Prof. Sauer spricht von der deut-

schen Bevölkerung, dem Sitz der deutschen Anstalten und geselligen Zentren als von dem »deutschen Prag«, wie wir von dem »čechischen Wien« sprechen. Hier war nirgends ein Grund zur Aufregung gegeben, und am wenigsten hätte man sie Prof. A. Sauer gegenüber hervorkehren sollen, der in stillem Wirken so mancher Phrase und so manchem Vorurteile im eigenen Lager ein Ende bereitet hat. Während die unkultiviertesten Glieder des Kulturvolkes von einer ewigen Dankesschuld der Čechen faseln, hat Prof. Sauer den Mut zu sagen (Ges. Reden und Aufsätze S. 65): »eine Kulturübertragung setzt ein, wie sie eine gewohnte und häufig wiederkehrende, ganz selbstverständliche und unentbehrliche Erscheinung in der Weltgeschichte ist, wie sie von den romanischen Ländern aus die deutsche Literatur und Geistesart vom Mittelalter bis zu dem Höhepunkt an der Wende des 18. und 19. Jahrhunderts befruchtet hat«. Prof. Sauer nimmt das böse Wort zurück, das unseren Kultus Prags fast zum Hochverrate stempeln wollte und uns zurief: »Wir gravitieren nach Wien.« Er sagt: »Die Deutschen in Böhmen gravitieren nach Prag.« — Er nimmt endlich dem überflüssigerweise aufgebrachten Worte »gleichwertig«, mit dem man einst die Gleichberechtigung umbringen wollte, seinen Stachel, indem er verlangt, dass Prag »als die doppelsprachige Hauptstadt eines von zwei gleichwertigen und gleichberechtigten Volksstämmen bewohnten Landes« betrachtet werde.

Auch in dieser Forderung ist nichts Verletzendes, sie ist wie aus unseren Programmen, welche die Gleichberechtigung verlangen, herübergenommen und viele von uns, ja wir alle wären bereit, ihre Berechtigung einzuräumen, wenn — ja wenn nur die Frage in dieser Vereinzelung lösbar wäre. Aber neben das »deutsche Prag« treten unerbittlich das »čechische Brünn«, das »čechische Troppau«, das »čechische Wien«, lauter Zentralen gleichberechtigter Volksstämme, und gönnen Prag seine ganz besondere Ausnahmsstellung nicht. Es geht nicht an, die grosse Frage der Gleichberechtigung und der Minoritäten an einem Eckchen zu lösen, ohne den ganzen Komplex anzuschneiden. Ja wenn die Prager Deutschen — die einzigen Deutschen im Reiche, die das bittere Brot der Minorität essen und also eine blasse Ahnung von dem viel herberen Lose u n s e r e r Minoritäten haben können — sich an die Spitze des Kampfes für eine vernünftige Gleichberechtigung überhaupt, für die Sonderstellung der Hauptstädte, für alle Minoritäten stellen wollten, da wäre es eine Lust, ihren eigenen Ansprüchen zu genügen — während ihnen heute, fürchten wir, die Worte Goethes entgegentönen werden:

Mann mit zugeknöpften Taschen,
Dir tut niemand was zu lieb':
Hand wird nur von Hand gewaschen;
Wenn du nehmen willst, so gib!

Eine Museumsanekdote erzählt ein Prager Blatt am 26. Mai 1907 in folgender Zuschrift:

»Sehr geehrter Herr Redakteur!

Darf ich Ihnen oder den Lesern Ihres geschätzten Blattes ein kurzes Geschichtchen erzählen? — Seit vielen Jahren in den (so sagt man mir hier) noch halbbarbarischen Vereinigten Staaten lebend, bin ich auf einer Rundreise durch Europa begriffen, um mir etwas von der »Kultur« anzueignen, die man (angeblich!) »drüben« nicht kaufen kann. Zu diesem Zwecke besuchte ich gestern unter anderem auch das »Böhmische Landesmuseum« und frug einen Saaldiener nach der — selbst in Amerika — berühmten »Königinhofer Handschrift«. Er zeigte mir ein Schriftwerk, das mir jedoch nicht den Stempel der Authentizität zu tragen schien. Als ich ihn dann höflich frug, wo dann die »echte« Königinhofer Handschrift sei«, kehrte er mir unhöflich den Rücken und blieb mir die Antwort schuldig.

Hierauf erkundigte ich mich bei einem andern uniformierten und ordenbedeckten Diener etc. etc.«

Das ist köstlich. Der Amerikaner (Dr. philad. Ernest B. M) hat gehört, dass die Königinhofer Handschrift im Böhmischen Museum falsch ist, nun glaubt er, dass es natürlich auch eine echte Königinhofer Handschrift geben müsse und will sie sehen!! Dass der Diener dies — österreichisch gesprochen — für eine Frotzelei hielt und dem Besucher weder auf diese noch eine folgende Frage antwortete, ist begreiflich — ein Museumsdiener ist auch ein Mensch, so zu sagen. Dass aber jemand an einem erwiesenermassen falschen Denkmal Merkmale der Authentizität vermisst, dürfte auch abgesehen von der Arroganz, die in dieser Behauptung steckt (wonach will denn ein Laie die Echtheit einer Handschrift beurteilen?), in der reichen Sammlung von Museumswitzen einzig dastehen. Die arme Königinhofer Handschrift trägt so viele Merkmale der Unauthentizität, dass jeder Zweifel ausgeschlossen ist: was da im Kimeliensaale ausgestellt ist (nur Analphabeten muss es ein Diener zeigen, es ist mit einer deutschen und čechischen Aufschrift versehen), das ist ganz und unbestritten die echte falsche Königinhofer Handschrift.

Was Budweis kosten soll. In dem neuesten Hefte des »Deutschtums im Auslande« verlangt Dr. F. Perko aus Nürschan für Budweis Taten:

»Diese Taten müssen, soll die Stadt dem Deutschtum erhalten bleiben, Hunderttausende von Kronen alljährlich sein. Eine eigene Abteilung des Volksrates, ein ständiger Ausschuss des deutsch-österreichischen Städtetages, besondere Sektionen aller Schutzvereine, sämtliche aufrichtigen Deutschen des Landes müssen für die Aufbringung dieser gewaltigen Summen sorgen.«

Wäre es nicht klüger, den von Dr. Zátka im 3. Hefte unserer Zeitschrift angebotenen Separatfrieden für Budweis zu schliessen und so das deutsche Budweis gleichfalls, aber viel billiger zu erhalten,

statt diesen ungeheuren Apparat mit zweifelhaftem Erfolg in Szene zu setzen?

Vorstehende Notiz war monatelang gedruckt, ohne Aufnahme in die »Č. R.« finden zu können. Jetzt, da sie wohl ganz veraltet ist, — der Budweiser Friede ist seinem Abschlusse nahe — mag sie als Zeugnis dastehen, dass die Deutschen bei diesem Vergleiche auf jeden Fall gewinnen.

Sterbefälle. Die Wissenschaft hat in den letzten Tagen zwei schmerzliche Verluste erlitten: am 24. Mai starb Hofrat, Prof. Dr. Johann Gebauer, am 30. Mai Prof. Dr. Bohuslav Freiherr von Rieger. In unserem nächsten Hefte werden wir Würdigungen der beiden Forscher bringen.

*

Mathias Prettner, ein ungewöhnlich fleissiger und sehr begabter Bakteriologe, ist am 26. Mai in Prag als Opfer seines Berufes an einer Rotzinfektion gestorben, welche er sich bei experimentellen Forschungen über diese Krankheit zugezogen hatte.

Die wissenschaftliche Arbeit, welche er unter ungünstigen Verhältnissen geleistet hat, zeugt davon, dass das čechische Volk in ihm einen Arbeiter ersten Ranges verloren hat, welcher sich — obwohl fortwährend durch ungünstige Verhältnisse gehemmt — auch ausserhalb der offiziellen Bahnen durchzuringen vermochte.

Seine zahlreichen Arbeiten entstammen den Laboratorien von Prof. Hlava, Král, Hueppe und Bail, zum grossen Teil aber auch seinem eigenen Laboratorium, welches er sich (als städtischer Tierarzt in Prag) in dem Prager Zentralschlachthofe einzurichten wusste. Sie sind teils in čechischen teils in deutschen Fachzeitschriften publiziert worden. — Besonders hat er eine ganze Reihe von Arbeiten über Rotz und Rotzimmunität publiziert, ebenso über die Schweinerotlaufinfektion und die spezifische Impfung gegen diese mörderische Schweinekrankheit, ferner über Schweinepest und Schweineseuche, einige Arbeiten über menschliche und tierische Tuberkulose u. a. — Bei seinen Arbeiten wurde er von der Stadt Prag und in letzter Zeit auch vom Ministerium des Innern und dem Ackerbauministerium unterstützt, von welchem letzteren er auch zur Leitung des zu errichtenden staatlichen Institutes für die Serotherapie der Haustiere ausersehen war. *St. R.*

Druck von E. Leschinger, Prag

Gedichte von Petr Bezruč.

Die rote Blüte.

Im grauen Topf, am dunkeln Fenster,
Stand düster ein grober, spitziger Kaktus.
An einem Morgen
Trieb aus dem Stengel ein blutroter Kelch,
Eine blutrote Blüte.

Ein Dichter, der andere Augen hatte,
Die herrlichen duftenden Rosen liebte,
Pries im Distichon
Die Rose, und verurteilte stolz
Die blutrote Blüte.

Sind rauhe Seelen, dunkel ihr Weg,
Von Stacheln und Spitzen umgeben von aussen,
Was barg wohl ihr Herz?
Wenn je sie blühten, bei Nacht sie blühten,
War blutrot ihr Kelch.

Nur einmal.

Ich weiss nicht, wann und wo
Ich eine Sage einst erzählen hörte:
Fern in der Erde Norden
Dort ist ein traurig Tal, umringt von Höhen,
Gar düster und gar öde;
Denn nie und nimmer leuchtet ihm die Sonne.
Dort lebt ein traurig Volk,
In ew'gem Schnee, in rauchgeschwärzten Jurten;
Um Feuer sitzen Männer,
Und wägen mehr als Gold ein jedes Wort,

[illegible] lange [illegible]
Ganz unten [illegible]
Da [illegible] nicht, wie's geschehen,
Ob etwa aus der Bahn abwich die Erde,
[illegible] doch einmal die Sonne
Das ganze Volk durch ihren Glanz erschreckt,
Floh in die schwarzen Zelten,
Verrammelt mit Felsstücken auch den Eingang
Und fiel aufs Angesicht
Zum unbekannten Dämon Bitten sendend,
Er mög' ihr Leben schonen.
Inzwischen tanzte draussen
Im Sonnenglanz des ew'gen Schnees Kruste,
Der jungfräuliche Boden
Trug Veilchenblüten unter Sonnenküssen —
Und als der Sonnengott
Die Totenstille sah, das bange Bitten,
Ging er am Tal vorüber
Und nie mehr blickt' er auf die Gegend wieder. —
Und als die Furcht verging,
Und aus den Zelten sich die Menschen wagten,
Die warme Erde fanden,
Die Blüten und den unbekannten Duft,
Und sahen, dass ein Gott
Auf sie geblickt und dass sie ihn beleidigt,
Und in der Seele lasen,
Dass dieser Tag nie wiederkehren werde,
Da beugte tiefste Trauer
Mit einemmal der düstern Männer Häupter,
Die Nacken banger Frauen,
Und doppelt traurig war ihr Leben dann,
Sie fühlten ja, dass einmal
Des Lebens Glanz ihr düstres Land gestreift,
Und floh durch ihre Schuld
Und nimmer wiederkehret.

Nur einmal ging an mir vorbei die Liebe;
Schwarz wallt ihr Haar zum Gürtel,
Mit süsser Stimme sprach sie so zu mir:
Ihr Herz ist gut und echt,

Und glücklich würde jedes Weib durch Sie —
Ein kurzer, scheuer Blick,
Der mehr noch sagte als die süssen Worte,
In jenem süssen Tonfall
Wie man in meiner Heimat spricht bei Tetschen,
Begleitete die Rede —
Und ich, der längst geleeret
Den Lebensbecher bis zur bittern Hefe,
Und ich, der längst gerissen
Die weissen Blätter aus dem Lebensbuche,
Ich sprach im rauhen Ton,
Wie jener schwarzen Männer Scharen sprechen
Dort im Plateau von Ostrau:
Unendlich, Fräulein, wird das Glück desjenigen,
Der einst ihr Mann wird — —
Doch nicht an welken Stamm knüpf' ich die Rose.

Und ich hab' sie geliebt und sie nahm einen andern.
Mein Herd verlosch, im Herzen liegen Schatten
Und Trauer ohne Ende ist mein Leben
Und oft gedenke ich,
Dass süssen Schritts die Lieb' an mir vorbei ging,
Dass ich die Türe meiner Hütte zuschlug,
Und dass sie nimmermehr mir wiederkehrt!

Wer auf meinen Posten!

So wenig Blut, und doch rinnt es noch mir
Aus dem Mund;
Es kommet die Stund',
Da unter dem Rasen zu ruhen es gilt,
Wer auf meinen Posten,
Wer hebt meinen Schild?
Nacht ist mein Auge, die düstern Flammen sprühn,
Wenn die Vitkover Öfen durch Rauchwolken glühn.
Ob der Abend sich senkt, ob der Morgen scheint,
Mit geschlossener Wimper mess' ich den Feind
Den reichen Juden, die Grófen der Schlachta,
Ich finsterer Bergmann, entstiegen dem Schacht da,
Und hätt' eine Krone den Feind auch geziert,
Ich hätt' ohne Furcht ihm ins Auge gestiert.

Er hätte gefühlt meinen Trotz, meine Faust,
Des schlesischen Bergmanns, vor dem es ihm graust.
So wenig Blut, und doch rinnt es noch mir
Aus dem Mund;
Es kommet die Stund',
Da unter dem Rasen zu ruhen es gilt.
Wer dann auf meinen Posten?
Wer hebt meinen Schild?

Übersetzt von Gustav Storch.

70.000.

Siebzigtausend sind noch unser
Dort bei Teschen, dort bei Teschen.
Hunderttausend sind jetzt Deutsche,
Hunderttausend sind jetzt Polen,
Mir ins Herz sinkt heilge Ruh'.
Sind denn unser nur noch siebzig,
Leben Tausende nur siebzig,
Haben wir ein Recht dazu?

Siebzig tausend tiefe Gräber
Graben sie für uns bei Teschen.
Manchmal schluchzt wer auf zum Himmel,
Welcher kein Erbarmen kennet.
Denn ein fremder Gott sitzt droben,
Und der lacht, wie wir in Mengen
Stumpf zum Blutgerüst uns drängen,
Wie das Vieh zur Schlachtbank rennet.

Wie so reich ist Markgraf Gero:
Gib uns doch der Fässchen siebzig,
Kleine Fässchen siebzigtausend.
Eine Hälfte wird dann polnisch
Eine deutsch dir zu Gefallen,
Und wir jauchzen: Lebe Dero
Hoheit hoch, Herr Markgraf Gero!

Aber ehe wir versinken
Und eh' wir ins Nichts verlöschen,
Wollen wir noch voll uns trinken
Dort bei Teschen, dort bei Teschen.

Maryčka Magdonová.

Der alte Magdon ging heimwärts von Ostrau.
Im Wirtshause sprach er ein noch am Abend
Und lag mit zerschmettertem Schädel im Schacht,
Wie weinte da Maryčka Magdon.

Ein Kohlenwagen stürzt' im Geleise
Und unter ihm starb die Witwe des Magdon.
In Althammer schluchzten fünf hungrige Waisen,
Die älteste Maryčka Magdon.

Wer wird sie erzieh'n, wer gibt ihnen zu essen?
Wirst Vater du ihnen sein, Mutter sein ihnen?
Wer Bergwerke hat, meinst du, hat auch ein Herz,
Wie du es hast, Maryčka Magdon?

Unendlich erstreckt sich der Wald Markgraf Geros,
Wenn in seinem Bergwerk der Vater erschlagen,
So darf doch die Waise ein Reisigbund holen,
Was sagst du da, Maryčka Magdon?

So kalt ist es, Maryčka, nichts gibt's zu essen . . .
Im Walde, im Walde ist Fülle des Holzes . . .
Der Burgmeister Hochfelder hat dich gesehen,
Soll schweigen er, Maryčka Magdon?

Was für einen Bräutigam hast du gewählet?
In Pickelhaube, die Flinte geschultert —
Mit finsterer Stirne, er führt dich nach Friedeck,
Du gehst mit ihm, Maryčka Magdon?

Was für eine Braut bist du, senkest das Köpfchen,
Die Schürze bedecket die Augen, drein fliessen
Die bittern und feurigen Tropfen in Strömen,
Was fehlt dir nur, Maryčka Magdon?

Die Grossbürger und ihre Frauen in Friedeck.
Die werden mit hämischer Rede dein spotten,
Vom Laden erblickt dich Hochfelder, der Jud,
Wie ist dir doch, Maryčka Magdon?

Im eiskalten Neste verblieben die Vöglein.
Wer wird sich erbarmen, wer wird sie nun ätzen?
Gott denkt nicht der Armen. Was klang dir im Herzen
Am Wege doch, Maryčka Magdon?

Zur Seite gibt's, Maryčka, kantige Felsen.
An ihnen aufbrauset und eilet gen Friedeck
Die schäumende, perlende Ostravice,
Verstehst du sie, Maryčka Magdon?

Ein Sprung nur nach links und alles vorüber,
Dein schwarzes Haar hat sich am Felsen verfangen,
Die weissen Hände sind blutig gefärbet,
Mit Gott denn, Maryčka Magdon.

In Althammer hart an der Mauer des Friedhofs,
Da gibt es Gräber ohn' Kreuze und Blumen.
Dort liegen die Selbstmörder, Menschen ohn' Glauben,
Dort lieget auch Maryčka Magdon.

Übersetzt von —s.

———

Johann Gebauer.

Von Dr. J. Zubatý.

Am 24. Mai hat die čechische Wissenschaft durch den Tod einen ihrer bedeutendsten Vertreter, Hofrat Prof. Dr. Gebauer verloren. Gebauers Name gehört nicht unter diejenigen, deren Bedeutung im ersten besten Augenblick in ihrem vollen Masse gewürdigt werden kann: er reiht sich an diejenigen, die für immer mit dem Wissenszweige verwachsen sind, welchem ihre Wirksamkeit gewidmet war, die einen integrierenden Bestandteil seiner Geschichte bilden, deren voller Gehalt erst durch die weitere Entwickelung der Wissenschaft selbst in das richtige Licht gerückt wird. Die folgenden Zeilen können daher nicht einmal mehr als eine flüchtige Skizze sein, selbst wenn sie etwas mehr zu sein beanspruchen wollten.

Johann Gebauer wurde am 8. Oktober 1838 im Dorfe Auslauf (Oubyslavice, bei Neu-Paka) geboren. Er besuchte in Jičín das Gymnasium, in Prag die philosophische Fakultät, war 1862 und 1864—5 Hilfslehrer an der Prager böhmischen Realschule, wurde 1866 wirklicher Lehrer der čechischen und deutschen Sprache in Pardubic, kehrte in dieser Eigenschaft 1870 nach Prag zurück, wurde 1872 Doktor der Philosophie, habilitierte sich 1873 für die čechische Sprache an der Prager Universität, erreichte 1874 die Erweiterung seiner venia legendi für das ganze Gebiet der slavischen Philologie, wurde 1880 ausserordentlicher Professor und zugleich Direktor des neu errichteten Seminars für slavische Philologie, 1881 ordentlicher Professor, und gehörte seit der Teilung der Prager Universität der böhmischen philosophischen Fakultät an, wie er sich auch vordem in seinen akademischen Vorlesungen der čechischen Sprache bedient hatte. Um auch seiner Auszeichnungen zu gedenken, war Gebauer u. a. ordentliches Mitglied und Vizepräsident der Königl. Böhmischen

Gesellschaft der Wissenschaften, eines der ersten, durch den Kaiser ernannten Mitglieder der Kaiser Franz Josefs Akademie, k. k. Hofrat, lebenslängliches Mitglied des Herrenhauses, korrespondierendes Mitglied der Petersburger und ordentliches Mitglied der Krakauer Akademie usw. Wenn wir noch anführen wollten, dass Gebauer seit vielen Jahren zu den am meisten geachteten Mitgliedern des Professoren-Kollegiums gehörte, dessen Wort in seinen Sitzungen nicht oft, aber dafür mit einer umso gewichtigeren Wirkung ertönte, so dürfte damit der Lebenslauf eines Mannes, der nie etwas anderes war, nie etwas anderes sein wollte, als ein schlichter Gelehrter, in seinen Hauptzügen erschöpft sein.

Wir jüngeren — zu den »jüngeren« gehören allerdings auch schon Grauköpfe — können uns eben Gebauer auch nicht anders denn als den unermüdlichen Forscher vorstellen, als welchen wir ihn kannten, ehrten und bewunderten. Der Gedanke, auch Gebauer sei z. B. einmal ein Jüngling mit allen Attributen dieses Begriffes gewesen, grenzt in unseren Augen an das Unmögliche, und unser einer traut seinen Augen kaum, wenn er seinen Namen unter Verszeilen stehen sieht, — allerdings handelt es sich da um Übersetzungen aus Literaturen, die er als Philolog studierte, — oder gar eine Zeitungsnotiz zu Gesicht bekommt, worin Gebauer z. B. als Mitglied einer Gesellschaft konstatiert wird, die mit der Polizei eines von jenen Missverständnissen hatte, wie sie in den politisch unruhigen Zeiten seiner Jugendjahre an der Tages- und Nachtordnung waren. Gebauer hat zu den unschuldigsten Jugendstreichen offenbar wenig Zeit gehabt: der unermüdliche Arbeiter, der er bis an sein Lebensende geblieben, meldet sich in Gebauers literarischer Vergangenheit bereits im Jahre 1861, in welchem er schon in der Redaktion des alten Riegerschen Slovník Naučný tätig war, für welches seine Mitarbeit die beste Besorgung der Slavistik und der vergleichenden Sprachwissenschaft bedeutete.

Eine flüchtige Übersicht von Gebauers Wirksamkeit braucht sich nicht um seine Übersetzungen zu kümmern, die ihn gewissermassen unter den Belletristen erscheinen lassen; es handelt sich da um Übersetzungen aus dem Russischen, Bulgarischen, Altindischen, die in unseren Zeitschriften in den Jahren 1863—1869 auftauchen und wie gesagt als Lesefrüchte seiner philologischen Studien zu betrachten sind. Der Schwerpunkt von Gebauers Wirksamkeit liegt vom allerersten Anfang an auf dem wissenschaftlichen Gebiete.

Gebauer hat gerne davon gesprochen, wie ihn bereits die Verhältnisse seiner Heimat zu Beobachtungen sprachlichen Charakters anregten: er wuchs in einem gemischtsprachigen Milieu heran, indem sein Vater im Gegensatz zu seiner čechischen Mutter ein Deutscher von Geburt und sein heute rein čechischer Geburtsort damals gemischtsprachig war. Allerdings, aus gemischtsprachigen Ortschaften stammen gar viele unter unseren Landsleuten, ohne dass aus jedem von ihnen ein Gebauer würde. So viel ist gewiss, dass das Sprachenstudium für Gebauer das Lieblingsstudium wurde, dem er sich mit der ganzen zähen Unbiegsamkeit seines Gemüts in seiner Jugend hingab und bis an sein Lebensende treu blieb. Gebauer beschäftigte sich allerdings auch mit philologischen Studien aussersprachlichen Charakters, insbesondere berücksichtigte er — von seinen Universitätsstudien selbst natürlich abgesehen — in seinen akademischen Vorlesungen und in seiner reichen wissenschaftlich literarischen Tätigkeit auch literarhistorische Fragen: aber ein Literaturdenkmal war ihm immer in erster Reihe ein Sprachdenkmal, und andere Fragen als solche sprachlichen Charakters, die sich an dasselbe knüpften, interessierten ihn mehr der Vollständigkeit halber, — man will ja immer Genaueres über seine Quelle wissen, — abgesehen davon, dass Gebauer, welcher immer ein Muster des Pflichtbewusstseins war, als Professor der slavischen Philologie, nicht der slavischen Sprachwissenschaft allein, von Amtswegen verpflichtet war, auch die Literatur in seine Studien einzuschliessen.

Der sprachwissenschaftliche Studien- und Arbeitsgang Gebauers bewegt sich in einer Richtung, die wohl als die einzig richtige zu bezeichnen ist. In den ersten Jahren betrieb er sprachwissenschaftliche und sprachvergleichende Studien allgemeineren Charakters, wiewohl hiebei die slavischen Sprachen vom allerersten Anfang her im Vordergrunde stehen. Die sprachwissenschaftliche Literatur seiner Zeit sowie Texte der verschiedenen Sprachen, die ihn interessierten, lieferten seinem rastlosen Studium die nötige solide Grundlage, und zwar in einem viel höheren Masse, als dies die damaligen Universitätsvorlesungen tun konnten; u. a. wissen wir aus seiner literarischen Tätigkeit sowie insbesondere aus persönlichem Verkehr mit ihm, dass es nicht bloss indoeuropäische Sprachen waren (z. B. Sanskrit, das Litauische), die seinen sprachwissenschaftlichen Blick zu verschärfen halfen. Das Gebiet, welches Gebauer zu beherrschen suchte, engt sich allmählich immer mehr ein, ein Prozess, der sich genau an seinen im Drucke veröffentlichten Arbeiten verfolgen lässt: Fragen allgemei-

neren Charakters (z. B. ein Aufsatz über die etymologischen Anfänge der Sprache im Programm der Pardubicer Realschule 1868, sonst Aufsätze über den Zusammenhang der Lautveränderungen mit der Mechanik der Sprechorgane, über Ursachen von Sprachveränderungen, über Entwickelung von Nebensätzen, die instruktive Schrift Uvedení do mluvnice české [Einführung in die čechische Grammatik] vom Jahre 1876 nicht zu vergessen) machen da mit der Zeit Arbeiten Platz, die speziell bohemistischen sprachlichen Fragen dienen. Die Fühlung mit der sprachvergleichenden Literatur hat indessen Gebauer nie verloren; er war z. B. in Prag der erste, der den inneren Wert der neueren, insbesondere durch Leskiens Arbeiten seinem Gesichtspunkt nahe gerückten, sogenannten »junggrammatischen« Bestrebungen und Anschauungen zu würdigen vermochte; und der Schreiber dieser Zeilen weiss sich sehr wohl zu erinnern, mit welchem Interesse Gebauer z. B. die Bibliographien in Streitbergs »Anzeiger für indogermanische Sprach- und Altertumskunde« durchzugehen pflegte, wie gerne er von einer Schrift hörte, die die neueren Errungenschaften der vergleichenden Sprachwissenschaft einheitlich vorführen sollte (Brugmanns Grundriss steht da natürlich weit im Vordergrunde): aber die sprachwissenschaftliche Literatur der letzten Dezennien im Einzelnen zu verfolgen war für ihn im Laufe der Zeit unmöglich geworden. Die spezielle Arbeit, die er zur Aufgabe seines fleissigen Lebens erhob, machte dies unmöglich. Gebauer war zu zielbewusst, um seine Kräfte, seine Zeit mit Arbeiten zu zersplittern, die ihn von seiner Hauptaufgabe hätten entfernen müssen; und Gebauer war auch ein für so viele unerreichbares Muster, wie man seine Arbeiten einzurichten habe, auf dass sie ja nur dem vorgesteckten Hauptziele dienen. Es war z. B. geradezu rührend, die weise Ökonomie zu sehen, wie sie sich beim Betreten seines Zimmers dem erstaunten Blicke darbot. Da war nichts von den endlosen, alles verdeckenden und würgenden Bücherreihen zu sehen, an die man im Arbeitszimmer manches tief unter Gebauer stehenden Gelehrten gewöhnt ist; Gebauer wusste sehr wohl alles zu entfernen, was er nicht brauchte, und für seine Hauptwerke brauchte er neben seinen eigenen Notaten sehr wenig Bücher. Seine Ökonomie ging so weit, dass er unter Umständen ein ihm geschenkweise angebotenes Buch vorher einer Prüfung auf seine Brauchbarkeit unterwarf, bevor er es annahm.

Das Lebensziel, welches sich Gebauer gesteckt, welchem alles untergeordnet wurde, tritt etwa seit dem Jahre 1870 an der fast

unübersehbaren Reihe seiner gedruckten Arbeiten immer deutlicher zu Tage. Die Geschichte seiner Muttersprache, des kostbarsten Palladiums seines Volkes, will er erforschen und wissenschaftlich darstellen, die Geschichte der čechischen Sprache, wie sie sich in ihren Lauten, Wörtern, Wortbildungen und Wörterverbindungen äussert durch die ganze Zeit, wo wir sie aus erhaltenen Denkmälern oder aus dem lebenden Born der Volkssprache selbst zu erkennen vermögen. Eine Aufgabe, die dem genialen Kopf des Vaters der Slavistik, Dobrovský, vorgeschwebt, die jedoch den späteren Zeiten mit ihrem grösseren Vorrat an zugänglich gewordenen Quellen überlassen werden musste. Eine Aufgabe, die die Erledigung von einer Reihe sonstiger Aufgaben zur Vorbedingung haben musste, sollte sie wirklich als eine einigermassen gelöste betracht werden. Die Quellen zur Erforschung der zu beschreibenden Sprache mussten teils von neuem, meist zum ersten Male durchforscht und nach Tunlichkeit auch andern zugänglich gemacht werden: und es bleibt keines von den geringsten Verdiensten Gebauers, dass er es war, der uns von der Notwendigkeit überzeugt hat, die Sprachdenkmäler womöglich so herauszugeben, wie sie sind, ohne Veränderungen, ohne Umschreibung nach der neueren Orthographie, die zwar der Bequemlichkeit ihre Dienste leistet, aber der Detailforschung oft die wichtigsten Merkmale des eigentlichen Lautwertes des geschriebenen Wortes zu verdecken pflegt. Gebauers Studien selbst haben wichtige Tatsachen zu Tage gefördert, die nie erkannt worden wären, hätte man nicht aufgehört, sich mit transskribiertem Altčechisch zu begnügen: vor allem die für Beurteilung der alten Aussprache ungemein wichtige »Jotations«-Regel, nach welcher unsere Vorfahren z. B. n a š ě d u š ě »unsere Seele«, nicht wie wir n a š e d u š e sprachen. Diese 1878 zuerst öffentlich dargelegte Regel hat Gebauer einen erbitterten Kampf mit Hattala eingebracht, der einen kleinen Vorgeschmack der späteren Handschriftenkämpfe bildete: und in der Tat, dergleichen minutiöse Arbeiten über die Sprache der unzweifelhaft echten alten Sprachdenkmäler konnten ja in ihrer Folgerichtigkeit nur zur Verwerfung der unechten, gefälschten führen.

Dieser Krieg um die gefälschten Handschriften bildet in Gebauers Leben eine der wichtigsten Episoden, wenn da von einer Episode überhaupt noch die Rede sein darf. Es liegt auf der Hand, wie Gebauer mit der Zeit dazu kommen musste, mit dem falschen Zeug aufzuräumen. Richtiges Studium von richtigen Quellen ist das Alpha und Omega jeglicher Geschichtskunst, auch der Sprachgeschichte.

Gebauer war in einer Zeit aufgewachsen, wo es keinem Čechen beifiel, an der Echtheit der Königinhofer und der Grünberger Handschrift zu zweifeln (über die andern Fälschungen waren die Meinungen auch bei uns seit jeher einigermassen geteilt); die Tradition von Dobrovskýs Zweifeln diente mehr mit zum Beweis, was für ein sauertöpfischer Sonderling Dobrovský gewesen, erst in den letzten Dezennien hat man es gelernt, einem jeden seiner Worte mit der diesem grossen Manne gebührenden Achtung zu lauschen. Die jetzigen und künftigen Generationen werden sich schwerlich je eine richtige Vorstellung davon machen können, wie schwer so eine vorgefasste, ich möchte sagen mit der Milch der ersten Anfangsgründe des Wissens eingesogene Meinung von der Echtheit eines falschen, aber teuer gewordenen Denkmals zu ändern ist. Auch Gebauer gehörte zu den Gläubigen, und der Deutung und Verteidigung der später hauptsächlich durch sein Verdienst als gefälscht erwiesenen Denkmäler widmete er seinerzeit keinen geringen Teil seines Wissens und Scharfsinns. Man hat ihm sogar mit einer gewissen überlegenen Schadenfreude vorzuwerfen gewusst, — zuletzt an demselben Tage, an welchem die Trauerkunde von seinem Tode durch die Zeitungen ging — er habe die »Handschriften« früher mit derselben Leidenschaft verteidigt, mit welcher er sie später bekämpft habe; abgesehen davon, dass in Gebauers wissenschaftlicher Tätigkeit von »Leidenschaft« wenig zu sehen war, hat man hiebei übersehen, dass man ihm die heiligste Pflicht eines Gelehrten vorwerfe, die Pflicht, ohne jegliche Rücksicht das zu verteidigen, was ihm mit der wissenschaftlichen Wahrheit identisch ist. Der gläubige Gebauer musste natürlich stutzig werden, wenn der Unterschied zwischen dem echten Altčechisch und der Sprache der vermeintlich echten Handschriften immer grösser wurde, je tiefer er die alte Sprache erforschte; lange zögerte er, in der Meinung, Abweichungen vor sich zu haben, die aus der sonstigen abgesonderten Stellung jener Denkmäler in der alten Literatur zu erklären seien, aber schliesslich musste dieses Stadium, welches nichts anderes war, als ein Stadium des Ringens zwischen der unbewusst aufkeimenden Ahnung der Wahrheit mit dem alten Aberglauben, dem vollen und bewussten Unglauben Platz machen. Es ist dies auch geschehen: und die Schrecken des darauf folgenden letzten »Handschriftenkrieges« sind noch zu gut erinnerlich, als dass wir in dieser Skizze verpflichtet wären, sie vorzuführen. Dieser ganze Prozess ist in Gebauers Arbeiten aktenmässig belegt; man kann ihn da in der ganzen Skala von der ehemaligen Verteidi-

gung zur Annahme einer Sonderstellung der Handschriften, von da zum Verlangen einer neuen paläographischen und chemischen Prüfung derselben (1885 in Ersch-Grubers Enzyklopädie, 1886 im Athenaeum), bis zum offenen Auftreten gegen ihre Echtheit verfolgen. Die künftigen Generationen werden erst zu staunen haben, dass es noch nach Gebauers Tode Leute geben konnte, die Zweifel heucheln konnten, ob Gebauer aus dem Kampfe als Sieger hervorgegangen war oder als der Besiegte.

In den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts war es Gebauer vergönnt worden, an die schliessliche Ausarbeitung seiner Hauptwerke zu schreiten. Zwei Riesenschriften sollten die Mühe seines rastlosen Schaffens krönen: eine historische Grammatik der čechischen Sprache, und ein altčechisches Wörterbuch. Die reiche vorhergehende wissenschaftliche Tätigkeit Gebauers diente hauptsächlich, und in einem immer mehr steigenden Masse den nötigen Vorarbeiten zu den Hauptwerken, die mit der Zeit die Gestalt von Proben davon anzunehmen begannen. Diese Vorarbeiten nahmen eine geraume Zeit ein; das Vorwort zur 2. Hälfte des III. Teiles der Grammatik spricht von mehr als dreissig Jahren. »(Diese Vorarbeiten) hätten noch lange dauern können,« so heisst es da weiter; »aber erstens fand sich bei weiterem Nachsuchen ein mehr zur Erweiterung als zur Ergänzung und Vertiefung des Werkes sich eignender Stoff, anderseits mahnte mich das fortgeschrittene Lebensalter daran, nicht länger abzuwarten und an die schliessliche Ausgestaltung und Herausgabe meiner Arbeiten zu schreiten.« Und so ist 1894 der erste Band der historischen Grammatik erschienen (Historická mluvnice jazyka českého, Prag und Wien 1894), ihm folgte 1896 die erste, 1898 die zweite Hälfte des dritten Bandes, worauf Gebauer die Herausgabe der Grammatik einstellte und einstweilen aus praktischen Gründen an die Herausgabe seines Wörterbuchs schritt (Staročeský slovník, I., Prag 1903, II. H. 10—16, 1904—1906; das 1. Heft des I. Bandes erschien 1901). Die beiden erschienenen Bände der Grammatik behandeln die Laute und die Wortformen der čechischen Sprache seit den ältesten Zeiten bis in die Gegenwart hinein, das Wörterbuch führt deren lexikalischen Reichtum bis zur Zeit des Magisters Johannes Hus. Die beiden Werke charakterisiert vor allem der riesige Stoff, der in ihnen verarbeitet ist; insbesondere wirkt dieser Reichtum in der Grammatik geradezu verblüffend, auf einen Leser, der nicht philologisch beanlagt und gebildet ist, erdrückend. Facta loquuntur, könnte die Devise von Gebauers Grammatik sein;

die sprachlichen Fakta werden da vor allem vorgeführt, und ihre beredte Sprache selbst führt das erste Wort. Wir wüssten nicht leicht eine andere Sprache anzuführen, die eine auf so gründlichen und eingehenden Materialsammlungen aufgebaute Beschreibung besässe, wie Gebauers historische Grammatik es ist. Wir brauchen dem Leser nicht auseinanderzusetzen, was für ein, nicht bloss rein wissenschaftlicher, sondern national-kultureller Wert in einem solchen Werke liegt. Eine Sprache wird nicht nur um ihrer selbst willen studiert, sondern — tote Sprachen ausgenommen — auch als Werkzeug und Trägerin der Literatur, ja der ganzen Kultur ihres Volkes. Und so gehört Gebauer, der Historiograph der čechischen Sprache, der so manchem Patrioten so aufrichtig verhasste Zerstörer seiner Illusionen von der Existenz einer ehemaligen epischen Dichterschule in Böhmen, die in grammatisch unrichtigem Altčechisch im Mittelalter unmittelalterlich atmende altčechische Dichtungen schuf, für immer zu den grössten Wohltätern seines Volkes. Allerdings ist sein Hauptwerk zunächst für Philologen bestimmt: wer sonst würde denn z. B. über die Richtigkeit oder Unrichtigkeit einer grammatischen Wortform in einem Ungetüm von mehr als 1100 Seiten (soviel Raum nimmt der Inhalt des III., der Formenlehre gewidmeten Bandes der Grammatik allein in Anspruch) Bescheid suchen? Aber — abgesehen von der Příruční mluvnice jazyka českého pro učitele a studium soukromé [Handgrammatik für Lehrer und für das Privatstudium] (Prag 1900, 2. Aufl. 1904) und den unter Gebauers Auspizien zustandegekommenen Regeln der čechischen Orthographie, die gewissermassen die Quintessenz seines Lebenswerkes enthalten — Gebauers Werke bilden den Born, aus welchem Berufene werden Belehrung über Sprachenfragen schöpfen und zu allgemeinem Wohl verbreiten können. Denn hoffentlich wird der Glaube, dass auch Unberufene die Sprache meistern dürften, wenn sie nur Mut genug dazu besitzen, doch einmal auch bei uns sein Ende erleben?

Der Leser erwartet von uns hier zum mindesten vielleicht eine genauere Übersicht der ganzen Arbeit, die die gereiften Jahre von Gebauers Leben füllten und deren Ergebnisse in seinen Hauptwerken verkörpert vorliegen; vielleicht auch eine genetische Schilderung der Art und Weise, wie Gebauer immer tiefer in den Riesenstoff, dessen Bewältigung er zu seiner Lebensaufgabe gewählt, einzudringen wusste, vielleicht auch eine Erörterung darüber, welche Stelle Gebauers Arbeiten in der sprachwissenschaftlichen Literatur

zuzuweisen ist. Eine Beantwortung von all diesen Fragen würde allerdings viel mehr Raum und Zeit beanspruchen, als uns diesmal zur Verfügung steht; vorausgesetzt, dass wir uns nicht begnügen wollten, ein Paar lobende Phrasen den vorhergehenden Zeilen anzufügen. Gebauers Arbeit könnte erst dadurch in ihrem vollen Masse gewürdigt werden, wenn man die Fülle des Wissens, mit welchem sie die Wissenschaft bereichert hat, mit dem Ausmass des Wissens in Vergleich ziehen wollte, welches vor ihm und neben ihm durch andere aufgespeichert worden war: und dies geht nicht, ohne dass man sich in detaillierte Prüfungen verlieren kann und will. Die Sprachkunde — sofern es sich nicht um neuentdeckte Sprachen handeln würde — wächst ja gerade nur durch immer tiefer gehende und reicher ausgestaltete Detailstudien, grossartige, auch dem Laien in die Augen springende Entdeckungen sind ihr versagt: und die Gründlichkeit und Ausdehnung von solcher Detailstudien sind es eben, die Gebauers Grösse begründen. Eines darf man ohne Bedenken schon heute sagen: die durch Sprachdenkmäler beglaubigte Vergangenheit kennen wir bei keiner von den slavischen Sprachen so genau wie jene der čechischen Sprache, und dass dies der Fall ist, ist zum grössten Teile Gebauers Verdienst. Und dieses Verdienst ist umso grösser, als der čechischen Sprache im Kreise der slavischen Sprachen vom wissenschaftlichen Standpunkt aus kein geringfügiger Wert beizumessen ist: die lange Periode, durch welche wir ihre Entwicklungsgeschichte an den Denkmälern selbst zu verfolgen imstande sind (etwa seit dem 13. Jahrhundert) einerseits, andererseits die Selbständigkeit ihrer Denkmäler im Vergleiche z. B. mit den russischen und südslavischen, die Jahrhunderte lang zu tun hatten, bevor sie sich vom kirchenslavischen Anstrich zu emanzipieren vermocht haben, verleihen gerade der čechischen Sprache eine wissenschaftliche Bedeutung, die vollauf zu würdigen und zu verwerten derzeit eigentlich noch der Zukunft vorbehalten bleibt.

* *
*

Eine sinnige altindische Legende erzählt von einem Heiligen, — er hiess Bharadvâdscha, hätte aber auch anders heissen können, die indischen Heiligen sehen einander sehr ähnlich, — dem es vergönnt war, drei normale Lebenslängen, d. h. 300 Jahre, auf der Welt zu verbringen. Sein ganzes Leben widmete er der obersten Pflicht des

Nachkommen einer Priesterfamilie, dem Studium des Vêda, der schon von den Vätern angestrebten, nur zum Teile entdeckten und vererbten Schätze des heiligen Wissens. Als er schon dem Sterben nahe war, kam der Gott Indra zu ihm und fragte ihn: »Bharadvâdscha, wenn ich dir ein viertes Leben gebe, wie wirst du es verwenden?« Der sieche Heilige wusste natürlich keinen anderen Lebenszweck zu nennen, als ein weiteres Studium des heiligen Wissens. Da zeigte ihm Indra drei masslose Gegenstände, wie Berge anzuschauen. Von jedem nahm er eine Handvoll und meinte: »Jenes sind die Vêden, — die Vêden sind unendlich, — dieses ist, was du dir während der drei Lebenslängen angeeignet hast...« Leider sind die schönen alten Zeiten, wo man die dem Menschen bestimmte Jahrezahl einigemal durchleben konnte, längst verflogen; es gibt heute, wenigstens in Europa, auch keine Indras mehr, und selbst das normale Quantum an Lebensjahren ist durch die unerbittliche Statistik bedeutend unter hundert herabgedrückt worden. Aber gesetzt, ein allmächtiges Wesen hätte an den verewigten Gebauer eine Frage gestellt, wie sie Indra an Bharadvâdscha gestellt hat, Gebauers Antwort wäre ebenso selbstverständlich gewesen. Weiteres Studium der čechischen Sprache hätte sicherlich sein neues Leben vollauf in Anspruch nehmen müssen. Aber so musste Gebauer seine Arbeiten endlich einstellen, ohne sie je wieder aufnehmen zu können, ja, ohne das sich selbst vorgesteckte Ziel erreicht, die unternommene Lebensaufgabe voll erfüllt zu haben.

Freilich ist auch die Aufgabe, die Entwicklung einer an Geschichte und Ausgestaltung reicheren Sprache in allen ihren Phasen bis in die kleinsten Details aufzuhellen, eine so grosse, dass sie schwerlich je durch eine einzige Person wird gelöst werden können; auch ist ihre Erfüllung von Momenten abhängig, die überhaupt durch eine einzige Person nicht zu bewältigen sind. Die Vorgeschichte einer Sprache ist von der Lösung von Problemen allgemeinerer, den ganzen betreffenden Sprachenstamm berührender Beschaffenheit abhängig, die Schilderung der Sprache in ihren geschichtlichen, aus erhaltenen Sprachdenkmälern oder aus dem Leben selbst zu erkennenden Entwicklungsphasen setzt wiederum die genaueste Durchforschung der zu Gebote stehenden Erkenntnisquellen, das heisst, all der erhaltenen Denkmäler und der lebenden Sprache selbst in allen ihren mundartlichen Schattierungen voraus. Eine allen möglichen Anforderungen Genüge leistende historische Grammatik einer Sprache zu verlangen, solange diese Vorbedingungen nicht ge-

geben sind, hiesse unmögliche Wunder erwarten. Und jene Vorbedingungen einer endgültig alle Fragen lösenden historischen Grammatik der čechischen Sprache sind eben noch lange nicht gegeben: das vergleichende Sprachenstudium ringt ebenso auf dem engeren Gebiet des slavischen Sprachenstammes wie auf dem weiteren, alle indoeuropäischen Sprachen umfassenden um Aufhellung von unzähligen Fragen, darunter von Fragen grösster Bedeutung: die erhaltenen Denkmäler der čechischen Sprache werden erst nach und nach zugänglich gemacht, wobei zu bedauern ist, dass insbesondere Denkmäler weniger monumentalen Charakters, z. B. Urkunden und allerhand Eintragungen, die für die Geschichte unserer unschriftmässigen Mundarten von Wichtigkeit wären, noch immer so gut wie unbenutzt in den verschiedensten Schlupfwinkeln und Archiven modern; und die Dialektologie, — sie ist offen gestanden ein wunder Punkt unserer grammatischen Literatur, die sehr wenig Arbeiten aufzuweisen vermag, die sich mit den zahlreichen dialektologischen Studien anderer slavischen Literaturen mit Ehren messen dürften. Auch nach Gebauers Tode ist also für lebende und kommen sollende Arbeiter ein ziemlich weites Arbeitsfeld geblieben, und niemand ist sich wohl der bestehenden Lücken in unserem Wissen auf diesem Gebiete besser bewusst gewesen, als Gebauer selbst.

Aber leider hat Gebauer nicht einmal alles vollenden können, was er vollenden wollte und zu vollenden hoffte. Er ist hingegangen, noch bevor es ihm vergönnt worden, die reiche Ernte seines unermüdlichen, langjährigen Schaffens vollauf einzuheimsen. Es ist eingetreten, was Gebauers Freunde und Verehrer, was nicht selten Gebauer selbst befürchtete: sein Lebenswerk ist unvollendet geblieben; zwar ein Torso von imponierenden Umrissen, aber immerhin ein Torso. Vor kurzem habe ich in einer ausländischen Zeitschrift das, was Gebauer bis jetzt von seinem Lebenswerke veröffentlicht habe, etwa als die Hälfte des ganzen Riesenpensums zu berechnen Gelegenheit gehabt: leider ist seither ein einziges Heft des Wörterbuches hinzugekommen, welches das Verhältnis nicht zu ändern vermag. Man sehe ja selbst: das Wörterbuch ist zum Worte mořský gediehen, von der Grammatik stehen — den zwei erschienenen, die Laut- und Formenlehre behandelnden Riesenbänden gegenüber — zwei Bände aus: die Stammbildungslehre (II. Band), und die Lehre vom Satze (IV. Band). In der Vorrede zur zweiten Hälfte des III. Bandes der Grammatik (1898) steht zu lesen, wie Gebauer nach der Abschweifung von der Grammatik zur Herausgabe des Wörter-

buchs »so Gott will etwa nach vier Jahren« wieder zur Grammatik zurückzukehren gedenke...

Aber der bei Gebauers Tode unvollendet gebliebene Torso gehört zu jenen, die nicht unvollendet bleiben müssen, und in diesem Falle es auch nicht bleiben dürfen. Eine so breit angelegte Grammatik wie jene Gebauers, ein aus eigenen Bausteinen aufzubauendes Wörterbuch, gehören nicht zu den Schriften, die man heute zu verfassen sich entschliesst, um morgen mit der Ausarbeitung zu beginnen; die erste Zeile davon kann erst geschrieben werden, nachdem man das Material zum ganzen Werke im ganzen und grossen beisammen und bewältigt hat. Und das Material zu Gebauers Lebenswerke besteht, es befindet sich in seinem Nachlasse und dies, wie sich bei Gebauers peinlicher Genauigkeit erwarten lässt, wohl in der besten Ordnung, die es jedem wirklichen Fachmanne möglich machen muss, sich hineinzufinden und hineinzuarbeiten.

Für einen Teil der noch ausstehenden Hälfte der Grammatik, und zwar gerade für den grösseren und wichtigeren, nämlich für die Syntax, bestehen ausserdem vorzügliche Hilfsmittel, die Gebauers Plan ziemlich genau erkennen lassen: die Bearbeitung der Syntax in P ř í r u č n í m l u v n i c e j a z y k a č e s k é h o und insbesondere in seinen akademischen Vorlesungen, die ja in Gebauers Kollegienheften und in den schriftlichen Notizen seiner vielen Hörer vorliegen; auch aus Gebauers kleineren Publikationen wird einiges heranzuziehen sein (z. B. aus den letzten Jahren ein Aufsatz über das altčechische Imperfektum in Jagićs Archiv XXV.); es dürften vom Nachlass übrigens (sowohl für das Wörterbuch als für die Syntax) einzelne bereits ausgearbeitete Partien zu gewärtigen sein. Jedenfalls wird es möglich sein, für Gebauers Syntax aus seinem Nachlasse einen weit besser lesbaren Text herzustellen, als es z. B. den Herausgebern von Potebnjas nachgelassenem Material zur Fortsetzung seiner unvergleichlichen Syntax (Изъ записокъ по русской грамматикѣ) gelungen war. Am kärgsten dürfte, wie es scheint, die Stammbildungslehre abkommen; diese pflegte Gebauer nicht vorzutragen, und das fertige Wörterbuch sollte erst das wichtigste Material liefern. Doch dürfte gerade hier unter Umständen Gebauers Hand, wenn es schon sein muss, am ehesten zu verschmerzen sein. Die Stammbildungslehre ist in der wissenschaftlichen Sprachforschung immer und überall das Stiefkind gewesen, und bei unserem Stand des Wissens über die Stammbildung im allgemeinen und die

slavische im besonderen hätte auch Gebauers Stammbildungslehre im Wesentlichen schwerlich etwas anderes bieten können, als ein gesichtetes, nach Form, Bedeutung und Gebrauchsphäre (diese natürlich auch in chronologischer Hinsicht aufgefasst) der einzelnen Bildungen geordnetes Material; hier wäre Gebauers Individualität wohl am wenigsten zu Worte gelangt, und hier würden wir uns wohl am ehesten damit versöhnen, nachdem ja Gebauer selbst die Arbeit nicht hat in Angriff nehmen können, für ihn einen andern einspringen zu sehen. Für selbstverständlich halte ich, dass der eventuelle Bearbeiter und Herausgeber von Gebauers Nachlass verpflichtet wäre, sich seiner Arbeit unter möglichster Schonung von Gebauers individuellen wissenschaftlichen Zügen zu entledigen. Ich will damit nicht sagen, dass es dem Herausgeber verpönt sein sollte, z. B. einige bei Gebauer fehlende Belege beizusteuern; und ist es wahr, dass Gebauers Wörterbuch mehr oder minder stark ergänzungsbedürftig sei, nun, so mögen Ergänzungen nach Möglichkeit und Bedarf in Gottes Namen eingeschaltet werden: aber der Geist soll der Gebauers bleiben. Dies gilt insbesondere von der Syntax (ich habe gesprächsweise mich zu überzeugen Gelegenheit gehabt, man halte es für zulässig, hier selbst in Gebauers System Änderungen vorzunehmen): gerade eine Syntax ist berufen, den Geist ihres Urhebers deutlich vor die Augen zu führen, und gerade in der Syntax wünscht man Gebauer so zu sehen, wie er war. Aus einem Gespräch mit Gebauer weiss ich, dass er selbst eine zeitlang die Möglichkeit, seiner Syntax bei der schliesslichen Redaktion eine neue, den modernen Strömungen mehr entsprechende Fassung zu geben, so sehr in Erwägung zog, dass er einen der bedeutendsten ausländischen Gelehrten, seinen alten Freund, hierüber um Rat befragte; der Rat lautete beiläufig, die Syntax so zu lassen, wie sie »die Schule«, die langjährliche Lehrerfahrung gestaltet habe; zu der Schule möchte ich als ein gleich wichtiges, wenn nicht wichtigeres Moment eben des Meisters Individualität gesellen. Und eine Behörde, die alle die hier angedeuteten Aufgaben in die Hand nehmen und dirigieren sollte, besitzen wir ja: es ist die Böhmische Kaiser Franz Josefs-Akademie für Wissenschaft, Literatur und Kunst.

Gebauers Nachlass umfasst nebst dem wissenschaftlichen Material noch seine reiche Korrespondenz. Es würde wahrscheinlich nicht viel Mühe kosten, diese Korrespondenz so zu ordnen, dass man in absehbarer Zeit an die Herausgabe schreiten könnte: auch diese Korrespondenz wurde von Gebauer in musterhafter Ordnung gehalten,

und diese Ordnung ermöglichte es Gebauer, nach Bedarf in jedem Augenblicke einen als Bekräftigung seiner Worte notwendigen noch so alten Brief ohne langes Nachsuchen zu produzieren. Diese Korrespondenz ist sehr wertvoll, sie enthält Dokumente zu Gebauers Lebensgang und wissenschaftlicher Tätigkeit, selbstverständlich auch zur Charakteristik von Gelehrten und Freunden, die mit ihm in Korrespondenz standen, aber auch sonst wichtiges Material, z. B. solches zur Beleuchtung unserer wissenschaftlich-literarischen Verhältnisse. Nun, die Korrespondenz gehört in die Kategorie von jenen Schriften, von denen die Devise »nonum prematur in annum« ihre vollste Berechtigung besitzt; dass sie keinen Schaden erleidet, dafür wird die Pietät von Gebauers nächster Umgebung zu sorgen wissen.

Die Jubiläumsausstellung des Prager Handels- und Gewerbekammerbezirkes in Prag 1908.

Von Dr. Rudolf Hotowetz.

Die Handels- und Gewerbekammer in Prag hat in ihrer am 2. Oktober 1906 abgehaltenen allgemeinen ausserordentlichen Sitzung einstimmig beschlossen, zur Feier des 60jährigen Regierungsjubiläums Seiner Majestät, des Kaisers und Königs Franz Josef I., im Jahre 1908 (Mai bis Oktober) in Prag eine Jubiläums-Ausstellung des Bezirkes der Prager Handels- und Gewerbekammer zu veranstalten.

Sie wurde dabei von dem Gedanken geleitet, das Jubiläum des Monarchen durch eine grossartige, einheitliche Manifestation der Kammer und aller ihrer Angehörigen zu begehen, eine Manifestation, welche die unter seiner Regierung erfolgte ungewöhnliche wirtschaftliche Entwicklung des Kammerbezirkes am besten veranschaulichen und die Huldigung der von der Kammer vertretenen Interessenten in der würdigsten Weise zum Ausdrucke bringen würde.

Der Beschluss der Kammer fand denn auch den vollen Beifall des Monarchen und wurde von ihm »mit Freuden begrüsst« (aus dem Telegramm der Kabinettskanzlei). Während seiner letzten Anwesenheit in Prag erkundigte er sich wiederholt über den Fortgang und Erfolg der Ausstellungsarbeiten und stellte seinen Besuch der Ausstellung in sichere Aussicht.

Das Protektorat der Ausstellung übernahm über Bitte der Kammer Seine kais. und königl. Hoheit der Erzherzog Thronfolger Franz Ferdinand. Ehrenpräsidenten der Ausstellung sind: der Handelsminister, der Oberstlandmarschall des Königreiches Böhmen, der Statthalter im Königreiche Böhmen und der Bürgermeister der königl. Hauptstadt Prag.

Die Ausstellung ist finanziell gesichert durch eine besondere Widmung der Kammer, durch Subventionen des Staates, des Landes, der Stadt Prag und anderer Städte des Kammerbezirkes, durch sonstige Beiträge zum Subventions- und Garantiefonde und durch die Sicherheit, welche der Veranstalter der Ausstellung — die Kammer selbst — infolge ihrer öffentlich-rechtlichen Stellung bietet.

Zweck der Ausstellung ist eine möglichst vollständige und systematische Darstellung der wirtschaftlichen Kultur des Kammerbezirkes, soweit sie auf Industrie, Gewerbe, Handel und Verkehr Bezug hat, sowie die praktische und theoretische Verwertung dieser Darstellung. Die Teilnahme an der Ausstellung steht hiernach ausnahmslos nur den im Kammerbezirke selbst betriebenen Unternehmungen und Anstalten zu und lediglich diese werden zur Ausstellung zugelassen. In dem industriellen und gewerblichen Teile der Ausstellung dürfen nur solche Gegenstände ausgestellt werden, welche von im Kammerbezirke selbst ansässigen Produktionsunternehmungen erzeugt wurden; der Handel des Kammerbezirkes wird in einem besonderen, räumlich sehr beschränkten Teile untergebracht.

Trotz dieser Beschränkung auf einen einzigen Kammerbezirk wird die Ausstellung sehr gross werden, grösser als selbst die Landesausstellung vom Jahre 1891, grösser als überhaupt je eine Ausstellung in Österreich war, die Wiener Weltausstellung 1873 ausgenommen. Denn der Prager Kammerbezirk gehört zu den grössten und bedeutendsten der ganzen Monarchie, er zählt allein über zwei Millionen Einwohner, also mehr, als die meisten österreichischen Kronländer, mehr als Bosnien mit der Herzegovina und Elsass-Lothringen und annähernd ebenso viel wie eine ganze Reihe selbständiger Staaten (wie z. B. Norwegen, Dänemark, Serbien, Griechenland, Württemberg, Baden etc.).

Der Prager Kammerbezirk zählt 110.000 selbständige Gewerbebetriebe, welche jährlich 11 Millionen Kronen Erwerbsteuer entrichten, was die Hälfte der ganzen Erwerbsteuerleistung Böhmens und fast ein Siebentel derjenigen Österreichs repräsentiert. In seiner Produktion weist dieser Bezirk eine Mannigfaltigkeit auf, wie bei uns kaum ein anderer. Von wichtigeren Produktionszweigen fehlt hier fast keiner und eine ganze Reihe einzelner seiner Betriebe überragt an Grösse und an Umfang der Produktion, des Absatzes, Exportes etc. weit andere derartige Unternehmungen des ganzen Reiches, ja viele derselben haben in ganz Europa nicht ihresgleichen.

So sind in demselben z. B. die grösste Mühle Österreichs, die grösste Zuckerfabrik, die grösste Spiritusfabrik, die zweitgrösste Bierbrauerei, die grösste Maschinenfabrik, die grösste Waggonfabrik, die grösste Fabrik landwirtschaftlicher Maschinen, die grösste Fabrik von Wachstuch, Wäsche, Milchprodukten, Kravatten, Bettfedernappretur usw., einer der grössten graphischen Betriebe, Riesenunternehmungen aus der Eisenindustrie, Eisen- und Metallwarenproduktion, der keramischen, chemischen, Textil- usw. Industrie. Der Kammerbezirk weist auch zahlreiche in der ganzen Monarchie, ja in der ganzen Kulturwelt bekannte Spezialproduktionszweige auf, wie z. B. die Prager Schinken und Selchwaren, Handschuhe, Granatwaren, Schuhwaren usw. auf. Unter den kleinen Gewerben zählt der Kammerbezirk eine Reihe von solchen, deren Erzeugnisse wegen ihrer künstlerischen Ausführung, gediegenen Bearbeitung und sonstigen Vorzügen weit über die Grenzen ihres Wirkungskreises, vielfach auch über die Reichsgrenzen hinaus einen ehrenvollen Ruf geniessen. In gleich hervorragendem Masse ist im Kammerbezirke auch der Handel vertreten; auch da finden wir eine ganze Reihe Handelsbetriebe von Weltruf.

Prag als Zentrum grosser Banken besteht die Konkurrenz Wiens ehrenvoll und überragt weit alle anderen Städte Oesterreichs. Prag ist ein Knotenpunkt fast aller Eisenbahnen des Königreiches. Im Kammerbezirke wird der gesamte Eisenbahnbedarf, von Schienen an bis zu Signalapparaten und Luxuswaggons, erzeugt; die Kanalisierung und Regulierung der Flüsse Böhmens konzentriert sich in Prag. Das Vereins- und Genossenschaftswesen des Kammerbezirkes überragt weit die anderen Gebiete der Monarchie. Sein gewerbliches und kaufmännisches Schulwesen ist in ausgezeichneter Weise vorgeschritten und musterhaft.

Die Grösse und Bedeutung des Prager Kammerbezirkes erhellt am besten aus den folgenden Ziffern; die Fläche des Kammerbezirkes beträgt bloss 25·5% der Gesamtfläche des Königreiches Böhmen; seine Einwohnerschaft bereits 31·1% der Gesamteinwohnerschaft Böhmens; seine Einkommensteuerleistung 42%; seine Erwerbsteuerleistung 50%; seine Sparkasseneinlagen 34%; seine Vorschusskasseneinlagen 44½%; sein Anteil an Grossbetrieben (mit über 1000 Arbeitern) 42·5%; seine Arbeiterzahl in diesen Grossbetrieben 46%; sein Aktienkapital 60% (Bankenaktienkapital sogar 97·5%); seine Rübenzuckererzeugung 59%; seine Steinkohlenpro-

duktion 64%; seine Maschinenproduktion ca 80%; seine Roheisenproduktion fast 100%, usw.

Diese überragende Bedeutung des Prager Kammerbezirkes für die Gesamtwirtschaft der Monarchie wird durch die Ausstellung klar und unzweifelhaft manifestiert werden, denn auch die würdige Beschickung derselben ist bereits gesichert.

Obzwar der Beschluss betreffend die Veranstaltung der Ausstellung erst im Oktober 1906 gefasst — die Idee hiezu war freilich schon im Frühjar 1906 ausgesprochen worden und die Präsidial-Kommission der Kammer hatte im Juli 1906 ihre prinzipielle Zustimmung zur Veranstaltung der Ausstellung und zu den vom Referenten dargelegten Grundlagen ihres Aufbaues gegeben, worauf von demselben in den Sommermonaten das Ausstellungsregulativ verfasst und der Arbeitsplan entworfen wurde — und obzwar die erste Aufforderung zur Teilnahme an der Ausstellung an die Angehörigen des Kammerbezirkes erst am Schlusse des Monats November 1906 versendet worden war, erweckte der Ruf der Kammer einen solch regen Widerhall bei den Interessenten, dass schon Ende Jänner 1907 über 1200 Anmeldungen zur Ausstellung vorlagen und die Qualität derselben und die Grösse der angemeldeten Fläche die Erwartungen weitaus übertraf.

Das Alles ohne die geringste persönliche Agitation unter den Interessenten seitens der Kammer und des Ausstellungskomitees. Der Stand der Anmeldungen hat sich seitdem täglich vergrössert und beträgt gegenwärtig (Anfang Juni) rund 2000. So sind z. B. nur in der Gruppe der Maschinenindustrie 135 Maschinenfabriken des Kammerbezirkes angemeldet, darunter 38 Erzeuger landwirtschaftlicher Maschinen und 97 Erzeuger von Maschinen für Industriebedarf. Die angemeldete Fläche der letzteren (97) allein beträgt über 7000 m^2, also mehr, als die Gesamtfläche der Maschinenhalle in der Landesausstellung Prag 1891 (mit 62 ausstellenden Maschinenfabriken) betragen hat. Über diese hatte der ausgezeichnete, einen Weltruf geniessende Professor an der Berliner Technik, Geheimrat Riedler, seinerzeit folgendes Urteil gefällt: »Die Maschinenhalle der Prager Landesausstellung 1891 hat Besseres und Lehrreicheres geboten, als die grosse Maschinenhalle in Chicago.« Die böhmische, hauptsächlich im Prager Kammerbezirke vereinigte, Maschinenindustrie hat nun seit der Ausstellung 1891 einen noch grösseren Aufschwung genommen, Prag ist heute das grösste und anerkannte Zentrum derselben, unsere Maschinen sind auch im Aus-

lande wohlbekannt und angesehen und es ist deshalb die berechtigte Hoffnung vorhanden, dass die Maschinenhalle Prag 1908 eine Sehenswürdigkeit ersten Ranges für Fachleute und Laien bilden wird, ein wahres Prunkstück der Industrie, um welche uns selbst Weltausstellungen beneiden könnten.

In ähnlicher Weise wird auch die weltbekannte Prager graphische Industrie, die Bekleidungsindustrie — deren Arrangement in einer neuartigen, packenden und die ausgestellten Gegenstände ins beste Licht stellenden Art der Darstellung erfolgen soll — die Industrie für Wohnungseinrichtung, die Nahrungs- und Genussmittelproduktion, die Eisen- und Metallwarenindustrie, die keramische, chemische usw. Industrie vertreten sein. Und alle diese Industrien werden in einer systematischen und übersichtlichen Art dargestellt werden. Das Ausstellungsregulativ bestimmt nämlich als Regel, dass jede, bezw. einzelne verwandte Industriezweige immer in einem selbständigen Ausstellungsgebäude untergebracht werden sollen, um welche herum auch die hiezu gehörigen Privatpavillons aufgestellt werden, sodass die Prager Ausstellung eigentlich eine Reihe von Spezial-Ausstellungen repräsentieren wird. In jedes Gebäude soll der Besucher durch eine allgemeine Übersicht über die Entwicklung und den gegenwärtigen Stand, über die Bedeutung und Kapazität der betreffenden Industrie eingeführt werden und es wird interessant und wichtig sein, aus diesen Übersichten zu ersehen, welch grosse wirtschaftliche und finanzielle Macht der Prager Kammerbezirk im Verhältnisse zu dem ganzen Königreiche und zu ganz Österreich repräsentiert. Hierauf werden die systematisch angeordneten Expositionen der Industrie selbst folgen, an welche nach Bedürfnis auch arbeitende Werkstätten, die Darstellung von Arbeitsprozessen usw. sich anreihen werden. Massenartikel werden durch Kollektiv-Ausstellungen repräsentiert sein, innerhalb deren auch die einzelnen Erzeuger selbst selbständig und zweckmässig repräsentiert sein werden.

Auch die Kammer selbst wird in der Ausstellung durch ihre besondere Exposition vertreten sein, aus welcher die riesenhafte Entwicklung ihrer Agenda in den letzten Jahrzehnten ersichtlich sein wird. Einzelne Kammerbureaus, wie z. B. das statistische Bureau, Export- und Tarifbureau werden wahrscheinlich in der Ausstellung direkt amtieren, damit die Besucher auch praktisch die grosse Bedeutung und den Wert dieser Zweige des Kammerdienstes erproben können. Ebenso werden die von der Kammer errichteten

Institute, das Kunstgewerbemuseum, das technologische Museum und die Goldarbeiterfachschule in der Ausstellung vertreten sein; ferner wird eine Ausstellung der Gewerbegenossenschaften, der Handelsgremien und ihrer Institute, sowie eine Ausstellung sämtlicher, die von der Kammer vertretenen Interessen berührenden Vereine und Korporationen vorbereitet, welche nicht nur fesselnd, sondern auch belehrend sein wird. Überhaupt soll der ganze Kammerbezirk nach allen Richtungen hin durch graphische Darstellungen, Landkarten, Übersichten usw. dargestellt werden und wird auch eine Ausstellung der Städte des Kammerbezirkes geplant, welche ihre landschaftlichen Schönheiten durch dioramatische und bildliche Darstellungen, sowie ihre Entwicklung in wirtschaftlicher und sonstiger Hinsicht zur Anschauung bringen soll. Die königliche Hauptstadt Prag baut zu diesem Zwecke in der Ausstellung ihr eigenes Gebäude. Selbstverständlich wird eine sozial-politische Abteilung in der Ausstellung nicht fehlen, in welcher alle zur Wohlfahrt der Arbeiter getroffenen Einrichtungen dargestellt werden und welche als Grundlage zu einem künftigen sozialpolitischen Museum der Kammer dienen soll; ebenso wird auch eine Exposition des hochentwickelten gewerblichen und Handelsschulwesens, der Geld-, Kredit- und Versicherungsinstitute, sowie der Verkehrsanstalten und des Verkehrs überhaupt vorbereitet.

Bei allen diesen Vorarbeiten für die Ausstellung haben wir von der so oft besprochenen Ausstellungsmüdigkeit der Interessenten nicht viel gespürt. Tatsächlich kann man ja von einer allgemeinen Ausstellungsmüdigkeit auch nicht sprechen; denn diese Einwendung gilt nur für einen sehr kleinen Bruchteil der Industriellen, insbesondere für solche, welche damit jede Ausstellung überhaupt unmöglich machen wollen, weil sie ihren Absatz (z. B. durch Banken) völlig gesichert haben, daher der Ausstellungsreklame nicht bedürftig sind, oder weil sie diese mächtige Reklame ihrer Konkurrenz unmöglich machen wollen. Für die grosse Mehrzahl der Interessenten gilt jedoch diese Einwendung überhaupt nicht, weil nur eine grosse Ausstellung die Möglichkeit gibt, sich öffentlich und durch viele Monate hindurch dem grossen Publikum tagtäglich und in der wirksamsten Weise, nämlich direkt durch die Produkte selbst, vor Augen zu führen. Diese Art der Reklame ist aber nicht nur die beste und verhältnismässig billig, sondern auch praktisch die erfolgreichste, wie ja schliesslich jede Ausstellung beweist und wie auch das Beispiel einer ganzen Reihe von Industriellen lehrt, welche

sich an jeder Ausstellung beteiligen und es sicher nicht tun würden, wenn sie aus den Ausstellungen keinen praktischen Erfolg hätten.

Es war allerdings ein gewagtes Stück, im gleichen Jahre, in welchem manche Industrielle des Kammerbezirkes an vier Ausstellungen zugleich (Bukarest, London, Mailand, Reichenberg) beteiligt waren, mit der Idee einer neuen grossen Ausstellung des Kammerbezirkes zu kommen; das konnte eben nur eine Kammer, welche über eine genaue Kenntnis ihres Bezirkes verfügt und auch Autorität unter ihren Angehörigen geniesst. Die spätere Ankündigung einer grossen gesamtösterreichischen Jubiläums-Austellung in Wien hat uns nicht mehr geschadet, wobei ich ausdrücklich konstatieren möchte, dass die Prager Ausstellung durchaus kein Konkurrenzunternehmen der Wiener sein sollte. War doch die Prager schon längst ein fait accompli, bevor man von der Wiener überhaupt etwas wusste. Trotzdem waren wir dem Wiener Unternehmen nie unfreundlich gesinnt und haben gegen dessen Beschickung durch unsere Interessenten mit keinem Worte agitiert, weil wir eben völlig sicher waren, dass es uns nicht schädigen kann, weder in der Zahl unserer Aussteller, noch in dem Besuche unserer Ausstellung, ja dass es sogar dem Besuche derselben seitens Fremder nur nützlich sein kann, weil die nach Wien gehenden Fremden grossenteils auch Prag aufsuchen würden. Überdies war zu jener Zeit, als in Wien mit der Aufforderung zur Teilnahme an der Ausstellung erst begonnen wurde, das Gros unserer Anmeldungen schon längst beisammen und unsere Ausstellung gesichert.

Es konnte daher die im Februar 1907 öffentlich ausgeschriebene Konkurrenz für den Entwurf eines Situationsplanes der Prager Ausstellung bereits mit 53.000 m^2 reiner Ausstellungsgebäude rechnen. Die Konkurrenz ergab ein ausgezeichnetes Ergebnis. Der mit dem ersten Preise ausgezeichnete, von dem Architekten Prof. Rudolf Kříženecký stammende Entwurf wurde als Grundlage des definitiven Situationsplanes akzeptiert und entspricht tatsächlich allen Erfordernissen der Besucher der Ausstellung, indem er leicht übersichtlich und fasslich ist, die verschiedenen Gebäudegruppen vorzüglich verteilt, schöne Prospekte, breite, bequeme Kommunikationen und grosse Promenadenplätze bietet, weitgehende Vorsorge für die Bequemlichkeit der Besucher trifft, so unter anderem auch alle Ausstellungsgebäude durch gedeckte Gänge miteinander verbindet, um die Besichtigung der ganzen Ausstellung bei schlech-

tem Wetter ohne Unbequemlichkeit zu ermöglichen etc. Er entspricht auch vollkommen den Anforderungen der Aussteller, denn kein einziges Ausstellungsgebäude ist versteckt und entlegen, vielmehr besitzt ein jedes einen gleichwertigen Platz und kann auch im Inneren in ebensolcher Weise eingerichtet werden, so dass kein Aussteller das Recht haben wird, sich über einen ungünstigen Platz zu beklagen. Auch in künstlerischer Hinsicht entspricht der Situationsplan vollkommen und liefert den besten Beweis hiefür, dass die leitende Idee der Ausstellung — separate Gebäude für die einzelnen Industriezweige — auch für die künstlerische Durchführung der Ausstellung am geeignetsten ist. Sie ist auch ganz unzweifelhaft für Besucher und Aussteller von grossem praktischen Wert. Denn die bisher bei den meisten Ausstellungen üblichen grossen Industriehallen hatten den unverkennbaren Nachteil, dass die einzelnen Produktionszweige nicht entsprechend systematisch geordnet werden konnten, weil man in der Regel in den Hauptgängen einzelne repräsentative Expositionen ohne Rücksicht auf die ausgestellten Objekte nebeneinander stellte, weil man ferner genötigt war, einzelne später einlangende Waren auf noch vakante Plätze zu stellen ohne Rücksicht, ob sie zu der Nachbarschaft passten und weil man so die Systematik der Anordnung gänzlich ausser Acht lassen musste. Der Besucher konnte sich ferner in den übermässig grossen Hallen nie leicht zurechtfinden, verlor die Übersicht über das Ganze, konnte die ihn interessierenden Objekte kaum finden und verliess nach mehrstündiger Wanderung müde und abgehetzt einen solchen grossen Palast. Diesem Mangel wird die Prager Ausstellung durch die systematische Anordnung kleinerer Gebäude und übersichtliche Einteilung derselben gänzlich vorbeugen.

Auch sonst enthält das Prager Ausstellungsregulativ eine Reihe zum Teile neuer, für das Arrangement einer Ausstellung wichtiger Momente.

Bei den meisten bisherigen Ausstellungen war den Ausstellern auf ihre Ausstellungsangelegenheiten kein Einfluss zugestanden; die Entscheidung lag bloss in den Händen des Exekutivkomitees oder der von demselben ernannten Gruppenausschüsse. Unzufriedenheit und stete Klagen waren die Folgen davon. Diesem Übelstande und den sich daraus ergebenden Konsequenzen beugt die Prager Ausstellung dadurch vor, dass sie die einzelnen Aussteller zur direkten und umfassendsten Teilnahme und zwar in Gruppenausschüssen zu-

lässt, welche die Aussteller aus ihrer Mitte mittels Proportionalwahl selbst wählen und welchen die Hauptaufgabe der Organisierung zufällt.

Die Prager Ausstellung nimmt ferner Abstand von der Herausgabe eines einheitlichen, grossen, deshalb unübersichtlichen Ausstellungskataloges und wird für die einzelnen Ausstellungsgebäude Spezial-Kataloge herausgeben, welche nicht nur die trockene Aufzählung der Namen der Aussteller und der ausgestellten Objekte enthalten, sondern auch eine Darstellung der betreffenden Industrie im allgemeinen und alle für die einzelnen Aussteller wichtigen Daten über ihren Betrieb und ihre Produktion enthalten werden.

In Österreich war ferner die Frage der Ausstellungsauszeichnungen in der Regel immer eine unerquickliche. Es gab Diplome und Medaillen des Staates, des Landes, der Kammer, der Städte, der Landeskulturräte, einzelner Vereine und schliesslich auch der Ausstellung selbst, deren Rangordnung immer strittig war und wo niemand fassen konnte, warum eine bronzene Staatsmedaille vor der goldenen Ausstellungsmedaille rangiere. Der Streitigkeiten und Unzufriedenheiten gab es da kein Ende. Die Prager Ausstellung wird deshalb bloss einheitliche Ausstellungsauszeichnungen verleihen.

Um ferner die so oft angezweifelte Unparteilichkeit der Ausstellungsjurys sicher zu stellen, bestimmt das Ausstellungsregulativ, dass die Gruppenjurys nach Einvernehmen der Gruppenausschüsse (welche von den Ausstellern selbst gewählt werden) ernannt werden.

Es ist selbstverständlich, dass für die kommerzielle Vertretung derjenigen Aussteller, welche sich nicht selbst vertreten, gesorgt werden wird.

Es kann kein Zweifel obwalten, dass sich die Prager Ausstellung auch eines zahlreichen Besuches erfreuen wird. Hat doch die Landes-Jubiläums-Ausstellung in Prag 1891 zirka 2½ Millionen zahlender Besucher erzielt; die Landeshauptstadt hat sich seither mächtig vergrössert und zählt gegenwärtig samt den Vororten und der Umgebung über eine halbe Million Einwohner, auf welche die Kammerausstellung gewiss eine umso grössere Anziehungskraft ausüben wird, als in Prag schon seit langen Jahren keine grosse Industrieausstellung stattgefunden hat.

Dass die Ausstellung auch von zahlreichen Personen, nicht bloss aus dem übrigen Kammerbezirke, sondern auch aus dem ganzen Königreiche und den Nachbarländern besucht werden wird, ist wohl

mit Rücksicht auf die bei früheren Prager Ausstellungen gemachten Erfahrungen unzweifelhaft: Prag ist ja ein von allen Seiten leicht erreichbares Zentrum des Kommunikationsnetzes und schon an sich das Ziel einer lebhaften Frequenz. Dieser Zuzug wird einen weiteren Impuls durch die Ausstellung erhalten, welche geeignet sein wird, jedermanns Interesse, sowohl das praktische, das erzieherische, als auch das Verlangen nach Zerstreuung zu befriedigen, nachdem die von einem besonderen Vergnügungskomitee in reichlichem Masse besorgten Vergnügungsunternehmungen und Attraktionen den Aufenthalt in der Ausstellung zu einem noch angenehmeren machen werden.

Der Name der Prager Handels- und Gewerbekammer ist auch im Auslande bekannt und geniesst dort hohe Achtung; die Tatsache also, dass die Kammer selbst die Ausstellung veranstaltet, bürgt allein schon dafür, dass zahlreiche Gäste aus Handels- und Industriekreisen des Auslandes die Ausstellung besuchen werden. Eine wertvolle Vorarbeit dazu hat die langjährige und intensive Tätigkeit des Exportbureaus der Kammer geleistet, welches mit der ganzen Welt in lebhafter Verbindung steht und immer häufiger von ausländischen Handelsleuten persönlich zwecks Anknüpfung direkter Handelsverbindungen mit hiesigen Interessenten aufgesucht wird. Viele solche Ausländer haben der Kammer den Besuch der Ausstellung schon bestimmt zugesagt; auch die Vertreter der Handelskammern Grossbritanniens, derzeit des ersten Handelsstaates der Welt, gaben bei ihrem jüngsten Besuche in Prag die Versicherung, dass sie nicht nur persönlich die Kammerausstellung besuchen werden, sondern auch um eine rege Teilnahme und zahlreichen Besuch seitens der praktischen Handelskreise Grossbritanniens und seiner Kolonien, sowie um ausgiebige Reklame unserer Ausstellung in der ganzen englischen Presse sorgen wollen.

Zu dem gleichen Zwecke hat die Prager Handels- und Gewerbekammer mit den Teilnehmern des vorjährigen internationalen Kongresses kommerzieller und industrieller Korporation in Mailand vielfache Verbindungen angeknüpft und es ist die Hoffnung begründet, dass der nächste Kongress dieser Vertreter des Handels und der Industrie der ganzen Welt im Jahre 1908 während der Kammerausstellung in Prag stattfinden wird.

Die im Vorstehenden angeführten Momente bieten eine sichere Gewähr dafür, dass die Kammerausstellung ihren Hauptzweck:

praktischen Erfolg für die Aussteller, Anknüpfung neuer ausgebreiteter Handelsbeziehungen und Erwerbung neuer Kundenkreise und neuer Absatzgebiete erreichen wird. Und dieser, aus der Ausstellung den Angehörigen des Kammerbezirkes zufliessende Vorteil wird umso gröser sein, als die Ausstellung eben ausschliesslich und ausnahmslos auf den Kammerbezirk beschränkt ist und unsere Aussteller daher von dem Wettbewerbe ihrer ausserhalb des Kammerbezirkes stehenden Konkurrenten, denen sie auf Landes-, Staats- und internationalen Ausstellungen begegnen, verschont bleiben. Ihre Ausstellungsgegenstände werden also in der Hochflut der Aussteller aus anderen Bezirken, Ländern und Staaten nicht verschwinden, aber trotzdem wird sich — da der Kammerbezirk allein fast in jedem Betriebsfache viele gleichartige Unternehmungen zählt — reichliche Gelegenheit bieten, eine (im Interesse der Aussteller selbst notwendige und im Interesse der Mannigfaltigkeit der Ausstellung wünschenswerte) Vergleichung mit anderen Produzenten anstellen zu können.

Da die Ausstellung von der Kammer, der gesetzlichen Vertreterin der gesamten Industrie, des Gewerbes und Handels ihres Bezirkes veranstaltet wird, ist sie selbstverständlich allen Angehörigen derselben, also Unternehmern beider im Bezirke vertretenen Nationalitäten zugänglich und tatsächlich sind auch beide dem Rufe der Kammer gefolgt, beide werden in der Ausstellung vertreten sein und die Angehörigen beider Nationen beteiligen sich friedlich und gemeinsam an den Vorbereitungsarbeiten im Exekutivkomitee, in den Spezialkomitees und Gruppenausschüssen.

Doch verpflichtet die Ausstellung keinen von ihnen zur Zweisprachigkeit, denn das Ausstellungsregulativ bestimmt ausdrücklich, dass es dem Einzelnaussteller vollkommen freisteht, sich in den Überschriften seiner Einzelexposition und in seinen übrigen, diese betreffenden Aufschriften und Publikationen (zu verteilenden Broschüren, Affichen etc.) nur seiner Sprache zu bedienen.

Nur die von der Ausstellungsleitung selbst besorgten offiziellen Aufschriften der Ausstellung, ihrer Gebäude und Abteilungen erfolgen in beiden Landessprachen. Ebenso werden die offiziellen Ausstellungspublikationen, Kataloge und andere Drucksachen in beiden Landessprachen, natürlich in jeder für sich, herausgegeben.

Diese Bestimmungen entsprechen völlig der wahrhaft freisinnigen Anschauung der Kammer und ihrer seit 1884 stets ohne

Schwanken geübten Praxis. Die Kammer wünscht nämlich die weitgehendste, bloss durch die selbstverständliche Notwendigkeit des Zusammenlebens in einem geordneten Staate beschränkte Freiheit des Staatsbürgers, also auch seine völlige Freiheit in der Erlernung von Sprachen; sie wünscht daher, dass sich die Staatsbehörde nach der Sprache der Staatsbürger richte und nicht umgekehrt. Sie hält die Mehrsprachigkeit der Staatsbürger im allgemeinen, abgesehen von der Unmöglichkeit ihrer Erlangung, sogar für national gefährlich, weil die Zweisprachigkeit Charaktere, die nicht fest gefügt, stark und gut sind, für die Liebe zu ihrer Nation abstumpft, gleichgiltig macht, demoralisiert und mit der Zeit sogar entnationalisiert. Das trifft hauptsächlich dort zu, wo es sich um die Sprache verschieden grosser und mächtiger Nationen handelt, deren grössere natürlicherweise auch die grössere Anziehungskraft ausübt.

Die Kammer glaubt daher, dass jeder Staatsbürger sein ihm vom Gesetze gewährtes Recht finden müsse, ohne dass er gezwungen wäre, früher erst eine bestimmte, ihm fremde Sprache zu erlernen, mag sie nun Staats- oder Landessprache heissen.*)

Die Kammer selbst führt dieses Prinzip in ihrem eigenen Wirkungskreise völlig konsequent und mit dem besten praktischen Erfolge durch. Bei ihr findet Jeder Gehör und Erledigung in der Sprache, welche er selbst spricht. Die Kammer, aus beiden Nationalitäten des Landes zusammengesetzt, trägt diesem Prinzip auch sonst

---

*) Daraus ergibt sich wohl auch als selbstverständliche Folge die notwendige Berücksichtigung der historischen Entwicklung dieses Staates bei der künftigen Regelung der Sprachenfrage. Es wäre ja vollständig unmöglich, dass jede nur für ein Kronland oder einen Bezirk kompetente Staatsbehörde in allen Sprachen dieses Staates verhandle. Wir verlangen auch durchaus nicht, dass ein Angehöriger unserer Nation in Dalmatien oder der Bukovina in seiner Sprache vor der Behörde verhandeln dürfe, wir verlangen dies nur für diejenigen Kronländer, in denen wir erbgesessen sind.

Die Forderung, dass die Staatsbehörden, also die hiebei fungierenden Staatsbeamten die Landessprachen beherrschen müssen, bedeutet keinen Zwang des Staatsbürgers-Staatsbeamten zur Erlernung ihm fremder Sprachen. Kein Staatsbürger wird ja gezwungen Staatsbeamter zu werden. Aber wenn er es werden will, muss er die hiezu erforderlichen Kenntnisse aufweisen; von Zwang kann hier bezüglich der Sprachenkenntnis ebensowenig die Rede sein, wie z. B. von Zwang die Rede ist bezüglich des geforderten Nachweises der juridischen Prüfungen für den angehenden Richter oder bezüglich der Forderung eines Fabrikanten, sein Ingenieur solle die technischen Studien etc. und die Kenntnis mehrerer Sprachen nachweisen.

in ihrer ganzen Gebarung Rechnung. Sie vergibt die von ihr zu vergebenden fachlichen Ämter nach der Verhältniszahl ihrer Mitglieder beider Nationalitäten und nur dort, wo das Amt politischen Charakter trägt (wie z. B. ihre Abgeordneten-Mandate, das Kammerpräsidium), bloss den Mitgliedern der Majorität für so lange, als nicht ein völliger politischer Friede und Ausgleich zwischen den beiden Nationen zustandekommt.

Die Kammer hat auf diese Weise den nationalen Bedürfnissen ihrer Angehörigen stets volles Entgegenkommen bewiesen, hat sich hierin von keiner Konstellation politischer Verhältnisse beirren und beeinflussen lassen und geniesst deshalb, wie ich wohl aussprechen darf, auch bei den Deutschen des Kammerbezirkes Achtung und Vertrauen. Trotzdem hat weder die politische, noch die wirtschaftliche Entwicklung unserer Nation darunter gelitten, im Gegenteil, gerade die letztere ist mit Riesenschritten vorwärts geeilt, sogar verhältnismässig rascher, als diejenige der Deutschen, was freilich auch damit zu erklären ist, dass die Deutschen schon vorgeschritten waren, als wir noch in den wirtschaftlichen Kinderschuhen steckten. Aber der Aufschwung, den wir in wenigen Jahrzehnten hierin genommen, ist zweifellos nicht weniger bewundernswert, als unsere nationale Wiedergeburt und ein Beweis unserer prächtig gesunden Lebenskraft.

Es ist ganz zweifellos, dass die ausgezeichnete Entwicklung sämtlicher Länder der böhmischen Krone, welche die übrigen österreichischen Kronländer heute in jeder Hinsicht, in Kunst, Wissen, Handwerk, Industrie, Handel und Agrikultur weitaus überragen, in nicht letzter Reihe der heftigen und eifersüchtigen Konkurrenz ihrer beiden Nationen zu verdanken ist. Denn diese Konkurrenz zwang jede Nation zur Anspannung aller ihrer Kräfte, um über den Konkurrenten zu siegen oder doch ihm nicht zu unterliegen.

Heute sind wohl schon beide zur Überzeugung gelangt, dass die Niederwerfung des einen durch den anderen nicht möglich ist, und deshalb ist der Konkurrenzkampf weniger scharf und gewaltsam in der Offensive geworden, beschränkt sich hierin hauptsächlich auf die national gemischten oder bedrohten Bezirke und nimmt auch hier allmählich konziliantere Formen an, weil die Erfahrung zeigt, dass die natürliche Entwicklung durch kein künstliches Hindernis gehemmt werden kann.

Der Konkurrenzkampf ist aber nicht weniger intensiv in dem Bestreben, sich selbst auf die höhere Stufe der Kultur zu heben. Und diese, in ihrer Basis und ihrem Ziele edle Konkurrenz beider Nationen ist sicherlich wünschenswert und soll auch weiterhin bestehen bleiben.

Was speziell den Prager Kammerbezirk betrifft, so hat diese Konkurrenz dahin geführt, dass sich die wirtschaftliche Tätigkeit desselben in wirklich grossartiger Weise gehoben und den nationalen Verhältnissen der Einwohnerschaft fast schon angepasst hat. Heute besitzen wir unter den Unternehmern in der landwirtschaftlichen Grossindustrie, in der Mittelindustrie und im Mittelhandel eine grosse Majorität, im Kleingewerbe und Kleinhandel fast die Alleinherrschaft; die Deutschen haben noch unter den grössten Betrieben der übrigen Grossindustrie und im Grosshandel eine Dreifünftel-Majorität.

Die Arbeiterschaft gehört — ausgenommen die zwei überwiegend deutschen Gerichtsbezirke, welche zur Prager Kammer gehören — fast ausschliesslich, die Beamtenschaft vorwiegend unserer Nationalität an.

Diese Entwicklung ist eine natürliche und selbstverständliche Folge der nationalen Gruppierung des Kammerbezirkes (dessen Einwohnerschaft in ihrer weitaus grossen Mehrheit unserer Nationalität angehört) seit dem Augenblicke, wo unser Volk den ihm gebührenden Platz zu erringen und auszufüllen bestrebt ist. Wir sind schon so weit gelangt, dass wir dem Nachbar nicht mehr mit Neid oder Furcht und dem aus ihnen entspringenden Hasse begegnen, sondern sein Wirken vorurteilsfrei besehen können. Und so gelangen wir zu der Überzeugung, dass die Nationalität oder, besser gesagt, der Nutzen für die Nation eines Unternehmens nicht lediglich von der Nationalität des Unternehmers abhängig ist, weil die Beamten, Arbeiter, Lieferanten und Abnehmer hier auch gewogen werden müssen; so gelangen wir zu der durch Erfahrung bestätigten Überzeugung, dass ein deutscher Unternehmer in rein čechischer Gegend keine nationale Gefahr für uns bedeutet, weil er (und mag es sich um den grössten Riesenbetrieb handeln) absolut ausser Stande ist, zu germanisieren; er ist uns vielmehr wirtschaftlich nützlich und im Laufe der Zeiten wird die naturgemässe Entwicklung dahin führen, dass sein Betrieb durch Verkauf, Vergesellschaftung oder vielleicht sogar durch Čechisierung des Besitzers auch in der Person des Unternehmers unserer Nation zufallen wird.

Wir brauchen also um die Zukunft unserer Nation in wirtschaftlicher Hinsicht nicht besorgt zu sein und können daher unsere Bestrebungen in erster Reihe darauf konzentrieren, dass wir uns selbst möglichst kräftigen, ohne den Nachbar direkt zu bekämpfen und zu schädigen.

Wir brauchen auch die Vergleichung mit der deutschen Industrie in der Ausstellung der Kammer nicht zu scheuen und nicht zu fürchten; diese Vergleichung wird im Gegenteil für beide Nationen wünschenswert und belehrend sein und wird ihnen beiden neue Impulse zu intensivem, aber friedlichem Konkurrenzkampfe verleihen. Diese friedliche und intensive Konkurrenz auf allen Gebieten, auch auf dem wirtschaftlichen, zu erhalten und zu fördern, ist wohl die schönste Aufgabe einer wirklich guten und weitsehenden Politik.

Bohuš Rieger.

Von Dr. Fr. Vavřínek.

Am Sonnabend den 1. Juni, zur Zeit, wo die ersten Schatten der hereinbrechenden Dämmerung über dem Vyšehrader Friedhofe lagerten, wohnten wir der Beisetzung des grossen Sohnes eines grossen Geschlechtes, des am 29. Mai verschiedenen Professors Dr. Bohuš Rieger bei.

Der Sohn Franz Ladislaus Riegers, des unvergesslichen »Führers der Nation« glorreichen Angedenkens, und der Enkel Palackýs, unseres grössten Wiedererweckers und Lehrers, des »Vaters des Volkes«, war ein würdiger Nachkomme seiner Vorfahren und ihr würdigster Erbe. Schon jene offenbare Bewegung, welche man an den Teilnehmern seiner letzten Fahrt beobachten konnte, war der Ausdruck einer allgemeinen und tiefen Trauer und der Überzeugung, dass die Universität von einem ihrer hervorragendsten Mitglieder und das čechische Volk von einem seiner treuesten Söhne, von einem überaus gerechten und edlen Manne, einem Charakter von aristidisch reinem, echten Korne, und von einer ehrlichen, seltenen Seele Abschied nimmt. Sein Hinscheiden war der Abschluss eines überaus fruchtbaren, immer tätigen, der anstrengendsten Arbeit gänzlich gewidmeten Lebens, welches reich an solchen selbständigen Erfolgen war, deren sich nur ein hervorragendes Forschertalent rühmen kann.

Die tiefe Wehmut, welche uns aus Anlass des Hinscheidens des Prof. B. Rieger erfüllte, entbehrt überdies nicht eines gewissen tragischen Zuges. Er schied unerwartet, inmitten seines unermüdlichen Schaffens, und zwar noch weit von jener Grenze entfernt, welche regelmässig der Lebensdauer und einer erspriess-

lichen geistigen Tätigkeit gesetzt ist, im besten Mannesalter, da er erst am 5. Oktober 1907 hätte sein 50. Lebensjahr vollenden sollen. Eine Gruppe seiner ergebenen Schüler hatte ihm aus diesem Anlasse eine bescheidene Festgabe verehren wollen. Zu ihrem Leidwesen ist der Plan in nichts zerfallen.

Nunmehr können wir nur mit tiefster Wehmut dessen gedenken, dass er früher von uns genommen wurde, ehe er die Ergebnisse seiner langwierigen Arbeiten voll ausnützen konnte, und dass wir diese grosse Individualität in eben dem Zeitpunkte verloren haben, wo die Blicke der ganzen čechischen wissenschaftlichen Juristenwelt mit Erwartung auf ihn gerichtet waren.

Wir hofften alle, dass er selbst die Arbeit seines Lebens zu einem übersichtlichen Bilde zusammenfassen und uns dasjenige, was seinem Wunsche nach sein einheitliches wissenschaftliches Vermächtnis bilden sollte, in systematischer Vollendung übergeben werde.

Diese unsere Hoffnung ist leider nicht in Erfüllung gegangen. Der Nachlass, in welchem die grosse Reihe der Monographien des Verstorbenen in ein systematisches Ganze vereinigt wäre, ist nicht vorhanden.

Es fällt schwer, über dem frischen Grabe Prof. B. Riegers ein vollendetes Bild der Persönlichkeit und der Tätigkeit des Verstorbenen zu entwerfen. Doch soll in den folgenden Zeilen ein bescheidener Versuch unternommen werden, die hauptsächlichsten Charakterzüge seines wissenschaftlichen und akademischen Wirkens zu beleuchten.

Als akademischer Lehrer beherrschte er in nicht gewöhnlichem Masse den von ihm vorgetragenen Lehrstoff und war infolge seiner überaus sympathischen Persönlichkeit und seiner hinreissenden Rednergabe im stande, einen nachhaltigen Eindruck bei seinen Hörern hervorzurufen und diese in hohem Masse für den vorgetragenen Gegenstand zu interessieren und in vielen Fällen geradezu zu begeistern.

Es wurde oft das Rednertalent des Verstorbenen mit demjenigen seines Vaters in Parallele gezogen und man glaubte, viel gesagt zu haben, wenn man die Behauptung aufstellte, dass er manches, oder sogar vieles von der grossen Rednergabe seines Vaters geerbt habe. Diese Behauptung dürfte dem Verstorbenen nicht dasjenige gewähren, was ihm nach Recht und Billigkeit gebührt.

Er hatte zwar nicht die eherne, weithinschallende Stimme seines Vaters, »des Mannes mit der Löwenstimme«; auch war seine Aussprache nicht von jener tadellosen Reinheit, aber was bei ihm den grossen Redner ausmachte, war eine merkwürdige Verschmelzung des Inhaltes und der Form.

Es gibt viele Zeugen davon, wie der Verstorbene bei der Schilderung der grössten Erhebung und der tiefsten Erniedrigung des čechischen Volkes tief ergriffen in lautes Schluchzen ausbrach und nur mit grösster Überwindung zu dem abgehandelten Gegenstande zurückkehren konnte.

Ein schlagenderer Beweis für die obige Behauptung, wornach der vorgetragene Stoff mit der Art, wie er vorgetragen wurde, in schönstem Einklange stand, könnte wohl kaum gefunden werden.

Tritt nun eine schöne gewählte Sprache, eine angenehme Stimme und ein fliessender Vortrag hinzu, wie dies bei dem Verstorbenen der Fall war, so ersteht das Bild eines Redners, wie solche zu den grössten Seltenheiten gehören.

Wie oben angedeutet wurde, war Prof. Rieger ein überaus liebenswürdiger Mann.

Alle, die mit ihm in nähere Berührung kamen, sind dessen eingedenk, dass er immer zu Rat und Hilfe bereit war, dass er jedes ehrliches Bestreben unterstützte und dass ein solches in ihm einen warmen Fürsprecher fand, dass er begangene Fehler auf nachsichtigste verzieh, und dass es ihm sozusagen ein gewisses Unbehagen zu bereiten schien, wenn er dasjenige nicht gewähren konnte, was von ihm verlangt wurde.

Diese seine Eigenschaften traten auch in seiner ganzen äusseren Erscheinung markant hervor und es ist fast sprichwörtlich geworden, von dem lieben Blick seiner schönen blauen Augen und von seiner milden, gütigen Stimme zu sprechen.

Es soll nunmehr zu einer kurzen Darstellung seiner wissenschaftlichen und der sich daraus ergebenden politischen Tätigkeit geschritten werden.

Prof. B. Rieger hat nach seinem Grossvater das hervorragende Talent für historische Forschung, die Genialität des Schaffens, die Tiefe des Urteiles, nach seinem Vater die Klarheit und Schärfe in der Wertung der politisch relevanten Tatsachen, das feurige, obgleich durch seinen wissenschaftlichen Beruf gedämpfte Temperament, und die Innigkeit der Überzeugung geerbt.

In gewissem Sinne kann B. Rieger als derjenige bezeichnet werden, welcher das Werk seiner Vorfahren, deren jeder eine Epoche im böhmischen politischen Leben darstellt, fortgesetzt und gefördert hat.

Auch B. Rieger kann als Träger einer gewissen Epoche bezeichnet werden, einer Epoche, die den Bestrebungen um die wissenschaftliche Begründung der Postulate des čechischen Volkes auf Grund der modernen staatsrechtlichen Theorie gewidmet ist.

Wie sein Grossvater durchdrang er in meisterhaft kritischer Weise die Vergangenheit, lehrte uns auf Grund einer durchgreifenden Analyse konkreter Institutionen der Vergangenheit die Einwirkung derselben auf die Gegenwart zu erfassen.

Doch nicht genug daran: er besass auch die seltene Gabe, auf Grund der bei seinem Studium der Vergangenheit und Gegenwart gewonnenen Ergebnisse, politische Ideale für die Zukunft festzustellen.

So gab auch ihm die Geschichte tatsächlich die Richtschnur für die Zukunft, so kann auch von ihm gesagt werden, dass ihm die Geschichte wesentlich den Inhalt des in der Zukunft Anzustrebenden bestimmte, aus dem Studium der historischen Tatsachen ergab sich ihm auch sein grösstes politisches Ideal, die Vorstellung eines politisch selbständigen Volkes in einem selbständigen Staate, welcher durch das originäre, nicht von der Reichsgewalt abgeleitete böhmische Staatsrecht beherrscht würde.

Und das Hinarbeiten zur Verwirklichung dieses seines politischen Ideales war ihm gleichbedeutend mit der Sicherung unserer nationalen und sprachlichen Existenz.

Folgerichtig kann es nicht wunder nehmen, dass die Auffindung und Feststellung der Elemente des originären böhmischen Staatsrechtes, insoweit dieselben uns erhalten blieben, den Schwerpunkt seines wissenschaftlichen Schaffens und eine unversiegliche Quelle seiner intimen, durch die Erfolge seiner Arbeit gewonnenen Freuden bildete.

Da er die grösste Anzahl solcher Elemente in dem Monarchenrechte vorgefunden hatte, konnte er nicht umhin, ohne Unterlass auf die grosse Bedeutung desselben hinzuweisen, und es hat ihm dieses sein Beginnen den Ruf eines überzeugten Legitimisten und Konservativen eingetragen. Doch kann B. Rieger als Legitimist und Konservativer nur in dem besten Sinne des

Wortes bezeichnet werden. Er war sich der fortwährenden Entwickelung im sozialen Leben sowie im Rechte vollauf bewusst, von dem Bestehenden war er nur das Gute zu erhalten bestrebt, und war nur ein Gegner umstürzender und radikaler Änderungen.

Ein grosser Teil seiner verdienstvollen Arbeit war dann der Lösung der Frage gewidmet, wie jene staatsrechtlichen Elemente, welche aus der Vergangenheit auf uns gekommen sind, durch einen neuen Geist erfüllt und belebt, wie dieselben mit unseren, der Gegenwart angehörigen Bedürfnissen in Einklang gebracht, und wie an jene restlichen Elemente der böhmischen staatlichen Selbständigkeit die Einrichtungen des modernen konstitutionellen Staates angeknüpft werden könnten, so dass ein kräftiger Fortschritt unseres ganzen nationalen Lebens zur Verwirklichung gelangen würde.

Die wissenschaftliche, auf die moderne Staatsrechtswissenschaft und die modernen staatsrechtlichen Begriffe sich stützende Begründung jener historischen Rechtsansprüche der čechischen Nation auf staatliche Selbständigkeit, und das Bestreben diese Ansprüche den Bedürfnissen des gleichzeitigen konstitutionellen Lebens anzupassen, kann sohin als dasjenige Problem aufgefasst werden, dessen verdienstvolle Auflösung unzertrennlich mit seinem Namen verbunden bleiben wird.

Seine wissenschaftliche Laufbahn begann Rieger mit Abhandungen aus dem Gebiete der Theorie des öffentlichen Rechtes und blieb ihr auch bis zu seiner letzten Arbeit, nämlich dem Gutachten über die öffentlich-rechtlichen Verhältnisse der Prager königlichen Burg (1907), treu.

Er war ein eifriger Anhänger der modernen öffentlich-rechtlichen Schule, die in Deutschland von Jellinek und Laband gegründet worden ist und deren Lehren einen Widerhall in der ganzen gebildeten Welt gefunden haben.

Im Geiste dieser Schule trat er entschieden gegen jede Verquickung und Verwirrung der juristischen, besonders der staatsrechtlichen Begriffe mit banalen und unklaren politischen Erörterungen und Weitläufigkeiten auf.

Sein ungewöhnlich reiches öffentlich-rechtliches Wissen hat ihm auch ermöglicht die österreichische Reichsgeschichte, den Gegenstand, den er fast durch 20 Jahre hindurch an der juristischen Fakultät der Prager böhmischen Universität vorgetragen hat, be-

sonders vom staatsrechtlichen Standpunkte zu beleuchten und zu durchdringen.

In dieser Hinsicht ist es ein hervorstechendes Verdienst Riegers, dass er die Verhältnisse der drei Ländergruppen, welche unsere Monarchie bilden, insbesondere auch während der Zeit vor ihrer Vereinigung unter einem gemeinsamen Herrscher, nämlich vor dem J. 1526, vom juristischen Standpunkte aus zu erfassen suchte.

Es ist zu beklagen, dass sein, diesen Gegenstand behandelndes Hauptwerk, nicht zu Ende geführt werden konnte. Das Lehrbuch der österreichischen Rechtsgeschichte ist nur zur 6. Lieferung gediehen. Doch steht zu erwarten, dass wenigstens der Grundriss, welchen er seinen Vorlesungen zu Grunde zu legen pflegte, in Druck gelegt werden wird, so dass mindestens in gewissem Masse die Frucht seiner nahezu zwanzigjährigen Arbeit erhalten bleiben wird.

Es sollen nun im folgenden die Grundzüge seiner Ansichten über die Geschichte der staatsrechtlichen Entwicklung unserer Monarchie, wie sie in seiner österreichischen Reichsgeschichte und anderen monographischen Werken enthalten sind, kurz dargelegt werden.

Als erstes treibendes Prinzip der Unifizierung unserer Monarchie betrachtete B. Rieger die dynastische Zentralisation der drei ursprünglichen Ländergruppen, der böhmischen, altösterreichischen und ungarischen nach dem J. 1526.

Hier wird überzeugend nachgewiesen, wie das bildende Element dieser Zentralisation die Person des gemeinsamen Herrschers war und wie diese Zentralisation in der Sicherung der Thronerbfolge in den böhmischen und ungarischen Ländern und in der endlichen Ausgestaltung der Grundsätze des monarchischen Rechtes in diesen beiden Ländergruppen ihren Abschluss fand.

Gleichzeitig wird das Augenmerk darauf gerichtet, dass schon in dieser Periode die Grundlagen einer gemeinsamen Reichsorganisation gelegt wurden und zwar durch Errichtung der landesfürstlichen Ämter des gemeinschaftlichen Herrscherrs, deren ohne Unterlass wachsende Autorität und Macht den Assimilierungsprozess vorbereitete.

Doch hat bei dieser Gelegenheit B. Rieger in überzeugender Weise dargetan, dass, obzwar alle drei Ländergruppen schon im 16. Jahrhunderte von diesem Assimilierungsprozess stark ergriffen

wurden, trotz alledem die Länder der böhmischen Krone, ebenso wie Ungarn bis auf die Zeit Maria Theresias den Charakter eines selbständigen Staates bewahrt haben.

Nicht einmal die Niederwerfung des böhmischen Aufstandes im J. 1620 hat die äussere Selbständigkeit des böhmischen Staates vernichtet. Sie hatte nur zur Folge, dass der ständische Staat zu einem überwiegend absolutistisch beherrschten geworden ist.

Die Herrscher aus dem Hause Habsburg herrschten sohin in Böhmen als böhmische Könige unter Mithilfe besonderer königlich böhmischer Ämter, deren Wirkungskreis sich auf die ganze Ländergruppe erstreckte.

Doch wurde schon hier, im J. 1627 eine Kontinuität des Absolutismus begründet, welche dann später, zur Zeit des aufgeklärten Absolutismus, zu einer neuen, der administrativen Zentralisation geführt hat.

Der Durchforschung dieser administrativen Zentralisation ist eine grosse Anzahl der Schriften Riegers und insbesondere sein zweibändiges, leider noch unvollendetes treffliches Werk über die Kreisverfassung in Böhmen gewidmet. Durch die letzgenannte Arbeit hat B. Rieger wohlverdienten Ruhm auch im Auslande erworben. Nicht nur, dass er hier mit meisterhafter Hand eines der interessantesten Kapitel auf dem Gebiete des Staatsrechtes, nämlich die Geschichte der Entwickelung der modernen Behördenorganisation, geschildert hat; er hat ausserdem äusserst interessante Nachweise davon geliefert, wie Staaten durch administrative Reformen zentralisiert werden und ihre bisherige Sonderexistenz verlieren können.

Mit Maria Theresia beginnt das unifizierte Österreich, der neuzeitliche bureaukratisch-zentralistische Gesamtstaat und die Anfänge dieses Gesamtstaates reichen bis in das Jahr 1749, wo die böhmische Hofkanzlei, welche bis zu jenem Zeitpunkte den Charakter eines besonderen Staatsministeriums der böhmischen Krone trug und die Ausübung aller landesfürstlichen Rechte aus der böhmischen Königsmacht verbürgte, aufgelöst wurde.

In breit angelegten, aber nie ermüdenden Bildern, mit einer erschöpfenden Durcharbeitung des Stoffes, mit einer seltenen Präcision und ruhigen Nüchternheit schildert B. Rieger, wie die administrative Zentralisation langsam aber stetig die Selbständigkeit und das besondere Staatsrecht der böhmischen Ländergruppe unterwühlte.

Doch trotz alledem blieben auch nach 1749 bedeutsame und wichtige Teile des böhmischen Staatsrechtes erhalten, insbesondere im Gebiete des monarchischen Rechtes. Und es kann sohin auch nach dem J. 1749 nicht von einer einheitlichen Staats- und landesfürstlichen Gewalt des gemeinsamen Herrschers gesprochen werden: es verblieben noch immer Staatsakte, welche sich ausschliesslich als Ausfluss der böhmischen Königsmacht darstellten.

In scharfer Formulierung der staatsrechtlichen Seite der Sache hat Rieger darauf hingewiesen, dass in Böhmen ebenso wie in Ungarn der Monarch niemals ausschliesslicher Repräsentant des Landes war, dass das Land immer auch durch die Stände mitvertreten wurde, und dass daher der Herrscher aus eigener absolutistischer Machtvollkommenheit nicht berechtigt war, die Länder der böhmischen Krone mit den übrigen der Dynastie gehörigen Ländern zu vereinigen.

In weiterer Verfolgung dieses Gedankenganges unternahm es dann Rieger, die Bedeutung der Annahme des österreichischen Kaisertitels im J. 1804 festzustellen, sowie deren Einwirkung auf das besondere Staatsrecht der einzelnen Ländergruppen zu bewerten.

Auf Grund der eben geschilderten umfassenden historischen Vorarbeiten erschien er dann vor allen anderen dazu berufen, die Entwicklung unseres konstitutionellen Lebens vom J. 1848 zu schildern

Bis zum J. 1848 gründete sich das die Völker Österreichs umschlingende Band auf das monarchische und dynastische Recht, auf die landesfürstliche Gewalt und ihre höchsten Ämter. Bis zum J. 1848 waren die hauptsächlichsten Elemente des gemeinschaftlichen Reichsverbandes der landesfürstliche Absolutismus und die administrative Zentralisation.

Mit dem J. 1848 beginnt eine neue Periode. Es beginnt die Periode der gemeinschaftlichen konstitutionellen Legislative und einer einheitlichen allgemeinen Repräsentation der Völker Österreichs.

Es handelte sich hier um nichts anderes, als eine einheitliche, iedoch nicht mehr föderalistische, sondern zentralistische Reichsverfassung, welche das althergebrachte historische Recht der Länder

verschlingt und bei Seite schiebt. Die konstitutionelle Entwicklung seit 1848 ist daher von wesentlicher, weitreichender Bedeutung.

Zum historischen Zentralismus, zu jener absolutistisch-administrativen Vereinigung der einzelnen Länder der Monarchie, welche sich die Herrscher aus dem Hause Habsburg nach dem J. 1526, insbesondere aber nach dem J. 1749, zur Aufgabe machten, tritt nun die konstitutionelle Vereinheitlichung und Vereinigung, mit einem Worte der konstitutionelle Zentralismus, hinzu

Diese neue höhere und letzte Stufe der staatlichen Vereinheitlichung wurde jedoch schon unter Mitwirkung der Völker Österreichs erstiegen.

So kam über das historische böhmische Staatsrecht eine neue, moderne Katastrophe. In der früheren Zeit wurden nämlich die Rechte der böhmischen Länder nur zu Gunsten des absolutistischen böhmischen Königs beschränkt, der freilich in der spätern Zeit schon den Titel eines österreichischen Kaisers trägt. Aber nunmehr schreiben sich die Vertreter anderer, historisch nicht hiezu berufener Länder, die Vertreter der künstlich und unlängst erschaffenen zisleithanischen Nation, das Recht zu, über die Rechte des böhmischen Königreiches und Königes und insbesondere auch über die Rechtsansprüche der böhmischen Länder auf Sonderstellung im einheitlichen Reichsverbande zu entscheiden. Und diese Vertreter jener historisch hiezu nicht berufenen Länder haben die Möglichkeit, nicht nur in den dem ganzen Reiche gemeinschaftlichen Angelegenheiten, sondern auch im inneren und eigenen Wirkungskreise der böhmischen Länder mitzuentscheiden.

Doch auch diese Katastrophe hat unser originäres Staatsrecht nicht ganz entwurzelt: es verbleiben noch immer rechtlich wichtige Stücke der gewesenen staatlichen Selbständigkeit Böhmens, und dem Königreiche blieb bis auf die jetzige Zeit zumindest der Charakter eines fragmentarischen Staates erhalten.

Im böhmischen Landesrechte, welches sich teils auf die historische Landesverfassung, teils auf die neue Landesordnung gründet, finden sich nämlich immer noch solche Merkmale, welche zum Wesen einer selbständigen staatlichen Organisation gehören.

Das Bild der wissenschaftlichen Tätigkeit Riegers wäre unvollkommen, wenn seine hervorragende Tätigkeit auf dem Gebiete der Durchforschung des Problemes der Selbstverwaltung

nicht hervorgehoben würde. In dieser Hinsicht galt er als Kenner, der kaum übertroffen werden kann. Er muss als Haupt und Gründer einer besonderen, diese Fragen behandelnden Schule bezeichnet werden.

Aber die Bedeutung B. Riegers wird durch seine rechtshistorischen, historisch-politischen und staatswissenschaftlichen Schriften bei weitem nicht erschöpft. Seine Tätigkeit schritt den höchsten Zielen zu: sie bedeutet zugleich das Streben nach Vertiefung des wissenschaftlichen Rechtsstudiums, nach beständiger Erweiterung des Gesichtskreises der čechischen Juristenwelt, besonders bedeutet er uns zugleich das Suchen neuer ergiebiger Richtungen der wissenschaftlichen Forschung, vervollkommneter Methoden und tieferer Grundlagen des juridischen Denkens überhaupt.

Überhaupt zeigte er ein grosses Interesse an der allgemeinen Theorie des Rechtes, gerne beschäftigte er sich mit Problemen, welche die Grundlagen des Rechtes selbst betreffen, die ethischen und gesellschaftlichen Grundlagen. Er wollte nicht nur, dass die čechischen Juristen in der Rechtsphilosophie, sondern auch besonders in der Theorie des öffentlichen Rechts arbeiteten. Er wollte veranlassen, dass die rechtsphilosophischen Fragen und die Probleme des Staatsrechts sich bei ihnen grösserer Aufmerksamkeit erfreuten.

Die Frage der unbestrittenen Gültigkeit des böhmischen Staatsrechts selbst ist, trotzdem dass die modernen zentralistischen Verfassungen die Existenz eines besondern Staatsrechts für die Länder der böhmischen Gruppe ganz ausser acht gelassen und nicht anerkannt haben, nicht bloss eine politische Frage und Gegenstand des Staatsrechts, sondern auch eine hochinteressante rechtspolitische Frage über die Authebung von Rechten durch widersprechende unrechtmässige Fakta.

Mit Hilfe der Mitglieder der čechischen Rechtsfakultät begründete B. Rieger 1901 die wissenschaftliche Zeitschrift »Sborník věd právních a státních« (Rechts- und staatswissenschaftliches Archiv). Er redigierte sie mit ängstlicher Sorgfalt, sorgte dafür, dass ihr wissenschaftliches Niveau allmählich sich hebe, dass sie ähnlichen fremden Zeitschriften gleich komme, und erhielt sie mit einer Uneigennützigkeit und Opferwilligkeit, die keine Grenzen kannte. Nur durch jene Begeisterung, die fähig war, jeden Augen-

blick für alles wissenschaftliche und nationale Gute zu entbrennen, lässt es sich erklären, dass er sich immer so leicht entschloss, jedes noch so grosse Opfer zu bringen.

Hier munterte er den wissenschaftlichen Nachwuchs auf, tröstete die, deren Mut sinken wollte, reichte willig die helfende Hand, wusste immer Rat, erteilte immer wertvolle Ratschläge und wusste jedes Streben, jeden hoffnungsvollen Beginn anzuerkennen; seine Ausstellungen wurden in feiner und gemässigter Art vorgebracht, um niemanden von der fernern Arbeit abzuschrecken. Wir wandten uns an ihn mit allem und nie wurde uns Hilfe versagt

Leider ist es für immer unmöglich gemacht, dem Toten zu danken. Er war ein bescheidener Mann, erwartete keinen Dank, nicht einmal ein Wort der Anerkennung. Bescheiden und still lebte er, so ist er auch gestorben.

Sieben Jahre stand der »Sborník« unter seiner Führung. Wie er den wissenschaftlichen Erfolg seiner Zeitschrift nie aus den Augen liess und sich schon auf lange im voraus zeitgemässe Abhandlungen und Artikel seiner Mitarbeiter sicherte, so galten dem »Sborník« auch seine letzten Gespräche. So weihte er der Zeitschrift, die der höhern theoretischen Ausbildung der čechischen Juristen gewidmet war, damit sie mit Ehren in der wissenschaftlichen Weltkonkurrenz bestehen, noch seine letzten Kräfte und bot uns bis zum letzten Atemzuge ein glänzendes Beispiel geistiger Kraft und unermüdlicher Ausdauer.

Und ähnlich war seine Tätigkeit in der »Bibliothek des Archivs«, welche er zur Pflege der čechischen Rechtswissenschaft begründete. — Die Verfasser von rechts- und staatswissenschaftlichen Schriften sollten eine Bibliothek erhalten, in der sie ihre Arbeiten frei erscheinen lassen könnten, ohne gezwungen zu sein, bescheiden an die Türen der privaten Verleger zu klopfen — B. Rieger selbst erlebte nämlich eine solche demütigende Erfahrung, als 1889 kein čechischer Verleger den I. Teil seiner Habilitationsschrift »Die Kreisverfassung in Böhmen« in Verlag nehmen wollte, obwohl der Autor sich erbot, selber finanziell dazu beizutragen. Das Werk fand endlich — einen deutschen Verleger.

Und doch handelte es sich damals um eine Schrift, um die jede Literatur einer Weltsprache uns mit Fug beneiden kann, um eine in ihrer Art erste und einzige Schrift in der ganzen bishe-

rigen Literatur der Geschichte des öffentlichen Rechts. Die ersten und hervorragendsten fremdländischen Theoretiker, welche nur die deutschen Auszüge aus dem »Krajské zřízení« kennen, die in Mischler-Ulbrichs »Österreichischem Staatswörterbuch« veröffentlicht wurden, erklären es für ein Meisterwerk von solchem bleibenden Werke, dass sie seine Übersetzung ins Deutsche verlangen.

Das sind Urteile von Theoretikern, deren Werke heute mit Vorliebe ins Čechische übersetzt werden — und eine so anerkannte Schrift, welche eine solche ungewöhnliche Aufmerksamkeit ausserhalb des Kreises der čechischen Interessenten fand, konnte im J. 1889 keinen čechischen Verleger finden.*) B Rieger wollte den Jüngeren so herbe Erfahrungen ersparen. In der Bibliothek des Archivs erschien auch die Mehrzahl der Habilitationsschriften seiner Schüler und überhaupt die Mehrzahl der čechischen rechts- und staatswissenschaftlichen Schriften. Einer ganzen Reihe von Adepten der Rechtswissenschaft wurde es so ermöglicht, sich der akademischen Laufbahn zu widmen, so wurde der wissenschaftliche Nachwuchs besorgt und die wissenschaftliche Ausstattung der künftigen zweiten čechischen Universität gesichert.

Allein die »Bibliothek« hatte nicht etwa bloss den Zweck, die Herausgabe čechischer wissenschaftlichen Schriften zu sichern und zugleich den Zutritt zum akademischen Beruf zu schaffen. Ihre Ziele waren zugleich dieselben wie diejenigen seiner Zeitschrift, die Aufmerksamkeit der čechischen Juristen auf die Probleme der juridischen Weltliteratur zu lenken, Interesse an der Theorie zu wecken, dahin zu wirken, dass die Rechtswissenschaft, besonders die des Staats- und öffentlichen Rechts in unserem Volke genügend anerkannt würde, und schliesslich auch auf Gesetz- und Verwaltungsreformen hinzuarbeiten.

Besonders die Frage des Staatsrechts, mit deren Lösung sich die gleichzeitige ausländische Wissenschaft beschäftigt, wollte er systematisch durchgenommen haben. Er begriff sehr wohl, dass die Politik eines Volkes, der fast ein halbes Jahrhundert lang staatsrechtliche Ziele verfolgt, für ihre Ziele und Ansprüche solcher Formulationen bedarf, die vor der modernen Wissenschaft und ihrer nüchternen kühlen Kritik bestehen könnten.

---

*) Leider war auch das Publikum nach Herausgabe der Schrift nicht dankbarer, es wurden nicht ganz fünfzig Exemplare verkauft.

Es handelte sich ihm um die Grundlage der höhern politischen Bildung. Er wollte klare Formulationen, wollte lehren, wie die gleichzeitigen politischen Strömungen unter einen ruhigen, tief eingreifenden staatswissenschaftlichen Masstab gebracht werden sollen.

Darum drang er auch beständig auf die Herausgabe eines grossen čechischen staatswissenschaftlichen und staatsrechtlichen Wörterbuchs, eventuell einer Sammlung von Monographien über politische und staatsrechtliche Fragen. Man sollte suchen, was in unserer politischen Entwicklung spezifisch Čechisches sei, in welcher Richtung man vorgehen und die gegenwärtigen Institutionen organisch an die vergangenen Formationen anknüpfen solle?

Es sollte ein politisch-staatsrechtliches Wörterbuch werden, vom rein čechischen Standpunkte hergestellt, das für unsere Ziele eine Fundgrube auch für die Zukunft wäre und uns lehrte, was wir vom rein čechischen Standpunkte in Zukunft tun, was erlangen, was vermeiden sollen.

So erfüllte Bohuš Rieger redlich die Worte des Mannes, dessen in Wahrheit würdiger Nachkomme und würdigster Erbe er war, Franz Palackýs, der kurz vor seinem Tode zuletzt sein Volk ermahnte: »Jetzt tut es not, dass wir uns bilden und nach dem gebildeten Verstande handeln -- das ist das einzige Vermächtnis, das ich meinem Volke, fast sterbend, hinterlassen möchte.« Und heute klingt dieses Wort traurig über der verwaisten Schar, welche die Mitarbeiterschaft des Enkels bildete.

Ihnen, diesen gewesenen Mitarbeitern, erwächst die erste Pflicht, die begonnene Arbeit des Verstorbenen beständig zu den gleichen Zielen zu führen. Zur Vertiefung der juridischen Bildung und Forschung, zum Suchen weiterer Gesichtskreise, ergiebiger neuer Richtungen und beständig tieferer Grundlagen nach neuen lebendigen und fruchtbaren Anregungen, die wieder zu neuen aufklärenden Untersuchungen und zur erschöpfenden Durchdringung des Stoffes führen sollen — alles unter einem leitenden Gedanken, der dem Verstorbenen so teuer war, im Dienste der Blüte und des Fortschrittes der čechischen Wissenschaft. Und in dieser Arbeit auf dem Gebiete der čechischen Wissenschaft werden die Reflexe des gewaltigen Geistes, den wir verloren haben, neu er-

glänzen, die Wege, die er ging, werden sich neu beleben, mit den neuen Wirkungen wird wieder die Wirksamkeit dessen, was er schon ausgeführt, erstehen und in diesem Fortschreiten auf der betretenen Bahn wird auch seine Persönlichkeit zu neuem Leben erweckt werden.

RUNDSCHAU.

National-individueller Hausschmuck.

Die Zeiten sind wohl längst vorüber, da freundliche Sauberkeit und die Zeichen eines auch nur mässigen Wohlstandes genügten, ein Heim harmonisch und anregend zu gestalten. Unzählige Häuslichkeiten gab es noch vor dreissig, vierzig Jahren, wo in schablonenhaft gemalten Zimmern stillose, oft nicht einmal zu einander gehörige Möbel standen, wo sich die widersprechendsten Farben auf Überzügen, Polstern, Handarbeiten, Draperien ineinander mengten, kunstlose Holzschnitte und Stahlstiche oder schreiende Farbendrucke an den Wänden hingen, und wo doch selbst intelligente Leute sich ganz gemütlich und angenehm fühlten, wenn nur überall peinliche Reinlichkeit und Ordnung herrschte, für blütenweisse Vorhänge und Gardinen und reichlichen Blumenschmuck gesorgt war. Ja, man zog ein solches luftiges und freundliches Heim der protzigen Überladenheit mancher dumpfen Patrizierwohnung vor, in welcher in allen Ecken reiches Geschirr, schwere Schränke und von indifferenten Künstlern gemalte Familien-Portraits den angesammelten Reichtum dokumentierten.

Nur in seltenen Ausnahmsfällen traf man in den besseren und begüterten Klassen eine Zimmerfolge an, die in ihren Einzelngelassen abgeschlossene, in Farbe und Stil harmonierende Interieurs bot; noch seltener kam es, vom Adel abgesehen, vor, dass ein Heim durch seinen Wand- und Etagèrenschmuck die Liebhaberei irgend welches Familienmitgliedes für bildende Künste und Kunstgewerbe und seinen Geschmack bezeugte. Im allerbesten Falle war aber auch das vollkommen harmonische, das mit Kunstgegenständen veredelte Heim etwas Äusserliches, Separates, das mit der Persönlichkeit der Inwohner, mit ihrem Stande, ihrer Stammes- und Volksart nur lose zusammenhing; die gebildeten Klassen, welche diesen Mangel so gut wie gar nicht empfanden, standen da dem Bauer nach, der sowohl das Äussere, die Bauart seines Hauses, als auch die innere Wohnungseinrichtung seinem individuellen Bedürfnisse und Geschmack angepasst hatte, und der so mit seinem Heim eins war, ebenso wie er in seine volkstümliche Tracht hineingewachsen schien.

Schwer ist zu entscheiden, ob das von der Romantik wachgerufene Interesse für Volksmärchen, Lieder, Gebräuche, das sich allmählich auch auf die primitive Volkskunst, auf das nationale Hausgewerbe ausdehnte, in den intelligenten Klassen das Bewusstsein der vollständigen nationalen Zugehörigkeit und in der Folge die Sehnsucht nach durchdringender äusserlicher Betätigung derselben erweckte; oder ob es der zum Individualismus treibende Zeitgeist allein war, der das Schablonenhafte, Kollektivistische aus allen Künsten und dem Kunstgewerbe als verpönt ausschied und neue Lebensgesetze auch für den Alltag schuf: genug, dass seit wenigen Jahrzehnten eine durchdringende Veränderung auch in den äusseren Lebensverhältnissen, in Wohnung, Kleidung, Buchschmuck etc. stattgefunden hat, die gewiss noch nicht abgeschlossen ist.

Die Forderung des schönen, einfachen, harmonischen Alltagslebens, des der Persönlichkeit angepassten Heims kam rein wohl zuerst in England durch Ruskin, Morris, Crane zum Ausdruck, hat sich schnell bei den grossen Kulturnationen verbreitet und hat bei den kleinen, in sich streng abgeschlossenen, oder um ihre Existenz kämpfenden Völkern eine interessante Wandlung durchgemacht. Von dem Verlangen des typischen, hervorragenden Einzelnmenschen seine Persönlichkeit in jeder Beziehung frappant kundzugeben, ist bloss ein Schritt zur Forderung, ein Volk möge innerlich und äusserlich auch in den geringsten Details seine Eigenart betätigen und so seine Lebenskraft, seine Raison-d'être im Völkerkonzerte dartun. Es ist nur einem winzigen Bruchteile der Menschheit gegönnt, sich als ganz originelle, schöpferische Persönlichkeit zu äussern, aber auch der Unbedeutendste, der sich eins mit seinem Volke fühlt, hat an dessen Eigenart Teil, ist berechtigt diese an den Tag zu legen und sich so als Atom an ein individuelles Ganzes anzuschmiegen.

Wie schon gesagt, hat auch bei den grossen Kulturvölkern diese Strömung Beifall und Verwirklichung gefunden. Um nur einige Beispiele anzuführen: wie beliebt waren ihrer Zeit, besonders in Norddeutschland die »altdeutschen« Zimmereinrichtungen und Stickereien, das »Meissner Zwiebelmuster« (das übrigens der slavischen Ornamentik entnommen ist). Wie stolz sind die Franzosen auf ihren Louis Quatorze-, Louis Quinze- und Empirestil, den sie als ihren eigensten Geschmacksausdruck betrachten! Wie treu – und klug halten die deutschen Alpenländer, seien sie schweizerisch, bayerisch oder österreichisch, an ihren ganz originellen Gebäuden, an ihren Holzschnitzereien fest, welche die Bewunderung, ja den Neid aller Touristen erregen!

Und wirklich ist beispielsweise ein Louis-Quinze-Hotel in Paris, oder ein ganz gotisch eingerichtetes Schloss an den Rheinufern stil- und stimmungsvoll, wogegen sie anderswo eine blosse Laune repräsentieren. Ludwigs II. Herrenchiemsee am Alpensaume lässt als Imitation des »Roi soleil« ziemlich kalt, wogegen wirklich volkstümliche Interieurs herzgewinnend und harmonisch anmuten.

Ich erinnere mich, bereits vor Jahrzehnten, auf der Wiener Weltausstellung 1873 den Odem einer in sich abgeschlossenen Volks-

persönlichkeit eingeatmet zu haben: die nordische Abteilung. Dänemark, Schweden, Norwegen, mit ihren Volkstypen, Gebäuden und Trachten, mit ihrem Husflid und Slöjd, ihren Schmuckgegenständen und Spielzeug aus Fischgräten, ihren Fellen, ihrem Schiffszeug, hatte etwas so Markiges, Wikinghaftes, zugleich Sprödes und Starkes, was nicht weniger originell anmutete als eine weitentfernte Kolibrigegend in Südamerika. Eine Ahnung von Ibsens und Björnsons Werken, die damals in Mitteleuropa, besonders in Böhmen nur wenig bekannt waren, stieg im Beschauer auf.

Dänen, Schweden, Norweger, die ihre nationale Eigenart tapfer gewahrt hatten, waren auch politisch glücklich, und doch legen sie auf alle Äusserungen des Nationalgeistes auch weiterhin grosses Gewicht. Die Magyaren, ein anderes kleines Volk, dessen staatsmännische Geschicklichkeit ihm das Machtruder in die Hand gedrückt hat, sucht sich beinahe gewaltsam ein originelles Kulturgepräge zu geben, indem es sich die Eigenart der nachbarlichen, unterdrückten Slovaken in Lied, Tracht, Ornamentik aneignet (was ein unparteiisches Studium klar an den Tag legt).

Sind die grossen und mächtigen, sind die kleineren, aber rational und politisch gefestigten Völker bemüht sich der Mitwelt als eigenartig gestaltete Komplexe zu präsentieren, um wieviel mehr ist es die Aufgabe, ja die Pflicht kleiner, die Zahl von fünf bis sieben Millionen nicht überschreitender, um ihr Dasein fortwährend kämpfender Nationen! Einerseits ist ein seiner selbst bewusstes, volkstümlich geartetes Ganzes im Völkerkonzerte nicht wegzuleugnen, andererseits festigt eben das Bewusstsein der Eigenart ein Volk innerlich und dieses ist dann weniger geeignet abzubröckeln und sich zu vermindern.

Man nennt uns Čechen ganz richtig den ins Germanentum am weitesten hineinragenden Zweig der slavischen Linde, wir selbst bezeichnen uns als ein, in das Germanenmeer einschneidendes Vorgebirge, das von der Brandung heftig umspült wird. Deshalb handelt es sich bei uns an erster Stelle darum, dass dieses, Stürmen und Wellen ausgesetzte Bollwerk nicht weich und porös sei, sondern nach Nerudas Ausspruch aus Quadersteinen bestehe. Und deshalb wird jedes, auch das geringfügigste Mittel begrüsst, das Volksbewusstsein zu festigen; national-individueller Heimschmuck, so sehr er der ästhetischen Disziplin anzugehören scheint, gilt ebenfalls für eines derselben.

Für uns ein nationales Stärkungsmittel, ist er auch für den fremden Beschauer interessant als Zeit- und Rassenerscheinung. Der vorurteilslose Fremde, welcher in der Musik Smetanas, Dvořáks, Fibichs, V. Nováks, in den Bildern von Aleš, Úprka und Slavíček, in den bereits vor einem halben Jahrhundert von Ticháček und Píšek gesungenen Volksliedern die eigentümliche čechoslavische Note herausgefunden, dürfte auch in unseren individuell ausgestatteten Wohnungen Analogien des Volksgeistes finden, und sich das, was wir Čechen sind, noch besser einprägen.

Uns muss sehr viel daran gelegen sein, endlich richtig bewertet zu werden; die alte, von den uns sonst wohlgesinnten Franzosen her-

rührende Verwechslung mit den Zigeunern ist noch nicht ganz aufgegeben, in neuerer Zeit werden wir konsequent für Magyaren gehalten, und erst neulich konfiszierte ein bekannter Gelehrter einen unserer grössten Männer, Jan Amos Komenský (Comenius), indem er ihn als Deutsch-Ungarn bezeichnete. Gewiss würde der Aufenthalt in einer unserer Häuslichkeiten, wo sich das Čechentum nicht nur durch die Sprache betätigt, unsere Gäste schnell eines anderen belehren.

Vielleicht dürfte die Genesis und Entwicklung unserer nationalindividuellen Heimschmückung nicht ohne Interesse sein. Ende der siebziger Jahre des XIX. Jahrhundertes lenkten gelehrte Volksfreunde die Aufmerksamkeit auf die in Böhmen rapid schwindenden, in Mähren, Schlesien und der Slovakei sich jedoch noch ziemlich behauptenden Volkstrachten. Die Trachten lenkten wiederum das Interesse auf die prächtigen und feinen sie schmückenden Stickereien, die eine eigenartige Ornamentik aufwiesen und sämtlich Produkte künstlerischer Hausindustrie waren. Einmal geweckt und bald durch reiche Funde gelohnt, (die zahlreichen böhmischen Museen in Prag und in den Landstädten besitzen eine unermessliche Zahl von mitunter sehr alten volkstümlichen Stickereien, deren sich auch in Sammlerhänden eine nicht geringe Menge befindet!) hielt der Sammel- und Studieneifer nicht mehr stille, sondern bemächtigte sich der ländlichen Hausgeräte in Keramik, Glas, Holz und Metall, machte sich endlich an die Bauten und ihren Aussenschmuck und fand überall durchwegs interessante Ornamentik und Darstellungsweise, welche schon die Stickereien ausgezeichnet hatte.

Teils waren die Motive originell-slavisch, teils waren es volkstümliche Verarbeitungen aus höheren Schichten empfangener Eindrücke. (Die bekannten gemalten Truhen, Schränke, Bettladen und Wiegen zeigen deutlich, dass sich ihre bäuerlichen Schöpfer an Schlossmöbeln inspiriert hatten; die bunte Farbe des Grundes und der Malerei, die naive Gruppierung, die Vorherrschaft beliebter Volksmotive: Vögelchen, Herzchen, Granatapfel, Spirale, macht sie jedoch zum Volkseigentum.)

Nun war eine vollständige čechoslavische Volkskunst, ein ganz eigenartiges Kunstgewerbe da; ganz nahe lag der Gedanke, dies zum Nutzen der Gesellschaft anzuwenden, was auch, sowohl aus ästhetischen, als aus den obenerwähnten nationalen Gründen geschah. Die čechoslavische Stickereiornamentik wurde, da die Museen immer reichhaltiger Muster boten, in die Schulen eingeführt; die Parole wurde ausgegeben, ein čechisches Haus möge so stark wie möglich den Charakter des Volkes abspiegeln. Die herzig-originellen Bauernhäuser im Dorfe, welche immer mehr dummen Ziegelbauten Platz machten und sich bloss in ganz entlegenen Gebirgsgegenden erhielten, wurden zu Modellen für Villen, Badehäuser, Pavillons etc. benutzt; Möbel, Teppiche, Damenkleider und Wäsche (ja sogar Blumenbeete in den Prager Parkanlagen!!!) wurden in nationaler Ornamentik ausgeführt; Glas, Porzellan, Fayence imitierte die alten volkstümlichen Unika; nicht wenige eifrige Sammler oder vermögliche Kenner waren so glücklich ihre Zimmer mit Originalstickereien, irdenem Geräte, altem Glase und gemalten

oder volkstümlich intarsierten Möbeln zu schmücken. Über der Vergangenheit und dem ländlichen Kunstgewerbe vergass man auch der Gegenwart und des Wortes nicht: allenthalben waren Bildnisse hervorragender Männer und Frauen der Nation angebracht, verkleinerte Abgüsse berühmter Statuen, soweit sie erreichbar waren, wurden zum bedeutsamen Hausschmuck,*) ebenso Reproduktionen beliebter Gemälde; Sätze aus dem čechoslavischen, ungewöhnlich reichen Sprichwörterschatze oder markige Wahlsprüche und Verse nationaler Dichter wurden auf die Wände gemalt, in Gerätschaften geschnitzt und geätzt, auf Leinwand und Seide gestickt. Eine Reihe von Künstlern, Schriftstellern und Fachmännern stellte sich in den Dienst dieser ästhetisch-nationalen Propaganda; der Maler Jan Prousek machte sie in Wort, Bild und Sammlungen zu seiner Lebensaufgabe; andere widmeten ihr einen beträchtlichen Teil ihrer Arbeit. So die Professoren J. Koula, Dr. Č. Zíbrt, J. Šíma, der Direktor des Kunstgewerbe-Museums: F. A. Borovský, Frau Renáta Tyršová, jetzt staatliche Inspektorin der Mädchenfortbildungsschulen, Gymnasialdirektor Klvaňa, die weiblichen Mitglieder der bekannten Forscherfamilie Wankl, die Architekten A. Wiehl, J. Fanta und D. Jurkovič, welch letzterer eine prächtige Reihe volkstümlicher Gebäude in den mährischen Bädern schuf, das Haus Náprstek, Theaterdirektor F. A. Šubert, Frau Miloslava Procházková, Frl. Emilie Fryšová u. a.**)

Diese Bemühungen drangen, obgleich sie auch viel Spott hervorriefen, bei vielen Familien der čechischen Intelligenz durch; andererseits hatten sie den erstaunlichen Erfolg den jüngeren ländlichen Generationen wiederum die Ehrfurcht vor dem Vermächtnis der Väter einzuflössen, die beinahe schon verloren gegangen war. Stickereien, Geräte, Geschirre wurden nicht mehr zerstört und weggeworfen, ja sogar beim Verkauf wurde das Landvolk behutsamer und fürchtete die Reliquien in unverlässliche Hände zu liefern. Die Angeseheneren widmeten sie lieber den zahlreich entstehenden Bezirksmuseen. Die Volkstracht, welche noch vor kurzem so freudig gegen (gänzlich veraltete!) Stadtmoden vertauscht worden war, gewann plötzlich an Ansehen, wurde wenigstens bei Festen wiederum aufgenommen, ja in der Gegend von Taus, unter dem Chodenvolke ist es edlen Volksfreunden gelungen, sie den jungen Bauernburschen und Mädchen als Ehrenkleid teuer zu machen.

Nicht zu leugnen ist, dass die Bewegung auch manches Läppische zu Tage gefördert hat, dass man z. B. Stickereiornamente ganz

*) Die Statuen der Palacký-Brücke, Brauns heil. Luitgardis, die Reiterbildnisse des heil. Wenzel und des Königs Georg von Poděbrad, Myslbeks »Crucifixus«, Smoliks Jesus und Maria, das Kozinamonument bei Taus erfreuen sich besonderer Beliebtheit und sind beinahe in jeder gebildeten Familie zu finden.

**) Bloss der Vollständigkeit halber sei erwähnt, dass die Schreiberin dieses mit dem Maler Prousek im Almanach der čechischen Frauen und Mädchen für 1889 und 1894 (Verlag von Batovec und Otto) eine vollständige illustrierte Anleitung zu national-individuellem Hausschmuck veröffentlichte.

unsinnig anwandte, dass der volkstümliche Stil einzelner Gegenden, der sich scharf von anderen unterscheidet, in ganz barbarischer Weise zu einem beleidigenden Konglomerat zusammengewürfelt wurde; in den beiden Ausstellungen 1891 (Jubiläumsausstellung) und 1895 (čechoslavische ethnographische Ausstelllung) blieb der Schönheitsfreund, der sich eben an echten Produkten des lieblichen Volksgeistes erquickt hatte, öfters ganz erstarrt ob einer »angewandten Ethnographie« stehen. Doch dies geschah meistens im ersten ungeklärten Feuereifer des Enthusiasmus, und dort, wo sich der sympathischen Bewegung nicht künstlerische, sondern handwerksmässige Gewinnsucht bemächtigte.

Seither haben sich die Wellen gelegt und eifrige Belehrungen der Künstler und Ethnographen haben das Publikum auf verständigere Bahnen geführt. Der Sinn für national-individuelle Heimschmückung ist jedoch keineswegs verschwunden, er hat sich verinnerlicht und vertieft. Dazu haben verdienstlicher Weise die Expositionen beigetragen, welche 1900 nach Paris, 1904 nach Saint-Louis, 1906 nach London gesendet wurden, um das čechische Kunstgewerbe zu repräsentieren, und welche beinahe immer — das national-individuell geschmückte čechoslavische Haus umschlossen! Auch unsere im Auslande weilenden Künstler (z. B. Zdeňka Braunerová) haben nicht selten unsere volkstümlichen Trachten, Stickereien und Gerätschaften der Fremde, besonders den Franzosen anschaulich gemacht. —

An diese verinnerlichte Bewegung sind nun im Laufe der Dinge einesteils erhöhte Forderungen herangetreten, andererseits sind ihr die Wege geebnet worden.

Je mehr sich echte Künstler an der Verwirklichung jener Ideen beteiligten, desto unerbittlicher verlangten sie gute, ja vollkommene Reproduktionen von nationalen Kunstwerken, oder, wo es nur einigermassen tunlich war, den Ankauf der Originale selbst. Sie verwarfen weiters blosse gedankenlose Imitation volkstümlicher Produkte und Gebäude, sie wollten dieselben für die gebildeten Klassen etwa derart stilisiert und umgeschaffen haben, wie Smetana in seiner Musik nicht einfach die Lieder des čechischen Volkes, sondern den Volksgeist wiedergibt, und wie einst, mutatis mutandis, die bäuerlichen Vorfahren adelige Kunst nach ihrem Geschmacke und ihrer Lebensweise umänderten. Sie forderten weiter, einem Hause, einem Heime solle nebst der Art des Volksgeistes auch der Stempel der Persönlichkeit aufgedrückt sein, — oder, wo die Person des Inwohners nicht stark und schöpferisch genug sei, diese Aufgabe dem schaffenden Künstler, der sich mit dem Auftraggeber in Einverständnis zu setzen habe, überlassen werden. Es ist klar, dass diese Ziele einen sehr hohen Kulturgrad bezeugen; im Laufe der Zeit dürften sich die Anforderungen wohl noch höher spannen und ein noch intimeres Verhältnis zwischen Publikum und Künstlern mit sich bringen.

Das Eigenartige, Volkstümliche war anfangs nur schwer zu erreichen, denn auf die Originale, die gar nicht billig waren, machten gerechterweise die Museen den ersten Anspruch; seither ist, wie bereits gesagt, die Lehre von der nationalen Ornamentik in die Mäd-

chen-, die Holz- und keramischen Schulen eingeführt worden, wirklich geschmackvolle und stilreine Stickereien, Möbel, Geschirre und Geräte brauchen nun nicht mehr selten zu sein. Sehr erleichtert die national-individuelle Heimschmückung die Genossenschaft »Zádruha«, ein Verein zur Förderung volkstümlichen Kunstgewerbes, der 1900 auf Anregung des Univers.-Professors Dr. E. Kraus nach dem Muster des norwegischen Husflidforeningen von dem čechischen Zentralfrauenverein gegründet wurde. Die »Zádruha« erweitert alljährlich ihren Wirkungskreis und zu Weihnachten, Neujahr, Ostern liefert sie den čechischen Familien tausende von Gegenständen, welche das Gepräge eigenartigen slavischen Geistes an sich tragen.

Es könnte scheinen, dass die Parole eines echt nationalen, sich auch in den äusseren Formen spiegelnden Geistes eine Hetzformel, ein Aufruf zur Errichtung chinesischer Mauern zwischen den einzelnen Völkern sei. In Wahrheit dürfte diese Bewegung jedoch nicht trennend, sondern versöhnend wirken. Die Völker sind nun einmal da, die Welt ist nicht uniform, ja, keiner von uns würde sie uniform, eintönig wünschen. Gibt es also Eigenarten, mögen sich dieselben zur bewussten Vollkommenheit entwickeln, mögen sie auch die fremden Einflüsse, deren sich kein Volk der Erde erwehrt, auf ihre eigene, selbständige Weise verarbeiten. Sieht dann beispielsweise ein grosses Volk die unleugbare Eigenart, das gefestigte Ganze des kleineren, wird es dasselbe weder leugnen noch ignorieren, noch in sich selbst aufnehmen wollen, — ein festes Ganzes zu verschlingen ist dem Organismus nicht zuträglich. Die Grossen werden die Kleinen aber Eigenartigen kennen, sie achten lernen, die Kleinen werden Lebensmut gewinnen und verlernen, sich an Grosse verlieren zu wollen. So wird die »reine Scheidung« Versöhnung sein, Erkennen Achtung bringen, und Achtung — Gleichheit zu ihrer Folge haben.

Prag, im Juni 1907.

Teréza Nováková.

Ein Inventar der Kunstdenkmäler Böhmens.*)

In allen Literaturen tritt in der Kunstgeschichte früher oder später der Augenblick ein, wo ihre Bearbeiter einsehen, dass man auf Grund nur einiger bekannter »offizieller« Stilrepräsentanten nicht mit Erfolg arbeiten kann, und dass das unabweisliche Bedürfnis erwächst, ein Inventar aller erhaltenen Kunstschöpfungen zusammenzustellen.

*) Soupis památek historických a uměleckých v království Českém od pravěku do poč. 19. století. Vydává Arch. komise České Akademie v Praze řízením svého předsedy Jos. Hlávky. (Topographie der historischen und Kunstdenkmale im Königreiche Böhmen von der Urzeit bis zum Anfange des 19. Jahrhunderts. Herausgegeben von der Arch. Kommission bei der Böhm. Akademie in Prag unter der Leitung ihres Präsidenten Jos. Hlávka.)

Auch bei uns ist man zu diesem Schritte gelangt, im Vergleiche mit den übrigen Völkern von Österreich verhältnismässig frühzeitig. Es ist geradezu der Stolz unserer Fachliteratur, dass sie (abgesehen von dem unvollständigen Unternehmen der Zentralkommission, die, nach Herausgabe eines einzigen Kärnten umfassenden Bandes 1889, von der weiteren Arbeit abgelassen hat) die einzige im Reiche mit raschem Tempo die grossen Völker in diesem Fache einzuholen sucht.

Dass es überhaupt zur Durchführung eines so ausgedehnten Unternehmens gekommen ist, verdankt die böhmische Kunstgeschichte der Böhmischen Akademie und im besondern ihrer Archäologischen Kommission. Als die Kommission im J. 1893 zusammentrat, wurde die Frage des Inventars als ihr wichtigster und Hauptziel aufgestellt. Wie anderswo, griff auch hier der Präsident der Akademie J. Hlávka tätig in die Verhandlungen ein und seither sorgt er eifrig, dass die Arbeit rasch fortschreite und ihre Beendigung sich nicht zu sehr hinausziehe. Durch seine Freigebigkeit und Intervention ist das Unternehmen auf eine feste finanzielle Grundlage gestellt, so dass die vollständige Durchführung gesichert ist.

Das böhmische Inventar hatte einige heimische Vorgänger; dies waren besonders die Topographen Schaller und Sommer, dann begeisterte Dilettanten wie Heber, Gesle, Meissner und Herold und schliesslich in gewissem Sinne auch Fachmänner wie Vocel, Mikovec, Grueber, Baum u. s. w. Sie alle trugen nach ihrer Art und Befähigung den Stoff zur böhmischen Kunstgeschichte zusammen, aber sie taten es unsystematisch und nur zufällig. Ebenso veröffentlichten auch unsere beiden Fachzeitschriften die Památky archeologické a místopisné [A. und topographische Denkmäler] und Method immer Beschreibungen und Abbildungen wichtigerer Denkmäler, aber ohne nach Vollständigkeit und Systematik zu streben. Ein blosser Versuch blieben die čechisch und deutsch erscheinenden Archäologischen Fragen, die in Form von Fragebogen unter Beigabe einer Art kunsthistorischen Nürnberger Trichters J. F. Lehner und A. Baum 1877 an alle Pfarren und Ämter aussandten. Es gab also für ein wissenschaftliches Inventar keine entsprechende Muster und als die Kommission an die Feststellung der Regeln für das Inventar schritt, war es notwendig fremde Muster auf böhmische Verhältnisse zu applizieren. Diese Revision der Erfolge ähnlicher Arbeiten in der Fremde nahm Dr. K. Chytil vor (Osvěta 1894, 717—727) und das feste durch ihn aufgestellte Programm wurde in den Regeln formuliert, durch welche die Absicht der Kommission, die Denkmäler der bildenden Kunst zu prüfen und die Resultate dieser Prüfung zu veröffentlichen in einen festen Rahmen gefasst wurde. Die Absicht wurde sodann schnell dadurch realisiert, dass schon in den Ferien 1895 die ersten Delegierten der Kommission in die Landbezirke ausgesandt wurden und dass die ersten zwei Bände des Soupis zu Anfang 1897 erschienen. Fast gleichzeitig wurde auch über die Inventarisierung der Denkmäler der königlichen Hauptstadt Prag verhandelt und als besondere Reihe dem Ganzen angegliedert.

Neben den čechischen wurden sogleich auch deutsche Bearbeitungen der einzelnen Bände herausgegeben.

Wie im Laufe von zehn Jahren das Unternehmen herangewachsen ist, welches fertiggestellt eine Bibliothek von 120 Bänden bilden wird, zeigen einige Ziffern. Neben den eigenen Einkünften als Werk der ständigen Kommission der Böhmischen Akademie, bezieht es eine Landessubvention von 10.000 Kronen jährlich, dann Unterstützungen der Städte, Bezirke, Klöster, des Adels u. s. w. (die Stadt Prag z. B. hat bisher 20.000 K beigetragen); eine Staatssubvention steht auch schon in Aussicht. Von den Ausgaben für die bisher erschienenen 25 Bände führen wir an: An Reisekosten wurden ausgezahlt 17.840 K, für Zeichnungen 27.368 K, für Photographien 16.680 K, für die Reproduktion 66.511 K, für den Druck 68.212 K, Autorenhonorar 31.681 K, Redaktionshonorar 2112 K, zusammen 230.406 K. Das sind allerdings unter unseren Verhältnissen ungewohnte Summen, doch das begründet die Mühe der Arbeit selbst und der Umfang des Apparates, der zur Fertigstellung jedes Bandes notwendig ist.

Die Bedeutung des Inventars geht am besten aus seinem Programme hervor. Nach den Regeln soll der Soupis das Material für eine systematische Geschichte der Kunst im Königreiche Böhmen aufweisen und aufzeichnen, dann örtlich und zeitlich schon zu klassifizieren suchen, ferner soll er ein genaues Inventar aller erhaltenen Kunstgegenstände im öffentlichen Besitze sein und so ihre Zerstörung oder ihre Ausfuhr verschiedene und immer verlässliche Informationen über ihre Zahl, Aufbewahrung und ihren Kunstwert geben. Darum werden im Inventar alle Denkmäler der Baukunst, Skulptur und Malerei und des Kunstgewerbes beschrieben, und eben auch historisch wichtige Objekte wie Burgen, Befestigungswerke und Brücken vom Beginn der romanischen Periode bis zum Anfang (ausnahmsweise der Mitte) des XIX. Jahrhunderts. Von diesen Gegenständen besonders aus der jüngeren Periode (Barock, Rokoko, Empire) wird eine Auswahl getroffen, welche Kunst und Handwerk ehrenvoll repräsentiert, und ganz beiseite gelassen werden volkstümliche Arbeiten, deren Inventar eine andere Reihe von Bänden bringen soll. Als Grundlage der äussern Einteilung wurde die politische Gliederung des Landes gewählt, weil es sehr schwer ist, bestimmte künstlerisch bedeutsame Provinzen zu konstatieren und weil jene praktisch genügt; innerhalb der Bände die alphabetische Folge der Ortsnamen. Die Art des Zitierens, die Anordnung des Stoffes innerhalb der Schlagworte, die Art der Beschreibung und der historischen Einleitungen, wie auch die formale Ausstattung ist trotz allen Abweichungen ziemlich einheitlich und diszipliniert.

Durch alles dies ähnelt der Soupis ähnlichen fremdländischen, besonders deutschen Unternehmungen, aber er hat auch seine charakteristischen Eigentümlichkeiten. Gegenüber der Ausschliesslichkeit jener künstlerischen Topographien hat der böhmische Soupis mehr und vielseitigere Aufgaben. Eine mehrfache Bearbeitung derselben Gegenstände verträgt unsere kleine Gemeinde von Fachschriftlesern nicht und so vereinigt der Soupis in sich das Inventar bestimmt beglaubigter

Kunstdenkmäler mit einem Repertorium der böhmischen Epigraphik und Heraldik, mit einem Handbuch der prähistorischen Fundstätten und einer Übersicht der Museumssammlungen auf dem Lande. Diese Aufgaben beeinflussen die breitere Form der Beschreibung, die genaue Anführung der Aufschriften, die oft für das Denkmal selbst belanglos sind, das Blasonieren der unbekannten Wappen u. s. w. Was dann den inneren Wert betrifft, besonders die wissenschaftliche Höhe, sind nicht alle Bände gleichwertig. Während die fremden Unternehmungen entweder ganz einem einzigen Autor anvertraut oder auf einige wenige Mitarbeiter beschränkt werden, hat der böhmische Soupis fast ebensoviel Autoren wie Bände, durch die Unterschiede in ihrer Ausrüstung entsteht trotz aller Kontrolle der Redaktion ein Missverhältnis zwischen den einzelnen Bezirken und dadurch auch manche Systemlosigkeit, Irrtümer, ja grobe Fehler. Einzelheiten hervorzuheben gehört allerdings in eine Spezialkritik.

Bisher wurden, wie gesagt, 25 Bände von Landbezirken*) und drei Prager Bände**) herausgegeben. Ziemlich gleichmässig sind da die verschiedenen Gegenden des Königreiches vertreten und einige Bände (Neuhaus, Klattau, Schüttenhofen, Taus, Polička) greifen auch schon in das deutsche Sprachgebiet hinüber. Noch ist nicht einmal ein Drittel der Arbeit fertig und schon offenbart sich klar der Segen, den der Soupis bringt. Wir sehen, dass auch jetzt »Entdeckungen« von ausserhalb des Ortes oder Bezirkes unbekannten Denkmälern möglich sind. Trotzdem dass wir aus der Literatur die grossen Werke unserer Kunst, besonders aus dem Mittelalter kennen, vermehrt sich durch den Soupis beständig die Anzahl der kleineren und jüngeren: romanische Kirchlein, Barockkirchen und Schlösser, eine ganze Reihe von geschnitzten und gemeisselten Plastiken seit dem XIV. Jahrhundert, eine Galerie von Bildern, dann eine unübersehbare Menge von Handwerksarbeiten überraschen uns in jedem Bande, während wir uns schon durch so viel Kriege und Plünderungen für ganz verarmt hielten. Aber nicht lediglich Material häuft sich da Jahr für Jahr, es treten auch schon Menschen auf, bestimmte Individualitäten, ganze Scharen bisher unbekannter Baumeister, Bildhauer, Maler, Goldschmiede, Erzgiesser, deren Zeichen, Devisen und Punzen mit immer grösserer Genauigkeit aufgelöst werden, und langsam, aber sicher erhebt sich das Gerüst der künftigen böh-

*) Bareš Fr., Jungbunzlau; Braniš Jos., Budweis; Cechner Ant., Königgrätz: Chytil K. Dr., Chrudim: Hostaš K. Dr. (mit Ferd. Vaněk) Schüttenhofen, Taus, Přestitz, (mit F. A Borovský und Ferd. Vaněk) Klattau: Mádl K. B., Kolin; Mareš Fr. (mit J. Sedláček) Wittingau: Matějka Boh. Dr., Raudnitz I. (Bezirk), Laun: Novák J. Dr., Neuhaus: Podlaha A. Dr., Melnik Rokytzan, Přibram, Böhm.-Brod, (mit Ed. Šittler) Selčan, Mühlhausen, Karolinental; Soukup Jos, Pilgram: Velc Ferd., Schlan: Wirth Zd., Hohenmauth, Polička, Chotěboř, Kladno. — Im Druck: Dvořák Max Dr. und Matějka B. Dr., Raudnitz II. (Schlosz): Podlaha A. Dr., Kgl. Weinberge: Šimák J. V. Dr., Turnau.

**) Dr. A. Podlaha, Die Bibliothek des Metropolitankapitels, (mit Ed. Šittler). Der Domschatz (mit K. Hilbert). Der Veitsdom. In Vorbereitung: Dr. A. Podlaha, Die königliche Burg.

mischen Kunstgeschichte, es teilen sich die »Schulen«, Einflüsse werden bestimmt, eine gerechte Würdigung früher verachteter oder unbeachteter Personen und ihrer Schöpfungen stellt sich ein. Die sogenannte böhmische Renaissance, das böhmische Barock und Rokoko werden erst von neuen und interessanten Seiten als selbständige Zweige der grossen Strömungen im Auslande erkannt und manche früher in künstlerischer Beziehung für tot und steril gehaltene Periode erfüllt sich mit einem ziemlich reichen und guten Inhalt.

Das ganze Unternehmen hat noch zwanzig Jahre fleissiger und unermüdlicher Arbeit vor sich, aber auch eine gleiche Anzahl von Jahren freudiger Überraschungen und steigenden Einflusses auf die Literatur. Jetzt schon ist es unstreitig, dass der Soupis zu den glücklichsten Unternehmungen der Akademie gehört, und dass sein Wert mit den Jahren umso mehr wachsen wird, je mehr sich die Anzahl der historischen Denkmäler vermindert, welche dem Rechte der lebenden Generation weichen müssen.

Zdeněk Wirth.

V. Preissig.

In der Reihe von kleinen Ausstellungen, die alljährlich mit der Frühjahrssaison auftauchen, gab es heuer eine wirklich eigenartige: V. Preissig stellte in Topičs Salon seine neuen graphischen Arbeiten aus.

In der jugendlichen Schar unserer Graphiker nimmt V. Preissig eine sehr scharf umrissene Stellung ein. Er ist ein ausgesprochener Spezialist, ein Mensch, der dieser seiner Technik und keiner anderen bedurfte, und ein Künstler, der in ihr etwas Eigenes zu sagen hat. Beides ist immer eine Seltenheit gewesen und ist es zumal heute. Die Graphik wird in den letzten Jahren ein allzu geläufiger Modeartikel, und vom leichten Erfolg und der Verkäuflichkeit verführt, versucht sich jedermann beiläufig auf der Kupferplatte oder dem lithographischen Stein. Die technischen Schwierigkeiten lassen sich verhältnismässig leicht umgehen, wenn man sich mit bloss annähernden Resultaten zufrieden gibt und sich entschliesst, Zufälligkeiten, oft allerliebster und dankbarer Art, auszunützen. Es bedarf nicht nur grosser Erfahrung, sondern wirklicher Charakterstärke, sich nicht vom ersten Einfall verführen und von der ungehorsamen Platte und der eigensinnigen Säure kommandieren zu lassen.

V. Preissig ist souveräner Herr seiner Technik, jede seiner Platten ist tatsächlich technisch überwunden und beherrscht, und sie umfasst auch alles, was sie auf das Blatt übertragen soll — ein heute des Konstatierens würdiger Umstand, wo den fertigen Blättern zur Hälfte des Effektes der Drucker mit allerhand Listen zu verhelfen pflegt. Ein ehrlicher, hingebender Arbeiter, welcher seine Arbeit liebt und in ihr

lebt, dabei meilenweit von aller Virtuosität entfernt ist; die Technik ist ihm niemals Selbstzweck, sie bleibt immer nur Mittel.

V. Preissig war vom Anbeginn seiner Tätigkeit ein ausgesprochener Dekorateur. Kleine ornamentale Blätter, Einladungen, Einbände, Tapeten trugen ihm vor Jahren die ersten Erfolge ein; alles Arbeiten einfacher geradliniger Motive. Diese Schlichtheit der Motive ist für ihn charakteristisch geblieben; noch heute genügt ihm zur Dekoration oft eine einzige, mit japanischem Geschmack angebrachte Blüte wie auf seinem letzten Plakat, und entblösst man einen von seinen grossen Drucken des prachtvollen Farbenkleids, so bleibt eine kindlich klare Kontur übrig, ein mit sechs Strichen gezeichnetes Häuschen, lotrechte Baumstämme, unbewegliche Reflexe im Wasser, eine Zeichenvorlage für ein kleines Kind. Nicht umsonst hat Preissig viel für Kinder gemalt und es ist interessant, dass sein Lieblingsmeister unter den zeitgenössischen Zeichnern Delaw ist. Aber wo dieser für achtjährige Gassenjungen zeichnet, scheint Preissig an vierjährige Lockenköpfchen zu denken, welche mit ihren grossen blauen Augen gespannt zu schauen verstehen . . . Seltsam nimmt sich diese Kinderecke in der Seele eines so raffinierten Künstlers aus, aber sie bildet eine der sympathischesten Seiten seines Werkes.

Neu ist, wie Preissig seine Motive auszunützen und seinen dekorativen Prinzipien graphisch zu applizieren wusste. Zu seinen flachen Dekorationen eignete sich die Linienätzung nicht, die Lithographie war nicht satt, der Holzschnitt nicht reich genug, Preissig griff nach der neuesten graphischen Errungenschaft, der farbigen Aquatinta; dieser entlockte er Farbeneffekte von solcher Sattigkeit und Stärke, dass man ihrer gleichen vergebens sucht. Die Blätter seines Amerikanischen Albums sind in dieser Beziehung heute das letzte Wort seiner Tätigkeit; es sind ideale Dekorationen einer modernen Wohnung, diskreter als Ölmalerei, das Auge durch ihre eigentümliche Stille beruhigend, welche Preissig überallhin getragen hat, wo es ihm gelungen ist, ganz er selbst zu sein. Denn dieser betriebsame Arbeiter, dieser positive Zeichner und entschiedene Dekorateur ist in seinen besten Sachen eigentlich ein stiller Träumer. Sieben grossäugige kluge Raben sitzen auf einem seiner Blätter ernsthaft auf einem Ast; unter den Ästen einer Kastanie im Dämmer steht ein Schäfer mit seiner Herde, eine blosse dunkle Silhouette; auf einen kleinen leeren Hof, wo ein einziger kahler Baum emporstarrt, fällt langsam Schnee . . .

Denselben stillen, diskreten Charakter hatte auch eine Ausstellung im Salon Topič. Eine kleine Ausstellung geschmackvoll vom Plakat bis zum musterhaft hergestellten Katalog, von den grossen Blättern des Amerikanischen Albums bis zu den kleinen Druck- und Dekorationsproben aus seinem graphischen Atelier, welches seit etwa einem Jahre in den Kgl. Weinbergen in Tätigkeit ist. Auch diese Seite von Preissigs Tätigkeit würde eine Würdigung verdienen: er ist bei uns einer der ersten Förderer des Geschmackes in der Einrichtung des modernen Buches und der Drucksachen. In dieser Beziehung

sind wir heute gegen die Fremde noch weit zurück und erst in den Anfängen einer selbständigen Entwicklung; die Zukunft wird es lehren, wie wir in diesem Falle ein Talent und eine Arbeitskraft wie jene Preissigs zu unserem Vorteile auszunützen verstehen.

M Jiránek.

Čechische Oper.

(Saison 1906 07.)

Die heurige Opernsaison des Nationaltheaters gehört nicht zu seinen fruchtbarsten, wiewohl sie manche Leistung ersten Ranges aufweist. Ich will hier in einem kurzen Überblick nur auf die interessantesten Erscheinungen aufmerksam machen. Das Repertoire bewegte sich in seiner Gesamtheit immer in den Grenzen, die ich in meinem Artikel über das Nationaltheater angeführt habe. Es wurden Smetanas Opern einzeln und dann im Mai als Zyklus aufgeführt, der heuer gleichzeitig durch eine Universitätsvorlesung über die Opern Smetanas gestützt wurde. Von Dvořáks Opern erzielte das in den breiten Schichten des Publikums beliebte Märchen »Rusalka«, das auch das musikalisch wertvollste Werk des Meisters ist, die 50. Vorstellung. Fibich dagegen wurde wie immer vernachlässigt. Von den älteren heimischen Autoren erfuhr der Name Karl Bendls eine Neubelebung. Bendl machte sich vor allem um die Entwicklung unserer Gesangvereine verdient, die ihn auch heuer anlässlich der zehnten Wiederkehr seines Todestages feierten. Als Komponist war Bendl ein Eklektiker romantischen Stils, in der Oper ferner ein Anhänger der alten Richtung. Deshalb erhielt sich keines seiner Werke auf der Bühne und auch die zwei heurigen Versuche anlässlich der Totenfeier versagten. Für den Dramatiker Bendl ist es charakteristisch, dass man aus seinen Werken keine seiner eigentlichen »grossen Opern« auswählte, sondern zwei Arbeiten unterschiedlichen Stils, von denen man sich doch einigermassen einen Erfolg versprechen konnte. Seine »Indische Prinzessin« ist eine Operette aus der Zeit unseres Interimstheaters, welche in musikalischer Hinsicht Anspruch auf eine höhere künstlerische Bewertung erhebt. Ihr Text ist jedoch so albern und possenhaft, dass er für die Szene des Nationaltheaters nicht zu gebrauchen war, weshalb man den Versuch machte, das Libretto durch Unterlegung eines anderen Textes zu »veredeln«. Damit aber büsste wieder das Werk den letzten Rest seiner Lebensfähigkeit ein. Noch ärger fiel der Versuch aus, Bendls »Švanda, der Dudelsackpfeifer« in Szene zu setzen. Dieses čechische Nationalmärchen verarbeitete Bendl ursprünglich für unsere Gesangvereine in Kantatenform, mit all den stilistischen Auswüchsen derartiger Tonwerke; dann aber formte er es durch Zugabe mehrerer Nummern zu einem für die Bühne bestimmten Werke um. Dass sich hier das Undramatische des Werkes doppelt bemerkbar macht, ist selbstverständlich. Das Nationaltheater erfüllte also im Jahre der Bendlfeier seine Pflicht, allein ohne Gewinn für sich, für das Publikum und den Komponisten.

Auch die Novitäten im Original brachten leider heuer nichts. Hervorragendes. Nach dem Tode unserer grossen Meister müssen wir uns eben mit den Brocken zufrieden geben. Die Oper »Radhošt« von Josef Nešvera wollte Szenen aus dem Leben der mährischen Walachen auf den Höhen des Radhošt wiedergeben, welcher in ganz Mähren als ein zauberumwobener, in der Volkspoesie vielbesungener Berg bekannt ist; allein statt dessen entwarfen der Dichter und der Komponist ein Bild von allzu unbestimmten Farben, das mehr oder weniger in jede Sphäre hineinpassen würde und dem daher die eigentümliche Färbung des walachischen Milieus abgeht. Ausserdem entspricht weder die Musik, was ihre Qualität betrifft, noch die Oper mit ihrem Stil den Forderungen, die an ein ernstes Kunstwerk gestellt werden.

Lad. Prokop beabsichtigte in seiner Oper »Der Waldtraum«, mit der er zum erstenmale die Bühne des Nationaltheaters betrat, ein allegorisches »Musikpoem« über den Widerstreit des Guten (Poesie, Kunst) und Bösen (Banalität) der Welt zu schreiben; deshalb legte er sich einen Text zurecht, in welchem der Wald das Reich der Poesie bedeutet, in das die prosaischen Elemente der benachbarten Stadt dringen. Zum Erfassen und Vertiefen dieses Stoffes reichte jedoch die literarische Befähigung des Autors nicht hin. In seiner Musik steht Prokop auf dem Standpunkte der Detailillustration, die jedoch derart beschaffen ist, dass dabei der musikalische Zusammenhang und die musikalische Logik verloren gehen, wodurch auch das Schaffen eines bestimmten Stils unmöglich gemacht wird. —

Zu diesen zwei Originalwerken reiht sich die Arbeit des russischen Komponisten Vl. Rebihov, der aber jetzt bei uns lebt. Rebihov hat in Prag mehrere eifrige Verteidiger seiner theoretischen Alluren (ganztönige Skalen) gefunden, und da er früher in Russland selbst und anderswo unbeachtet blieb, fühlt er sich jetzt naturgemäss in Prag am wohlsten. Das Nationaltheater setzte heuer sein Stück »Der Weihnachtstraum« in Szene, ein sehr bescheidenes Werk, ohne jedwede Extasen künstlerischer Umstürzlerei. Es ist dies ein echtes Weihnachtsstück, mit einer gehörigen Dosis von Sentimentalität, das von einem Kinde handelt, welches unter den Fenstern eines Reichen erfriert. Der Traum des Kindes wird dann in Form eines Balletts vorgeführt. In diesen bescheidenen Grenzen schuf jedoch Rebihov ein wirklich zartes und wirksames Werk, das auch auf anderen Bühnen als Weihnachtsstück (auch für Kinder) gute Dienste leisten könnte.

Das wichtigste Ereignis der ganzen Saison war die Aufführung zweier Schöpfungen der Weltliteratur. Vor allem wurde das Hauptwerk aus den Anfängen des heutigen Opernrepertoirs, Glucks »Orpheus«, neu einstudiert und in glänzender Weise ausgestattet. Für uns hatte und hat bisher Gluck eine besondere Bedeutung, auch abgesehen von dem absoluten dramatischen Werte, der ihm von der ganzen Kulturwelt zuerkannt wird. Unsere eigentümlichen Verhältnisse zu Smetanas Zeiten und hauptsächlich der Kampf um Wagner hatten bei uns eine Erhöhung Glucks neben Wagner seitens der Smetanapartei zur Folge, wodurch dargetan werden sollte, dass es sich hier um einen Kampf von Prinzipien handle und

nicht um den Personenkultus eines, wenn auch grossen Meisters. Das war umso notwendiger, als wir keine musikdramatischen Traditionen vor Smetana besassen. Daher gehörte auch der eifrigste Anhänger Smetanas und des Wagnerianismus bei uns, O. Hostinský, immer zu den eifrigsten und begeistertsten Verehrern Glucks und seiner Reform. Die Neuinszenierung des »Orpheus« war ein wahrer Festtag für unser Theater.

Ebenso war auch für uns die Aufführung des »Barbiers von Bagdad« von P. Cornelius von besonderer Bedeutung. Dass dieses Werk erst heuer auf unsere Szene kam, nachdem seit seiner Première fast ein halbes Jahrhundert verstrichen ist, erklärt sich aus dem Uebereinkommen des čechischen Theaters mit dem deutschen, das dem letzteren den Vorzug bei der Erwerbung deutscher Werke sichert. Erst als im Jahre 1904 Cornelius' Werke frei wurden, konnte das Nationaltheater an die Aufführung des »Barbiers von Bagdad« denken. Dieses Werk ist gerade für eine Bühne, die vor allem Smetana beherrscht, von grösstem Interesse. Der »Barbier« ist ein bedeutsamer Versuch, die moderne komische Oper zu schaffen u. zw. auf Grund der Errungenschaften der modernen seriösen Oper. Dieser Versuch weist nun direkt auf Smetana hin, der der eigentliche Schöpfer einer solchen modernen komischen Oper ist u. zw. verschiedener Art, einer Oper aus dem Leben der Dorfleute, der Salonmenschen und des historischen Rittertums. Der Zusammenhang zwischen Smetana und Cornelius tritt hier deutlich zutage. Beide verkehrten in den fünfziger Jahren persönlich mit Liszt in Weimar, so dass Smetana sicherlich Cornelius' Pläne und Bestrebungen gekannt hat. Smetana schuf freilich eine komische Oper, die noch moderner ist als die des Cornelius, nicht nur was den Stil betrifft, wie wohl sie hierin beide stellenweise verwandte Meister sind, sondern auch was die Idee betrifft; denn Smetana entfernte aus seiner komischen Oper den letzten Rest des Parodischen, das man noch bei Cornelius als Überbleibsel der alten opera buffa vorfindet. Schon aus diesen Gründen ist uns Cornelius' Werk sehr lieb und nah.

Für das heimische Schaffen muss als die grösste diesjährige Leistung des Nationaltheaters ein ganz neues Unternehmen bezeichnet werden, nämlich die im Theater veranstalteten Konzerte. In unseren Konzertkreisen ging es heuer hoch her und es fehlte auch nicht an grossen Taten, wie die Brucknerfeier zu Beginn und die Aufführung der Missa solemnis von Beethoven durch den Prager »Hlahol« zu Ende der Saison. Allein die ausserordentliche Qualität des Theaterorchesters und seines Führers Kovařovic forderte geradezu die Heranziehung des Orchesters zu Konzertproduktionen u. zw. von ausserordentlichem Gepräge. Eine solche ungewöhnliche Aufgabe hatte gleich das erste Konzert zu lösen, in welchem die Sinfonie »Asrael« von Jos. Suk, der auch dem deutschen Publikum im Reiche bekannt ist, aufgeführt wurde. Diese dem Andenken Ant. Dvořáks gewidmete Sinfonie nützt alle die Errungenschaften der modernsten Orchestralmusik aus und bedeutet in instrumentaler Hinsicht neben den letzten Kompositionen J. B. Försters eine Wendung zu der jungdeutschen Richtung.

Für die Entwicklung dieser modernen Orchestrierung, wie sie heute von R. Strauss und G. Mahler repräsentiert wird, ist der Beitrag recht interessant, den die Aufführung des »Prager Karnevals« von Smetana im zweiten Konzerte des Nationaltheaters darstellt. Das Schicksal dieses Werkes ist typisch für die letzten Schöpfungen des Meisters. Smetana litt an einer Gehirnerkrankung, die mit seinem Taubwerden im Jahre 1874 einsetzte und im Jahre 1884 seinen Tod herbeiführte. Gerade dieser zerebrale Charakter seiner Taubheit gestaltete sein Ende sehr traurig, denn die fortschreitende Krankheit ergriff dann das ganze Gehirn des Meisters und vernichtete alle seine geistigen Kräfte, so dass er am Ende seines Lebens in völlige Bewusstlosigkeit verfiel. Es ist daher sehr begreiflich, dass gerade die Zeitgenossen Smetanas, die von der schrecklichen Krankheit des Meisters wussten, überall Spuren von ihr in seinen letzten Werken sahen. Man suchte die Grenze zwischen dem gesunden und krankhaften Schaffen Smetanas. Der »Prager Karneval« ist das letzte beendete Werk Smetanas, weshalb natürlich an ihm am meisten der Verfall der Smetanaschen Geisteskraft gesucht und gefunden wurde. Auch drängten alle äusseren Umstände dazu, vor allem die mangelhafte Aufführung dieser Komposition zu einer Zeit, als schon Smetana völlig das Bewusstsein verloren hatte. In der damals zu Gehör gebrachten Komposition sah niemand mehr die grosse Kunst Smetanas, weshalb man es aus Pietät zum Meister unterliess, dieses Werk dem nicht eingeweihten Publikum vorzuführen. Erst heuer machte Prof. J. Theuerer an einem Abend des geselligen Klubs »Slavia« auf den wahren Sachverhalt aufmerksam, was Kovařovic bewog, den »Karneval« von neuem aufzuführen. Da zeigte sich denn etwas anderes und unerwartetes: Smetana bedient sich hier des modernen jetzigen Orchesters in seinem ganzen Reichtum, was vor einem Vierteljahrhundert bei jener schlechten Aufführung naturgmäss den Eindruck eines ganz konfusen Werkes machen musste. Erst die stilistisch tadellose Aufführung durch Kovařovic bereicherte das Smetanarepertoire um ein neues, durchaus lebensfähiges Orchesterwerk.

Von den anderen Begebenheiten, die unsere Oper betreffen, muss der Tod der Frau Marie Petzold-Sitt, der einstigen Primadonna des Nationaltheaters und beliebten Smetanasängerin, verzeichnet werden, für die der Meister eine Reihe seiner Frauengestalten geschrieben hat. In den letzten Jahren lebte Frau Sitt allerdings schon ganz zurückgezogen.

Zdeněk Nejedlý.

Čechisches Schauspiel.

Die Schauspielsaison im Nationaltheater flaute diesmal langsam ab. Von hervorragenden fremden Novitäten erschien etwas verspätet Oskar Wildes »Idealer Gatte« auf dem Repertoire und erfreute sich einer hübschen Inszenierung und einer zum grössten Teile guten

Darstellung. Namentlich boten die Rollen des Gowring und der Mabel Gelegenheit zu einem köstlichen Zusammenspiel des Hrn. Vojan und des Frl. Grégr, der Hoffnungen unserer Bühne, seit Frau Kvapil gestorben ist. Die Komödie des Verzeihens verfehlte ihre grosse und erfreuliche Wirkung nicht. Das zweite fremde Stück, noch viel älter, aber des Einstudierens nicht wert, war »Die Frau des Sokrates« von Theodore de Banville.

Bloss neu einstudiert, aber für einen grossen Teil des Publikums schon neu war von heimischen Stücken Alois Jiráseks »Vater«. Der berühmte Romandichter, der nicht aufhört, nach den Lorbeeren des dramatischen Dichters mit grillenhafter Mühe zu ringen, bearbeitet hier dasselbe Thema wie in seinem jüngern »Gero«. Wie dieser Markgraf Gewalttaten und Verbrechen häuft, um seinem Geschlechte eine grosse Zukunft zu erringen, so tut es hier der frömmelnde Halbhufner, der alle erlaubten und unerlaubten Mittel anwendet, um in den Besitz des alten Familiengutes zu gelangen. Und beide werden an der Stelle getroffen, wo sie sterblich sind, der Sohn des Markgrafen fällt zufällig in der entscheidenden Schlacht, und der Sohn des Bauern wird zufällig im Augenblicke des Erfolges in einer Rauferei erschlagen. Beidemal hat es der Autor versäumt, oder war er nicht imstande, in uns für die Tragik dieser Situation den Boden vorzubereiten, indem er ein menschliches Interesse für sie bei uns erweckt hätte.

In Gruppen und einzeln tauchten gleich vier neue Einakter auf, von denen nur das Konversationsstück »Unausgesprochen« von Tréval höhere Ansprüche erweckt, diese jedoch nicht befriedigt. Der »Winter« von K. Leger ist eine sehr einfache Geschichte von alter und junger Liebe. Die Szene »Ein neuer Sport« von K. Jonáš wäre als letzter Akt eines Lustspieles erträglich, als ein Nachspiel, worin etwaige Zweifel behoben worden wären, ob zwei Personen, die sich bekommen haben, sich auch gut vertragen werden. So alleinstehend lässt er uns freilich mehr als kalt. Das zweite Stück desselben Autors, »Der Bräutigam«, wäre wieder ein sogar sehr guter erster Akt: aus Verdruss und Not wird eine übereilte Ehe geschlossen, wir würden nun ganz gerne die Situation weiter verfolgen, aber der Autor findet es für gut aufzuhören, ehe er recht angefangen hat.

Immerhin ein guter erster und ein ähnlicher letzter Akt, das ist mehr, als man Herrn Balák, dem Autor der »Ternen«, nachrühmen kann. Sein letzter Akt ist über alle Beschreibung elend, und sein erster steht bergetief unter dem Niveau des Nationaltheaters. Man könnte nun fortfahren, dass sie trotzdem noch beide hoch über dem zweiten Akte stehen, aber das wäre nur ein schlechter Witz, denn ich glaube nicht, dass jemand in Wirklichkeit verglichen hätte: der Akt, der eben gespielt wurde, schien immer der allerschlechteste, den man im Leben gesehen hatte.

Über die Aufnahme dieses Stückes in den Spielplan gab es nun allerdings ein allgemeines Schütteln des Kopfes, wie nicht minder über die Gerüchte, wonach das Nationaltheater den längst mit dem Rappier beschenkten Herrn G. Seifert, der nach einer vierzigjährigen

glänzenden Laufbahn das Nationaltheater verlassen hatte, neu zu engagieren beabsichtigt, auf die Gefahr hin, Herrn Vojan zu verlieren. So freudig man nun Herrn Seifert namentlich als unvergleichlichen Bonvivant der Bühne gönnen möchte, erscheint doch die erwähnte Gefahr so gross, dass wir den Gerüchten in dieser Form keinen Glauben beizumessen imstande sind.

Ein erfreulicheres Symbol ist ein (freilich schon einmal dagewesenes) Versprechen: die Oresteia des A i s c h y l o s soll für die Wintersaison einstudiert werden. Wir werden also in unseren kommenden Berichten des zweiten Jahrganges auch vom Grossen zu berichten haben. *Ks.*

Unsere landwirtschaftlichen Bezirksvorschusskassen.

(Ein Kapitel aus der Geschichte unserer volkswirtschaftlichen Entwicklung.)

Es ist eine durchaus nicht beschämende Tatsache, dass unsere volkswirtschaftliche Tätigkeit im allgemeinen später zur Entwicklung kam, als andere Zweige unseres öffentlichen Lebens, denn diese Erscheinung hängt mit der früheren politischen Lage unserer Nation zusammen. Ein Volk, das um seine politischen Rechte nicht nur gegen seine nationalen Gegner, sondern auch gegen die feindselig gesinnte Regierung kämpfen musste, ein Volk, das alle seine Kräfte dazu verwenden musste, um seine Sprache zu erhalten und auszubilden, ein solches Volk konnte natürlich volkswirtschaftlich nicht so tätig sein, wie sein nationaler Gegner, welcher im Vollgenusse aller politischen Rechte, von der Regierung begünstigt und unterstützt, grosse oekonomische Erfolge leicht erzielen konnte. Sobald aber unsere Nation sich eine ihrer Bedeutung nur halbwegs entsprechende Stellung errungen hatte, wandte sie die entsprechende Aufmerksamkeit auch der volkswirtschaftlichen Arbeit zu, und jeder, der unbefangen zu beurteilen vermag, muss zugestehen, dass wir auch auf diesem Gebiete viel Beachtenswertes geleistet haben, ebenso wie auf anderen Gebieten des öffentlichen Lebens.

Wenn wir speziell einen Überblick über unser öffentliches Geld- und Kreditwesen tun wollen, müssen wir noch ein wichtiges Moment berücksichtigen, nämlich dass unsere Nation eine besondere Vorliebe für die Autonomie hegte und daher auch im Geld- und Kreditwesen jene Formen begünstigte, welche den Charakter der Selbstverwaltung an sich trugen. Deshalb waren bei uns z. B. die Sparkassen nicht beliebt, weil zu deren Errichtung stets die Einwilligung der Regierung erforderlich war, welche uns in gewissen Perioden geradezu feindlich gesinnt war und in jeder unserer wirtschaftlichen Bestrebung eine gefährliche politische Agitation witterte und sie zu unterdrücken suchte. Ja es gab Zeiten, wo man es bei uns unter der Würde des nationalen Bewusstseins hielt, bei der Regierung um die Bewilligung zur Gründung

einer Sparkasse zu betteln, und daher lieber Vorschusskassen gründete, welche wegen ihrer Unabhängigkeit von der Staatsverwaltung unserem Volke sympathischer waren. Daraus*) erklärt sich auch die Tatsache, dass wir zwar im Sparkassenwesen hinter den Deutschen zurückstehen, aber in den landwirtschatlichen Bezirksvorchusskassen**) sie weit überragen. Deshalb erscheint es aber ebenso unrichtig, wenn man aus dem jetzigen Stand des Sparkassenwesens im Königreiche Böhmen die allgemeine wirtschaftliche Überlegenheit der deutschen Nation folgert, wie wenn wir aus dem jetzigen Stand der l. B. V. K. die allgemeine wirtschaftliche Überlegenheit der čechischen Nation herleiten wollten.

Allerdings können wir immerhin mit besonderer Freude konstatieren, dass unsere l. B. V. K. nicht nur eine der interessantesten Erscheinungen unserer volkswirtschaftlichen Entwickelung bilden, sondern auch eine wichtige Rolle in unserem Kreditwesen spielen. Dieselben entstanden aus den Kontributionsschüttböden, deren Anfänge in die zweite Hälfte des XVIII. Jahrhunderts reichen. Die Untertanen wurden nämlich von ihren Herrschaften angehalten, in fruchtbaren Jahren einen Teil der Ernte beiseite zu legen und an hiezu bestimmte gemeinsame Schüttböden abzuführen, um sich so das zur Saat nötige Getreide für die unfruchtbaren Jahre aufzubewahren. Die Regierung billigte (in dem sogen. Systemalpatente vom 26. Juli 1748) ein solches Vorgehen der Herrschaften und führte in dem Patente vom 9. Juni 1788 diese Einrichtung zwangsweise ein, indem sie verordnete, dass jeder Untertan, welcher einen Ackergrund besitzt, von allen vier Arten des Getreides (Weizen, Korn, Gerste, Hafer) ein Drittel dessen, was er sonst an Korn zur Winter- und Sommersaat von jeder dieser Getreideart benötigt, dem Gemeindeschüttboden abzuführen verpflichtet ist, und zwar durch drei nacheinander folgende Jahre, damit während dieser Zeit auf jeder Herrschaft, auf jedem Gute und in jeder Stadt sich ein solcher Getreidevorrat ansammle, welcher zu einer einjährigen Sommer- und Wintersaat nötig ist. Die Vorräte wurden jedes Jahr an gewährleistende Landwirte verborgt und mussten nach der Ernte mit einem Zumass abgeführt werden, welches die Zinsen vertrat und ursprünglich auf $^1/_8$ des Masses ($^2/_8$ vom Strich $= 12^0/_0$), später auf $^1/_{16}$ des Masses ($^1/_4$ vom Strich $= 6^0/_0$) festgesetzt war. Wenn sich die Getreidevorräte so vermehrt hatten, dass sie das Bedürfnis überstiegen, wurde der Überschuss verkauft und der Erlös den Untertanen gegen hinreichende Sicherheit geliehen. Aus diesen Kapitalien entstanden dann die Kontributionsgeldfonds, welche

*) Allerdings gibt es noch andere Gründe, warum das čechische Sparkassawesen sich nicht in dem Masse entwickelte, wie das deutsche. Einer dieser Gründe liegt z. B. darin, dass die deutsche Bevölkerung sich mehr mit Handel und Grossindustrie beschäftigte, und daher mehr Gelegenheit zum Gewinne und zur Ansammlung von Vermögen hatte, während die Hauptbeschäftigung der čechischen Nation die weniger einträgliche Landwirtschaft und Kleinindustrie war.

**) Wir werden im folgenden für die Bezeichnung dieser Anstalten die Abkürzung »l. B. V. K.« gebrauchen.

gleich den Kontributionsschüttböden unter Verwaltung der Patrimonialämter standen. Nach Aufhebung dieser Ämter in Österreich durch das Patent vom 7. Oktober 1848 wurde die Verwaltung der Kontributionsgeldfonds den Steuerämtern übergeben, während die der Kontributionsschüttböden auf eigene von den Teilnehmern gewählte Ausschüsse überging. Als in den Jahren 1860—1870 die Landesautonomie eingeführt wurde, übergab die Regierung auch die Geldfonds in die Selbstverwaltung der Teilnehmer mit der Bedingung, dass auch die Getreidefonds in Geldfonds umgewandelt werden sollen, und dass nicht zugelassen werden dürfe, die angesammelten Geldsummen unter die Teilnehmer zu verteilen. Teilnehmer des Fonds waren die jeweiligen Besitzer der Wirtschaft oder des Teiles derselben, welche ehedem zur Abfuhr des Getreides an den Schüttboden verpflichtet gewesen war. Die Höhe des Anteiles wurde nach dem Ausmasse des Ackerbodens bestimmt, wie es im Josefinischen Kataster eingetragen war. Nach demselben Masse wurde auch der zur Verteilung gelangende Anteil an dem alljährlich erzielten Reinertrage des Fonds bemessen.

Im Königreiche Böhmen wurde durch das Landesgesetz vom 9. Juli 1863 L. G. Bl. Zahl 45 die Aufhebung der Kontributionsschüttböden verordnet, mit der Bestimmung, dass aus ihnen Vorschusskassen gebildet werden sollen. Die Grundprinzipien wurden durch das Landesgesetz vom 6. August 1864, L. G. Bl. Zahl 28 erlassen. Dieselben stimmen rücksichtlich der Teilnahme der einzelnen Wirtschaftsbesitzer mit den eben angeführten Grundsätzen überein. Aus den Vorschusskassen wurden Darlehen auf Personal- und Hypothekar-Kredit geleistet, und zwar erstere nur gegen Wechsel und Schuldschein, letztere nur auf Grund ausgewiesener Pragmatikalsicherheit. Ansprüche auf Darlehen hatten zunächst die Teilnehmer der Vorschusskassen, bei Abgang von solchen konnten auch anderen, jedoch nur kleinen Grund- und Hausbesitzern Darlehen gegen angemessene Sicherheit gewährt werden, bei denen aber die Rückzahlung gegen eine längstens halbjährige Kündigung bedungen werden musste. —

Schon damals hat Dr. Franz Ladislaus Rieger den Antrag gestellt, dass diese Fonds nach den politischen Bezirken eingeteilt und vereinigt werden sollen, um aus ihnen grössere Kreditanstalten zu schaffen, welche auch das Recht hätten, Einlagen gegen Verzinsung anzunehmen, aber dieser Antrag wurde damals nicht angenommen, und so entstand bei uns eine Menge von Vorschusskassen (894 mit einem Vermögen von 18 Mil. K), welche nie eine grössere Tätigkeit entfalten und den ihnen zugewiesenen Zweck, den Landwirten billigen Kredit zu verschaffen, nie erfüllen konnten, da es ihnen an den nötigen Geldmitteln fehlte und die Organisation und Verwaltung sehr mangelhaft war. Erst durch das Landesgesetz vom 22. März 1882, L. G. Bl. Zahl 26 wurde verordnet, dass die im Gebiete einer Bezirksvertretung bestehenden Vorschusskassen in eine einzige landwirtschaftliche »Bezirksvorschusskasse« vereinigt werden sollen. Und so wurden aus den früheren 894 Vorschusskassen 165 Bezirksvorschusskassen gebildet,

welche ihren Sitz in der Regel am Amtsorte der Bezirksvertretung hatten. Die Teilnehmer an den damals bereits bestandenen Vorschusskassen wurden mit denselben Beträgen Teilnehmer an jener l. B. V. K., an welche die Vorschusskasse, an welcher sie beteiligt waren, überging. Der Anteil war an den Besitz des bezüglichen Steuerobjektes dergestalt gebunden, dass er ohne letzteren weder übertragen, noch bei der Übertragung des Objektes vorbehalten werden konnte, vielmehr mit dieser Übertragung auch ohne besondere Verabredung an den neuen Erwerber überging. Als Zweck wurde den l. B. V. K. bestimmt, »die landwirtschaftlichen Interessen des kleinen Grundbesitzes durch Kreditgewährung und insbesondere durch Beschaffung billigen Personalkredites zu fördern«. Der Betriebsfonds jeder solchen Kasse umfasste zunächst das Vermögen der zu derselben vereinigten Vorschusskassen. Die Annahme von Geldeinlagen wurde nebst gewissen formalen Bedingungen auch daran geknüpft, dass die Gesamtsumme der angenommenen Gelder den doppelten Betrag des Stammvermögens der bezüglichen l. B. V. K. niemals überschreiten dürfe. Darlehen durften nur auf Personal- und gedeckten Kredit bewilligt werden, während die Gewährung eigentlicher Hypothekardarlehen von dem Geschäftskreis der l. B. V. K. ausgeschlossen, wohl aber die Bedeckung des Kredites durch Bestellung einer hypothekarischen Kaution zugelassen war.

Die Organisation der l. B. V. K. wurde durch eine Reihe von Landesgesetzen umgeändert und vervollkommnet, wobei ihr Geschäftskreis immerwährend erweitert wurde. So wurde ihnen durch das Gesetz vom 2. Feber 1885 L. G. B. Zahl 9 bewilligt, Einlagen bis zum fünffachen Betrage des Stammvermögens mit Anschluss des Reservefonds anzunehmen und ausserdem die Gewährung von Hypothekardarlehen mit der Massgabe gestattet, dass die Gesamtsumme der auf Hypotheken gegebenen Darlehen den Betrag des Stammvermögens der l. B. V. K. nicht überschreiten darf, dass in allen Fällen ein der Hälfte des Stammvermögens gleichkommender Betrag des ganzen Betriebsfondes der Kasse für andere in diesem Gesetze vorgesehene Kreditgeschäfte verfügbar verbleiben muss, und dass die Darlehen nur auf landwirtschaftliche Realitäten gegen Rückzahlung in längstens 10 Jahren gewährt werden. Die Darlehen durften nur bis zur 20fachen Höhe des durch den Steuerkataster festgestellten Reinertrages bewilligt werden.

Durch das Gesetz vom 7. Juni 1892 L. G. Bl. Zahl 32 wurde hauptsächlich das Recht zur Annahme von Einlagen erweitert, indem bestimmt wurde, dass ausnahmsweise, in besonders rücksichtswürdigen Fällen über Antrag des Bezirksausschusses den l. B. V. K. die Annahme von Geldeinlagen auch bis zum zehnfachen Betrage des Stammvermögens von dem Landesausschusse im Einverständnisse mit der Statthalterei bewilligt werden kann. Ferner wurde zugestanden, dass Hypothekardarlehen gegen Rückzahlung in 20 Jahren gewährt werden können.

Durch das Gesetz vom 30. Juni 1896 L. G. Bl. Zahl 56 wurde bestimmt, dass das Stammvermögen der l. B. V. K. einen öffentlich rechtlichen Charakter hat, ungeschmälert zu erhalten und daher eine Teilung oder Auflösung desselben ausgeschlossen ist. Ferner wurde diesen Anstalten bewilligt, verzinsliche Geldeinlagen gegen Einlagsbüchel oder in laufende Rechnung sowohl von den Teilnehmern als auch von anderen Personen anzunehmen unter den früheren formalen Bedingungen, aber bis zum zehnfachen Betrage des Stammvermögens einschliesslich des Reservefonds, ja mit Bewilligung des Landesausschusses im Einverständnisse mit der Statthalterei auch über diesen Betrag. Darlehen konnten bewilligt werden: auf Personalkredit, auf durch hypothekarische Kaution gedeckten Kredit und auf Hypotheken. Letztere konnten fortan in einem weiteren Umfang gewährt werden und zwar durfte ihre Summe nicht nur den Betrag des Stammvermögens, sondern auch noch die Hälfte aller Geldeinlagen erreichen, und sie konnten auf eine längere Amortisationsdauer (gegen mindestes 1% Amortisation) und bis zum 25fachen Betrag des durch den Steuerkataster festgestellten Reinertrags, oder bis zu $^2/_3$ des von der l. B. V. K. erhobenen Abschätzungswertes bewilligt werden.

Mit dem Gesetze vom 26. April 1900 L. G. Bl. Zahl 32, welches noch gilt, wurde den l. B. V. K. erlaubt mit Bewilligung des Landesausschusses und der Statthalterei die Vermehrung des Stammvermögens durch Anlehen oder auch auf eine andere Art vorzunehmen, insbesondere durch gleichmässige Zuschreibung eines Teiles des Reingewinnes der Vorschusskasse zu den Anteilen der Anteilnehmer. Die Gesamtsumme der angenommenen Geldeinlagen kann das Fünfzehnfache des Stammvermögens der bezüglichen Kassa ausschliesslich des Reservefondes erreichen, ausnahmsweise können mit Bewilligung des Landesausschusses und der Statthalterei Geldeinlagen auch bis zu einem höheren Betrage angenommen werden. Anspruch auf Darlehen haben zunächst die Teilnehmer der l. B. V. K., bei Abgang solcher zulässigen Bewerber können Darlehen auch anderen, jedoch nur im Gebiete der B. V. K. ansässigen Kleingrundbesitzern, eventuell aber auch den in demselben Gebiete befindlichen Landgemeinden gewährt werden. Dem Bezirke darf die l. B. V. K. kein Darlehen bewilligen.

Schliesslich wurde durch das Gesetz vom 13. März 1903 L. G. Bl. Zahl 61 den l. B. V. K. erlaubt, sofern dadurch die Darlehensgewährung an die Teilnehmer nicht beeinträchtigt wird, auch den in ihrem Gebiete auf Grund des Gesetzes vom 9. April 1873 R. G. Bl. Zahl 70 errichteten landwirtschaftlichen Ankaufs-, Verkaufs- und Produktivgenossenschaften Kredit und zwar zum Betriebe ihrer statutenmässigen Geschäfte zu gewähren (unter gewissen formalen Bestimmungen). Auch dürfen die l. B. V. K. Wechsel eskontieren, die eine landwirtschaftliche Genossenschaft zum Zwecke des Betriebes ihrer Geschäfte als Schuldnerin ausgestellt hat und andere zahlungsfähige Personen als Bürgen unterzeichnet haben.

Die Vornahme der öfteren legislativen Regulierung ist einerseits ein Beweis der intensiven Entwicklung dieser Anstalten, welche ein

stets breiteres Feld für die Entfaltung ihrer Tätigkeit in Anspruch nehmen, anderseits aber auch ein Beweis der besonderen Fürsorge, die ihnen unser Landesausschuss zu teil werden lässt, indem er stets darauf bedacht ist, eine feste rechtliche Grundlage für ihre weitere Entfaltung zu schaffen. Und wenn wir die bisherige Phase in der Entwicklungsgeschichte dieser Anstalten überblicken, so müssen wir mit wirklicher Bewunderung konstatieren, dass unsere l. B. V. K. nicht nur alle in sie gehegten Hoffnungen erfüllt haben, sondern dass sie sich während einer verhältnismässig kurzen Zeit aus bescheidenen und beschränkten Anfängen zu Anstalten entwickelt haben, welche in unserem Kreditwesen einen hervorragenden Platz einnehmen, ja dass ihnen in manchen Bezirken die erste Rolle unter den Kreditanstalten zukommt. Besonders erfreulich ist es aber, dass auf diesem Gebiete unsere čechischen l. B. V. K. fast zehnmal so stark sind, als die deutschen, und dass die čechischen Anstalten in allen Richtungen die deutschen weit überragen. Um dies darzutun, wollen wir einige Daten aus der letzten Statistik (vom J. 1904) anführen.

In diesem Jahre waren im Königreiche Böhmen im ganzen 166 l. B. V. K. tätig, wovon 124 čechische und 42 deutsche Anstalten. Es entfällt also eine čechische Anstalt schon auf 41.895 ha des Ausmasses unseres Königreiches,*) während eine deutsche Anstalt erst auf 123.690 ha dieses Ausmasses entfällt. Und wenn wir einerseits die čechische Einwohnerzahl (3,930.000) und andererseits die deutsche Einwohnerzahl (2,337.000) berücksichtigen, so kommt eine čechische Anstalt bereits auf 31.694 Čechen, eine deutsche Anstalt erst auf 55.643 Deutsche, während durchschnittlich eine Anstalt auf 37.753 Einwohner käme.

Das Stammvermögen der čechischen Anstalten betrug K 13,624.845·48, das der deutschen Anstalten K 3,239.912·85, so dass auf einen čechischen Einwohner durchschnittlich K 3·467, auf einen deutschen Einwohner nur K 1·429 entfällt.

Die Einlagen der čechischen Anstalten betrugen K 100,869.403·89, die der deutschen Anstalten K 10,100.357·47, es kommt daher auf einen čechischen Einwohner durchschnittlich eine Einlage von K 25·66, auf einen deutschen Einwohner nur K 4·32.

Die Reservefonds betrugen bei den čechischen Anstalten K 3,131.074·93, bei den deutschen Anstalten K 616.131·12, die Pensionsfonds bei den čechischen Anstalten K 498·884·77, bei den deutschen Anstalten K 11.701·59, andere Fonds bei den čechischen Anstalten K 346.248·76, bei den deutschen Anstalten K 46.845·37.

Die passiven Darlehen (Schulden) betrugen bei den čechischen Anstalten K 1,659.194·99, bei den deutschen Anstalten K 42·817·21, andere Passiva bei den čechischen Anstalten K 1,972.705·53, bei den deutschen Anstalten K 106.108·73.

---

*) Dasselbe beträgt 5,195.000 ha.

Der Gewinn betrug bei den čechischen Anstalten K 785.341·99, bei den deutschen Anstalten K 141.088·26.

In den aktiven Posten betrug die Barschaft bei den čechischen Anstalten K 1,678.219·18, bei den deutschen Anstalten K 157.966·76.

Die Einlagen bei anderen Anstalten betrugen bei den čechischen I. B. V. K. K 9,916.816·26, bei den deutschen K 1,090.195·76.

Der Vorrat an Wertpapieren betrug bei den čechischen Anstalten K 7,020.360·60, bei den deutschen Anstalten K 1,140.718·29. Eine besondere Aufmerksamkeit verdient die Tatsache, dass die čechischen Anstalten mehr als zwei Drittel ihres Werteffektenbesitzes, die deutschen aber kaum die Hälfte desselben in den Papieren der böhmischen Landesanstalten eloziert haben. Die čechischen Anstalten haben nämlich: K 4,425 881·10 (= 63·04%) Schuldscheine der Landesbank des Königreiches Böhmen, K 465.269·21 (= 6·62%) Pfandbriefe der Hypothekenbank des Kön. Böhmen und K 2,129.210·29 (= 30·34%) andere Wertpapiere in ihrem Besitze. Die deutschen Anstalten haben um K 544·306·46 (= 47·71%) Schuldscheine der Landesbank des Königr. Böhmen, um K 43 213 60 (= 3·79%) Pfandbriefe der Hypothekenbank des Königr. Böhmen und um K 553.199·23 (= 48·50%) andere Wertpapiere.

Die aktiven Darlehen weisen bei den čechischen Anstalten folgende Summen auf: Personaldarlehen K 47,775.661·43, Hypothekardarlehen K 47,632.305·38, gedeckte Hypothekarkautionen K 2,435.968, Darlehen auf Werteffekten K 30.892·92, bei den deutschen Anstalten: Personaldarlehen K 4,931.253·81, Hypothekardarlehen K 5,980.023·13, gedeckte Hypothekarkautionen K 658.876·37, Darlehen auf Werteffekten K 1560.

Realitäten besassen die čechischen Anstalten im Betrage von K 2,484.362·07, die deutschen Anstalten K 77.400·20.

Schuldige Zinsen hatten die čechischen Anstalten zu fordern im Betrage von K 1,322.166·11, die deutschen Anstalten im Betrage von K 102.845·65.

Die sonstigen Aktiva betrugen bei den čechischen Anstalten K 2,581.848·39, bei den deutschen Anstalten K 155.122·63.

Der Gesamtaktivstand betrug bei den čechischen Anstalten 122,987.700·34, bei den deutschen Anstalten K 14,304.962·60. Es entfällt also hievon auf einen čechischen Einwohner K 31·27, auf einen deutschen Einwohner K 6·14.

Aus den angeführten Ziffern ist auch zu entnehmen, wie die Tätigkeit der čechischen I. B. V. K. weit rühriger, emsiger ist als die der deutschen. So weisen die čechischen Anstalten bei einem Stammvermögen von K 13,624.845·48 Einlagen im Betrage von K 100,869.403·89 also 740%, während die deutschen Anstalten bei einem Stammvermögen von K 3,239.912·85 Einlagen nur im Betrage von 10,100.357·47 also nur 311%. Während bei den čechischen Anstalten 39·03% des Aktivvermögens im mobilen Darlehen (im Personalkredit) investiert sind, haben die deutschen Anstalten bloss 34·49% ihres Aktivver-

mögens in diesen Darlehen angelegt. Dagegen haben die deutschen Anstalten in den immobilen Hypothekardarlehen 41·80% ihres Aktivvermögens investiert, die čechischen Anstalten bloss 38·75%. Charakteristisch ist auch, dass die deutschen Anstalten 7·98% ihres Aktivvermögens in Wertpapieren angelegt haben, die čechischen Anstalten bloss 5·62%; während daher die čechischen Anstalten ihre Mittel hauptsächlich zur Förderung des ihnen in erster Reihe zugewiesenen Zweckes benützen, ihren Teilnehmern billigen Personalkredit zu verschaffen, begnügen sich die deutschen Anstalten vorzugsweise mit der bequemeren Art der Hypothekardarlehen und investieren ein verhältnismässig weit grösseres Prozent in der noch bequemeren Art der Anlage in Wertpapieren.

Bemerkenswert ist, dass bei den deutschen Anstalten die Summe des Stammvermögens 22·65% des Passivvermögens beträgt, während bei den čechischen Anstalten bloss 11·10% und doch weisen die čechischen Anstalten einen Reingewinn in der Höhe von 5·76% des Stammvermögens und die deutschen Anstalten einen solchen in der Höhe von nur 4·35% des Stammvermögens, obwohl doch der Ertrag des verhältnismässig weit grösseren Stammvermögens der deutschen Anstalten ein weit grösseres Prozent des Reinertrags begründen würde.

Aus allen den angeführten Daten erhellt, wie weit die čechischen I. B. V. K. den deutschen I. B. V. K. überlegen sind und welche bemerkenswerte Erfolge unsere Tätigkeit auch auf dem Gebiete des Geld- und Kreditwesens zu erzielen vermag, wenn sie sich frei, auf dem Prinzipe der Selbstverwaltung entfalten kann.

Dr. Čeněk Klier.

Zur gegenseitigen Verständigung der kleinen Völker.

Im 5. Hefte der Čechischen Revue reagierte ich auf die Beurteilung unserer Zeitschrift durch ein dänisches Tagblatt, welches uns vorwarf, nicht die richtige Weltsprache gewählt zu haben. Englisch sollten wir schreiben . . . Der Vorschlag ist bei den bestehenden Verhältnissen und Sprachkenntnissen nicht diskutabel, hier kommt es mir aber darauf an, wie schon einigemal in dieser Zeitschrift, (z. B. S. 163) darauf hinzuweisen, dass wir die Bedeutung der Weltsprachen für die internationalen Beziehungen leicht überschätzen können.

Beziehungen von kleinen Völkern — gibt es dergleichen? Ist dergleichen nötig? Genügt es den kleinen Völkern nicht, dass sie sich in eine Weltsprache einleben und dort nebst allen Kulturgütern auch hinreichende Belehrung über alle, auch die kleinsten Völker von Europa und den andern Weltteilen finden?

Auf die erste Frage kann man getrost mit Nein antworten, wenn man von den Beziehungen stamm- oder sprachverwandter Völker ab-

sieht — wie steht es mit den beiden andern? Wenn die kleinen Völker nichts anderes wären, als sagen wir grosse Völker im kleinen, so wäre es natürlich nicht der Mühe wert, ihre Bekanntschaft zu machen und ihnen die eigene zu vermitteln; es genügt, dass man sich an die Kulturarbeit eines oder mehrerer grosser Völker anlehnt, dass man dafür sorgt, dass diese über unsere eigene Tätigkeit irgendwie belehrt werden . . . Wenn man eine Information für zweihundert Millionen Engländer oder für achtzig Millionen Deutsche besorgt, so ist es doch höchst gleichgültig, ob auch noch zwei Millionen Norweger oder eine Million Slovenen etwas von ihr erfahren. Wenn . . . wie aber, wenn es da noch andere Unterschiede gäbe, als die der Zahl — wenn etwa unter den zwei Millionen sich fast so viel interessierte Leser fänden, als unter den achtzig — wäre da nicht die Sache eine ganz andere? Ich will nicht sagen, dass dieses Interesse tatsächlich vorhanden ist, aber es sollte vielleicht vorhanden sein.

Die kleinen Völker haben herzlich wenig Interessen gemeinsam. Der kolonienverwaltende Niederländer, der butternde Däne, der industrielle Schwede, der geknechtete Lette, der agrarische Rumäne, der Kroate, der Ladiner und Portugiese, sie haben jeder ihre ganz eigenen Sorgen, jeder ein anderes grosses Volk, sich daran zu erbauen — aber eines ist allen gemein: dass sie kleine Völker sind, dass ihre Sprache nur von wenigen gesprochen wird, und dass diese Beschränkung in hunderten von Fällen ihnen hinderlich im Wege steht, dass sie aber trotzdem nichts eifriger wünschen, als diese ihre Sprache sprechen zu dürfen und sie auch ihren Nachkommen zu übergeben, dass sie auch um den Preis, zu dem mächtigsten Reiche zu gehören, ihre Selbständigkeit nicht verlieren, respektive sie neu erwerben wollten . . . und gerade dieses, das Gemeinsame ist es, womit sie bei den grossen Völkern nie auf Verständnis rechnen dürfen! Masaryk hat in der Frankfurter Zeitung das Bemühen, einem Deutschen — aber es gilt von allen grossen Völkern — diesen Kampf begreiflich zu machen, mit dem jenes Pastors verglichen, der seinen Bauern eine Lokomotive erklärte: Ja, alles ist richtig, alles schön, Herr Pfarrer, aber wo ist das Ross?

Im Berliner »Tag« vom 7. Juni 1907 wird den Franzosen die Unterdrückung der Bretonen aufgemutzt, aber nur — um sich jede Einmischung der Franzosen in die Polenfrage zu verbitten! Spotten ihrer selbst und wissen nicht wie! Welches grosse Volk hat da überhaupt ein Recht, dem andern Vorwürfe zu machen? Nur die Kleinen, die sich auf der Stärke schrecklich Recht nicht berufen können, sind berufene Sprecher der Humanität und auch nicht alle: es gibt kleine Völker, welche denken wie grosse und auch so handeln, aber die sind eben trunken, sie werden aus ihrem Grössenrausche einmal mit einem furchtbaren Katzenjammer erwachen und dann werden sie es dankbar empfinden, wenn sie eine kulturelle Organisation der kleinen Völker vorfinden, in der sie ihren angeborenen Platz werden einnehmen können.

Gerade für die eigentlichen Kleinvolkfragen werden wir also immer nur bei den andern kleinen Völkern Interesse finden können. Ge-

nügt aber ein Interesse, das sich höchstens zur Lektüre von Artikeln in einer Weltsprache versteigt? Ich glaube nicht; wir bleiben dann immer auf die Abfälle von dem Tisch der Weltsprachen angewiesen, wir erfahren von den Bewegungen bei den kleinen Völkern nur so viel, als die grossen interessiert, und unser Interesse geht doch viel weiter und viel tiefer. Der Freiheitskampf der Finnen hat ganz Europa begeistert, aber um wie viel tiefere Saiten muss er in einem Volke anschlagen, das sich selbst als ein kleiner David gegen einen grossen Goliath vorkommt! Die Lösung der Optantenkinderfrage — was ist das für Franzosen oder Engländer! Aber die Bürger kleiner Staaten sehen mit ganz anderem Interesse, die Gerechtigkeit einen Erfolg erringen, wenn nur die Diplomatie eines kleinen Staates hinter ihr steht! Die Fragen der »Maalsträveri«, der Schaffung neuer Schriftsprachen, der Organisation der wissenschaftlichen Arbeit, der wirtschaftlichen Organisation ausserhalb der grossen Staatsverbände, selbst die Fragen der Sittlichkeit, des Feminismus, wie viel Gesichtspunkte bieten sie dar, die nur den Angehörigen kleiner Völker gemeinsam sind!

Und alle diese Bedürfnisse sollen durch die Wahl einer passenden Weltsprache, Deutsch, Englisch oder Esperanto gestillt werden?

Im vorigen Sommer war's, da hielt auf dem historischen Boden von Skamlingsbanke Björnson eine Rede,*) die von dem Gedanken an die Stellung der kleinen Völker, speziell der Skandinaven, ausging und zur Selbsthilfe aufforderte . . . wunderbar, dieser Greis, der die Freiheit seines Volkes erfochten, der so viele Fragen kräftig gefördert hat — er scheut auch im weissen Haar nicht davor zurück, eine der schwierigsten neu anzugreifen — Björnson, der ewig Junge!

Welche Lösung schlägt er nun vor? Er erinnert sich im Sprechen — denn der ganze Einfall scheint improvisiert — dass die Skandinaven Germanen sind und dass ihnen prächtig geholfen wäre, wenn nur alle Germanen sich geeinigt hätten, dann wären sie die Herren der Welt, die andern kleinen Völker, Finnen, Kreter und wie sie heissen, mögen dann selber sehen, wie sie fertig werden. Leider ist es aber mit der Einigkeit der Germanen noch nicht weit her und da macht Björnson den grossartigen Vorschlag, seine Zuhörer sollen kleine Gruppen von Gleichgesinnten sammeln, die die streitenden Interessen vermitteln sollen. Man denke: Ortsgruppen in Äbletoft, in Stavanger, in Marstrand, da müssten doch die Deutschen und Engländer aller Logik unzugänglich sein, wenn sie ihre kleinen Streitigkeiten nicht aufgeben wollten! So will es Björnson. Das grosse Kind!

Wenn solch ein naiver Einfall vorgetragen werden konnte, so ist das nur ein Zeichen, dass Hilfe not tut, und so, hoffe ich, wird auch der folgende Antrag nachsichtige Aufnahme finden: ich stimme ebenfalls für kleine Gruppen von Freunden, die weit in den Ländern und ihren Städten verstreut wären, um eine grosse vorbereitende Arbeit zu leisten — nicht um die grossen Völker zu versöhnen, von

*) B. Björnson, To Taler. Kopenhagen 1906.

denen ein für allemal nichts zu hoffen und zu erwarten ist, sondern um die kleinen Völker einander näher zu bringen.

Jedes Volk, auch das kleinste, besitzt heute einen solchen Überschuss an Intelligenz, dass es ruhig die freie Zeit von einem hundert intelligenter Männer und Frauen dem Studium der andern kleinen Völker opfern kann, ohne dem allgemeinen kulturellen Streben und dem Studium der Weltsprachen Eintrag zu tun. Diese Garde müsste sich in die Sprachen der Erde teilen, Ein fünf bis sechs müssten je eine Sprache und — je nach ihrem Berufe und ihrer Bildung — die gesamten Kulturäusserungen eines von den kleinen Völkern Europas gründlich studieren. Dieses Studium wird gewiss in vielen Fällen als kulturell ganz unfruchtbar erscheinen, muss aber nichtsdestoweniger angefasst werden. Übrigens lässt sich auch das nicht im vorhinein entscheiden. Vor einem Jahrzehnt schien dänisch zu lernen bei uns die brotloseste aller Künste; heute weiss jeder intelligente Landwirt, dass ein bisschen Dänisch für ihn viel nützlicher ist, als die ganze Esperanto- und Volapükliteratur zusammen. Eines von den Völkern, wiederhole ich, die üblichen Zusammenfassungen: slavisch, skandinavisch, romanisch u. ä. sind ganz unzulässig.

Diese Hundertschaft bildet den Kern von jenen, die, ohne sich der eigentlichen Arbeit zu widmen, den Resonanzboden für ihre Tätigkeit darstellen. Wichtig werden sie dadurch, dass sie durch ihre finanzielle Beihilfe die Herausgabe einer Revue für das Studium der kleinen Völker ermöglichen, einer Revue, welche mit ihren Schwesterrevuen bei allen andern kleinen Völkern — die dann sämtlich gewiss sind, in jedem von diesen Völkern interessierte Leser zu finden — an dem weitern Ausbau des Gedankens arbeiten wird. Vor allem wird sie die wissenschaftlichen Resultate der Arbeit dieser Völker hervorheben, ihre wirtschaftlichen und politischen Anstrengungen, wird das Interesse für ihre Geschichte, die Natur ihrer Länder wecken, wird Verbindungen geschäftlicher Natur oder Reisen vermitteln u. s. w. Diese Revuen und Vereine könnten einheitlich bezeichnet werden, und um den Namen wären wir nicht verlegen. Die Schwärmer für natürliche oder künstliche Weltsprachen werden uns vorwerfen, dass wir ein Babel schaffen wollen, Babel ist der älteste Mittelpunkt einer internationalen, von verschiedenen Sprachen kleiner Völker getragenen Kultur, nennen wir also Zeitschriften und Vereine getrost — *Babel!*

Revuen in Weltsprachen werden die gewonnenen Resultate der weiteren Öffentlichkeit vermitteln — dazu ist keine besondere Organisation mehr nötig, da diese Aufgaben spezielle Revuen einzelner Völker übernehmen können, also etwa eine englisch geschriebene skandinavisch-niederländische, eine französisch geschriebene polnische, unsere deutsch geschriebene čechische, eine finnische, serbische, portugiesische Revue in russischer, italienischer, spanischer Sprache oder andere.

Das ist ein Gedanke, der augenblicklich angefasst werden und in zwei Jahren oder noch früher schon Früchte tragen kann . . . Sache der Zeitschriften bei den verschiedenen Völkern wird es sein, diesen Antrag, wenn sie ihn wichtig genug finden, ihren Lesern zu ver-

mitteln. Die Čechische Revue hofft ihren neuen Jahrgang mit einem Bericht über diese Diskussion und ihre Erfolge eröffnen zu können.

K—s.

BESPRECHUNGEN.

Dr Jan Branberger: **Über den Anteil René Descartes' an der Musiktheorie des 17. Jahrhundertes.** (Vorbericht über eine handschriftliche musikwissenschaftliche Arbeit.)

Rousseau in seinem bekannten Dictionnaire de Musique (Bd. I., S. 331—332) führt den Philosophen Descartes mit Zarlino, Salinas, Vincenzo Galilei, Doni, Kircher, Mersenne, Wallis, Tartini und anderen zusammen als den bekanntesten von den neueren Musikschriftstellern an. Er beweist dadurch, wie die Musikanschauungen Descartes' damals geschätzt wurden. Aber man findet heutzutage sehr selten auch nur eine knappe Bemerkung über diese Verdienste Descartes', weil seine Theorien bisher nicht gründlich gewürdigt wurden, welche in mancher Hinsicht sehr interessant und wichtig für die Erklärung irgend einer Frage aus der Musikentwicklung des 17. Jahrhundertes sind.

Meine handschriftliche, zur Veröffentlichung vorbereitete Arbeit »Über den Anteil des Philosophen René Descartes an der Musiktheorie des 17. Jahrhunderts« will wieder an Descartes erinnern und kritisch seine Bedeutung mit Rücksichtnahme auf den Stand der Wissenschaft der damaligen Zeit entscheiden.

René Descartes schreibt im Jahre 1618 am 31. Dezember in Breda (Holland), als er dort beim Statthalter Moriz von Nassau in militärischen Diensten stand, ein kleines Musicae compendium. Dieses sehr gute und gründliche Werk wurde erst nach dem Tode Descartes mehrfach im Druck herausgegeben (zuerst in Utrecht 1650). Es wurde auch ins Englische (von Lord William Brouncker) und ins Französische (von Père Poisson) übersetzt. In Schillings Enzyklopädie der gesamten musikalischen Wissenschaften kann man lesen, dass Descartes' Compendium auch in die deutsche Sprache übersetzt wurde. Weil aber dafür genügende Belege fehlen, ist dies vielleicht nur ein Irrtum. Ausserdem stammen aus den Jahren 1619—20 noch einige Bemerkungen über die Musik, welche in neuerer Zeit (1859) in der Schrift »Pensées de Descartes« von Foucher de Careil veröffentlicht wurden. Descartes verfasste auch sehr viele Briefe über Musik, von welchen die meisten an seinen Freund, den Minoriten Marin Mersenne gerichtet wurden. Nur einige von ihnen waren für Constantin Huygens bestimmt. Diese musikalische Korrespondenz fällt in die Jahre 1629 bis 1640, zwischen den Jahren 1629—30 war sie am regsten. Einige seiner Musikprobleme berührte Descartes auch im Tractatus de homine in den Kapiteln 35 und 36.

In meiner ziemlich umfangreichen Arbeit über René Descartes teile ich den ganzen Stoff in folgender Kapitel: Die Musikschriften von René Descartes. Der Charakter der musiktheoretischen Literatur vor Descartes und zu seiner Zeit. Die Musik als mathematische Disziplin. Allgemeine Beurteilung des Musiktraktats Descartes'. Das Hören nach Descartes. Die Intervalle bei Descartes. Konsonanz und Dissonanz. Über die Resonanz oder Aliquottöne. Die Eigenschaften der verschiedenen Konsonanzen und Dissonanzen. Andere theoretische Fragen, besonders über Takt und Rhythmik bei Descartes. Kompositionslehre (Kontrapunkt) im Traktate des Descartes. Descartes' Urteile über die damaligen Instrumente und ihre Stimmung. Descartes' Musikästhetik. Die persönlichen Beziehungen René Descartes' zu einigen zeitgenössischen Musikliebhabern.

Diese Kapitelüberschriften zeigen klar die Methode, welche in meiner Arbeit angewendet wurde. Alle wichtigen Musikprobleme Descartes' wurden gesammelt, aus seinen Briefen herausgehoben und mit den im Musikkompendium enthaltenen Theorien in Verbindung gesetzt. Es handelte sich in erster Reihe um die ganze Erforschung und Bewertung aller Descartesschen Musikgedanken und dann um eine knappe Feststellung ihres Verhältnisses zu vorhergehenden und zeitgenössischen musiktheoretischen Arbeiten. Diese letzte Aufgabe ist die wichtigste, weil Descartes' Schrift in seiner Zeit eine grosse Ausnahme bildet und eine eingehendere musikgeschichtliche Würdigung verdient. Der französische Musikfreund brachte nicht nur ganz neue, für die spätere Entwicklung der Musiktheorie sehr wichtige Grundsätze, sondern er ist auch schon in der äusseren Form und in der inneren Ausarbeitung seines Kompendiums wesentlich von anderen ähnlichen damaligen Arbeiten abgewichen.

Père Poisson schrieb im Jahre 1669 einen Kommentar zu Descartes' Werk, in welchem er viele Dinge für »bisher nie gehörte« erklärt. Die Form der Descartesschen Schrift ist in damaliger Zeit eine seltene Erscheinung. Alle, welche dies kleine Büchlein (in der gedruckten Ausgabe aus dem Jahre 1656 umfasst es nur 34 Seiten) in den Händen gehabt haben, bewundern seine hervorragenden Vorzüge. Adelung in der »Anleitung zur musikalischen Gelehrtheit« (1758) S. 731 führt als Beweis dafür, dass viele es für die beste aller Musikschriften hielten, einen Ausspruch eines gewissen Hofrates Henfling an, welcher behauptet, dass in dieser sehr kleinen Arbeit mehr als in anderen weit umfangreicheren Büchern enthalten ist. Der berühmte Akustiker Chladni (Die Akustik, Leipzig 1802, S. 268, Anmerkung 2) erkennt an, dass Descartes mehrere akustische Gegenstände besser beurteilt hat, als manche Naturforscher nach ihm. Ähnliches schreibt auch Riemann, der das Kompendium für das beste der damaligen Zeit hält.

Die knappe, klare und nicht zu umfangreiche Form war ein Vorzug des Kompendiums. Der französische Mathematiker Mercadier verfasste eine einführende Studie in der Revue d'histoire et critique musicales (Paris 1901. I. Année) unter dem Titel Études historiques sur la science musicale de XVIIe siècle: Les théories musicales de

Descartes, in welcher er nur auf die Descartessche Lehre aufmerksam macht, aber ohne sie gründlich und allseitig zu bearbeiten. Auch bei Mercadier ist es sehr interessant zu beobachten, dass er auf die isolierte Stellung der Schrift hindeutet und dass er einen ganz richtigen Vergleich zwischen Descartes' Kompendium und den Arbeiten von Zarlino und Mersenne zieht: C'est la clarté entre deux obscurités, le jour entre deux nuits. Derselbe Schriftsteller hat ganz recht, wenn er das Werk bedauert, dass es von den Fachmännern ganz vergessen wird.

Descartes war der erste Musikschriftsteller, welcher alle minder wichtigen Sachen aus seinem Buche ausgeschlossen hat. Er behandelte nicht die verschiedenen lächerlichen Kleinigkeiten, welche noch bei Mersenne beliebt waren (wie z. B. die mechanische Anleitung, wie viele Melodien man aus einer gegebenen Zahl der Noten konstruieren kann, oder die verschiedenen Fabeln über Echo, und anderes), und war auch kein Kompilator wie fast alle damaligen Musikschriftsteller. Ebenso spricht er kein Wort mehr von der überlebten griechischen Musiktheorie, ohne deren Zuhilfenahme damals noch kein Musikbuch geschrieben werden konnte. Descartes schöpfte nur aus seiner eigenen Erfahrung und aus seiner Forschung. Er beabsichtigte wie später in anderen Wissenschaften einen neuen Weg einzuschlagen und in seiner besonderen Art alles, was ihm die zeitgenössische Musik darbot, durchzuarbeiten. Descartes liebte bombastische Phrasen und steife Gelehrsamkeit nicht, er schrieb einfach und sehr verständlich. Aus diesen Gründen ist sein Kompendium ein ziemlich wichtiges Hilfsmittel zur Beurteilung des damaligen Standes der Musik.

Ein neues, noch nicht früher angewendetes Kapitel in Descartes' Schrift ist auch die Berücksichtigung der Frage der musikalischen Schönheit. Auch hier ist Descartes streng wissenschaftlich. Sicher ist, dass Descartes vor Vollendung seines Musiktraktats die wichtigsten Werke der Musikliteratur studierte. Vor allem gewiss Zarlino, den er auch einmal zitiert. Aber trotzdem ist das Kompendium ganz selbständig in seinen Betrachtungen, weil es als einzige Quelle nur die zeitgenössische Praxis benützt hat. Seine Gewährsmänner sind bloss die Practici d. i. praktische Musiker. Ausserdem hatte Descartes die Methode zu seiner Arbeit von der Naturwissenschaft hergenommen. In dieser Hinsicht ist Descartes der erste Vorläufer der Musikakustiker Helmholtz, Hauptmann und Oettingen.

Der Eindruck des ganzen Schriftchens Descartes' deutet nicht eigentlich auf ein instruktives Kompendium, eher ist es eine Philosophie der Musiktheorie. Man kann es nicht als ein zur schnellen Übersicht geeignetes Lehrbuch betrachten, sondern es ist eine Arbeit, die vom Autor seinem Freunde Beeckmann gewidmet wurde, und in welcher sich Descartes vielleicht nach Kenntnissen dieses Musikers richtete.

Die Feindschaft gegen die Philosophie Descartes' wurde auch auf sein Musikwerk übertragen. Aber trotzdem kann man seinen Einfluss in der nachmaligen Literatur spüren. Es war damals in Frank-

reich ähnlich wie in Italien, als Zarlino vor Descartes die Ansichten der Musiker für sich gewonnen hatte. Descartes ist ein französischer Zarlino, aber selbstverständlich in weit kleinerer Ausgabe. Seine Bedeutung in der Musikgeschichte ist vielleicht genügend gekennzeichnet, wenn man sagt, dass er ein Vorgänger des grossen Rameau war und dass er die Reihe der französischen Theoretiker, die der Musikwissenschaft die Harmonielehre gaben, beginnt. Nicht nur die Theorien Rameaus, sondern auch die Arbeiten Sauveurs beruhten auf der vorhergehenden Lehre Descartes'. Das 17. Jahrhundert bis zu Rameau ist arm an neuen theoretischen Errungenschaften. Von Zarlino an bis zu diesem berühmten französischen Komponisten bedeutet in der Frage der Harmonielehre nur Descartes und eventuell auch Mersenne etwas. Der letztere hat viel aus dem Kompendium Descartes' und aus seinen Briefen gelernt. Nur diese drei Theoretiker, Descartes, Mersenne und Sauveur dienten Rameau als Quelle, alles andere hat er nur aus der Praxis genommen. Neben Rameau und seinen Nachfolgern kannten noch Leibniz und Euler in ihren Arbeiten über Musik den Descartes und haben aus ihm geschöpft. — Aus diesem Grund verdient Descartes als vergessener, selbständig forschender Musiktheoretiker eine umfangreiche wissenschaftliche Würdigung. Der Verfasser dieses Aufsatzes hat eine solche Arbeit unternommen und will hier im voraus bloss seinen Standpunkt zu diesem sehr interressanten Thema der Öffentlichkeit vorlegen.

Professor Dr. B. Němec, **Vztahy rostlin k vnějšímu světu.** (Rostlinná oekologie.) Sbírka přednášek a rozprav. Seš. V. Č. 2. [Die Beziehungen der Pflanzen zur Aussenwelt (Die Pflanzenoekologie). Auch unter dem Titel: Sammlung von Vorträgen und Aufsätzen Heft V, Nr. 2.]. Prag, J. Otto 1907, 258 S. — K 3·80.

Geht man mit den uns heute zur Verfügung stehenden und jeden Tag sich vermehrenden Mitteln und Beobachtungen auf den Grund der fundamentalsten Lebenskundgebungen, so erblicken wir, dass sie durch ein einigendes Band verknüpft erscheinen. Je mehr sich nämlich das Gewirre von Mechanismen lockert, je durchsichtiger der Lauf der Zeiten den Schleier der Maja macht, desto offenbarer tritt die direkte Abhängigkeit der wichtigsten Lebenserscheinungen von den Einflüssen der Aussenwelt zu Tage. Die allein lebenerhaltende Funktion der Assimilation beruht auf einem direkten Verkehre des lebenden Körpers mit den Stoffen der Aussenwelt, die Vermehrung und Sexualität kann in ihren Grundelementen heute bereits auf eine Wirkung äusserer Faktoren zurückgeführt werden, nicht minder die Formenbildung; für die Entwicklungslehre erscheint das Postulat des Auftretens neuer Charaktere, die zur Artbildung verwendet werden könnten, durch Wirkung äusserer Einflüsse unumgänglich; ja wenn

man diese Gedankenreihen zu Ende denkt, so werden wir nicht umhin können, selbst die Geburt des Lebens, als Generatio aequivoca, für eine Folge des Zusammenspieles der erforderlichen Aussenkräfte anzusehen.

Wenn wir somit dies alles in Betracht ziehen, so können wir der Schlussfolgerung nicht entraten: das Leben ist, soweit es der menschlichen Analyse zugänglich ist, ein oekologisches Problem. Die Oekologie — die Lehre von der Wirkung der Aussenwelt auf die Organismen, ihre Entstehung, Dauer und Vernichtung — ist Biologie.

Die Botaniker, welche in so mancher Hinsicht bezüglich allgemeiner Fragen anderen Wissensgebieten voraus sind, haben auch früher die Oekologie als Biologie schlechthin bezeichnet. Wenn sie in neuerer Zeit davon abgekommen sind, so ist dies vielleicht nur unter dem Drucke gewisser Theorien geschehen.

Das bei Otto in der nunmehr von Prof. Drtina redigierten Sammlung von Vorträgen und Abhandlungen erschienene Buch des Pflanzenphysiologen Němec gibt einen trefflichen Abriss der in gemeinverständlicher Abfassung nur selten gebotenen Oekologie des vegetativen Lebens der Pflanzen. Sämtliche in Betracht kommenden Beziehungen der Pflanzen zu den massgebenden äusseren Faktoren finden in ihren Hauptpunkten eine klare, von der sicheren Hand des eine festliegende Basis experimenteller Erfahrungen beherrschenden Forschers geführte Behandlung. Wegen der Fülle der beigebrachten Tatsachen wird die Lektüre dieses Buches besonders für den Laien keine ganz leichte sein. Es soll aber auch nicht der Unterhaltung, sondern der Belehrung dienen.

Was ich ganz besonders hervorheben möchte, ist der Umstand, dass Němec sich in seinen Darstellungen in der Hauptsache an die Tatsachen und deren Verknüpfungen hält und die Theorien nur ganz flüchtig streift. Ich glaube, dass bei diesem Verhalten Němec das Richtige für ein populäres Buch gefunden hat. Man kann ja über die stets grössere Kreise einbegreifende Popularisierungssucht verschiedener Ansicht sein. Es kann ja überhaupt fraglich erscheinen, ob sich die Wissenschaft zur Popularisierung eigne, ob eine Popularisierung nicht ihrem Geiste widerstreite. Bezüglich der Naturwissenschaften wird man zugeben müssen, dass nur die Weiterverbreitung ganz feststehender Tatsachen einen Zweck für die Aufklärung breiter Volksschichten haben kann, nicht aber die Verbreitung von Theorien, die heute felsenfest zu stehen scheinen, aber morgen dem Riesen auf tönernen Füssen gleich in ihr Nichts zusammenstürzen.

In dem eben angedeuteten Sinne kann das Buch von Němec als ein populäres Werk im besten Sinne des Wortes bezeichnet werden.

Dr. Vladislav Růžička.

NOTIZEN.

Petr Bezruč ist das Pseudonym eines Dichters, dessen wirklicher Name bis vor ganz kurzer Zeit nur einem ganz kleinen Kreise von Auserwählten bekannt war. Es ist mehr als ein Pseudonym, es ist eine Maske: Petr Bezruč ist die Verkörperung der nationalen und sozialen Leiden eines der unglücklichsten Zweige unseres Volkstums, das in den Beskiden einen schweren und verlustreichen Kampf um sein nationales Dasein zu führen hat. In dem Gedichte »Ich« lässt Bezruč den Satan selbst sich der Leiden dieses Volkes erbarmen und ihm einen Dichter erschaffen:

Und aus dem Fels sprang ein hässlicher Seher,
Sklaven entstammt und verrätrischem Blute,
Schluchzt' auf zum Mond, in die Sonne auf flucht' er.
Ballte die Faust, sie schüttelnd gen Himmel,
Alle die Feinde, ob in Golde sie glänzten,
Ob wie vor Göttern vor ihnen auch knieten
Dorten bei Teschen die Sklaven der Gruben,
Riss er in Staub, mit dem Zorne, dem Trotze,
Die ihm als Mitgift der Dämon gegeben, —
Aus diesem Felsen sprang i c h!

Er ist der Träger des Trotzes, den er in dem Volke schmerzlich vermisst, er ist der tolle Musikant, der seinem Volke zum Todestanze aufspielt, wie der Dudelsackpfeifer den Schotten Wellingtons. Er lebt als Bergmann Jahre lang tief im Schachte, um dann, den Kohlenstaub im Haar als dräuendes Phantom aufzutauchen, zum Schrecken der polnischen Grafen, der Wiener Hocharistokraten (deren Symbol Markgraf Gero ist, der Vernichter der Brandenburger Slaven) und Kohlenbarone, der polnischen Pfarrer und der deutschen Beamten und Lehrer — die grosse Zahl derjenigen, die Petr Bezruč mit seinem Hasse verfolgt, zeigt, wie ungleich der Kampf ist, der dort geführt wird. Scheint es auf Augenblicke, dass hier die Entrüstung, oder wenn man will, das Mitleid den Dichter gemacht, so könnte man doch eher umgekehrt sagen, dass in Bezruč ein grosses Talent durch den Schmerz über das Leiden seines Volkes zum Schweigen gebracht ist. Bezruč Poesie ist vielleicht am wirksamsten, wenn sie unwillkürlich objektiv wird, in seinen Balladen, seinen Situations- und Landschaftsbildern. Hier fühlen wir, wie viel unsere Poesie durch sein Verstummen verliert. Denn Petr Bezruč gehört zu den wortkargsten Dichtern der Weltliteratur. Ein schmächtiges Heftchen genügte, um seine im »Čas« erschienenen

Gedichte zusammenzufassen, aber dieses 1903 erschienene Bändchen war ein Ereignis. Seine Gedichte leben, Maryčka Magdonová z. B. ist fast unser populärtes Deklamationsstück und Karl Moor, ein hervorragender Komponist, hat das Gedicht als Melodrama bearbeitet. Und so durfte dieser lakonische Dichter in der Reihe derjenigen, welche unser erster Jahrgang dem deutschen Publikum vorführen wollte, nicht fehlen.

»Gross Macht und viele List« preisen die Deutschen im Gesange, wenn sie in besonders weihevoller Stimmung sind; — das Lied beginnt zwar »Ein feste Burg ist unser Gott«, aber wir zitieren in der gründlichen Art, in der die deutschen Blätter, namentlich in Prag, die slavische Hymne Samo Tomášiks anführen. Sie erzählen auch bei Gelegenheit des jetzigen Sokolkongresses, die Volksmenge habe »Hrom a peklo« gesungen! Das Lied heisst Hej Slované und Donner und Hölle werden darin ebenso wenig freundlich genannt, wie die viele List in Luthers Hymne, die Tomášik zu seinem Liede begeistert hat (Luther: Und ob die Welt voll Teufel wär'; Tomášik: Gäb' es so viel Teufel, als Menschen auf der Welt, Gott ist mit uns...). Dass die Erklärung, man fürchte sich nicht vor Donner und Hölle, wenigstens was den Donner anbelangt, ernst gemeint ist, zeigte eine hübsche Episode beim letzten Turnfeste: 2500 Turnerinnen traten zum Kegelschwingen an, während der Himmel sich schwarz umzog, der Sturm sich erhob und bald ein Gewitter von furchtbarer Heftigkeit sich unmittelbar über der Arena entlud, in die es auch einschlug. Und die süssen Kinder formierten ihre Reihen, schritten nach dem Takte der Musik einher, nahmen ihre Distanzen, obwohl sie mehr von den unablässig zuckenden Blitzen beleuchtet wurden als vom Tageslicht, obwohl das Publikum scharenweise flüchtete und nur teilweise ihnen durch jauchzenden Beifall dankte, bis endlich ein wolkenbruchartiger Platzregen, der die Arena nach weniger Minuten in einen See verwandelte, sie zum geordneten Rückzuge zwang. — Das war eine hübsche Probe der Disziplin, zu welcher unser Turnverein (Sokol, der Falke, genannt) das Volk zu erziehen sucht. Der Sokol stammt aus dem Jahre 1862; an diese Zeit erinert noch heute ein Hauptstück der Sokoltracht, das rote Garibaldinerhemd. Seine Schöpfer sind Heinrich Fügner und Miroslav Tyrš, ersterer liess auf eigene Kosten die erste prächt'ge Turnhalle erbauen, der letztere schuf die čechische Terminologie der Gymnastik. Schon 1866 bot sich der Sokol zur Organisierung der Landesverteidigung an, aber die Regierung hoffte auch ohne Freiwilige mit den Preussen fertig zu werden und lehnte das Anerbieten ab, um dann den Sokol jahrelang viel hartnäckiger zu bekämpfen als die Preussen. — Der erste Sokolkongress fand 1882 in Prag unter Teilnahme von 75 Vereinen mit 720 turnenden Teilnehmern statt, beim 2. Kongress 1891 turnten von 7000 anwesenden Sokolen 2300, beim dritten, 1895, 4300 von 7500, beim vierten, 1901, 6000 von 12.000 Anwesenden, beim jetzigen fünften werden die Freiübungen von 8064 Turnern ausgeführt, am Festzuge nehmen 22.000 teil. Der Sokol, dessen

Namen und Organisation fast alle slavischen Stämme angenommen haben, zählt 38 Gauverbände mit 711 Vereinen und 58.000 Mitgliedern, 7000 turnende Frauen und den Nachwuchs ungerechnet. Er gehört der Fédération européenne de gymnastique an, an deren heurigen Wettkämpfen in Prag belgische, französische, luxemburgische, magyarische, slovenische Musterriegen teilgenommen haben. Den Sieg gewannen die Čechen.

Sterbefall. Am 19. Juni starb in Nachod der Schriftsteller Franz Zákrejs. Geboren am 7. Mai 1839, spielte er als Literaturkritiker seiner Zeit eine gewisse Rolle wobei ihn, den Lessingianer, das Schicksal traf, gegen alles, was jung und modern war, der Rufer im Streite zu sein, in den siebziger ebenso gut wie in den neunziger Jahren. Als der Handschriftenstreit ausbrach, versuchte der Arme noch dazu gegen Gebauers eiserne Logik und sein überwältigendes Tatsachenmaterial die Königinhofer Handschrift in jener Art zu verteidigen, in der man zwanzig Jahre vorher gegen Büdinger »Lorbeeren« erringen konnte. Aber die Zeiten waren andere geworden... und Zákrejs verfiel dem Fluche der Lächerlichkeit. Was er etwa Verdienstliches schuf, ist vergessen, als Objekt der Angriffe seiner Gegner wird er vielleicht weiterleben.

Zur Nationalitätenstatistik. In Österreich wird bei den Volkszählungen weder die Nationalität noch die Muttersprache der Bevölkerung erhoben, sondern die Umgangssprache. Trotzdem werden dann die Resultate der Volkszählungen den Nationalitäten zu gute oder zum Nachteil geschrieben, und darum sind die Fälle nicht selten, dass in einer nach allen Statistiken und Nationalitätskarten urdeutschen Gemeinde sich plötzlich das Bedürfnis nach einer čechischen Schule herausstellt, oder dass eintritt, was wir auf S. 671 aus einer gewiss unverdächtigen Quelle, dem Organ des Allgemeinen deutschen Schulvereins (»Das Deutschtum im Auslande«) zitierten: »Infolge mancher Vorteile bekannten sich bei der letzten Volkszählung fast alle Bewohner zur deutschen Umgangssprache. Ein Drittel der Gemeindevertretung besteht aus geborenen Čechen usw.«

Diese Missbräuche verteidigt der deutsche Statistiker Prof. Rauchberg dadurch, dass er behauptet, die Bevölkerung korrigiere diese Angaben, jeder gebe tatsächlich die Nationalität statt der Umgangssprache an und wenn doch (was ja, wie wir sahen, unleugbar ist) Fälle vorkommen, dass jemand durch seinen Arbeitsgeber u. ä. beeinflusst wird, eine fremde Sprache anzugeben, so geschehe dies auf beiden Seiten und die Fehler heben sich gegenseitig auf: den Umgangsdeutschen entsprächen eben wieder ebensolche Čechen.

Als Beispiel dieser Art sollte Prag dienen, wo die Gemeindevertretung čechisch ist; hier sollten weit mehr wirkliche Deutsche existieren,

als die Volkszählung angab, und der Beweis dafür sollte durch die letzten Reichsratswahlen geliefert werden. Wie ist nun dieser Beweis ausgefallen?

Von den merkwürdigen Ergebnissen dieser ersten Reichsratswahlen auf Grund des allgemeinen direkten Wahlrechtes in Prag wusste die deutsche Presse nur über ein rein formales Ereignis zu berichten, dass nämlich der deutsche Zählkandidat mit dem jungčechischen in die Stichwahl gekommen ist. In der nüchternen Sprache der Ziffern besagt diese rein äusserliche Tatsache, dass in dem Wahlbezirke Untere Neustadt sogar derjenige Kandidat, welcher nur 886 von 3322 abgegebenen Stimmen, resp. von 5185 zur Wahl berechtigten also 26·7, resp. nur 17% auf sich vereinigt hatte, infolge einer beispiellosen Zersplitterung der čechischen Parteien in die engere Wahl gekommen ist.

Bei der engeren Wahl konnte der deutsche Kandidat die deutsche Stimmenzahl bloss um 132, um etwas über 2% erhöhen. So sieht »der grosse Sieg der Deutschen in Prag« in Wirklichkeit aus.

Dass die Prager Wahlen den Beweis für die Richtigkeit von Rauchbergs Aufstellungen in der Tat nicht gebracht haben, erhellt sonnenklar daraus, dass in keinem einzigen Prager Wahlbezirke die deutsche Wählerquote auch nur die Bevölkerungsquote nach der Volkszählung von 1900 erreichte.

In	Von sämtlichen Wahlberechtigten entfielen a. deutsche Kandidaten %	Der deutsche Anteil an der Zivilbevölkerung laut Volkszählung 1900 %
Prag-I.	9·17	10·43
Prag-II. und VI.	8·78	11·82
Prag-III. und IV.	6·05	8·21
Prag-VII.	2·26	2·35
Prag-V. und VIII.	1·81	3·38
Also Prag I—VIII.	6·51	8·57
Smíchov samt Umgebung	3·84	4·32
Kgl. Weinberge	7·54	9·19
Žižkov	0·97	1·36
Karolinental	8·86	10·45
Nusle, Vršovice etc.	0·00	1·32
Prager Polizeirayon	4·93	6·55

Wenn also die Prager Wahlen den Beweis erbringen sollten, dass die Erhebung der Umgangssprache bei der Volkszählung vom J. 1900 vollkommen unrichtig durchgeführt wurde und dass die Zahl der wirklichen Deutschen in Prag auf mindestens 50.000 Einwohner anzuschlagen sei so ist der Beweis misslungen, denn die Deutschen haben in sämtlichen einschlägigen 15 Wahlbezirken von über 115.000 Wahlberechtigten und

über 78.000 abgegebenen Stimmen bloss 5.670 Stimmen auf ihre Kandidaten vereinigt. Das entspräche — selbst wenn man den Schlüssel, welchen Prof. Rauchberg aus den Gesamtergebnissen für ganz Prag herausrechnet, auch für die Deutschen gelten liesse, — einer Gesamtbevölkerung von 22.680 Einwohnern; wenn man die Staatsfremden (1900:2700) und das Militär mit deutscher Umgangssprache (1900:3793) hinzurechnet, ergibt dies zusammen 29.213 Deutsche gegenüber 34.023, die bei der Volkszählung 1900 ermittelt wurden.

Dass der Optimismus Rauchbergs nicht allgemein geteilt wird, zeigt eine Darstellung aus unbestritten deutscher Feder, Professor H. Herkners wichtige Besprechung von Rauchbergs »Nationalem Besitzstand in Böhmen« in Sombarts »Archiv für Sozialwissenschaften und Sozialpolitik« Herkner sagt u. a.: »Entscheidend ist für mich eben die unerfreuliche Tatsache, dass die Deutschen Prags gegenüber dem mächtig aufstrebenden Čechentum doch immer mehr an realer Bedeutung verlieren. Ungefähr ein Drittel der Prager Deutschen wird durch Israeliten gebildet. Da auch nach Rauchbergs Darlegungen ein immer grösssere Bruchteil der israelitischen Bevölkerung sich an die čechische Nationalität anschliesst, so eröffnet schon dieser Umstand dem Prager Deutschtume keine guten Aspekten. Ein weiterer Teil des Deutschtums wird durch das Militär vertreten. Es handelt sich also um Leute, die im Prager Boden nicht Wurzeln fassen, sondern eben nur durch die abzuleistende Dienstpflicht hier festgehalten werden, jedenfalls sich in politischer Hinsicht nicht betätigen können. Wieder andere Deutsche sind fremde Staatsangehörie, von denen die Mehrzahl wohl auch nur vorübergehender geschäftlicher Zwecke wegen in Prag wohnt. Sodann ist der Zuzug, den die Prager Deutschen aus dem deutschen Sprachgebiete Böhmens erhalten, sehr gering; nur 3496 stammen aus rein deutschen, 1153 aus vorwiegend deutschen Bezirken; 5100 Deutsche sind aus den čechischen oder vorwiegend čechischen Gebieten nach Prag gekommen. Diese letzteren Zahlen sind überaus bezeichnend. Die Prager Zustände erscheinen eben nur denjenigen Deutschböhmen einigermassen erträglich, welche schon durch ihre Herkunft daran gewöhnt sind, sich in einem ganz oder vorwiegend čechischen Milieu zu bewegen und die sich deshalb auch in der Regel der čechischen Sprache bedienen können. Kurz, der national fremde Boden Prags vermag dem dort vorhandenen Deutschtum nicht die Kräfte zu liefern, die zu einer gedeihlichen Entfaltung erforderlich wären. Rauchberg weiss selbst sehr gut, »dass die Nationalität als Zugehörigkeit zu einer Kulturgemeinschaft bodenständig und sozial bedingt ist« (S. 295), »dass sie nur inmitten der Volksgenossen, nur auf dem heimatlichen Boden, wo alle Quellen des nationalen Empfindens rauschen, auf die Dauer bewahrt werden kann«. Allein an diese Wahrheiten erinnert er sich nur dann, wenn es sich um die Beurteilung der čechischen Minderheiten im deutschen Sprachgebiete handelt! So vorteilhaft auch die zentrale Lage Prags wirken mag, die dort noch bestehenden deutschen Anstalten stehen eben nicht »inmitten der Volksgenossen

auf heimatlichem Boden, wo alle Quellen des nationalen Empfindens rauschen«. Und deshalb können sie den Deutschen Böhmens auch nicht die grosse Förderung spenden, zu der sie sonst im Hinblicke auf ihre ausgezeichneten Lehrkräfte und Lehrmittels wohl imstande sein würden.

Eines Kommentars bedürfen diese Ausführungen Prof. Herkners wohl nicht. Es sei nur noch konstatiert, dass Herkner, der sich schon vorher mit den Nationalitätsverhältnissen Österreichs und speziell Böhmens sehr eingehend befasst hat, auch den übrigen Ausführungen des zitierten Rauchbergschen Werkes schwere Mängel und tendenziöse Einseitigkeit vorwirft, so z. B. über die Bedeutung der Erhebung der Umgangssprache, über die Lage der čechischen Minderheiten in Böhmen, über die Darstellung der natürlichen Bevölkerungsbewegung nach der Nationalität, über den Einfluss der Agrarverfassung auf die Volksvermehrung u. ä., auf die wir noch gelegentlich zurückkommen dürften.

—ý.





